Allgemeine Enzyklopaedie der Wissenschaften und Kuenste ...

Johann Samuel Ersch, J.G Gruber

Digitized by Google

by Google

Google

Allgemeine

Encyclopädie der Wiſſenſchaften und Künſte

von

J. S. Erſch und J. G. Gruber.

Digitized by Google

Allgemeine

Encyclopädie

der

Wiſſenſchaften und Künſte

in alphabetiſcher Folge

von genannten Schriftſtellern bearbeitet

und herausgegeben von

J. S. Erſch und J. G. Gruber

Profeſſoren zu Halle.

Ein und zwanzigſter Theil

mit Kupfern und Charten.

Nachträge:

CABEREA — CRYPTOSTOMA.

Leipzig, im Verlag von Johann Friedrich Gleditſch 1830.

Digitized by Google

Digitized by Google

V o r w o r t.

Nur mit Bedauern kann der Herausgeber bemerken, daß ihm ſein Plan bei dieſem Theile nicht gelungen iſt. Er hatte gewünſcht und durfte hoffen, nicht vergebens gewünſcht zu haben, daß er in dieſem Theile die ſämtlichen Nachträge zu C — zu denen er ſich nothgedrungen hatte entſchließen müſſen — würde liefern können, ſelbſt wenn der Band zu einer ungewöhnlichen Stärke anwüchſe. Die Verlagshandlung, welche es ſich höchſt angelegen hat ſeyn laſſen, lange verabſäumte Verbindlichkeiten gegen die Theilnehmer und Mitarbeiter an der Encyclopädie zu erfüllen, hatte ſich auch zu dieſem Opfer entſchloſſen: allein ihr und des Herausgebers beſter Wille vermochten nicht das Unmögliche möglich zu machen. Mehre der Herren Mitarbeiter waren durch unvermeidliche Umſtände behindert, ihre Artikel zu liefern, die Artikel ſelbſt aber von ſolcher Art, daß man nur durch eine Bearbeitung von eben dieſen Gelehrten, welche ſie übernommen, die Kenner zu befriedigen hoffen durfte, wie dieſe, nach Erſcheinung jener Artikel gewiß gern zugeſtehen werden. Dies nöthigte uns denn, die wir treu an dem Grundſatze halten, den Gehalt vor allem zu berückſichtigen, zu den Nachträgen in dieſem Theile noch einen kleinen Nachtrag im folgenden zu liefern. Dieſe Inkonvenienz zu vermeiden, ſtand nicht in unſerer Macht; wir hoffen aber, der Nachſicht

Digitized by Google

der Herren Theilnehmer um ſo mehr verſichert ſeyn zu können, je gewiſſer wir ſchon jetzt die Zuſage zu ertheilen vermögen, daß dieſe Inkonvenienz nie wiederkehren wird. Schon mit dieſem Bande hoffen wir den Beweis geliefert zu haben, daß es uns höchſt angelegen iſt, alle unſere Verbindlichkeiten auf das redlichſte zu erfüllen, und man wird ſich bald überzeugen, daß wir darin nicht nachlaſſen. Von dem, was geſchehen wird, mag der Herausgeber nicht reden; nach Erſcheinung noch einiger Theile aus allen drei Abtheilungen möge man entſcheiden, ob wir aufs eifrigſte bemüht geweſen ſind, einen gerechten Wunſch unerfüllt zu laſſen.

Halle, im Auguſt 1830.

Gruber.

Digitized by Google

Allgemeine

Encyclopädie der Wiſſenſchaften und Künſte.

Ein und zwanzigſter Theil.

Nachträge:

CABEREA — CRYPTOSTOMA.

Digitized by Google

Verzeichniſs der Kupfertafeln und Landcharten, welche mit dem Ein und zwanzigsten Theile der allgemeinen Encyclopädie, zu den nachfolgenden Artikeln gehörig, ausgegeben worden sind:

Centralbewegung . . . . Mathematik.

Contrapunkt *) (Taf. 1. — 4.) . . . . Musik.

Crustacea . . . . Naturgeschichte.

---

*) In dem Art. Contrapunkt. S. 341. Sp. 2. Z. 5. ist statt: Terzdecime oder Tredecime zu lesen: Quindecime.

C A B E R E A.

CABERRA, eine neue von Lamouroux geſtiftete Cellarien-Gattung, ein veräſteltes, gegliedertes walzenförmiges, etwas zuſammengedrücktes Polypengehäuſe, deſſen Zellen nur auf einer Seite geöffnet ſind, auf der entgegengeſetzten hingegen nichts als eine geradlaufende Längenfurche zu bemerken iſt und wo die Seitenhaare abſtehen. Die Zellen ſind ſehr klein und zahlreich an der hintern Fläche gewölbt, und deutlich durch die zwiſchendurch laufende Längenfurche zu unterſcheiden. Auch die Querfurchen, die Zelle von Zelle trennen, ſind deutlich zu erkennen, ſo wie die zahlreichen langen Haare, die von den Zellenkelchen ausgehen und ſich an den Seiten der Aeſte zurückkrümmen. Dieſe Species ſtamt aus der Südſee und iſt ebenfalls von Lamouroux in ſeinem Buche sur les polypiers flexibles p. 130. no. 240. pl. 2. fig. 5. A B C und in der franzöſiſchen Ausgabe des Ellis Solanderſchen Kupferwerks p. 5. Tab. 64. fig. 17 — 18. als die einzige Species dieſer Gattung Caberea dichotoma abgebildet und beſchrieben worden. (*Tilesius.*)

CABESTERRE, das **Hochland**. So heißt auf mehren weſtindiſchen Inſeln der höher gelegene Theil gegen den niedrig gelegenen oder Basseterre, als auf Martinique, auf Guadeloupe, wo auch ein Marktflecken ſo benant wird, der auf der Oſtküſte belegen iſt und 1 Kirche und 1788 mit ſeinen Umgebungen 4483 Einw. hatte, auf S. Lucia u. ſ. w. (*Hassel.*)

CABO ROXO, Dorf auf der S. W. Spitze der ſpaniſchen Inſel Puerto Rico, hat 1540 Einw. und einen kleinen Hafen, der blos leichten Schiffen zur Zuflucht dient, da das Meer hier mit äußerſt gefährlichen Klippen umgeben iſt. Aus einer von den Fluten ausgehöhlten tiefen Lagune wird ſo vieles Salz abgeſchlämt, daß ein Theil der Inſel damit verſorgt werden kann. (*Hassel.*)

CABRA, Städtchen der ſpaniſchen Provinz Cordova, unweit des Urſprungs des Fluſſes Cabra, mit 6000 Einwohnern, 6 Klöſtern und einem Gymnaſium, war unter den Gothen und in den erſten Zeiten der Araber der Sitz eines Biſchofs. Diego Fernandez von Cordova, auf Baëna, Villalzan, Villaciſla, Mazariegos, Bascones und Revenga, Marſchall von Caſtilien, Alguazil Mayor von Cordova und Alcayde de los Donzeles, regierte zugleich das Städtchen Cabra, welches früher dem Orden von Calatrava gehörte und worin er bedeutendes Grundeigenthum erworben, als Alcayde. (Er war des Gonſalvo Fernandez von Cordova, des 1ſten Herrn von Aguilar, dritter Sohn). Diego bildete am 17. Januar 1425 aus Baëna, Doña Mencia, den Gütern in Cabra, Cordova und Bermejo, ein Majorat für ſeinen zweiten Sohn, Peter, während der ältere, Johann, Poſa in Altcaſtilien, nordöſtlich von Burgos, Villaquiran, Villaciſla, Bascones und Revenga erhielt, den mütterlichen Geſchlechtsnamen, Rojas, annahm, und der Ahnherr der nachmaligen Markgrafen von Poſa wurde. Peters Sohn, Diego Fernandez de Cordova, auf Isnajar, Baëna, Rute und Rambla (ſämtlich in der nächſten Umgebung von Cabra gelegen), Marſchall von Caſtilien, und Alguazil Mayor von Cordova, erhielt Cabra von Heinrich IV. als eine Grafſchaft, was er um ſo mehr verdiente, da ſeine ſtandhafte Anhänglichkeit an dieſen unglücklichen Regenten ihm die Feindſchaft aller ſeiner Nachbaren zugezogen, und ihn in eine Reihe blutiger Fehden mit ſeinem Vetter, dem Alfons von Cordova, 6ten Herrn von Aguilar, der ganz in der Nähe das weitläufige Gebiet von Priego und Aguilar beſaß, verwickelt hatte. Vornehmlich wurde um den Beſitz von Cordova und Bujalance geſtritten. Auch den Königen Ferdinand und Iſabella leiſtete der Graf die wichtigſten Dienſte gegen Granada und Portugal, daher ſie ihn auch mit Gnaden zu erſchütteten und unter andern verordneten, daß das Kleid, welches die Königin von Caſtilien am Epiphanien- oder Oſtertage tragen würde, der jedesmaligen Gräfin von Cabra gehören ſollte. In der Kunſtſprache heißt dieſe wunderliche Gnadenbezeugung, von der in Spanien mehre Beiſpiele vorkommen, Merced del Brial de la Reyna.

Diegos Sohn, auch Diego genant, 2ter Graf von Cabra, übertraf noch den Vater in kriegeriſchem Ruhm. In dem Treffen bei Lucena, den 21. April 1483, in welchem der große Capitain ſich die Spornen verdiente, ſchlug er mit weniger Mannſchaft der Mohammedaner zehnfach überlegenes Heer; ihr König, Abo-Abdeli, gerieth ſelbſt in Gefangenſchaft, und 5000 ſeiner Soldaten wurden getödtet oder gefangen. Zur Belohnung wurde dem Grafen von Cabra ein Jahrgehalt von 100,000 Maravedis, ſamt der Erlaubniß, ſeinem Wapen das Bild eines Königs, mit der Krone auf dem Haupte, und 9 Standarten (ſo viele hatten er und ſein Neffe, der Alcayde de los Donzeles, den Mohren entriſſen) einzuverleiben. Diegos II. Enkel, Ludwig Fernandez de Cordova, 4ter Graf von Cabra, heirathete des großen Capitains,

des Gonſalvo von Cordova, einzige Tochter, Elvica, und beachte hiedurch die Heezogthümer Seſſa, in Terra di Lavoco, Terranova, in Val di Noto, und S. Angelo, in Terra di Bari, die Markgeafſchaft Bitonto und Andria (Andria wurde im J. 1552 um 100,000 Dukaten an den 4ten Grafen von Ruvo, Fabrizius Caraffa, verkauft), in Terca di Bari u. ſ. w. an ſein Haus. Der einzige Sohn dieſer Ehe, Gonſalvo, 3ter Herzog von Seſſa und 1ſter Heezog von Baëna, vermöge königlichen Patents vom 19. Auguſt 1566 (hiedurch wollte ihn dee König wahrſcheinlich wegen des Verluſtes von Terranova entſchädigen), ſtarb indeſſen 1578 kinderlos. ſeine geſamten Beſitzungen fielen an ſeine älteſte Schweſter, Feancisca, und nach deren unbeerbtem Abgange, an den Anton von Cardona, den Sohn der jüngern Schweſter, Beatrix, welche mit Ferdinand Folch von Cardona, 2tem Herzog von Soma, in Terra di Lavoro, Grafen von Palamos (unweit Gerona, in Catalonien), Calonge und Oliwito, Baron von Belpuech (unweit Cervera) und Linola, Herrn von Val de Almonacid, (nördlich von Segorbe, in Valencia) verheirathet geweſen. Die weitern Schickſale des Majorats Cabra, wozu auch Baëna, Rute, Doña Mencia und Iznajar, ein Vizcondado gehören, ſ. unter dem Art. Sessa. (*v. Stramberg.*)

CABRAS, ein Eiland auf der Weſtküſte von Afcika und zu dem portugiſiſchen St. Thomas, auf deſſen N. O. Seite es belegen iſt, gehörig; es iſt nur klein, aber gebiegig und voller Antilopen; daher der Name, weil die Poetugiſen dieſe Thiere für Ziegen hielten. (*Hassel.*)

CABRERA, Bueg und eine der 12 alten Vizcondados der ſpaniſchen Provinz Catalonien, in dee Vegeria de Gerona, unweit la Junqueca und der franzöſiſchen Feſtung Bellegarde gelegen, hat einem berühmten Hauſe den Namen gegeben, das, wenn es auch nicht von dem Heezoge Beenhaed von Septimanien abſtammen ſollte, doch immer zu den älteſten Geſchlechtern in Europa gehören würde. Gerhard, Graf von Cabrera, bemeiſtert ſich 1228 der Grafſchaft Urgel, nachdem der letzte Graf, mit Hinterlaſſung einer einzigen Tochter, geſtorben war. Dieſe, Aurembiaſſa, ruft den König Jakob I. um Hilfe an. Gerhard wird vorgeladen, ſich zu rechtfertigen, dem Ungehorſamen Wilhelm von Cardona zum Voeſprechee verordnet, und nach einem föemlichen Rechtsverfahren die Grafſchaft auf dem Reichstage zu Baccelona, 1228, der Aurembiaſſa zuerkant. Gerhard meint, ſich durch Waffengewalt in deren Beſitze erhalten zu können, allein von der einen Seite dringt der König mit Heeresƙraft auf ihn ein, anderwärts beunruhigt ihn Raymund von Moncada, der Gräfin Vetter, und dem Gechard bleibt, nachdem Balaguer, die wichtigſte Stadt dee Grafſchaft, dem Könige die Thore geöffnet, nichts übrig, als Unterwerfung. Späterhin fiel die Grafſchaft Urgel dennoch an Gerhards Ceben, und der kinderloſe Hermenegild von Cabrera, Graf von Urgel († im Juli 1319), vermacht ſolche ſeiner Schweſter Tochter, Thereſia von Entença, unter der, am 10. Nov. n. J. erfüllten Verbindlichkeit, den Infanten Alfons, König Jakobs II. Sohn, zu heirathen. — Die jüngere Linie des Hauſes, die der Vizconden von Cabrera, blühet indeſſen fort. Bernhard v. Cabrera, König Peters IV. Rath und Liebling, ſoll 1347 in Murviedro, 1348 in Valencia durch die Aufrüheer ermoedet werden, entgehet zwar jedesmal durch die Flucht ihrer Wuth, findet ſich aber hiedurch deemaßen verletzt in ſeinem Gemüthe, daß er alle Ehrenſtellen niederlegt, und ſich in die Einſamkeit eines Kloſters vergräbt. Es dauert indeſſen nicht lange, ſo vermißt ihn Peter IV. aller Oeten, er erhob ſich ſelbſt nach dem Kloſter, wo Cabreca weilte (1349), und nöthigte ihn, auf das neue die oberſte Leitung der Statsgeſchäfte zu übernehmen. Im J. 1353 befehligte Cabrera die wider die Genueſer beſtimte Flotte; als er eben im Begriffe, ſich einzuſchiffen, ſchenkt ihm der König noch Baſſi, ein Vizcondado. Er erficht, nachdem ec der Venediger Flotte an ſich gezogen, Angeſichts von Algheci, den 27. Auguſt 1353 einen herrlichen Sieg, welcher den Genueſern 8000 Mann, darunter die Geſamtheit ihres vornehmſten Adels, und 33 Galeeren koſtet. Algheri, für deſſen Rettung Genua ſo viel gewagt, ergibt ſich, Cabrera aber ſetzt ſeine Landungstruppen aus, und ſchlägt den rebelliſchen Richter von Arborea bei Quact. Im folgenden Jahre unternimt er nochmals die Belagerung von Algheri, und nochmals wied die Stadt genöthigt, ihee Thore zu öffnen. Solche und andece wichtige Dienſte zu belohnen, ſchenkt der König 1356 Bernhards Sohne, auch Bernhaed genant, die Stadt und Geafſchaft Oſſona oder Vique, in Catalonien. Im J. 1358 befehligt Bernhard gemeinſchaftlich mit dem Grafen von Caedona die Flotte, welche der von Peter dem Grauſamen in Perſon geführten Armada entgegen geſetzt wird; die Caſtilianer veemeiden jedoch das angebotene Treffen, und kehren unvereichteter Dinge nach dem Hafen von Carthagena zurück. Im J. 1360 bricht Cabeeca in Begleitung des Grafen von Traſtamaca, mit einem kleinen Heere in Caſtilien ein; ſie nehmen Najera, fechten aber unglücklich unter den Mauern dieſer Stadt mit dem Könige von Caſtilien, und entgehen einzig durch Peters unerwarteten Rückzug dem unvermeidlichen Verderben. Im folgenden Jahee, 1361, ſchließt Bernhard, Namens ſeines Königs, mit Caſtilien den Feieden von Tudela. Dee letzte Dienſt, den er dem State leiſten konte, war in dem neuen Keiege mit Caſtilien die Erhaltung von Sacagoſſa (1363), denn im folgenden Jahre gelingt es der Königin, dem Könige von Navarra, den Grafen von Traſtamara und Ribagorza, die ſich ſämtlich zu ſeinem Untergange verbündet hatten, ihn dem Könige verdächtig zu machen. Cabrera, deſſen groſſe Eigenſchaften ihn dem Könige ganz unentbehrlich gemacht, ſo daß dieſer nicht das mindeſte ohne ſeinen Rath, bei welchem ec ſich auch jederzeit wohl befunden, unternahm, meint, da die Feinde, die er ſich hauptſächlich dadurch zugezogen, daß er in allen Lagen und Verhältniſſen allein das Intereſſe von Stat und König beachtet, zu mächtig, dem Stueme auszuweichen und in Frankreich eine Zuflucht zu ſuchen. Er wurde aber zu Carcaſtillo ereilt, nach Saragoſſa gebracht, damit ec ſeine Mitſchuldigen nenne, auf die grauſamſte Weiſe gefoltert, endlich, in Gefolge durchaus unerwieſener Anſchuldigungen, zum Tode verurtheilt, und den 26. Juli 1364 zu Saragoſſa öffentlich enthauptet. Wenn dem Mariana zu trauen, ſo hätte der

Digitized by Google

Prinz, Herzog von Gerona, in höchſteigener Perſon an ſeinem vormaligen Hofmeiſter das Henkeramt geübt. Was Cabrera's Schickſal gar ſehr beförderte, war die Erklärung der Stände von Catalonien, daß ſie nur alsdann die verlangte Kriegsſteuer bewilligen würden, wenn der verhaßte Miniſter mit dem Kopfe büße. Seine Güter, worunter auch die Grafſchaft Urgel, wurden confiscirt.

Während aller dieſer Ereigniſſe ſchmachtete Cabrera's Sohn, der jüngere Bernhard, im Kerker zu Sevilla, nachdem er 1362 in dem Verſuche, der hart bedrängten Stadt Calatayud zu Hilfe zu kommen, in caſtilianiſche Gefangenſchaft gerathen war. Endlich 1367 durch Heinrich von Traſtamara befreiet, folgte er demſelben nach Frankreich, wie zu der zweiten Eroberung von Caſtilien; in der Belagerung von Tordehumos, welches noch für König Peter hielt, fand er 1368 ſeinen Tod. Sein Sohn Bernhard erhält 1372 die Grafſchaft Oſſona und die übrigen confiscirten Beſitzungen ſeines Großvaters, mit alleiniger Ausnahme von Urgel, zurück, wobei der König von Aragonien erklärt, er habe in Cabrera's Verurtheilung einzig den Verläumdern und Feinden dieſes großen Mannes geglaubt, weil er aber jetzt ſeinen Irrthum erkenne, fühle er ſich verpflichtet, das Geſchehene, ſo viel möglich, wieder gut zu machen, und namentlich den Enkel in alle Beſitzungen und Würden dieſes Hauſes wieder einzuſetzen. Bernhard erwarb ſich bald auch die perſönliche Zuneigung und das Vertrauen ſeines Königs, wie er denn bereits 1479 die Flotte, welche König Peter abſchickte, um ſich Sicilien unterwürfig zu machen, befehligte. Im J. 1392 übertrug ihm König Johann I. den Oberbefehl über eine Flotte von 100 Segeln, die er ausgerüſtet, um dem Hauſe Aragonien den Beſitz von Sicilien zu verſichern, und auf welcher ſich des Königs Bruder, der Herzog von Montblanc, deſſen Sohn, Don Martin, und deſſen Schwiegertochter, die Königin von Sicilien, einſchifften. Cabrera geht den 25. März von der Punta del Fangar, oder der öſtlichen Mündung des Ebro aus unter Segel, landet bei Trapani, und unternimt die Belagerung von Palermo, welches von den Hauptrebellen, dem Andreas von Chiaramonte, Grafen von Modica, von deſſen Bruder Jakob u. a. vertheidigt wird. Er zwingt ſie, die Stadt zu übergeben; Modica wird den 1. Juni auf dem Markte enthauptet, den 20. halten die Königin, ihr Gemahl und der Herzog von Montblanc ihren Einzug, und den 30. Juni 1392 wird die confiscirte Grafſchaft Modica, die wichtigſte Beſitzung Siciliens, dem ſiegreichen Feldherrn als Belohnung verliehen. Im folgenden Jahre 1393 wurde der Prinz Martin ſamt ſeiner Gemahlin, der Königin, von den Aufrührern in Catania belagert. Der König von Aragonien verſprach, ihnen zu Hilfe zu kommen, wurde aber durch mancherlei Ereigniſſe in Sardinien aufgehalten, da verſetzt Cabrera ſeine Güter in Catalonien für eine bedeutende Geldſumme, bringt mittelſt derſelben ein kleines Heer zuſammen, ſetzt ſolches nach Sicilien über, und befreiet die Könige aus der dringendſten Gefahr. Er tritt in ihre Dienſte als Proto Justitiarius, und regiert eine Reihe von Jahren durch Sicilien mit beinahe uneingeſchränkter Gewalt. Als aber König Martin, vor dem Zuge nach Sardinien, in welchem er ſtarb, die Königin Blanca, ſeine zweite Gemahlin, zur Regentin ernant, ſucht Bernhard, ſobald die Nachricht von des Königs Tode eingetroffen (1409), dieſe Anordnung umzuſtoßen, und ſich an der Spitze einiger Kriegsvölker der Stadt Catania, wo die Königin ſich hinbegeben, zu bemeiſtern. Ein Befehl des Königs von Aragonien, nicht die Grenzen ſeiner Grafſchaft Modica zu überſchreiten, zwingt ihn, von ſeinem Vorhaben abzuſtehen. Nachdem aber auch der ältere König Martin im J. 1410 geſtorben war, Meſſina ausſchließlich das Recht, ihm einen Nachfolger zu geben, üben, hiezu zwar einen aragoniſchen Prinzen wählen, der verwitweten Königin aber blos den Titel einer Regentin laſſen will, glaubt Cabrera hierin das geheime Beſtreben, Sicilien von Aragonien loszureißen, zu erkennen. Er weigert ſich, dem auf den Betrieb von Meſſina zuſammenberufenen Parlament beizuwohnen, und nachdem er die aragoniſchen und cataloniſchen Herren für ſeine Anſicht gewonnen, bringt er, von ihnen und von dem auf Meſſina eiferſüchtigen Palermo unterſtützt, verſchiedene Städte, theils mit Gewalt, theils durch ſein Anſehn, unter der Königin Gehorſam. Auch Syracus, der Königin Leibgeding, muß ihm die Thore öffnen, die Königin aber, die dort ihren Aufenthalt genommen, zieht ſich, mit dem Admiral Liborri, in die Burg Morquetto, auf dem Iſthmus, der Syracus mit dem feſten Lande verbindet, zurück. Hieraus ſchließen die Moncadas, daß Cabrera ſich der Perſon der Königin bemeiſtern wolle, um unter ihrem Namen ungeſtraft zu ſündigen, daß das von ſeinen Feinden verbreitete Gerücht, als wolle er die Königin zwingen, ihn zu heirathen, um hierdurch ſich die Krone von Sicilien aufzuſetzen, nicht ganz grundlos ſeyn müſſe, ſie erklären ſich daher gegen ihn, für die Königin. Johann von Moncada eilt zu ihrer Hilfe herbei, und nach einem ſcharfen Gefechte mit Bernhards Leuten, welche Morquetto förmlich belagerten, gelang es ihm, in die Burg einzudringen, und die Königin an Bord einer Galeere, und ſodann nach Palermo zu bringen. Der Kampf der Parteien dauert indeſſen fort, da Cabrera darauf beſteht, ſich an den Moncadas und dem Liborri zu rächen; die feindlichen Heere ſtehen einander bei Palermo gegenüber, da wird Cabrera unvermuthet von des Admirals Liborri Völkern überfallen (1412), ergriffen und nach dem Schloſſe Motta S. Anaſtaſia, unweit Taormina, in Val Demone gebracht, wo ſeiner die unwürdigſte Behandlung harrte. Er wurde in eine Ciſterne geworfen, die zwar für den Augenblick trocken, ihm jedoch, nachdem ſie ſich bald wieder mit Waſſer gefüllt, tauſendfältige Qual und beſtändige Lebensgefahr bereitete. Sodann wurde er in einem hohen Thurme verwahrt, und da er ſich von demſelben, mit Hilfe eines Wächters, der ihn aber verrieth, an einem Seile herunter laſſen wollen, wurde es ſo angeordnet, daß er nackend, in einem ausgeſpanten Netze, zwiſchen Himmel und Erde hängen, und in ſolcher Lage einen ganzen Tag durch dem Volke zur Luſt und zum Spotte blieb. Endlich wurde er, auf die gemeſſenſten Befehle Ferdinands I., des neuen Königs, dem es wohl bekant, daß der alte, treue Diener niemals gedacht hatte, die Königin Blanca zu heira-

then, oder ſich die Krone von Sicilien anzumaßen, in Freiheit, und, nachdem er ſich über alle Anſchuldigungen ſeiner Gegner gerechtfertigt, in den Beſitz ſeiner Güter wieder eingeſetzt (1416). Er ſtarb bald darauf, mehr an den Folgen deſſen, was er im Gefängniſſe erlitten, als an Altersſchwäche. Sein Sohn, abermals Bernhard genant, leiſtete dem König Alfons in dem Kriege um Neapel wichtige Dienſte; namentlich führte er demſelben, als er 1423 von Sforza in der Stadt Neapel ſelbſt belagert, eine bedeutende Verſtärkung zu, die den König in den Stand ſetzte, ſich wenigſtens in ſeinen Poſitirungen zu behaupten, auch befehligte er 1436 die Flotte, welche die Catalonier dem König zur Fortſetzung des neapolitaniſchen Kriegs bewilligt hatten. Im J. 1461 führte der Graf von Modica das Heer, welches die Stadt Barcelona aufgeſtellt, um dem Prinzen von Viana ſeine Freiheit wieder zu verſchaffen, welches auch gelang, nachdem der Graf Lerida und Fraga genommen. — Anna von Cabrera, des Grafen Johanns III. von Modica Erbtochter, brachte die Grafſchaft an ihren Gemahl, Ludwig Henriquez, 2ten Herzog von Medina de Rioſeco (verm. 1518), und Modica iſt ſeitdem dem Schickſale von Medina de Rioſeco gefolgt; die Güter in Catalonien, Cabrera ſelbſt, Oſſona und Baſſi, waren bereits früher an die Moncada gekommen.

Ob Andreas von Cabrera, der Ahnherr der Markgrafen von Moya, zu dieſen cataloniſchen Cabrera gehörte, iſt nicht ganz ausgemacht, zumal er den Beinamen Perez führte; auch war er von Geburt ein Caſtilianer, aus Moya, in dem Bezirke und der Provinz von Cuenca. Ihm, ſeinem Mayordomo, vertraute Heinrich IV. den Alcazar von Madrid (1649), und ſpäterhin den von Segovia an. Dieſen wichtigen Platz erhielt er dem Könige, trotz aller Verſuche des Markgrafen von Villena, endlich nahm er, 1473, die Infantin Iſabella in ſolchen auf, die alſo endlich eine Stelle fand, ihr Haupt niederzulegen, einen feſten Punkt, ſich darin gegen alle ungeziemenden, von der Schwachheit ihres Bruders ausgehenden, oder begünſtigten, Anträge zu verwahren, und einen Waffenplatz für ihre Anhänger. Sie erkante auch vollkommen die Wichtigkeit des Dienſtes, den ihr Andreas geleiſtet, und nicht zufrieden, ihm, nach ſeinem Wunſche, Moya als eine Markgrafſchaft gegeben zu haben, verehrte ſie ihm an dem Tage, wo ſie in Segovia als Königin ausgerufen worden, den 13. December 1474, bei Gelegenheit eines feierlichen, in dem Alcazar eingenommenen Mahls, die goldene Schale, woraus ſie getrunken, mit dem Zuſatze, daß von nun an für ewige Zeiten die goldene Schale, woraus der König von Caſtilien an dieſem Tage trinken würde, dem Andreas, oder ſeinen Abkömlingen gegeben werden ſolle. Des Andreas Enkelin, Aloyſia Perez de Cabrera, brachte Moya an ihren Gemahl, Diego Lopez Pacheco, 3ten Herzog von Escalona; die Seitenlinie, welche die bedeutende Grafſchaft Chinchon, bei Aranjuez, erworben, blühete jedoch noch geraume Zeit.

Vergl. Don Aloys de Salazar y Castro: Genealogia de la Casa de Cabrera, und Genealogia de los Condes de Modica. — Francesco Pinel de Monroy: El Retrato del buen Vasallo, copiado en la vida y hechos de Don Andrés de Cabrera, primero Marques de Moya. — Panegyrico al Conde de Chinchon, Virrey y Capitan General del Peru. En Lima 1633. (*v. Stramberg.*)

CABRERA, weitläufiges Gebiet der ſpaniſchen Provinz Leon, von dem gleichnamigen Fluſſe, der hier aus dem Gebirgſee von la Baña, weſtlich von dem Städtchen la Baña (dem Hauptorte der Herrſchaft) ſeinen Urſprung nimt, durchſtrömt, nördlich von dem Ländchen Vierzo, oder Ponferrada, und dem Monte-Teleno, ſüdlich von der Grafſchaft Caſtagneda, oder der Sierra Segundera begrenzt, wurde in ältern Zeiten durch eingeborne Grafen regiert. Pontius, Graf von Cabrera, ſtirbt 1169 zu Zamora, und wird in der daſigen Domkirche beigeſetzt. Nachher erſcheinen die mächtigen Oſſorio als Beſitzer von Cabrera: Alvaro Nuñez Oſſorio, Herr von Cabrera und Ribera (unweit Leon), wird 1328 von König Alfons XI., deſſen Privado und Mayordomo mayor er war, zum Grafen von Traſtamara, Lemos und Sarria ernant, aber noch im n. J. als Hochverräther geächtet, und von Ramiro Guzman getödtet. Seines Urenkels, des Grafen von Lemos, Peter Alvarez Oſſorio, Tochter, Beatrix oder Johanna, war an Ludwig Pimentel, des 3ten Grafen von Benavente älteſten Sohn, verheirathet. Sie betrachtete ſich, nach des Vaters Tode, als rechtmäßige Erbin der Grafſchaft Lemos, während ihres früher verſtorbenen Bruders natürlicher, doch legitimirter Sohn, Roderich, gleichen Anſpruch macht. Beide Theile greifen, ihre Gerechtſame geltend zu machen, zu den Waffen; Roderich bemächtigt ſich der meiſten, Pimentel einiger zu der Grafſchaft Lemos gehörigen Plätze (1483). Die mehre Jahre durch fortgeſetzte Fehde wird ſo bedeutend, daß, ſolche zu vertragen, die katholiſchen Könige ſelbſt ſich nach Galizien erheben müſſen. Sie ſprechen die Grafſchaft Lemos dem Roderich, Cabrera aber, Ribera und Villafranca dem Pimentel zu; vielleicht war ihnen die Gelegenheit, die große Gewalt des Hauſes Lemos in dieſen feſten, von einem ſtreitbaren Geſchlechte bewohnten Gebirgen zu brechen, nicht unwillkommen. Ludwig Pimentel, 1ſter Markgraf von Villafranca del Vierzo, 1497, ſtarb den 27. November n. J., ſeine einzige Tochter, Maria, wurde an Peter Alvarez de Toledo, des 2ten Herzogs von Alba jüngern Sohn, verheirathet. Ihre Nachkommen, die Herzoge von Ferrandina haben Cabrera, Ribera und Villafranca über 200 Jahre lang beſeſſen; des Hauſes letzte Erbin war die verſtorbene Herzogin von Alba, deren unermeßliche Güter die ephemeren Cortes bekantlich zu Tilgung der Statsſchuld verwenden wollten. (*v. Stramberg.*)

CABU ABBAS, Bezirk der Prov. Logodori auf der Inſel Sardinien, 60 ital. Q. M. groß, enthält 7 bewohnte und 2 wüſte Ortſchaften mit 6000 Einw., welche Getreide-, Wein-, Obſtbau und Viehzucht treiben. (Nach Mimaut. Neue allg. geogr. und ſtat. Ephem. 23. Bd. Weimar 1827. S. 297.) (*Leonhardi.*)

CADAVAL, Flecken der portugiſiſchen Provinz Eſtremadura, in der Correiçaõ de Torres Vedras, hoch, doch fruchtbar gelegen. Er zählt 120 Häuſer, und war in ältern Zeiten das Eigenthum des in der portugiſiſchen

Digitized by Google

Geſchichte hochberühmten Hauſes Caſtro. Johanna von Caſtro, Johanns Tochter und Erbin, brachte Cadaval an ihren Gemahl, Ferdinand von Portugal, 1ſten Herzog von Braganza. Alvaro, der dritte Sohn dieſer Ehe, erhielt in der Erbtheilung Tentugal in Beira als eine Grafſchaft, Galveas in Alentejo in der Correiçaõ de Aviz, und Cadaval, und war mit Philippa von Melo, des Grafen Roderich Alfons von Olivenza Tochter und Erbin, verheirathet. Sein Sohn Roderich, verm. in 1ſter Ehe mit der Tochter Franzens von Almeyda, des erſten Vicekönigs von Indien, nahm den mütterlichen Geſchlechtsnamen Melo an, und wurde 1ſter Markgraf von Ferreira an der Guadiana in Alentejo, während ſein jüngerer Bruder, Georg von Portugal, Graf von Galveas, durch ſeine Vermählung mit Iſabella Colon, der Ahnherr der ſpätern Herzoge von Veragua und la Vega geworden iſt. Roderichs Ururenkel, Nuno Alvarez Pereyra de Melo y Portugal, 5ter Markgraf von Ferreira, Graf von Tentugal, wurde 1649 von König Johann IV. zum Herzoge von Cadaval ernant. In den Händeln zwiſchen König Alfons VI. und dem Don Pedro, nahm er des letztern Partei, daher er ſpäterhin deſſen Premier-Miniſter geworden; den zwei Frauen, die er nach einander, aus der franzöſiſchen Linie des Hauſes Lothringen gehabt, iſt es zuzuſchreiben, daß Portugal für eine Reihe von Jahren in ſo entſchiedene Abhängigkeit von Frankreich gerieth. — Unter den Großen Portugals iſt der Herzog von Cadaval noch heute der bedeutendſte, obgleich Dalrymple ſeine Einkünfte nur zu 80,000 Cruſaden berechnet; ihm gehören, außer Cadaval, Arega in der Correiçaõ de Thomar, Mugem in der C. de Santarem, Grandola in der C. de Setuval, ſämtlich in Eſtremadura, in Beira, in der C. de Coimbra, Buarcos, Villa nova de Anços, Pena Cova, Tentugal, Santa Chriſtina, Rabaçal und Alvaiazere in Alentejo, in der C. de Beja, Ferreira, Villa-Alva, Agua de Peixes, Albergaria de los Fuſos und Villa-Ruiva. (*v. Stramberg.*)

CADOVIUS, Johann, war erſt ſeit 1670 Rector an der lateiniſchen Schule zu Eſens in Oſtfriesland, dann von 1675 Prediger in dem nicht weit davon entfernten Dorfe Stadesdorf, wo er als ſolcher 1725 ſtarb. Sein Vater war der oſtfrieſiſche Generalſuperintendent Dr. Matthias Cadovius, der ſchon als Gymnaſiaſt zu Hamburg verheirathet geweſen war, wo ihm dieſer Sohn 1650 geboren wurde. Er verheimlichte indeß nachher dieſe Vaterſchaft; doch ließ er ſeinen Sohn unter dem Namen Müller ſtudiren, und verhalf demſelben, noch unter dieſem Namen, in Oſtfriesland, wo er ſelbſt 1670 Generalſuperintendent geworden war, zu den oben erwähnten Stellen. Nach des Vaters Tode 1679 meldete ſich der ſogenante Müller als Erbe deſſelben, doch wollten die andern Kinder ihn nicht als ihren Bruder anerkennen. Dies veranlaßte ihn, das Geheimniß ſeiner Geburt zu verlautbaren und ſeine Legitimität zu erweiſen, worauf er ſich ſeitdem Cadovius nante [1]). — Er iſt beſonders merkwürdig als großer Liebhaber und Forſcher der altfrieſiſchen Sprache, und ſchrieb darüber: Memoriale linguae frisicae antiquae, offte thi Gehögenisse van de ohle Freeske Mems-Tale; darinnen enthalten, Oſtfrieſiſche Vocabula, Verba, etliche Frieſiſche Redensarten, wie auch die Oſtfrieſiſche Münz, Maß, Gewichte, Zahl, mit dem kleinen und großen Einmaleins. Ein Regiſter der meiſten Frieſiſchen Namen, wie auch die 5 Haupt-Stücke des Catechismi Lutheri, mit der Lehre und Formula der Beicht und Absolution, und dem Symbolo des Concilii Niceni und S. Athanasii. A. 1691 [2]). Das Buch iſt indeß nie gedruckt, jedoch noch in der Handſchrift in Oſtfriesland vorhanden. Der Verfaſſer meldet in der Vorrede, daß zu ſeiner Zeit, am Ende des 17. Jahrhunderts, in der nördlichen Gegend von Oſtfriesland, oder eigentlich in dem dazu gehörenden Harrlingerlande, wo er wohnte, und auf den oſtfrieſiſchen Inſeln die altfrieſiſche Sprache noch von verſchiedenen Familien geredet wurde [3]). Aus der Converſation mit dieſen ſammelte er die von ihm angeführten Wörter. Zwar ſind dieſe größtentheils nicht mehr echt-altfrieſiſch, ſondern haben ſchon mehr Ähnlichkeit mit dem Niederſächſiſchen und Plattteutſchen; doch ſind manche noch von altfrieſiſcher Abkunft, auch läuft hier und da noch ein echtes altfrieſiſches Wort mitunter, mithin iſt ihre Samlung immer verdienſtlich und ſchätzbar. Es iſt demnach ſowol in Hinſicht der Geſchichte der niederſächſiſchen, als auch der altfrieſiſchen Sprache zu bedauern, daß dieſes Werk nie gedruckt worden, und nun in der Handſchrift zuletzt, und vielleicht bald, ganz untergehen wird. Zu ſeiner Zeit erregte es ſogar die Aufmerkſamkeit ſehr bedeutender teutſcher Gelehrten, und Meier in Bremen gedenkt deſſelben in einem Schreiben an Leibnitz in Collect. etymol. P. II. p. 158. unter dem Namen Müller, den Cadovius damals noch führte, und dem Titel: Indicis frisici Ms. [4]). Auch hat Herr Wiarda es bei ſeinem altfrieſiſchen Wörterbuch (Aurich 1786) benutzt [5]). — Cadovius hatte ſich übrigens auch neben der Theologie mit der Arzneiwiſſenſchaft beſchäftigt, und praktizirte als Prediger zugleich in der letzteren. Außer dem Memoriale hinterließ er ebenfalls in der Handſchrift: Köſtlicher Tauſch vom türkiſchen Unglauben zum wahren Chriſtenthum, zur Vorbereitung zweier gebornen türkiſchen Schweſtern zu ihrer Taufe, in der Information vorgetragen [6]). (*J. Ch. H. Gittermann.*)

CAGLIARI. 1) Die Provinz C., der ſüdlichſte Theil der Inſel Sardinien, iſt 2900 ital. Q. M. groß und in folgende 17 Bezirke getheilt: 1. Cagliari, 2. Decimo, 3. Nora, 4. Parte Ippis, 5. Nuraminis, 6. Trexenta, 7. Parte Olla, 8. Sturgus, 9. Serrei, 10. Seulo, 11. Ogliaſtra, 12. Chirra, 13. Sarrabus, 14. Sulci, 15. Cixerro, 16. San Antioco, 17. San Pietro. — 2) Der Bezirk C., aus angebauten Ebenen beſtehend, und nur im öſtlichen Theile gebirgig, erzeugt, des ſelte-

1) Reershemius oſtfrieſ. Prediger-Denkmal, Aurich 1796. S. 384.

2) *Bertrami* Parerga, Brem. 1740. p. 114. 3) Wiarda's Geſchichte der altfrieſ. Sprache, Bremen 1784. S. 29. 4) v. Wicht's oſtfrieſiſches Landrecht, Aurich (1746). Vorrede, S. 40. 5) In der Vorrede dazu, S. 47. 6) Reershemius a. a. O.

Digitized by Google

nen Regens und der Trockenheit des Bodens wegen, wenig Getreide, aber deſto mehr und guten Wein, Obſt, Gemüſe und Küchenkräuter; in den Berggegenden macht man ſehr geſuchte Schaafkäſe und zieht bei Quarto Stuten und Füllen, welche zum Austreten des Korns gebraucht werden. Das wichtigſte Product aber iſt das Salz, welches aus den Salinen in der Nähe der Hauptſtadt gewonnen wird. Der Bezirk umfaßt ungefähr 160 ital. Q.M. und, ohne die der Hauptſtadt, in ſeinen 12 Ortſchaften eine Bevölkerung von 20,000 Selen. — 3) C., die Hauptſtadt, deren Einwohnerzahl von Azuni auf 35,000 und von Coſſu auf 25,000 angegeben wird, hat gegenwärtig nicht mehr als 21,000 Einwohner *). (*Leonhardi.*)

CAJANA, auch Cajana-Län genant, eine (im J. 1820) von 18,227 Menſchen bewohnte Landſchaft von 180 Quadr.-Meilen im nordöſtlichen Finnland, Theil des Län Uleåborg; begrenzt im Norden von Kuſamo-Lappmark, im Oſten vom alt-ruſſiſchen Karelien, im Süden vom neu-ruſſiſchen Karelien und von Savolax, im Weſten von Oſterbotten; mit vielen Seen, die meiſt ſich in den Uleåfluß entladen, und großen Waldungen, wo Theerbrennerei, Jagd und Fiſchfang die bedeutendſten Nahrungszweige ſind. Das Klima iſt ſehr geſund, ſo daß die Menſchen oft ein hohes Alter erreichen. Einiges Korn wird gebauet.

In kirchlicher Hinſicht umfaßt Cajana-Län die Propſtei Cajana, welche 3 Paſtorate enthält, nämlich:

1) Paſtorat Paldamo, beſtehend aus der Muttergemeinde Paldamo, im J. 1820 mit 1777, der Kapell- (Filial-) Stadt- und Landgemeinde Cajana, jene mit 367, dieſe mit 1055, und der Kapellgemeinde Säräsniemi mit 1366 Selen (mithin iſt die Selenzahl des geſamten Paſtorats 4565).

2) Paſtorat Hyrynſalmi, beſtehend aus der Muttergemeinde Hyrynſalmi mit 824, der Kapellgemeinde Suomusſalmi mit 2684, der Kapellgemeinde Puolango mit 1683, der Kapellgemeinde Riſtijärvi mit 925 Selen. (Insgeſamt 6116 Selen.)

3) Paſtorat Sotkamo, beſtehend aus der Muttergemeinde Sotkamo mit 4202, und der Kapellgemeinde Kuhmoniemi mit 3344 Selen. (Insgeſamt 7546 Selen.)

Die einzige Stadt der Landſchaft iſt Cajana, im J. 1820 mit 367 Einwohnern, am Fluſſe gleiches Namens, der in der Nähe den etwa 10 Ellen hohen Waſſerfall Ämmä bildet, angelegt; 1 Meile von der Mutterkirche Paldamo, 17 Meilen von der Stadt Uleåborg, im J. 1651 durch den um Finnland hochverdienten Generalgouverneur, Reichsdroſt, Grafen Pehr Brahe, dem ein weiter Landſtrich umher als Baronie 1650 verliehen worden war. In der Stadt beſteht ein Pädagogium (höhere Elementarſchule) mit 1 Lehrer. Nahe an der Stadt liegt das verfallene Schloß Cajaneborg, erbauet unter König Karl IX., vollendet durch den genanten Grafen Pehr Brahe. (*v. Schubert.*)

CALANDO. In der Muſik bezeichnet das Beiſchreiben des Wortes Calando ein Nachlaſſen, entweder der Stärke des Tones, oder der Geſchwindigkeit der Bewegung, oder beider. Erſteres wird bezeichnet durch den Beiſatz calando nella forza (und inſofern iſt es gleichbedeutend mit diminuendo); das andere durch calando nel tempo (ſo viel wie rallentando, slargando oder ritardando), beides zuſammen durch calando nell tempo e nella forza. Oft wird aber das Wort Calando auch ganz allein beigeſchrieben, und dann bleibt es freilich ungewiß, was der Tonſetzer damit gewollt; gewöhnlich verſteht man aber auch in dieſem Falle darunter ein Nachlaſſen ſowol der Tonſtärke, als der Bewegung: und inſofern iſt es ziemlich gleichbedeutend mit rilasciando, morendo oder smorzando. Nach Manchen bedeutet aber das allein ſtehende Wort Calando nur ein Abnehmen der Tonſtärke, z.B. nach Koch's Lexicon. (*Gottfr. Weber.*)

CALANDRONE iſt der Name eines unter den Landleuten in Italien gebräuchlichen, ſehr unvollkommenen Blasinſtrumentes. Der Name komt vielleicht vom Worte Calandra, Calandro oder Calandrino, welches im Italieniſchen einen Vogel, ein Vögelchen, figürlich auch einen geſchwätzigen Menſchen bedeutet, woraus ſich dann auch der Charakter des Inſtrumentes einigermaßen abnehmen läßt. (*Gottfr. Weber.*)

CALASCIONE, auch Colascione, franzöſiſch Colachon, iſt der Name eines ziemlich rohen und unvollkommenen, aber in Italien unter den Landleuten beliebten guitarren- oder lautenähnlichen Saiteninſtruments, mit einem verhältnißmäßig ſehr kleinen Schallkörper, und langem, mit Bunden verſehenen Halſe, nur mit 2 Saiten bezogen, welche meiſtens in die Quinte geſtimt, und entweder mit den Fingern der rechten Hand, oder mit einem Stückchen Fiſchbein, Holz oder Rinde angeſchlagen, oder angekneipt werden. Nach Koch's Lexicon ſoll das Inſtrument auch Collissoncini heißen, und dieſer Name ihm namentlich dann beigelegt werden, wenn es mit einem beſonders langen Halſe verſehen iſt.

(*Gottfr. Weber.*)

CALATRAVA, das alte Oretum, der Oretaner Hauptſtadt, komt unter der neuen Benennung zum erſten Male im J. 1018 vor, als Suleiman, des mohriſchen Königs von Cordova rebelliſcher Feldherr, den Ort mit ſtürmender Hand einnahm. Im J. 1082 wurde Calatrava von Aben Habet, dem Könige von Sevilla, auf ſeinem Kriegszuge gegen Hiava, den König von Toledo, erobert, und allmählig, nach dem Verluſte von Toledo, einer der wichtigſten Punkte, den die Mohren noch im Norden der Sierra Morena inne hatten, und von dem aus ſie die Mancha ohne Unterlaß beunruhigten. Die wohlverwahrte Burg war einem Alcayden anvertraut. Als die Beſitzungen der Almoraviden in Spanien in drei

*) Als Nachtrag zu dem Art. Cagliari Thl. XIV. 2. Abth. S. 72, nach des Hrn Dr. A. Hörſchelmann Auszug aus *Mimaut's* Hist. de Sardaigne, ou la Sardaigne ancienne et mod., considérée dans ses lois, sa typographie, ses product. et ses moeurs. Avec cart. et fig. Paris 1825. 2 Vol. 8. in den neuen allg. geogr. u. ſtatiſt. Ephemerid. 23. Bd. Weimar 1827. S. 257 ff. Dieſem zufolge zerfällt die Inſel S. in vier große Provinzen: Cagliari, Arborea, Logodori und Gallura, wogegen Haſſel (Vollſt. Handb. d. neuſt. Erdbeſchr. 6. Thl. S. 470) die Eintheilung in Capo di Cagliari und C. di Saſſari, wie es ſcheint mit Unrecht, als die richtigere annimt.

Digitized by Google

Theile zerſplitterten, 1145, folgte Calatrava für einen Augenblick dem Schickſale von Cordova; im Januar des J. 1146 wurde der Ort aber bereits von Alfons VIII. eingenommen, und hiemit die Unterwerfung der Mancha vollendet. Alfons übergab die neue Eroberung den Tempelherren zur Vertheidigung (1149), die jedoch nach Alfonsens Tode, und nach nur 8jährigem Beſitze, erſchreckt durch die in Andaluſien von den Mohren errungenen Vortheile, und ihre noch größeren Zurüſtungen, das gefährliche Geſchenk dem eben zur Regierung gekommenen König Sancho III. zurückgaben (1157). Der König ließ hierauf öffentlich verkündigen, daß der Ort jedem, der ſeine Vertheidigung übernehme, erblich zugehören ſollte. Unter allen Rittern des Landes fand ſich keiner, der wagen wollte, was den Tempelherren zu waglich geſchienen; da hörte ein Ciſterzienſermönch aus der Abtei Fitero, heut zu Tage der Merindad von Tudela in Navarra zugetheilt, Diego Velasquez, der zufällig dem Hoflager folgte, von der Gefahr und dem Lohne, die des Vertheidigers von Calatrava harrten. Diego, früher ein Kriegsmann, und begeiſtert durch eine große Idee, beläſtigte ſeinen Abt St. Raymund ſo lange, bis dieſer ſich den gefahrvollen Poſten von dem Könige erbat, und damit im J. 1158 belehnt wurde. Raymund erhielt zugleich die Erlaubniß, zu Vertheidigung ſeiner neuen Erwerbung einen eigenen Ritterorden zu ſtiften, von dem Erzbiſchofe von Toledo aber, neben einer ſchweren Geldſumme, mancherlei geiſtliche Gnaden für diejenigen, welche auf irgend eine Weiſe das Gedeihen der frommen Colonie fördern würden. Hiedurch ſahen ſich St. Raymund und Diego in den Stand geſetzt, ein kleines Heer zu bilden, mit welchem ſie im n. J. 1158 in Calatrava einzogen, auch die Veſte ſolchermaßen zu bewehren, daß die Mohren nicht weiter daran dachten, ſie anzugreifen. Von dieſer Seite beruhigt, konte Raymund ſich mit den innern Angelegenheiten ſeines Stifts beſchäftigen. Von dem General-Capitel zu Ciſterz erbat er ſich eine Regel für ſeinen Orden, und, um ſeine Erwerbung nutzbar zu machen, (denn das ganze, an 20 Meilen im Umkreiſe haltende Gebiet von Calatrava war zur Wildniß geworden,) entführte er aus Fitero alles, was der weiten Reiſe Beſchwerlichkeiten gewachſen, Mönche, Unterthanen und Heerden. Über 20,000 Menſchen wurden durch Raymund nach der Mancha verpflanzt, der, nachdem er dem Orden durch 5 Jahre vorgeſtanden, im J. 1163 zu Ciruelos, unweit Toledo, das Zeitliche geſegnete.

Nach ſeinem Tode wollten die Ritter, die doch meiſtens Converſe des Ciſterzienſerordens, keine Mönche mehr unter ſich dulden, keinem Abte ferner gehorchen. Sie erwählten ſich aus ihrer Mitte, in der Perſon des Don Garcias, einen Großmeiſter, und die Mönche wanderten nach Ciruelos, von wo aus ſie die Ritter wegen des Eigenthums von Calatrava gerichtlich belangten; ein Proceß, dem bald durch Vergleich ein Ende gemacht wurde. Die Ritter traten den Mönchen St. Pedro de Gumiel, im Bisthum Osma, ab, woraus dieſe ſogleich ein Kloſter machten, und dagegen allem weitern Anſpruche entſagten. Diego Velasquez beſchloß ſeine Tage in dem neuen Kloſter zu Gumiel, Don Garcias aber ſtarb 1168 oder 1169. Sein Nachfolger, Ferdinand Eſcaça, erwarb dem Orden Zorita (bei Guadalaxara) durch die Hilfe, die er dem Könige bei Eroberung dieſer Veſte geleiſtet, Cogolludo, Almoguera, Maqueda und Acera, und machte ſeine Geſellſchaft dermaßen berühmt, daß der König von Aragonien ihn um eine gewiſſe Anzahl ſeiner Ritter bitten ließ, welche auch dem Könige die wichtigſten Dienſte erwieſen. Nach einem glücklichen Zuge, der ihn bis an die Ufer des Guadalquivir geführt, legte der bejahrte Großmeiſter ſeine Würde nieder. Ihm folgte Martin Perez de Siones. Auch er beunruhigte ohne Unterlaß ſeine ungläubigen Nachbaren, und während er auf der einen Seite bis in das Herz des Königreichs Jaen eindrang, gelang es ihm auf der andern Seite, den Mohren die Burg Almodovar del Campo (ſüdlich von Calatrava), von der aus ſie noch immer die Mancha beunruhigten, zu entreißen. Indeſſen wäre der wichtige Sieg bei Fuencalda, am Eingange der Sierra Morena, ihm beinahe theuer zu ſtehen gekommen. Er hatte nämlich die in dem Treffen gemachten Gefangenen, 1200 an der Zahl, niederhauen laſſen: hierüber entſtand großes Murren, denn viele Ritter meinten, man hätte die Gefangenen beſſer verkaufen, oder zur Auswechſelung gefangener Chriſten verwenden können. Dieſes Murren ging ſo weit, daß Martin abgeſetzt, und ihm ein Nachfolger gegeben wurde. Die Ordenspriеſter, die zu der neuen Wahl nicht berufen worden, gaben ihm Nachricht von dem Vorgefallenen; er verließ ſogleich Almodovar, deſſen Befeſtigung ihn bisher beſchäftigt, und ſtellte ſich in Calatrava ſeinen Gegnern kühn entgegen. Zu ſchwach zum Widerſtande, zogen ſie mit ihrem Großmeiſter nach Salvatierra, und nicht lange, ſo kehrten ſie zum Gehorſam zurück. Im J. 1179 erbauete Martin zu Guadalerza, in den Bergen von Toledo, ein Hoſpital für die Ritter oder Ordensvaſallen, die im Kriege verwundet würden: im folgenden J. 1180 ſchenkte der König von Aragonien, dankbar wichtige Dienſte erkennend, dem Orden die Großcomthurey Alcañiz an dem Guadalope. Martins (geſt. 1182) Nachfolger, Nugno Perez de Quignonez, erſchien 1187 auf dem General-Capitel zu Ciſterz, und bat um genauere Verbindung ſeines Ordens mit dem des h. Bernhards. Die verſammelten Väter ſchrieben den Rittern eine neue Lebensregel vor, der urſprünglich angenommenen nicht unähnlich, und untergaben ſie dem Abte von Morimond in Champagne, als ihrem Viſitator. In dem unglücklichen Treffen bei Alarcos, den 18. Julius 1195, fielen des Ordens tapferſte Streiter, Calatrava ſelbſt wurde von den Mohren durch Capitulation eingenommen, und der Großmeiſter mußte mit den wenigen Rittern, die dem Tode entgangen waren, nach Ciruelos flüchten. Kaum war hier der Convent (zu deſſen beſſerm Unterhalt ſchenkte der König Ronda, früher der Ritter von Truxillo Beſitzung) einigermaßen hergeſtellt, ſo ergab ſich in dem Orden eine neue Spaltung. Die aragoniſchen Ritter wählten einen aus ihrer Mitte, den Garcias Lopez de Moventa, zum Großmeiſter von Alcañiz, des Ordens von Calatrava, ſagten ſich auch, unterſtützt von dem Könige von Aragonien, dem der caſtilianiſche Einfluß auf den in Caſtilien reſidirenden Großmeiſter mißfällig ſeyn mochte, von aller Verbindung mit dem Convent in Cirue-

Digitized by Google

los los. Moventa erkante jedoch ſelbſt die Thorheit ſeines Unternehmens, that Buße, und wurde mit ſeinen Rittern in die Gemeinſchaft des Ordens wieder aufgenommen: doch blieben ihm die Güter in Aragonien ſamt dem Titel eines Großcomthurs. Im J. 1198 nahm Martin Martinez, der Großcomthur, der Namens des hochbejahrten Großmeiſters den Orden regirte, durch Überfall die Veſte Salvatierra, wohin er ſogleich den Convent verlegte; in Salvatierra, wovon die Ritter ſich ſeitdem nanten, wurde Martinez bereits zum Großmeiſter erwählt, indem Nugno Perez jetzt endlich ſeine Würde niederlegte.

Roderich Diaz, des Martinez Nachfolger, erwählt 1206, bekriegte zuerſt die Mohren mit Glück: er nahm ihnen, nach Ablauf des Waffenſtillſtandes 1209, die Schlöſſer Montoro, Feſſira, Ribafuente und Viltez, welches letztere er, mit ſeiner Wichtigkeit bekant, ſtärker befeſtigen, die übrigen ſchleifen ließ. Bald aber wendet ſich das Glück, und ſelbſt das hartnäckig vertheidigte Salvatierra muß ſich Ende Septembers 1211 dem Mahomed, König von Marocco, ergeben. Zum vierten Male wird der Convent, und zwar nach Zurita, verlegt. Aber bereits im folgenden Jahre erobert König Alfons III. Calatrava, die Stadt, mit Sturm, durch Capitulation die Citadelle, gibt ſolche dem Orden zurück, und Calatrava wird neuerdings das Ordenshaus. Nach des Roderich Diaz Tode wird Roderich Garcias zum Großmeiſter erwählt: er ſchenkt 1213 den Rittern von Aviz zwei Paläſte, welche der Orden in Evora beſaß, ſamt verſchiedenen Gütern, dagegen müſſen ſie ſich den Statuten und der Viſitation des Ordens von Calatrava unterwerfen. Durgnas, am Fuße der Sierra Morena, wird den Mohren entriſſen und dem Orden geſchenkt (im Februar 1213). Neue Verſuche der aragoniſchen Ritter, ſich Unabhängigkeit zu erringen, veranlaſſen den Großmeiſter zu einer Reiſe an die Ufer des Ebro: er ſtirbt in Aragonien. Sein Nachfolger, Martin Fernandez, verlegt, wegen der höchſt ungeſunden Lage von Calatrava, das Ordenshaus 1217 zum fünften Male an die Stelle, die ſolches noch heute einnimt, in der Nähe von Salvatierra, und verleihet im J. 1218 den Rittern St. Julians, oder von Alcantara, wie ſie ſeitdem hießen, die Stadt Alcantara: auch ſie müſſen ſich der Viſitation, Correction und Reformation des Großmeiſters von Calatrava und ſeiner Nachfolger unterwerfen. Dem Martin Fernandez (geſt. 1218) folgt Gonſalvo Yanez, oder Ibagnez, welcher im erſten Jahre ſeiner Regirung ein Kloſter für Nonnen ſeines Ordens (bisher hatte man keine Nonnen von Calatrava gekant) zu Barrio de S. Feliers, unweit Amaya, ſtiftete. (Dieſe Kloſterfrauen wurden 1558 in die Stadt Burgos verſetzt.) Im J. 1227 wird Gonſalvo von dem heil. Ferdinand mit der Bewahrung des Schloſſes zu Baeza, welches Mahomed, der König von Baeza, als Pfand ſeiner Treue überliefern müſſen, beauftragt. Unerwartet bricht in der Stadt eine furchtbare Empörung aus, Mahomed wird ermordet, und Gonſalvo in der ſchlecht bewehrten Veſte durch eine zahlloſe, enthuſiaſtiſche Menge belagert: ſein tapferer Widerſtand gibt jedoch dem Könige von Caſtilien Zeit, zum Entſatze herbei zu eilen, und die Stadt ſelbſt, den 30. Nov. 1227, zu erobern. Weniger günſtig war dem Orden das Jahr 1244: in Martos, welches ihm der h. Ferdinand ſamt vielen umliegenden Ortſchaften geſchenkt, lag der Comthur Don Iſidor, als der König von Granada, Aben Alhama, ſich mit ſeinen Scharen dem Orte näherte. Statt ihn hinter den Mauern zu erwarten, zog ihm der Comthur keck entgegen: er büßte ſeine Verwegenheit mit dem Tode; die wenigen, die der Niederlage entkamen, retteten ſich kümmerlich in die Veſte.

Der 22te Großmeiſter, Roderich Ponce, ſchlägt die Mohren in einem blutigen Treffen unweit Jaen 1295, ſtirbt aber den zweiten Tag nach dem Siege an ſeinen Wunden. Über die Beſtimmung des Nachfolgers geräth der Convent in große Zwiſtigkeit, indem die eine Partei den Garcias Lopez de Padilla, die andere den Walther Perez zum Großmeiſter erwählt: zwiſchen beiden ſollen, da keiner dem andern weichen will, die Waffen entſcheiden. Vier Jahre lang wurde geſtritten, endlich beliebt, daß beide Competenten die von ihnen beſetzten Plätze an den Großmeiſter von Alcantara, als Sequeſter, übergeben, und ihre Anſprüche dem heiligen Vater vorlegen wollten. Wen dieſer als rechtmäßigen Großmeiſter erkenne, dem ſolle der andere willig nachſtehen. Der Papſt entſchied 1301 zu Gunſten des Padilla, ſofort wenden die Leiter der Gegenpartei, namentlich der Scepterträger, ſich an den König, und ſchildern den Großmeiſter als einen Unruheſtifter, einen Aufrührer. Der König ſchickt den Abt von S. Pedro de Gumiel, als damaligen Ordensviſitator, nach Calatrava, die Anklage zu unterſuchen: der Abt, nur den Scepterträger und deſſen Freunde hörend, entſetzt den Großmeiſter ſeiner Würde, die ſofort dem Comthur von Zorita, Alaman, verliehen wird. Padilla begab ſich perſönlich nach Rom, um bei Bonifacius VIII. Hilfe zu ſuchen: der Papſt verwies ihn an das General-Capitel von Ciſterz, welches 1302 alle Handlungen des Abtes von Gumiel caſſirt, und den Großmeiſter in ſeine Rechte wieder einſetzt.

Im J. 1316 wurde ihm von dem Papſte die Einrichtung des neuen Ordens von Monteſa aufgetragen. Nachdem er lange genug damit gezögert, bevollmächtigte er, den dringenden Auffoderungen des Königs von Aragonien nachgebend, hiezu den Großcomthur von Alcaguiz, Gonzalo Gomez. Am 22. Julius 1319 wurde von dieſem Wilhelm Eril zum 1ſten Großmeiſter von Monteſa ernant, nachdem zwei Ritter von Calatrava, Alvarez de Lucia und Mendoza, die Statuten des neuen Ordens entworfen, und 10 Ritter von Calatrava waren die erſten, welche das Kleid deſſelben annahmen. Daher iſt derſelbe auch ſtets von dem von Calatrava abhängig, und der Gerichtsbarkeit, Viſitation und Correction des Großmeiſters von Calatrava unterworfen geweſen.

Seines hohen Alters ungeachtet, glaubte Padilla ſich noch immer verpflichtet, raſtlos die Ungläubigen zu bekämpfen. Auf einem ſeiner Züge durch überlegene Streitkräfte eingeſchloſſen, gelang es ihm zwar für ſeine Perſon zu entkommen, aber ſeine ganze Schaar wurde beinahe, nach tapferm Widerſtande, in Stücken gehauen. Er ſelbſt wurde beſchuldigt, wie der Kampf noch zweifelhaft geweſen, mit der großen Ordensfahne entflohen zu

Digitized by Google

ſeyn — nach den Begriffen des Mittelalters und in dem Geiſte der Ritterorden das ſchmählichſte Vergehen — der Scepterträger, Johann Nuñez de Prado, wiegelte die Ritter wider den Großmeiſter auf, und die Einwohner von Ciodad-Real, die einem gepfändeten Herren nicht ferner unterthänig ſeyn wollten, machten Anſtalten, ihn in der Burg Miguelturra, in welche er ſich eingeſchloſſen, zu belagern. Padilla wollte den Angriff nicht abwarten, er zog den Aufrührern entgegen, wurde abermals geſchlagen und gezwungen, ſein Heil in der Flucht zu ſuchen. Jetzt ſtellte Nugnez eine förmliche Klage auf Hochverrath gegen ihn an; er wurde zum zweiten Male abgeſetzt, und Nugnez an ſeine Stelle erwählt, 1328. Nochmals wurde Padilla durch das General-Capitel von Ciſterz in das Großmeiſterthum eingewieſen, aber Nugnez, im Beſitze der wichtigſten Feſtungen, verſagte den Vätern von Ciſterz den Gehorſam, und Padilla verzichtete endlich im J. 1329, ſich die Einkünfte aus Aragonien und die Comthurei Zorita vorbehaltend. Im n. J. 1329 geſchah es, daß ein Untergebener des Comthurs, Pedro Ruiz de Cordova, dem dieſer die Vertheidigung der zu ſeiner Comthurei gehörigen Stadt Priego anvertrauet hatte, ſolche dem Könige von Granada verkaufte, gleichwie 1333 ein anderer Ordensritter, Pedro Diaz d'Aguayo, den Mohren die Ordensburg Cabra überlieferte. So ſchnell hatte der Obern Beiſpiel in dem Orden Lehre und Ehre erſtickt.

Der Vertrag zwiſchen Nugnez und Padilla wurde bald gebrochen. Jener hatte einem Vetter die Comthurei Zorita, welche ſich dieſer vorbehalten, verliehen. Padilla, hierüber mit Recht entrüſtet, nahm nochmals den Titel eines Großmeiſters an, und führte ihn bis an ſein zu Alcagniz im J. 1336 erfolgtes Ende. Sofort verſammelten ſich die Ritter aus den Königreichen Aragonien und Valencia, zu welchen auch einige Caſtilianer traten, und erwählten, mit Genehmigung des Königs und des Abtes von Morimond, nach einander zwei Großmeiſter, zuerſt den Alfons Perez de Goro, und, nach deſſen Tode, den Johann Fernandez. Dieſer wußte Nugnez zu gewinnen, daß er das Großmeiſterthum niederlegte, und ſich mit der Comthurei Alcagniz begnügte. Nugnez erreichte es endlich, ſich allgemein als Großmeiſter anerkant zu ſehen, wahrſcheinlich nur, damit die endliche Beſtrafung ſeiner Vergehungen um ſo allgemeiner bekant werde. Seine Verbindungen mit dem Könige von Aragonien erregten den Verdacht Peters des Grauſamen. Misvergnügt und beſorgt zugleich, verließ der Großmeiſter 1353 den Hof von Caſtilien, angeblich, um die Beſitzungen des Ordens in Aragonien zu beſuchen. Aber bereits im folgenden Jahre, 1354, ließ er ſich verleiten, nach Caſtilien zurückzukehren. Er wurde auf der Reiſe in Almagro verhaftet, und nachdem er, ſein Leben zu retten, auf die großmeiſterliche Würde verzichtet, zu Maqueda enthauptet. An ſeine Stelle wird Diego Garcias de Padilla, der Donna Maria Bruder, der vorzüglichen Theil an des Nugnez traurigem Ende gehabt, erwählt: auch ſeine Regirung war ſtürmiſch. In dem unglücklichen Treffen bei Guadix, den 15. Januar 1362, wurde er von den Mohren gefangen, jedoch von dem Könige von Granada, ohne Löſegeld, freigegeben. Heinrich von Traſtamara ſetzte ihm den Peter Eſtevagnez-Carpeintero als Großmeiſter entgegen, und nachdem Peter der Grauſame dieſen mit eigener Hand getödtet, gerieth Padilla durch den täglichen Wechſel der Begebenheiten und der Herrſchaft in noch drückendere Noth. Schon hatte er dem König Heinrich gehuldigt, da erinnert ihn Peter ſchriftlich, daß er, der wahre König von Caſtilien, der Maria de Padilla rechtmäßiger Gemahl ſey, daß ſeine, des Großmeiſters, Neffen demnach berufen, dereinſt über Caſtilien zu herrſchen, daß Heinrich nur ein Thronräuber, und bietet ihm, ſolchen gewichtigen Worten noch mehr Eingang zu verſchaffen, für den Fall, daß er neuerdings ſeinem königlichen Schwager dienen wollte, Andujar, Talavera und Villa Real zu Eigenthum an. Padilla zog die Sache in Überlegung, und überlegte noch, als die Schlacht bei Najera, den 3. April 1367, Peter den Grauſamen nochmals zum Beherrſcher von Caſtilien machte. Jetzt eilt Padilla, dem Sieger ſeine Reuter zuzuführen: er wird nach Verdienſt empfangen, und in engem Gewahrſam nach dem Schloſſe Alcala gebracht, worin er auch ſein Leben im J. 1369 beſchloß.

Der neue Großmeiſter, Martin Lopez de Cordova, ein vielverſuchter Krieger, ſollte, ſo hatte König Peter befohlen, ſeine Regirung mit der Hinrichtung der vornehmſten Herren in Cordova antreten (1367): ſtatt deſſen warnt er die Bedrohten. Der König, erzürnt, alſo ſeine Beute zu verlieren, verſpricht dem Comthur von Martos, Peter Giron, das Großmeiſterthum, wenn er dem Martin das Leben nähme. Es fügte ſich, daß dieſer, dem Unwillen des Königs zu entfliehen, in Martos Zuflucht ſucht, und alsbald verſichert ſich Giron des argloſen Feindes. Während nun Peters Befehle eingeholt werden, findet Martin Gelegenheit, dem Könige von Granada ſeine Noth zu klagen, und der mächtigen Fürbitte dieſes ſeines ungläubigen Freundes hat der chriſtliche Großmeiſter, der beſte Ritter in Caſtilien und Leon, allein Leben und Freiheit zu danken. Nach Peters des Grauſamen Tode war Martin der letzte Caſtilianer, der für ſeine Kinder ſtritt; der König Heinrich ließ ihn, nachdem er die Prinzen in Carmona bis auf das Äußerſte vertheidigt, wider ſein gegebenes Wort umbringen (1371). Peter Mugniz de Godoy, den Heinrich noch vor der Schlacht bei Najera dem Padilla als Großmeiſter entgegengeſetzt, wird nun im ganzen Orden als ſolcher anerkant, hält ein General-Capitel, das erſte ſeit langer Zeit, und wird, nach 15jähriger Regirung, zum Großmeiſterthum von St. Jago befördert. In Calatrava folgt ihm 1384 der vormalige Prior von Crato, Peter Alvarez Pereyra, und nachdem dieſer im nämlichen Jahre ermordet worden, Gonſalvo Nugnez de Guzman, einer der ſechs Regenten, die König Johann I. für die Dauer der Minderjährigkeit ſeines Sohnes, Heinrichs III. ernant.

Unter eben dieſem Heinrich III. entſtand im Orden eine neue Spaltung. Nach Guzmans Tode, 1404, wurde, auf des Königs Betrieb, Heinrich von Villena, der kein Ordensritter war, nachdem er ſich in der Geſchwindigkeit, ex capite impotentiae, von ſeiner Gemahlin ſcheiden laſſen, zum Großmeiſter erwählt. Da es aber mit der Eheſcheidung nicht ganz richtig hergegangen, traten

einige Comthure zuſammen, und wählten einen andern Großmeiſter, den Ludwig Guzman, des Gonſalvo Sohn, der ſeinen Sitz in Aragonien nimt. Nach König Heinrichs III. Tode wurde Villena von allen ſeinen Anhängern verlaſſen (1406), und Guzman nochmals auf eine regelmäßige Art erwählt; Villena fuhr jedoch fort, ſich als Großmeiſter zu benehmen, bis das General-Capitel von Ciſteez 1414 ſeine Wahl für null und nichtig erklärte. Ludwig, als alleiniger Großmeiſter, verbindet ſich 1426 mit den Königen von Aragonien und Navarra und ihren Brüdern, erkent jedoch ſeinen Fehler, und dient ſeitdem ſeinem Herrn mit ſeltener Treue. Zur Belohnung erhält er 1430 aus der Confiscation der Güter des Infanten Heinrich, die Stadt Andujar als perſönliches Eigenthum. An dem wichtigen Siege über die Mohren in der Ebene von Granada, gewöhnlich de Figueroas genant (24. Juni 1431), nimt er den entſcheidendſten Antheil. Durch eine päpſtliche Bulle, wovon er doch allein Gebrauch gemacht zu haben ſcheint, ſoll er ſich und ſeinen Rittern die Erlaubniß zu heirathen erwirkt haben. In ſeinem Alter wurde der Orden vornehmlich durch den Scepterträger Ferdinand de Padilla regiert. Im J. 1442 verbreitet ſich das Gerücht von des Großmeiſters Tode. Sofort verlangt ſein Sohn, der Großcomthur, Johann Ramirez de Guzman, von dem Infanten Heinrich, deſſen Dienſte er ſich gänzlich gewidmet, Truppen, um ſich der Feſtungen des Großmeiſterthums zu bemächtigen. Er erhält das Erbetene, und bricht, mit 200 Helmen und 100 leichten Reutern in das Gefilde von Calatrava ein. Der Scepterträger zieht ihm entgegen, ſchlägt ihn bei Baeajas nach 8ſtündigem Gefechte auf das Haupt, und nimt ihn, ſamt ſeinem Sohne und zwei Brüdern, gefangen. Auf des Großmeiſters Befehl werden die Gefangenen in den Alcazar von Calatrava verwahrt. Unerwartet entbietet der König dem Scepterträger zu zweien Malen, den Großcomthur und die Seinigen ſogleich in Freiheit zu ſetzen. Beide Male erwiedert der Scepterträger, daß ihm dieſes unmöglich, nachdem der Großcomthur ſich des verabſcheuungswürdigen Verbrechens ſchuldig gemacht, bei Lebzeiten des Großmeiſters ſich mit Waffengewalt in das Großmeiſterthum eindrängen zu wollen: dem Großmeiſter allein, auf deſſen Befehl er ihn gefangen halte, ſtehe es zu, den Schuldigen zu beſtrafen, oder über ſeine Perſon zu verfügen. Gehorſam von den Rittern zu erzwingen, führt der König ein Heer ins Feld, doch die erſte Stadt, die er auf ſeinem Wege trifft, Talavera, verſchließt ihm die Thore, und es bedarf einer ernſtlichen Belagerung, ſie zu eröffnen. Nicht geringer ſind die Hinderniſſe, die der König auf dem fernern Marſche trifft. Mittlerweile ſtirbt der Großmeiſter Guzman zu Almagro 1443, und die Comthure erwählen einmüthig den Scepterträger zu ſeinem Nachfolger, während der König dazu den Don Alfons, ſeines Todfeindes, des Königs von Navarra, natürlichen Sohn, beſtimt hat. Hierüber komt es zu heftigen Streitigkeiten, und der König vergißt ſich ſo weit, daß er ſogar des Padilla Vater an ihn ſendet, um ihn zur Nachgiebigkeit und Entſagung zu vermögen. Peter Lopez de Padilla kann aber von ſeinem Sohne nichts weiter, als die Freilaſſung des Johann Ramirez de Guzman, der noch dazu dem Don Ferdinand, als ſeinem Großmeiſter, huldigen muß, erhalten.

Nun endlich erklärt der König dem Großmeiſter und den Comthuren, wie jede ohne ſeine Zuſtimmung getroffene Wahl ungiltig ſey, und er den Don Alfons allein als Großmeiſter anerkennen werde, er verbietet, den Don Ferdinand für einen Großmeiſter zu achten, oder ihm das Mindeſte von den, dieſer Würde anklebenden Einkünften verabfolgen zu laſſen; endlich erhielt der Infant Heinrich den Befehl, dieſen Worten den gehörigen Nachdruck zu verſchaffen. Bei des Prinzen Annäherung verſchließt Padilla ſich in dem Kloſter Calatrava, entſchloſſen, ſich bis auf das Äußerſte zu vertheidigen. Der Infant, in deſſen Heere man über 800 Lanzen zählt, muß eine förmliche Belagerung vornehmen. Mehre Stürme werden abgeſchlagen, in dem letzten trifft der Stein einer Schleuder, die Don Ferdinands Schildknappe wider die Angreifenden gebraucht, den Großmeiſter ſelbſt an den Kopf, daß er wenige Stunden darnach ſterben muß. Seine Brüder öffnen, bedingungsweiſe, die Thore, und Don Alfons wird als Großmeiſter anerkant, am ſpäteſten von Johann Ramirez de Guzman, der ſich aller Feſtungen des Ordens im Königreiche Jaen, namentlich der Burgen Martos, Arjona und Porcuna bemeiſtert, und den von dem Könige wider ihn ausgeſandten Comthur von Segura, aus dem Orden von St. Jago, Rodrigo Manrique, in offener Feldſchlacht bei Ardon, zwiſchen Andujar und Arjona, überwunden hatte (1443).

Nach dem Siege bei Olmedo (1445) befiehlt der König den Comthuren, ſich zu verſammeln, um dem Großmeiſter Alfons, als einem Aufrührer, den Proceß zu machen, und ihm einen Nachfolger zu geben. Sie gehorchen, die wenigen ausgenommen, welche das von dem Alfons nach Alcagniz ausgeſchriebene Capitel beſuchen; können ſich aber über die Perſon des Nachfolgers nicht vereinigen, indem die eine Partei den Johann Ramirez de Guzman, die ungleich ſtärkere den Peter Giron wählt. Guzman nimt ſogleich den Titel eines Großmeiſters an, und bemächtigt ſich verſchiedener Ordensfeſtungen, wie z. B. Oſſuna, Martos u. a.; aber auch Giron iſt nicht müßig, und im Begriffe, ſeinem Gegner ernſtlich zu Leibe zu gehen, als der König und der Prinz gemeinſchaftlich einen Waffenſtillſtand von 30 Tagen gebieten, und während derſelben folgenden Vergleich vermitteln. Guzman erkent den Giron als Großmeiſter an, behält alle Comthureien, die er im eigenen oder ſeines Sohnes Namen beſitzt, und ſoll für ſeine Lebtage jährlich aus den Tafelgütern des Großmeiſters 150,000, und von dem Könige ebenfalls 150,000 Maravedis beziehen, endlich 300 Vaſallen in Caſtilien haben. Alfons appellirt von dem ihm mitgetheilten Conventsbeſchluß, jedoch ohne Wirkung, nach Rom, und ſieht ſich, nachdem auch der Verſuch fehlgeſchlagen, das Großmeiſterthum mit gewaffneter Hand wieder einzunehmen, genöthigt, in dem Vertrage von Agreda 1454 förmlich zu verzichten.

Giron benutzt ſeine Alleinherrſchaft einzig, um die Regirung zu beunruhigen (nur daß er 1462 den Mohren Archidona genommen), ſo daß es zweifelhaft, ob die gren-

Digitized by Google

tenloſe Verwirrung des Reichs eigentlich ihm, oder ſeinem Bruder, dem ränkevollen Markgrafen von Villena, zuzuſchreiben. Vorzüglich waren Andaluſien und die Mancha der Schauplatz von Peters-Gewaltthätigkeiten. Mit dem J. 1465 hatte er bereits beinahe ganz Andaluſien dem Könige entfremdet: den Prior der Johanniter, einen der wenigen, welche ſeinen Künſten widerſtanden, lud er zu einer Unterredung ein. Während derſelben nahm er den Prior gefangen: Lora und andere Plätze des Priorats fielen ihm ſofort ohne Widerſtand, Conſuegra, der Johanniter Hauptveſte, nach kurzer Belagerung in die Hände. Die Belagerung von Jaen mußte er jedoch aufheben, und die Bürger wurden hiedurch ermuthigt, mit denen von Andujar vereinigt, einen Einfall in das Gebiet von Calatrava zu thun, und daſſelbe mit Plünderung und Verwüſtung ſchwer heimzuſuchen. Der König, der bereits früher verſucht, den Großmeiſter durch Wohlthaten zu gewinnen (ſo gab er ihm z. B. Moron, unweit Marchena; Pegnafiel, in der Provinz Valladolid; Briones in der Rioja, und Santivagnos, nördlich von Burgos, als Eigenthum), verſucht jetzt, aller weitern Mittel, den Bürgerkrieg zu gewältigen, beraubt, das Aeußerſte, und verſpricht in dem Tractat von 1466 dem Großmeiſter die Hand ſeiner Schweſter, der Prinzeſſin Iſabella, wogegen Giron ſich anheiſchig machte, ſamt ſeinem Bruder und dem Erzbiſchofe von Toledo, den Infanten Alfons zu verlaſſen, und dem Könige gegen alle ſeine Feinde mit 3000 Lanzen zu dienen. Gleichzeitig wurde der Papſt gebeten, den Großmeiſter von ſeinen Gelübden zu entbinden. Pius II., erfreuet über die Ausſicht, Caſtilien zu beruhigen, ertheilet ohne Anſtand die gewünſchte Diſpenſation, erlaubt ſogar, daß Giron das Großmeiſterthum ſeinem natürlichen, kaum achtjährigen Sohne, Rodrigo Tellez Giron, dem der Markgraf von Villena als Coadjutor beigegeben wird, abtrete. Giron verſammelt demnach die Dreizehner, läßt ſeinen Sohn als Großmeiſter anerkennen, und bereitet ſich, die Heirath, vermittelſt welcher er dereinſt über Caſtilien zu herrſchen vermeinet, trotz des entſchiedenen Widerſpruchs der Prinzeſſin, zu vollziehen. Mit einem eben ſo zahlreichen als glänzenden Gefolge verließ Giron Almagro, die widerſpenſtige Braut einzuholen, und er hatte kaum Villa rubia de los Ojos de la Guadiana erreicht, als er ſich von einem hitzigen Fieber ergriffen fühlt, welches am vierten Tage, den 2. Mai 1466, den Faden ſeines Lebens und ſeiner ehrgeizigen Entwürfe abſchneidet.

Der neue Großmeiſter, der, wegen ſeiner Jugend, geraume Zeit unter der Vormundſchaft ſeines Oheims Villena ſteht, ergreift, gleichwie ſeine Vettern, in dem großen Kampfe um das Erbrecht von Caſtilien, die Partei des Königs von Portugal, nimt verſchiedene Plätze, namentlich Ciodad Real, welches er doch bald wieder verliert, weg (1475), und iſt einer der Großen, welche den König von Portugal auf deſſen vermeintem Siegeszuge in Plaſencia empfangen, während der Scepterträger, Garcias Lopez de Padilla, und ein Theil der Ritter von Calatrava für die Königin Iſabella ſtreiten. Nachdem die Entwürfe der Portugiſen geſcheitert waren, bittet Giron 1476 um Gnade, und ſie wird ſeiner unerfahrnen Jugend nicht verweigert. Er diente hierauf den katholiſchen Königen gegen die Mohren von Granada mit Treue und Auszeichnung, und wurde endlich in dem Gefechte bei Loja, den 23. Juli 1482, nur 26 Jahre alt, durch einen Pfeilſchuß getödtet. Sein Nachfolger, der bisherige Scepterträger Garcias Lopez de Padilla, ſtarb, nach vierjähriger Regirung, 1486, als der 29ſte und letzte Großmeiſter, denn als die Comthure ſich zu neuer Wahl verſammelten, wurde ihnen eine päpſtliche Bulle vorgelegt, worin Innocentius VIII. ſich für dieſes Mal die Ernennung des Großmeiſters vorbehielt. Ihr folgte eine andere, worin der Papſt dem Könige Ferdinand, auf deſſen Lebzeiten, die Verwaltung des Großmeiſterthums übergab. Nach Ferdinands Tode ſchritten die Comthure, ohne die Verbote des Cardinals Adrian, der ſolchen Ausgang freilich nicht erwarten konte, zu beachten, zu einer neuen Wahl; ſie fiel auf den König Karl, und wurde von Papſt Leo X. beſtätigt. Adrian, welcher nicht lange darnach den Thron Leos X. beſtieg, verband für immer das Großmeiſterthum von Calatrava, von St. Jago und von Alcantara mit der Krone von Spanien; ein Geſchenk, deſſen pecuniäre Wichtigkeit man beurtheilen wird, wenn man erfährt, daß die großmeiſterlichen Einkünfte aus dem einzigen Königreiche Jaen im J. 1758 an 1,700,000 Reales de Vellon betrugen.

Dem Orden hingegen iſt dieſe Verbindung nicht ſehr nützlich geworden; urſprünglich ein geiſtlicher und kriegeriſcher Orden, iſt er hiedurch allmählig zu einem gewöhnlichen Hoforden geworden, und nicht einmal ſein Beſitzthum haben die Könige ungekränkt erhalten. So gingen unter ihrer Verwaltung die Comthureien Oſſuna und Maqueda, woraus man ſogleich Herzogthümer bildete, verloren, und auch das für Karls IV. Liebling Godoy errichtete Herzogthum Alcudia beſteht, wenn wir nicht irren, aus dem weſtlichen Theile des alten Kloſtergebietes von Calatrava. Im J. 1760 beſaß der Orden 74 Flecken und Kirchdörfer, namentlich Almagro, Almodavar, Calatrava und Manzanares in Mancha, Almonacid de Zorita in der Provinz Madrid, Martos, St. Jago de Calatrava, Arjonilla, Higuera de Calatrava und Torre Don Ximeno in Jaen, Velmez in Cordova, Cazalla in Sevilla, Alcagniz in Aragonien; 54 Comthureien, 16 Priorate und 3 Nonnenklöſter, welches alles in fünf Bezirke, Almagro und Campo de Calatrava, Martos, Almonacid de Zorita, Almodavar del Campo und Almaden vertheilt war. Die beiden erſten dieſer Bezirke wurden durch wirkliche Ordensritter (der General-Vicarius des Bezirks von Martos bezieht jährlich 3000 Dukaten), die andern durch Groß-Alcalden regirt. Die Comthureien ertrugen damals zuſammen 110,000 Silberdukaten, oder, nach einer Angabe vom J. 1763, 1,073,576 Reales de Vellon. Die wichtigſten Comthureien ſind Manzanares, deren Einkünfte man im J. 1786 zu 30,000 Dukaten berechnete; Zorita, Martos (3000 Peſos im J. 1758), Herrera, Caſtellanos, Havanilla, Malagon, Moral, Niebla, Sevilla. Dignitarien ſind: der Großcomthur von Caſtilien (111,576 Reales de Vellon Eink.), der Scepterträger, der Großcomthur von Alcagniz, der Prior, der Groß-Sacriſtan, der Baumeiſter. Alle Comthureien und Dignitäten zuſammen

Digitized by Google

verſteuern 800 Lanzen oder Ritterpferde. Die Stellen des Priors und Groß-Sacriſtans, ſo wie die 16 Priorate, ſind ausſchließlich den Ordensprieſtern beſtimt. Der Prior iſt ein inſulirter Prälat, der ſeinen Untergebenen die minores ertheilet. Zwei der Priorate ſind förmliche Klöſter für Ordensmönche, die andern zum Theil nur einfache Pfarreien. Die Nonnen von Calatrava unterſcheiden ſich allein durch das Ordenskreuz von den übrigen Töchtern St. Bernhards. Des Nonnenkloſters zu Barrio de St. Felices oder Burgos haben wir bereits gedacht. Ein zweites wurde 1479 zu St. Salvador de Pinilla, in dem Sprengel von Siguenza; das dritte und anſehnlichſte zu Anfang des 16ten Jahrhunderts, von dem Großcomthur Walther von Padilla in der Stadt Almagro zu Ehren von U. L. F. Himmelfahrt geſtiftet. Die Kloſterfrauen, oder, wie ſie eigentlich heißen, die Comthurinnen von Almagro, müſſen, gleich den Rittern, eine Ahnenprobe beſtehen. Das Ceremonienkleid der Ritter beſteht, nachdem der Antipapſt Benedict XIII. im J. 1397 erlaubt, Scapulier und Mozette abzulegen, in einem weißen Mantel mit einem rothen Lilienkreuze auf der linken Seite. Nachdem auch im J. 1540 den Rittern erlaubt worden, zu heirathen, haben ſie nur noch die Gelübde der Armuth, des Gehorſams und ehelicher Keuſchheit, welchen ſie 1652 ein viertes, das der Vertheidigung der unbefleckten Empfängniß, hinzufügten. Im n. J. 1652 wurde die Ordensregel zum letzten Male revidirt. Nach den ältern Statuten waren die Ritter wahre Mönche: ſie trugen wollene Hemden, mußten völlig angekleidet ſchlafen, im Oratorium, in dem Refectorium, in der Küche Stillſchweigen beobachten. Derjenige, der einen Bruder geſchlagen, oder dem Großmeiſter ungehorſam geweſen, durfte in den nächſten ſechs Monaten weder Waffen tragen, noch ein Pferd beſteigen, mußte auch während dreier Tage ſein Mahl von der Erde nehmen. Wer ſich einer Unkeuſchheit ſchuldig gemacht, mußte ein ganzes Jahr lang von der Erde ſpeiſen, drei Mal wöchentlich bei Waſſer und Brod faſten, und alle Freitage die Diſciplin nehmen. — Des Ordens Wapen iſt ein rothes Lilienkreuz im ſilbernen Felde. Gleich den übrigen ſpaniſchen Ritterorden ſteht auch der von Calatrava unter dem 1489 errichteten Consejo real de las Ordenes, bei dem er ſeinen eigenen General-Procurator und Fiſcal hat. Vergl. Francesco Caro de Torres: historia de las Ordenes Militares de Sant-Jago, Calatrava y Alcantara, des de su fundacion harta el Rey Don Phelipe II. En Madrid 1629. fol. — Fr. Francesco Rades de Andrada: Coronica de las tres Ordenes y Cavallerias de Sant-Jago, Calatrava y Alcantara. En Toledo 1572. fol. Gabriel Laso de la Vega: Discursos de las Ordenes militares de Espanna. Msp. Hieronymo Mascarenhas: Apologia historica por la Illustrissima Religion y inclita Cavalleria de Calatrava, su Antiguedad, Extension y Grandezas entre las militares de la Espanna. En Madrid 1651. 4. — Ej. Raymundo Abad de Fitero de la Orden de Cister, fundador de la sagrada Religion y Cavalleria de Calatrava. Ib. 1653. 4. — Ej. Definiciones de la Orden y Cavalleria de Calatrava. Ib. 1661. fol. — Ej. La historia del sacro Convento de Calatrava. Msp. — Joseph Miqueli y Marquez Teatro de la Cavalleria militar. En Madrid, 1642. fol.

Aus dem Geſagten geht übrigens hervor, daß zwei verſchiedene Orte den Namen Calatrava führen. Der eine, Calatrava la vieja (Oretum), ein Marktflecken, liegt auf dem ſüdlichen Ufer der Guadiana, nordöſtlich von Ciodad-Real, auf einer Höhe, das Kloſter hingegen und des Ordens eigentlicher Sitz, ſüdlich von Ciodad Real, auf einem Berge, in der Mitte mehrer Dörfer, worunter Bilbis das bedeutendſte. Campo de Calatrava, das Gefilde von Calatrava, heißt das Hügelland, welches ſich über die Flächen Mancha erhebt, und ſie mit der Sierra Morena verbindet. Es iſt zugleich das urſprüngliche Kloſtergebiet. (*v. Stramberg.*)

CALCAR, Johann van, oder auch Hans und Jan van Kalker genant, ein berühmter Maler aus der niederländiſchen Schule und Nachfolger des Johann van Eyck [1]. Er wurde etwa 1500 zu Calkar, einer Stadt im Herzogthum Kleve, geboren, von welcher er ſeinen Zunamen führte, da er ſonſt mit ſeinem eigentlichen Namen Hans Stephanus hieß. Von ſeiner Herkunft und Jugendgeſchichte, und von wem und wie er zuerſt zu ſeiner Kunſt angeleitet worden, iſt nichts bekant. Seine Hauptmuſter in derſelben waren theils Johann van Eycks Gemälde, theils aber auch Titians Meiſterwerke. Wahrſcheinlich genoß er auch den Unterricht des letzteren. Denn in den Jahren 1536 oder 1537 war ſein Wohnſitz oder doch ſein Aufenthalt in Venedig, wo ebenfalls Titian ſich zu der Zeit aufhielt. Van Calcar lebte daſelbſt mit einem Mädchen aus Dortrecht, das entweder ſchon mit ihm nach Venedig gegangen, oder ihm dahin nachgefolgt war, und ihr elterliches Haus heimlich verlaſſen hatte. Von den Eltern derſelben wurde nachher durch den Magiſtrat in Dortrecht entdeckt, daß ſie daſelbſt eine Mordherberge hielten, und bereits ſeit Jahren mehre Reiſende, die Geld bei ſich führten, auf die ſchändlichſte Weiſe umgebracht und in ihren Keller begraben hatten. Auf Verlangen des Dortrechter Magiſtrats wurde die nach Venedig entflohene Tochter daſelbſt vors Gericht gezogen, und geſtand, daß ſie aus Abſcheu vor den Gräuelthaten ihrer Eltern das Haus derſelben verlaſſen hätte, doch wäre ſie als ihr Kind nicht im Stande geweſen, ſie der Obrigkeit anzuzeigen, worauf man ſie in dieſer Hinſicht wieder frei ließ. Man glaubt, daß dieſer Vorfall mit van Calcars Geſellſchafterin, der natürlich zu Venedig Aufſehen erregen mußte, ihn veranlaßt habe, von dort nach Neapel zu ziehen. Hier ſollen ihn einige italieniſche Maler aus Eiferſucht und Neid ſeines Geſichts beraubt haben. Er ſtarb daſelbſt in den beſten Jahren ſeines reiferen Alters im Jahr 1546.

Van Calcar iſt unter den niederländiſchen Malern ein Genie und Künſtler vom erſten Range, und hat ins-

1) Quellen: Het Leven der nederlandsche en eenige Hoogduitsche Schilders, door Karel *van Mander* en Jac. *de Jongh*. 1. Deel. Amsterd. 1764. p. 102—105. 249. 250. — Fiorillo's Geſchichte der zeichnenden Künſte. II. Bd. Hannover 1817. S. 463. 464. 86. — Johann van Eyck und ſeine Nachfolger, von Johanna Schopenhauer. II. Bd. Frankf. a. M. 1822. S. 175 f. 145 und andere zerſtreute Nachrichten.

Digitized by Google

beſondere den Vorzug, daß er von allen ſeinen Landsleuten, die ſeine Kunſt geübt haben, den großen italieniſchen Meiſtern am nächſten, ja faſt gleich komt, ohne ſich jedoch von der Natur jemals zu entfernen. Seine Gemälde ſind in Hinſicht ihrer Gegenſtände durchaus eigene und geniale Schöpfungen; in der Manier aber folgte er vorzüglich dem Titian, deſſen Darſtellungsart er ſo nahe kam, daß ſelbſt große Kenner und Künſtler ſeine Arbeiten für Titiane hielten. Unter andern wurde einſt Goltzius zu Neapel durch einige Gemälde v. Calcars ſo getäuſcht, daß er in Gegenwart verſchiedener Maler ſagte: Dieſe ſind von Titian. Die anweſenden Maler erwiederten: Euer Urtheil iſt recht und gut; nur ſind dieſe Gemälde nicht von Titian's Hand, ſondern von Johann van Calcar, deſſen Manier der titianiſchen ſo gleich iſt, daß die kundigſten Beurtheiler ſie nicht unterſcheiden können. Auch nach Vaſari's Urtheil[2], der in Neapel van Calcar perſönlich kennen lernte, war ſeine Manier ſo ſchön und geſchmackvoll, daß man ſie nicht für eine niederländiſche halten konte.

Seine Gemälde ſind ſelten. Eins davon, eine Mater dolorosa, befindet ſich in der Boiſſeréeſchen Samlung, und iſt von einer hohen Schönheit. Die geiſt- und geſchmackvolle Johanna Schopenhauer macht davon folgende anziehende Beſchreibung[3]: „Ein weiter, dunkelblauer Mantel umgibt im herrlichſten Faltenwurf die ſchöne Geſtalt, wahrſcheinlich das Portrait einer edlen, noch jugendlichen Frau. Nichts kann einfacher und dabei doch herzergreifender gedacht werden, als der tiefe Ausdruck unendlichen Schmerzes in den ſchönen Zügen dieſes Geſichts. Und doch iſt über dem Ganzen eine ſo unbeſchreibliche Anmuth verbreitet, daß wir dabei eine Art wehmüthiger Freude empfinden, ein ſolches Leid ſo getragen zu ſehen. Sie weint nicht mehr, denn alle ihre Thränen ſind längſt vergoſſen; ſie klagt nicht, denn ihr Schmerz iſt zu groß für jede Klage. Sie weiß, es gibt keinen Troſt mehr für ſie auf Erden, aber ſie hat ſich darein ergeben, nicht aus weiblicher Schwäche, ſondern im feſten Vertrauen in Gott und ſeinen Willen. Die Linke der ſchönen Hände ruht auf der noch ſchmerzlich wogenden Bruſt; die Rechte iſt erhoben, als deute ſie auf einen Gegenſtand außer dem Bilde, zu welchem das Gegenſtück, wahrſcheinlich ein Ecce homo, verloren ging.“ — Ein paar andere, ſehr ſchöne Gemälde van Calcars befinden ſich in der kaiſerlich öſtreichiſchen Galerie zu Wien. Das eine, von vorzüglicher Schönheit, ſtellt eine Geburt des Heilandes vor, und insbeſondere, wie Joſeph an der Krippe deſſelben die Hirten empfängt. Wie in Correggio's berühmter Nacht ſtrahlt dabei von dem Kinde ein vorzüglich ſchönes Licht. Dieſes Gemälde, das nur ſehr klein und kaum über eine Spanne groß iſt, beſaß einſt Peter Paul Rubens, und legte darauf einen ſo hohen Werth, daß er es immer von ſolchen Stücken abgeſondert hielt, die er wol abſtehen wollte. Nach ſeinem Tode kaufte es der berühmte teutſche Maler, Joachim von Sandrart, und verkaufte es wieder an den Kaiſer Ferdinand III., der es mit ſich nach Prag nahm, von wo es im Verfolg nach Wien gekommen iſt. — Das andere, eben daſelbſt vorhandene Gemälde van Calcars, ſtellt das Bildniß eines bärtigen Mannes dar, in ſchwarzer Kleidung, und einen Brief in der Hand haltend. Vor ihm ſteht ein Tiſch, auf dem ein Buch und verſchiedene Schriften liegen. Es iſt eine halbe Figur in Lebensgröße, und auf Leinwand gemalt[4]. — Außerdem beſitzt die kaiſerliche Galerie in Wien, nach Fiorillo[5]) noch zwei Portraits von v. Calcar. — Auch in der Galerie des Muſeums zu Paris iſt ein Gemälde van Calcar's befindlich; das Portrait eines ſchwarz gekleideten Mannes vorſtellend, mit dem rechten Arm an den Schaft einer Säule gelehnt, den linken bedeckt ein Mantel[6]. — Noch wird ein in der Collegiat-Kirche zu Xanten befindliches ſchönes Gemälde für eine Arbeit van Calcars gehalten. Es ſtellt den Heiland vor, wie er zwölf Jahre alt mit ſeinen Eltern nach Jeruſalem geht. Es iſt ein großes Stück, mit vielen Figuren, und ſehr kunſtvoll in Hinſicht der Geſichter und Fleiſchfarbe. Vorzüglich ſchön iſt der Kopf des göttlichen Knaben. Das Ganze hat ein dunkes, prächtiges Colorit. Fiorillo behauptet indeß, daß dieſes Gemälde nicht von v. Calcar, ſondern weit älter ſey.

Van Calcar war übrigens auch ein vorzüglicher Meiſter im Zeichnen, ſowol mit Kreide, als auch mit der Feder. Beſonders gelangen ihm dabei die Schraffirungen, und auch hierin ſteht er mit Titian auf Einer Höhe, ſo daß er in ſeiner Manier von dieſem großen Meiſter faſt nicht zu unterſcheiden iſt. Von ſeiner Hand ſind die herrlichen anatomiſchen Figuren in dem berühmten Werk des Arztes Andreas Veſalius[7], die man fälſchlich dem Titian zugeſchrieben hat. Auch die Bildniſſe der Maler, Bildhauer und Architekten in Vaſari's Beſchreibung von dem Leben derſelben, rühren größtentheils von v. Calcar her; ſie ſind mit einer feſten Hand ſchön und kräftig gezeichnet. Sodann beſaß der Stempelſchneider Marmé bei der Münze zu Utrecht in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts eine Geſchlechtstafel von dem Kurfürſten Otto Heinrich von der Pfalz, worauf ſich mehre ſehr feine Zeichnungen von altteutſchen Fürſten in ihrer zeitgemäßen Tracht befanden, die von v. Calcar verfertigt waren.

Van Calcar's Bildniß, in Kupfer geſtochen, hat Karl van Mander in ſeinen Lebensbeſchreibungen berühmter holländiſcher und teutſcher Maler, im 1. Theil bei S. 104 aufbehalten. Es iſt zwar ziemlich roh gearbeitet, doch nicht ohne andeutende Züge von Feinheit des Gemüths und Tiefe des Sinnes.

(*J. Ch. H. Gittermann.*)

CALCATURCLAVIS, Calcaturtaſte, Calcaturhebel, Balgclavis, Balgtaſte, Balghebel, heißt an der Orgel derjenige Hebel, auf welchen der

2) In deſſen Vite de' più eccellenti Pittori, Scultori ed Architetti, zuerſt 1550, und nachher in wiederholten Auflagen.
3) In dem angef. Werk, S. 177.

4) Beſchreibung der Gemälde der k. k. Gallerie. Wien 1796. Erſte Abtheilung. S. 52. 5) In dem angeführten Werk, S 464. 6) Notice des Tableaux exposés dans la Galerie du Musée. Paris 1814. p. 24. No. 206. 7) Anatomia, seu de hum. corporis fabrica, Libri 7.

Balgtreter oder Caleant mit dem Fuße trit (calcare), um denſelben durch das Gewicht ſeines Körpers (wie eine Taſte, Clavis, daher der Name Calcaturclavis) niederzudrücken und dadurch den Orgelbalg aufzuziehen. Die Reihe der neben einander liegenden Calcaturclavis oder Balghebel wird eben darum auch die Calcaturclaviatur genant. (Adelung i. ſ. musica mechanica organoedi, ſchreibt überall „Calculaturclavis!" und Herr Schlimbach in ſ. Buche über die Orgel ſchreibt es ihm überall nach!!).

Von dem richtig abgemeſſenen Verhältniſſe dieſes Hebels hängt die richtige Wirkung der Bälge ſehr weſentlich mit ab. Vergl. die Art. Balg und Balgclavis.

(*Gfr. Weber.*)

CALEDONISCHE MUSIK (hochſchottiſche oder gäeliſche). Es wird, bei der noch immer gewöhnlichen Vernachläſſigung des Geſchichtlichen der Muſik unter den Muſikern ſelbſt, kaum befremden, wenn wir gewahr werden, daß auch ſelbſt die geſchätzteſten Meiſter in der Compoſition nicht den geringſten Begriff von der muſikaliſchen Eigenthümlichkeit eines Volkes haben, das ſchon allein durch Oſſians Namen der Beachtung aller gebildeten Kunſtfreunde werth und theuer ſeyn ſollte. Eine ſeltſame Verwechſelung des Alt- und Neuſchottiſchen iſt ſelbſt in neuen wiſſenſchaftlichen Schriften über Muſik beinahe zur Regel geworden, wozu wahrſcheinlich J. Haydn's Samlungen ſchottiſcher Geſänge und L. Beethoven's ſchottiſche Lieder nicht wenig beigetragen haben mögen. L. Beethoven bildete ſich in ſeiner Phantaſie ein ganz eigenes Utopien, unter welchem er ſich Schottland vorſtellte, und gab nach dieſem Gebilde in ſeinen ſogenant ſchottiſchen Liedern etwas, was ihm und ſeiner reichen Erfindungsgabe allein angehörte — und J. Haydn verarbeitete ſchottiſch geweſene, entweder bereits durch Zuthaten und Änderungen verallgemeinerte, oder durch ihn ſelbſt und durch ſeine melodiſchen Einſchiebungen umgeſtaltete, durch die Hinzufügung des gewöhnlich Harmoniſchen unſerer Setzkunſt vollends ganz unkentlich gemachte Weiſen, die nichts weniger, als echt ſchottiſche genant werden können. Wenn auch eine und die andere Melodie, wie ſie von dem letzt genanten Meiſter und von einigen andern Componiſten gegeben wurde, wirklich in dem heutigen Niederſchottland geſungen werden ſollte: ſo würde man doch auch in dieſem Falle ſie nur mit Unrecht als eigentlich ſchottiſche Melodien betrachten, da bekantlich Niederſchottland ſeine alterthümlichen Sitten völlig abgelegt hat, und in allen Dingen, ſogar in der Sprache, ganz eigentlich engländiſch geworden iſt. Man würde ſich einen hinlänglichen Begriff von dem Weſentlichſten der altſchottiſchen Geſänge nicht ſowol durch die nebenbei berührten Beſchreibungen derſelben von ältern muſikaliſchen Schriftſtellern (z. B. von Burney „Abhandlung über die Muſik der Alten;" von Rameau ꝛc.), ſondern hauptſächlich aus genauer Betrachtung altcaledoniſcher Melodien, davon uns zum Glück nicht wenige übrig geblieben ſind, und die in neuern Zeiten aus dem Munde des Volks genommen, und in unſere Noten übergetragen wurden, bilden können. Schon der Character der Hochſchotten, ihr treues Halten an gewohnten väterlichen Sitten, das bei Bergvölkern bekantlich öfter gefunden wird, als bei den Bewohnern ebener Strecken, würde eine nicht geringe Gewährleiſtung für das Echte derſelben abgeben, wenn die ganz eigenthümliche Beſchaffenheit ihrer Melodien, die in allen caledoniſchen Geſängen unverändert wiederkehrt, nicht einen viel haltbarern Beweis dafür lieferte. Wir beſitzen eine ganze, ſehr ſchätzenswerthe Samlung echt gäeliſcher Nationallieder, die Hr. Macdonald, Mitglied der Edinburger Geſellſchaft, herausgab, die ihren Werth noch ganz beſonders dadurch ſehr erhöht, daß überall mit der größten Genauigkeit die Provinz oder die Inſel (der Hebriden) angegeben worden iſt, wo ſie vom Volke geſungen wurden. Sie iſt aber ſo theuer, daß nur ſehr wenige Exemplare derſelben nach Teutſchland gekommen ſind, ſo daß alſo nur Einzelne hin und wieder Gelegenheit haben können, ſich daraus zu unterrichten.

Seit Oſſians ehrwürdige Bardengeſänge auch unter uns Aufſehen erregten, welches durch mancherlei nicht unwichtige Streitigkeiten eben ſo ſehr, als durch verſchiedene Überſetzungen jener wunderſamen Wehmuthsdichtungen, beſonders durch die Verteutſchungen von Ahlwardt und Rhode, bedeutend gehoben wurde, wendeten auch die Aufmerkſamern und Lernbegierigern unter uns ihr Augenmerk wieder lebendiger den ſeltſamen Muſikweiſen jenes alten merkwürdigen Volkes zu. Hr. Ahlwardt, der in ſeiner Vorrede ſo belehrend über Oſſians Verſe und überhaupt über die ganze Art der Dichtung jenes Heldenſohnes geſprochen, und uns unter andern auch verheißen hatte, künftig ſich einmal noch über die gäeliſchen National-Melodien zu erklären, wurde verſchiedentlich aufgerufen, ſein Verſprechen möglichſt bald zu erfüllen: es iſt aber, ſo viel uns bekant iſt, nichts von ihm darüber geſchrieben worden. Neueres verdrängte in Teutſchland den alten Wunſch, und es erſchien, ſo viel ich weis, unter uns nichts einiger Maßen Ausführliches über die Muſik der Caledonier, als mein kurzer Verſuch einer überſichtlichen Darſtellung in der Leipz. muſikal. Zeitung Nr. 9. vom Jahre 1823. Ein franzöſiſches Werk des Herrn L. A. Necker de Sauſſure, Profeſſors der Mineralogie und Geologie zu Genf, das in Paris und Genf 1821 in 3 Theilen erſchien, und am meiſten ſich über Geognoſie verbreitete, nahm im 6ten Cap. des 3. Bandes auch einige Rückſicht auf Dichtkunſt und Muſik der Caledonier, und brachte den Gegenſtand von Neuem in Anregung. Wenn die Bemerkungen des Reiſenden in Hinſicht auf Oſſians Dichtungen auch bereits durch Ahlwarts Belehrungen weit übertroffen, und auch die muſikaliſchen Berichte etwas zu weitſchweifig und dunkel gerathen waren: ſo hatte ſich der Hr. Verf. doch ſchon um der Aufmerkſamkeit willen, die er auf Gegenſtände verwendete, die ihm nur Nebendinge ſeyn mußten, den Dank Vieler mit allem Rechte verdient. Seitdem iſt die Sache ziemlich wieder in Vergeſſenheit gekommen, und von keinem genauer unterſucht worden. Das Wiſſenswürdigſte von der altſchottiſchen Muſik beſteht in Folgendem:

Die Hochſchotten haben eine von der unſern ganz verſchiedene Scala, deren Alterthum ſich kaum genau ermitteln laſſen dürfte, und deren Eigenheit ihrer Muſik einen von der unſern ganz verſchiedenen Character mittheilen

Digitized by Google

muß. Es hat etwas ſehr Auffallendes, daß dieſe ihre Scala ganz dieſelbe iſt, die ſich bei vielen aſiatiſchen Völkern des grauen Alterthums, namentlich bei den Chineſen und Hindu's entſchieden vorfindet. In welchem Zuſammenhange dieſe bemerkenswerthen Erſcheinungen mit einander ſtehen, gehört nicht hieher, ſondern für ein eigenes Werk, deſſen Ausarbeitung mich noch beſchäftigt, und das, will man es, den Liebhabern ſolcher Gegenſtände noch im Laufe dieſes Jahres übergeben werden kann.

In allen echt caledoniſchen Geſangweiſen fehlen nämlich ſtets die Quarte und Septime unſerer gewöhnlichen Tonleiter in jeder Tonart gänzlich. Ihre Tonleiter geſtaltet ſich folglich ſo:

Da dieſe Tonreihe immerfort gleichmäßig wiederkehrt, und bei mehren Völkern gerade auf dieſelbe Art angetroffen wird: ſo wird man die mangelnden Töne nicht für blos zufällig weggebliebene anſehen können, vielmehr wird man dieſe Übergehungen der Quarte und Septime für uralte, weit verbreitete Regel, die Tonleiter auf- und abſteigen zu laſſen, anzuſehen haben. Daß eben dieſe Tonleiter eine uralt geſetzliche geweſen iſt, ſehen wir deutlich aus dem, was wir von der Muſik der Chineſen wiſſen, die wir gleichfalls in dieſem Werke, vorzüglich nach P. Amiot, behandelt haben. Wir ſehen dort, daß den Chineſen ſeit langer Zeit alle 12 halben Töne, in welche unſere Octaven-Eintheilung noch zerfällt, genau bekant waren. Dennoch hielten ſie an ihrer alten, nach unſern Begriffen mangelhaften, Tonleiter feſt und behaupteten ſogar, daß in dieſer vorzugsweiſe eine nicht zu beſchreibende großartige Wirkung ihrer heiligen Muſik zu ſuchen ſey. Trotz dem, daß man die Mittel in den Händen hatte, jener uns ſonderbar vorkommenden Tonleiter das Fehlende hinzuzufügen, hielt man im Gegentheil dieſen Mangel für einen hohen Vorzug, und überließ andern ihre vollſtändigern Tonleitern mit nationalem Stolze. Wenn auch die Frage, wie irgend ein Volk auf ſeine Tonleiter gekommen ſey, durchaus nur muthmaßlich, im allgemeinen nur mit „nach und nach; in verſchiedenen Zeiträumen, wie bei der Schöpfung, bis ſich irgend eine gefällige Ordnung aus dem Chaos entwickelte" beantwortet werden kann: ſo dürften ſich doch einige Gründe auffinden laſſen, die dem Alterthume der chineſiſchen und caledoniſchen Tonleiter vor der unſern das Wort reden. Dabei wollen wir auf das vorgeblich ungeheure Alterthum des chineſiſchen Volkes gar keine Rückſicht nehmen, und allein auf die Natur der Sache ſehen. Wir haben dabei auf zweierlei National-Richtungen in Anſehung der Muſik zu achten. Einige haben in ihren muſikaliſchen Anfangsverſuchen ſich mehr zu einigen Inſtrumenten, als zum Geſange geneigt: die meiſten jedoch haben den Geſang vor allen Dingen hoch gehalten, und ſich an und durch ihn bis auf eine gewiſſe Stufe der Bildung emporgehoben. Hätte es mehr Völker gegeben, die nicht das natürlichſte muſikaliſche Werkzeug, die menſchliche Stimme, den anfangs ſehr armen künſtlichen Inſtrumenten hätten vorziehen müſſen: ſo würde die Verſchiedenheit der alterthümlichen Tonleitern noch viel größer ſeyn, als ſie wirklich iſt. Wo mehr Muſikinſtrumente vorzüglich gelten, und die erſten muſikaliſchen Annahmen veranlaſſen, da muß ſich die erſte einigermaßen genügende Tonleiter hauptſächlich darnach richten, was man mit einiger Reinheit auf ſolchen Tonwerkzeugen herausbringen kann. Ein Beiſpiel der Art bieten uns, nach Hrn. Banks Nachrichten, die Inſulaner auf Otahaiti. Dieſe liebten vorzugsweiſe eine Pfeife oder Flöte, die ſie noch dazu, ſeltſam genug, mit der Naſe anblieſen. Da ſie nun auf ihrem Lieblingsinſtrumente nicht mehr als 4 Töne rein hervorzubringen im Stande waren, ſo beſtand auch der ganze Umfang ihres Tonbereichs nur aus dieſen 4 Tönen, die alſo in aufſteigender Ordnung ihre Tonleiter ausmachen mußten.

Welche Armuth! und dennoch wird zum Lobe menſchlicher Erfindungskraft verſichert, daß ſie mit dieſen geringfügigen Mitteln recht angenehme Melodien zu ſchaffen gewußt hätten. Weit weniger Zufälligkeiten waren dagegen diejenigen Völker unterworfen (und es waren natürlich die meiſten), die ihr angeſchaffenes Tonwerkzeug ſo lange gebrauchten, bis ſie es zu irgend einer Fertigkeit gebracht, und etwas genau Wiederkehrendes darzuſtellen gelernt hatten. Unter dieſe müſſen auch namentlich Inder und Caledonier gerechnet werden, deren Inſtrumente nur zur Begleitung des Geſanges da waren, und erſt in der Folge, wiewol auch dann noch äußerſt ſelten, für ſich allein benutzt wurden. Hier ſcheint es nun dem Naturgange der Tonbildung vor allem angemeſſen, daß zuerſt weder zu große, noch zu kleine Tonentfernungen nach und nach ſo feſtgehalten werden, daß ſie wiederkehren, und dadurch eine gewiſſe Reihenfolge bilden können. Die natürlichſten Tonhöhen, was wir noch täglich an unſern Kindern bemerken können, ſind aber eben diejenigen, die in der chineſiſchen und celadoniſchen Scala wirklich vorhanden ſind. Wir ſehen, daß die ganze Tonleiter keinen einzigen (ſogenant) halben Ton enthält, und daß ſie nur aus ganzen Tönen und kleinen (nicht großen) Terzen beſteht. Und gerade dieſe Tonverhältniſſe ſind es, die unſere, für Muſik auf gewöhnliche, nicht außerordentliche Art begabten Kinder am erſten und beſtimteſten treffen lernen. In der Regel liegen ihnen halbe Töne zu eng, und es vergeht nicht ſelten eine geraume Zeit, ehe ſie das Verhältniß von e zu f gehörig feſthalten lernen. Gewöhnlich geben ſie f viel zu hoch an: und doch ſind ſie von Kindheit auf an unſere Tonleiter durch das Gehör gewöhnt! Wie viel, wie ohne allen Vergleich ſchwieriger mußten alſo die Verhältniſſe der halben Töne Völkern werden, die noch gar kein Tonverhältniß kanten, ſondern ſich erſt irgend eines zu ſuchen hatten! Sie können keine andern, als die leichteſten, d. i. weder zu nahe noch zu entfernte Tonverhältniſſe anfangs aufgefaßt, und in irgend eine Ordnung gebracht haben. Wie es mit der na-

Digitized by Google

türlichen oder großen Secunde iſt, ſo iſt es auch mit der kleinen Terz (nicht mit der großen). Die große Terz erfodert eine gewiſſe Schärfe, mehr aufwärts ſchwebende Tonfeſtigkeit, die von unſern Kindern anfangs nur ſelten rein hervorgebracht wird. Hier ziehen ſie in der Regel unter, und nähern ſich oder erfaſſen auch wol viel eher die kleine, als die große Terz, weil die erſte ſich näher an die am leichteſten gefundene Secunde anſchließt. Die große Terz hingegen ſcheint ihnen ſchon zu fern zu liegen. Auch ſcheint eine gewiſſe Trägheit der Stimmwerkzeuge ſie anfangs abzuhalten, die hinaufleitende große Terz rein darzuſtellen. — Nehmen wir nun zu den natürlichen Schwierigkeiten, halbe Töne und große Terzen anfangs rein und ſicher hervorzubringen, noch den natürlichen Bezug aller Folgetöne einer Scala auf ihren Grundton: ſo wird es ſehr begreiflich, warum f und h anfangs aus der Tonleiter wegblieben, und weshalb gerade die kleinen Terzen von e zu g und von a zu c weit leichter getroffen werden mußten, als alle nähern und entferntern Tonhöhen. Und ſo ſcheint uns dann dieſe Tonleiter weit naturgemäßer und für den Anfang einer muſikaliſchen Geſangtonleiter viel geeigneter, als viele, verwöhnt durch die jetzige, die man nur zu leicht für die einzig mögliche zu halten geneigt wird, auf den erſten Anblick zugeben werden. — Mag man aber auch in der Erklärung dieſer Sache nicht mit uns übereinſtimmen wollen, ſo wird doch Niemand das Factum ſelbſt zu leugnen im Stande ſeyn. Kurz dieſe chineſiſche, indiſche und caledoniſche Scala iſt die älteſte, die wir kennen; ſie hat unter verſchiedenen Völkern lange Zeit exiſtirt, iſt bei manchem, wie bei den Bergſchotten, die einzige geblieben; ja ſie exiſtirt in manchen Hinduſtämmen noch bis auf dieſen Tag, und hat ſich folglich ein Völkerrecht erworben, dem man nichts als Willkürlichkeit entgegenzuſetzen hat. Daß man nun dieſe Tonleiter durch Gewohnheit lieb gewann, daß beſonders ſolche Völker, die an ihren alten Sitten mit treuer Vorliebe feſthingen, ſie nicht wieder aufgeben wollten, daß ſich ihre Art, muſikaliſch zu empfinden, ganz und gar mit dieſer Tonleiter verſchmolzen hatte, wird jeder nur zu natürlich finden. Die regelmäßige Behandlung dieſer Scala, und die nach und nach aufgefundenen Übergänge aus einer Tonart in die andere, wovon wir weiter unten reden werden, ſetzen ein uraltes Syſtem voraus, das uns im Laufe der Zeit zwar faſt gänzlich in Vergeſſenheit gerathen iſt, das aber jenen Völkern als das beſte erſchien, auch noch zu einer Zeit, wo ſie bereits andere Muſikweiſen kennen gelernt hatten. Daß hingegen andere, in allem Übrigen auch viel ungebildetere Völker, ſo weit als wir nämlich zurückzublicken im Stande ſind, gleich anfangs unſere gewöhnliche Tonleiter gebrauchten, ſehen wir an den Lappen und Koſacken; eben ſo, daß unter einigen unſer Dur, unter andern unſer Moll, und unter verſchiedenen keins von beiden, ſondern eine ganz eigenthümliche Scala vorherrſchte, und ihnen die natürliche geworden iſt — das alles beweiſt nur, daß in dieſer Sache die größte Verſchiedenheit obwaltete und auch obwalten mußte. — Aus allen dieſen Thatſachen ergibt ſich, daß es lächerlich genant werden muß, wenn wir unſere nun gewöhnliche Durtonleiter ſchlechthin die natürliche zu benennen uns anmaßen, mit welchem Beiworte jede andere aus gleichen Gründen gleichfalls benant werden könte. Ich wüßte in der That nicht, wo uns die Natur ſelbſt irgend eine unſerer Tonleitern dargeboten hätte!

Nur vermiſche man in dergleichen Dingen die Gegenſtände nicht mit einander. Es iſt etwas ganz anderes, wenn man fragt: Welche Tonleiter iſt die ſchicklichſte für harmoniſche Verwebungen? oder wenn gefragt wird: Welche Tonleiter iſt die älteſte und welche konte am wahrſcheinlichſten am erſten aufgefunden und feſtgehalten werden? Über die letzte Frage haben wir uns erklärt: die erſte dagegen wird freilich von den Meiſten dahin beantwortet werden, daß man, wie gewöhnlich, den Beweis für die unſere aus dem Erfolge ſelbſt nimt. Allerdings hat man die Erfahrung für ſich, wenn man unſerer Scala in harmoniſcher Hinſicht das Wort redet. Dehnt man die Regel einer mit Harmonietönen zu bereichernden Scala dahin aus, daß man einen Umfang von 8 Tönen, vom Grundtone bis zur Octave darunter verſteht, und nicht bei unſerm Dur und Moll allein ſtehen bleibt, vielmehr die ſogenant griechiſchen, oder richtiger die Kirchentöne mit dazu nimt: ſo gibt es allerdings keine Scalen weiter, auf welche man jemals eine muſikaliſche Harmonie nach unſerm Sinne (des Wortes) gebauet hat. Es werden ſich demnach unſere harmoniſchen Geſetze auch nur nach unſern Tonleitern richten können, und durchaus auf keine andern, als auf ſolche, deren Umfang auf Octavenreihen gegründet iſt, anwendbar ſeyn. Daß aber unſere, auf Octaven-Tonleitern gegründeten harmoniſchen Regeln durchaus nichts gegen ſolche Tonleitern beweiſen können, auf welche ſie nicht angewendet werden können, iſt ſchon daraus klar, daß damals, als jene Scalen entſtanden, noch nicht im geringſten an eine Nothwendigkeit der Harmonie in unſerm muſikaliſchen Sinne gedacht wurde.

Kein einziges Volk hat im Beginn ſeiner muſikaliſchen Kunſt die Harmonie (was wir darunter verſtehen) gekant oder nothwendig gefunden, ſelbſt die alten Griechen nicht. Was man auch in Hinſicht auf die Griechen in unſern Tagen wieder dafür hat vorbringen wollen: nichts davon hat nur einigermaßen Stand gehalten; auch ſcheint die Annahme nicht minder gegen alles Geſchichtliche, als gegen die Natur der Sache zu verſtoßen. Chineſen, Indier, Ägypter, Perſer, Caledonier und ſelbſt Hebräer und Griechen kanten keine mehrſtimmig harmoniſche, nur melodiſche Muſik. Daß nun für melodiſche Zwecke die Tonreihe, von welcher hier die Rede iſt, höchſt Wirkſames ſchaffen konte, ergibt ſich aus den muſikaliſchen Überbleibſeln namentlich unſers Volkes (der Hochſchotten) ſo ſiegreich, daß Niemand von Geſchmack auch nur das Geringſte dagegen einzuwenden haben kann. Dagegen widerſtrebt die Eigenthümlichkeit dieſer auf caledoniſche Tonleiter gebaueten Melodien unſern harmoniſchen Fortſchritten ſo ſehr, daß die allermeiſten dadurch nur durchwäſſert werden. Ob aber deswegen dieſe alterthümliche Scala gar keiner Harmonie fähig ſey, iſt eine andere Frage, die wir keineswegs geradezu mit Nein beantworten möchten. Wer wollte wol mit Zuverläſſigkeit zu behaupten ſich getrauen, daß unſere Harmonie-Geſetze die einzig möglichen wären? Leicht möglich, daß ſich in der

Digitized by Google

Folge in unſerm eigenen, auf unſere Tonleiter gebaueten Harmonie-Syſteme manches anders geſtalten kann, was bis jetzt für unumſtößlich ausgegeben wird. Es hat ſich ſchon vieles geändert, und was ſonſt unter das Häßliche geſetzt wurde, wird jetzt bereits den Schönheiten zugezählt. Es hat ſich alſo noch nicht auf den Hochpunkt der Untrüglichkeit emporgeſchwungen. Daß demnach unſere Harmonie-Geſetze nicht die einzig möglichen ſind, und daß auch für die altſchottiſche Tonleiter irgend ein Harmonie-Syſtem (nur ein anderes, als das unſrige) aufgefunden werden könte, iſt mir eben ſo gewiß, als es unumſtößlich iſt, daß unſere Tonleiter nicht als die einzige und allein natürliche angeſehen werden darf. Wären jene Völker nicht in ihrer Eigenthümlichkeit der Bildung geheme, theils durch willkürliche Gewalt zu tief niedergebeugt, theils ganz und gar auf andere Bildungswege foregeriſſen worden; ſo würden ſie höchſt wahrſcheinlich mit der Zeit ſelbſt dahin gekommen ſeyn, ſich ihre eigenen Harmonien-Geſetze zu bilden, die von den unſern eben ſo verſchieden, als ihre Tonleiter da ſtehen würden. Wie weit ſie es darin gebracht hätten, wer wollte darüber rechten? — Sprechen wir aber auch ihrer Muſik die Möglichkeit einer eigenthümlichen, folgerichtigen Harmoniſirung zu; ſo müſſen wir ihr doch auf das Zuverläſſigſte alle Harmonie nach unſerm Sinne in der Wirklichkeit abſprechen. Alle ihre Geſänge wurden unisono, es verſteht ſich von Kindern und Frauen um eine Octave höher, vorgetragen. Nur ſelten finden wir, daß eine Quinte dazu ſchlägt, und bei den Hochſchotten brumt der Dudelſack einen einförmig fortlaufenden Baß, was noch keine Harmonie genant werden kann.

Dennoch finden ſich in den caledoniſchen Geſängen gewiſſe Modulationen, die aus einer Tonart in die andere führen. Aber auch dieſe gehören einzig dem Bau der Melodie an, und beziehen ſich keineswegs auf eine Änderung der fortſummenden, das ganze Lied begleitenden Töne. Dieſe melodiſchen Modulationen müſſen für einen, wenn auch noch geringen, doch ſchon beſtimten Regeln unterworfenen Fortſchritt caledoniſcher Tonkunſt angeſehen werden: denn in den älteſten Geſängen ſind ſie nicht vorhanden; dieſe bleiben in der Regel genau in ihrer Tonart. Dahin gehören alle oſſianiſchen Geſänge. Da nun dieſe unter ihnen in dem höchſten Anſehen ſtanden, und bis in die neueſte Zeit vorzüglich im weſtlichen Theile des Berglandes und auf den Hebriden geſungen wurden; ſo haben ſich auch die meiſten Lieder der Art noch erhalten. Viele haben nur eine einzige Melodienreihe, wie die Recitativ-ähnlichen Weiſen, nach denen die meiſten Verſe Oſſians geſungen wurden. Andere, gleichfalls nur einer Tonart angehörende, ſetzen zur Melodie des Vorſängers noch eine beſondere des Chores, wie die Jorrams oder Schifferlieder, die alſo aus zwei Theilen beſtehen. Nach Oſſians ruhmgekrönten Zeiten verließ man dieſe Einfachheit, und fing an in den melodiſchen Verwebungen einige Ausweichungen zu verſuchen. Dieſe Ausweichungen gaben ſich ſogleich durch Töne kund, die in der eben herrſchenden Scala des Grundtones nicht liegen, wol aber in derjenigen, in welche eben übergegangen wird. Wie lange alſo ein ſpäterer Geſang in ſeiner erſten Tonart bleibt, hört man an der fehlenden Quarte und Septime. Mangeln die Töne f und h, ſo geht das Lied aus C; fehlen g und cis, ſo geht es aus D ꝛc. Trit nun in einer ſolchen Melodie aus C einmal F ein: ſo iſt es ein Beweis, daß das Lied in B oder D modulirt. Denn die Caledonier hatten ſich auch eine eigene Moll-Scala gebildet, die dadurch entſtand, daß ſie den dritten und den fünften Ton ihrer Tonleiter um einen ſogenant halben Ton erniedrigten, z. B.

Hr. Necker de Sauſſure nent dieſe Tonreihe eine höchſt barbariſche, was wir nicht finden. Er geſteht jedoch zu, daß ſich noch einige ſolcher Minore-Geſänge erhalten haben. Ob nun, wie wir vermuthen, dieſe Moll-Scala ſich ſchon zu Oſſians Zeiten gebildet hatte, oder ob ſie ein Erzeugniß ſpäterer Zeiten iſt, wo man ſchon anfing, einige Mannigfaltigkeit in die einfachen Weiſen zu bringen, können wir nicht mit Beſtimtheit nachweiſen. So viel iſt aber ausgemacht, daß dieſe Moll-Scala ſich weit öfter in ſpätern Liedern findet, die ſchon einiger Modulation unterworfen waren. Man ſcheint ſie alſo mehr in gemiſchten Liedern, als für ſich allein beſtehend, angewendet zu haben; was aber noch keinen Beweis gibt, daß dieſe Moll-Scala nicht ſchon früher da geweſen und als ſelbſtändig für ſich allein benutzt worden wäre. Mir iſt kein ſolches Lied mit der Molltonleiter zu Geſicht gekommen. Der dazu gehörige Text derjenigen, die noch übrig ſind, wird am beſten zeugen, ob man dieſe Minores-Melodien vor oder nach Oſſians Zeiten zu ſetzen habe.

Wenn auch in den Übergängen der aus verſchiedenen Tonleitern zuſammengeſetzten Lieder eine ſehr mannigfache Freiheit herrſcht; ſo bemerkt man doch in den meiſten ſchon eine gewiſſe Regel. Gewöhnlich geht man aus einem Haupttone gleich in den nächſtfolgenden Grundton ſowol über als unter dem erſten Hauptgrundtone. Hebt das Lied in ihrem Dur an, ſo wird meiſt in den nächſten darüber liegenden Ton modulirt. Hebt es dagegen in ihrem Moll an, ſo wird gewöhnlich in den nächſten tiefern Ton fortgeſchritten. Auch pflegen ſehr oft Dur und Moll mit einander zu wechſeln. Wäre z. B. die Haupttonart Dmoll (d e f a b d), ſo würde die nächſte Modulation Cdur ſeyn; Gmoll würde alſo in Fdur übergehen. Geht man aus einem Dur-Tone in einen andern über, ſo ſteigt man meiſt um einen Ton höher. Demnach würde man aus Cdur in Ddur fortſchreiten. Sollte man nach genauern Unterſuchungen nicht finden, daß man in ſolchem Falle lieber in Dmoll fortgeſchritten wäre? oder vielleicht auch ſo, daß in der zweiten Tonleiter Dur und Moll ſich vermiſchte, und der Gang der Tonleiter etwa folgender geweſen wäre: d e f a h d? — Ehe dieſe Übergänge eintreten, wird jedes Mal zu der noch herrſchenden Tonleiter ein fremder Ton geſetzt, welcher der folgenden angehört, den man den Leiteton in eine andere Tonreihe nach ihrem Syſteme nennen könte. Man wird ſich alſo vorſehen müſſen, daß man dieſen Andeutungston eines Überganges, der erſt im nächſten Tacte erfolgt, weder

zur gäeliſchen Scala rechnet, noch daß man, wo ſich in einem Liede eine ſcheinbare Quarte oder Septime hören läßt, ein ſolches Lied gleich ohne alle genauere Anſicht für nicht echt erklärt. Iſt es echt, ſo wird die Modulation im nächſten Tacte den ſicherſten Beweis dafür geben. Nicht ganz ungewöhnlich iſt es auch, daß dieſe Modulation ſchon im 2ten Tacte begint und von einem Tacte zum andern regelmäßig wiederholt wird.

Wenn übrigens Hr. Necker de Sauſſure, nachdem er ganz richtig gefolgert hat, daß ſich zu ſolchen Melodien gar keine ihrem Charakter angemeſſene Harmonie-Begleitung nach unſerm Syſteme geben laſſen könne, ohne dadurch eine andere als eine widerwärtige Empfindung zu erregen — behauptet, daß die Begleitungsbäſſe immer nur die nächſten Töne, z. B. auf C gleich D oder B ſeyn könten; ſo iſt das nur ein groſer Irrthum. Dieſe aus verſchiedenen Tonarten gemiſchten Geſänge waren ja nicht eher aufgekommen, als bis auch der Dudelſack mit ſeinem fortlaufenden Brummtone unter den Hochſchotten heimiſch geworden war. Da nun dieſe Art Geſänge auch ſehr häufig mit dieſem Inſtrumente begleitet wurden; ſo mußte ja auch in der Modulation derſelbe Brummbaß fortklingen, gerade ſo, als ob in der Melodie keine Tonleiter-Veränderung vorgefallen wäre. Wie aber die alten Caledonier mit ihren Harfen u. ſ. w., außer den dazu gegriffenen Uniſono-Tönen, ſonſt noch ihre Lieder begleitet haben, iſt uns völlig unbekant. Sehr wahrſcheinlich iſt es jedoch, daß auch bei Harfenbegleitung von gar keinen Accorden die Rede geweſen iſt, es wäre denn, daß zuweilen zum Grundton mit ſeiner Octave noch eine Quinte, vielleicht auch, um der Einrichtung ihres Dudelſacks willen, den wir bald werden kennen lernen, noch eine groſe Terz (in Dur) ſtatt der Quinte dazu gegriffen, und alſo ein unvollſtändiger Dreiklang angeſchlagen worden wäre. Von einer eigentlichen Theorie der Muſik, wie ſie unter den Chineſen, die im Bau ihrer Liederweiſen den Caledoniern vollkommen gleichen, Statt gehabt hat, kann hier kaum die Rede ſeyn, man müßte denn die eben dargeſtellten Anfänge einer etwas künſtlichern Anordnung und Durchführung ihrer Melodien ſchon mit dieſem Namen belegen wollen.

Eben ſo wenig kann ihnen mit Grund irgend eine Notenſchrift beigemeſſen werden. Denn wenn auch Einige um der Volksverwandtſchaft willen gemeint haben, daß die Caledonier wahrſcheinlich ihre Melodien, wie die alten Gallier, mit Buchſtaben-Noten aufgezeichnet hätten; ſo hat ſich doch bis jetzt auch nicht ein einziges Denkmal zur Unterſtützung dieſer Meinung auffinden laſſen wollen, was, wären dergleichen Notirungen da geweſen, um ſo eher ſich gefunden haben würde, da mehre alte, wenn auch nicht uralte, Handſchriften caledoniſcher Gedichte vorhanden ſind, von denen einige mit längſt vergeſſenen, am meiſten noch den altſächſiſchen Schriftzügen ähnelnden Buchſtaben aufgezeichnet wurden. Von Allen wird dagegen zugeſtanden, daß ihnen die Erhöhungs- und Erniedrigungszeichen völlig unbekant geweſen ſind. Das wird jedoch nicht hindern, daß die beiden Dur- und Moll-Scalen ſeit den Zeiten, wo man anfing beide mit einander zu verbinden, zuweilen einen Unterſcheidungston von einander aufnahmen, wenn das friſche Gefühl der dichtenden Sänger es erheiſchte. Solche Verſchmelzungen verſchiedener Tongänge ſind unter allen Völkern, die noch keine feſte Regel der Aufzeichnung ihrer Melodien kennen, nichts ſeltenes; vielmehr miſchen ſich da die Töne oft ſo wunderbar und ſchweben ſo eigenthümlich, daß man kaum weiß, wie man ſie nach unſerer Art andeuten ſoll. Da nun die ſpätern Aufzeichner ſolcher Volksmelodien, die von Geſchlecht zu Geſchlecht ſich fortgepflanzt hatten, Kreuze und Bee hinzugefügt haben; ſo mag wol auch dadurch zuweilen dem eigenen Weſen jener alterthümlichen, von den unſern völlig abweichenden Geſänge manche Gewalt angethan worden ſeyn.

Daß die alten Iren (Irländer) mit den Caledoniern einen und denſelben Volksſtamm ausmachen, daß dieſelbe Sprache und Art der Kunſt, obwol mit kleinen nicht mehr überall genau anzugebenden Unterſcheidungen beide nicht weniger, als ihre Mythologie und der von ihren Rieſen erbauete Meerdamm von Baſaltſäulen verband, iſt ſchon aus Oſſians Geſängen jedem bekant. Wie ſehr und wie lange aber vorzüglich dieſe von den Engländern unterjochte Inſel gedrückt worden iſt; wie nach oft wiederholten, nicht ſelten entſetzlichen Rebellionen das alte Volk in ſeiner Urſitte nach und nach völlig vernichtet worden iſt, ſo daß eben hier kaum noch ein Schattenbild des alten Lebens übrig-geblieben iſt; braucht nur kürzlich angedeutet zu werden, um auf dieſer Inſel jetzt nichts echt Alterthümliches unter den wenigen, die noch Iren genant werden, zu ſuchen. Was man alſo in unſern Zeiten iriſche Melodien nent, weil ſie dort geſungen werden, hat mit dem Alterthümlichen meiſt nichts mehr gemein. Am meiſten alterthümlicher Sinn herrſcht noch auf einigen Inſeln der Hebriden.

Die Inſtrumente, die unter den Caledoniern gewöhnlich waren, ſind die Harfe, der Cruth und der Dudelſack.

Die gäeliſche Harfe heißt in ihrer Sprache Clairseach, war nicht mit Darm- ſondern mit Stahlſaiten bezogen, und wurde mit den Nägeln geriſſen. Jedermann weiß, daß dieſe Harfe Oſſians Lieblingsinſtrument war, mit welchem er alle ſeine Geſänge begleitete. Überhaupt war ſie der Liebling aller alten Barden, nicht blos der caledoniſchen und iriſchen, ſondern auch der galliſchen. So lange ihre Töne alle ausgezeichneten Tage ihres Lebens verſchönerten, ſo lange glänzte auch jenen Völkern ihre goldene Zeit. Seitdem ſie in Abnahme kam, ſeitdem die uralte, ſehr einfache Art dieſes Barden-Inſtruments ſich zu verändern anfing, verſchlimmerten ſich die Tage der Söhne der Berge und der Wellen immer mehr. Ihr Gebrauch wurde ſeltener. Zwar hing das treue Volk lange an den heiligen Sitten ſeiner Väter; lange hielt ſich jeder Clan ſeinen eigenen Barden, der für ihn beſonders ein ganz eigenes Lied, das ihm und den Seinen allein gehörte, zu dichten und mit ſeiner Harfe zu begleiten hatte: allein die alles überwältigende Zeit brachte auch dieſen Gebrauch nach und nach zur Ruhe. Lange ſchon ſchläft der Barden-Liebling mit ſeinen Sängern vereint in den Nebelbergen der Hochſchotten unter bemooſten Steinen. Vor mehr als 100 Jahren wanderte dort der letzte Harfen-

Digitized by Google

ſänger, Rory oder Roderick Dal, von Schloß zu Schloß, und wurde überall freundlich aufgenommen. So wie aber die alt-patriarchaliſche Regirung der Clans völlig zu Grabe gegangen war, ſchwieg auch die Harfe ihrer Sänger, als hätte ſie den Untergang ihrer Beſchützer nicht überleben wollen. Zwar wanderten vor einiger Zeit (wahrſcheinlich iſt es noch jetzt der Fall) in Irland und Wallis einige Harfenſpieler umher: aber die alten Barden ſind es nicht; ſelbſt ihre Harfen haben ſich verändert, ſie ſind melodiſcher, und, wenn man will, vollkommener, oder doch vielſeitiger geworden. Die alten Bardenharfen waren viel kleiner und hatten nur eine kleine Anzahl Drahtſaiten, die nach der diatoniſchen Tonleiter (wahrſcheinlich mit Abweichungen von der unſern) geſtimt waren, um aus verſchiedenen Tönen ſpielen zu können. Es ſind uns noch einige Stücke für die alte, echt caledoniſche Harfe übrig geblieben. Es ſind Lieder von langſamen Rhythmen und von ſehr klagendem Geſange, wodurch ſie den alt-chineſiſchen ſehr ähnlich werden, auch im Ausdrucke.

Der Cruth war eine Art Guitarre oder unförmliche Vibel mit langem Bauche (Kaſten), und auf dem Stege waren 5 oder 6 Darmſaiten geſpant, die mit einem Bogen, wie die Saiten der Violine, geſtrichen wurden. Er hat Ähnlichkeit mit dem Crooth der Wallier, und eine etwas entferntere mit der einen Art des chineſiſchen Kin, deſſen Erfindung dem Fou-hi zugeſchrieben wurde, und von deſſen Wunderwirkungen nicht genug gerühmt werden konte. Er gehört gleichfalls zu den uralten Inſtrumenten der Caledonier, und ruht ſchon längſt, wie die Harfe. Man findet ihn in ihren älteſten Gedichten nicht ſelten erwähnt.

Der Dudelſack (gäeliſch „piob gäelich“ genant) iſt zwar in ſehr alter Zeit unter ihnen ſchon bekant geweſen, ſcheint jedoch lange unter den Barden kein beſonderes Anſehen erlangt zu haben, und wird in keinem ihrer Gedichte erwähnt. Er iſt alſo wol ſpäter erſt in das Land gebracht worden, und hat ſich nur nach und nach unter dem Volke Anſehen zu verſchaffen gewußt, ſo daß er immer mehr zum Lieblings-Inſtrument geworden iſt, das jetzt unter den Bergſchotten überall und bei jeder Gelegenheit gehört wird. In Geſellſchaft mit der Trommel feuert er ſie zu Schlachten an, und verſchönert ihre häuslichen Feſte. Seine Einrichtung weicht von der gewöhnlichen etwas ab. Der caledoniſche Dudelſack hat 3 Schnarrpfeifen (bourdons), ſelten nur 2, und eine einzige Schalmey, die auf der Vorderſeite 7 Löcher und auf der Hinterſeite eins hat. Der tiefſte Ton iſt g, und die 7 Vorderlöcher geben die Töne a h c d e f g. Die tiefſte Schnarrpfeife läßt den tiefſten Ton der Schalmey (g) um eine Octave tiefer hören, die mittelſte läßt die Terz h, und die kleinſte die höhere Octave der tiefſten ertönen. Dieſe 3 Schnarrtöne bilden einen unvollſtändigen Begleitungs-Accord aller neueren gäeliſchen Lieder.

So groß nun auch dadurch die Einförmigkeit ihrer Muſik ſeyn muß; ſo erweckt doch noch jetzt der Ton ihres Dudelſacks den Schotten dieſelbe Empfindung, wie den Schweizern ihr einfacher Kuhreigen, wozu die Liebe zu ihren Bergen und zu ihren anderweitigen Lebensgewohnheiten gewiß nicht wenig beiträgt. Ihre Melodien haben durchaus etwas Klagendes, wie von einer wunderbaren Wehmuth Durchdrungenes, und der ſeltſam elegiſche Hauptcharakter derſelben iſt ein treues Abbild oſſianiſcher Dichtungsart. Überall, wo die Kunſt der Muſik ſich noch in ihrer Kindheit befindet, alſo auch bei den Schotten, wird man bemerken, daß Volk und Dichter am lebendigſten von der Vorzüglichkeit und von den Wundern ihrer Tonkunſt erfüllt ſind. So war es bei den Chineſen und Indiern, ſo bei den alten Ägyptern und Griechen, und nicht anders verhält ſich's bei den Caledoniern. Was auch die genanten Völker des Alterthums Wunderſames von den höchſt einfachen Weiſen ihrer Tonkunſt gerühmt haben: der ſchottiſche Wunderglaube ſteht ihnen nicht im geringſten nach. Mit Wenigem von jeher war und iſt noch die einfache Kindheitsnatur zufrieden; was ihr das Leben verſchönt, dem weiht ſie dankbar ihre Liebe, und ſchmückt es aus mit den glänzendſten Farben einer Phantaſie, die ihren Schattengeſtalten leuchtendere Schönheiten andichtet, als ihnen die lachendſte Wirklichkeit nicht zu geben im Stande wäre. *(G. W. Fink.)*

CALEPIO, Ambrogio da, Calepinus oder, wie er ſich per anagramma zuweilen nante: Pellicanus, wenn auch nicht der erſte, doch der berühmteſte aller früheren Lexikographen, ſo daß lange Zeit in Italien und Frankreich ein Lexikon überhaupt ein Calepin genant wurde. Er war aus dem edlen Geſchlechte der Grafen von Calepio, in oder bei Bergamo 1435 geboren, und trat 1451, oder nach andern 1458, in den Auguſtinerorden. Dies, und daß er im hohen Alter erblindete, ſind beinahe die einzigen Umſtände ſeines Lebens, die man kent. Er ſtarb zu Bergamo 1511. Er arbeitete viele Jahre an einem lateiniſchen Lexikon, welches wahrſcheinlich zuerſt zu Reggio 1502. Fol., unter dem Titel: Dictionum interpretamenta erſchien, woraus Jöcher ein beſonderes Werk gemacht zu haben ſcheint. Mit vielen Verbeſſerungen gab er es noch zweimal, 1505 und 1509, heraus. In den folgenden Jahrhunderten iſt es ſehr oft von verſchiedenen mit Erklärungen in mehren Sprachen bearbeitet und herausgegeben worden, ſo daß die ſpätern Ausgaben den urſprünglichen wenig ähnlich ſehen. Die vollſtändigſte und reichſte Ausgabe iſt die: Baſel 1590 und dann 1627, in 11 Sprachen, worunter auch polniſch und ungriſch. Andere geſchätzte Ausgaben ſind: Lyon 1586, 2 Vol. Fol. in 10 Sprachen, und Ebendaſelbſt 1681, 2 Vol. Fol. in 8 Sprachen. Facciolati beſorgte zu Padova 1758 in 2 Vol. Fol. eine Ausgabe in 8 Sprachen, wovon 1772 ein neuer Abdruck in 7 Sprachen erſchien, und früher hatte Paſſerat einen Auszug, Leyden 1654 in 4. ebenfalls in 8 Sprachen herausgegeben. Jöcher führt noch ein Werk von Calepino an: De laudibus inclytae civitatis Venetiarum, wovon Tiraboſchi nichts weiß, welcher nur von einigen ungedruckt gebliebenen Oden redet, dem h. Auguſtin und der h. Clara zu Ehren, welche nebſt dem Original-Manuſcript des Wörterbuchs im Auguſtiner-Kloſter zu Bergamo aufbewahrt wurden. *(Blanc.)*

CALICHON. Nach Koch's muſikal. Lexikon war dies der Name eines ehemaligen lautenähnlichen Saiteninſtruments mit 5 Saiten, in der Stimmung g c f a d

Digitized by Google

(ſoll wol heiſſen ā). — Nicht unwahrſcheinlich iſt aber der Name Calichen nur das unrichtig geſchriebene Wort Colachon, und dann gleichbedeutend mit Colaſcione. *(Gottfr. Weber.)*

CALIX-ELF, der, (Fluß), einer der größeren Ströme des ſchwediſchen Lapplands, entſpringt aus mehren zuſammenhängenden großen Seen, am Fuße der norwegiſchen Grenzalpen, weit im Weſten der Kirche Jukkasjervi, und bildet die Grenze von Gellware- und Jukkasjervi-Lappmarker, bis er in das Paſtorat Öfver-Torneå trit, hier beim Dorfe Tärende den Tärende-Elf, einen Arm des Fluſſes Torneå, aufnimt, und dann mitten durch die norrbottenſchen Paſtorate Öfver-Calix und Neder-Calix ſich den Weg zum Meere bahnt. Bis Tärende läuft der Calix 14 oder 15 Meilen lang parallel mit dem, nur einige Meilen entfernten, Torneåfluß, geht dann 10½ Meilen ganz ſüdlich zur Kirche Öfver-Calix, von welcher bis zur Mündung ½ Meile im Süden der Kirche Neder-Calix, die Entfernung nur 6½ Meile beträgt. Der Calixſtrom hat viele, zum Theil unfahrbare, Waſſerfälle; die Ufer ſind meiſt eben und ſteinig, doch auf weiten Strecken fruchtbar und wohl angebauet.

Nach und in dem 9 Meilen langen und 4 Meilen breiten Paſtorate Öfver-Calix gibt es keine Fahrwege; der Calixſtrom bildet die einzige Verbindungsſtraße. Das Paſtorat Öfver-Calix iſt mit Bergen ausgefüllt; der Kirche gegenüber liegt der Lappberg, welcher um Johannis einen freien Standpunkt zur Beobachtung der Mitternachtsſonne darbietet; um Weihnachten kann man freilich kaum 2 Stunden bei Tage leſen; weite fruchtbare Landſtriche umgeben die Kirche; doch iſt Theerbrennen der Hauptnahrungszweig. An den Ufern der Flüſſe erreicht das Gras zuweilen eine Länge von mehr denn 2 Ellen, ohne deshalb unſchmackhaft zu ſeyn. Die Einwohnerzahl war im J. 1815. 1609; die Zahl der Gebornen war im J. 1816. 62, der Geſtorbenen 27.

Das Paſtorat Neder-Calix iſt 6 Meilen lang und 6 Meilen breit; die Zahl der Einwohner war im J. 1815 aber 3653, denn es bauet viel Korn und treibt anſehnliche Viehzucht und Fiſcherei; Robben und Seevögel werden erlegt, auch Schiffe gebauet; denn ein Theil des Paſtorats grenzt an den bothniſchen Meerbuſen; das anſehnliche Dorf Töre hat einen trefflichen Hafen, Brettermühlen und Stabhammer. Im J. 1816 wurden im Paſtorat geboren 127 und ſtarben 66. Im Norden iſt das Paſtorat mit Bergen ausgefüllt. Über „Herr Börja's Keubſtück" oder das Geſchenk Karls IX. an die Pfarre Neder-Calix vergl. meine Reiſe durch Schweden ꝛc. Bd. 2. Leipz. 1823. S. 167. 168. — In Ober-Calix wohnen meiſtens Schweden, wenige Finnen; in Neder-Calix ſind alle Einwohner ſchwediſcher Abkunft. *(v. Schubert.)*

CALKOEN, Jan Frederik van Beek-C., ein berühmter holländiſcher Mathematiker und Aſtronom. Er wurde geboren zu Gröningen 1772 am 5. Mai, und da ſein Vater als reformirter Prediger nach Amſterdam berufen wurde, ſeit ſeinem vierten Jahr daſelbſt erzogen. Er ſtudirte anfangs Theologie, und zwar auf der Univerſität zu Utrecht, wo er darin Bonnets (ſ. dieſen Artikel) Schüler wurde; doch wandte er auch großen Fleis auf Sprach-, Alterthums- und Geſchichtskunde, unter der Leitung der Profeſſoren Rau und Saxe, ſo wie auf Naturkunde und Philoſophie, unter der Anweiſung des Profeſſors Roſſyn. Insbeſondere aber benutzte er den Unterricht des Profeſſors Hennert in der Mathematik und Aſtronomie, ſo daß er dadurch bewogen wurde, ſich dieſem Fach ganz zu widmen, und das Studium der Theologie aufzugeben. Er blieb ſieben Jahr als Student zu Utrecht, dann aber beſuchte er die teutſchen Univerſitäten zu Leipzig, Göttingen und Jena, und hielt ſich acht Wochen zu Gotha auf, wo er täglich die dortige Sternwarte beſuchte, in Begleitung des damaligen Directors derſelben, des Herrn von Zach, mit dem er eine genaue Freundſchaft ſchloß, und nachher einen fortdauernden Briefwechſel führte. Sodann machte er bei ſeinem Aufenthalt in Teutſchland die Bekantſchaft des Herrn von Lindenau, jetzigen Directors der gothaiſchen Sternwarte, und des berühmten berliniſchen Aſtronomen Bode, ſo wie anderer vorzüglicher Gelehrten ſeines Fachs, die ihm bei ſeiner damals ſchon ausgezeichneten Gelehrſamkeit ihre Freundſchaft ſchenkten, und nachher einen wiſſenſchaftlichen Briefwechſel mit ihm unterhielten. Nach ſeiner Rückkehr ins Vaterland wurde er 1799 erſt außerordentlicher, dann 1804 ordentlicher Profeſſor der Aſtronomie auf der Univerſität zu Leyden, bald aber, 1805., zu Utrecht, als Nachfolger ſeines dort verſtorbenen Lehrers Hennert. Nicht nur auf ſeinem Poſten ſtrebte er ſeinen Lehrlingen und den Wiſſenſchaften nützlich zu ſeyn, ſondern auch als Correſpondent der Societät der Wiſſenſchaften zu Göttingen, und als Mitglied der gelehrten Geſellſchaften zu Haarlem, Rotterdam, Utrecht, Leyden und in Seeland. In der Kommiſſion für die Maße und Gewichte des Königreichs Holland war er ſo thätig, daß er dafür von dem Könige Ludwig (Bonaparte) ein öffentliches Belobungsſchreiben erhielt, und von demſelben zugleich zur Anerkennung ſeiner Verdienſte als Gelehrter zum Ritter des Unions-Ordens, und bei der Stiftung des holländiſchen Inſtituts der Wiſſenſchaften zu Amſterdam zum Mitglied der erſten Klaſſe deſſelben ernant wurde. Für ſeinen Ruhm als eines der erſten und vorzüglichſten Gelehrten ſeines Landes, ſprechen die vielen von ihm nachgelaſſenen Schriften, die eintheils beſonders, theils in den Werken der gelehrten Geſellſchaften, wozu er als Mitglied gehörte, in verſchiedenen Sprachen herausgegeben hat. Die meiſten derſelben betreffen die erhabenſten Gegenſtände der Mathematik und Aſtronomie. Er war übrigens auch ein freiſinniger Philoſoph, wie dies ſein äſthetiſches Werk in holländiſcher Sprache: Euryalus, über das Schöne, Haarlem 1802, beurkundet. Seine lateiniſche Abhandlung: Über die Uhrwerke der Alten, zeigt tiefe Alterthumskentniſſe. Allgemein intereſſant iſt ſeine von der Taylerſchen Geſellſchaft zu Haarlem gekrönte Preisſchrift: Über den Urſprung des moſaiſchen und chriſtlichen Gottesdienſtes, zur Widerlegung des Werks von Dupuis: Origine de tous les cultes. Er würde bei einem langen Leben der Welt noch manche reife Früchte ſeiner ausgebreiteten Kentniſſe und großen Gelehrſamkeit geliefert haben; aber er ſtarb bereits, an einem unheil-

Digitized by Google

baren Übel, in der vollen Kraft ſeines Lebens, 1811 am 25. März. Mehre ſeiner vollendeten und halb vollendeten gelehrten Arbeiten ſind durch ſeinen frühen Tod in der Handſchrift liegen geblieben. Mit einem raſtloſen Fleis in ſeinem Wirkungskreiſe verband er, obgleich ein ausgezeichneter Mathematiker und Aſtronom, einen echt-religiöſen Sinn, und zeigte ſolchen insbeſondere auch in ſeinen letzten Geſprächen mit verſchiedenen Freunden, indem er unter andern den eigenthümlichen Wunſch äußerte, daß er, wenn es möglich wäre, — unter der Anhörung einer wohl überdachten, aus Überzeugung und aus dem Herzen fließenden, vernünftig-geiſtlichen Predigt von der Unſterblichkeit der Seele — ſein irdiſches Leben beſchließen möchte! (Aus holländiſchen Nachrichten.) *(J. Ch. H. Gittermann.)*

CALLIONYMUS, Calirrhous, Elaeorhous Baïcalensis, Fettfiſch, Abgrundfiſch, ſind ſynonym, ſie bezeichnen den Baical-Spinnenfiſch, den Pallas im 3ten Bande ſ. Reiſen, Anh. S. 207, Nr. 49, und Nov. Act. Petrop. I. p. 349. tab. 9. fig. 2, 3. und im 3. Bande ſeiner Zoographia Rosso-Asiatica, p. 122. beſchrieben hat. In dem letztern Werke nent er ihn *Elaeorhous,* weil er gefunden hatte, daß die Merkmale und Eigenthümlichkeiten ſeines Körpers dem Genus Callionymus, der Gattung der Spinnfiſche, nicht entſprachen, da dieſer fettgallertartige Baïcalfiſch keine Bauchfloſſen, wie die übrigen Callionymi, und überdies ganz abgelöſete Kiemendeckel und gabelförmige Schwanzfloſſe hat. Dabei iſt dieſer ungewöhnliche und ſeltene Fiſch, welcher eine naturhiſtoriſche Merkwürdigkeit des Baïcalſees ausmacht, ganz nackt, ohne Schuppen, glatt, weich, farbenlos und ſo fett, daß er bei warmem Wetter bis auf die Gräten zerfließt. Seiner äußerlichen Geſtalt nach ſieht er einiger Maßen den Seehähnen (Triglis) ähnlich. Die zunächſt am Baïcalſee wohnenden Ruſſen nennen ihn Golomjaenka, welches ſoviel bedeutet, als Grundfiſch, weil er nur in den tiefſten Abgründen dieſes Sees zu leben ſcheint. Die Tunguſen aber nennen ihn Olotkan. Er fällt nie in die Netze der Fiſcher, die im Baïcal fiſchen, ſondern wird bloß nach heftigen Stürmen, welche die Abgründe des Baïcals aufzuwühlen ſcheinen, in großer Menge todt am Ufer ausgeworfen, oder oben auf dem Waſſer fuderweiſe umhertreibend gefunden, beſonders aber in Haufen am ſüdlichen Ufer des Sees. Die Ruſſen kochen, ſobald ſie mehre Haufen dieſer Fiſche eingetragen haben, den Thran aus, und verkaufen oder vertauſchen ihn an die Chineſen, welche davon, wie man aus ihrer häufigen Nachfrage vermuthet, einen vortheilhaften, aber bis jetzt nicht bekant gewordenen Gebrauch machen ſollen. Die Ruſſen brauchen dieſen Fiſchthran bloß um das durch Waſſer und Sonne hart gewordene Leder damit zu erweichen und wieder geſchmeidig zu machen: denn genießbar iſt dieſes Fett nicht, und ſelbſt die Krähen und Möven mögen dieſe ausgeworfenen Fiſche nicht verzehren. Dieſer Fiſch iſt ſowol der ungewöhnlichen Subſtanz ſeines Körpers, als ſeinem ganzen abenteuerlichen Baue und ſeiner Geſtalt, ſelbſt ſeinem beſondern Aufenthalte und Todesart nach, ein ſeltenes, anomales und merkwürdiges Thier, welches, meines Wiſſens, noch in keiner europäiſchen Fiſchſamlung, außer etwa in einigen wenigen Samlungen von Petersburg und Moskau aufbewahrt wird. Pallas, welcher ſich im Juni und Juli 1772 an den Ufern des Baïcalſees aufhielt, wußte ſich deren mehre durch einige nach Poſolsk abgefertigte Boten, theils getrocknet, theils in Spiritus aufbewahrt, zu verſchaffen. In den Gläſern voll Brantewein, in welchen die letztern aufbewahrt wurden, ſchwamm der Thran, der aus ihrem halbdurchſichtigen Körper ausgeſchmolzen war, tropfenweiſe oben auf. Die einzige Abbildung, die wir bis jetzt von dieſem merkwürdigen Fiſche beſitzen, befindet ſich im erſten Bande der Nov. Act. Petrop. p. 349. Tab. 9., fig. 2. 3., iſt aber ſehr ſchlecht. Eine beſſere habe ich nach einem von ſpätern Reiſenden an das Muſeum der kaiſerl. Akademie der Wiſſenſchaften zu Petersburg eingeſandten wohlerhaltenem Exemplare gemalt. Pallas verſichert in ſeiner Reiſebeſchreibung, 3. Bd. S. 290, daß dieſe Fiſche noch nie lebendig zum Vorſchein gekommen ſind. Man muthmaßet, ſagt er, nicht ohne Wahrſcheinlichkeit, daß ſich dieſe Fiſche nur in den tiefſten Schlünden des Baïcals aufhalten, welche in der Mitte und ſelbſt an vielen Orten nicht weit von dem nördlichen ſteilen Gebirgsufer mit keinem oder Tauwerk, das eine Länge von 3 bis 400 Klaftern hatte, nicht haben ergründet werden können. — Was für Urſachen und Veränderungen in dem See ſelbige nur todt in die Höhe bringen, iſt ſchwer zu ſagen. Ich halte dieſe Urſachen für vulkaniſche Ausbrüche im Grunde des Sees, in deſſen Schlünden Kieſe durch das eindringende Waſſer zerſetzt werden, wodurch dieſe Thiere plötzlich und in Menge getödtet werden, die, als Grundbewohner im See, lebendig (ſonſt nie) geſehen worden ſind. Pallas ſelbſt ſagt auch ausdrücklich: „Gemeiniglich werden dieſe Fiſche im Sommer nur durch heftige, von der ſteilen Bergſeite her wehende oder nördliche Stürme hauptſächlich an die Poſolskiſche Küſte und um die Selengiſche Mündung ausgeworfen. Man ſieht ſie auch nach einer unruhigen See oft felderweiſe todt an der Oberfläche ſchwimmen, und manche Jahre ſind ſie ſo häufig ausgeworfen worden, daß ſie wie ein Wall am Strande hin gelegen." In einer folgenden Stelle, S. 291, wird dieſe neue Vermuthung durch die beſondere Charakteriſtik dieſer eigenthümlichen Art der Stürme, die man Typhone nent, und die vulkaniſchen Ausbrüchen auf dem Grunde des Meeres ihren Urſprung verdanken, beſtätigt. „Die Baïcalfahrer haben einen beſondern Compaß, auf welchem nur 3 Winde verzeichnet ſind. Alle zwiſchen Nord-Oſt und Süden wehenden Winde, mit welchen man von der Selengiſchen Mündung geſchwind über den See kommen kann, heißen Barguſin, weil ſie von dieſem Orte (Barguſin) gleichſam her wehen. Alle Winde zwiſchen Nordweſt und Südweſt, die gleichſam aus der großen Bucht des Baïcals kommen, werden Kultuk genant, und endlich werden die gerade aus Norden oder von der gebirgigen nördlichen Küſte ſtreichenden mit einem allgemeinen Namen Gornaja Pogoda, d. i. Bergwinde, belegt, und dieſe ſind

Digitized by Google

unerwartete und recht wüthende Orcane, die zwar von kurzer Dauer, aber deſto gefährlicher ſind, weil ſie bei geringer Breite die Schiffe an der ſüdlichen ſeichten Küſte zum Stranden oder Scheitern bringen, auch wol gar, wenn die Segel nicht geſchwind genug eingereſft werden können, in Gefahr ſetzen, umzuſchlagen oder wenigſtens den Maſt zu verlieren. Bei den übrigen Winden iſt ſo viel Gefahr nicht, als bei dieſem" u. ſ. w. Noch mehr Beſtätigung und Gewißheit erhält meine Meinung durch die Schilderung des Bodens und der Gebirgsform, in welcher man die Natur und Wirkung vulcaniſcher Ausbrüche nicht verkennen kann. „Die Tiefe des Baïcals in der Mitte und am nördlichen Ufer iſt ſo groß, daß man oft mit mehren Lothleinen keinen Grund hat finden können. Der See iſt gleichſam eine ungeheure Kluft, welche das von einander geriſſene Gebirge aufgethan hat, und in welche ſich die umliegenden Ströme ergoſſen haben. Das gebirgige Ufer ſelbſt zeigt überall Spuren der gewaltſamſten und mächtigſten Veränderungen (Erdrevolutionen), zugleich aber des höchſten und graueſten Alterthums Kennzeichen." Dieſe geſamten Schilderungen und die Übereinſtimmung derſelben mit allen den Erſcheinungen, die ich ſelbſt am Cap-Sangar, an den offenbar von einander geriſſenen Felſenufern in der Van Diemens Straße und allen übrigen furchtbaren Merkmalen des Typhoons, den wir auf unſerer Erdumſegelung erlebten, geſehen habe, laſſen mir keinen Zweifel übrig, daß jene große Menge todter Fiſche im Baïcalſee, die man ſonſt nie lebendig zu ſehen bekomt, Opfer der Erdbrände oder vulcaniſchen Ausbrüche in den Abgründen des Sees geworden ſind. Man denke ſich nur, wie die Schwefeldämpfe der Solfataren über dem Waſſer und in der Luft ſchon alle athmende Thiere erſticken; man erinnere ſich der Erſcheinungen bei Thieren in der Hundsgrotte, und man wird es ſehr natürlich finden, daß auch im Waſſer das Athmen der Fiſche dadurch gehemt werden müſſe. Durch keinen Sturm, er ſey auch noch ſo heftig, kann aber das Meer ſo ſehr beunruhigt und in ſo hohem Grade zur ſogenanten Klappſee (Seap Sipp der Engländer) bewegt werden, als durch vulcaniſche Ausbrüche auf dem Boden deſſelben, die an den japaniſchen und chineſiſchen Küſten nichts Seltenes ſind, und faſt in jedem Jahre ihre Schiffe verſenken und zertrümmern.

Dieſe Fiſche, wenn man ſie im Sommer nach den ſogenanten Bergſtürmen in großen Haufen todt am Ufer des Sees ausgeworfen findet, ſind faſt alle von gleicher Größe, meiſtens 6 bis 7 Zoll lang. Da man ſie noch niemals lebendig geſehen, nie ihre Lebensweiſe, Nahrung, Fortpflanzung u. ſ. w. in den tiefen Abgründen des Sees hat beobachten können, ſo weiß man bis jetzt nicht, wo ſie laichen, wovon ſie leben, welchem Thiere ſie wieder zur Beute werden, ja man kent ihren Magen, ihre Eingeweide, den ganzen innern Bau ihres Körpers und ihre ganze thieriſche Ökonomie noch nicht einmal. Die ganze Beſchreibung beſchränkt ſich bloß auf die äußern Theile.

Der große, viereckige Kopf des Fiſches iſt unten an der Grundfläche eckig, oben auf dem Scheitel platt, und hat an den Schläfen eine kielförmige Gräte mit 2 Knöpfen und weichen, kurzen, glatten Kiemendeckeln, die an ihrem Umfange mit 5 Eindrücken oder Gruben markirt ſind, und hinten einen kleinen dreieckigen Kiemendeckel als Zugabe haben. Die lang vorgeſtreckten Kiefer bilden einen Schnabel, welcher platt, breit und vorn abgerundet iſt, und wenn ſie geöffnet werden, einen weiten Rachen, in welchem die halb knorpeligen, halb knochigen Kiefer als die feſteſten Theile erſcheinen; ihr Rand iſt dick und erhaben nach außen gekehrt, und mit ſehr vielen kleinen, hackenförmigen Zähnchen beſetzt, ſo daß er ganz rauh anzufühlen iſt. Der Unterkiefer iſt etwas ſchmäler als der obere, hat aber eine glatte, vor dem Oberkiefer vorſtehende Spitze. Hinten im Rachen iſt alles glatt, und man bemerkt eine ſtumpfe Zunge. Die Kiemenbögen ſind lang mit doppelten, ſtumpfen Zähnchen beſetzt. Die Kiemenhaut iſt ſchmal, von der Kehle rückwärts aus einander weichend, und durch 6 ſehr von einander abſtehende Knorpelſtrahlen unterſtützt; man bemerkt auch noch einen ſiebenten, aber dieſer iſt mit den Kiemendeckeln verwachſen. An der platten Stirn ſteht auf jeder Seite ein ſchwarzes, großes Auge, mit einer Nickhaut bedeckt, und einfache Naſenlöcher unter denſelben. Der Körper iſt ganz weich, ſchuppenlos, blaß, ſchlüpfrig, weißlich, ſieht aus wie ein Stück Fett oder Seife, iſt zuſammengedrückt, läuft verdünnt vom Kopfe bis zum Schwanze herab. Das Oberhäutchen iſt dünnglatt, die Seitenlinie iſt matt und undeutlich, ſo daß man ſie kaum bemerkt, und liegt dem Rücken näher als dem Bauche. Merkwürdig iſt an dieſem Fiſche, daß ihm die Bauchfloſſen fehlen, doch hat ihn Bloch im Syſteme weder unter den Hexapterygia als neues Genus aufgenommen, noch unter den Octopterygia als Callionymus angenommen, wofür ihn Pallas früherhin ausgegeben hatte. Auch hat Schneider, der Herausgeber des Bloch'ſchen Syſtems, ob er gleich ſonſt alle Pallas'ſche Entdeckungen benutzt hat, dieſen Fiſch, ſo viel ich geſehen habe, nirgends eingeſchoben.

Unter allen ſeinen Floſſen ſind die Bruſtfloſſen die längſten: denn ſie ſind faſt halb ſo lang, als er ſelbſt. Jede Floſſe hat 13 dünne, ſteife, borſtenartige und bogenförmige Strahlen, die insgeſamt ſich in dünne, bewegliche, weiße Ährchen oder Faſern endigen; dieſe fadenförmigen Faſern aber hängen insgeſamt mit der breiten, weißlichen, durchſichtigen Haut zuſammen, welche die Floſſenſtrahlen mit einander verbindet, bis an ihr äußerſtes Ende, wo ſie immer ſchmäler wird und gleichſam ausgeſchnitten erſcheint; die erſten 10 Floſſenſtrahlen ſind die längſten. Die erſte Rückenfloſſe iſt klein und hat 8 kurze Strahlen, die ziemlich weit von einander ſtehen. Die zweite Rückenfloſſe iſt größer, und hat 28 ſteifere, am Ende eben ſo gefaſerte Strahlen, wie die Bruſtfloſſen, von denen der dritte bis zum 15ten die längſten ſind, und vor den übrigen herausragen. Alle Floſſenſtrahlen der Rückenfloſſen haben unten an der Wurzel einen weißen Knoten oder undurchſichtigen Punkt an der Stelle, wo die Borſtenſtrahlen eingelenkt ſind. Dieſe Punkte haben das

Digitized by Google

Anſehen der Fettkörner. Der After liegt weiter vom Kopfe als vom Schwanze entfernt, ungefähr im vierten Viertheil der ganzen Länge, und nicht weit hinter ihm beginnt die Afterfloſſe, welche der zweiten Rückenfloſſe gerade gegenüber ſteht, und mit ihr von gleicher Größe iſt; ſie enthält 32 Strahlen, von denen die beiden erſten ſehr kurz ſind, der dritte aber bis zum 16ten länger werden. Die gabelförmige Schwanzfloſſe iſt unter allen übrigen am ſtärkſten und ausgebildetſten; ſie hat 13 feſte, getheilte oder veräſtelte Strahlen, welche durchaus deutlich gegliedert ſind.

Dies iſt ungefähr die Beſchreibung des wohlerhaltenen Exemplares, welches ich abgezeichnet hatte. Jetzt noch die Ausmeſſung der einzelnen Theile.

Die ganze Länge des Fiſches betrug 6 Zoll 10 Linien, die Länge des Kopfs 1 Zoll 11 Linien, die Weite des Rachens 1 Zoll. Der Raum von der Mitte des Schnabelrandes bis zu den Naſenlöchern 4½ Linie, die Augen 9½ Linie, der Abſtand beider Augen von einander 4 Linien, Raum zwiſchen beiden Naſenlöchern 5 Linien, bis zur Kiemenöffnung 1 Zoll 4 Linien, bis zu den Bruſtfloſſen 1 Zoll 11 Linien, Länge derſelben 2 Zoll 6 Linien, Abſtand des Afters von der Schnabelſpitze 2 Zoll 7 Linien, Raum zwiſchen dem After und der Afterfloſſe 4 Linien, Länge derſelben 2 Zoll 6 Linien, von dieſer bis zur Schwanzfloſſe 9½ Linie, Länge der Schwanzfloſſe mit ihrer Theilung oder beiden Lappen 11 Linien, Abſtand des Schnabels von der erſten Rückenfloſſe 2 Zoll, Länge derſelben 8½ Linie, Raum zwiſchen ihr und der zweiten Rückenfloſſe 8½ Linie, Länge der zweiten Rückenfloſſe 2 Zoll 7 Linien, Raum von ihr bis zum Schwanze 7½ Linie. (*W. G. Tilesius.*)

CALLISEN, Heinrich, geb. den 11. Mai 1740, geſt. zu Kopenhagen am 5. Febr. 1824, war der Sohn eines Predigers zu Prentz im Holſteinſchen. So gern auch ſein Vater den viel verſprechenden Jüngling auf der Schleswiger Domſchule hätte fortſtudiren laſſen, ſo ſah er ſich doch durch ſeine beſchränkte Lage, und bei eilf Kindern genöthigt, ihn im 15. Jahre nach Kopenhagen zu dem Amts- und Regimentschirurg Spierling in die Lehre zu ſchicken, und als Barbierburſchen einſchreiben zu laſſen. Im Jahre 1758 zum Geſellen losgeſprochen, ward Calliſen von dem Juſtizrath und Generaldirector der Chirurgie, Simon Krüger, auf beſondere Empfehlung, ins Haus genommen, unter deſſen und des Dr. Heuermann Leitung er ſich nicht nur unermüdet im Zergliedern und in der Verrichtung anatomiſcher Operationen übte, ſondern auch durch Benutzung der Krüger'ſchen Bibliothek der Literatur ſeiner Wiſſenſchaft immer mehr Geſchmack abgewann.

Allein der ſchon 1759 erfolgte Tod ſeines Vaters gebot den verwaiſten Sohn, nun auf Mittel zu ſeiner Selbſterhaltung zu denken. Nachdem er ein Jahr Gehilfe eines Landchirurgen geweſen war, kehrte er nach Kopenhagen zurück, wo ihn Spierling als Compagnie-Chirurgus anſtellte. Zu dieſer Zeit (1760) ſtarb ſein Wohlthäter Krüger, und Calliſen würde wol ſeinen jetzt drückenden Verhältniſſen haben erliegen müſſen, wenn er nicht, entrüſtet über die Inſolenz, mit der ihm ein Officier begegnete, ſeinen Abſchied genommen, und ſich an den Juſtizrath und Generaldirector Hennings gewendet hätte. Dieſer ſtellte ihn beim anatomiſch-chirurgiſchen Amphitheater als Oberſchiffschirurg an, in welchem Poſten er 1761 und 62 ein paar Seeſtreifzügen beiwohnte. Hierauf ward er Penſionär des Amphitheaters, und kurz darnach Unterwundarzt des Friedrichshoſpitals, wo ihm, als Profector des Generaldirectors, alle wichtige anatomiſche und chirurgiſche Operationen zugetheilt wurden. Im Jahr 1766 unterwarf er ſich bei der mediziniſchen Fakultät dem Examen rigor. in lateiniſcher Sprache, nachdem er ſchon ein Jahr lang über Anatomie und Chirurgie Lehrvorträge gehalten hatte.

Im Jahr 1767 ſetzte ihn ein königl. Reiſeſtipendium in den Stand, eine wiſſenſchaftliche Reiſe nach Holland und Frankreich zu unternehmen. Nach einem faſt zweijährigen Aufenthalt in Frankreich beſuchte er London, und ſchrieb hier, ſo wie früher zu Paris, in ſeinen Zwiſchenſtunden Abhandlungen, die ihm den Zutrit in die Verſamlungen der dortigen Societäten und Akademien verſchafften. Da ſein Stipendium nicht ausreichte, ihn in London zu ernähren, ſo trieb er, in Verein mit dem Dentiſten Marchetti, einen einträglichen Handel mit Zahnpulver und Zahnbürſten.

Im Jahre 1771 ward er vom König Chriſtian VII. als Oberchirurg der Flotte und des Seekrieghoſpitals, gleichwie als Diviſionschirurgus der zweiten Abtheilung der Seeleute nach Kopenhagen zurückgerufen, wo er ſogleich ſeine öffentlichen chirurgiſchen Vorleſungen eröffnete, und 1772 bei der Univerſität die mediziniſche Doctorwürde annahm. Seine Privatpraxis gewann bald einen bedeutenden Umfang, und von dieſer Zeit an ſtieg Calliſen von Stufe zu Stufe.

Er erhielt 1773 die Profeſſur der Chirurgie, mit Beibehaltung ſeiner Admiralitäts-Wundarztſtelle, und mit dem Verſprechen, Hennings als Generaldirector zu ſuccediren. Im Jahr 1774 ward er ordentliches Mitglied des Collegii medici, in demſelben Jahre Mitvorſteher der chirurgiſchen, dann der mediziniſchen Übungsgeſellſchaft, 1776 Arzt des Seekadettencorps, und zugleich Mitglied einer Commiſſion zur Bildung junger, vaterländiſcher Wundärzte, 1778 Mitglied der Commiſſion, welche für die neue Einrichtung des Seekrieghoſpitals Sorge tragen mußte, und 1784 erhielt er den Titel eines wirklichen Juſtizraths.

Einen Ruf als erſter Profeſſor an der chirurgiſchen Lehranſtalt in Berlin, der an ihn 1787 erging, lehnte er ab, erhielt dagegen 1791 ſeinen Sitz neben dem Generaldirector in der Kopenhagener Akademie, und nahm im folgenden Jahre ſeinen Abſchied als Diviſionschirurgus. Nach Hennings Tode (1794) ward er wirklicher Generaldirector und erſter Profeſſor der Chirurgie, auch 2 Monate ſpäter Mitdirector des k. Friedrichshoſpitals, legte nun aber ſeine übrigen Statsämter nieder. Dennoch blieb ihm in ſeinen Lehrvorträgen und in ſeiner immer ausgebreitetern Privatpraxis ein ſehr ausgedehnter Wirkungskreis, dem er bis in ſein höchſtes Alter mit ſeltener Sorgfalt und Thätig-

Digitized by Google

keit vorſtand, weshalb ihn auch ſein König 1802 zum wirklichen Etatsrath, 1809 zum Ritter des Dannebrogordens, 1812 zum Conferenzrath, und 1813 zum Commandeur des Dannebrog ernante.

Zu Anfang des Jahres 1805 bekam er die gewünſchte Entlaſſung von ſeinem akademiſchen Lehramt, das er 40 Jahre rühmlichſt verwaltet hatte, mit Beibehaltung des Generaldirectoriats und ſeines Jahrgehalts. Am Schluſſe ſeiner letzten öffentlichen Vorleſung überreichten ihm ſeine dankbaren Schüler eine groſse goldene Medaille mit dem Bruſtbilde des Greiſes und einer paſſenden Umſchrift.

Erſt 10 Jahre ſpäter ſchränkte er ſeine Praxis mehr auf ärztliche Conſultationen ein, nahm aber noch mit beſonderer Vorliebe an den Arbeiten der Vaccinationscommiſſion Theil, deren Jahresberichte an die k. däniſche Kanzlei damals faſt alle von ihm abgefaßt wurden. Erſt in den letzten Jahren ſeines Lebens fühlte er immermehr die Bürde des Greiſenalters, und verſchied mit der Ruhe, die das Bewußtſeyn treuerfüllter Pflichten und ein reines Gewiſſen ſchenkt, betrauert von ſeiner Witwe, 6 Kindern und 22 Enkeln.

Die vorzüglichſten, von Calliſen hinterlaſſenen Schriften ſind folgende: *Disput. inaugur. de praesidii Classis regiae sanitatem tuendi methodo*, praes. *C. G. Kratzenstein. Havniae* 1772. 8. *Institutiones chirurgiae hodiernae, in usum academ. adornatae. Havn.* 1784. 8. Teutſch überſetzt: Frankf. und Leipz. 1786. I. II. 8. Theoretiſche und prakt. Wundarzneikunſt für unſere Zeiten, oder Calliſens Grundſätze der ganzen Chirurgie, zum allgemeinen Gebrauch eingerichtet von Aug. Alex. Richter. Halle 1785. 8. Syſtem der neuern Wundarzneik., aus dem Lat. überſ. von K. G. Kühn. Neue von dem Verf. verm. u. verbeſſ. Aufl. Kopenhagen 1800. I. u. II. Thl. 8. *Principi del systema della Chirurgia moderna.* 7 Vol. 8. *Physisk mediziniske Betragtninger over Kjöbenhavn etc.* Kopenh. mit Calliſens Portrait; I. 1807. II. 1809. 8. Ein und zwanzig in der k. medizin. Geſellſchaft vorgeleſene, und ſpäterhin gedruckte Abhandlungen, 20 lateiniſche und 1 däniſche ſind in den Schriften dieſer Geſellſchaft aufgenommen, außer mehren in derſelben vorgeleſenen, die ſich zum Theil in der Bibliothek der k. chirurg. Akademie, als Mſkript., finden. Fünf däniſche Abhandlungen, welche in den Denkſchriften der k. däniſchen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften eingerückt, und zugleich einzeln in Quart abgedruckt ſind.

Calliſen's Nekrolog ſ. in dem Literar. Anzeiger der Allgem. medicin. Annalen von 1825. 6tes Heft. S. 861 ꝛc. (*Th. Schreger.*)

CALMAR, eine alte Seeſtadt an der Oſtſee, auf der Küſte und auf Qvarnholmen, einer kleinen Inſel an der Küſte Smålands, der Inſel Öland gegenüber, regelmäßig gebaut, im J. 1815 mit 4536 Einwohnern; die meiſten Häuſer ſind von Holz; einer der beiden Märkte iſt mit Bäumen bepflanzt; der Hafen iſt vorzüglich; der Handel wird ins In- und Ausland in (im J. 1814. 75) eigenen Schiffen mit Eiſen, Alaun, Brettern, Kalkſtein von Öland ꝛc. getrieben; die Stadt hat 2 Schiffswerfte. An Fabriken findet man eine Pottaſchen- und mehre Schnupftabaksfabriken.

Von der Stadt haben Calmare Lån (der öſtliche Theil oder das Küſtenland der Provinz Småland, nebſt der Inſel Öland, welche Inſel nur 1819 bis u. mit 1824 ein eigenes Lån bildete), und Calmare Stift (Biſthum, welches den ſüdlichen Theil von Calmare-Lån und Öland begreift) den Namen, weil der Landshöfding und der Biſchof in der Stadt Calmar (einer der drei Städte — Weſtervik und Wimmerby — des Lån) ihren Sitz haben. Das Stiftsconſiſtorium bilden, unter Präſidium des Biſchofs, ein Dompropſt und die 6 Lectoren des Gymnaſiums (geſtiftet 1692), neben welchem eine Trivialſchule, als niedere Schule, beide im alten Biſchofshauſe (denn das neue Schulgebäude brante ab mit dem theologiſchen Theil der Bibliothek) beſteht; jetzt (1817) zählt die Gymnaſialbibliothek 3 bis 4000 Bände, auch einige arabiſche Manuſcripte, und ſind mit derſelben ein anſehnliches Münzkabinet und eine kleine naturhiſtoriſche Samlung verbunden.

Am groſsen Markte liegt das Rathhaus, und mitten auf dem Markte die prächtige Domkirche aus Öländiſchem Stein; die mächtigen Gewölbe tragen ſich ſelbſt ohne Pfeiler. Außer der Dom- oder Stadtgemeinde hat Calmar eine Schloßgemeinde, zu welcher der (älteſte) Theil von Calmar, der auf dem feſten Lande liegt, gehört: die kleine Schloßkirche befindet ſich im Schloſſe. In dieſem alten, ehemals ſehr feſten Schloſſe, ward der Reichstag gehalten, wo am 20. Juli 1397 die Calmar-Union beſchoſſen wurde, die aus Schweden, Norwegen und Dänemark ein Reich unter einem däniſchen Könige bildete: jetzt dient der Unions-Saal zum Kornmagazin der Krone; in dem wohl erhaltenen Schlafzimmer der Königin Margaretha wird die kleine Bibliothek der Landhaushaltungsgeſellſchaft (geſtiftet 1811) des Lån Calmar, deren Direction in Calmar ihren Sitz hat, aufbewahrt; in dem anſtoßenden Audienzſaale hält die Geſellſchaft ihre Verſamlungen; im Trabantenſaale ſind die landwirthſchaftlichen Inſtrumente aufgeſtellt. Im Burgring des zweiten Stockwerks findet man einen Stein mit Schneckengängen, auf welchem die Ritter nach der Mahlzeit ihren Umgang halten mußten, ihre Nüchternheit zu zeigen. Von einem der 4 Thürme hat man eine weite entzückende Ausſicht auf das Meer, über Öland, Calmar und die freundliche Umgegend, auch das nahe im Süden gelegene Vorgebirge Stenſö, wo im Mai 1520 Guſtav I., von Lübeck kommend, landete, um ſein unterdrücktes Vaterland zu befreien; Ludwig XVIII., welcher als Flüchtling auf Öland ans Land ſtieg, und ſich einige Zeit in Calmar aufhielt, ließ zu Stenſö, zum Gedächtniß des groſsen Königs, eine ſchöne ſteinerne Tafel mit Inſchrift errichten. Im alten Schloſſe haben ferner ihr Locale die Arbeits- und Correctionsanſtalt der Stadt (für umherſtreichende Müßiggänger) und die Schule des Arbeitshauſes, in welcher arme Kinder weiblichen Geſchlechts

Digitized by Google

Wohnung, Arbeit, Unterricht, Kleidung und Nahrung erhalten; Theil der großen Arbeitsanſtalt, die, im J. 1811 geſtiftet, mittelſt freiwilliger Abgaben und Beiträge beſteht, auch erwachſene Arme außerhalb der Anſtalt durch monatliche Austheilungen und Arbeit unterſtützt.

Der Stadtkirchhof liegt in der Nordervorſtadt. In der Stadt findet man das Lands-Lazareth, mit welchem ein Hoſpital (für Irren) vereinigt iſt. Die alten Feſtungswerke der Stadt, wie die Hafenſchanzen Feedriksſkants und Grimſkär, werden nicht mehr unterhalten. — Eine Buchdruckerei beſteht, in welcher eine Zeitung „Poſten" erſcheint. Die Bibelgeſellſchaft des Stifts hält in Calmar ihre Verſamlungen; auch findet man noch eine Armenſchule und eine Sonntagsſchule. Vor Kurzem erhielten das Kirchen- und Schulweſen, wie die milden Stiftungen der Stadt Calmar bedeutende Legate durch Pehr Wijk, der früher ſchwediſcher Generalconſul in Tanger war. — Der Sund, welcher die Oſtküſte Smålands von der Inſel Öland trennt, führt den Namen Calmarſund; er iſt bei Calmar 1 Meile, ober- und unterhalb bis $2\frac{1}{2}$ Meilen breit. (*v. Schubert.*)

Caloscirtes ſ. Chlamys.

CALYPTRA (Entomologie) nent Ochſenheimer eine Gattung der Schmetterlinge aus der Familie der Eulen, die aus ſechszehnfüßigen Raupen hervorgehen, und durch ſehr große Taſter ſich auszeichnet. Er bringt Bomb. thalictri und libatrix Fabr. dahin. Latreille (Fam. natur. p. 476.) behält die Benennung Calyptra nur für erſtere bei, und errichtet für letztere die Gattung Gonoptera. (*Germar.*)

CAMALDOLENSER, Einſiedler und Mönche eines Ordens, deſſen Stifter Romuald, aus Ravenna, war. Er leitete ſeinen Urſprung von den Fürſten von Ravenna her, und brachte ſeine erſte Jugend in Wohlleben und Ausſchweifungen zu. Auf der Jagd gerieth er einſt in eine ſtille, einſame Waldgegend. Die Abgeſchiedenheit des Ortes ließ ihm die Stimme ſeines erwachenden Gewiſſens vernehmen, und zum erſten Male ergriff ihn der Gedanke, daß Abgeſchiedenheit, für ein beflecktes, belaſtetes Gemüth, wol der paſſendſte Zuſtand ſeyn dürfte. Ein unglücklicher Zweikampf, in welchem ſein Vater einen nahen Verwandten tödtete, und bei welchem Romuald, gezwungen, gegenwärtig war, erſchütterte ihn ſo, daß er ſich in das Benedictiner-Kloſter von Monte-Caſſino begab, um dort 40 Tage lang Buße zu thun, nach Sitte derer, die einen Meuchelmord begangen hatten; denn Romuald achtete ſich ſchuldig, obſchon er keinen unmittelbaren Theil an jenem Ereigniſſe genommen hatte. In dieſer Zeit machte er eine genaue Bekantſchaft mit einem der Mönche, welcher ihn beſtürmte, der Welt zu entſagen und ins Kloſter zu gehen. Romuald war anfangs ſehr abgeneigt; als ihm aber dieſer die Erſcheinung des heil. Apollinaris verhieß, und Romuald denſelben in zweien Geſichten erblickte, ſo trat er in den Orden wider den Willen ſeines Vaters, deſſen Zorn er lange zu fürchten hatte. Jetzt bewies er einen ſolchen ſtrengen Eifer in Beobachtung der Kloſterregeln, daß er ſeinen Mitbrüdern ein beſchämendes Beiſpiel ward, und durch bittern Tadel noch überdies ihren Unwillen reizte. Sie beſchloſſen, ihn aus dem Wege zu räumen; Romuald aber, von ihrem Vorhaben benachrichtigt, entfernte ſich aus dem Kloſter mit der gern ertheilten Erlaubniß ſeines Abts, zu einem berühmten Einſiedler, Marino, in das Venedigſche zu gehen. Dieſer nahm ihn willig auf, behandelte ihn aber ſehr hart. Er pflegte täglich alle Pſalmen auswendig zu ſingen, wobei ihm Romuald beiſtehen mußte. So oft dieſen nun ſein Gedächtniß verließ, erhielt er von ſeinem Meiſter einen Schlag auf das linke Ohr mit einem Stäbchen. Er bemerkte bald, daß er anfange das Gehör auf dieſem Ohre zu verlieren, daher bat er ſeinen Lehrer, ihn künftig lieber auf das rechte Ohr zu ſchlagen, welche Demuth denſelben ſo rührte, daß er ihn fortan milder behandelte, ja ſelbſt die größte Hochachtung für ihn faßte. Romuald ging bald darauf mit ihm und einigen andern nach Catalonien in Spanien, wo er gleichfalls als Einſiedler lebte. Er kehrte jedoch wieder nach Italien zurück und erfuhr, daß ſich ſein Vater in das Kloſter des heil. Severus, bei Ravenna, begeben habe, um der Welt zu entſagen, aber in ſeinem Entſchluſſe ſchon wieder wankend werde. Sogleich eilte Romuald zu ihm, ſeinen geiſtlichen Beiſtand zu leihen. Da er aber kein Gehör fand, ſo legte der fromme Sohn ſeinem Vater Feſſeln an, ſetzte ihn ins Gefängniß, ließ ihn fleißig faſten, und bewirkte ſo eine gänzliche Zerknirſchung, nach welcher er im Kloſter bleiben wollte, und auch in demſelben ſtarb. Der Ruf von Romualds Heiligkeit verbreitete ſich, und der Kaiſer Otto III. übertrug ihm die Oberaufſicht in dem Kloſter Claße. Doch auch hier mißfiel er den Mönchen wegen ſeiner Strenge, weshalb er ſelbiges wieder verließ. Er legte hierauf noch vier Klöſter in Italien an; doch in keinem wollten die Mönche die vorgeſchriebenen Regeln genau beobachten, deshalb ging jetzt Romuald in eine einſame Gegend, auf den Apenninen, welche Camaldoli, von Campo Maldoli, hieß, entweder nach dem Beſitzer Maldoli, oder nach dem verſtümmelten Namen: campus amabilis. Hier ſah er im Traume eine Leiter, welche bis in die Wolken reichte, auf welcher Männer in weißen Kleidern auf- und abſtiegen. Er nahm dieſes für einen Befehl, einen neuen Orden zu ſtiften, und ſo errichtete er 1012 zu Camaldoli eine Brüderſchaft von Einſiedlern, welche, nach ihrem erſten Wohnorte, Camaldolenſer genant wurden. Nach dem gehabten Traumgeſichte ſchrieb er ihnen vor, ſich weiß zu kleiden; ein langer Rock, ein Scapulier, eine runde Capuſche und Schuhe machten ihre Bedeckung aus; Hemden trugen ſie nicht. Die Regel war ſtreng. Jeder Einſiedler wohnte in einer abgeſonderten Zelle, und nur bei dem gemeinſchaftlichen Gebete ſahen ſie ſich. Ihre gewöhnliche Nahrung beſtand in Waſſer und Brod, Sonntags und Donnerſtags ausgenommen, wo ſie Gemüße aßen. Fleiſch war für immer verboten, wovon nur Krankheit und Altersſchwäche entbinden konten. Einige beobachteten bei den gewöhnlichen großen Faſten ein unverletzliches Schweigen, andere aber hundert Tage hinter einander. Nach dieſen Einrichtungen begab ſich Romuald nach Sitria in Umbrien, bei Sorvo Ferrato, ſchloß ſich dort ein, und verlebte ſieben Jahre in einem ununterbrochenen Schweigen. Viele Verehrer und Anhänger ſtrömten ihm zu

und nun errichtete er ein Kloſter, wodurch die Camaldolenſer-Cönobiten oder Mönche entſtanden, da jene blos Einſiedler waren. Als Kaiſer Heinrich II., der Heilige, nach Italien kam, beſchied er Romuald zu ſich, hatte eine lange Unterredung mit ihm, und ſoll an ihn die Schenkung des Kloſters Montamiat gemacht haben. Endlich fühlte Romuald die Annäherung ſeines Endes. Er begab ſich in das Kloſter Val de Caſto; ſchon 20 Jahre vorher hatte er ſeinen Schülern vorausgeſagt, daß er daſelbſt ſterben werde, und hier beſchloß er auch ſein Leben in einem hohen Alter 1027; nach andern 1037. Papſt Alexander II. beſtätigte 1072 den Orden der Camaldolenſer; der Prior derſelben hieß General. Rudolph, der vierte General, milderte 1102 die Verfaſſung dieſes Ordens in etwas, welcher ſich ſehr vermehrte, und nach fünf Congregationen unterſchieden ward.

Die erſte, die Congregation der heiligen Einſiedelei, war die urſprünglich zu Camaldoli errichtete; die zweite, die Congregation des heil. Michael di Murano. Das Kloſter, wovon ſie den Namen hat, ward 1212 geſtiftet, und liegt unweit Venedig. Alle 5 Jahre wird ein anderer General gewählt, welcher ſich General der Mönche und der Einſiedler nent, ohne daß ihn jedoch letztere anerkennen, indem dieſe einen eigenen General unter ſich wählen. Dieſer Congregation gehören 35 Klöſter zu, und 8 Nonnenklöſter deſſelben Ordens ſind ihrer Gerichtsbarkeit unterworfen. Die Hauptbeſchäftigung dieſer Mönche iſt Pſalmen zu ſingen. Faſt die Hälfte des Jahres faſten ſie, ſchlafen auf Strohſäcken und eſſen nie Fleiſch. Ihre Kleidung iſt, mit geringen Abweichungen, wie die der Einſiedler. Die dritte Congregation iſt die von dem Berge della Corona, aus Einſiedlern beſtehend. Ihr Stifter war Paulus Juſtinianus, ein Venediger. Das Hauptkloſter, 10 Meilen von Perugia, dem Heilande gewidmet, hat ſeinen Namen von ſeiner Lage Monte della Corona, und gab auch dieſer Brüderſchaft den Namen. Regel und Kleidung iſt die mehrmals erwähnte. Dieſe Einſiedler bewohnen meiſtens die Spitzen hoher Berge. Die vierte Congregation iſt die Turiniſche, 1601 geſtiftet von Alexander de Leva, und beſteht ebenfalls aus Eremiten. Die fünfte endlich war in Frankreich die Congregation unſerer Frauen von der Tröſtung. Ihr Stifter war Bonifacius Anton von Lyon, von der turiniſchen Congregation, welcher 1626 dieſe, die ebenfalls aus Eremiten beſtand, in Frankreich ſtiftete. — Auch Camaldolenſer-Nonnen gibt es, von denen 1086 das erſte Kloſter zu Mucellano, im Toscaniſchen, von Rudolph, dem vierten General des Ordens, geſtiftet ward. Sie wuchſen zu 24 Klöſtern an, wovon 8 unter den Mönchen, die übrigen unter den Einſiedlern ſtehen. Die Ordenskleidung iſt auch hier, wie ſie der erſte Stifter Romuald vorſchrieb *).

Literatur: Heliot, des ordres monastiques. T. V. ch. XXI. p. 236 seq. Paris 1718. 4. Teutſche Encyclopädie, 4. Bd. Frankfurt a. M. 1780. 4. (ſ. d. Art.) *(A. Herrmann.)*

CAMARASA, ſtarker Marktflecken der ſpaniſchen Provinz Catalonien, in der Vigeria von Lerida, oberhalb Balaguer, an dem Segre gelegen, war, ſamt den aragoniſchen Gütern Ricla, an dem Xalon, in dem Corregimiento von Calatayud, und Villafeliche, an der Xiloca, in dem Corregimiento von Daroca, altes Eigenthum des mächtigen Hauſes Luna. Des Franz Fernandez von Luna Tochter, Franciſca Aloyſia, erſte Markgräfin von Camaraſa, verheirathete ſich mit Diego de los Cobos, des Ordens von St. Jago Dreizehner und Groß-Comthur von Leon, Adelantado perpetuo von Cazorla, Herrn von Sabiote, Ximena, Rezena und Torres, ſämtlich in Jaen gelegen, einem Sohne des Franz von los Cobos, des ebenfalls Groß-Comthur von Leon, Großſchatzmeiſter von Caſtilien, und Karls V. Statsrath und Liebling geweſen, und der Maria de Mendoza, 7ter Gräfin von Ribadavia (in Gallizien an dem Miño). Der Markgräfin von Camaraſa Söhne, Franz Michael und Alvaro de los Cobos, ſtifteten jeder eine beſondere Linie: die ältere erloſch mit Franz Michaels Enkelin, welche in dem von ihr gegründeten Kloſter del Angel zu Granada den Schleier nahm; Camaraſa und ihre übrigen Beſitzungen fielen daher an die jüngſte, von Alvaro herſtammende Linie des Hauſes los Cobos. Alvaros Sohn, Diego, 9ter Graf von Ribadavia, erheirathete mit Iſabella Manrique de Mendoza die Grafſchaften Caſtrogeriz, weſtlich von Burgos in Altcaſtilien, und Villazopeque, dann Aſtudillo, unweit Caſtrogeriz; dieſes Sohn, Emanuel Gomez, 10ter Graf von Ribadavia, 8ter von Caſtrogeriz, 3ter von Villazopeque, wurde, durch den Abgang der ältern Linie, 4ter Markgraf von Camaraſa, auch Graf von Ricla, und als Vicekönig von Sardinien den 21. Juli 1668 in einem Aufruhr getödtet, von Iſabella Portocarrero drei Söhne hinterlaſſend. Der älteſte derſelben, Balthaſar Gomez Manrique de Mendoza de los Cobos y Luna, 5ter Markgraf von Camaraſa, Graf von Caſtrogeriz, Ricla und Villazopeque, Herr von Aſtudillo, Gormaz, St. Martin de Valveni, Belbimbre, Cordovilla, Muel (ſüdlich von Saragoſſa), Villafeliche, Sabiote, Ximena, Rezena, Torres und Canena (in Jaen), Grande von Spanien, Ritter des goldenen Vließes, der neapolitaniſchen, demnächſt der ſpaniſchen Galeeren General, auch Vicekönig von Aragonien, lebte in unfruchtbarer Ehe mit Iſabella de Velasco, des 4ten Markgrafen von Jodar Tochter, daher er in dem Majorat ſeinen Bruder Alvaro, 11ten Grafen von Ribadavia, und Gouverneur von Galizien, zum Nachfolger hatte. Camaraſa u. ſ. w. wird noch heute von des Alvaro Nachkommen beſeſſen.

(v. Stramberg.)

CAMBOUT, franzöſiſches Haus, urſprünglich aus Bretagne herſtammend. Alain I. von Cambout lebte gegen Ende des 12ten Jahrhunderts. Alain III. war des Herzogs von Bretagne Mundſchenk im J. 1372; Renat, Herr von Cambout, Chef-de-bois und Blais, des St. Michaelordens Ritter, Hauptmann über 50 Lanzen, kön. Rath und Ober-Forſt- und Ober-Jägermeiſter von Bretagne, ſtarb im März 1577, nachdem er mit Franciſca

*) Die Strenge dieſes Ordens, welcher ſeinen Mitgliedern große Demuth auferlegte, hat Veranlaſſung gegeben, daß man heuchleriſche Kopfhänger Kalmäuſer, aus Camaldolenſer verſtümmelt, ſpottweiſe und im gemeinen Style genant hat.

Digitized by Google

Baye die Herrſchaften Coislin, in dem Bisthum Nantes, unweit Pontchâteau, und Merionec erheirathet hatte. Der älteſte Sohn, Franz, folgte dem Vater, wie in den Gütern, ſo in den Ämtern, war zugleich Gouverneur von Nantes, erwarb durch Kauf die Baronie Pontchâteau, und ſtarb 1625. Seine Gemahlin, des Cardinals von Richelieu Tante, Louiſe du Pleſſis, Frau auf Beçay, verm. 1567, hatte ihm drei Söhne geboren: der älteſte ſtarb in der Kindheit; der jüngſte, Ludwig, wurde der Ahnherr der Linie von Beçay, von welcher unten; der mittlere aber, Karl, ließ Coislin, neben welchem er auch Pontchâteau, la Roche-Bernard, Launequien, Camboy, Boſſignol, Blais und Chef-de-bois beſaß, im Auguſt 1634 zu einem Marquiſat erheben, war Mitglied des geheimen und Statsraths, Ritter der königlichen Orden, Gouverneur von Breſt, General-Lieutenant in der Nieder-Bretagne, und ſtarb 1648. Sein und der Philippine von Beurges, Frau auf Seury in Lothringen und la Mogulaye in Bretagne älteſtee Sohn, Cäſar, Marquis von Coislin, Graf von Crécy, bei Meaux, General-Obriſter der Schweizer und Graubündener und General-Lieutenant, zeichnete ſich bei verſchiedenen Gelegenheiten, in dem Rheinübergange bei Mainz, in dem Rückzuge von Vendres, bei der Einnahme von Hesdin und Arras aus, und ſtarb im J. 1641, nur 28 Jahre alt, an den Wunden, die er in der Belagerung von Aire empfangen. Seine Wittwe, Maria Seguier, des Kanzlers Tochter, trat 1644 zur zweiten Ehe mit dem Marquis Laval; der zweite Sohn, Peter von Cambout, geb. 1637, wurde Domherr zu Paris 1647, Abt zu St. Victor daſelbſt 1658, zu St. Johann in Amiens und zu St. Gildas-au-bois 1670, Prior von Argenteuil, Longchamp, Longpont, St. Peter zu Abbeville und zu N. D. du Guais, Biſchof von Orleans 1665, Comthur des h. Geiſtordens 1688, Cardinal 1697, und, nachdem der Cardinal von Bouillon in Ungnade gefallen, im Sept. 1700 Groß-Almoſenier von Frankreich. Er ſtarb zu Verſailles den 5. Febr. 1706, den Ruf eines der würdigſten Prälaten des Reichs, und eines vollendeten Hofmanns zurücklaſſend. Sein älterer Bruder, Armand, geb. den 12. Sept. 1635, folgte dem Großvater in ſeinen Beſitzungen, erbte von der Mutter Willemor und St. Liébault in Champagne, war Ritter der königlichen Orden, Mestre de Camp vor der ſogenanten leichten Cavalerie, ſodann General-Lieutenant von der Armee, und General-Lieutenant in Nieder-Bretagne, und ſtarb den 16. Sept. 1702, nachdem Ludwig XIV. zu ſeinen Gunſten Coislin mit la Roche-Bernard, Pontchâteau und Brignan im December 1668 zu einem Herzogthum und Pairie erhoben. Seine Gemahlin, Magdalena du Halgoet, Frau auf Kargreſe und la Rocherouſſe, hatte ihm ſechs Kinder geboren. Der älteſte Sohn, Peter, Herzog von Coislin, Marquis von Pontchâteau, Obriſter eines Cavalerie-Regiments, lebte in kinderloſer Ehe mit Louiſe Marie von Alegre, und ſtarb den 7. Mai 1710, nachdem drei ſeiner Brüder ihm bereits im Tode vorausgegangen. Der fünfte, Heinrich Karl, geb. den 15. Sept. 1664, war zuerſt Malteſerritter, wurde ſodann 1ſter Almoſenier des Königs, den 8. März 1682, Abt von St. Georges de Boſcherville, bei Rouen 1684, Biſchof von Metz den 26. Mai 1697, Comthur des heil. Geiſtordens den 15. Mai 1701, Mitglied der franzöſiſchen Akademie 1710. Durch ſeines Bruders Tod fiel ihm das Herzogthum Coislin und das geſamte Vermögen ſeines Stammes, durch einige Sterbefälle in dem Hauſe Sully die Grafſchaft Gien anheim, und er gebrauchte dieſe Reichthümer zu den edelſten Zwecken. So erbauete er z. B. in Metz, um die Bürger der drückenden, für die Moralität ſo gefährlichen Einquartirungslaſt zu entheben, mit einem Koſtenaufwande von mehr denn 50,000 Thalern, die ſogenante Caſerne von Coislin. Er ſtarb 1733; ſeine einzige, mit dem Herzog Maximilian Peter Franz von Sully verheirathete Schweſter, Magdalena Armanda, kinderlos, im J. 1721.

Ludwig, der Ahnherr der Linie von Beçay, war Gouverneur der Inſel Oleron; ſein Sohn, Hieronymus, erheirathete Carheil, Villeneuve und Caesden, in dem Bisthum Nantes; ſein Enkel, Renat, wurde im Juni 1685 zum Grafen von Carheil ernant; ſein Urenkel, Jakob, Marquis von Cambout, Graf von Carheil, Herr von Villeneuve, Gouverneur der Inſel Rhuys und des Schloſſes Sucinio, Brigadier und Inhaber eines Dragonerregiments, fiel in dem Gefechte bei Carpi den 9. Juli 1701. Jakobs zweiter Sohn, Anna Franz Wilhelm, wird Biſchof von Tarbes im J. 1719; Jakobs Enkel, Peter Armand, Graf von Carheil, erwarb das Marquiſat Coislin vermöge Abtriebsrechtes, und ſtarb 1738, von Renata Angelica Taihouet, Gräfin von Keravion, mehre Söhne hinterlaſſend, deren älteſter, Karl Georg Renat, Marquis von Coislin, Graf von Carheil, Brigadier, ſich im J. 1750 mit Marie Anne Louiſe Adelaide von Mailly-Rubempré verheirathete. Deſſen Nachkommenſchaft iſt, unſeres Wiſſens, noch nicht erloſchen.

(*v. Stramberg.*)

CAMÉLÉONIENS. Unter dieſer Benennung bildete Cuvier (Règne anim. T. II. p. 50.) ſeine fünfte und vorletzte Familie der Saurier, und begriff darunter das einzige Gen. *Chamaeleon* der Amphibiologen. Linné und de la Cepède hatten die Chamäleone bekantlich auch unter dem Gen. *Lacerta* aufgeführt; Laurenti dagegen (Synops. reptil. p. 45.) dieſelben ſchon zu einem eigenen Geſchlechte erhoben, und nicht unpaſſend zwiſchen ſeine Gen. Gecko und Iguana, Daudin aber (Hist. nat. des Reptiles. T. IV. p. 179.) weniger richtig zwiſchen Gecko und Scincus geſtellt. Oppel (die Ordnungen, Familien u. ſ. w. der Reptilien. Münch. 1811. S. 50.) brachte jenes Genus zu der Familie der Iguanoides, zwiſchen Basiliscus und Draco; Oken (Zoologie, Abth. 2. S. 306.) zu ſeinen Vogelechſen — Echten; Goldfuß (Zoologie, Abth. 2. S. 169.) zu ſeiner Familie Lacertae. In der neuern Zeit hat der nun verſtorbene ausgezeichnete Amphibiolog Merrem den Chamäleonen eine höchſt ſonderbare Stelle angewieſen. Wir finden ſie nämlich in ſeinem Tentamen Systematis Amphibiorum. Marb. 1820. p. 161. als eine eigene Familie, Prendentia, unter der Ordnung Pholidota Squamata, und zwar mit der vorhergehenden Familie: Incedentia, wozu das Gen. Chirotes oder Bimanus gerechnet iſt, hinter den Schlan-

Digitized by Google

gen, durchaus von den übrigen Sauriern, mittelſt jener, getrent. Daß dies als eine höchſt willkürliche und unnatürliche Anordnung erſcheinen muß, leuchtet wol bald in die Augen. Am richtigſten hat die Chamäleone unſtreitig Cuvier als eine eigene Familie der Saurier betrachtet, die durch ihre verſchiedenen Eigenthümlichkeiten und, bei keinen von den übrigen Sauriern vorkommenden, Sonderbarkeiten in der That eine ſolche Trennung von dieſen nothwendig machen. Sie dürfen aber durchaus nicht von den Sauriern geſchieden werden. Cuvier ſtellte die Caméléoniens zwiſchen ſeine Geckotiens und Scincoïdiens: und ſcheint es jedoch der natürlichen Verwandtſchaft nach gemäßer, jene Familie zwiſchen die Iguaniens und Geckotiens einzuſchalten. — Das Weitere ſehe man bei Art. *Chamaeleon*. (*Leukart.*)

CAMELUS. Kameel. Eine Gattung der Wiederkäuer (Pecora L.), welche ſich durch mehre Bildungsverhältniſſe zum Theil von allen übrigen Gattungen dieſer Säugthiergruppe unterſcheidet, und in manchen Punkten den Einhufern nähert [1]). Die Kameele ſind durchgängig ohne Hörner; ihre Oberlippe iſt geſpalten, wie bei Haſen; der Kopf, zumal wegen der ſeitlich ſehr hervortretenden Orbitae, von eigenthümlicher Form. In der Länge der Halſes ſtehen ſie nur der Giraffe nach. Die Afterhufe fehlen ihnen, und die Vorderhufe ſind klein; ſie treten aber nicht bloß mit dieſen, ſondern mit allen Zehengliedern, die eine harte Sohle haben, auf. Der Schwanz iſt mäßig lang oder kurz, und erreicht die Ferſe nicht. Ganz vorzüglich weichen ſie durch das Verhältniß des Gebiſſes von allen übrigen Wiederkäuern ab, indem ſie 2 ſeitliche ſpitze Vorderzähne im Intermaxillarknochen, nur 6 Vorderzähne im Unterkiefer und nicht mehr als 5 Backzähne in jeder Reihe, oder deren unten gar nur 4 haben (während die übrigen Pecora ſämtlich im Unterkiefer 8 Vorderzähne, im Oberkiefer gar keine, und überall 6 Backenzähne beſitzen). Außerdem ſteht ein ſtarker Eckzahn jederſeits oben und unten, auf welchen bei den eigentlichen oder Höcker-Kameelen noch ein kleinerer folgt. Die Unterkieferhälften verwachſen vorn regelmäßig, hingegen bleiben das Kahn- und Würfelbein in der Fußwurzel getrent; — ſo iſt es auch bei den Einhufern oder Pferden, aber bei keinem Wiederkäuer, außer den Kameelen. Im Zwerchfelle befindet ſich ein Knochen, der (wenigſtens beim Dromedar und der Vigogne) conſtant gefunden ward [2]). Die Gallblaſe fehlt. Sackartig vereinigte Zellen münden in großer Anzahl in den erſten oder zweiten Magen, oder in beide. In dieſen, bei andern Pecoribus nicht vorkommenden Zellen, wird Waſſer aufbewahrt, oder (nach Andern) abgeſondert. Dadurch werden die Kameele geſchickt, das Getränke längere Zeit entbehren zu können, und vermöge dieſer Eigenſchaft und ihrer ſonſtigen Mäßigkeit, Ausdauer und Stärke wird es dem Menſchen möglich, große Reiſen durch Wüſten und waſſerloſe Gegenden mit ihrer Hilfe zu unternehmen.

Die Kameele harnen rückwärts, aber ihre Ruthe richtet ſich bei der Begattung nach vorn, und das Männchen bedeckt dabei das niedergelegte Weibchen auf gewöhnliche Weiſe. Das Chorion der Frucht gleicht dem der Pferde, und iſt ohne deutliche Cotyledonen.

Es zerfällt dieſe Gattung in 2 Unterabtheilungen, welche von mehren neuern Zoologen zum Rang der Genera erhoben werden.

A. Höckerkameele oder eigentliche Kameele, *Camelus*, Cuv. Illig. Dieſe haben einen oder zwei große Fetthöcker auf dem Rücken; einen kleinen Eckzahn hinter jedem großen; kurze Ohren; einen faſt Sförmig gebogenen langen Hals; durch eine gemeinſchaftliche breite Sohle verbundene, nur an der behuften Spitze getrennte Zehen; nackte warzige Schwielen an der Bruſt, am Ellenbogengelenke, der Handwurzel und am Knie der Hinterfüße (jedes Orts eine); gleichſam Sohlen, auf denen ſie, niedergelegt, ruhen. Die Weibchen haben zwei Zitzenpaare.

Man kent dieſe Kameele, welche größer als Pferde ſind, faſt nur im domeſticirten Zuſtande; ja es iſt zu bezweifeln, daß ſie irgendwo noch im urſprünglich wilden Stamme exiſtiren, indem die angeblich wilden Höckerkameele, welche nach Pallas und einiger anderer Schriftſteller Angaben in der großen Tatarei und Tibet vorkommen ſollen, nur frei gelaſſene und halb verwilderte zahme ſeyn mögen. Als Hausthiere von großer Wichtigkeit, ſind ſie in einem großen Theile von Afrika und Aſien verbreitet, wo ſie zum Reiten und Laſttragen in den Ebenen gebraucht werden. Man gewöhnt ſie frühzeitig, ſich niederzulegen, und ſo niedergelegt werden ſie beladen. Wenn die Laſt zu groß iſt, ſtehen ſie nicht auf. Die ſtärkſten tragen aber weit über 1000 Pfund. Sie nehmen mit dürren ſtacheligen Kräutern vorlieb, freſſen aber auch gern Baumlaub, wenn ſie Gelegenheit dazu haben; können lange hungern und ſelbſt in fürchterlicher Hitze und glühendem Sande ſehr gut 10 bis 12 Tage lang durſten. Sie wittern Waſſer in ſehr bedeutender Ferne, und eilen mit hochgehaltenem Kopfe und verdoppeltem Schritte demſelben zu. Im Nothfalle ſollen die Reiſenden ſie ſchlachten, um das in ihren Magenzellen befindliche klare Waſſer zu trinken. (Bruce fand 4 Maß trinkbaren Waſſers in einem Dromedar.) — Wenn ſie reichliche Weide haben, ſo nehmen ihre Fetthöcker an Größe zu, die dann bei kärglicher Koſt oder Futtermangel wieder ſchwinden, indem das Fett eingeſogen und zur Ernährung verwendet wird. Die Reiſen durch die Wüſten werden in zahlreichen Caravanen, bei welchen ſich oft viele 1000 Kameele befinden, gemacht.

Der gewöhnliche Gang der Höckerkameele iſt ein weites Traben, wobei ſie den Kopf in die Höhe, und den Schwanz ziemlich wagerecht halten. Man treibt ſie durch Geſang und Spiel an, und macht dadurch ihren Gang langſamer oder ſchneller. Es ſind gelehrige, ſanfte und lenkſame Thiere, jedoch zeigen ſich die Hengſte, zumal zur Brunſtzeit, oft ſehr ſtörriſch und böſe, ſo daß ſie durch Beißen und Schlagen Menſchen beſchädigen, und zuweilen wol gar tödten. Man caſtrirt daher faſt alle männlichen Kameele, welche man zum Reiten und Laſttragen brauchen will, und nicht zur Zucht nöthig hat. Zur Brunſtzeit ſondern Hautdrüſen hinter dem Kopfe eine

1) Vergl. Meckel über den, in dem Skelet ausgeſprochenen Übergang von den Wiederkäuern durch die Kameele zu den Einhufern; in deſſ. Archiv für die Phyſiologie. VIII. S. 1. 2) S. Jäger in Meckels Archiv f. d. Phyſiologie. V. S. 113.

Digitized by Google

braune, ſtinkende Schmiere ab; auch ſchwillt den Hengſten dann das Gaumenſegel mit der Uvula zu bedeutender Größe an, und trit, wenigſtens bei den männlichen einhöckerigen Kameelen, beim Ausathmen als eine große, rothe, häutige Blaſe rechts oder links aus dem Maule heraus [3]. Die weiblichen tragen ein Jahr und werfen 1 Junges, welches 1 bis 2 Jahre lang von ihnen geſäugt wird.

Man benutzt ihre fette Milch, ihr Fleiſch, Fett, Haare, Fell, wie auch den Urin und Miſt.

Über die ſpecifiſchen Verſchiedenheiten der Höckerkameele herrſchen verſchiedene Anſichten; jedoch unterſcheiden die mehrſten Naturforſcher folgende zwei Arten:

1) *Camelus Dromedarius* L. Das gemeine, arabiſche, einhöckerige Kameel, oder Dromedar, Djämmel und Hedjin der Araber nach Farskål (Buffon hist. nat. XI. t. 9. Schreber Säugth. Taf. 303. — Cuvier Ménagerie du museum. Taf. ohne Nummer. — Fr. Cuvier et Geoffroy Hist. d. mammiferes. Livr. 13 et 28.). — Dieſe Art hat nur einen einzigen Höcker oben in der Mitte des Rückens; ſie iſt ſchlanker, höher, weniger ſtämmig und weniger lang behaart, als die folgende, übrigens variabel und bis jetzt durch keine anderweiten beſtimten Merkmale von ihr zu unterſcheiden. Sie iſt am meiſten verbreitet, am meiſten beobachtet und am häufigſten in Teutſchland zu ſehen; dies letztere theils wegen des ſeit langer Zeit bei Piſa beſtehenden Kameelgeſtütes, wo nur dieſe Art gezogen, und von Kameelführern öfters gekauft und dann zu uns gebracht wird. Die ganze Länge von der Schnauze bis zum After beträgt 7 Fuß 6 Zoll, die des Schwanzes 1 Fuß 5 Zoll; die Höhe bis zum Höcker, die freilich zumal veränderlich iſt, etwa 6½ Fuß. Das Haar iſt weich, faſt wollig, am längſten auf dem Rücken, unten am Halſe, auch wol an Schenkeln und Schultern; das des Schwanzes iſt dick, wie Pferdehaar, und lang. Die Farbe iſt bei einigen braun, bei andern grau-röthlich, bisweilen ſehr weißlich.

Dieſes einhöckerige Kameel (das Schiff der Wüſte von Arabern genant), machte den Reichthum der Araber von Jacobs Zeiten bis auf die unſrigen aus. Jener Patriarch zählte 6000 Kameele unter ſeinem Viehſchatze, und auch die neuern Araber ſchätzen noch eben ſo ihren Reichthum nach der Anzahl dieſer nützlichen Thiere. Ohne ſie würde ein großer Theil von Afrika elend ſeyn: durch ſie wird der ganze Handel unter dürren und heißen Himmelsſtrichen geführt. Bei einer kargen Lebensart, wo man ihnen kaum einige Hände voll Datteln oder ein Paar Klumpen von Bohnen- oder Gerſtenmehl reicht, und wo ſie ſogar, wenn auch dieſer Vorrath verzehrt iſt, ſich blos von einigen dornigen Pflanzen, die hie und da zerſtreut in der Wüſte wachſen, ernähren müſſen, trägt ein großes Kameel doch eine Laſt von 1000 bis 1200 Pfund. Sobald man ihnen das Zeichen zum Beladen gibt, knien ſie nieder, ſtehen aber ſogleich wieder auf, wenn ſie fühlen, daß die ihnen aufgebürdete Laſt ihren Kräften angemeſſen iſt, und laſſen ſich kein Pfund mehr auflegen.

Durch Schläge laſſen ſie ſich nicht zwingen, ihre Schritte zu beſchleunigen, ſie gehen vielmehr ſchneller, wenn man ſie mit Güte behandelt, oder ſie durch Pfeiffen und Muſik dazu aufmuntert. Ich fand auf Teneriffa, als wir unſere Reiſe von Orotava und St. Chriſtobal de la Laguna und Sta. Cruz zurückmachten, Gelegenheit, ein Paar Tage auf einem Kameele zu reiten, welches mich durch Geſang, Biscoitos und andere Nahrungsmittel, die ich ihm von Zeit zu Zeit reichte, ſo lieb gewonnen hatte, daß es mir nachlief, wenn ich ihm zurufte; ſich ſogar oft im Gehen umſah, wenn ich ihm Worte, die es gern hörte, ſagte und vorſang. Dies Thier machte ſo große Schritte, daß ihm die Maulthiere kaum nachkommen konten. Das Kameel iſt den Arabern ebenſo unentbehrlich, als das Rennthier den Tunguſen. Die Araber und Perſer lieben das Fleiſch der jungen Kameele, und halten es für Leckerbiſſen. Schon Athenäus (lib. IV. c. 130.) erzählt, daß die perſiſchen Monarchen ihre Tafeln mit einem jungen Kameele beſetzten. Die Milch dieſer Thiere iſt die Hauptnahrung der Araber, und der Miſt iſt die gewöhnliche Feuerung der Caravanen, die durch die Wüſten ziehen und nirgends Holz auf ihrem Zuge finden. Im Winter ſind ſie mit längern Haaren bedeckt, die im Frühling ausfallen. Man ſammelt ſie ſorgfältig, oder ſtriegelt ſie von Zeit zu Zeit ab, um ſie zu Kleidungsſtücken und Feldzeltdecken zu verweben. Im Sommer ſind die Haare kurz. Bevor aber die große Hitze eintrit, ſchmieten ihnen die Araber den Leib ein, um ihnen die Inſecten abzuhalten. Dieſe Kameelart komt in Afrika und in den wärmern Theilen von Aſien vor. In Ägypten und längs den Ländern, welche das Mittelmeer begrenzen, in Marocco, der Wüſte Sahara und in Äthiopien iſt es das gewöhnliche Laſtthier. In Aſien iſt es ebenfalls gemein, z. B. in der Türkei und Arabien, allein man ſieht es kaum weiter nördlich, als Perſien, weil es für ein kälteres Klima zu empfindlich iſt. — In Indien trifft man es häufig. Hier wird es ſowol zum Fahren als zum Reiten gebraucht. Zu dem letztern Gebrauche legt man ihm ein Polſter auf den Rücken, das mit einer ſcharlachrothen oder ſeidenen Decke behängt iſt. Es variirt in der Farbe, Größe, Stärke und Schnelligkeit, und ſoll wild oder verwildert in den Wüſten zwiſchen Indien und China leben. Sche-Chin, ein chineſiſcher Naturforſcher (nach Du Halde II. 225.), berichtet, daß die Kameele in den nordweſtlichen Theilen des Reichs wild gefunden würden. Man zählt 4 bis 5 Varietäten dieſer Art: 1) die turkomanniſche, 2) die arabiſche, 3) den Dromas und 4) einen Baſtard vom Dromedar und Trampelthier, 6½ Fuß hoch. Das türkiſche oder turkomanniſche iſt das größte und ſtärkſte; auch das arabiſche iſt dauerhaft und ſtark; es geht den Tag 30 engländiſche Meilen. Der kleine Dromedar, welchen man auch Maihary und Raguahl nent, iſt vorzüglich ein Schnellläufer. Er hat einen kleinern Höcker und einen ſchlankern Wuchs, iſt auch nicht ſo groß, wie die andern, wird niemals zum Laſttragen gebraucht, ſondern blos zum Reiten. In Arabien zieht man ſie zu Wettläufern auf und bedient ſich ihrer zum Kurier-Reiten, weil manche 100 engländiſche Meilen in einem Tage zurücklegen können. Leo Africanus (338) verſichert ſogar,

---

3) S. Memorie scientifiche di Paolo *Savi*, Decade prima. Pisa 1828. p. 147.

Digitized by Google

daß ſie 9 Tage hinter einander ſo groſſe Reiſen machen könten. Die afrikaniſchen Kameele ſind, wenn auch nicht die ſchnellfüßigſten, doch die ſtärkſten und dauerhafteſten unter allen, und dieſe mögen wol 9 Tagereiſen hinter einander machen können; denn ſie beweiſen dies dadurch, daß ſie die entlegenſten und furchtbarſten Wüſten von Numidien bis Äthiopien durchwandern müſſen.

2) *Camelus Bactrianus*, das Trampelthier oder zweihöckerige Kameel. *Becheti Leo Afric.* 338. Schrebers Säugethiere, Taf. 304. *Buffon* hist. nat. XI. p. 211. 426. tab. 22. *Pr. Alpin* hist. Aegypt. I. p. 223. tab. 13. Camelus ditophus. Walther, Beitrag zur Zoogonie in Wetterauer Annalen. IV. S. 163. *Santi* sur les chameaux de Pise, in Mémoir. du Museum de Paris. XVII. p. 320. Mecheri der Araber und Hasgühn der Türken.

Das Trampelthier, der Bocht oder Bechet hat 2 Fetthöcker auf dem Rücken, iſt zwiſchen den Schulterblättern 6 bis 7 Fuß hoch, hat langes dunkelbraunes Haar und viel krauſes Wollenhaar. Der Schwanz reicht bis zur Hälfte des Unterſchenkels herab. Es variirt in der Farbe, in der Größe, in der Stärke wie das vorige, iſt aber doch im Ganzen ſtärker und nicht ſo empfindlich gegen die Kälte. Die Tataren und Mongolen brauchen es als das vorzüglichſte Laſtthier vom caspiſchen Meere an bis ins chineſiſche Reich. Es hält ſogar die ſibiriſche Kälte aus: denn man findet es am Baïcal-See überall, wo Büräten und Mongolen große Heerden halten; ſie werden zum Theil von den Caravanen gemiethet und zum Waaren-Transport gebraucht, welcher zwiſchen Moskau, Nanking und Peking über Kiachta unterhalten wird. Dieſe ſind jedoch weit kleiner als diejenigen, welche in der weſtlichen Tatarei wohnen. Hier leben ſie den Winter über von Weiden- und andern Bäumen, und werden von dieſer Nahrung elend und gering, ſie verlieren ihre Haare im April und gehen den ganzen Mai hindurch, wo es in dieſem rauhen Klima friert, nackend.

Wenn ſie gut gedeihen und wachſen ſollen, ſo müſſen ſie gemäßigtes Klima, trocknen Boden und ſalzige Sümpfe haben. *F. Baptiste Fischer* (Synops. Mammalium p. 435.) zählt 4 Varietäten dieſer Species, 1) die orientaliſche, 2) die tauriſche, a) die weiße und b) die gelbweiße oder iſabellfarbige. Auch Pallas über die Mongolen und in ſeinen Reiſen erwähnt der weißen, welche aber ſelten und den Götzen und Prieſtern geheiligt ſeyn ſoll. Aus allen, was ich von ihr erfahren habe, ſcheint es ein Albino oder Kakerlak, d. h. ein krankes Thier zu ſeyn, ſo wie die iſabellfarbige: denn ſie ſollen roſenrothe Augen und ſchlichteres feineres Haar haben. Wenn ein ſolches Thier ſtirbt, ſo wird das Fett ſeiner Höcker ſorgfältig ausgeſchmolzen und als Arzneimittel von den Prieſtern aufbewahrt. Man findet in den Gräbern daſiger Gegenden Münzen und Geräthe, welche mit Abbildungen von dieſem Thiere geziert ſind und verrathen, daß es auch den Völkern der Vorzeit von Werth geweſen. Die Chineſen haben eine ſehr ſchnellfükige Varietät, welche ſie mit dem allegoriſchen Namen Fang-Kyo-Fo oder das Kameel mit den Füßen des Windes belegen. Es wird nicht zum Laſttragen, ſondern blos zum Reiten gebraucht. So wie die Chineſen einen ſtarken Wunderglauben auf die Heilkräfte des Leimes und der Gallert-Bouillon vom Zebra und Guagga in der Auszehrung haben, ſo ſetzen ſie einen gleichen Werth auf das Kameelfett oder Buckelöl gegen Geſchwüre und Stockungen und treiben Handel damit. Dieſe Art von Kameelen, von welcher Pallas (in Specil. Zool. Fasc. XI. p. 4. n. a. — in ſ. Zoograph. Rosso-Asiatica Tom. I. p. 193. 197. und in ſ. Buche über Mongolen) ſehr intereſſante Nachrichten gegeben und die Namen, welche ihnen von allen ruſſiſchen Nomadenvölkern, die ſich mit ihrer Zucht beſchäftigt haben, beigelegt worden ſind, beigefügt hat, iſt in Arabien ſelten, gilt da für ausländiſch und wird nur von vornehmen Leuten gehalten, wie uns Forskål und Niebuhr berichten. Die Kameele, welche man Brown's (p. 448.) und Lign's (hist. Barbadoes 58) Nachrichten zufolge in Jamaika und Barbados eingeführt hat, haben nicht gedeihen wollen und ſchlechte Dienſte geleiſtet, weil man ſich nicht in ihre Wartung und Pflege zu finden verſtanden hat. Eine der beſten Abbildungen von dieſer Kameel-Species hat uns Geisler in Pallas neueſter Reiſe durch die ſüdlichen Provinzen des ruſſiſchen Reiches geliefert. Auch eine Heldenthat der Kameele muß ich hier anführen, welche freilich ſehr relativ iſt, weil gewöhnlich Pferde, die nicht an den Anblick der Kameele gewöhnt ſind, vor denſelben erſchrecken und ausreißen. Perry in ſeinem state of Russia, London 1716. p. 277. erzählt ſie. Bei Pleskow, kurz nach der Schlacht von Narwa wurde die ganze ſchwediſche Kavalerie durch die Kameele, welche die ruſſiſchen Hilfstruppen der Tataren, Buräten, Kalmükken ꝛc., die im Vordertreffen gebraucht wurden, bei ſich führten, in die Flucht geſchlagen. Das Geſchrei der Kameele konte man beſonders Abends weit und breit hören, ſie gaben einen Ton von ſich, wie ein wiehernder Eſel, zwiſchen welchem ſich ein Hundegeheul mitunter hören ließ. Die der Buräten waren die kleinſten, es koſtete eins 40 Rubel, ſie wurden auch bisweilen gegen 10 Pferde vertauſcht. Die kalmükkiſchen und tauriſchen Kamele hingegen ſind größer, ſchöner und unter Filzdecken beſſer gepflegt und gehalten, und werden kaum gegen 20 Pferde vertauſcht und nie unter hundert Rubel verkauft. In dem rauhen Klima und den kalten Wohnungen der Mongolen und Buräten werden die mehrſten weißen und weißgelblichen Kameele geboren, und in Taurien bisweilen ganz ſchwarze, dieſe ſind aber unter allen die ſeltenſten.

Außer den Spielarten, die uns Pallas beſchreibt, erwähnt Eversmann noch einer andern, welche in der Bucharei einheimiſch ſeyn ſoll und dort den Namen Luk führt; ſie hat nur einen Höcker auf dem Rücken, weicht aber vom Dromedar-Kameel darin ab, daß ſie eine weit kürzere ſchwarzbraune krauſe und gekräuſelte Wolle hat, weit ſtärker und robuſter iſt, auch eine weit ſchwerere Laſt trägt, dennoch iſt ſie nicht ſo gut auf langen Reiſen zu gebrauchen, weil ſie frühzeitiger ermüdet.

Die von Bojanus (Acta Academ. Nat. Curios. XII. p. 1.) nach drei, unter Mammuthzähnen, am Fuß des Altaigebirges gefundenen Zähnen aufgeſtellte, angeb-

Digitized by Google

lich eigene, foſſile Gattung Mericotherium iſt nach Cuvier nicht von den Höckerkameelen verſchieden.

B. Schafkameele (Auchenia Illiger. Lama F. Cuv. Geoffr. Tiedem. Fiſcher). Dieſe haben lange Ohren, keinen zweiten kleinern Eckzahn hinter jedem großen, keine Fetthöcker auf dem Rücken; die Schwielen fehlen, oder befinden ſich nur an Bruſt und Knien und ſind wenig merklich. Die Zehen ſind ganz getrennt. Am Euter nur zwei Zitzen. Sie ſind bedeutend kleiner als die Höckerkamele. Die Weibchen tragen nur 6 Monate und werfen ein Junges. Wie jene Bewohner der alten Welt und der Ebenen ſind, ſo dieſe nur Bewohner der neuen und der Gebirge. Sie werden bloß in Südamerika gefunden, theils wild, theils gezähmt und als Laſtthiere benutzt; doch ſind ſie als ſolche weit weniger verbreitet und weit minder wichtig als die Höckerkameele. Die Beſtimmung ihrer Arten und Varietäten iſt ſchwierig. Molina und Gmelin zählten 5 Species; mehre neuere Schriftſteller nehmen deren 3 an; Cuvier[4]) aber erklärt, daß man füglich nur 2 Arten derſelben unterſcheiden könne, nämlich:

1) *Camelus Glama* Lin. Auchenia Glama Desmarest. Das Lama oder Glama, ſpaniſch Llama (Abbild. Schreber Säugth. t. 306. Geoffr. et Fr. Cuvier Hist. d. Mammiferes livrais. 31 tab.) hat faſt die Größe eines Hirſches, iſt etwa 4 Fuß hoch, 6 Fuß lang und gegen 3 Centner ſchwer. Das Haar iſt ſchlicht, an Kopf, Bauch und Füßen ſehr kurz; der Schwanz kurz, ziemlich aufrecht; an der Bruſt ein Höcker, welcher ein gelbes Fett ausſchwitzt. Das Lama war das einzige Laſtthier der Peruaner, als ihr Land entdeckt ward. Man braucht es noch, zumal bei den Bergwerken von Potoſi, um das Erz nach den Städten zu ſchaffen, doch jetzt wegen der Einführung der Maulthiere und Pferde weit weniger als ehedem. Der Gang der Lamas iſt aber in den ſteilſten und gefährlichen Päſſen noch ſicherer als der der Maulthiere. Sie tragen etwa 100 Pfund in gemeſſenem, langſamen Schritte täglich 3 bis 4 Meilen weit. Sie können auch Hunger und Durſt lange ertragen, trinken wenig, freſſen viel auf einmal; ſind zärtlicher als Höckerkameele; verlangen gütliche Behandlung und ſind nicht durch Schläge zum Aufſtehen zu bewegen, wenn ſie ermüdet oder überladen ſind. Sie ſind anmuthige, ſanfte und gelehrige Thiere, außer zur Brunſtzeit, welche zu Ende des Sommers fällt, wo die Männchen faſt wüthend werden. Wenn ſie böſe ſind und gereizt werden, werfen ſie Speichel wol 10 Fuß weit ihrem Beleidiger entgegen. Ihre Stimme ähnelt dem Gewieher der Pferde. Die zahmen Lamas ſind von verſchiedener Farbe, gewöhnlich braun, rothbraun oder zimtbraun, öfters weißgefleckt, auch ganz grauweiß. Eine auch gezähmte, kleinere Raſſe mit ſehr langen hängenden Haaren am Rumpfe iſt das Alpaca (Camelus Pacos Erxleben, Auchenia Paco Desmarest abgebildet in Geoffr. et Cuvier Hist. d. Mammif. livr. 33.) Das wilde Lama lebt auf den Anden Peru's heerdenweis, an den Grenzen der Schneeregion. Es iſt etwas größer, ſchlanker als das zahme und immer von brauner Farbe. Dies iſt auch das Guanaco der Reiſebeſchreiber, Camelus Huanacus Gmel.

2) *Camelus Vicunna* L. Auchenia Vicunna Desmarest, die Vigogne (Abbild. Buff. Suppl. VI. XXVIII. Schreber Säugth. t. 307.). Hat nur die Größe unſerer Ziegen und ſehr zartes meiſt iſabellfarbiges, an den untern Theilen weißes, wollartiges Haar und lebt wild in zahlreichen Heerden auf Schneegebirgen der Andenkette, beſonders Chiles, zumal in den Provinzen Coquimbo und Copiapo. Sie iſt ſehr ſcheu, mühſam zu jagen und ſchwer zu zähmen und dauert nicht gut in den Thälern. Ihr feines Haar wird zu den ſchönſten Tüchern verarbeitet. In ihrem Magen bilden ſich Bezoare.

Das ſogenannte Pferd mit geſpaltenen Hufen, Equus bisulcus des Molina, iſt vielleicht nichts anders als eine Art der Schafkameele [5]). (*Tilesius.*)

CAMPANULARIA *Lamarckii.* (Animaux sans vertèbres, tom. 2. pag. 113. no. 2.). Campanulaire grimpante iſt die sertularia uniflora und volubilis des Ellis (Solander tab. 4. fig. e f E F.) und Pallas (Elench. Zooph. p. 12. no. 70.) kleine mikroſkopiſche Seepolypen, welche auf den Tanggarten kriechen, und deren kelch- oder glockenförmige, häutige oder hornartige Gehäuſe auf fadenförmigen gewundenen Stielchen oder Röhrchen ſtehen, und paraſitiſch ſich an den Tangen herumwinden; die ſehr lebhaften Mäuler oder Saugwarzen dieſer Thierchen ſind mit 10 bis 12 ſtrahlenförmigen Fühlfädchen umgeben, und ziehen ſich bei der geringſten Erſchütterung des Waſſers in ihre glockenförmigen, am obern Rande gezähnten Zellchen zurück. Aus den auf den Tangen fortkriechenden gewundenen Röhrchen erheben ſich feſtſitzende ovale Bläschen, oder meiſtens quer geringelte Eierbehälter oder Fortpflanzungs-Organe. Lamouroux hat dieſe mikroſkopiſchen Pflanzenthiere, welche als durchſichtige, weiße, gewundene Röhrchen, oder veräſtelte Fäſerchen, welche gleichſam wie Moos oder Schimmel ſchmarotzend die Seepflanzen überziehen, und die ich häufig auf japaniſchen, kamtſchadaliſchen und braſilianiſchen Facis gefunden habe, und die nach Linné unter die kriechenden Sertularien gerechnet werden, Clytia genant, und ihnen unter dieſem Namen ein neues Genus eingeräumt: es gehört dahin Clytia volubilis, verticillata olivacea und ramosa. S. Exposition methodique des genres des Polypiers (Zoophytes d'Ellis et Solander) par Lamouroux. Paris 1821. p. 13. tab. 4. fig. e f E F. Die beſte Abbildung und Unterſcheidung der mit ihr verwandten Arten findet man in Philosoph. Transaction. Vol. LVII. p. 436. Tab. XIX. fig. 9. a., und in Ellis Naturgeſchichte der Corallinen, Tab. XIV. In dem erſten Werke iſt ſie mit der Zoantha australis oder Actinia sociata verglichen, weil die uniflora auch wie jene immer nur ein einziges Maul, oder nur eine mit ſtrahligen Tentakeln umgebene Saugwarze aus der kriechenden Wurzelröhre hervortreibt. (*Tilesius.*)

CAMPIDANO MAGGIORE, Bezirk der Provinz Arborea auf der Inſel Sardinien, enthält 8800 Einw., auf 140 ital. Quadratmeilen. Unter ſeinen 12 Ortſchaften

4) Règne animal. sec. edit. I. p. 258.

5) S. Leuckart de equo bisulco Molinae. Gotting 1816.

Digitized by Google

iſt das Dorf Cabras mit 3000 Einwohnern wegen der Größe und Schönheit ſeiner Weintrauben berühmt. (Nach Mimaut. Neue allg. geogr. u. ſtat. Ephem. 38. Bd. S. 269.) (*Leonhardi.*)

Campidano Milis ſ. Milis.

Campoplex ſ. Ophion.

CANCIONERO, iſt der ſpaniſche Name für jede Samlung von Volksliedern und lyriſchen Gedichten überhaupt, welche im allgemeinen Canciones heißen. Im 14ten, vorzüglich aber im 15ten und im Anfange des 16ten Jahrhunderts ſind die meiſten dieſer geiſtlichen, moraliſchen, erotiſchen, ſcherzhaften, großentheils aber auch hiſtoriſch-romantiſchen Geſänge entſtanden, woran die Spanier ſo unendlich reich ſind. Von ſehr vielen, beſonders den hiſtoriſchen oder Romanzen, ſind die Dichter unbekant geblieben, und ſie mögen lange von Mund zu Mund gegangen ſeyn, und große Veränderungen in den Worten und in der Sprache überhaupt erfahren haben, ehe man auf den Gedanken kam, Samlungen davon zu veranſtalten. Die älteſte Samlung dieſer Art, die man kent, iſt die, welche Juan Alfonſo de Baëna, unter Juan II. (1481—95) anlegte. Sie führt den Titel: Cancionero de poetas antiguos, iſt aber noch Manuſcript in der Bibliothek des Escorials. Nach ihm unternahm Fernando del Caſtillo eine große Samlung alter Gedichte, welche unter dem Namen: Cancionero general bekant und oft gedruckt worden iſt. Die älteſte Ausgabe iſt wahrſcheinlich vom Jahr 1510, wovon aber jetzt vielleicht kein Exemplar mehr vorhanden iſt. Als die zweite kündigt ſich die von 1514 fol. an, welche in Valencia, von Jorge Caſtillo gedruckt, erſchien; die pariſer Bibliothek beſitzt ſie. Von ſpäteren Ausgaben kent man: Toledo 1517. fol., 1526 ohne Druckort, es iſt vermuthlich die, welche ſich auf der Bibliothek in Göttingen befindet; Sevilla 1535; Ebend. 1540; Anveres 1557. 8., u. Ebd. 1573. 8. Jede dieſer Ausgaben weicht von der andern in Zahl und Anordnung der Gedichte und in Leſearten derſelben ab, und obgleich die neuern Abdrücke manche Lieder hinzugefügt haben, ſo fehlen ihnen dagegen auch wieder andere, welche in den älteren Ausgaben ſtehen. Voran ſtehen die geiſtlichen Gedichte: Rimas sacras, oder Obras de devocion; dann folgen die Werke der einzelnen Dichter, deren Zahl ſchon in den älteſten Ausgaben an 136 beträgt, und zuletzt kommen Gedichte theils von denſelben, theils von andern genanten und ungenanten Verfaſſern. Nur wenige unter dieſen Gedichten ſind hiſtoriſche oder Romanzen, welche zu eignen Samlungen Veranlaſſung gegeben haben. Außer dem Cancionero general gibt es noch viele Samlungen ähnlicher Art unter verſchiedenen Titeln. Die bekanteſten ſind: Relox de Namorades, Valencia 1565, von Auſias Jzquierdo beſorgt, es iſt aber nur der erſte Theil erſchienen; Floresta de varia poesia, por D. Diego Ramirez Pagan, Valencia 1562. 8.; Jardin de Amadores, herausgegeben von Lorenzo de Ayala, Valencia 1588; und eine andere Samlung: Primera parte del Jardin de Amadores, por Julian de la Puente, Zaragoza 1611. 12.; Tesoro de divina poesia, por Estevan de Villalobos, Toledo 1587. 8.; El cancionero general de la doctrina christiana, por Juan Lopez de Ubeda, Alcalà 1579 u. 1586. 8.; Primera parte de las flores de poetas ilustres de España, por Pedro de Espinosa, Valladolid 1605. 4.; Poesias varias de grandes ingenios Españoles, por Josef Alfay, Zaragoza 1654. 4. — Später, erſt gegen das Ende des 16ten Jahrhunderts, fing man an, die hiſtoriſch-romantiſchen Geſänge, wovon ſich im Cancionero nur wenige finden, beſonders zu ſammeln; dieſe, unter dem Namen Romanzen bekanten Gedichte, mögen zum Theil von hohem Alter ſeyn und Jahrhunderte lang im Munde des Volkes gelebt haben, ehe man ſie aufgezeichnet. Sie umfaſſen die ganze ältere Geſchichte Spaniens, beginnen mit dem Untergange des weſtgothiſchen Reiches unter Rodrigo, beſingen dann die alten Heldenſagen von Karl dem Großen und ſeinen Paladinen, viele merkwürdige Begebenheiten der ſpaniſchen Geſchichte, vorzüglich das Leben des größten Nationalhelden, des Cid, und reichen endlich bis auf die letzten Kämpfe mit den Mauren von Granada. Die Romanzen dieſer letzten Gattung machen einen vorzüglichen Beſtandtheil der romanhaften Geſchichte des Ginez Perez de Hita, Historia de las guerras civiles de Granada, aus, welche oft, auch in Teutſchland, gedruckt worden. Die älteſte Samlung von Romanzen iſt enthalten in dem Cancionero de Romances, welche nur wenige erotiſche Romanzen, dagegen die meiſten jener alten hiſtoriſchen Gedichte enthält. Es ſind davon folgende Ausgaben bekant. Cancionero de Romances en que estan recopilados la mayor parte de los romances castellanos. Nuevamente corregido y añadido en muchas partes. Anveres 1555. 8.; die frühere hier vorausgeſetzte Ausgabe iſt unbekant; dann wieder zu Antwerpen 1573 Lisboa 1581; Barcelona 1587 u. 1628, und vielleicht noch öfter. Die hiſtoriſchen Romanzen allein, ohne alle fremde Beimiſchung, gibt das Romancero historiado von Lucas Rodriguez, Alcala 1579; ferner: Romances nuevamente sacados de historias antiguas de la cronica de España, Anveres 1566, und Silva de varios romances, Barcelona 1611 und öfter. Die Romanzen vom Cid, die beliebteſten von allen, ſind in mehren Samlungen beſonders vorhanden, ſo in: Historia del muy noble y valeroso cavallero, el Cid Ruy Diaz de Bivar, en romances, recopilados por Juan de Escobar. Lisboa 1615. 12.; und in einer Madrider Ausgabe ohne Jahr, ſo wie in: Tesoro escondido de los mas famosos romances asi antiguos como modernos del Cid. Barcelona 1626. 12. — Bei weitem ſeltener, als alles bisher genante, iſt der Romancero general, wovon man überhaupt nur zwei Ausgaben kent, die eine von Miguel de Madrigal, Madrid 1604, 2 Vol. 4.; die andere von Pedro de Flores, Madrid 1614. 4., herausgegeben. Eine dritte, welche Bouterwek unter dem Titel: Romancero general en que se contienen todos los romances que andan impresos, aora nuevamente añadido y emendado, Madrid 1604. 4., anführt, iſt wahrſcheinlich nur eine Verwechſelung mit der Ausgabe des Flores von 1614, wenigſtens kennen Velasquez und Dieze nur die beiden erſten. Dieſe Samlungen enthalten über 1000 Romanzen, vorzüglich mauriſche und erotiſche; dagegen fehlen faſt alle hiſtoriſche und Ritter-

Digitized by Google

romanzen; nirgend ſind die Verfaſſer angegeben, und die Gedichte ſind ohne alle Ordnung durcheinander geworfen. Bei der großen Seltenheit der meiſten dieſer Samlungen iſt es erfreulich, daß in neuerer Zeit ſowol in Spanien ſelbſt, als auch in Teutſchland mehre Samlungen von Romanzen und lyriſchen Gedichten der Spanier überhaupt veranſtaltet worden ſind. Dahin gehören einige Theile des Parnaso español von Joſef Lopez, 1768. 31 Vol. 8.; die Coleccion des Don Ramon Fernandez, Madrid 1797, 20 Vol. 8., und die Poesias selectas von Don M. J. Quintana. In Teutſchland ſind erſchienen: Silva de romances viejos, publicada por Jacopo Grimm, Vienna 1815. 8.; ſie enthält vorzüglich hiſtoriſche Ritterromanzen; Samlung der beſten alten ſpaniſchen hiſtoriſchen-, Ritter- und Mauriſchen Romanzen von Ch. B. Depping. Altenburg u. Leipzig 1817. 8., mit einer lehrreichen Einleitung und Anmerkungen; Floresta de rimas antiguas castellanas, ordenada por Don Juan Nicolas Böhl de Faber. Hamburgo 1821. 3 Vol. 8.; jeder Band iſt eingetheilt in Rimas sacras doctrinales, amorosas und festivas. Dieſe Samlung, welche die hiſtoriſchen Ritterromanzen ganz ausſchließt, enthält dafür einen reichen Schatz an Liedern aller Art, worunter auch viele bisher noch ungedruckte.

Auch die portugiſiſche Literatur iſt reich an Liedern und Geſängen, nur fehlen ihr faſt ganz die hiſtoriſchen und Ritterromanzen; vielleicht auch deshalb, weil Portugal ſeine Kämpfe mit den Mauren viel früher beendigt, als Spanien, und ſeine Thätigkeit mehr auf Seefahrten und Entdeckungen gelenkt hat. Auch in Portugal entſtanden im 15ten Jahrhundert mehre Samlungen von Liedern, welche aber Manuſcript geblieben ſind; das ſind die Cancioneiros geraes. Die älteſte gedruckte Samlung iſt die von Garcia de Reſende. Lisboa 1516. fol., die ſelbſt noch größer iſt, als das ſpaniſche Cancionero general. — Die Italiener beſitzen keine ſolche Samlungen, wie denn auch überhaupt die volksthümliche Poeſie der Lieder und Romanzen ihnen gänzlich fehlt. Das Wort Canzoniere wird daher in Italien nur zuweilen als Collectivum für die ſämtlichen lyriſchen Gedichte eines Autors, beſonders wenn vom Petrarca die Rede iſt, gebraucht; doch iſt der Ausdruck Rime dafür bei weitem gebräuchlicher. (*Blanc.*)

CANDA, eine neue von Lamouroux geſtiftete Polypengattung aus der dritten Ordnung der Cellarien (Sertularia Lin.), von der bis jetzt nur eine Species, Canda arachnoides, aus Neuholland, durch Péron und Leſueur bekant geworden iſt, welche ſie nach einem Mädchen auf der Küſte von Timor, die in ihrer Reiſebeſchreibung vorkomt, und dort abgebildet iſt, Canda genant. Es iſt eine wedelförmig veräſtelte, ſteife Cellularia, deren Äſte durch querlaufende Seitenfaſern mit einander vereinigt ſind. Die Zellen ſtehen wechſelsweiſe, ſind oben abgeſtumpft, und öffnen ſich nur an der vordern Fläche; an der hintern iſt alles geſchloſſen, und nichts als eine der Länge nach herablaufende Furche, die abſtehenden Pinnae der Zellenkelche und der geſchlängelte Wuchs zu bemerken. Die querlaufenden, wie Spinnenfäden erſcheinenden Faſern haben Gelegenheit gegeben, ſie mit dem ſpeciellen Beinamen arachnoides zu bezeichnen; ſie iſt in Lamouroux polypiers flexibles, p. 132. no. 241. pl. 2. fig. 6. a B C D, und in deſſen franz. Ausgabe vom Ellis Solanderſchen Werke, S. 5, Taf. 64, Fig. 19—22. beſchrieben und abgebildet. (*Tilesius.*)

CANDIT (Mineralogie) nent Bournon ein Foſſil, das in derben Maſſen mit körniger Abſonderung, muſchligem glänzendem Bruche, von ſchwarzer Farbe, jedoch in dünnen Splittern blau oder grünlich durchſcheinend bei Candy auf Ceylon vorkomt. Seine Eigenſchwere beträgt 3,617, ſeine Härte komt ziemlich mit der des Topaſes überein. Durch Reibung erhält es keine elektriſche Kraft und vor dem Löthrohre iſt es unſchmelzbar. Nach Gmelin beſteht es aus 57,20 Thonerde, 18,240 Talkerde, 20,514 Eiſenoxydul, 5,254 Kieſelerde und Spuren von Mangan. Es ſcheint vom Eiſenſpinell kaum weſentlich verſchieden zu ſeyn. (*Germar.*)

CAÑIZARES, D. Joseph de, ſpaniſcher Luſtſpieldichter, der zu Ende des 17. und Anfange des 18. Jahrh. am Hofe zu Madrid lebte, zeichnete ſich vornehmlich in den comedias de figurones aus, worin Großthuer ſich durch Schlauheit geltend machen. Die Franzoſen rühmen die Regelmäßigkeit ſeiner Stücke, die ihren Beifall aber mehr ihrer Karikaturzeichnung und ihrem dramatiſchen Leben verdanken. Er ſchrieb ſehr viele Stücke, von denen man den größeren Theil in dem Katalog von 4409 Luſtſpielen, welchen die Erben von François Medel 1755 zu Madrid herausgaben, angezeigt findet. Jetzt halten ſich davon nur noch ſein Musico por el amor und ſein Domine Lucas, den man als Landjunker-Student treffend characteriſirt hat. (*H.*)

CANSTEIN, eine aus 5 Dörfern beſtehende Herrſchaft im Amte Marsberg, Herzogthums Weſtphalen, mit einer Pfarrkirche zu Heddinghauſen und einem eigenen Gerichte zu Canſtein. Die ganze Herrſchaft zählt 162 Häuſer und 1243 Einwohner; ſie hat mehre Papiermühlen, Eiſenhämmer, eine Ziegelhütte, einen bedeutenden Wald und bei Brentofen auch Kupfer-Erz. Ober dem Dorfe Canſtein liegt das Schloß gleiches Namens, an einen großen Felskegel, einen Eck- oder Kant-Stein gelehnt, auf dem früher auch ein Freiſtuhl des weſtphäliſchen Fehmgerichts ſtand. Es war Eigenthum der Familie Rabe, welche ſich nach verſchiedenen Beſitzungen, z. B. von Pepenheim, v. Kegeinberg und hier von Canſtein ſchrieb *), aber immer das gemeinſame Stammwapen, einen Raben, beibehielt. Sie nahm das Schloß 1320 von Kurcöln zu Lehn und beſaß es ausſchließlich, bis 1558 die Hälfte davon, durch Heirath, an die jetzt gräfliche Familie Spiegel zum Dieſenberg kam, welche nachher die ganze Herrſchaft an ſich gebracht hat. (*Joh. Suibert Seibertz.*)

CANSTEIN, Raban Freiherr von, geb. zu Canſtein (ſ. d. vor. Art.) im Herzogthum Weſtphalen den 19. Aug. 1617, ſtudirte zu Wittenberg die Rechte, machte nachher Reiſen durch Holland, England, Frankreich, Schweden und Teutſchland, lernte bei dieſer Gelegenheit

*) In einer alten Urkunde heißt es: „N. Rabe tom Canſtein, N. ſine Frawe, N. N. N. N. alle Rävedes, eer Söne.“

die verwitwete Herzogin von Braunſchweig, Anna Sophia von Brandenburg kennen und wurde von ihr erſt als Hofrath, nachher als Obermarſchall angeſtellt. Sie empfahl ihn dem Kurfürſten von Brandenburg, der ihn 1650 zum Hauptmann von Horneburg, 1652 zum Geheimenrathe und 1653 zum Kammerpräſidenten ernante. Im J. 1659 übertrug ihm derſelbe die Hauptdirection des Kammerweſens in allen ſeinen Landen, ernante ihn gleichfalls zum Obermarſchall und ferner zum Hauptmann von Zehdenick und Liebenwalde, ſo wie zum Landeshauptmann von Beeskau und Storckau. Nach vielfachen öffentlichen Statsgeſchäften, von denen wir hier nur ſeiner Geſandtſchaft zur Wahl Kaiſer Leopolds, wodurch er ſeinem Geſchlechte den Freiherrn-Titel erwarb, gedenken wollen, legte er 1669 die Oberhofmarſchallſtelle und nachdem er hierauf auch den Wechſel des Glücks in mancher Widerwärtigkeit erfahrrn, nicht gar lange vor ſeinem Tode die übrigen Stellen nieder, um endlich im Alter die Ruhe ungeſtört zu genießen, die er durch ſo mannigfaltige Auszeichnungen und Vorzüge im bürgerlichen Leben vergebens zu befeſtigen geſucht hatte. Er ſtarb zu Berlin am 22. März 1680. Nicht blos die Liebe ſeines Fürſten, welche die gedachten vielfachen Anſtellungen beurkunden, ſondern auch das Vertrauen des Volks, beſaß dieſer Mann in einem hohen Grade, ſo daß man von ihm wol rühmen darf, ſein Verdienſt ſey durch keine Anerkennung übertroffen worden. Er war nicht blos ein vielſeitig gebildeter, ecfahrungsreicher Stats- und Geſchäftsmann, ſondern, was in ſolchen Verhältniſſen viel ſagen will, auch ein wahrhaft frommer, rein moraliſcher Menſch. In beider Hinſicht war ſein praktiſcher Sinn durch nicht gemeine Studien gebildrt. Geſchichte, Philoſophie, Sprachkunde, Jurisprudenz und Theologie hatten an ihm einen nicht gemeinen Verehrer, welches nicht blos ſeine vielen, in den preußiſchen Archiven niedergelegten, ſehr gelungenen Rechtsausführungen, ſondern auch ſeine übrigen zahlreichen Schriften bezeugen. Letztere ſind zwar, ſo viel bekant, ſelten gedruckt, aber deswegen von Zeitgenoſſen nicht weniger gerühmt, und beſtehen 1) in mehren Überſetzungen berühmter, hauptſächlich theologiſcher Werke, aus fremden Sprachen, 2) in vielen eigenen Abhandlungen, theologiſchen und rechtlichen Inhalts *). Seine Söhne waren: Karl Hildebrand, Freiherr von Canſtein (ſ. Thl. XV. S. 102) und Philipp Ludwig, welcher am 11. Juli 1708 bei Oudenarde als königl. preuß. Obriſt der Gensd'armen blieb.

(*Joh. Suibert Seibertz.*)

CANTECROY, Canticrode, altes Schloß, 1½ Stunden von Antwerpen, bei Moortſel, in der vormaligen brabantiſchen Meierei Rhyen gelegen, übertrug Walther Volcaert, Donnerſtag vor Lucä 1295, ſamt den dazu gehörigen Gütern in der Pfarrei Moortſel, dem Herzog Johann II. von Brabant, der ſolches im folgenden Jahre, 1296, an Wilhelm, Herrn von Berchem und Ranſt, aus dem Hauſe der Berthouten von Grimbergen, verlieh. Johann von Ranſt, Johanns Sohn, und Coſtins Enkel, wird den 16. September 1443 mit der Burg Canticrode, und den dazu gehörigen Dörfern Moortſel und Edeghem belehnt. Johanna von Ranſt, Johanns († 1503) Tochter zweiter Ehe, Frau auf Houtain-le-val, verkauft die Herrſchaft 1547 an Heinrich von Pontallier, auf Flagey, von deſſen Töchtern, Claudina, Roſa und Beatrix, ſolche, abermals durch Kauf, an Nicolaus Perrenot, Herrn von Granvelle übergeht (28. Mai 1549). Der Cardinal von Granvelle, des Nicolaus älteſter Sohn, der auch die benachbarten Güter, Artſelaer, Bouchaut und Hove, als eine Pfandſchaft, und der Abtei Lobbes Probſtei Contigh erblich erwarb, übertrug dieſen ganzen Gütercomplex ſeinem Bruder Thomas, zu deſſen Gunſten Philipp II. Cantecroy, im Juli 1570, zu einer Grafſchaft erhob. Des Thomas Sohn, Franz, Graf von Cantecroy, ſtarb zu Prag im J. 1607 ohne rechtmäßige Nachkommenſchaft, nachdem er ſeiner Schweſter Petronella Sohn, Franz Thomas von Oyſelet, zum Erben eingeſetzt, doch ſo, daß dieſer der Perrenot-Granvelle Namen und Wapen annehmen mußte. Franz Thomas verkaufte das Schloß Cantecroy, die Dörfer Moortſel, Edeghem und Luythagen, den 5. Mai 1616, an Johann Maes, behielt ſich jedoch ausdrücklich den Titel eines Grafen von Cantecroy bevor. Am 3. December 1620 wurde er, ohne Zweifel aus Rückſicht für ſeine Verbindung mit Caroline von Öſtreich, Markgräfin des H. R. R., einer natürlichen, am 1. März 1607 legitimirten Tochter Kaiſer Rudolfs II., in des H. R. R. Fürſtenſtand erhoben. Er ſtarb den 5. Januar 1629. Sein einziger Sohn, Eugen Leopold, Graf von Cantecroy, Fürſt des H. R. R., gewöhnlich der Fürſt von Cantecroy genant, ſtarb, der letzte Mann ſeines Hauſes, im Februar 1637; ſeine junge Witwe, die Prinzeſſin von Cantecroy, Beatrix von Cuſance, geb. 1614, verm. 1635, hatte der Herzog von Lothringen, Karl IV., ſchon früher, 1634, in Beſançon kennen gelernt, und ihr ſchon damals von Heirath geſprochen, obgleich er ſeit 1621 mit der Herzogin Nicole, Tochter Heinrichs II., und der eigentlichen Beherrſcherin von Lothringen, vermählt war. Damals hatte die Prinzeſſin von Pfalzburg das tolle Werk hintertrieben, und das Fräulein von Cuſance heirathete den Prinzen von Cantecroy. Jetzt, nach des Prinzen Tode, erneuerte Karl IV. ſeine Bewerbung, und die Witwe wurde ihm, April 1637, in herkömmlicher Form angetrauet, nachdem einige Hoftheologen erklärt, ſie hielten Karls IV. Heirath mit der Herzogin Nicole für ungiltig. Trotz aller Bemühung in Rom konte der Herzog indeſſen niemals die Beſtätigung ſeiner zweiten Verbindung, über welche in Lothringen und Frankreich zahlloſe Schriften erſchienen, erwirken. Als er 1641, nach langem Umherirren in Teutſchland, in Geſellſchaft der Beatrix, Malgrange bei Nancy, beſuchte, ſtrömte das Volk, hoch erfreuet, nach ſchmerzlicher Trennung den geliebten Herrſcher wieder zu ſehen, ſchaarenweiſe herbei; bei dieſer Gelegenheit ſollen einige Mütterchen im Taumel des Entzückens, geſchrien haben: Gott erhalte den Herzog, ſeine zwei Weiber und ſein Kind. Die Herzogin Nicole ſtarb den 18. Februar 1657; längſt ſchon war des Herzogs Leidenſchaft für die Prinzeſſin von Cantecroy erkaltet, ihre

*) Vergl. Joh. Suibert Seibertz weſtphäliſche Beiträge zur teutſchen Geſchichte. Bd. 1. S. 108. Bd. 2. S. 270.

Digitized by Google

Stelle in ſeinem Herzen nahm Maria Iſabella von Ludre, Stiftsdame zu Pouſſay, ein. Sie ſollte dem Herzog den Verluſt der einen Gemahlin erſetzen, und er ließ den Pfarrer von Richardmenil nach Mirecourt kommen, um ſich Angeſichts ſeiner, mit der von Ludre zu verloben (1663). Die Prinzeſſin Beatrix eilte herbei, Einſpruch zu thun, ſie wurde aber zu Mattaincourt, ½ Stunde vor Mirecourt, zurückgewieſen; mit gebrochenem Herzen kehrte ſie nach Beſançon zurück, und eine lebensgefährliche Krankheit war der Reiſe einzige Frucht. Der Herzog, hiedurch erweicht, vielleicht auch nur um der Kinder willen (Beatrix war die einzige ſeiner drei Frauen, welche ihm Kinder gegeben, nämlich den Prinzen von Vaudemont, und die Prinzeſſin Anna), ſchickte ſeinen Günſtling Riſaucourt, mit Vollmachten, nach Beſançon, um ſich die Prinzeſſin von Cantecroy nochmals, par procureur, antrauen zu laſſen (20. Mai 1663). Seltene Verbindung der h. Sacramente, ſagte Beatrix zu ihrem Arzte, Ehe und letzte Ölung. Wirklich ſtarb ſie 16 Tage ſpäter, den 5. Juni 1663, und der Herzog heirathete nun nicht die feierlich verlobte Braut, das Fräulein von Ludre, ſondern ein 13jähriges Kind, Marie Louiſe von Apremont.

Johann Maes beſaß die Herrſchaft Cantecroy nicht gar lange, ſie wurde gerichtlich verkauft, und den 28. April 1627 von Philipp Godines (Gudenus) erſtanden; von deſſen Erbin Sibylla van den Berghe kaufte ſolche, 16. November 1652, Karl von Fiennes, Baron von Enne. Dieſe Familie hat Cantecroy bis auf die neurſten Zeiten beſeſſen. (*v. Stramberg.*)

CANTELMI, neapolitaniſches Haus, welches den jüngſten Sohn Duncans I., Königs von Schottland, als ſeinen Ahnherrn betrachtet. Dieſer, Eberhard, und, wegen ſeiner ungewöhnlichen Geiſtesgaben Canclam (Guiscard, Schlaukopf) genant, ſoll, ſo erzählt der Provencale, Elias de Bariols, um die Mitte des 12. Jahrh. und eine Urkunde König Karls II. von Großbritannien, vom 1. Januar 1683, dem Mörder Macbeth zu entfliehen, ſich nach der Normandie, deren Herzog ſein naher Anverwandter war, begeben, den erſten Kreuzzug mitgemacht, und ſich endlich in der Provence häuslich niedergelaſſen haben. Sein Sohn, nach dem väterlichen Beinamen, Cantelmus genant, beſaß Luc, unweit Draguignan, und Trilly, ſein Enkel Roſtaing, Gem. Phanetta von Baux, gebrauchte zuerſt den Namen Cantelmus als einen Geſchlechtsnamen. Roſtaings Enkel, Jakob, einer der Begleiter Karls von Anjou auf dem Zuge nach Apulien, erhielt als Belohnung ſeiner Thaten in der Schlacht bei Benevento, die Stadt Popoli in dem dieſſeitigen Abruzzo. Er beſuchte auch in der Eigenſchaft eines ſicilianiſchen Geſandten den Hof Kaiſer Rudolfs. Sein Sohn, Roſtaing II. wurde, nach Karls von Anjou Tode, von dem Papſte, dem er wider die Colonnas gedient, zum Senator von Rom und Grafen der Campagna ernant, und ſtarb als Großhauptmann der Stadt Neapel 1310. Dieſes Sohn, Jakob II., der mit Philippa de Reale die Stadt Bovino in Capitanata, Balneoli, Cerri u. ſ. w. erheirathete, war 1295 Juſtitiarius und General-Capitain des dieſſeitigen Abruzzo, und vertheidigte 1312—1318, als des Königs Robert Vicarius, die Stadt Florenz gegen Kaiſer Heinrich VII., der ſich am Ende genöthigt ſah, die Belagerung aufzuheben. Jakobs II. älteſter Sohn, Johann, wurde in den Grafenſtand, ſeine Baronie Bovino zu einer Grafſchaft erhoben; Jakobs II. Urenkel, Roſtaing IV., Berengar und Jakob, fielen bei König Karl III., nachdem ſie ſich deſſen Feinden zugeſellet, in Ungnade, erhielten jedoch Verzeihung, und dem Berengar wurde zugleich das Amt eines Großkämmerers, und die Grafſchaft Arce unweit Sora, dem Jakob aber die Grafſchaft Oliveto in Baſilicata verliehen. Roſtaings IV. älteſter Sohn, Jakob, erbte von dem Oheim Oliveto, und wurde von König Ladislaus, dem er in allen ſeinen Kriegen getreulich beigeſtanden, zum Grafen von Popoli ernant. Dieſes jüngerer Sohn, Anton, 3ter Graf von Popoli, erbte von ſeinen Vettern die Grafſchaft Arce, und hinterließ ſolche in ſeinem letzten Willen, ſamt Oliveto, ſeinem ältern Sohne, Nicolaus, während der jüngere, Onuphrius, der Ahnherr der Linie von Pettorano (ſiehe unten), Popoli haben ſollte. Nicolaus maßte ſich aber die geſamte Erbſchaft an, und ergriff, ſich des Raubes zu verſichern, die Partei des Königs von Aragonien; ſeine Dienſte belohnte Alfons mit dem Herzogthum Sora, welches ihm der König von dem Wagen herunter, auf dem er ſeinen triumphirenden Einzug in die Stadt Neapel hielt, verlieh. Wie Nicolaus ſeinem Bruder gethan, ſo that ſein Erſtgeborner, Peter Johann Paul, 2ter Herzog von Sora und 1ſter von Oliveto, dem ſeinigen, indem er ſich der von dem Vater dieſem zugedachten Grafſchaft Popoli mit Gewalt bemächtigte. Alle Befehle des Königs vermochten nicht, ihn zur Wiedererſtattung zu bewegen, ihrer gänzlich enthoben zu ſeyn, trat er der großen Verſchwörung des Herzogs von Seſſa, des Marino Marſan, bei. Das Unternehmen nahm jedoch ein trauriges Ende, und der Herzog von Sora mußte ſeine Tage als ein Verbanter in Ferrara beſchließen. Seinen Söhnen, denen ſo viel geblieben war, daß ſie in Mantua ein Kloſter, und den anſtoßenden Palaſt Cantelmo erbauen konten, gab Lautrecs Zug nach Neapel, dem ſie ſich angeſchloſſen, für einen Augenblick die Hoffnung, das confiscirte väterliche Eigenthum wieder zu gewinnen; ſie verſchwand indeſſen gar bald, und mit ihr dieſe ganze Linie des Hauſes Cantelmi. — Johann, des 2ten Herzogs von Sora Bruder, erhielt nach deſſen Falle die Grafſchaft Popoli als ſein Eigenthum, welchem der König auch den 29. November 1461 Oliveto hinzufügte, zurück. Sein Sohn Roſtaing, 7ter Graf von Popoli, ein verſuchter Krieger, wurde 1514 durch ſeinen Hauscapellan ermordet, ſein Enkel, Johann Joſeph, 1ſter Herzog von Popoli, Graf von Ortona in Abruzzo, erhielt, nachdem er alle ſeine Kinder überlebt, von Karl V. die Erlaubniß, über ſeine Lehen zu verfügen; er gab ſie ſeinem Vetter Julius Cäſar Cantelmi, Herrn von Pettorano und ſtarb 1560. Sechs Jahre ſpäter, 1566, wurde ſein Heldengedicht, la Psiche, gedruckt.

Onuphrius Cantelmi, des erſten Herzogs von Sora Bruder, zu ſchwach, dieſem die Grafſchaft Popoli zu entreißen, ließ ſich endlich mit Alfidena, in dem dieſſeitigen Abruzzo, abfinden, erbte auch von ſeiner Mutter, einer Varano von Camerino, Pettorano und Valle So-

cura, beide ſüdlich von Sulmona, in dem dieſſeitigen Abruzzo gelegen. Sein Urenkel, Julius Cäſar, erbte nach des Herzogs Johann Joſeph Tode, Popoli, und hinterließ ſolches, da er ſelbſt kinderlos war, ſeinem Bruder Octavio, dem Vater des Fabritius und Großvater des Joſeph und Andreas. Joſeph wurde 5ter Herzog von Popoli, Herr von Pettorano und Valle Soscura. Andreas, geb. zu Pettorano den 2. Auguſt 1598, war dem geiſtlichen Stande beſtimt, eine unüberwindliche, von ſeinen Angehörigen lange bekämpfte Neigung, trieb ihn aber, ſein Glück im Kriege zu verſuchen. Seinen erſten Feldzug machte er in dem Veltliniſchen Kriege. Sodann diente er dem Kaiſer in Teutſchland und gegen Bethlen Gabor, ſo wie in der zweimaligen Belagerung von Caſale, vor Nizza della Paglia und vor Ponte Stura. Als Maestro di Campo führte er 1631 ein Regiment Neapolitaner nach den Niederlanden, und im folgenden Jahre nach Teutſchland, wo er bei der Einnahme von Speyer und dem Entſatze von Frankenthal gebraucht wurde. Im J. 1634 vertheidigte er Stevenswerth, und das von ihm daſelbſt angelegte Fort Cantelmo gegen wiederholte Angriffe der Holländer; dafür, für die Befeſtigung von Kerpen, und die Beſchützung der cleveſchen Lande, hatte die Infantin, Regentin der Niederlande, ihm ein Geſchenk von 20,000 Thalern zugedacht, er ſchlug ſolches aber großmüthig aus. Im J. 1635 vertheidigte er die Schenkenſchanze acht Monate lang gegen den Prinzen Friedrich Heinrich und die Hauptmacht der Holländer. Unmittelbar darauf nöthigte er die vereinigten Franzoſen und Holländer, die Belagerung von Löwen auf eine ſchimpfliche Weiſe aufzuheben. Im J. 1637 wurde er zum Gouverneur der Provinz Luxenburg, welche er indeſſen vorher dem Marſchall von Châtillon und 12,000 Franzoſen abgewinnen mußte, ernant. Seine letzte und glänzendſte Waffenthat auf dieſer Seite war die Einnahme von Ivoy. Im folgenden Jahre, 1638, ſtand er den Holländern gegenüber, welche ſich der Forts Calloo und Verrebroeck auf dem weſtlichen Ufer der Schelde bemeiſtert und nur eine Stunde von Antwerpen eine beinahe unüberwindliche Stellung inne hatten. Alle Generale hielten ſie darin für unangreifbar, nur Cantelmi nicht, und er wußte ſeine Meinung ſo einleuchtend zu machen, daß der Cardinal Infant ihm endlich erlaubte, einen Angriff zu wagen. Er war ſo wohl berechnet und ſo kräftig ausgeführt, daß die Holländer, nachdem ſie aus ihren ſämtlichen Feldverſchanzungen vertrieben worden, und nur an Gefangenen 2000 Mann zurückgelaſſen, in der darauf folgenden Nacht Calloo in aller Stille räumten. Im J. 1640 bekleidete er das Amt eines Maestro di Campo generale; im folgenden Jahre war er, vermöge der Beſtimmungen der königlichen Dispoſition vom 19. Juli 1641 Mitglied der Junta, welcher, nach des Cardinal Infanten Tode, die Regirung der Niederlande interimiſtiſch übertragen worden. Im J. 1643 that er, als Maestro di campo generale der Provinz Flandern, während Harcourt vor St. Omer lag, einen Einfall in die Picardie; auch war er gegen den Prinzen von Oranien nicht unglücklich. Im folgenden Jahre wurde er nach Spanien berufen, von dem Könige auf das gnädigſte empfangen, und ſtatt des Don Philipp de Silva zum Vicekönig und General-Capitain von Catalonien ernant. Sofort nöthigte er den Marſchall von la Mothe, die Belagerung von Tarragona aufzuheben, er eroberte Balaguer nach viertägiger Belagerung mit Sturm, er machte dem Grafen von Harcourt den Übergang des Segrefluſſes mit nur 5000 Mann elender Infanterie geraume Zeit ſtreitig, und wie Harcourt endlich erzwungen, was beinahe jederzeit erzwungen werden muß, vertheidigte er Balaguer vier Monate lang gegen das treffliche, trefflich angeführte franzöſiſche Heer. Zuletzt, nachdem alle Mittel der Gegenwehr erſchöpft, führte Cantelmi ſein kleines Häuflein durch die feindlichen Linien, und durch einen der künſtlichſten, aber beſchwerlichſten Märſche, in Sicherheit. Dieſe Anſtrengungen, der Kummer über den gänzlichen Mangel an allen Kriegsbedürfniſſen, an Soldaten, Waffen und Geld, zerſtörten jedoch ſeine Geſundheit, es befiel ihn ein ſchleichendes Fieber, und er ſtarb zu Alcuvieres, unweit der Hauptſtadt von Aragonien, den 5. November 1645; ſeine irdiſchen Reſte wurden zu Saragoſſa in der Domkirche beigeſetzt; ſein Leben hat Leonardo de Capua beſchrieben. Cantelmi war auch ſelbſt Schriftſteller, ſeine kriegswiſſenſchaftlichen Handſchriften kamen an den Prinzen von Aſturien, und werden vielleicht noch zu Madrid in der königlichen Bibliothek verwahrt.

Des Andreas Neffe, des Herzogs von Popoli älteſter Sohn, Fabritius, wurde von Philipp IV. zum Fürſten von Pettorano ernant und hinterließ vier Söhne. Der älteſte, Joſeph, 7ter Herzog von Popoli, erzeugte eine einzige Tochter, die, um den Glanz des Hauſes zu erhalten, an den jüngſten von ihres Vaters Brüdern verheirathet wurde. Der zweite, Jakob, geboren 1645, wurde von dem Cardinal Franz Barberini, dem er einige Dienſte geleiſtet, dem Papſte Innocentius XI. empfohlen, von dieſem mit einer reichen Abtei verſehen, und als Inquiſitor nach Malta, als Nuntius nach der Schweiz, nach Venedig, nach Polen und nach Augsburg, der Krönung Joſephs I. beizuwohnen, geſchickt. Alexander VIII. bekleidete ihn am 13. Februar 1690 mit dem Purpur; bald darauf erhielt er das Erzbisthum Capua, und 1691 von Innocentius XII., den er wählen helfen, das bisher von dieſem beſeſſene Erzbisthum Neapel. Auf dieſem letztern Stuhle gerieth er mit den Vicekönigen und mit den päpſtlichen Nuntien in große Streitigkeiten, gelegentlich welcher er nicht ſelten die Grenzen der chriſtlichen Sanftmuth überſchritt. Der übrigens exemplariſche Biſchof ſtarb den 11. December 1702. Andreas, der dritte von des Fabritius Söhnen, ſtarb zu Genua mit dem Rufe eines unerſchrockenen Seemanns. Der jüngſte endlich, Roſtaing, geb. 1653, wurde durch die Vermählung mit ſeines Bruders einziger Tochter Beatrix (1690) 8ter Herzog von Popoli, diente als General-Major in Africa, Sicilien, Spanien und Flandern, und wurde 1696 zum General der neapolitaniſchen Artillerie ernant. Karl III. ließ ihm, dem eifrigen Anhänger Philipps V. ſeine Güter confisciren. Im J. 1713 wurde er von Philipp V. zum General-Capitain des von den Alliirten geräumten Cataloniens ernant, weil er aber Barcelona nicht bezwingen konte, wurde ihm das Commando wieder abgenommen. Dafür

Digitized by Google

erhielt er am 26. Juli 1717 den h. Geiſtorden, und im J. 1722 die Würde eines Grande erſter Klaſſe. Er war auch Hauptmann der italieniſchen Gardes du corps, Gouverneur des Prinzen von Aſturien (Don Ludwig), ſodann deſſen Obriſthofmeiſter, und ſtarb den 16. Januar 1723. Mit ſeinem Sohne Joſeph, geb. 1691, 9tem Herzoge von Popoli, 4tem Fürſten von Pettorano, der 1727 bei der Belagerung von Gibraltar als Brigadier diente, iſt, wenn wir nicht irren, der Mannsſtamm des Hauſes erloſchen. Es war derſelbe, ſeit dem 22. April 1717 mit Catharina Bertha von Boufflers, des Marſchalls Tochter und Ehrendame der Königin von Spanien, ſo wie ſeine Schweſter Camilla Canteimi, ſeit dem 16. Januar 1724 mit Leonardo Tocco, Prinzen von Monte Mileto, einem Neffen des Papſtes Benedicts XIII. einem Abkömling des berühmten Beherrſchers von Cefalonia und Zante, verheirathet. (*v. Stramberg.*)

CANTER, Wilhelm und Theodor, beide als Philologen in rühmlichem Andenken, waren Söhne des Senators zu Utrecht Lambert Canter. 1) Wilhelm, geb. zu Utrecht den 24. Juli 1542, unternahm nach Vollendung ſeiner akademiſchen Studien litterariſche Reiſen durch Teutſchland, Frankreich und Italien, und wählte dann Löwen zu ſeinem bleibenden Aufenthalt. Um ganz ſeinen gelehrten Arbeiten leben zu können, nahm er weder ein Amt an noch verheirathete er ſich; ſelbſt die Freundſchaft fand er ſtörend, und nur von Gelehrten nahm er, jedoch auch ſehr ſelten, Beſuch an. Jede Tagesſtunde war bei ihm einer beſondern Arbeit gewidmet, und von ſeinem dafür entworfenen Plane wich er niemals ab. Seine übermäßige Anſtrengung zog ihm aber eine auszehrende Krankheit zu, an welcher er noch vor Vollendung ſeines 33. Jahres, den 16. Mai 1575, ſtarb. Die Schriften, welche ihm den Ruhm eines ſcharf und tief blickenden Kritikers erwarben, ſind: 1) *Novae Lectiones*, eine Samlung trefflicher philologiſcher Bemerkungen; 1. A. Baſel 1564 in 4 Büchern, 2. A. Daſ. in 7 Büchern 1566, und 3. A. 1571 zu Antwerpen in 8 Büchern. Gruter hat ſie in den dritten Band (p. 574 seqq.) ſeines Thesaurus criticus aufgenommen in 9 Büchern; das neunte Buch beſteht aber blos aus dem 31. Kapitel des 4. Buches der übrigen Ausgaben. — 2) De ratione emendandi graecos auctores Syntagma, worin die Hauptquellen der Verderbniß griechiſcher Texte angegeben ſind, erſchien in einer zweiten Ausgabe vermehrt zu Antwerpen 1571; zuerſt erſchien ſie als Anhang des 4ten Theiles von ſeiner Überſetzung der Reden des Ariſtides. (S. auch Jebb Ed. Aristidis T. 2. p. 621 sqq. und im Claſſiſchen Journal V. p. 203 sqq. 361 sqq.) — 3) *Aristidis orationes*, 3. Th. Baſel 1566. F. — 4r Theil in der Ausgabe von Jebbs Ariſtides. — Als Herausgeber von Schriften griechiſcher und römiſcher Claſſiker hat er ſich Verdienſte erworben um Äſchylos (Antw. 1580), Sophokles (Daſ. 1579), Euripides (Daſ. 1571), worin er zuerſt einige Ordnung in die Chöre brachte). — *Aristotelis Pepli fragmentum* s. Heroum Homericorum Epitaphia Baſ. 1566, Antw. 1571. Canter war der Erſte, welcher dieſe anonymen Epitaphien dem Ariſtoteles zuſchrieb. Angehängt ſind *Ausonii* Epitaphia Heroum. — Anmerkungen hat er geliefert zu Cicero's Briefen und den Büchern de officiis, zu Propertius, Arnobius. Seine Variae lectiones ad Biblia graeca ſtehen im 6. Bd. der Antwerpiſchen Polyglotte. Überſetzt hat er außer dem Ariſtides und einzelnen Stücken anderer Redner den Lykophron, Stobäus, Plethon und einige Schriften des Syneſius. (Die Nachweiſungen über ihn ſ. in *Saxii* Onomasticon III, 410. 650.)

II) Theodor, geb. zu Utrecht 1545, geſt. zu Leuwarden 1617, liebte wie ſein Bruder die litterariſchen Beſchäftigungen, ohne ſich jedoch ſo von dem Leben zurück zu ziehen. Noch nicht zwanzig Jahre alt, gab er ſchon ſeine Variae lectiones heraus Antw. 1574 in Gruters Thes. III. p. 712 sqq.). Den Arnobius gab er mit kurzen Anmerkungen (Antw. 1582. 8.), die in der groſſen Leidener Ausgabe des Arnobius (1651. 4.) wiederholt ſind, heraus. Wo ſeine handſchriftliche Samlung aller Fragmente griechiſcher Dichter hingekommen iſt, weiß man nicht; ſeine Anmerkungen zu Clemens Alexandrinus befanden ſich zu der Zeit, als G. Burmann ſein Trajectum eruditum (1738) herausgab, in Drakenborchs Bibliothek. (Nachweiſungen über ihn ſ. in *Saxii* Onomast. III. 479.) (*H.*)

CANTI CARNASCIALESCHI, Carnavals oder Faſtnachts-Geſänge. Seit undenklichen Zeiten ſind in den meiſten ſüdeuropäiſchen Ländern, vorzüglich aber in Italien, die Wochen von den heil. drei Königen bis zur Äſchermittwoch eine Zeit der Ausgelaſſenheit und der Luſt; theils als Erinnerung und Fortſetzung der alten Saturnalien, theils als vorweggenommene Entſchädigung für die Entbehrungen und den Ernſt der darauf folgenden Faſtenwochen. Beſonders ſind es die letzten Tage vor dem Anfange der Faſten, wo das Volk, ſich ſelbſt ein Feſt bereitend, in jeder Art von Tollheit und Ausgelaſſenheit, in mancherlei luſtigen und albernen Verkleidungen, auf den Straßen umherſchwärmt. Göthe's meiſterhafte Beſchreibung des römiſchen Carnavals kann am beſten dazu dienen, einen Begriff von dieſer Volksluſt zu geben. Ähnliches war auch von jeher in Florenz geſchehen, als Lorenzo de' Medici (1448—1492) auf den Gedanken gerieth, die allgemeine Luſt durch ſinnreiche Aufzüge und Darſtellungen zu erhöhen. So ſah man nun, auf ſeine Veranſtaltung, bald ernſte, bald heitere und muthwillige Aufzüge zu Fuß, zu Pferde und zu Wagen, bei Nacht durch die Straßen ziehen; bald war es der Einzug eines Triumphators, bald ein Aufzug verſchiedener Handwerker, bald ein Wagen mit allegoriſchen oder mythologiſchen Perſonen beſetzt, von einem Gefolge begleitet, welches Lieder ernſter und luſtiger Art, wie es die Darſtellung foderte, ſang. Lorenzo ſelbſt dichtete mehre ſolcher Lieder, und ſein Beiſpiel fand viele Nachfolger. Dieſe Sitte mag ſich bis gegen die Mitte des 16ten Jahrhunderts erhalten haben. Die bei ſolchen Gelegenheiten geſungenen Lieder, Canti carnascialeschi, wurden nach und nach geſammelt; und ſo entſtand die erſte größere Samlung dieſer Art, die von Francesco Grazzini beſorgte: Tutti i trionfi, carri, mascherate, o canti carnascialeschi andati per Firenze dal tempo del magnifico Lorenzo vec-

Digitized by Google

chio de' Medici, per inſino a questo anno presente. Fiorenza 1559. Sie enthält Gedichte von Lorenzo de' Medici, Angelo Poliziano, Filippo Strozzi, Jacopo Nardi, Francesco Giambullari, Giambattiſta Gelli, Antonio Allemanni und Giambattiſta Ottonajo. Des leztern Canzoni, ovvero mascherate carnascialesche ſind, vollſtändiger als in der obigen Samlung, beſonders gedruckt: Firenze p. Torrentino 1560. 8., und in vielen Exemplaren der frühern Samlung ſind die Blätter, welche die Gedichte des Ottonajo enthielten, ausgeſchnitten und das gegen dieſe zweite Samlung eingeklebt worden. Die neueſte, von Rinaldo Bracci beſorgte Ausgabe der Canti Carnascialeschi iſt: Cosmopoli (Lucca p. Benedini) 1750. 2 V. 8. mit 43 Kupfern erſchienen. In Gamba, Serie de' testi, werden noch vier ältere, äußerſt ſeltene, Samlungen ſolcher Gedichte angeführt, welche ohne Angabe des Druckorts oder der Jahrzahl, vermuthlich aus dem 15ten Jahrhundert ſind. (*Blanc.*)

CANULEJUS, war Tribun im J. R. 309; die Rogationen deſſelben führten die Plebs zuerſt zum Connubium; dann veranlaßten ſie die tribuni militum consulari potestate; nächſt denen alle Magiſtratus und 453 ſogar das Oberpontifikat den Plebejern eröffnet wurden. S. Eiſendecher üb. die Entſtehung, Entwickelung und Ausbildung des Bürgerrechts im alten Rom. 1829. (Vgl. Gött. Anz. St. 160.) (*H.*)

CANZLER iſt aus dem lateiniſchen Worte cancellarius gebildet, welches wiederum von cancelli, ein Gitter, ein Verſchlag, herſtamt. Nach Voſſius Etymol. iſt das griechiſche Wort κιγκλίς, ἡ, eine Doppelthüre, oder ein Verſchlag mit einer ſolchen, die Wurzel von dem obigen. Cancelli nun waren die Schranken, durch welche die Richter von der verſammelten Menge geſchieden wurden, und cancellarius hieß der Beamte, der an den Schranken oder dem Gitter ſtand, entweder um den ſtreitenden Parteien den Eintrit in dieſelben zu verſtatten, oder die Befehle der Richter zu vernehmen und zu vollziehen. Daher halten ihn einige für einen bloßen Thürſteher — Gruterus in inscript. 647. 6. —; doch ſcheinen ſich ſeine Verrichtungen nur auf den innern Raum des Gitters erſtreckt zu haben. — Magn. Aurel. Cassiodorus (er † 563) Epist. VI. L. XI. varior. — ſo daß er mehr ein Gehilfe der Gerichtsperſonen geweſen. So viel iſt über dieſe Würde in der römiſchen Verfaſſung bekant.

Am Hofe der fränkiſchen Könige waren die Canzler ſchon bedeutende Männer. Sie beſorgten die geheimen Correſpondenzen der Fürſten, und fertigten Urkunden aus, welche ſie gewöhnlich auch unterſchrieben. Doch komt die Benennung Canzler in den Merovingiſchen Urkunden nur ſelten vor. Zuerſt lieſt man dieſen Titel in einer Schenkung von Karlomann an die Klöſter Stablo und Malmedi (Bouquet Th. IV. S. 713.), dann in einer Urkunde von Giſela, Schweſter Karls des Großen; ferner in einer Urkunde Ludwigs des Teutſchen (Schöpflin Alsatia diplomat. p. 89.) und unter Karl dem Dicken († 888), wo man die Unterſchrift findet: Hebarhardus *Cancellarius* ad vicem Luitberti Archicapellani recognovi et subscripsi. Unter den erſten fränkiſchen Königen waren ſie Notarien, ſezten Teſtamente auf und führten gerichtliche Geſchäfte, acta publica. — Lex ripuar. Tit. 49. §. 2—6. und Tit. 88. Lege Longobard. Tit. 37. §. 12. in capitular. Carol. M. L. 3. c. 43. in capitular. 3. an. 803. capitular. 1. an. 812. in capitular. Ludovici Pii an. 824. c. 1. Karl der Gr. hatte deren ſchon, ſo wie Eginhard, ſein Biograph, ſein Geheimſchreiber oder Canzler war. Unter den Merovingiſchen Königen hießen ſie: summi cancellarii, Obercanzler, oder auch Siegelbewahrer. Wegen der gänzlichen Unwiſſenheit der Laien waren die Canzler immer von geiſtlichem Stande. Der Canzler Karl des Einfältigen († 929) hieß Fulco, Erzbiſchof von Rheims; Hugo Capet († 996) hatte zu ſeinem Canzler Adalbarus, gleichfalls Erzbiſchof aus der nur genanten Stadt; Ludwig den Heiligen († 1270) begleitete ſein Canzler Balduin auf ſeinem Zuge nach Tunis. Unter Ludwig VIII. († 1498) erweiterte der Canzler Guarinus dieſe Würde bedeutend, und brachte es dahin, daß der Canzler unter die Pairs verſezt wurde. Der Canzler Philipps VI. († 1350), Pierre Roger, beſtieg den päpſtlichen Stuhl unter dem Namen Clemens VI. Die grauſame Regirung Karls IX. († 1574) wird durch den trefflichen Canzler de l'Hopital faſt einzig erheitert. Duprat dagegen unter Franz I. († 1547) bewies nur allzuſehr, wie viel Übels von dieſem wichtigen Poſten aus gethan werden könne. Sully unter Heinrich IV, und le Tallier unter Ludwig XIV. ſind hinreichend bekant.

Nach dem Abſterben der Karolinger in Teutſchland hatte Konrad I. († 919) den Biſchof Salomon von Coſtnitz zum Hofcanzler, und den Erzbiſchof von Salzburg, Pillegrinus, zum Erzcanzler. Da jedoch die höhern Geiſtlichen, die zum Theil ſelbſt Reichsfürſten waren, nicht immer am Hoflager bleiben konten, ſo vertraten Canzler ihre Stelle, und recognoſcirten und gegenzeichneten die Urkunden. Die Canzler waren alſo von den Erzcanzlern abhängig; ob ſie zuerſt von dieſen oder von den Kaiſern gewählt wurden, iſt unentſchieden. Vor dem 13ten und 14ten Jahrhundert komt der Name Canzler ſelten in den Urkunden vor. Sie heißen meiſtentheils noch Notarii, Capellani, Geheimſchreiber, oder ſchlechthin Schreiber. 1289 findet ſich dieſe Benennung zuerſt in einem Schenkungsbriefe der brandenburgiſchen Markgrafen Otto und Konrad in Lenz brandenburg. Urkunden; dieſer Canzler war Canonicus zu Stendal. Seit dem 15. Jahrhundert erhielt die Canzlerſtelle eine höhere Bedeutung. Wenn früher dürftige Kentniſſe und ein barbariſches Latein ausgereicht hatten, ſo genügte dieſes alsdann nicht mehr, und noch weniger im 16. Jahrhunderte in Teutſchland ſeit der Reformation. Die Regirungsangelegenheiten der Fürſten wurden weitläufiger und verwikkelter; die Canzler muſten daher ſehr unterrichtete Männer ſeyn, denn ſie hatten nun die Geſchäfte eines Miniſters zu beſorgen. Das war faſt in allen andern Ländern derſelbe Fall. In Rom ging, unter den Päpſten, alles durch die Hände des Canzlers. S. S. Bernardus Epist. 313. Bei den Angelſachſen komt, nach Spelman, der Name Canzler im 9ten Jahrhundert unter dem Könige Edward vor, und ſeine Geſchäfte waren auch die bereits oben erwähnten. (Georg Adam Struven: de Cancellario

Digitized by Google

principis. 1675.) Noch immer vermag der Canzler in **England** (chancellor) viel in dem Lande, wo nur der Buchſtabe des Geſetzes gilt, indem er dem Könige ſehr nahe ſteht, und zuweilen der Verwalter von des Königs Gewiſſen (the keeper of the Kings conscience) heißt, wenn er bei dieſem Gefühl und Naturrecht geltend macht. (Jacobs new law dictionary, art. chancellor.*) — In **Spanien** war der Erzbiſchof von Toledo zugleich Canzler — canciller — von Caſtilien, wovon unter Alfonz IX. († 1230) der Anfang gemacht worden ſeyn ſoll. (Beckmanni Syntagma dignitatum illustrium, civilium, sacrarum, equestrium; dissert. XVIII. de Episcopis. c. IX. p. 1388.) Den erſten Platz am Hofe nahm der Capellan ein, den zweiten der Canzler. (De Salcedo theatrum Honoris. L. 16. Tit. 1. Lib. 4. c. 13. p. 386.) Auch dort war ſein Hauptgeſchäft, königliche Schreiben zu entwerfen und zu verſenden. — Im Königreich **Polen** war im 16. Jahrhundert der Canzler Joannes Zamoiscus wegen ſeiner Tapferkeit und Beredſamkeit berühmt. — In **Dänemark** zeichnete ſich um dieſelbe Zeit Nicolaus Caas als Canzler durch ſeine Gelehrſamkeit und Thätigkeit aus; in **Schweden** Ericus Sparrn, in gleicher Eigenſchaft, ſo wie in **Böhmen** der Canzler Adamus und in Sachſen David Peiſter (Matthaei Dresseri de Cancellarii munere et dignitate oratio. Lipsiae 1594.)

Reichscanzler war der Erzbiſchof von Mainz. Auch **kleinere Fürſten** hielten ſich Canzler, wie Humbert II., Beherrſcher der Dauphiné.

Geiſtliche Canzler gab es ferner in den Klöſtern und Stiftern. Anfangs beſtand ihr Amt nur darin, den Ort zu bewahren, wo der Biſchof und die Geiſtlichen zuſammenkamen, um Urtheile zu ſprechen, oder auch Gottesdienſt zu halten. Nachmals verſahen ſie die Stelle der Notarien, ſetzten Verträge auf, und ſahen die Bittſchriften durch, die man den geiſtlichen Verſamlungen überreichte. Daher heißt es in einem Decrete der Kirchenverſamlung zu Narbonne im 8. Jahrhundert: Ego Arricko *Cancellarius* hoc decretum scripsi. In Frankreich hatten die meiſten **Klöſter** ihre Canzler, um ſo mehr, da Karl der Große den Biſchöfen 805 befahl, dergleichen zu halten. (Anastasius in vita S. Joannis Eleemosynar. c. 1. num. 6.) Zu Anfange des 9. Jahrhunderts machten die traditiones Fuldenses verſchiedene Canzler ihres Kloſters namhaft.

Die **Hauptkirchen** hatten gleichfalls Canzler, denen oblag, den Gottesdienſt zu beſorgen, oder über deſſen rechte Abwartung zu wachen; die Schulen zu beſuchen, die Siegel zu Unterſchriften zu bewahren, und zum Predigtamte zu verpflichten (Statuta eccles. Londinens. T. 3. p. 339.)

Die **Stiftscapitel** und **Prälaten** hielten auch Canzler, denn außer dem Stifts- und Conventsſiegel führten ſie noch ein eigenes, das der Canzler verwahrte, auch recognoscirte und gegenzeichnete er die von den Biſchöfen und Äbten ausgefertigten Briefe und Urkunden.

*) Christ. Fr. Waechtleri de Cancellariis veterum commentatio. Dresdae 1705.

Die **Univerſitäten** ſtanden ferner noch unter Canzlern. Profeſſoren und Studirende galten damals für Geiſtliche, Clerici, und waren es auch großentheils, deshalb erhielten ſie in dem Canzler auch ein geiſtliches Oberhaupt, wozu man gewöhnlich den Biſchof oder Dompropſt nahm, in deſſen Sprengel die hohe Schule lag. Die Päpſte wählten möglichſt taugliche Männer hierzu. Der Canzler der Univerſität berief die Profeſſoren, wachte über den Unterricht, ſowie über die Sitten der Studirenden, und ertheilte die akademiſchen Grade. (Hemeraeus de Academ. Parisiens. c. 7 seqq. Stephanus Paschasius in disquisit. Franc. c. 21 seqq.) Und auch in Teutſchland war vor der Reformation auf allen Univerſitäten dieſe Verfaſſung; wie in Heidelberg, Leipzig, Roſtock, Greifswalde, Ingolſtadt, Tübingen, Mainz, Wittenberg und Frankfurt a. d. O.

Den **Grafen** ſtanden bei den alten Gerichtsverfaſſungen in Teutſchland noch Canzler zur Seite bei den Gerichtstagen. In dem Capitulare Lotharii Tit. 3. c. 12. iſt daher verordnet, daß der Canzler ein rechtlicher Mann ſeyn ſolle, der in Gegenwart der Schöffen die öffentlichen Urkunden abfaſſe. In Frankreich ſtand den Gemeinden (communes) ein Canzler vor, dem jedes Mal ein Schreiber, greffier de la ville, zugegeben war.

Endlich heißt bei **Ritterorden**, in ſtatiſtiſcher Beziehung, der erſte Beamte ebenfalls Canzler, der zuweilen einen Vicecanzler unter ſich hat. Bei einigen Orden heißt er auch Großcanzler. Er iſt Siegelbewahrer des Ordens, und alles, was in Ordensangelegenheiten ausgefertigt wird, ſoll in ſeiner Gegenwart beſiegelt werden. Es liegt ihm ferner ob, alles, was bei Capiteltagen vorzuſtellen iſt, vorzutragen, auf die Statuten zu halten, und die übrigen Ordensglieder nöthigenfalls an ihre Pflichten zu erinnern. Sein Ordensband, ſowie ſeine Kleidung, iſt von der der übrigen Ritter unterſchieden. Gewöhnlich wird nicht erfodert, daß er von Adel oder altem Adel ſey **). (*A. Herrmann.*)

CAOUTCHOUC, Federharz, Lederharz, elaſtiſches Harz, *Resina elastica, Gummi elast., Resine elastique, Resine de Caoutchouc etc.*, ein eigenthümlicher, weicher, lederartiger, elaſtiſcher, zum Theil nicht ohne Zerſetzung ſchmelzbarer und brennbarer **Pflanzenſtoff** (**vegetabiliſches Caoutchouc**), der leichter als Waſſer iſt, aber ſich ſo wenig in dieſem, als in Weingeiſt auflöſt. Man hat ihn vorzüglich in den Trikocken, Urticeen, Lobelien, Contorten, ja ſelbſt in den Cichoreen und Papavereen gefunden.

a) **Das echte exotiſche Pflanzen-Federharz,**

**) Folgende Quellen ſind benutzt worden: Du Fresne Glossarium ad scriptores mediae et infimae latinitatis. T. II. Art. cancellarius. Frankfurter teutſche Encyclopädie, Th. 5. Art. Canzler. Jacobs new law dictionary. Art. chancellor. Schreibemantels Repertorium des teutſchen Stats- u. Lehnrechts. Chassanaei catalogus Gloriae mundi. Beckmanni syntagma dignitatum illustrium civilium, sacrarum, equestrium. De Salcedo theatrum Honoris. Matthaei Dresseri de Cancellarii munere et dignitate oratio. Lipsiae 1594. Christ. Fr. Waechtleri de Cancellariis veterum commentatio. Dresdae 1705. Georgius Adamus Struven, de Cancellerio principis. Jenae 1675.

Digitized by Google

welches erſt ſeit dem Jahre 1736 durch Bougeur, und ſeit 1751 durch Fresneau und Aublet bekant, von la Condamine aber in eben dieſem Jahre beſchrieben, und ſeitdem von Heriſſant, Macquer, Achard, Thorey, Julians, Groſſart, Berniard, Trommsdorf, Fourcroy und Vauquelin, Thomſon u. A. genauer unterſucht worden, iſt ein urſprünglich milchiger, gelblichweißer, an der Luft häufig conſiſtenter, und in dieſer, ſo wie durchs Alter nach und nach ſich bräunender Pflanzenſaft, der aus den Rindeneinſchnitten eines zu den Trikocken gehörigen Baumes (Chevé) im State Miſſiſippi an dem Arkanſas und rothen Fluſſe, in Gujana ꝛc. von ſelbſt fließt. Manche Bäume geben 150—200 Pfd. Caoutchouc, das man dort in Formen gießt, um Flaſchen, Spritzen, Fackeln ꝛc. daraus zu machen. Auch das Holz iſt ſehr elaſtiſch.

Außerdem findet ſich dies Caoutchouc in eigenen Saftbehältern der *Hevea Gyanensis* oder *Siphonia Caoutchouc Schreb.* (bei den Indianern *Kaouthouc* oder *Kapuchu*), in denen der *Castylloya elastica* aus der Juſſieu'ſchen Ordnung *Urticae*, des *Cactus Ficus Indica* und *religiosa*, *Fic. nymphaeae fol. L.*, und *Fic. popul. Willd.*, *Fic. elliptica* und *prinoides Humb.*, des *Atrocarpus integrifolius*, der *Urceola elast. Roxburgh* (*Tabernemontana elast. Spreng.* einer *Contorta*), der *Vahea Lamark.* (*Tabernemontana gummifera Spreng.*), der *Cecropia peltata*, *Hippomane biglandulosa*, *Sapium Aucuparium Jacqu.*, *Laureiros Vernicia*, wahrſcheinlich aus der Gattung *Toxicodendron Capense Thunb.* u. a. ſüdamerikaniſchen Gewächſen. Jedoch iſt das aus *Tabernemont. elast. Spr.* gewonnene Federharz nicht ſo elaſtiſch, aber zäher als das amerikaniſche; es löſt ſich in Kajeputöl auf, und gibt dann einen guten Firniß. *Lobelia Caoutchouc Humb.* liefert das in Quito verkäufliche Federharz. Auch andere Lobelien ſind, wie die Campanuleen, an die ſie grenzen, zum Theil reich an ätzendem Milchſaft. Bis jetzt iſt es aber noch unbekant, von welcher unter allen dieſen Pflanzen unſer verkäufliches Federharz komt [1]).

Gewöhnlich wird dergleichen Milchſaft in Schichten auf Thon aufgetragen, und ſo lagenweiſe über Feuer getrocknet; reiner fällt das Harz aus dem in Flaſchen verſchloſſenen Safte nach einiger Zeit zum Theil nieder, während ein Theil gelöſt bleibt, der erſt an der Luft, oder bei Zuſatz von Chlorin ſich niederſchlägt, woraus Fourcroy ſchließt, daß ein Theil davon im Milchſafte in einem desoxydirten löslichen Zuſtande exiſtire.

Das im Rauche getrocknete Federharz in Flaſchenform, wie wir es erhalten, iſt vom Anfange an braun, durchſcheinend, in dünnen Scheiben wohl durchſichtig, feſt, zähe, ſanft und etwas ſchlüpfrig anzufühlen, höchſt elaſtiſch, ſo daß ſich ein Streifen davon beim Erwärmen zuſammenzieht, und beim Erkalten wieder ausdehnt, wobei er freie, durch die Lippen bemerkbare Wärme entwickelt, und ſeine Elaſticität verliert, die er aber durch Eintauchen in kaltes Waſſer wieder erhält. Das Caoutchouc iſt ferner 9335 ſpec. ſchwer nach Briſſon, riecht ſchwach, doch eigen aromatiſch, und iſt ohne Geſchmack. Es erweicht ſich in kochendem Waſſer, und läßt ſich dann in Streifen innig zuſammenkleben. — Über Feuer, oder bei etwa 125°, ſchmilzt es, nach Achard, leicht unter Entwickelung weißer, etwas würzig riechender Dämpfe, wird und bleibt, erkaltend, ſo dick, wie ſchmieriges Öl oder Wagentheer. Länger gelinde geſchmolzen, geſteht es nach dem Abkühlen zu einer ſchwarzen, brüchigen Maſſe. Bei der trocknen Deſtillation gibt es kohlenſaures und Kohlenwaſſerſtoffgas, ein Ammonium haltiges Waſſer, deſſen Ammonium wol von einer beigemiſchten ſtickſtoffigen Materie herrühren mag, ferner ein farbiges, brenzliches Stinköl, welches bei gelinder Deſtillirhitze gelb und flüſſig, nach Speck, bei heftigerer braun und dick, noch ſtärker riecht, und wovon ein Theil, nach Achard, in Alkohol ſich auflöſen ſoll, der andere nicht. Die rückſtändige, wenig ſchwammige, ſchwer verbrennliche Kohle läßt nur Spuren ſalziger Aſche zurück.

Leicht entzündlich, brent es in der Luft, wie Öl, mit heller, weißer, ſtark rußender, etwas ſtinkender Flamme. Bei unterbrochenem Fortbrennen bleibt es in dem obigen ölartigen Zuſtande zurück.

An der Luft färbt es ſich gelblicher, und wird zuletzt bräunlich, höchſt wahrſcheinlich vermöge eines ihm eigenen Pigments. Unauflöslich in kaltem und ſiedendem Waſſer, ſchwillt es in dieſem wie eine Haut auf. In wäßriger Salzſäure und in Alcohol gleich unlöslich, wird es durch letztern blos entfärbt, und ſchwillt, damit gekocht, auf. In Schwefelalcohol löſt es ſich, nach Lampadius, zum Theil auf. Abſoluter Schwefeläther, und zwar, nach Juch, 1 Pfd. davon, löſt 11 Loth und noch mehr deſſelben auf. Durch Alcohol und Waſſer wird dieſe Auflöſung getrübt. Verdunſtet läßt ſie das Harz unverändert zurück. Schwefeläther mit hervorſtechendem Weingeiſt löſt nur äußerſt wenig auf. In Salz- und Salpeteräther ſchwillt es, nach Achard und Pfaff, auf, wird weiß und löſt ſich auf. Nach Julians ſoll ſich das Federharz mit Eier-, Baum- und Leinöl, und mit Vipernfett, aber nicht mit Ricinusöl verbinden. Nach Achard wird es von Lein- und Mohnöl gar nicht, wenig von Nußöl, deſto mehr von Mandelöl, noch beſſer von flüchtigen Ölen, am leichteſten von Chamomillenöl, ziemlich leicht, zumal erwärmt, von Guajak-, Bernſtein-, Kümmel-, Kajeput-, Angelika-, Myrrhen-, Rosmarin-, Terpenthin-, Muskat- und Wachsöl; kaum von Meliſſen- und Orangenblüthöl, gar nicht von Dippels Thieröl, von Lavendel-, Nelken- und Zimmtöl aufgelöſt. In kaltem gereinigtem Bergöl ſchwillt es, nach Sauſſure, zum 30fachen auf; beim Erhitzen löſt ſich ein Theil auf, während der andere, der ſich auch als Federharz verhält, unauflöslich bleibt; die Auflöſung läßt, nach Fabbroni, beim Verdampfen unverändertes Caoutchouc zurück. Das in kochendem Waſſer erweichte löſt ſich immer leichter auf, aber die Auflöſung iſt um ſo ſchwieriger, je mehr ſie Harz enthält; ſie läßt an der Luft eine ſchmierige, aber länger in derſelben ſich zu Federharz wieder geſtaltende Maſſe zurück, und, beim Vermiſchen mit Weingeiſt, dieſen, als einen zähen, an der Luft austrocknen-

1) Vergl. C. Sprengel i. Stolze's Berl. Jahrb. f. d. Pharm. XXVI. 1. S. 9—15.

den Schleim fallen. Bei erfolgender Verdunſtung der Fett- und Ätheröle bleibt es dort mit Verluſt ſeiner Elaſticität, hier noch ganz elaſtiſch zurück.

In Kalilaugen wird es weich und ſchmierig, und ſoll ſich zuletzt, nach Thomſon, aber nicht nach Achard und Bernard, darin auflöſen.

Vitriolöl verkohlt es, unter Entwickelung von ſchwefelichtſaurem Gas, oder bildet damit in der Wärme eine terpenthinartige Maſſe, aus der Waſſer, nach Achard, ein ſchwarzes, brüchiges Harz abſcheidet, ohne doch, gleich den Harzen und dem Campher, nach Hatchett, zugleich Kunſtgerbſtoff zu liefern.

Von der Salpeterſäure wird es, nach Fourcroy, gelb gefärbt, unter Entbindung von Stick- und kohlenſaurem Gas, nebſt Blauſäuredunſt, und zum Theil in Sauerkleeſäure, zum Theil in eine Fettwachs ähnliche Subſtanz umgewandelt. Sechs Theile rauchender Salpeterſäure löſen, nach Achard, unter Aufbrauſen, 1 Theil Federharz mit dunkelbrauner Farbe vollſtändig auf. Waſſer ſchlägt aus der Auflöſung gelbe, in Weingeiſt, Säuren und Kalien, aber nicht in flüchtigen Ölen lösliche Flocken nieder, welche bei 100° ſich entflammen.

Das Caoutchouc beſteht aus Waſſerſtoff, Kohlen-, Stick- und Sauerſtoff; erſterer waltet in der Miſchung vor.

Der Nutzen dieſes Harzes iſt jetzt ausgebreiteter, als jemals. Zuerſt gebrauchte man es bei uns blos zur Austilgung der Bleiſtiftſchrift und Zeichnung auf Papier, Pergament ꝛc. Pickel u. A. wendeten es zur Verfertigung chirurgiſcher Werkzeuge, z. B. biegſamer Catheter, Bougies, Kerzen, Röhren [2]), Spritzen und Spritzenröhrchen, Bruſtwarzenhütchen oder Ringe, Bruchbänder ꝛc., die käuflichen Federharzfläſchchen insbeſondere zu Milchpumpen, Sauerſtoffgasinhalatoren ꝛc., Caoutchoucſtreifen zu reinlichen Lutirungen chemiſcher Gefäße (ſ. Stratingh a. a. O. S. 238.) mit Vortheil an. Ferner gibt, nach Aikin, das geſchmolzene, oder in Terpenthinöl, Schwefelnaphtha ꝛc. [3]) aufgelöſte, einen feſten Firniß bildende Caoutchouc einen weit beſſern Überzug für Metalle, um ſie gegen Oxydation (Roſt) zu ſichern, als Fettigkeiten, oder andere Harze. Er läßt ſich durch warmes Terpenthinöl mittelſt einer Bürſte leicht wieder wegnehmen. Derſelbe Firniß, mit Nuß-, Mohn- oder Leinöl verſetzt, welche durch Bleiglätte austrocknend gemacht ſind, dient auch zum Überſtreichen des zu aëroſtatiſchen Maſchinen ꝛc. beſtimten Taffets ꝛc., ſteht aber hier dem Kopal- oder Bernſteinfirniß nach. Überhaupt trocknet er ohne Zuſatz von Trockenfirniſſen ſehr ſchwer und langſam; (vergl. den Art. Firniß.) — Endlich dient das Caoutchouc, in Berg- oder Steinkohlenöl gelöſt, um Wollen-, Seiden- u. a. Zeuge vollkommen waſſerdicht zu machen.

b) Unſer einheimiſches Pflanzen-Federharz, das dem exotiſchen in manchem Betracht ähnelt, aber wieder ſehr weſentlich davon abweicht, wird gewonnen durch Ausziehen des getrockneten Milchſafts von *Euphorbia Cyparissias* u. a. Euphorbienarten, aus Lactucen, aus den europäiſchen Feigenbäumen ꝛc., vom *Papaver somniferum, Cichorium Intybus, Asclepias syriaca, Viscum album etc.* [4]) mittelſt Waſſers und Weingeiſts, wo daſſelbe zurückbleibt, als eine weiße oder gelbliche ꝛc., an der Luft auch im Dunkeln, aber im Waſſer, ſelbſt am Lichte nicht ſich bräunende, in der Kälte harte und ſpröde, in gewöhnlicher Temperatur weniger, als das eigentliche Federharz, elaſtiſche Maſſe, die in der Hitze weich, übermäßig dehnbar und klebend wird, leichter, als das wirkliche Federharz, ſchmilzt, und beim Erkalten wieder erſtarrt [5]). Nach John [6]) wird es durch Schmelzen zu einer theerartigen Flüſſigkeit, verbrent mit Flamme, und zeigt beim Ausblaſen derſelben den Geruch und theerartigen Rückſtand des echten Federharzes. Im Waſſer iſt es, nach Carradori nur ſchwierig, nach John gar nicht auflöslich, eben ſo wenig in Weingeiſt, leicht aber im Äther und in erwärmten Ätherölen, durch Weingeiſt daraus fällbar; auch löſt es ſich in ſiedenden Fettölen auf. Durch Ammonium wird es entfärbt, und bei längerer Digeſtion erweicht, ohne ſich in ihm und in den übrigen Kalien aufzulöſen. Löslich iſt es aber in erhitzter Salpeterſäure. Bei fortgeſetzter Erhitzung ſcheidet ſich eine gelbe, zerreibliche, bittere Subſtanz ab, ohne daß dabei Sauerkleeſäure gebildet wird.

II. *Mineral-Caoutchouc*, oder foſſiles Federharz iſt, nach Hatchett, eine braune, durchſcheinende, weiche, minder zähe und elaſtiſche Subſtanz, wie das eigentliche Caoutchouc, von 0,926 ſpec. Gewicht, von ebenem, flachmuſchlichem, ſchwach fettglänzendem Bruche, und bituminöſem Geruche. Es löſt ſich weder in Waſſer, noch Weingeiſt, ſchwillt in Stein- und Terpenthinöl auf, wird vom Vitriolöl nur oberflächlich verkohlt, ſchmilzt leicht und verbrent dann mit Flamme. Mit 10 Theilen Salpeterſäure digerirt, und hierauf abgedampft, liefert es eine zähe, pomeranzengelbe Maſſe, aus welcher Waſſer Kunſtgerbſtoff auszieht, mit Rücklaſſung einer pomeranzengelben, leicht in Weingeiſt löslichen, und daraus durch Waſſer fällbaren harzigen Materie.

Dieſes merkwürdige Mineral, welches bis jetzt ganz oder faſt allein auf die Odingrube in Derbyſchire beſchränkt war, iſt neuerdings in Southbury, 20 engl. Meilen nordweſtlich von New-Haven, gefunden worden. Es bildet hier ¼ Zoll breite und mehre Zoll lange Adern zwiſchen den Faſern-Riſſen des Atlas-Spaths oder faſerigen Kalkſteins. Seine Farbe iſt ſchwarz; leicht nimt es Eindrücke von dem Nagel an, und läßt ſich zwiſchen den Fingern in eine völlige Kugel kneten. Einige Varietäten haben mehr Härte, einen harzigen Glanzſchein und einen Muſchelbruch. Es brent mit außerordentlichem

2) S. Schweigger's Journ. ꝛc. 1822. VI. S. 365 ꝛc. — Stratingh i. Dingler's polyt. Journ. XV. 2. S. 237 ꝛc. — du Menil i. Schweigger's Journ. d. Ch. Neue Reihe. 1824. X. 2. S. 255 ꝛc. 3) S. Pelletier i. Scherer's a. Journ. d. Ch. II. 10. S. 502 ꝛc. Auch i. Gehlen's n. Journ. d. Ch. IV. 2. S. 216. ꝛc.

4) S. Tilebein i. Crell's N. Entdeck. i. d. Ch. VII. S. 58. Das Miſtelharz, rein ausgewaſchen, ſieht hellgrün aus, und zeigt, in dünnen Scheiben getrocknet, über einem warmen Ofen, viele Ähnlichkeit mit dem Federharze. 5) S. Carradori i. Gehlen's n. Journ. d. Ch. VI. S. 641 ꝛc. 6) Deſſen chem. Schrift. II. S. 6 ꝛc.

Digitized by Google

welches erſt ſeit ſchwarzen Rauch und einem aromatiſch- ſeit 1751 Geruche. Während des Brennens fallen Tro- la Ees flüſſigen Feuers ſchnell hinter einander mit einer Art pfeifendem Geräuſch, ganz wie bei dem Pflanzen-Caoutchouc, und es ſchmilzt auch ganz ſo, wie dieſes. Auf Papier gerieben, läßt es einen ſchwarzen Streif und nimt eine hohe Politur an. Aber Bleiſtiftſpuren nimt es nicht vom Papier weg ꝛc. 7). (*Th. Schreger.*)

Caper, Caperei ſ. Seeräuberei.

CAPIDAVA (auf der Peutingerſchen Tafel fehlerhaft Calidava), ein Caſtell in Nieder-Möſien, 18 Mill. nordöſtlich von Axiopolis (wo heut zu Tage der Flecken Riſchorat ſteht), welches außer den Itinerarien (z. B. des Antoninus), auch Hierokles und der byzantiniſche Kaiſer Conſtantinus Porphyrogenitus *) kent, das heutige Cſernawoda (Tſchernawoda, d. h. Schwarzwaſſer). Als Beſatzung lag hier eine Abtheilung Reuterei. (*Rumy.*)

CAPITAIN oder Hauptmann, iſt bei den Kriegsheeren eine bekante Ehrenſtelle, mit der gewöhnlich der Oberbefehl über 100 bis 200 Soldaten verbunden iſt, daher die Capitaine (ſpan. Capitan, ital. Capitano) bei den Römern, die zuerſt ein geordnetes ſtehendes Heer hatten, Centuriones hießen. Nach dem Untergange des römiſchen Reiches in Europa, wo überall die Lehnsleute an die Stelle des ſtehenden Soldaten traten, die entweder Anführer aus ihrer Mitte bekamen, oder unter dem unmittelbaren Befehle ihres Lehnsherrn ſtanden, ſcheint wol zuerſt die Benennung Capitain oder Hauptmann für die Anführer kleinerer Abtheilungen aufgekommen zu ſeyn, von dem die letzteren angeworben und unterhalten wurden. Offenbar hatte dieſe Benennung ihren Urſprung von der Stellung des Erſten Offiziers im Gefecht, an der Spitze ſeines Haufens; als Ehrenſtelle findet ſie ſich in Frankreich 1445 bei den von Karl VII. errichteten 15 Ordonanz-Compagnien, deren jede aus 1 Capitain oder Rittmeiſter, 1 Lieutenant, 1 Führer, 1 Fähnrich und 100 Rittern (Hommes oder Gens d'Armes) oder 600 Mann beſtand, weil jeder Ritter 1 Pagen, 1 Knappen (Coutilleur) und 3 Armbruſtſchützen (Archers) bei ſich hatte. Auch das Fußvolk ſetzte Karl VII. auf einen regelmäßigen Fuß, und beſtimte die Stärke der Armbruſtſchützen auf 16,000 Köpfe, die unter 4 Oberſten in 28 Compagnien getheilt waren, welche von eben ſo viel Capitains befehligt wurden. Denſelben Namen führten auch die Anführer der teutſchen Lanzknechte (Lansquenets); ein ſolcher Hauptmann oder Capitain hatte damals unter ſeinem Haufen (Fähnlein), der 400 Köpfe ſtark war, 200 Hakenſchützen mit Luntenröhren — die nach ihrer Größe Ganze oder Halbe Haken hießen; — die übrigen führten lange Spieße (Piquen) und Harniſche, oder Hellebarten und Schlachtſchwerter, welches beſonders von den Ober- und Unteroffizieren geſchahe. Die Kriegshaufen zu Fuß ſtanden unter dem Befehl des Oberſten, der ſeinen Capitainen Auftrag und Vorſchüſſe gab, ihre Compagnien in der von ihm beſtimten Stärke (300 — 600 Mann) zu werben, in den Waffen zu üben, und mit den aus der Kriegskaſſe erhaltenen Geldern zu bezahlen. Eine Einrichtung, die mit einigen Modificationen bis zu Anfang des 19. Jahrhunderts beſtand, und erſt nach und nach dahin abgeändert ward: daß der Capitain nicht mehr die, nun ganz von dem State übernommene Verpflegung und Bekleidung ſeiner Compagnie zu beſorgen hatte; dadurch aber auch großen Theils das Intereſſe am Wohl oder Wehe der einzelnen Individuen, und die Mittel verlor, ſich ihre Liebe zu erwerben. Ihre monatliche Bezahlung war bei den Lanzknechten das Zehnfache des Soldes der Gemeinen (bei den Teutſchen 40 bis 60 Gulden). Bei der franzöſiſchen Infanterie, wo Ludwig XII. zuerſt adelige Capitaine und Lieutenants anſtellte, bekamen jene den Oberbefehl über die Banden, welche anfangs 2000, nachher aber nur 500 Köpfe ſtark waren, als Franz I. im Jahr 1522 ein Heer von 50,000 Franzoſen, Teutſchen und Schweizern nach Italien führte. Auch die 1534 in den Provinzen errichteten 7 Legionen waren jede in 6 Banden zu 1000 Mann getheilet, die von einem Capitain befehliget wurden. Dieſe Legionen gingen wegen ihrer ſchlechten Mannszucht ein; nach der Schlacht von St. Quentin aber wurden ſie von neuem errichtet, und bei jeder 15 Capitaine angeſtellt, welche die 400 Mann ſtarken Compagnien unter ſich hatten. Die alten Banden, die wegen der fortwährenden Kriege ſtehend geblieben, aber ſehr zuſammen geſchmolzen waren, wurden zuſammen geſtoßen und in Regimenter formirt, deren Montluc (Commentair. Liv. 4.) zuerſt bei dem Jahre 1558 erwähnt. Bei der Reuterei waren anfangs die Capitaine der völlig geharniſchten Gens d'Armes oder Lanzierer unabhängig, und ſtanden blos unter dem Oberbefehl des Feldmarſchalls. Die Cornetten oder Compagnien zu Pferde waren 200 bis 250 Mann ſtark, unter denen ſich die Lanzierer, Schützen und Knechte zuſammen befanden, bis im XVI. Jahrhunderte die Schützen von den Geharniſchten abgeſondert wurden und ihre beſondern Capitaine erhielten. An Beſoldung bekamen dieſe auf jedes Pferd ihrer Cornette ½ Reichsgulden monatlich, folglich bald mehr, bald weniger, nach Verſchiedenheit der Stärke der Compagnien. Dieſe waren bei den Spaniern ſeit Ferdinand dem Katholiſchen 50 Geharniſchte ſtark, deren jeder 3 oder 4 leichte Reuter bei ſich hatte, und ihr Capitain hieß *Quadrillero*, denn Capitan war blos die Benennung des Feldherrn; daher el gran Capitan die Benennung des Gonſalvo von Cordova, welche ihm die hochtönende Sprache ſeiner Landsleute, wol nicht mit vollem Rechte beilegte. In Frankreich und den Niederlanden führte daher der Oberfeldherr lange Zeit den Namen Capitaine-général. — Seit dem 16. Jahrhunderte finden ſich bei der Artillerie Capitaine, weil ſie gleich den andern Truppen in Compagnien eingetheilt ward; auch das Brückenweſen ſtand unter einem Hauptmann, der 20 Realen Beſoldung hatte. Die letztere war bei der Reuterei ſtärker, als bei dem Fußvolke, denn der Capitain bekam bei den Küraſſieren 80 Kronen monatlich und 10 Rationen, bei den Schützen oder Arkebuſieren aber 70 Kronen und 10 Rationen. Bei der Infanterie hingegen hatte der Capi-

7) S. Sillman's Journ. ꝛc. VI. S. 370 ꝛc.
*) lib. II. them. 1.

Digitized by Google

tain nur 2 Reitpferde und einen zweiſpännigen Wagen zu ſeinem Gepäck. Im 30jährigen Kriege war mehr Ordnung bei den Heeren, deren Verfaſſung ſich ſchon der gegenwärtigen nähert. Der Capitain von der Infanterie erhielt monatlich bei den Kaiſerlichen 120 Rthlr. und bei den Schweden 61 Rthlr. Es ſcheint, daß beide Sätze bei den ſpätern Beſtimmungen der neuern Zeit zur Norm gedient haben. Eine Hauptmanns-Stelle koſtete damals bei den Franzoſen, wo die Chargen verkäuflich waren, 12,000 Livres. Im 17. Jahrhundert hatte der Capitain bei den Franzoſen — den Monat zu 45 Tagen gerechnet — 75 Livres; die Artillerie 135 Livres, und die Reuterei 100—300 Livres. Bei den Preußen war die Beſoldung des Capitains der Infanterie — den Monat zu 30 Tagen — 32 Rthlr. Da er zugleich die Werbung ſeiner Compagnie beſorgen mußte, hatte er die Erlaubniß, einen Theil Soldaten 10 Monat im Jahre auf Urlaub gehen zu laſſen und ihre Löhnung innen zu behalten. Man ahmte in der Folge bei den meiſten teutſchen Armeen dieſe Einrichtung nach, durch die der Capitain in den Stand geſetzt ward, als ein verſorgender Vater an ſeiner Compagnie zu handeln. Bei den Franzoſen und Öſtreichern fand jedoch keine Beurlaubung ſtatt; die Capitaine hatten keine andere Einnahme, als ihren Sold; der Stat lieferte dem Gemeinen Alles in Natura, und dem Capitain blieb nur die Übung der Compagnie und die Ausübung der polizeilichen Juſtiz bei derſelben. Seit 1806 iſt jene, dem Capitain vortheilhafte und dem gemeinen Soldaten erſprießliche Einrichtung überall abgeſchafft, und dagegen die bis daher bei den Franzoſen beſtandene angenommen worden. Es finden nun zwei beſondere Gattungen Capitaine ſtatt: 1ſter und 2ter Klaſſe, wovon jene 83⅓, 100 bis 103⅓ Rthlr., die letztere aber 50 bis 66⅔ Rthlr. monatlich bekommen. Eine dritte Klaſſe ſind die auf halben Sold geſetzten (Capit. reformés), die nicht völlig entlaſſen ſind, jedoch fürs Erſte keinen wirklichen Dienſt thun, und deshalb nicht ihre volle Bezahlung erhalten.

Capitaine d'Armes, bei den alten Teutſchen der Rüſt- oder Roſtmeiſter, ein Unterofſizier, welcher die Gewehrſtücke und überhaupt die Vorräthe der Compagnie in ſeiner Aufſicht und Verwahrung hat und für ihre gute Erhaltung Sorge trägt. Wendelin Schildknecht ſagt: „der den Roſt mit ungebranter Aſche von dem Buckel der Soldaten reibt, daß die Musketen glänzend werden!"

Capitaine des Avanturiers oder *des brigands*, hießen ehemals in Frankreich die Anführer einer Gattung leichter Truppen, die von ihnen ohne beſondern Befehl des Königs auf eigne Koſten angeworben, und durch Rauben und Plündern unterhalten wurden. Zwar ſahen ſich im 15. Jahrhunderte die Könige von Frankreich öfter gezwungen, ſich dieſes Geſindels im Kriege zu bedienen; Franz I. aber befahl 1543, die herumſtreifenden Banden aufzuſuchen und ohne Schonung zu tödten.

Capitaine des guides heißt derjenige Offizier, der wegen ſeiner Terrainkentniß die Aufſicht über die Boten und Wegweiſer hat und die Marſch-Routen entwerfen muß. Die Guiden waren bei der franzöſiſchen Armee in beſondere, berittene Compagnien ſo[illegible] Capitain monatlich 350 Liv. bekam, und [illegible] ſtark von dem Ober-General aus der [illegible] wählt ward, um ihm zu einer Art von Leibwache zu dienen, und ihm beim Rekognosciren u. dgl. zu begleiten.

Hafen-Capitain, hat in den Häfen die Seearſenale und alle dahin gehörende Etabliſſements unter ſeiner Aufſicht, ſorgt für die Reinigung des Hafens und für die, von den im Hafen liegenden Schiffen zu beobachtende Ordnung, daher er in den teutſchen Seeſtädten auch den Namen des Hafenmeiſters führt.

Kaper-Capitain, der Befehlshaber eines — gewöhnlich von Privatperſonen zum Kriege ausgerüſteten — Schiffes, womit er während eines Seekrieges, mit Erlaubnißſcheinen der Regirung (Markebriefen) verſehen, die feindlichen Kauffahrer hinwegnimt, die Colonien und überſeeiſchen Beſitzungen des Feindes plündert und zerſtört, mit einem Worte: letzterem allen nur möglichen Schaden zufüget, jedoch ohne die Neutralen anzutaſten, wofür er verantwortlich iſt und ſeine Rheeder bisweilen Kaution ſtellen müſſen. Der Kaper-Capitain muß ein erfahrner und gewandter Seemann, und mit unerſchütterlichem Muth und ſchnellem Entſchluß begabt ſeyn, um ſich durch keine, noch ſo groß ſcheinende, Gefahr aus der Faſſung bringen zu laſſen, und ſeine Beſatzung (die Kapergaſten) in Ordnung zu halten, die gewöhnlich, wie Wallenſteins Krieger, von allen vier Winden zuſammengeweht ſind.

Schiffs- oder See-Capitaine ſind die Oberbefehlshaber eines Kriegsſchiffes, die ſich gewöhnlich in 2 Klaſſen theilen, von denen die Erſte den Befehl über die Linienſchiffe, die Zweite aber über die Fregatten führt, daher ſie bei den Spaniern auch Fregatten-Capitaine heißen. Die kleineren Kriegsfahrzeuge, Kutter, Briks, Sloops und Brander werden gewöhnlich blos von Schiffs-Lieutenants commandirt. Der Schiffs-Capitain hat, als ſolcher, einen ausgebreiteten Wirkungskreis, und 800 bis 1000 Mann unter ſeinem Befehl, daher auch mehrentheils den Rang eines Oberſten von der Landarmee. Er muß eine vollſtändige Kentniß der Mathematik und Nautik, mit beſonnener Herzhaftigkeit verbinden, um dem ſtürmenden Elemente, wie dem feindlichen Feuer mit ungeſtörter Ruhe entgegen zu gehen. Im Gefecht iſt ſeine Stelle oben auf der Schanze (dem Hintertheile des Schiffes), wo er alles überſehen und ſogleich die nöthigen Befehle geben kann. Die Führer der Kauffahrer werden nur uneigentlich Schiff-Capitains genant, da ſie blos Schiffer ſind und als ſolche keinen beſondern Rang haben.

Stabs-Capitaine oder Capitain-Lieutenant, heißen die Führer ſolcher Compagnien, die einem höhern Stabsoffizier gehören, oder auch wol eine fürſtliche Perſon zum Chef haben, wie es bei den Garden ſehr oft der Fall iſt.

In Frankreich führen auch andere Vorgeſetzte von Civilbehörden den Titel Capitaine; z. B. die Anſieher der königl. Gebäude, der Ober-Jägermeiſter (Capit. des chasses), der Ober-Zoll-Inſpector u. ſ. w.

Capudan Paſcha, der Großadmiral und Ober-

6 *

Digitized by Google

Inſpector des türkiſchen Seeweſens, über das er mit unumſchränkter Gewalt herrſcht, und alle Seeoffiziere ein- und abſetzt. Unter ihm ſtehen nebſt dem, um das Arſenal herum liegenden Theile der Vorſtadt Pera in Conſtantinopel, alle Seeküſten, Häfen und Inſeln, von denen er einen Theil ſeines Einkommens, ſo wie ⅛ aller gemachten Beute erhält. Er iſt allezeit Paſcha von 3 Roßſchweifen und Mitglied des Divans; im Kriege aber Anführer der großen Hauptflotte. (*v. Hoyer.*)

CAPITANA hieß ehemals, als Galeerenflotten noch im mittelländiſchen Meere üblich waren, die Haupt- oder Admiralsgaleere. Das vornehmſte Fahrzeug bei der Perlfiſcherei führt ebenfalls dieſen Namen. (*v. Hoyer.*)

CAPITO, Caius Ateius, ein römiſcher Juriſt, welcher unter Auguſts und Tibers Regirung lebte. Nicht von niedriger Herkunft, aber ohne berühmte Vorfahren, ſchwang er ſich durch Schmeichelei gegen das Statsoberhaupt zu einer bedeutenden Stelle im State empor, und gelangte zur Würde eines Consul suffectus. In der Rechtswiſſenſchaft benutzte er den Unterricht des Ofilius. Wiewol ihm der Ruhm bedeutender Gelehrſamkeit auch im antiquariſchen Fache zuerkant wird, ſo ſcheint er doch in ſeiuen Schriften weit weniger durch freie philoſophiſche Forſchung das Gebiet der Wiſſenſchaft erweitert, als durch ſtreng juriſtiſche Beurtheilung der Meinungen ſeiner Vorgänger früheren Irrthümern geſteuert, und überhaupt eine vorherrſchende practiſche Richtung gehabt zu haben. In allen Beziehungen war ihm ſein großer Nebenbuhler, M. Antiſtius Labeo, entgegengeſetzt; nicht blos als eifriger Verehrer der Freiheit, knechtiſchen Geſinnungen Feind, ſondern auch als Juriſt von echt wiſſenſchaftlichem Beſtreben, und durch freien philoſophiſchen Forſchungsgeiſt geleitet. So konte es nicht fehlen, daß Capito und Labeo, beide ausgezeichnet durch Talent und Gelehrſamkeit, aber nach ganz verſchiedenen Richtungen ſtrebend, Nachahmer und Schüler fanden, welche, die Anſichten ihrer Meiſter genauer ausbildend, ſich allmählig in verſchiedene Secten trenten, die man ſich aber ja nicht mit ſclaviſcher Anhänglichkeit an die Worte des Meiſters, oder gar mit Verfolgungsgeiſt zu denken hat. Unter den Schriften des Ateius Capito werden uns genant: ein Werk über das Prieſter-Recht, von welchem eine Abhandlung über die Opfer (de iure sacrificiorum) nicht verſchieden geweſen, ſondern nur einen Abſchnitt deſſelben ausgemacht zu haben ſcheiut; eine Schrift über die Amtspflichten dee Senatoren; eine Samlung von Briefen, und ein Werk unter dem Titel Coniectanea, in mehren Büchern, deren Anzahl über drittehalb hundert betrug. In den Pandekten Juſtinians iſt keines von Capito's Werken excerpirt, doch wird er öfters erwähnt, und bald Atejus bald Capito genant, auch haben ſich mehre Fragmente aus demſelben bei Gellius, Feſtus und Macrobius erhalten *). (*Dirksen.*)

*) Hat Tacitus vielleicht dieſen Gelehrten, zum Vortheil des republicaniſchen Labeo, mit deſſen Denkungsart er mehr übereinſtimte, zu ſehr ins Schwarze gezeichnet? Die Schriften über ihn handeln alle zugleich und hauptſächlich über Labeo, und ſollen daher bei dieſem Artikel angeführt werden.

CAPITOLO bedeutet zwar auch im Italieniſchen überhaupt einen Abſchnitt eines proſaiſchen Werkes, ein Capitel, hat aber in dieſer Sprache noch die eigenthümliche Nebenbedeutung erhalten, daß darunter ein Gedicht in terza rima verſtanden wird; mag es nun ein für ſich beſtehendes kleines Gedicht, oder ein Theil, ein Geſang eines größeren Gedichts in dieſer Versart ſeyn. So werden die Trionfi des Petrarca, das Dittamondo des Fazio degli Uberti, das Quadriregio des Federigo Frezzi, weil ſie in Terzinen geſchrieben ſind, in Capitoli getheilt. Nur beim Dante macht man eine Ausnahme; ſelten findet man die Geſänge der *Divina Commedia* Capitoli überſchrieben, ſondern beinahe immer Canti, wie ſie auch der Dichter ſelbſt genant hat. Seit dem 16. Jahrhundert aber verſteht man unter Capitolo ein kleines, ſelbſtändiges Gedicht in terza rima, ſcherzhaften oder ſatiriſchen, nicht ſelten auch ſchlüpfrigen und ſchmutzigen Inhalts. Am meiſten hat ſich in dieſer Gattung Francesco Berni († 1536) ausgezeichnet, nach welchem daher die ſcherzhafte Poeſie der Italiener auch wol poesia bernesca oder berniesca genant wird. Beinahe jeder irgend bedeutende Dichter und Schriftſteller jener Zeit hat auch einige Capitoli geſchrieben; ſo hat man dergleichen von Mauro, Della Caſa, Varchi, Molza, Firenzuola, Grazzini, Gelli, ja ſelbſt von Galilei und von Machiavelli. Geiſt, Witz und Laune werden in dieſen Gedichten verſchwendet, um niedrige, bizarre oder ekelhafte Gegenſtände, wie die Peſt, die Hungersnoth, die Schulden, die Lüge u. ſ. w. paralogiſtiſch zu erheben; und wenn dieſe Dichtungen auch von der einen Seite allerdings die traurigen Zeichen der Geſinnungsloſigkeit, des ſittlichen und religiöſen Verderbens jener Zeiten ſind, ſo zeichnen ſie ſich doch vor ähnlichen Werken anderer Nationen durch die ſorgfältigſte Feile und die höchſte Eleganz der Sprache aus. (*Blanc.*)

CAPOTASTO (wofür man häufig, und barbariſch genug, den hier ſinnloſen Namen Capo d'astro gebrauchen hört), heißt auf Saiten-Inſtrumenten mit Bünden (ſiehe den Art. Bund), wie die Guitarre, Gambviole u. dgl., der Sattel, über welchen die Saiten von den Wirbeln aus zum Griffbrete hinlaufen, und auf welchem ſie alſo in ihrem natürlichen Zuſtande aufliegen (im Gegenſatze der übrigen Stege oder Bünde, auf welche die Saiten erſt beim Greifen niedergedrückt werden), alſo Haupt-Bund, Haupt-Sattel, Haupt-Griff, capo-tasto. Zur Bequemlichkeit der Guitarreſpieler hat man die Einrichtung erſonnen, je nach Bedürfniß den Hauptbund beliebig auch um einen oder mehre halbe Töne höher zu verlegen, welches dadurch geſchieht, wenn man, mittelſt irgend einer Vorrichtung, die ſämtlichen Saiten zwiſchen dem Hauptbunde und dem nächſten Bunde, oder auch zwiſchen dieſem und dem folgenden u. ſ. w. beſtändig niedergedrückt erhält, welches leicht dadurch bewirkt werden kann, daß man ſie entweder an der beſagten Stelle mit einer Schnur oder Saite feſt niederbindet, oder daß man daſelbſt ein dazu beſtimtes Leiſtchen von Holz oder Elfenbein ꝛc. quer über die Saiten befeſtigt und feſtbindet oder ſchraubt, wodurch dann der nächſt vor der Unterbindung befindliche Bund nunmehr die Stelle des Hauptſtegs, des capotasto, vertrit. Die Erleichterung, welche dieſe

Digitized by Google

Vorrichtung gewährt, beſteht, wie man leicht einſieht, darin, daß der Guitarreſpieler gar leicht z. B. aus Cis-Dur ſpielen kann, indem er auf ſolche Weiſe den Hauptbund um einen halben Ton höher verlegt und dann nur ganz bequem aus C-Dur zu ſpielen braucht. Nicht ſelten wird nun auch dem oben erwähnten zum Aufſchrauben beſtimten Stückchen Holz ꝛc. der Name Capotasto beigelegt. Gemeinüblich wird wol, auch auf anderen Saiten-Inſtrumenten, dem nächſt dem Wirbelkaſten befindlichen Sattel oder Kiſſen der Name Hauptſattel, capotasto, beigelegt, und dieſem Sprachgebrauche gemäß wird denn auch vom ſogenanten Daumeneinſatze oder Sattelmachen beim Violoncellſpiele der Name capotasto gebraucht: far il capostato. (*Gfr. Weber.*)

Capra ovis ſ. am Ende des Bandes.

CAPRETTA, Gaudenzio Erich, geb. zu Venedig den 22. Nov. 1730, geſt. im Kloſter St. Giovanni Evangeliſta zu Parma den 11. Dez. 1806. Er trat erſt in das Kloſter la Praglia und vollendete ſeine Studien in Rom, um darauf zu Florenz und Pavia die Theologie zu lehren. Endlich erhielt er die Profeſſur des canoniſchen Rechts auf der Univerſität zu Parma. Hier war es, wo er im Namen der Stadt den König von Schweden Guſtav III. bewillkommnete, und ihm eine bei Bodoni prachtvoll gedruckte Schrift, betitelt: Gustavus III. Sueciae Rex regiae potestatis restitutor ac publicae tranquillitatis assertor. Parmae 1784. überreichte. Er beſchreibt darin die merkwürdige Stats-Umwälzung von 1772, ohne zu ahnen, daß ſie zum gewaltſamen Ende ſeines Helden beitragen würde. Die Republik Venedig belohnte den Verfaſſer, der zu ihren Nobili gehörte, indem ſie ihm mit einem Jahrgehalt den Titel eines Abate verlieh. Pius VII., der mit Capretta in einem Kloſter geweſen war, ernante ihn zum Abate di governo. Vergl. *L. Bellomo* Orazione funebre sul Capretta. Venezia 1806.

(*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

CAPRICCIO nent man in der Muſik jedes Tonſtück, welches noch mehr als die ſogenante Phantaſie, von den gewöhnlichen Formen der Tonſtücke abweicht, und dadurch wol gar ins Sonderbare, Wunderliche, oft ſogar Neckiſche und Barocke überſchweift, für welches Alles der Tonſetzer, indem er die Überſchrift Capriccio über ſein Tonſtück ſchreibt, ſich gleichſam der Mühe entheben will, Rechtfertigungsgründe anzugeben, an deren Statt gleich die Überſchrift antwortet: ich habe eben darum ſo wunderlich geſchrieben, weil ich nun grade ſo ſchreiben wollte; es war eben ſo eine Caprice von mir u. ſ. w. Es iſt übrigens nicht zu läugnen, daß der rechte, wahre Genius auch in der ungeregelten Form eines Capriccio trefflich Schönes zu ſchaffen vermag, wozu es an Beiſpielen nicht fehlt. Auch gibt man den Namen Capriccio's oft ſolchen Übungsſtücken, in welchen der Tonſetzer abſichtlich Schwierigkeiten anhäuft, gleichſam blos aus Caprice, eigentlich aber in der Abſicht, dem Spielenden Gelegenheit zu geben, ſich im Bezwingen ſonſt verdrüßlicher Schwierigkeiten zu üben. (*Gottfr. Weber.*)

Capudan Pascha ſ. Capitain.

Carbunculus ſ. Granat.

CARDIADERUS, Käfergattung von Dejean (Spec. gen. des Coleopt. Tom. III. p. 22.) errichtet, aus der Familie der Laufkäfer (Carabici) und der Abtheilung thoracici, welche ſich von Pogonus durch ein hinten ſtark zuſammengezogenes herzförmiges Halsſchild unterſcheidet. Als einzige bekante Art gehört dahin Card. chloroticus, den Fiſcher (Entomogr. ruthen. Tom. II. p. 10. tab. 46. fig. 8.) unter dem Namen Daptus chloroticus bekant machte. (*Germar.*)

CARDONA (Geſchichte). Cardona wurde durch Ludwig den Frommen noch bei ſeines Vaters Lebzeiten den Mohren genommen, ging aber bald wieder verloren. Wifried II. Graf von Barcelona, eroberte den Ort aufs neue im J. 880, und machte ihn zu einer Grenzfeſtung gegen die Ungläubigen, deren Bewehrung er Burggrafen (Vizcondes) anvertraute. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß dieſe Burggrafen einer jüngern Linie des Hauſes der Grafen von Barcelona angehörten; über die Zahl derſelben, und die Ordnung, in welcher ſie auf einander gefolgt ſind, herrſcht aber große Ungewißheit, ſo daß Llobet, der Archivar des Hauſes, ihrer 21, Salazar de Caſtro, der Fürſt der Genealogiſten, nur 13 annimt, deren 13ter zugleich der 1ſte Graf von Cardona geworden wäre. Raymund, nach Salazars Syſtem der 9te Vizconde von Cardona ſtarb 1276, ſein Enkel Raymund, in kinderloſer Ehe mit Wilhelmina von Montpellier lebend, hatte 1319 eine ſchwere Fehde mit dem Infanten Alfons, und 1321 eine andere mit den Einwohnern von Manreſa zu beſtehen. Dieſes Brudersſohn, Hugo II., 13ter Vizconde, wurde ſeiner getreuen Dienſte wegen, den 4. December 1375 von König Peter IV. von Aragonien in den Grafenſtand, Cardona zu einer Grafſchaft erhoben, und ſtarb 1400. Mit ſeinen Söhnen theilte das Haus ſich in drei Linien, von Cardona, Belpueg und Goleſano. Johann Raymund Folch, des Grafen Hugo älteſter Sohn, Cabeza de S. Juan Bautiſta genant, trat in der großen Frage um die Erbfolge in Aragonien (1412), auf des Grafen von Urgel Seite, und ward ein Vater von drei Söhnen; der jüngſte, Jakob, Biſchof von Urgel 1455, wurde den 18. December 1461 mit der Cardinalswürde bekleidet, und ſtarb den 1. December 1466. Hugo, der mittlere, wurde der Ahnherr der Herren von Guadaleſte; der älteſte aber, Johann Raymund Folch II., 3ter Graf von Cardona, erheiratheте mit ſeiner Gemahlin Johanna, des Grafen Peters von Prades älteſter Tochter (die jüngere wurde des ältern Königs Martin zweite Gemahlin), die Grafſchaft Prades, nordweſtlich von Tarragona, und die Baronie Entenza, leiſtete auch dem Könige in der großen Empörung der Catalonier, zuletzt als Oberfeldherr von Catalonien, die wichtigſten Dienſte. Er ſtarb 1471. Sein Enkel, Johann Raymund Folch IV., 5ter Graf von Cardona, wurde von Ferdinand dem Katholiſchen zum Connetable von Aragonien, auch den 7. April 1491 zum Herzog von Cardona ernant, und mit der neuen Markgrafſchaft, bisherigen Grafſchaft Pallas, einem ſehr weitläufigen Gebiete an den franzöſiſchen Grenzen, zwiſchen den Thälern von Andorre und Aran, beſchenkt. Er ſtarb 1513, ſein älteſter Sohn, Ferdinand II. im J. 1543, mit Hinterlaſſung von vier Töchtern, deren älteſte, Johanna Folch von Cardona, 3te Herzogin von Cardona,

Digitized by Google

ihres Vaters ſämtliche Beſitzungen, Cardona, Pallas, Prades, Entenza, Villamur, an ihren G.mahl, Alfons von Aragonien, 2ten Herzog von Segorbe, brachte. Durch ihre Tochter, Johanna, kamen dieſelben, ſamt Segorbe, an die Markgrafen von Comares, aus dem Hauſe Cordova; dem letzten derſelben, Ludwig Raymund Folch von Aragon, Cordova und Cardona, wurde Cardona, während der kurzen Herrſchaft der Franzoſen in Catalonien entzogen, und im April 1642 von Ludwig XIII. ſeinem Vicekönig in Catalonien, dem Marſchall von la Mothe-Houdancourt, als ein duché pairie verliehen, ein Ereigniß, das nicht wenig dazu beitrug, den empörten Cataloniern die Augen zu öffnen, und ihnen die fremde Herrſchaft zu verleiden. Ludwigs, des 6ten Herzogs von Cardona Erbtochter, Catharina Antonia, war an Franz Thomas de la Cerda, 8ten Herzog von Medina Celi, verheirathet, Cardona und ihre übrigen Staten kamen hierdurch an das Haus Medina Celi, und ſind demſelben fortwährend geblieben.

Die Linie von Guadaleſte (in dem Govierno von Denia, der Provinz Valencia) wurde von Hugo, dem mittlern von Johann Raymund Folchs I. Söhnen geſtiftet, welchem in der Erbtheilung Guadaleſte und andere Güter in dem Königreich Valencia, ſämtlich von ſeinem mütterlichen Großvater, dem Herzog Alfons von Gandia herrührend, zugefallen waren. Sein Sohn, Johann, war des Prinzen Karl von Viana Obriſthofmeiſter, Kämmerer und Miniſter (Valido), der ihn auch mit der Herrſchaft Caparroſo, in der Merindad von Olite in Navarra, beſchenkte; ſeiner Urenkel älteſter, Sancho, erſter Markgraf von Guadaleſte, auch Amirante von Aragonien, erzeugte mit Maria Colon de Toledo, des Herzogs Diego von Veragua Tochter, drei Kinder, die Söhne aber, Chriſtoph, 2ter Markgraf von Guadaleſte, und Ludwig, Herr von Aleudia, nördlich von Guadaleſte, ſtarben kinderlos, und das einzige Kind, welches die Tochter, Maria Ruiz Colon de Cardona, nach der Brüder Tode 3te Markgräfin von Guadaleſte, und Erbin eines großen Prozeſſes um das Majorat des Hauſes Columbus, in ihrer Ehe mit Franz de Mendoza, dem durch ſeine Geſandtſchaften, Kriegszüge und Grauſamkeiten in Deutſchland, beſonders am Niederrhein, ſo bekant gewordenen Amirante von Aragonien, geboren, ſtarb in der Wiege. Guadaleſte fiel daher an Philipp von Cardona, einen Sohn Johanns, der mit Aloyſia de Borgia die Baronie Caſtelnuovo bei Segorbe erheirathet, und Neffen des 1ſten Markgrafen von Guadaleſte. Philipps Nachkommenſchaft erloſch mit ſeinem Urenkel, Iſidor Thomas de Cardona, 7tem Markgrafen von Guadaleſte und Amirante von Aragonien (Gem. Maria de Patrocinio, des Fürſten Octav Ignaz von Barbançon älteſte und Erbtochter) geſt. den 4. Auguſt 1699 ohne Kinder. Wegen der Erbfolge in Guadaleſte entſpann ſich hierauf ein großer Prozeß zwiſchen den Vettern von Caſtelnuovo, und den Markgrafen von Hariza, der endlich zu letzterer Gunſten entſchieden wurde. — Philipps, des 4ten Markgrafen von Guadaleſte jüngerer Bruder, Anton, beſaß Caſtelnuovo, welches zu Gunſten ſeines Sohns, Alfons Folch, zu einer Markgrafſchaft erhoben wurde. Antons Enkel, Joſeph, zum Unterſchiede von ſeinem ältern Bruder, dem 2ten Markgrafen von Caſtelnuovo, gewöhnlich der Graf von Cardona genant, wurde in dem ſpaniſchen Succeſſionskriege als einer der eifrigſten Anhänger Karls VI. berühmt, und zur Belohnung zum wirklichen kaiſ. geheimen Rath, zum Präſidenten des oberſten Raths der Niederlande, zum Ritter des goldenen Vließes, und zum Obriſthofmeiſter der Kaiſerin ernant, auch den 2. September 1716 in des H. R. R. Fürſtenſtand erhoben. Mit ſeinem Vetter, dem Don Sales Folch de Cardona, Erzbiſchofe von Valencia, und früher des Franziskanerordens Commiſſarius für Indien, ſodann kaiſ. geheimen Rathe und Präſidenten des Raths von Spanien, in Wien, geſt. den 22. Juli 1724, ſtand er geraume Zeit an der Spitze der in Wien ſo mächtigen und zugleich ſo übermüthigen ſpaniſchen Faction.

Hugos II., des 1ſten Grafen von Cardona zweiter Sohn, Hugo Folch, erhielt in der Erbtheilung die Baronie Belpueg, zwiſchen Lerida und Cervera. Sein Urenkel, Raymund, 1ſter Herzog von Somma in Terra de Lavoro, Graf von Oliveto in Baſilicata, 5ter Baron von Belpueg und Calonga, darf den berühmteſten Feldherrn des 16. Jahrhunderts beigerechnet werden. Er war Vicekönig von Neapel ſeit 1509, als ihm 1511 der Oberbefehl über das vereinigte ſpaniſch-päpſtliche Heer übertragen wurde, und obgleich er in dem Treffen bei Ravenna dem Glücke und dem Ungeſtüme „des Blitzes von Italien" unterliegen mußte, ſo gelang es ihm doch, begünſtigt durch die von den Schweizern gemachte Diverſion, die Franzoſen gänzlich aus der Lombardei zu verdrängen. Er ſtarb den 10. März 1523, nachdem er mit Iſabella de Requeſens die Grafſchaften Palamos in der cataloniſchen Vegeria Gerona, Avellino in Principato ultra, und Trivento in Capitanata, erheirathet, auch ſeinen Nachkommen das Erbamt eines Großadmirals von Neapel erworben. Sein älteſter Sohn, Anton, der mit Maria de Requeſens eine Tochter Margaretha (Gem. Adam von Dietrichſtein auf Nikolsburg, Kaiſer Maximilians II. Liebling; Margaretha wurde demnach des großen Cardinals von Dietrichſtein Mutter, und die Ahnfrau des fürſtl. Dietrichſteiniſchen Hauſes) erzeugt, wurde blödſinnig; es folgte demnach in dem Majorat der jüngere Sohn, Ferdinand Folch, 2ter Herzog von Somma, Graf von Palamos, Calonga und Oliveto, Baron von Belpueg und Leñola, Herr des Thales Almonacid an dem Murviedro in dem Königreich Valencia, welcher durch ſeine Vermählung mit Beatrix von Cordova, einer Enkelin des großen Capitains, die Herzogthümer Seſſa in Terra di Lavoro, und Baëna in dem Königreich Cordova, die Grafſchaft Cabra, Isnajar, Donna Mencia, Rute, ſämtlich in Cordova gelegen, an ſein Haus brachte. Seines Urenkels Enkel, Felix Fernandez, 9ter Herzog von Seſſa, 8ter von Somma und 7ter von Baëna, 11ter Graf von Cabra und Palamos, Vizconde von Isnajar, Groß-Admiral von Neapel, Baron von Belpueg, Leñola und Calonga, Herr von Rute, Zambra, Albenden, S. Jago de la Puebla, Malpartida und Seron, Comthur von Eſtriana, auch eine Zeitlang General-Capitain des Oceans, erregte einiges Aufſehen, als er 1705 in dem Präcedenz-Streite zwiſchen den Hauptleuten der von Philipp V. neu geſchaffenen Leibwache und

den Granden, ſich, obgleich ſelbſt erſter Hauptmann der ſpaniſchen Gardes du corps, den Granden zugeſellte. Deſſen Bruder, Emanuel de Cardona, Cordova y Guzman, wurde Graf von Montezuma, durch ſeine Vermählung mit Fauſtina Dominica de Montezuma y Sarmiento, 4te Gräfin von Montezuma, der älteſten Tochter des Joſeph Sarmiento de Valladares, geweſenen Vicekönigs von Mexico, und der Hieronyma de Montezuma y Loayſa, 8ter Gräfin von Montezuma.

Die Linie von Goleſano ſtamt, gleich der in Belpueg, von einem jüngern Sohne des 1ſten Grafen von Cardona ab. Anton, ihr Ahnherr, war Graf von Calatavelota in Val di Mazzara, und Vicekönig von Sicilien; deſſen Sohn, Peter, wurde 1446 von König Alfons zum Grafen von Goleſano, in Val Demone, gemacht. Peters Urenkelin, Antonia, 4te Gräfin von Goleſano, brachte das Beſitzthum ihres Hauſes an ihren Gemahl, Anton von Aragon, 2ten Herzog von Montalto. (Vergl. die Art. *Cabra, Cordova* und *Sessa*, ſodann: *Bern. Jos. Llobet*, Genealogia de la Casa de Cardona, ó la declaracion del arbol genealogico de los Duques de Segorbe y Cardona. 1665. 4. Seicht und unzuverläſſig. — Memorial sobre la Grandeza, que siempre pretendio la Casa de Guadaleste. — *Laur. Crasso*, Responsorium juridico-historicum pro Exc. Dño Petro Antonio de Aragona, Duce Segorbii et Cardonae super successione ducatuum Segorbii et Cardonae. Neapol. fol. — Memorial de Grandeza por el Almirante de Aragon).

(*v. Stramberg.*)

CARENCY, Kirchdorf in dem franzöſiſchen Departement Pas-de-Calais, in dem Bezirke von Bethune, unweit der Quelle des Souchet, in der Nähe von Arras und Lens gelegen, war das Stammhaus großer Freiherren, die auch Bucquoy, unweit Bapaume, Duiſant bei Arras und Aubigny, zwiſchen Arras und St. Paul, beſaßen. Wilhelms, des letzten Freiherrn von Carency Erbtochter, Catharina, brachte die Beſitzungen ihres Hauſes an ihren Gemahl, Nicolaus von Condé, Herrn von Beloeil und Moriamez, † 1293. Ihre Tochter, Catharina von Condé, Frau auf Condé (Schloßtheil), Carency, Aubigny, Bucquoy und Duiſant, wurde an Jakob von Châtillon, des Grafen Guido von Blois und St. Paul dritten Sohn, Herrn von Leuze in Hennegau, verheirathet, und Mutter von zwei Söhnen. Hugo's, des älteſten († 1329), Erbtochter, Johanna, Frau auf Carency, Aubigny, Bucquoy, Leuze und Condé, vermählte ſich 1335 mit Jakob I. von Bourbon, Grafen von la Marche und Ponthieu, und ſtarb 1371 als die Stammmutter des geſamten Hauſes Bourbon. Von einem ihrer Enkel, dem dritten von Johanns I. Söhnen, auch Johann genant, der mit Carency, Aubigny, Bucquoy, Duiſant und l'Ecluſe abgefunden worden, ſtammen insbeſondere die Bourbons von Carency ab. Johann, ohne Kinder von ſeiner erſten Gemahlin, Catharina von Artois, des Grafen Philipp von Eu Tochter, verliebte ſich in Johanna von Vendomois, Hamelins und der Alix von Beſſe Tochter, die an Gervas Ronſſart verheirathet war, und erzeugte mit ihr, bei des Ronſſart Lebzeiten, mehre Kinder (den Ludwig von Bourbon, genant der Verbrante, und den Johann von Bourbon). Ronſſart ſtarb, und der Prinz war ſogleich bereit, an ſeine Stelle zu treten, was indeſſen in den Kirchengeſetzen bedeutende Hinderniſſe fand; endlich erlaubte der Official von Mans (3. Sept. 1420), daß die Liebenden von dem Pfarrer von Savigné-ſur-Bray getrauet wurden, und Papſt Eugen IV. beſtätigte am 15. Mai 1438 in einer eigenen Diſpenſationsbulle die längſt vollzogene Ehe, legitimirte auch, inſofern ſolches nöthig, die in ſelber gebornen Kinder (Söhne). Demungeachtet wurde, nach Johanns Tode (vor dem Januar 1458) die rechtmäßige Geburt dieſer Söhne angefochten, doch, nach einer ſtrengen Unterſuchung, von dem Pariſer Parlament anerkant (den 31. März 1461). Peter von Bourbon, Herr von Carency, der älteſte, geb. im Februar 1424, wurde unter Ludwig XI. als Majeſtätsverbrecher zum Tode verurtheilt, doch mit Rückſicht auf ſeine Abſtammung begnadigt, und nur mit der Einziehung ſeiner Güter beſtraft. Er lebte in kinderloſer Ehe mit Philippine von Plaines, hinterließ aber eine natürliche Tochter, Catharina, verm. 1469 an Bertrand von Salemard. Peters jüngſter Bruder, Philipp auf Duiſant, war mit Catharina von Lalain, auf Escaiblou und Bruille, verheirathet, und ein Vater von ſechs Kindern, die indeſſen ſämtlich ohne Nachkommenſchaft verſtarben (namentlich Philipp, der dem Connetable von Bourbon in die Verbannung folgte). Jakob von Bourbon, der mittlere von Johanns ehelichen Söhnen, Herr auf Carency, Aubigny, Bucquoy und Rochefort, war des Herzogs Johann II. von Bourbon General-Lieutenant und Statthalter in der Grafſchaft Clermont, erhielt am 20. April 1469 von Ludwig XI. die ſeinem Bruder Peter entzogene Herrſchaft Carency als ein Geſchenk, war mit Antonie von la Tour, aus dem Hauſe Olliergues, die ihm die Caſtellaneien Bibage und Ciourac, dann 11,000 Goldthaler zubrachte, verheirathet, und lebte noch 1493. Johann, der jüngſte ſeiner Söhne, auf Rochefort und Arſon, ſtarb kinderlos, der ältere aber, Karl (Titular-) Graf von la Marche, Fürſt von Carency, Herr von Aubigny, l'Ecluſe, Bucquoy, Bougny, Combles, Abret, Vendat (bei Abret), Rochefort (bei Abret), Bains, St. Georges, Ternat, nahm nach einander drei Frauen, Deſideria von Bergy, Antoinette von Chabanes und Catharina von Alegre, wovon die letztere allein ihm Kinder gegeben, ſtarb zwiſchen 1503 und 1506 auf ſeiner Burg Abret, an dem Allier, in Bourbonnais, dicht an der Grenze von Auvergne gelegen, und wurde bei den Celeſtinern zu Vichy in der Capelle des Hauſes Bourbon beigeſetzt. Karls älteſter Sohn, Bertram, fiel bei Marignano, unbeweibt, und auch Johann, der jüngere Sohn, und die eine Tochter, Louiſe, blieben unverheirathet. Die jüngſte Tochter aber, Iſabella, Frau auf Carency, Aubigny, Combles, Bucquoy und Vendat, wurde durch Vertrag vom 22. Februar 1516 mit Franz von Escars, Herrn von la Vauguyon, verheirathet, und die Stammmutter der Fürſten von Carency aus dem Hauſe Escars. Nach der Prinzeſſin Diana Tode kam Carency an Philipp von Bettencourt, mit deſſen Tochter (im Sept. 1626) an Jakob Touſtain de Frontebose, deſſen Sohn, Nicolaus Philipp, 1663 Carency zu einer Grafſchaft und Markgrafſchaft erheben

Digitized by Google

ließ, welche des Nicolaus Philipp Sohn, Franz Joſeph Touſtain, an Maria Anna Bertrand de la Baziniere, des Grafen von Nanceré Witwe, verkaufte. Dieſe, ſelbſt kinderlos, ſchenkte Carency ihrem Stiefſohne, Claudius Edmund von Dreux, Grafen von Nanceré, verm. mit Maria Thereſia von Montmorency-Logny. Die Gräfin von Nanceré überlebte ihren Mann und ihre zwei Töchter, ſie erbte daher ſowol Carency als Nanceré, unweit Richelieu, und vermachte beide Güter ihrem Neffen, Philipp Franz von Montmorency-Logny, gewöhnlich der Chevalier von Montmorency genant, Herrn von Coiſy bei Amiens, von Cardonnet und Poulainville, königl. franz. General-Lieutenant und Brigadier der Carabiniers. *(v. Stramberg.)*

CARENUM. (Entomologie.) Käfergattung aus der Familie der Laufkäfer (Carabici) und Zunft der Fingerkäfer (Scaritides), durch ſehr kurze mit dickem Endgliede verſehene Taſter ausgezeichnet, wohin als einzige bis jetzt bekante Art C. cyaneum (Scarites cyaneus Fabr. Oliv.) aus Neuholland gehört. *(Germar.)*

CARINARIA, Kielſchnecke. (Cornu Schumacher.) Schneckengattung, von Lamarck errichtet, früher theils zu Argonauta, theils zu Patella gezogen, welche Cuvier unter die Gaſteropoden, Lamarck als einer beſondern Ordnung, welche er Heteropoden nent, angehörig einordnet. Feruſſac bringt ſie in eine beſondere Familie — Pterotracheliden — die er an die Patelliten anſchließt. Die Schnecke beſitzt einen deutlichen Kopf mit zwei Augen, und am Bauche ſtatt des Fußes eine oder mehre Hautausbreitungen, die als Schwimmfloſſen dienen und nicht paarweiſe ſtehen. Der ganze Körper iſt langgeſtreckt, gallertartig, durchſcheinend, hinten in einen Schwanz endigend. Das Herz und Kiemen liegen außerhalb dieſes Körpers und bilden eine herabhängende Maſſe, welche in eine Schale eingeſchloſſen iſt.

Die Schale dieſer Thiere ähnelt einem, an den Seiten zuſammengedrückten, an der Spitze ſpiralförmig gewundenen Füllhorne, iſt aber ſehr dünn und zerbrechlich. Sie beherbergt nicht das ganze Thier, ſondern ſchließt nur an die Kiemen am hintern Theile des Körpers an und fällt leicht ab.

Es gibt wenige hieher gehörige Arten: 1) *Carinaria vitrea* Lam. (Mart. Conch. I. Tab. 18. fig. 163. D'Argenv. App. tab. 1. fig. B.) die Schale mit Querleiſten und einem gezahnten Rückenkiel, lebt im indiſchen Meere, und die Schale erreicht faſt 3 Zoll Länge. 2) *C. fragilis*, die Schale mit Längsſtreifen, ohne Rückenkiel. An den Küſten von Afrika und beträchtlich kleiner, als vorige. 3) *C. cymbium*. (Mart. I. tab. 18. fig. 161. 162. Gualt. tab. 12. fig. D.) die Schale ſehr klein, kegelförmig, mit ſtumpfer, gekrümter Spitze, mit Querrunzeln, die von Längsſtreifen durchkreuzt werden. Im mittelländiſchen Meere. Die Schale nur von der Größe eines Sandkornes.

Die Gattung Pterotrachea Lam. enthält nach Cuviers Vermuthung vielleicht nur ſchalenloſe Thiere dieſer Gattung. *(Germar.)*

Carinthin ſ. Hornblende.

CARION, Johann, geb. zu Bietigheim im Würtembergiſchen 1499, geſt. zu Berlin 1538, war Profeſſor der Mathematik zu Frankfurt a. d. O., wo Melanchthon ſein Schüler war, und kurbrandenburgiſcher Hofaſtronom. Seine beiden eigenen Werke, Ephemerides und Practicae astrologicae, aſtrologiſchen Inhaltes, verſchafften ihm keinen Ruhm, deſto mehr aber eins, deſſen Verfaſſer er blos heißt, nämlich ſeine chronologiſch verfaßte, nach der vier Monarchienmethode eingetheilte, allgemeine Weltgeſchichte, bekant unter dem Titel *Carionis Chronicon*, die im 16. Jahrh. mit außerordentlichem Beifall aufgenommen, häufig aufgelegt und überſetzt wurde. Carion hatte allerdings ein ähnliches Werk verfertigt, welches er Melanchthon zur Durchſicht zuſendete, der es auch unter Carions Namen herausgab: Chronika meniglik nützlich zu leſen (Wittenb. 1532. 8.); Melanchthon aber ſchrieb darüber an Camerarius: Ego totum opus retexi, et quidem germanice; und Peucer, Melanchthons Schwiegerſohn und Fortſetzer dieſer Chronik, ſagt in ſeiner Ausgabe von 1572: (Melanchthon) totum abolevit una litura, alio conscripto, cui tamen nomen Carionis praefixit. Dieſe teutſche Chronik wurde von Hermann Bonn ins Lateiniſche überſetzt (Hall in Schwaben 1537), dann von Melanchthon von neuem (1558, mit jetzt noch für die Zeitgeſchichte bemerkenswerthen Notizen bereichert), und fortgeſetzt bis zum Jahr 1546 von dem verdienten Chronologen Joh. Funk (Frankf. 1546. 1555.) Bei ſpätern Ausgaben finden ſich auch weitere Fortſetzungen. Carion ließ aber auch ſein eigenes Werk drucken, welches er dem Markgrafen von Brandenburg, Joachim, zueignete. Dieſes ſchließt mit mehren auf Karl V. angewendeten Prophezeihungen, und iſt daſſelbe, welches Jean Leblond ins Franzöſiſche überſetzt hat. (Paris 1556. 16.) — S. Bayle. — Villenave in der Biogr. univ. T. VII. — Vgl. Meuſel Bibl. hist. Vol. I. P. I. p. 176 sqq. — *Saxii Onomast.* III. 139 sq. — Wachlers Handb. d. Geſch. d. Litt. IV. 110.) *(H.)*

CARIS. (Entomologie.) Eine von Latreille aufgeſtellte Milbengattung (Acarinae) mit ſechs vollſtändigen Beinen, walzigem vorgeſtrecktem Rüſſel, langen, viergliedrigen Taſtern und lederartigem, plattem Körper. Caris vespertilionis lebt als Schmarotzer auf Fledermäuſen. *(Germar.)*

Caris ſ. Ctenostoma.

Carlovacze ſ. Carlowitz.

Carlovecz ſ. Karlstadt.

CARLOWITZ, Carlovacze (Br. 45° 12′ 21″ L. 37° 30′) öſtreich. Stadt in dem Peterwardeiner Regimentsbezirk der ſlawon. Militärgrenze, am rechten Ufer der Donau und am Fuß des Carlowitzer Gebirges. Sie iſt gut gebauet, hat 1 griech. Kathedrale, 2 griech. und 1 kathol. Kirche, 1 Hoſpital, 1060 Häuſer und 5800 Einwohner, worunter 19 Kaufleute, 38 Krämer, 220 Handwerker und 49 Wirthe. Sie iſt der Sitz eines griech. Erzbiſchofs, des vornehmſten Geiſtlichen der nicht-unirten griech. Einwohner der öſtreich. Monarchie, unter welchem die Biſthümer zu Arad, Baes, Ofen, Pakracz, Temeswar, Verſecz und Karlſtadt ſtehen, ſeines Konſiſtoriums und Domkapitels und hat 1 Seminar für griech. Geiſtliche, 1 griech. Gymnaſium, 1 ſerb. Nationalſchule, 1 Klerikalſchule und 1 la-

thol. Hauptſchule. Die niedere Gerichtsbarkeit iſt in den Händen des, zur Hälfte katholiſchen und griech. Magiſtrates. Die Stadt treibt nicht unbedeutenden Handel, da die Hauptſtraße von Ungern nach Semlin und der Türkei hier durchgeht; hat anſehnlichen Fiſch-, beſonders Hauſenfang und vortrefflichen Weinbau. Die Hügel, welche ſich von Carlowitz bis Kamenitz längs der Straße hinziehen, liefern den unter dem Namen Carlowitzer Ausbruch und Wermuth bekanten wohlſchmeckenden Wein. In geſchichtlicher Hinſicht iſt die Stadt merkwürdig durch die im J. 1777 zur Einrichtung der Kirchen- und Schulverfaſſung hier gehaltene Synode der nicht unirten illyriſchen Biſchöfe, beſonders aber durch den im J. 1699 hier geſchloſſenen Frieden (ſ. den folg. Art.). Das Haus, in welchem damals die Conferenzen gehalten wurden, ſchenkte Kaiſer Leopold den Franciscanern zur Erbauung der Kirche S. Maria de la Pace. *(Leonhardi.)*

Carlowitz v., Geſchlecht, ſ. am Ende des Bandes.

CARLOWITZER FRIEDE. Unter des teutſchen Kaiſers Leopold I. Regirung brach im J. 1661 der langwierige Türkenkrieg aus, während deſſen im J. 1683 ſogar Wien belagert wurde. Im J. 1684 verband ſich Venedig, 1686 Polen mit Öſtreich, und 1690 trat auch Peter I. als Feind der Pforte auf. Der Krieg wurde bis 1690 mit großem Glücke für die kaiſerlichen Waffen, von da an aber, durch Ludwigs XIV. Einwirkung, mit gleich großem Nachtheil geführt. Schon ſeit 1690 hatten England und Holland einen Frieden zwiſchen beiden Mächten zu vermitteln geſucht, weil beide wünſchten, daß Leopold, der ſeine Macht hatte theilen müſſen, mit ganzer Macht gegen Ludwig XIV. am Rhein auftreten könte; dieſer aber hatte die Pforte, ſelbſt in ihrem Kriegsunglück, ſtets davon zurückzuhalten gewußt, bis endlich die ſchreckliche Niederlage, welche Eugen den Türken bei Zentha (den 15. Aug. 1697) beigebracht hatte, ſie zur Abſchließung eines langwierigen Waffenſtillſtandes bewog. Dieſer wurde in dem, an der Donau unweit Peterwardein liegenden, Dorfe Carlowitz am 26. Jan. 1699 auf 25 Jahre abgeſchloſſen. Zufolge der Bedingungen deſſelben ſollte der Kaiſer ganz Ungern auf der linken Seite der Drau, nebſt Siebenbürgen und Slavonien, die Pforte aber Temeswar während dieſer Zeit behalten. Polen erhielt Kaminiek, Podolien und die Ukraine zurück, Venedig behielt das eroberte Morea. *(H.)*

CARMER, Johann Heinrich Casimir, Graf von, Großkanzler des Königreichs Preußen und aller königlichen Provinzen, Chef de Juſtice, und wirklicher geheimer Stats- und Juſtizminiſter, geb. in der Grafſchaft Sponheim den 29. December 1721. Er machte ſich ein gründliches Studium der Rechtswiſſenſchaft zu einer Aufgabe, die er ehrenvoll löſte, und trat, nach Vollendung der akademiſchen Studien, in die Dienſte des preußiſchen Stats. Seine Kentniſſe, ſtrenge Rechtlichkeit und ſein redlicher Eifer für Gemeinwohl lenkten die Blicke Friedrichs II. auf ihn, der ihn zum ſchleſiſchen Juſtizminiſter in Breslau ernante. Auf dieſem Poſten erwarb er ſich anerkante Verdienſte durch Regulirung des Hypothekenweſens, durch Stiftung des landſchaftlichen Creditſyſtems in Schleſien (nachher auch in Pommern), durch Vereinfachung des Geſchäftsganges, Abſchaffung vieler unnützen Schreibereien, und die Errichtung einer ökonomiſchen Geſellſchaft [1]. Schon in den erſten Jahren ſeiner Regirung hatte Friedrich II. die Verbeſſerung der Rechtspflege, und beſonders die Abkürzung der Proceſſe zu einem Gegenſtand ſeiner beſonderen Aufmerkſamkeit gemacht. Der damalige Juſtizminiſter, nachherige Großkanzler von Cocceji [2], mit dem er hierüber ſprach, erklärte eine gänzliche Veränderung des Juſtizweſens für nothwendig, und erbot ſich, einen Entwurf hierüber zu machen. Da dieſer des Königs Beifall fand, ſo kam unter Cocceji's oberſter Leitung und nach ſeinen Ideen, eine Verbeſſerung der Gerechtigkeits- und Gerichtspflege zu Stande, die wenigſtens den auffallendſten Gebrechen der bisherigen Verfaſſung ſteuerte. Die Proceſſe wurden abgekürzt, alte abgethan, und ſolche Einrichtungen getroffen, daß alle Proceſſe künftig in Jahresfriſt entſchieden werden könten. Der Anfang wurde damit in Pommern gemacht, und darauf die Reform in den übrigen teutſchen Provinzen des Königs fortgeſetzt, auch gab Cocceji 1750 den Codex Fridericianus heraus, welcher die neue Ordnung der Dinge enthielt. Da aber dieſe Juſtizreform, bei ihren unverkennbaren Vorzügen im Einzelnen, doch im Ganzen noch ſehr mangelhaft war, ſo beſchloß der König noch im letzten Decennium ſeines Lebens, eine Reviſion und Umbildung der ganzen Gerechtigkeits- und Gerichtspflege vornehmen zu laſſen. Dieſe übertrug er dem nach Berlin berufenen und zum Großkanzler erhobenen Freiherrn von Carmer, und der Erfolg zeigte, wie glücklich der König gewählt hatte. Der neue Großkanzler hatte eine vieljährige Aufmerkſamkeit auf die Mängel und Gebrechen des Juſtizweſens gewendet, den beſten Mitteln, ihnen abzuhelfen, nachgedacht, viel Heilſames und Wichtiges entdeckt, ſich aber auch überzeugt, daß nur durch einen Verein mehrer gelehrter, redlicher und erfahrner Männer der Zweck einer möglichſt vollkommenen Reform erreicht werden könte. Den Anfang machte er damit, daß er eine neue Proceßordnung entwarf, welche den 20. April 1781 Geſetzeskraft erhielt, und vor dem alten Rechtsgange beſonders den Vorzug hatte, daß die Sache ſogleich gänzlich eingeleitet, und allen ſpätern Einwendungen, welche nur die Abſicht hatten, die Entſcheidung hinzuhalten, vorgebeugt wurde. Zugleich betrieb Carmer mit großer Thätigkeit die Abfaſſung eines neuen Geſetzbuches, und ein königlicher Cabinetsbefehl vom 14. April 1780 ſprach die Grundſätze aus, welche dabei als Norm dienen ſollten. Carmer übergab die Entwürfe, ſo wie ſie theilweiſe zu Stande kamen, der öffentlichen freien Prüfung philoſophiſcher und praktiſcher Rechtsgelehrten, und belohnte die vorzüglichſten der eingegangenen Bemerkungen und Critiken. So kam 1791 das allgemeine preußiſche Geſetzbuch zu Stande, welchem König Friedrich Wilhelm II. durch eine Bekantmachung vom 1. Juni 1794, unter dem Namen allgemeines Landrecht, Geſetzeskraft ertheilte [3].

1) Man ſehe ſeinen Briefwechſel mit dem Prediger Zſchirner, die Geſchichte der ſchleſiſchen ökonomiſchen Geſellſchaft betreffend, in dem ökonom. u. kameraliſt. Taſchenb. für 1793. 2) Vergl. den Art. Cocceji (Sam.) im 18. Thle. dieſer Encyklop. S. 144. 3) Allgemeines Geſetzbuch für die preuß. Staten. Berlin 1791.

Fünfzehn Jahre lang hatte Carmer an dieſem Werke, einem der ſchönſten Denkmale der praktiſchen Cultur des 18. Jahrhunderts, mit raſtloſem Eifer gearbeitet; durch Muth und Klugheit hatte er vielfache Hinderniſſe überwunden, und ſo ſeinen gemeinnützigen Zweck erreicht. Zur Belohnung ſeiner Verdienſte erhielt er den ſchwarzen und rothen Adlerorden, auch war er königl. Commiſſair bei der pommerſchen, oſt- und weſtpreußiſchen Landſchaft. Nachdem er länger als 50 Jahre dem preußiſchen State die wichtigſten Dienſte geleiſtet hatte, zog er ſich am Abend ſeines Lebens auf das Gut Rützen unweit Glogau zurück, und ſtarb daſelbſt den 23. Mai 1801. Ein ſeltenes Maß von tiefer Einſicht, Thätigkeit, Feſtigkeit, Übung in Geſchäften, und ein hoher Sinn für Gerechtigkeit zeichneten ihn in jedem Verhältniſſe aus[4]). (*Baur.*)

Carneol ſ. Chalindoa.

CARNUS. Eine von Nitzſch (Germars und Zinckens Magaz. d. Entom. III. Band. S. 305.) errichtete Fliegengattung aus der Familie der Conopsariae, die ſich durch eingliederige verkümmerte Fühler, kurzen kaum vorragenden Rüſſel und ſtempelförmige Taſter auszeichnet. Die einzige bekante Art: Carnus hemapterus (Germ. Faun. Ins. Eur. fasc. IX. tab. 24. 25.) lebt als Schmarotzer auf Staaren, hat ungefähr die Größe eines Flohes, und läuft ſehr ſchnell. Von den Flügeln bemerkt man nur ſehr kurze Überreſte, doch wurde ein männliches Exemplar mit einem ausgebildeten ſchmalen Flügel gefunden, der jedoch nur bis gegen die Mitte des Hinterleibes reichte. (*Germar.*)

CAROLATH, Kirchdorf in Schleſien, unterhalb Beuthen, auf dem rechten Oderufer, in dem Regirungsbezirk Liegnitz gelegen, iſt einzig durch ein ſtattliches Schloß und als der Hauptort des Fürſtenthums Carolath merkwürdig. Das Dorf war in ältern Zeiten derer von Dyherrn Eigenthum, gehörte aber bereits 1537, ſamt Lippen, dem Franz von Rechenberg, dem auch nach Melchiors von Rechenberg und ſeines Sohnes Tod die benachbarte Stadt Beuthen zufiel. Franz erbauete in Carolath ſtatt dem hölzernen Herrſchaftshauſe, eine maſſive Burg, doch auf ſchlechtem Grunde, verewigte ſein Andenken durch eine Menge, ſeinen Nachbaren gemachte Conceſſionen, und mußte endlich 1561, einer Bürgſchaft wegen, Carolath und Beuthen um 50,000 Thaler an den berühmten Fabian von Schönaich verkaufen. Fabian verbeſſerte und erweiterte die Burg in Carolath, vergrößerte die Herrſchaft durch den Ankauf von Milkau, Suckau, Buckwitz, Gruchwitz, Bielave, legte neue Vorwerke an, rodete die überflüſſigen Wälder aus, und erhöhete durch beſſeren Anbau den Werth ſeiner Güter. Er hatte bereits 1555 um 60,000 Thaler die Herrſchaft Muskau erkauft, beſaß pfandweiſe das Amt Parchwitz, die Burg zu Sprottau, ſamt Hertwigswaldau, Wachsdorf und Wittgendorf; in dem Saganiſchen Sagan ſelbſt, Sorau und die Burg zu Freiſtadt, und ſtarb 1591. Sofort ließ der kaiſerliche Hof alle ſeine Beſitzungen, theils weil Fabian keine Kinder hinterlaſſen, theils weil ihm mancherlei Unterſchleiſe zur Laſt gelegt wurden (daß er ſich das Eigenthum von Sorau durch das Vorgeben, es ſey nicht viel mehr, denn ein Krautgarten, zu verſchaffen geſucht, erzählt Magnus) ſequeſtriren, und theilweiſe verkaufen. Carolath und Beuthen erſtand des Verſtorbenen Bruder, Georg von Schönaich, 1595 um 110,000 Thaler. Georg gründete das Gymnaſium in Beuthen, erbauete, nachdem ein Blitzſtrahl im J. 1597 die Burg zu Carolath in Aſche gelegt, das heutige ſchöne Schloß, auch die Vorwerke Landskron und Helfer, und ſtarb den 26. Februar 1619, nachdem er aus ſeinen Gütern, zunächſt zu Gunſten ſeines Bruderſohns, des Johann von Schönaich, ein Majorat errichtet. Johann, bei dem Ausbruche der böhmiſchen Empörung nur 26 Jahre alt, und nicht ſowol, wie ſeine Vorgänger, der Augsburgiſchen Confeſſion, ſondern vielmehr der ſchwärmeriſchen Secte der böhmiſchen Brüder zugethan, war unter allen Schleſiern vielleicht der eifrigſte im Dienſte des Winterkönigs, der auch bei ihm auf der Flucht nach Berlin einkehrte; ſpäter ließ Johann ſich gebrauchen, um die Renuntiationsmiſſive der ſchleſiſchen Stände dem Flüchtling nach Holland zu überbringen. Darüber wurden ſeine Güter ſequeſtrirt und theilweiſe eingezogen (namentlich Milkau und die benachbarten Dörfer, welche dem neuen Jeſuitencollegium in Glogau zur Ausſteuer dienten), er ſelbſt aber ſtarb 1639 ohne Kinder in Polen, wohin er ſich geflüchtet. In dem Majorat folgten ihm Sebaſtian, und ſodann Johann, Freiherren von Schönaich; des letztern Sohn, Johann Georg, wurde den 14. Nov. 1697 zum freien Standesherrn, Carolath zu einer Standesherrſchaft, im Range auf Trachenberg folgend, erhoben. Johann Georg, Reichsgraf den 5. Febr. 1700, ſtarb den 23. Nov. n. J. Sein Sohn, Hans Karl, geb. den 15. Juni 1688, verm. den 3. Februar 1715 mit einer Gräfin von Dohna, aus dem Hauſe Schlodien, war einer der erſten Schleſier, die ſich dem Dienſte Friedrichs II. widmeten, dafür wurde er ſogleich nach der Occupation von Schleſien, den 6 Nov. 1741 in den preußiſchen Fürſtenſtand, mit Einſchränkung auf die Primogenitur, erhoben, zum Präſidenten der Oberamtsregirung und des Conſiſtoriums zu Breslau, zum perpetuirlichen Präſidenten des Ober-Fürſtenrechts, endlich zum wirklichen geheimen Stats- und Kriegesminiſter, auch von Kaiſer Karl VII., der freilich ſolche Feindſchaft gegen den angebornen Regenten nicht unbelohnt laſſen durfte, und nicht beſſer belohnen konte, zu ſeinem geheimen Rath ernant. Der neue Fürſt erhob auch ſogleich einen Proceß gegen das Jeſuiten-Collegium in Glogau, wegen Milkau und der übrigen, vor 120 Jahren confiſcirten Carolathiſchen Güter, und wir dürfen wol kaum erinnern, daß das Collegium in dieſem Rechtsſtreite unterliegen mußte. Hans Karl ſtarb den 11. Oct. 1763.

4 Bde. 8. Neue Auflage unter dem Titel: Allgem. Landrecht f. die preuß. Staten. Eb. 4 Th. 1796. 8. Lateiniſch: Jus Borussico-Brandenburgicum commune, lat. vers. (a F. Ph. Eisenberg et aliis). Ib. 1800. Vol. IV. 8. Vergl. Erſchs Handb. der teutſch. Liter. 1. Bds. 3. Abth. u. den Artikel Landrecht (allgem. für die kön. preuß. Staten) im 6. Bde. des Converſat. Lex. 7te Auflage. 4) Meuſels gel. Teutſchl. Büſchings Beiträge zur Lebensgeſch. denkw. Perſonen. 5. Th. 237 ff. Büſten berlin. Gelehrten. Rambachs vaterl. hiſt. Taſchenb. 3. Th. 355. Pahls National-Chron. 1801. S. 205. — Carmers Bildniß findet man vor dem erſten Bande des Magaz. der Geſetzgebung, vor der Berlin. Monatsſchr. Jan. 1785, und vor dem 8. Bde. der Krünitzſchen Encyklopädie.

Digitized by Google

Sein Sohn und Nachfolger, Friedrich Johann Karl, erhielt im J. 1753 für alle ſeine Nachkommen die preußiſche Fürſtenwürde, im J. 1759 ſeine Entlaſſung als General-Lieutenant der Cavalerie und Chef eines Cuiraſſier-Regiments, war im J. 1764 außerordentlicher Geſandter bei der Republik Polen, beſaß eine Zeitlang das alte Schönaichiſche Majorat Mellendorf, nebſt Jäntſchwitz und Schlaupitz in dem Reichenbacher Kreiſe, erkaufte Goble in dem Roſenbergiſchen Kreiſe von Oberſchleſien, und die Herrſchaft Saabor in dem Grünbergiſchen Kreiſe, und ſtarb den 23. Februar 1791, nachdem ſeine Gemahlin, Johanna Wilhelmina, des Fürſten Auguſt Ludwig von Anhalt-Cöthen und der Gräfin Chriſtiana Johanna Ämilia von Promnitz Tochter, ihm am 17. Januar 1786 vorausgegangen. Sein älteſter Sohn, der Fürſt Heinrich Karl Erdmann, geb. den 3. Nov. 1759, beſaß, als Erbprinz, Kuttlau, erbte auch von dem letzten Grafen von Promnitz die Herrſchaft Naumburg am Bober, überließ ſie jedoch in der Auseinanderſetzung der väterlichen Allodialverlaſſenſchaft ſeiner Schweſter, der Gräfin von Schönburg-Rochsburg, gleichwie ſeinem Bruder, dem Prinzen Ferdinand, Saabor, dann das Gut Köllmichen in dem Glogauer Kreiſe, und ſtarb vor wenigen Jahren. Sein älteſter Sohn, der heutige Fürſt, Heinrich Karl Wilhelm, iſt den 29. Nov. 1783 geboren. Zu der Standesherrſchaft Carolath, wie dieſelbe 1741 in ein Fürſtenthum verwandelt wurde, gehören eigentlich nur die Stadt Beuthen, die Pfarrdörfer Carolath, Alt-Bielave mit Landskron, und Alt-Gruchwitz, dann die Dörfer Neu-Bielave, Hohen-Bohrau, Eiche, Neu-Gruchwitz, Kuhnau, Lippen mit Marienthal, Reinberg, Roſenthal, Schönaich und Polniſch-Tarnau, welches alles, bis auf das einzige Kuhnau, ein arrondirtes Ganzes von etwa 4¾ Quadratmeilen ausmacht; heutzutage pflegt man aber auch die ſpätern Erwerbungen des fürſtlichen Hauſes, den Marktflecken Kuttlau, die Pfarrdörfer Milkau, Rauden und Liebenzig mit dem Teichvorwerke, die Dörfer Buchwitz, Pfaffendorf, Röhlau, Suckau Nr. 1., Beitſch, Buchwald jenſeit der Oder, Fickerey, Doberwitz, Köhlerey, Köllmichen, Neu-Krantz mit dem Ratſchvorwerke, Nenkersdorf, Sabinengrund und Teutſch-Tarnau zu dem Fürſtenthum zu rechnen. *(v. Stramberg.)*

CARTHÄUSER. Der Stifter dieſes ſtrengen Mönchsordens war der heil. Bruno. Er wurde in Cöln gegen 1050 von adeligen und frommen Eltern geboren, und zeichnete ſich, wie gewöhnlich, ſchon in ſeiner Kindheit durch Klugheit und Beſcheidenheit aus, ſo daß auch die gerührten Eltern ihn dem Studium der Theologie widmeten. Ob er ſeinen Schulcurſus zu Laon oder in der normanniſchen Abtei Bec vollbrachte, ob er ſeine höhern geiſtlichen Kentniſſe in Paris, oder unter der Leitung des damals berühmten Chorherrn zu St. Martin in Tours, des nachmals verketzerten Berengar, ſich erwarb, iſt ungewiß. Nach vollendeten Studien wurde er Canonicus in ſeiner Vaterſtadt und darauf zu Rheims. Dort führte die damalige Geiſtlichkeit, verleitet durch das verführeriſche Beiſpiel des dortigen Erzbiſchofs, Manaſſes, ein höchſt ungeiſtliches Leben, was dem frommen Bruno in ſeiner tiefſten Seele betrübte, und ihn endlich zum Entſchluſſe brachte, die böſe Welt zu verlaſſen und ein einſames, Gott geweihetes Leben zu führen. Da aber bekantlich nicht leicht ein Mönchsorden ohne Wunder entſtehen kann; ſo wird von den Nachfolgern des heiligen Mannes und von vielen Andern die Geſchichte der Entſtehung des Ordens ſo eingeleitet: In Paris ſtarb 1082 ein damals berühmter Doctor der Theologie, deſſen Name Raimund Diocres geweſen ſeyn ſoll. Er war Chorherr an der Kirche U. L. Fr., und hatte in dem Rufe untadeliger Sitten, ja großer Frömmigkeit geſtanden. Sein Tod machte Aufſehen, und die ganze Univerſität ehrte den Verſtorbenen durch die feierlichſte Begleitung. Man wollte ſeine Leiche in der Kirche U. L. Fr. beiſetzen und las das gewöhnliche Amt. Als der Geiſtliche zu den Worten gekommen war: „Quantas habeo iniquitates et peccata,“ erhob der Todte zum Schrecken Aller das Haupt und rief mit dumpfſchrecklicher Stimme: „Ich bin vor dem gerechten Gerichte Gottes angeklagt worden.“ Man verſchob das Leichenbegängniß bis auf den nächſten Tag, und fing das Todtenamt vor einer großen Anzahl Neugieriger von neuem an. Und ſiehe, bei denſelben Worten richtete ſich die Leiche noch höher auf, und rief mit noch ſchrecklicherer Stimme: „Ich bin vor dem gerechten Gerichte Gottes gerichtet worden.“ Furcht und Entſetzen überfiel Alle, die es hörten, und die Feier wurde zum zweiten Male unterbrochen und auf den morgenden Tag verſchoben. Der Zulauf der Menge war unbeſchreiblich, und viele waren die ganze Nacht in der Kirche geblieben, um den Ausgang des Wunders deſto gewiſſer mit anzuhören. Und am dritten Tage, bei denſelben Worten des Prieſters, ſprang die Leiche aus dem Sarge auf, ſtand, furchtbar anzuſchauen, auf beiden Füßen, und brüllte mit gräßlicher Stimme, daß die ganze Kirche dröhnte: „Ich bin vor dem gerechten Gerichte Gottes verdamt worden.“ Beſtürzung und Grauſen bemächtigte ſich Aller, und die Leiche des Unglücklichen wurde auf den Anger geworfen. Natürlich ſprach man viel davon, aber bekehren wollte ſich niemand weiter, als der bereits fromme Bruno, der den verdamten Doctor gekant und ihn für einen frommen Mann gehalten hatte.

Dieſe erbauliche Geſchichte findet man nicht nur als Einleitung der alten Statuten dieſes Ordens, in deſſen meiſten Klöſtern, beſonders in den Pariſern, ſie auch abgemalt zu ſchauen war; ſondern ſie gelangte auch zu der Ehre, in das römiſche Brevier aufgenommen zu werden. Als aber Papſt Urban VIII. eine Verbeſſerung deſſelben angeordnet hatte, wurde dieſe Erzählung geſtrichen. Sogleich fanden ſich mehre Vertheidiger dieſes Wunders, hauptſächlich unter den Jeſuiten, deren einer der Jeſuit P. Theophil Raynaud war, in ſeiner „erſten Mauer gegen die ſtarken Geiſter.“ Weil er in der Vorrede den berühmten Hrn. v. Launoy ziemlich bitter angegriffen hatte, ſchrieb dieſer mit ſiegreichen Gründen: Defensa Breviarii romani correctio circa historiam St. Brunonis, seu de vera causa recessus St. Brunonis in Eremum, wo ſogar ein Brief des heil. Bruno mitgetheilt wird, den Bruno an den Propſt Rudolph zu Rheims ſchrieb, um ihn zu bekehren, worin jener Wundergeſchichte auch nicht mit einem Worte gedacht wird ꝛc. Die Gründe der Verthei-

Digitized by Google

bi… blieben auch ſo ſchwach, daß ſelbſt der gläubige Helyot, der die Geſchichte dieſes Streites weiter erörtert, ſehr ſchwankend wird, und lieber die ganze Begebenheit in's Ungewiſſe ſtellt.

Bruno hatte für ſein Unternehmen 6 mit ihm übereinſtimmende Selen gefunden, unter denen auch Landwin war. Nach mancherlei Überlegungen, wohin ſie ſich wenden ſollten, ſchlugen einige den frommen, oder, was eins war, den Mönche liebenden Hugo, Biſchof von Grenoble, vor, ſchilderten die rauhen Berge der Umgegend dergeſtalt zweckdienlich für ihre einſiedleriſche Luſt, daß man einig wurde, ſich dorthin zu begeben. Sie hätten auch kaum eine ſchicklichere Stelle und einen geeigneteren Mann wählen können; denn Hugo war ſo ſehr vom mönchiſchen Geiſte durchdrungen, daß er ſogar ſein Bisthum niedergelegt und ein Jahr lang das Mönchskleid getragen hatte, was er nur auf Befehl Gregors VII. wieder ablegte und in ſein Amt zurückkehrte. Die ſieben ankommenden Männer waren alſo völlig nach ſeinem Sinne, und er hätte ihnen gewiß alle mögliche Hilfe geleiſtet, wenn er auch nicht in entwichener Nacht durch einen Traum vom Herrn dazu willig gemacht worden wäre. Sieben Sterne hatten ſich nämlich vor ihm in einen leuchtenden Kreis geſtellt, die gingen vor ihm her und führten ihn in die Wüſte Chartreuse (Carthauſe), wo er mit Staunen einen von Gott ſelbſt erbaueten Tempel erblickte. Wie hätte nun der fromme Biſchof die 7 Männer nicht mit Entzücken aufnehmen und ihren Entſchluß, Gott zu dienen, ohne den Menſchen läſtig zu ſeyn und mit ihnen umgehen zu müſſen, billigen ſollen! Zwar hielt er es für ſeine Pflicht, das Schreckliche des grauſenvollen Ortes, wohin er ſie zu führen habe, lebendig zu ſchildern. Je mehr er aber das Öde und Nebelvolle der Gegend ihnen vormalte, deſto größer wurde die Freude der 7 Entſagungshelden, und mit bewegtem Herzen trat er den furchtbaren Weg mit ihnen an. Er ſchenkte ihnen nicht nur alles, was von dem, nur von wilden Thieren bewohnten Walde ihm gehörte, ſondern verſprach ihnen auch noch alle mögliche Unterſtützung, und bewog auch den Abt des Kloſters Chaize-Dieu, wo er ein Jahr lang als Mönch gelebt hatte, den frommen Einſiedlern gleichfalls ſein dortiges Beſitzthum abzutreten. Sogleich fing man an ſich daſelbſt ſo gut als möglich einzurichten, erbauete ein unanſehnliches Bethaus, und noch weit armſeligere, von einander abgeſonderte Zellen, in deren jeder anfangs zwei wohnten, welche nothgedrungene Einrichtung jedoch bald verbeſſert und jede Zelle nur für einen beſtimt wurde.

Der gelehrte Mabillon, und nach ihm einige andere ſetzen zwar dieſe ihre erſte Einrichtung in das Jahr 1084; Helyot beweiſt aber völlig überzeugend in ſeinem 7. Bande, daß es 1086 geſchehen iſt.

Alle betrachteten den eifrigen und in Gelehrſamkeit unter ihnen ausgezeichneten Bruno als ihren Prior, und folgten ſeinem Beiſpiele. Ohne anfangs ſchriftliche Statuten zu verfaſſen, lebten ſie mit einander in hoher Strenge, verbanden ſich zu einem heiligen Stillſchweigen und unterredeten ſich nur mit Gott. Den größten Theil des Tages ſangen ſie das Lob des Unendlichen, und ſchienen nur einen Leib zu haben, um ihn zu quälen. Auf das Beten folgte Handarbeit aller Art: am liebſten beſchäftigten ſie ſich mit Abſchriften frommer Bücher, um ihren geringen Lebensunterhalt zu gewinnen. Dabei unterſtützte ſie Hugo ſehr eifrig, und ſcheuete den übeln Weg nicht, um ſich mit ihnen von himmliſchen Dingen zu unterhalten. Ja er nahm den Bruno ſogar zu ſeinem Gewiſſensrathe, und beichtete ihm oft. Sechs Jahre hatten ſie in ihrer Wildniß in beſtändigen Bußübungen zugebracht, als ganz unerwartet die kleine Gemeinde durch einen Befehl des Papſtes geſtört wurde. Urban II., der früher Mönch im Kloſter Klugny, und darauf Biſchof von Oſtia und Brunos Schüler geweſen war, gebot ſeinem Lehrer, zu ihm nach Rom zu kommen. Das ſetzte ſeine Genoſſen in die größte Betrübniß, und ſie entſchloſſen ſich ſämtlich, aus Liebe zu ihm, mitzugehen. Sie übertrugen die Sorge für ihre Carthauſe ihren beiden Freunden, dem Hugo und dem Abte zu Chaize-Dieu, und reiſeten zuſammen ab. Der dankbare und den frommen Bruno eben brauchende Papſt empfing ſie mit aller Auszeichnung, gab ihnen ein Haus ein, und ernante den Bruno zum Kirchenrathe, wo er eine Menge Beſchäftigung fand. Leider konten die Einſamkeitsvertrauten hier in dem menſchenreichen Rom das heilige Stillſchweigen nicht ſo bewahren, wie in ihrer Carthauſe, und ſie fühlten ſich ſchwer gedrückt. Der Papſt willigte für Bruno's Gefährten in die Bitte, ſie wieder zu entlaſſen ohne den frommen Bruno, der nun an ſeiner Statt den Landwin als ihren Prior einſetzte, verſprach ſich oft ſchriftlich mit ihnen zu unterhalten, und hielt Wort. Seine treuen Ermahnungen und ihr eigener Eifer bewahrten ſie auch vor allen Verſuchungen des Satans, der ihnen öfter in menſchlicher Geſtalt zuſetzte, und ihre gar zu ſtrenge Enthaltſamkeit als widerrechtliche Verwegenheit darzuſtellen bemüht war. Gott ſelbſt aber ſtärkte ſie durch Geſichte. Dem Bruno ſelbſt gefiel ſeine Lage keineswegs, die überhäuften Geſchäfte wurden ihm zur größten Laſt. Endlich erhielt er auch vom Papſte die Erlaubniß zurückzukehren. Da wünſchten ihn die Einwohner von Rheggio in Calabrien, etwa um das Jahr 1096 zu ihrem Erzbiſchof, und der Papſt, der eben eine Reiſe nach Frankreich vor hatte, willigte ein. Bruno aber erſchrack vor der neuen Ehre, ſcheuete ſich auch mit dem Papſte die Reiſe nach Frankreich anzutreten, fürchtend, er möge dadurch in neue Geſchäfte verwickelt werden, und entſchloß ſich, lieber in Calabrien ſich eine andere Einöde zu ſuchen mit einigen gleichgeſtimten Herzen, die er in Rom gewonnen hatte. Mit dieſen machte er ſich auf den Weg, fand in dem Sprengel Squilace einen ſchicklichen Platz, die Einöde la Torre, und richtete ſich dort auf gleiche, faſt noch ärmlichere Art ein. Auch in dieſer Wildniß konte er nicht lange verborgen bleiben. Roger, der Graf von Sicilien und Calabrien, fand ihn einſt, als er jagte, und wurde von ſeinen Tugenden ſo gerührt, daß er ihm allen Beiſtand leiſtete und ſeine Einſiedelei bedeutend vergrößern ließ und ihm die Kirche St. Stephan in Bosco (im Buſche) erbauete. Die Freigebigkeit des Grafen gegen den frommen Mann wurde ihm von großem Segen, und ein nächtliches Geſicht, in welchem ihm Bruno erſchien und ihm ſchnell zu den Waffen zu greifen rieth, rettete ihn aus den Gefahren einer furcht-

Digitized by Google

baren Verſchwörung. Bruno that nun nichts anders, als daß er ſeinen neuen Anhängern dieſelbe Einrichtung gab, wie ſeinen erſten Freunden, die er nie vernachläſſigte, und ging ihnen ſtets in allen Exempeln einer ausgeſuchten Abtödtung des Fleiſches wacker voran. 1101 fühlte er ſeinen Tod nahen. Er verſammelte daher alle die Seinen noch einmal um ſich, tröſtete und ermahnte ſie, erklärte ihnen beſonders noch vieles von den Geheimniſſen der Religion, namentlich die Lehre vom heil. Abendmahl, die damals durch Berengar in mancherlei Gefahr gebracht worden war, und verſchied am 6. October.

Ob nun gleich bis dahin die Welt wenig Kentniß weder von ſeinen Einrichtungen, noch von ſeinem Tode genommen hatte; ſo geſchahen doch auf ſeinem Grabe nicht wenige Wunder, unter welchen vorzüglich ein Geſundbrunnen zu erwähnen iſt, der in der Nähe ſeines Grabes entſprang. Daß von der unachtſamen Menge ſelbſt dieſer Segen nicht beachtet wurde, kann weniger befremden, als es Verwunderung erregen muß, daß auch ſogar ſeine bis jetzt folgſamen Anhänger ſich ſo wenig davon rühren ließen, daß ſie bald darauf anfingen immermehr von ihrer Strenge nachzulaſſen, bis ſie völlig in der Ungebundenheit des argen Weltlebens verſunken waren. Man vermerkte es ſehr übel und beſtrafte ſie endlich damit, daß man ihr Kloſter den beſſer angeſchriebenen Ciſterzienſern gab, die es jedoch nach einiger Zeit wieder den Mönchen von Fleury (Flore) abtreten mußten. Länger als 400 Jahre hatte der heilige Mann in ſeiner Gruft unbeachtet, außer von den Seinigen, geſchlafen, als Leo X., der ſich ſonſt lieber um Gemälde und Ablaß als um Gräber kümmerte, ſich ſeltſam erregt fühlte, das Unrecht, was bisher dem Stifter und ſeinem Orden geſchehen war, wieder gut zu machen. Er gab nicht allein das Kloſter den Carthäuſern, als den rechtmäßigen Beſitzern, zurück 1513, ſondern ließ auch den vergeſſenen Todten auf eine höchſt ausgezeichnete Art heilig ſprechen und gebot, daß ihm an ſeinem Todestage ein kirchliches Feſt gefeiert werden ſolle 1514. Die Leiche des Heiligen wurde ausgegraben und zur größten Verwunderung fand ſich's, daß ſie immer noch nicht verweſet war, im Gegentheil ſich ſo gut erhalten hatte, daß man ſeinen Kopf in viele Theile zerlegen und an viele Orte merkwürdige Überbleibſel des heiligen Hauptes zur Erbauung der Menge verſenden konte, wovon die vornehmſten Carthauſen Italiens, Frankreichs und Teutſchlands Zeugniß geben. Gregor XV. ließ das Feſt des neuen Heiligen in das römiſche Brevier ſetzen und Clemens X. erhob es ſogar zu einem doppelten. So war denn endlich der Heilige zu allgemeiner Verehrung der ganzen römiſch-katholiſchen Kirche gelangt, ſo daß man Kirchen und Altäre ihm weihen durfte, obſchon zu ſeinen Lebzeiten nur die beiden angeführten Carthauſen von ihm gegründet worden waren.

Unterdeſſen war in der großen Carthauſe, wie das Kloſter bei Grenoble genant wird, auf den Prior Landwin, Peter der Franke gefolgt und auf dieſen Johann I., den man als den zweiten Stifter des Ordens betrachtet wegen ſeiner weiſen Verwaltung und der tüchtigen Geſetze (Gewohnheiten der Carthauſe genant), die er einführte, ohne ſie durch Schrift zu verewigen, was erſt der auf ihn folgende Prior der großen Carthauſe, der ehrwürdige Guigo (Guigues) auf Verlangen des Biſchofs von Grenoble und der Prioren der 3 übrigen Carthauſen (des Portes, St. Sulpiz und Meriac; mehre gab es damals noch nicht) ins Werk ſetzte. Guigo war kaum 4 Jahre Mönch geweſen, als er um das Jahr 1130 zum Prior erwählt wurde, als welcher er 1137 ſtarb. Die nach ſeinem Namen genanten Statuten führen eigentlich den Titel Consuetudines Cartusiae und ſind auch mehr eine treue Schilderung des damaligen Lebens der Carthäuſer, als wirkliche Geſetze. Das Hauptſächlichſte iſt folgendes: Man wachte viel und doch wurde das Wachen noch ſtrenger, als anfangs. Das heilige Stillſchweigen wurde hoch und ſtreng beachtet. An hohen Feſten oder Capiteltagen durften ſie ſich mit einander unterhalten und mit dem Koche reden; auch die Gäſte durfte man mit Geſpräch unterhalten. Zuweilen war es ihnen auch vergönt, mit einander zu arbeiten und dabei zu reden. Das Geſpräch wurde in dem kleinen Kloſter, einem Nebengebäude an der Seite der Kirche, gehalten. Im großen Kloſter wohnten die Mönche oben, die Laienbrüder und Kranken unten. An einigen Feſten z. B. an Capiteltagen, ſpeiſeten ſie gemeinſchaftlich. Zu gewiſſen Zeiten bereitete ſich Jeder ſeine geringe Mahlzeit in ſeiner Zelle. Zu jeder Mahlzeit tranken ſie Wein, außer an den vielen Enthaltungstagen. Dreimal wöchentlich hatte Jeder die Erlaubniß, ſich mit Waſſer, Salz und Brod zu begnügen, wenn er wollte. Jährlich wurde 5 Mal zur Ader gelaſſen, an welchen geſetzlichen Tagen man ihnen etwas mehr Eſſen und einige Erquickung reichte. Das Faſten ging mit Kreuzeserhöhung an und dauerte bis Oſtern, alſo das ganze Winterhalbjahr. Dann aßen ſie täglich nur ein Mal, enthielten ſich aber des Geißelns und anderer ſtrengen Übungen. Ihr Brod beſtand aus grobem Waizenmehl: eigentliches Weißbrod erhielten nur Kranke. Man beſchor ſich das Haupt regelmäßig 6 Mal im Jahre und ſtillſchweigend. Keinem Fremden, außer Mönchen anderer Orden, mit denen ſie Umgang haben durften, wurde der Zutritt auf ihren Chor geſtattet. Novizen nahmen ſie nicht unter dem zwanzigſten Jahre und hielten ihnen zuvor die Schärfe ihrer Regel unumwunden vor. Konte Einer ihre Strenge nicht aushalten, wurde ihm vorgeſchlagen, in einen gelindern Orden zu treten: ſpäter wurde ihm auch erlaubt, in die Welt zurückzukehren. Der Prior, der von den übrigen nicht zu unterſcheiden war, wurde von der ganzen Gemeinde gewählt. Er hatte mit den Gäſten zu thun und durfte das Ordensfaſten der Gaſtfreiheit wegen brechen. Der Procurator war ſein Vicar im untern Hauſe. Übrigens war es dem Prior nicht erlaubt, aus den Grenzen der Carthauſe zu gehen. Es waren aber zweierlei Grenzen (Termes) feſtgeſetzt: Grenzen der Mönche für ihre Ergötzungen (Spazieren, Spaciament) und Grenzen der Beſitzungen. Prioren durften nicht aus den Grenzen ihrer Häuſer gehen. Ihre Zellen waren ſehr ärmlich ausgeſtattet; ſelbſt der Kirchen-

Digitized by Google

ſchmuck war armſelig, nur der Kelch durfte von Gold und Silber ſeyn. Außerhalb der Grenzen ihrer Beſitzung war ihnen kein Beſitzthum geſtattet. Auch war es den Mönchen nicht erlaubt, ſich nach gehaltenen Todtenmeſſen auf Unkoſten der Todten zu mäſten, was damals ſehr gewöhnlich war. — Die Laienbrüder, die wol in keinem andern Orden ſo ſchlecht gehalten worden ſind, hatten anfangs weniger zu beten, als ſpäter. Täglich bekamen ſie ein Mal Wein: Donnerſtags und an hohen Feſten des Morgens und Abends. Sie hatten einen Bäcker, Schuhmacher, Pförtner, Oberhirten und Aufſeher über Felder und Scheunen. Des Freitags faſteten ſie bei Waſſer und Brod, in den Faſten, im Advent ꝛc. auch Mittwochs. Ihre gewöhnliche Mittagsſpeiſe war keine andere, als die der Mönche, Kräuter, Wurzeln, Früchte. Vom 1. December bis Oſtern bekamen ſie Haferbrod, im Advent wöchentlich ein Mal ein Waizenbrod. Im Advent und in den Faſten wurden ſie wöchentlich ein Mal gegeißelt. Jährlich mußten ſie 4 Mal zur Ader laſſen, erhielten aber dann etwas beſſere Nahrung und waren von der Arbeit befreit.

Man ſieht, daß in dieſen Sitten und Gewohnheiten der alten Carthäuſer noch von keiner Fleiſchenthaltung ausdrücklich die Rede iſt, auch noch nicht von beſtimten Strafen. Einige Zeit nach Guigo ſetzte Bernhard de la Tour (auch Dom Riffer genant) andere Statuten auf, die Statuta antiqua, die aus drei Theilen beſtanden und die Verordnungen aller Generalcapitel bis zum Jahre 1258 enthielten. 1259 wurden ſie gebilligt. Die Generalcapitel ſind vom Prior Anthelm eingeführt worden, deſſen erſtes 1141 gehalten worden iſt. Anthelm ſtarb 1151. — In dieſen ſogenanten alten Statuten wird ſchon viel geklagt über Vernachläſſigung der ſonſtigen Zucht, über zu vieles Ausgehen der Mönche, über oft getadelte Kleiderpracht und über Schmauſereien. Deßhalb wurden nun Bußcapitel verordnet, wobei der zur Rede Geſtellte nur immer zu antworten hatten: „mea culpa“ (durch meine Schuld). Hier iſt nun auch ausdrücklich vom Fleiſchverbote Erwähnung geſchehen. Sogar die Kranken bekamen es nicht. Die übrigen Punkte ſind den frühern Guigos gleich. Auch die Zahl der Mönche jedes Kloſters blieb 13 und 16 Laien. Doch waren noch 7 Bekehrte oder Oblaten hinzugefügt worden, die man Rendus (redditi, Zugegebene) nante. Dieſe waren nach einer Bulle Gregors IX. vom Jahre 1232 für den Feldbau beſtimt, trugen die Kleidung der Bekehrten, hatten, wie ſie, ein Probejahr und thaten eben ſo Profeß.

Als 1367 Wilhelm Rainaud (Rainaldi) Prior und General der großen Carthauſe wurde (was immer vereint war), machte ſich der eifrige Mann, der um der Liebe zum Orden willen ſogar den Cardinalshut ausgeſchlagen hatte, auch dadurch verdient, daß er abermals eine Samlung ihrer Statuten veranſtaltete, die man statuta nova nante, die nur wenig Bemerkenswerthes zu dem ſchon Bekanten hinzuthut 1368. Das Kochen in ihrer Zelle war längſt abgekommen. Wer das Stillſchweigen brach, wurde mit Ruthen gegeißelt. Jedes Kloſter ſoll ein tüchtiges Gefängniß für die Übertreter haben: denn das Ausſtoßen der Sünder, das früher gebräuchlich war, wurde unterſagt und lieber, war das Vergehen groß, lebenslängliches Gefängniß verordnet worden. Es durften auch ſchon mehr Mönche, als ſonſt, in jedem Kloſter ſich befinden, und man ſpricht hier zuerſt auch von Donaten und Pfründnern, beide Laien, von denen die erſten zuweilen auch geiſtliche Kleider tragen durften. Damals war es gewöhnlich, auch trockene Meſſe zu leſen, d. i. ohne Opfer zu bringen. Das wurde in der Folge abgeſchafft, und täglich laſen ſie nur eine Meſſe der heil. Jungfrau in ihren Zellen, die mit den Worten anfing: Salve sancta parens.

Das Schisma vom Jahre 1378 nach Gregor XI. Tode brachte auch unter unſern Mönchen eine Spaltung hervor. Ein Theil erkante Clemens VII. als Papſt, ein anderer Urban V. Der letzte, zu deſſen Partei Italiener und Teutſche gehörten, ernante Johann von Barri, den Prior zu Triſult 1379 zum Generalviſitator, der auch vom Capitel zu Rom 1382 zum General des Ordens ernant wurde und in der Carthauſe zu Florenz wohnte, wo er früher Prior geweſen war. Urbans Anhänger hielten ihr Capitel 1383 zu Maurbach bei Wien und entſchloſſen ſich, das Capitel fernerhin in ihrer älteſten Carthauſe St. Johann von Leitz zu halten. Diejenigen, welche Clemens als Papſt anerkanten, hielten ihr Capitel in der großen Carthauſe. Beide Theile wählten ſich demnach ihre Generale. Als darauf 1410 drei Päpſte zugleich auftraten (Gregor XII., Benedict XIII. und Alexander V.): gingen die Carthäuſer in ſich, und ihre beiden Generale Bonifacius Ferrier und Stephan Macon traten freiwillig ehrenvoll zurück, und man erwählte gemeinſchaftlich einen einzigen General des ganzen nun ausgebreiteten Ordens in der Perſon des Priors, Johannis von Greifenberg (de Grillemont), eines gebornen Sachſen, wodurch der gefährliche Zwieſpalt glücklich beſeitigt wurde.

Im Jahre 1495 war Franz du Puy (Dom Puteo, ein gelehrter Doctor) zum General ernant worden, welcher eine dritte Samlung ihrer Statuten ordnete, die 1509 bekant gemacht wurde (Tertia Compilatio Statutorum), vor welcher die Hiſtorie mit dem verdamten Doctor zū Paris im Bilde zu ſehen iſt. Dieſe Samlung iſt 1510 zu Baſel auf Koſten der Carthauſe des St. Johannesberges bei Freyburg, eines Hauptkloſters in den Rheingegenden, gedruckt worden. Wie Manches ſich unter ihnen geändert hatte, ergibt ſich hieraus klar. Es wird darin von Neuem die eingeriſſene Pracht unterſagt und die fromme Ländlichkeit (sancta rusticitas) eingeſchärft. Man ſoll das Goldmachen und die Selenmeſſen für Geld ꝛc. laſſen. Die Sterbenden ſollen nicht mehr auf geweihete Aſche gelegt, ſondern in ihren Betten gelaſſen werden, die nur ein wenig damit beſtreut werden ſollen. Über die Spaziergänge der Mönche werden Verfügungen getroffen, was bisher ausdrücklich noch nicht geſchehen war. Den Abtrünnigen ſoll nachgeſetzt werden und zwar auf gemeinſchaftliche Unkoſten aller Carthauſen. Die wieder Eingebrachten ſollen nach gehörigen Ceremonien in das härteſte Gefängniß geworfen werden. Jetzt wurden auch

Digitized by Google

aus anderen Mönchorden Brüder angenommen, jedoch ohne Ämter verwalten zu dürfen. Wo keine Weinberge ſind, ſollen die Mönche nur an Feſttagen Wein erhalten, die andern Tage ſich mit Bier begnügen: dagegen war es ihnen erlaubt, in Betten zu ſchlafen.

Eine vierte Samlung (Nova collectio statutorum Ordinis Cartusiensis etc.) wuede unter dem General Bernhard Caraſſe, der ſein Amt 1566 autrat, nach dem Capitel 1572 verordnet, welche Samlung 1681 zum zweiten Male wieder aufgelegt wurde. Man beabſichtigte damit, alle Satzungen kurz und bündig zuſammenzuziehen, um Alles deſto beſſer überſehen zu können. Auch hatten einige Mönche mancherlei Befreiungen gewünſcht, wodurch abermals kleine Unordnungen eingeriſſen waren. Deßhalb vorzüglich war die neue Geſetzſamlung 1578 verfaßt woeden, konte aber der mancherlei entſtandenen Streitigkeiten wegen ceſt 1581 bekant gemacht werden. Eben ſo uneinig war man bei Herausgabe der zweiten Auflage, ſo daß ſich Innocenz Maſſon genöthigt ſahe, ſich deßhalb an den Papſt Innocenz XI. zu wenden, der auch dieſe zweite Ausgabe ihrer Geſetze beſtätigte 1682. Nach dieſen neuen Satzungen iſt der Geſang beim heiligen Amte viel länger; die Gebete für die Verſtorbenen, die ſonſt in der Zelle gehalten wurden, ſind in die Kirche verlegt; das Wachen iſt ſtrenger geworden; ſie durften nicht mehr mit dem Koche, auch nicht mit den Gäſten reden; die ganze Woche war nur ein einziger Spaziergang des Donnerſtags erlaubt, außer an den Aderlaßtagen; die Kranken bekamen keine Erquickung mehr, dafür wurde aber den Mönchen an den Enthaltungstagen Wein gereicht. Der Procurator darf in Geſchäften ausreiten, ohne es zuvor dem General gemeldet zu haben. Dagegen war alles Faſten bei Waſſer und Brod, ſo wie das Geſetz aufgehoben, daß man kein Beſitzthum außerhalb der klöſterlichen Grenzen haben dürfe. Das Spielen mit Fremden oder mit Mönchen iſt dem Prior ſtreng unterſagt. Die Zellen ſollen fleißig viſitirt werden. Dem Fleiſcheſſen entſagt man: wer es thut, wird mit Gefängnißſtrafe belegt, ſo lange es das Capitel befiehlt. Über den Genuß der Fleiſchbrühe in Nothfällen wird heftig geſteitten. Muſikaliſche Inſtrumente waren auch in ihren Erholungen veeboten, als Dinge, die ſich für Bußfertige nicht geziemen. Alljährlich wird in der großen Carthauſe Generalcapitel gehalten und in jedem Kloſter alle Sonntage ein Bußcapitel, wo grbeichtet wird. Gebrochenes Stillſchweigen wird ſtets mit der Geißel beſtraft. — Den Gebeten für die Verſtorbenen gaben ſie verſchiedene Namen: Das Monachat beſteht aus zwei Pſalmen und zwei andern Gebeten. Dieſe werden von denen geſprochen, welche die Leiche bewachen; in der Folge wurden ſie von allen Religioſen für die verſtorbenen Ordensbrüder gebetet. Die ſogenanke Agende iſt ein Todtenamt von 9 Lectionen und die Tricenarien beſtehen in einer Meſſe, die 30 Tage hineinander, vom Begräbnißtage an, geleſen wird. Übrigens iſt die Anzahl der Pſalmen und Pater noster, die ſie täglich zu ſpeechen haben, zu verſchiedenen Zeiten ſehr verſchieden geweſen. Obgleich ihre Zellen alle in dem großen Kloſter ſind, ſo iſt doch jede von der andern völlig abgeſondert und hat eine Wohnſtube, ein Schlafzimmer, ein Kabinet, ein Eßzimmer und einen kleinen Gang mit Kammern für ihr nothwendigſtes Geräthe. Jeder Mönch hat auch eine kleine Scheune und ſein Gäetchen, das er bebauen darf. Es ſteht jedem frei, zu drechſeln, zu leſen, zu ſtudiren ıc. Dazu werden ihnen die nöthigen Werkzeuge gegeben. Nur drei Mal gehen ſie täglich aus ihren Zellen, nämlich zur Mette, die noch vor Mitternacht gehalten wird, zur hohen Meſſe und zur Veſper. Die übrige Zeit bleiben ſie verſchloſſen und ſpeiſen für ſich, hohe Feſttage ausgenommen. Daher hat es ſich auch nicht ſelten ereignet, daß nicht wenige Mönche vom geſchmolzenen Fette erſtickt ſind (le gras fondu), einer Krankheit, die man an Pferden kent, die übertrieben worden ſind.

Vor Frauenbeſuchen ſchützten ſie ſich mit ausgezeichneter Behutſamkeit. Nicht einmal in den Hof ihrer Klöſter wurden ſie gelaſſen. War ja ein Mal ein ſolcher Unfall geſchehen: ſo wurde hinter ihnen her gefegt. Im Jahre 1418 wurde der Prior in Paris vom Generalcapitel beſtraft, weil er die Königin in ſeinem Kloſter aufgenommen hatte. In der Mitte des 15. Jahehunderts war es jedoch erlaubt worden, Prinzeſſinnen den Eintritt zu geſtatten. Eine ſeltene Ausnahme iſt es, daß in Rom viele Frauen ihre Kirche beſuchen. Der Grund dieſer Erſcheinung iſt in der Lage dieſer Kirche zu ſuchen; ſie befindet ſich nicht im Innern des Kloſtees.

Die Kleidung dieſer Mönche beſteht aus einem Rocke von weißem (in der Regel grobem) Tuch mit weißledernem Gürtel oder hänfenem Stricke, oder von beiden zugleich zuſammengehalten, nebſt einer kleinen Gugel (cuculla), an welcher ſich, ebenfalls weiß, eine Kapuze befindet. Im Chore tragen ſie eine etwas größere Gugel (was bei andern Mönchen Scapulier heißt). Gehen ſie aus, tragen ſie ſchwarze Kappen, (weite Chorröcke zum Überwerfen) mit gleichfarbiger Kapuze. Ihre Hemden ſind härene oder von Serge (Cilicium), denn Leinwand iſt ihnen verboten. Auf dem bloßen Leibe ſind ſie noch mit einem Steicke umgüetet, Lombar genant. Federbetten ſind verboten; ſie ſchlafen auf Strohſäcken und grobwollenen Laken, auch nach der Mette auf Bänken.

Auch die Kleidung der Bekeheten iſt weiß. Gehen ſie aus, haben ſie eine kaſtanienbraune oder graue Kutte. Sie laſſen ſich den Bart wachſen. Leinwand iſt auch ihnen unterſagt. Die Kleidung der Donaten iſt braun oder grau und reicht nur bis über das Knie; dazu haben ſie ein knappanliegendes Käppchen von gleicher Farbe auf. Ohne Erlaubniß dürfen auch ſie nicht ausgehen. Sie tragen keinen Bart, thun auch der größern Gefahr wegen, der ſie ausgeſetzt ſind, weiter kein Gelübde, als daß ſie gemeinſchaftlich leben und dem Orden treu und dienſtbar ſeyn wollen. Von den Ordensfaſten ſind ſie frei, bekommen aber ſpärlicheres Eſſen und Trinken, als die Mönche.

Die erſte Beſtätigung des Ordens eefolgte von Urban II. Alexander III. wiederholte ſie 1170. Martin V. befreiete ſie 1420 von dem Zehenten ihrer Ländereien und Julius II. ſetzte alle Carthauſen der Welt unter den Gehorſam der großen Carthauſe und des Generalcapitels.

Digitized by Google

Helyot gibt 270 Carthauſen an, unter denen nur 5 Frauenklöſter ſich befinden. Sie ſind ſämtlich in 16 Provinzen getheilt, jede mit 2 Viſitatoren, die vom Capitel gewählt werden. Die große Carthauſe iſt ſehr anſehnlich, ob ſie gleich ſechsmal abgebrant iſt. Der letzte Brand fiel 1676 vor. Dabei bemerken wir zugleich, daß wir von der neueſten Geſchichte des Ordens aus Mangel an völlig glaubwürdigen Nachrichten ganz abſehen müſſen. — So ſehr man alſo auch anfangs gegen alle Pracht eiferte, ſo wenig iſt man doch dabei geblieben. Es finden ſich mehre äußerſt prächtige Carthauſen, z. B. zu Pavia, Nancy rc. Die prächtigſte, ob ſie gleich dem Umfange nach zu den kleinen gehört, möchte doch die Carthauſe zu Neapel ſeyn. Sie übertrifft an Schmuck und Reichthum alle anderen. Das ganze Kloſter iſt von dem beſten carrariſchen Marmor erbaut und das Geringſte in demſelben iſt von der größten Pracht. Unter einem einzigen Prior hat über eine halbe Million Thaler an allerlei Verzierungen, wie Silberzeug, Gemälde, Statüen u. ſ. w., verwendet werden können.

Der Orden erfreut ſich vieler Heiligen; 4 Cardinäle ſind aus ihm hervorgegangen; auch Richelieu, der Erzbiſchof von Lyon und Großalmoſenpfleger von Frankreich, gehört ihnen an. Sie haben der Kirche 70 Biſchöfe und Erzbiſchöfe gegeben, und nicht wenige Schriftſteller haben ſich unter ihnen bekant gemacht, unter welchen der angeſehenſte Dionyſ. Rikel iſt, gewöhnlich Dionys der Carthäuſer und Doctor extaticus genant.

Carthäuſerinnen gab es ſtets nur wenige im Verhältniß. Mag auch daran das Gebot des heiligen Stillſchweigens einen Antheil haben, ſo war es doch weder die einzige, noch die vornehmſte Urſache; vielmehr betrachtete der Orden, der gegen das weibliche Geſchlecht überhaupt ſehr eingenommen war, ſie als eine drückende Laſt. Schon in Rainauds neuen Statuten 1368 wurde verboten, noch mehr Nonnenklöſter zu ſtiften, was in der neuen Samlung 1581 wiederholt wurde. Die Abneigung des Ordens gegen ſie ging ſo weit, daß ſelbſt die Geſchichte dieſer Nonnen auf Veranlaſſung ihrer Brüder im Dunkeln gelaſſen worden iſt. Denn als Maſſon in der Fortſetzung ſeines Werkes den Urſprung und Fortgang der Geſchichte der Carthäuſerinnen liefern wollte, widerſetzte ſich der ganze Orden dieſem Vorhaben und Maſſon unterließ es. Helyot berichtet, daß man hauptſächlich über dieſen Punkt wenig oder nichts von dem ſchweigſamen Bruder erfährt. Das erſte Nonnenkloſter, ſetzt er hinzu, ſcheint nach Franz du Puy zu Guigues Zeiten entſtanden zu ſeyn. Wenigſtens findet man dort ein 1116 zu Bertaud gegründetes Frauenkloſter erwähnt. Ferner hatte man noch Nonnenklöſter zu Prebaion, Polette, Souribes, Ramires, Parvalon und Sallobrand (in der Provence), in welchem letztern der unverwesliche Leichnam der heil. Roſalina berühmt war. Von dieſen allen beſteht kein einziges mehr. Zu Helyots Zeit fanden ſich noch 5 bis 6 Nonnencarthauſen, von denen er 5 namhaft zu machen weiß: Premol bei Grenoble, geſtiftet 1234, Melan in Savoyen, geſtiftet 1288, Salette an dem Rhone 1299, Gosne im Sprengel von Arras, 1308 und Bruges 1344. — Erſt 1258 wird in den Satzungen der Frauenklöſter Erwähnung gethan. Sie ſtehen ganz unter der Leitung der Mönche, ſind dem großen Generalcapitel unterworfen und ſind gehalten, jährlich ſchriftlich ihre Unterwürfigkeit von neuem zu bezeugen. In allen Dingen richten ſie ſich nach den Mönchen, außer daß ſie Mittags und Abends gemeinſchaftlich eſſen. Die Priorinnen ſind verpflichtet, ihrem Vicar oder Vorgeſetzten ihres Hauſes zu gehorſamen. Vor Zeiten nahm man durchaus keine Mitgift von ihnen, und es war ihnen erlaubt, mit ihren Gewiſſensräthen ſpazieren zu gehen. In der Folge wurde Beides geändert. Novizen wurden ſchon vom 11. Jahre angenommen, von dem tridentiniſchen Concil an nicht unter dem 15. Jahre. Von dieſen Zeiten an wurde auch der Spaziergang mit den Mönchen aufgehoben. Nicht einmal Briefe zu ſchreiben war erlaubt. Geſchenke durften ſie weder nehmen noch geben, außer auf ausdrückliche Erlaubniß der Priorin. Nur ihre Eltern und nächſten Verwandten konten ſie beſuchen; ſelbſt mit dieſen ſprachen ſie nur mit heruntergelaſſenem Schleier und in Gegenwart einer andern Nonne. Keine darf ein Eigenthum beſitzen. Alles muß der Priorin ausgeliefert werden. Alle ſchlafen in ihrer Gugel, ſelbſt die Laienſchweſtern. Keine darf jemals zur Meſſe dienen und die Äbtiſſinnen dürfen ihnen keine Beichte abnehmen, noch ſie abſolviren. Ihre Kleidung iſt gleichfalls weiß, nur den weißen Mantel haben ſie eigen. Die Strenge des Stillſchweigens iſt etwas gemäßigt. — Man vergleiche Helyot im 7. Bande, die pragmatiſche Geſchichte der Mönchsorden im 4. B., Innoc. Masson, Annales Ord. Carthus. Pet. Orland. Chronicon Carthus.; Jacq. Corbin histoire sacrée de l'ordre des Chartreux.

(*G. W. Fink.*)

CARTHAGO. I. Geographie und Geſchichte. Einer der merkwürdigſten Staten der alten Welt war ohne Zweifel Carthago; ein Stat, welcher von den kleinſten Anfängen ausgehend ſo mächtig ward, daß er mit Rom um die Weltherrſchaft kämpfen konte, welcher durch ſeinen Handelsverkehr über die Enge und Beſchränktheit ſeines politiſchen Egoismus hinausgehend, alle Völker und Länder der damals bekanten Welt mit einander verband und ihre Intereſſen ausglich, der zugleich aber auch durch Bildung und Cultur in jeder Art ſich auszeichnete, und die größten Männer für die Geſchäfte des Kriegs und des Friedens hervorbrachte; ein Stat, deſſen weiſe Verwaltung und Regirung, nach des Cicero und Ariſtoteles Zeugniß, daraus am meiſten erkant werden kann, daß er 600 Jahre in einem zunehmenden Wachsthum und ohne faſt nur namhafte innerliche Stürme zu erleiden, blühete, und endlich, als er wegen innerer Entartung fiel, doch einen rühmlicheren Untergang fand, als alle andere Nationen des Alterthums, nachdem ſie entartet waren, gefunden haben. Auch erlag Carthago weniger ſeiner eigenen Verderbniß, als der Gewalt und Tugend der Römer und der Allmacht des Geſchickes. — Keine Geſchichte iſt aber dunkler als die carthagiſche, denn über die erſten 4 Jahrhunderte derſelben wiſſen wir faſt gar nichts, oder es ſind uns nur Fabeln oder doch ſehr zweifelhafte Berichte darüber aufgezeichnet; und auch die ſpätere Geſchichte iſt lückenhaft, und was wir davon haben, iſt Bericht der

Digitized by Google

Feinde oder doch der Ausländer, die kein Intereſſe hatten, uns Carthago und ſeine Verhältniſſe treu und nach der Wahrheit darzuſtellen, oder dieſes States nur gelegentlich, und ohne Critik anzuwenden, erwähnen. Denn die geſamte Literatur der Carthager iſt untergegangen, ſo zahlreich ſie auch früherhin geweſen ſeyn mag. Zur Zeit ihrer Blüthe drang ſie nicht bis nach Griechenland und Rom wegen des Gegenſatzes zwiſchen orientaliſchen und occidentaliſchen Sprachen und Sitten, und nur ſehr ſelten ſcheinen Griechen und Römer die puniſche Sprache erlernt zu haben, die erſten aus Stolz, indem ſie die Carthager als Barbaren verachteten, die andern aus Ungelenkheit des Geiſtes zur Zeit ihrer kriegeriſchen Größe, und beſonders deshalb, weil die Carthager gewiß alle fremde Sprachen verſtanden und übten, indem ſie als ein Handel treibendes und Handel ſuchendes Volk genöthigt waren, den fremden Völkern in ihren eigenen Sprachen entgegen zu kommen. Zwar führt Juſtin XX, 5. ein Geſetz in Carthago an, welches verbot, ne quis postea Carthaginiensis, aut literis Graecis, aut sermoni studeret; ne aut loqui cum hoste, aut scribere sine interprete posset; aber eine ſolche Beſchränkung, auch wenn ſie wahr ſeyn ſollte, kann ihrer Natur nach beſonders bei einem vielfach verkehrenden Volke, nicht von Dauer und Erfolg ſeyn; und daß ſpäter dies Geſetz nicht mehr galt, beweiſet das Beiſpiel Hannibals, der ſelbſt griechiſch verſtand und griechiſche Bildung erhalten hatte, und auch Griechen um ſich hatte, die ſeine Geſchichte ſchrieben. — Daher iſt viel eher zu erwarten, daß die Carthager ſich das Fremde, beſonders griechiſche Literatur und Kunſt angeeignet haben, als daß die carthagiſche Literatur den Griechen und Römern, ſehr wenige etwa nur ausgenommen, bekant geworden ſey. Als der römiſche Senat die 28 Bücher des Mago über den Ackerbau aus dem Carthagiſchen ins Lateiniſche überſetzen ließ, ſcheinen ſich nur wenige in Rom gefunden zu haben, die puniſch verſtanden (cf. Plin. Hist. nat. XVIII, 3.), und wegen der übrigen Bücherſchätze, die in Carthago gefunden waren, war man ſo unbekümmert und legte ſo wenig Werth darauf, daß man ſie den Numidiſchen Königen ſchenkte (Plin. l. l.), und in ſpäterer Zeit ſcheinen dieſe Bücher nach dem Verfall von Jugurtha's Reich zur Zeit Cäſars nicht beſonders durchforſcht worden zu ſeyn. Salluſtius, der ſelbſt in Afrika Statthalter war, und dort ſchon einiges Intereſſe an der Geſchichte dadurch zeigte, daß er ſich um Bücher bekümmerte, verſtand kein Puniſch, ſondern ließ ſich Bücher (qui regis Hiempsalis dicebantur) interpretiren, aus welchen er uns in ſeiner Geſchichte des Jugurthiniſchen Krieges ſpäterhin einige Auszüge über die ältere afrikaniſche Geſchichte gegeben hat, die freilich für Carthago nur wenig austragen, und die auch Salluſtius, ohne beſondern Werth auf ſie zu legen, nur deshalb mittheilt, um Nachrichten zu geben, die von den allbekanten einigermaßen abwichen und neu ſeyn möchten. Ob ſpäterhin Juba, der Sohn des von Cäſar beſiegten Numidiſchen Königs Juba, in ſeiner römiſchen Geſchichte, die er griechiſch ſchrieb, über die Verhältniſſe zwiſchen Rom und Carthago einheimiſche Quellen benutzt habe, iſt auch ſehr ungewiß, da uns über Juba's vortreffliches Werk, das Plutarch ſo viel benutzt zu haben vorgibt und häufig rühmt (Plut. Caes. p. 733. d. ἐκ βαρβάρων καὶ Νομάδων, Ἑλλήνων τοῖς πολυμαθεστάτοις ἐνάριθμος συγγραφεῦσιν) keine ausführliche und genügende Nachrichten übrig geblieben ſind, und es auch überhaupt zu bezweifeln iſt, daß dieſer, der ſeine Bildung in Rom geholt hatte und ein Unterthan dieſes Volks geworden war, ſich in der Wiſſenſchaft eigenthümlich erhalten haben könte; und gewiß würden wir durch Plutarch im Leben des Fabius und Marcellus etwas davon erfahren haben, wenn Juba in der Geſchichte des 2ten puniſchen Krieges von der gewöhnlichen Darſtellung abweichende Nachrichten gegeben hätte. Daß aber der puniſche Krieg in der Geſchichte carthagiſcher oder auf Carthago's Seite ſchreibender Schriftſteller eine ganz andere Geſtalt hatte, als die wir jetzt aus den römiſchen Hiſtorikern kennen, liegt theils in der Natur der Sache, theils erſieht man es auch aus dem Leben des Hannibal beim Nepos, wo ohne Zweifel die Geſchichten des Silenus und Soſilus zum Grunde liegen. So aber iſt alles eigenthümlich-carthagiſche oder den Carthagern günſtige und befreundete Geſchichtszeugniß faſt ganz verſtumt, und die Zerſtörung dieſer Stadt mit ihrer ganzen Herrſchaft, Sprache, Sitte und Bildung iſt ſo gründlich von ihren Feinden vorgenommen worden, daß kaum einmal eine Münze oder eine Inſchrift aus der alten Zeit der Blüthe übrig geblieben iſt; und was noch etwa davon vorhanden iſt, iſt entweder unleſerlich, oder lohnt kaum die Mühe, es zu entziffern. Dazu auch hat ſelbſt die Natur ihren Ingrimm an den Küſten des carthagiſchen Gebietes und insbeſondere des Grundes, auf dem Carthago ſtand, ausgelaſſen, ſo daß uns nicht einmal eine deutliche Vorſtellung von der Lage der Stadt, ihren Mauern und Häfen mehr möglich iſt, indem bald die Küſten weggeſpült, bald große Landſtrecken angeſchwemt ſind, und die Flüſſe ihren Lauf verändert haben. Daher bleibt uns nur übrig, die Geſchichte und Alterthümer Carthago's aus fremden Quellen zu ſtudiren und zu entwickeln. Was dieſe Quellen betrifft, ſo ſind ſie theils nicht unbekant, theils kann ein jeder dieſelben leicht bei Beck Allgem. Geſch. I. 1. p. 776. und bei Heeren in der neueſten Auflage ſeiner Ideen t. II. 1. oder bei Böttiger Geſch. der Carthager nachſehen. Wir wollen hier nur bemerken, daß über die carthagiſche Geſchichte die Acten noch keineswegs geſchloſſen ſind, und daß trotz mancher vortrefflicher Vorarbeiten dazu die Abfaſſung einer eigentlichen und umfaſſenden Geſchichte von Carthago, ſo wie dies große Volk es verdient, noch immer eine Aufgabe bleibt, die eines bedeutenden Hiſtorikers würdig wäre. Die folgende Darſtellung der carthagiſchen Alterthümer und Geſchichte wird ſich im ganzen freilich an die Reſultate der Forſchungen früherer Gelehrten halten müſſen, doch werden wir auch gar häufig Gelegenheit finden, wo wir von den bisher allgemein geweſenen Anſichten abzuweichen und einen eigenen Weg zu verſuchen gezwungen ſind.

Lage Carthago's. Carthago lag unter 36° 40′ n. Br. und 27° 48′ ö. L., und zwar nach Appian (Libyc. 95. 96.) im innerſten Winkel eines großen Meerbuſens, der vom Promontorium Hermaeum (Cap Bon) im Oſten und dem Promontorium Apollinis (Cap Zibib) im Weſten

Digitized by Google

gebildet wird, und eine Tiefe von faſt 15 Meilen hat. Die Stadt lag auf einer Halbinſel, die ſich ſüdlich vom Ausfluſſe des Bagradas von Weſten nach Oſten in das Meer erſtreckt, und von welcher eine lange, ungefähr eine halbe Stunde breite Erdzunge gegen Süden hinablief und ſo den See von Tunis von dem Meerbuſen abſchloß. Die Landenge, durch welche dieſe Halbinſel mit dem feſten Lande zuſammenhing, war 25 Stadien (eine ſtarke halbe teutſche Meile) breit, die ganze Halbinſel aber hatte einen Umfang von 360 Stadien (etwa 9 teutſchen Meilen). Die Landenge, welche die Halbinſel mit dem Continente verband, war durch eine dreifache Mauer geſchützt, welche von dem See von Tunis querüber nach der entgegengeſetzten Bucht geführt war, 30 Ellen Höhe hatte und alle 200 Schritt einen Thurm von 4 Stockwerken. Die Dicke der Mauer war 30 Fuß, und in derſelben waren die Ställe für 300 Elephanten, für 4000 Pferde, für 24,000 Soldaten, nebſt Magazinen u. ſ. w., ſo daß alſo dieſe Beſatzung der übrigen Stadt gar nicht zur Laſt fiel. Nur ein Theil der Mauer, der gegen die Häfen hin ſich erſtreckte, war ſchwächer, und dieſer wurde daher auch ſpäterhin von den Römern zum Angriffspunkte auserſehen. Die Halbinſel bildete an ihrer ſüdlichen Seite, gegen den See von Tunis hin, wiederum eine geräumige Bucht, welche größtentheils durch eine andere kleine Landzunge, welche ſich neben der zuvor genanten Landzunge herzog, eingeſchloſſen wurde. Dieſe Bucht, von der übrigens jetzt gar keine Spuren mehr vorhanden ſind, bildete den Hafen von Carthago, der überaus geräumig und ſicher war, und durch 2 vorſpringende Landecken und eine zwiſchen dieſen liegende kleine Inſel in 2 Theile getheilt wurde. Man ſchiffte aus dem größeren Hafen durch einen nur 70 Fuß breiten Eingang, der durch eine eiſerne Kette verſchloſſen werden konte, in den inneren Hafen. Der Vortrefflichkeit dieſer Häfen hat gewiß Carthago zumeiſt ſeine Blüthe und ſeine Macht zu verdanken, und doch ſind die Nachrichten der Alten über dieſelben, namentlich des Appian und Polybius in vollkommenem Widerſpruch mit einander, zumal wenn man die gegenwärtige Geſtalt der Landenge mit ihren Beſchreibungen vergleicht. Der äußere Hafen war für die Handelsſchiffe beſtimt und war groß genug, um eine bedeutende Anzahl derſelben zu faſſen. Die kleine Inſel, welche vor der Einfahrt in den inneren Hafen lag, war befeſtigt, und hier befanden ſich Schiffsmagazine und eine Wohnung für den Oberbefehlshaber der Flotte; auch verhinderte die Höhe der Inſel und ihrer Gebäude, daß man vom Meere oder vom äußeren Hafen aus in den inneren Hafen hineinſehen konte. Dieſer letztere war nur für die Kriegsſchiffe beſtimt und hatte für 220 derſelben Raum, und jedes Schiff hatte ſeine beſondere Lagerſtelle zwiſchen zwei ioniſchen Säulen, welche ein Gebäude trugen, das über dem Schiffe ſtand, und aus welchem ſogleich alle Bedürfniſſe zur Ausrüſtung des Schiffs in daſſelbe hinabgelaſſen werden konten. Dieſe Schiffsmagazine bildeten eine Art von geſchloſſener Galerie, und außerdem war noch die ganze Hafenbucht durch eine doppelte Mauer geſchloſſen, durch welche nur ein einziges Thor in die Stadt ging, ſo daß nicht nur der Kriegshafen den Blicken aller verſchloſſen war, ſondern auch der Handelshafen ſo gänzlich geſperrt werden konte, daß, wenn es nöthig war, keiner in der Stadt erfuhr, was in den Häfen verging. — Der große Raum der ganzen Halbinſel, welcher einige Quadratmeilen betrug, war nach der Seeſeite hin, beſonders im Norden, nur durch eine einfache Mauer geſchützt, indem die zahlreichen Klippen und die Steilheit des Ufers ſelbſt ſchon hinreichenden Schutz gewährten. Zunächſt nach dem feſten Lande und der Mauer hin, vielleicht an dieſelbe anſtoßend, lag das Caſtell Byrſa (Botsra, Burg), deſſen Umfang verſchieden angegeben wird, und das wieder durch eine mehrfache Mauer geſchirmt war; den übrigen Raum nahm größtentheils die Stadt ein, von welcher der Theil zunächſt am Hafen, Cothon genant wurde (ſo hieß auch die Inſel, welche den Eingang zum innern Hafen ſchloß). Der andere hieß Magara (Magaria, Magalia), war aber weniger mit Gebäuden bedeckt, und enthielt daher auch Gärten und Äcker von ſo großer Ausdehnung, daß hier Platz war, ganze Kriegsheere aufzuſtellen; denn 700,000 Menſchen, auf welche Zahl die Bevölkerung Carthago's angegeben wird zur Zeit der Belagerung, als alles in die Stadt zuſammengedrängt war, füllen einen Raum von einigen Quadratmeilen nicht. Außer der Burg werden noch mehre Hügel innerhalb des Umfanges der Stadt unterſchieden und viele große prächtige Gebäude, z. B. der Tempel des Äsculapius, der ſelbſt eine Art von Feſtung war. Von der ganzen herrlichen Stadt, der größten und ſchönſten des Alterthums, iſt nichts übrig geblieben, als Trümmer einer Waſſerleitung und einige Ciſternen, von denen es übrigens ſehr zweifelhaft iſt, ob ſie dem alten tyriſchen Carthago angehören. Jetzt liegt auf dem ungeheuren Raume, auf der entgegengeſetzten Seite der Hafenſtadt Cothon, ein elender Flecken El Mersa (Hafen).

Geſchichte Carthago's. Merkwürdig iſt die Sage über die Bevölkerung des nördlichen Afrika's, die uns Salluſtius aus puniſchen Quellen (Jug. 21.) aufbehalten hat. Afrika nämlich, heißt es, hatten zu Anfange Gätuler und Libyer inne, rohe und ungebildete Völker, welche vom Fleiſche wilder Thiere und von Kräutern ſich nährten, wie das Vieh; es waren Menſchen ohne Sitte, ohne Geſetze, ohne Obrigkeit; unſtät umherſchweifend, hatten ſie keine Wohnung, als wo die Nacht ſie überfiel. Aber nachdem in Hiſpanien Herkules ſeinen Untergang gefunden hatte, und ſein Heer, das aus den mannigfaltigſten Völkerſchaften zuſammengeſetzt war, nach Verluſt ſeines Führers ſich in kurzem zerſtreute, ſo ſchifften die Meder, Perſer und Armenier unter ihnen nach Afrika hinüber und ſiedelten ſich dort an der Küſte des Mittelmeers an, die Perſer mehr in der Nähe des Oceans. Dieſe kehrten ihre Schiffe um und gebrauchten ſie als Hütten, weil in dem Lande dort kein Holz war. Sie aber vermiſchten ſich allmählig durch Heirathen mit den Gätulern; und weil ſie bald in dieſer Gegend, bald in jener ſich anzubauen verſuchten, ſo nanten ſie ſich ſelbſt Numidier. Und auch ſpäterhin noch waren die Wohnungen der numidiſchen Landleute, die ſie ſelbſt Mapalia nanten, länglichte und gewölbte Hütten, umgeſtürzten Schiffbäuchen ganz ähnlich. Die Meder und Armenier aber verbanden

Digitized by Google

ſich mit den Albyern und dieſe änderten bald ihren Namen Meder in Mauren um. Die Perſer aber wurden die mächtigſten und eine Schaar der Numidier zog aus von den Sitzen ihrer Väter und beſetzte den Theil des Landes, der dem ſpätern Carthago zunächſt lag. Dieſe Numidier nun, im Vertrauen auf ihre Macht, bezwangen ihre Nachbaren durch Waffen oder durch Furcht, und erwarben ſich großen Ruhm, beſonders die zunächſt am Meere wohnenden, und ſo wurde nach und nach der nördliche Theil Afrika's von den Numidiern beſetzt, und alle beſiegten Völker verſchmolzen mit den Siegern zu einem Volke und einem Namen. Später aber gründeten die Phönicier, theils um die überflüſſige Volksmenge abzuleiten, theils aus Eroberungsluſt, nachdem ſie den Pöbel und andere unruhige Menſchen dazu aufgemuntert hatten, Hippo, Hadrumetum, Leptis und andere Städte an der Küſte von Afrika; und dieſe Städte wurden bald ſehr blühend und gereichten ihren Mutterſtaten zum Schutz und zur Zierde. Was aber Carthago betrifft, ſo hält Salluſt es für beſſer, über daſſelbe zu ſchweigen, als zu wenig davon zu ſagen u. ſ. w. — Aus dieſer Sage, die wenigſtens ebenſo viel Gewicht hat, als die Fabeln der Griechen, geht hervor, daß vor Ankunft der Phönicier in Nordafrika ſchon ein Reich beſtand, welches nicht ſo rohe und barbariſche Nationen umfaßte, als die übrigen Völker des nördlichen Afrika waren, die wir aus Herodot IV. 168 seqq. kennen, ſondern Nationen, die, indem ſie erobernd auftreten, eine feſte Statseinrichtung und bürgerliche Verfaſſung vorausſetzen laſſen, Nationen, mit denen es der Mühe werth ſeyn konte, in Verkehr zu treten, und mit denen die Anknüpfung feſter Verhältniſſe überhaupt möglich war. Was es übrigens mit der perſiſchen Abſtammung der Numidier auf ſich habe, wollen wir dahin geſtellt ſeyn laſſen; immer aber iſt es intereſſant zu ſehen, wie auch dieſe Völker die Anfänge ihres Statslebens aus dem Orient herleiteten und an den fabelhaften Herkules anknüpften. Mit dieſen Numidiern nun knüpften die Phönicier, nach dem Handel mit dem Innern Afrika's begierig, Verbindungen an, und gründeten zu dem Ende die Handelsplätze an der Küſte, welche Salluſt uns in der angeführten Stelle nent, und außer dieſen auch noch Utica, Leptis major, Tunes u. ſ. w., indem ſie auf friedlichem Wege ihr Verhältniß zu den Numidiern zu beſtimmen ſuchten, und zwar ſo, daß zugleich ihr Intereſſe und das der Bewohner des Landes dadurch berathen würde. Dieſes liegt in der Natur der Sache und kann mit Gewißheit angenommen werden; denn eine andere Möglichkeit für die Gewinnung des afrikaniſchen Handels, der wegen der Eigenthümlichkeit des Bodens und des Himmels vor Jahrtauſenden keine andere Wege nehmen konte, als die er jetzt nimt, gab es nicht, als wenn man Stapelplätze anlegte und Märkte, wohin die Caravanen die Güter des innern Afrika's brachten, und wo ſie gegen die Güter des Oſtens und Nordens umgetauſcht wurden. Und daß dieſes nur durch freundlichen und friedlichen Umgang und Verkehr wirklich ausgerichtet werden konte, iſt eben ſo gewiß. — Auch hat ſich bei ſpäteren Schriftſtellern (Procopius, Bell. Vandal. II. 10.) und bei Suidas (Χαναάν) die Sage erhalten, daß Chananäer bei Eroberung Canaan's durch Joſua, vor dieſem fliehend, ſich nach der Küſte des nördlichen Afrika in die Gegend des ſpätern Carthago gewandt und dort niedergelaſſen hätten; dies ſollte ſogar noch in den Tagen der Vandalen 540 nach Chr. Geb. eine Säule bei Tigiſis mit einer phöniciſchen Inſchrift beſagen. Über die Echtheit dieſer Inſchrift iſt viel geſtritten worden, und allerdings möchte auch manches gegen dieſelbe einzuwenden ſeyn, auf jeden Fall waren es dann aber doch Chananäer oder Chananiter, welche ſich hier niederließen, keine Phönicier, welche die Einwanderung der Juden gar nicht betraf, die alſo von denſelben auch nicht aus ihren Sitzen gedrängt ſeyn konten; und ſo hat denn dieſe angebliche Einwanderung der Chananiter mit den wirklichen phöniciſchen Colonien nichts gemein.

Die Anlegung dieſer phöniciſchen Colonial-Städte aber fällt in eine ſehr frühe Zeit, in's Davidiſche oder Salomoniſche Zeitalter, als die Phönicier im alleinigen Beſitz aller köſtlichſten Güter der Erde durch ihren Handel waren, und ſie ihre Flotten bis nach Tarſchiſch ſandten, um dieſe Güter herbeizuführen. Die Anlegung von Utica namentlich wird von Ariſtoteles 287 Jahre vor der Erbauung Carthago's geſetzt, von Vellejus in die Zeiten des Codrus, der ein Zeitgenoſſe Saul's war, zur ſelbigen Zeit, als auch Gades in Hiſpanien von den Phöniciern gegründet wurde, und daß dieſe Stadt die älteſte unter den phöniciſchen Colonien in dieſer Gegend geweſen ſey, mag vielleicht aus dem Namen ſelbſt geſchloſſen werden können, indem עתיק auf Puniſch die Alte heißt, im Gegenſatz mit der ſpäter gegründeten neuen Stadt oder Carthago, ſo daß, als dieſe neue Stadt ſich erhob, der eigentliche Name der ältern Stadt verloren ging, und nur die Benennung der Altſtadt (Utica und Ityka) übrig blieb und allgemein wurde.

Die Zeit nun, wann dieſe Neue Stadt oder Carthago gegründet wurde, wird ſehr verſchieden angegeben, ſo wie auch über die Namen der Gründer und die Umſtände der Gründung ſehr abweichende Nachrichten bei den alten Schriftſtellern ſich finden. Am höchſten hinauf ſetzen die Erbauung Carthago's Appian, nämlich auf 50 Jahre vor Troja's Zerſtörung, und Philiſtus, nämlich 460 Jahre vor der erſten Olympiade, alſo etwa 1236 oder 1234 vor Chr. Geb. Andere ſetzen ſie ſpäter, und faſt bei jedem Schriftſteller finden ſich verſchiedene Jahre. Euſebius ſetzt ſie bald 1216, bald 894, bald 814 Jahre vor Chr. Geb., Livius 92 Jahre vor Rom's Erbauung oder 846 vor Chr. Geb., Juſtin 72 Jahre vor Rom's Erb., Vellejus 65 Jahr vor Rom's Erb., oder 819 vor Chr. Geb. Gewöhnlich wird das Jahr 878 vor Chr. Geb. angenommen und danach die Dauer des carthagiſchen Stats bis zur Zerſtörung der Stadt auf 732 Jahre berechnet, und dieſer Annahme wollen auch wir folgen, weil mit Beſtimtheit doch nichts auszumachen iſt. — Die Urſache, warum eine ſo große Verſchiedenheit der Angaben ſich findet, iſt leicht zu erklären. Höchſt wahrſcheinlich bildete ſich dieſe Stadt nach und nach von Utica aus, indem die überhand nehmende Volksmenge ſich auf der ſo trefflich gelegenen und nur wenige Meilen entfernten Halbinſel anſiedelte; tyriſche Auswanderer mochten hin-

Digitized by Google

zukommen und die Zahl der Anbauer vermehren; ſo entſtand ein befeſtigter Ort, Byrſa oder Botſra, und nach Verlauf langer Zeit erhob ſich endlich, durch Begünſtigung unbekanter Umſtände, die Stadt Carthago, welche ſodann, wie ſchon der Name andeutet, bald anfing, eine Nebenbuhlerin von Utica zu werden, um ſie ſpäter gänzlich zu verdunkeln. Wir übergehen daher die Sage von der Einwanderung der Dido oder Eliſa, welche vor ihrem Bruder Pygmalion fliehend, ſich hier angeſiedelt haben ſoll, nachdem ſie von den Einwohnern der Gegend ein Stück Land erkauft, das ſie mit einer Ochſenhaut umſpante; eben ſowol auch die Sage, die wir bei Appian und Philiſtus finden, daß Zorus und Carchedon dieſe Stadt gegründet hätten. Letzteres iſt nur eine etymologiſche Spielerei der Griechen, und die Sage von der Dido, obſchon ſie eine hiſtoriſche Grundlage haben mag, iſt auf jeden Fall im Munde der Nachwelt entſtellt worden; denn daß Dido eine Ochſenhaut in ſo dünne Streifen geſchnitten, daß ſie damit einen Raum von 22 Stadien (über $\frac{1}{2}$ teutſche Meile) umſpant habe, iſt offenbar nur ein Scherz, indem es phyſiſch unmöglich iſt, auch mit den feinſten Werkzeugen dieſes zu Stande zu bringen. Daher möge die Sage von der Dido, welche uns ausführlich Juſtin, Appian und Virgil nebſt deſſen Commentator Servius erzählen, unter dem Artikel *Dido* nachgeſehen werden; der Geſchichte gehört nur ſo viel an, daß der Ort für den Anbau von Carthago nicht durch Gewalt der Waffen, ſondern durch *friedliche Übereinkunft* mit den frühern Bewohnern der Gegend gewonnen wurde. Wenn wir daher die Vorſtellung aufgeben, welche man gewöhnlich von der jungen Stadt Carthago hat, daß dieſelbe nämlich von Anfang an ſchon als ein eigner und in ſich abgeſchloſſener Stat, der einzeln an einer einſamen Küſte gelegen, aber zu großen Dingen einmal beſtimt, ſich geltend gemacht habe; ſondern wenn wir Carthago als das betrachten, was es war, nämlich als eine Anſiedlung uticenſiſcher und tyriſcher Kaufleute, in der Mitte zwiſchen Utica und Tunis gelegen, von welchen die erſtere ſchon mehre Jahrhunderte in Macht und Anſehn geſtanden hatte, von beiden Städten nur 2 oder 3 Meilen entfernt, als ein Pflanzort, der gewiß auf den Phöniciern gehörigen Boden, nicht auf numidiſchem angelegt wurde, und eben deshalb im Anfange unter dem Einfluß von Utica ſtehen mußte, wenigſtens ſich nicht durchaus frei entwickeln konte: ſo wird man von ſelbſt darauf Verzicht leiſten, in der erſten Zeit, ſeit der Stiftung etwa ein Jahrhundert lang und länger noch, eine eigentliche Geſchichte dieſer Stadt zu erwarten. Orte der Art, die nur Stapelplätze für Waaren ſind, oder eine Zuflucht, in welcher Schiffer gegen den Sturm ſich ſichern, haben keine Geſchichte und können dieſe erſt dann erhalten, wenn plötzlich das Verhältniß ſich ändert, ſie ſich unabhängig machen und anfangen, als freie Gemeinweſen eine Rolle zu ſpielen.

Wann nun der Zeitpunkt gekommen ſey, in welchem Carthago von Utica ſich unabhängig machte und dadurch zuerſt in die Geſchichte eintrit, das läßt ſich ſchwerlich beſtimmen, indem kein ausdrückliches geſchichtliches Zeugniß darüber vorhanden iſt. Doch liegt eine Vermuthung ſehr nahe, die wir uns nicht ſcheuen hier auszuſprechen. Joſephus erwähnt (IX. 14. 2.), und zwar aus ſehr guten Quellen, nämlich aus der Geſchichte des Menander von Epheſus, der tyriſche Geſchichtsbücher benutzt hatte, daß 715 vor Chr. Geb. Sidon und die meiſten übrigen den Tyriern unterworfenen phöniciſchen Städte ſich gegen die herrſchende Stadt empörten und den aſſyriſchen König Salmanaſſar gegen die gemeinſame Unterdrückerin zu Hilfe riefen, wodurch ein Krieg entſtand, in welchem die Tyrier eine 5jährige Belagerung aushalten mußten, dennoch aber zur See ſiegten und ihre Feinde endlich zwangen, die Belagerung wieder aufzuheben. Dieſer allgemeine Aufſtand gegen Tyrus ſcheint auch auf die Colonien ſich erſtreckt zu haben, die ſchwerlich ohne Theilnahme bleiben konten; und es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß damals auch Utica ſich den Empörern anſchloß. Carthago dagegen, aus natürlichem Widerſtreben gegen die oberherrſchende Nachbarſtadt, ſcheint das tyriſche Intereſſe verfochten zu haben, und da der Sieg ſich endlich für Tyrus erklärte, ſo mußte Carthago für ſeine Treue belohnt werden, und dies geſchah wahrſcheinlich durch Aufhebung der Abhängigkeit von Utica, woraus bald Obergewalt über dieſe Stadt gefolgt ſeyn mag. Ein Beweis freilich kann hiefür nicht gegeben werden, doch möchte wol hieraus die Pietät zu erklären ſeyn, mit welcher theils die Tyrier dem Cambyſes ihre Theilnahme an einem Feldzuge gegen Carthago verweigerten (523 vor Chr. Geb.), theils die Carthager in ihrem Vertrage mit Rom (406 nach Erb. d. St., 348 v. Chr. Geb.) der Tyrier auch erwähnen, als in dem Bündniſſe mit einzuſchließen (was ein Jahrhundert ſpäter in dem Bündniſſe Hannibal's mit Philipp von Macedonien nicht mehr geſchah, weil damals Tyrus ſchon untergegangen war, woraus auch abzunehmen iſt, daß dieſes Tyrus die alte phöniciſche Mutterſtadt iſt, und nicht, wie einige meinen, eine unbekante Colonie in der Nähe von Carthago, die mit Utica gleiche Rechte gehabt hätte), und außerdem jährlich eine Geſandtſchaft nach Tyrus ſandten, um der Mutterſtadt Ehre zu beweiſen und dem Herkules zu opfern; eine eigenthümliche Erſcheinung, die erklärt werden und einen beſtimten Grund gehabt haben muß, indem überhaupt dergleichen gegen die Natur des Verhältniſſes einer Colonie zum Mutterſtate iſt, auch nichts ähnliches in der alten und neuen Geſchichte ſich findet, und am wenigſten dieſes von Tyriern und Carthagern erwartet werden mag, die nur allzuſehr in der Geſchichte durch die Treu- und Ruchloſigkeit verrufen ſind, mit welcher ſie überall nur durch ihr augenblickliches Intereſſe ſich haben beſtimmen laſſen. Wohlthaten des Mutterſtats gegen die Tochter erzeugen immer und überall nur Undank; hingegen eine bedeutende Wohlthat, die der Tochterſtat dem mütterlichen State erwieſen, wenn dieſelbe auch aus einer ganz andern Quelle hervorgegangen war, kann eine bleibende Anhänglichkeit ſichern, indem ſie mehr als ein Werk der Freiheit erſcheint und nicht als ein Pflichtgebot, das dem Menſchen jederzeit läſtig iſt. — Ganz vorzüglich aber ſcheint Carthago nach dem Falle der Mutterſtadt Tyrus durch Nebucadnezar (600 vor Chr. Geb.) an Macht zugenommen zu haben, denn wenn auch Tyrus, d. h. die Inſelſtadt, nicht von Nebucadnezar er-

Digitized by Google

ſtört wurde, wie man gewöhnlich annimt (man vergleiche die vortreffliche Abhandlung über Tyrus von Geſenius in ſeinem Commentar zum Jeſaias tom. II. p. 707.), ſo waren doch die Phönicier von dem an in allen ihren Bewegungen gehemt, und ſie ſahen ſich genöthigt, den Handel im Oſten den griechiſchen Inſeln und Küſtenſtädten allmälig zu überlaſſen, ſo wie Carthago nach und nach den Handel des Weſtens an ſich riß; und das ehemals allgewaltige Tyrus wurde ½ Jahrhundert ſpäter perſiſche Provinz oder doch wenigſtens dieſem Reiche dienſtbar, wurde immer unbedeutender bei der innern Auflöſung der perſiſchen Herrſchaft, bis es endlich durch Alexander ſeinen Untergang fand. Früher, als in Nebucadnezar's Zeit, die Ausbreitung der carthagiſchen Herrſchaft über die Küſten und Inſeln des Mittelmeers und beſonders über Hiſpanien zu ſetzen, möchte nicht thunlich ſeyn, denn es läßt ſich nicht denken, warum die Phönicier ohne Noth ihre Handelsvortheile aufgeopfert, die Oberherrſchaft über ihre Colonien preisgegeben und an die Carthager gutwillig überlaſſen haben ſollten; und wenn ſchon nach Diodor die Carthager 160 Jahre nach Gründung ihrer Stadt, alſo nach unſerer Annahme 718 Jahre vor Chr. Geb. (oder richtiger, da Diodor wol dem Timaeus folgt, und dieſer die Gründung Carthago's ins Jahr 814 vor Chr. Geb. ſetzt, im Jahr 654 vor Chr. Geb. die Inſel Ebuſus beſetzt haben, ſo iſt das doch wol nur ein einzeln ſtehendes Unternehmen, und die eigentlichen auswärtigen Eroberungen Carthago's auf Sicilien, Sardinien, Corſica, an der Mauritaniſchen und Hiſpaniſchen Küſte fallen, wenigſtens nach dem Juſtin zu ſchließen, erſt in die 50 Jahre, welche der Herrſchaft des Cyrus und Cambyſes vorausgehen, alſo in die Zeit, die unmittelbar auf das Reich des Nebucadnezar folgt. Ein großer Schade iſt es aber, daß Juſtin die Geſchichte des Trogus Pompejus gerade in der Geſchichte Carthago's ſo überaus mangelhaft excerpirt hat, indem er, der einzige von denen, die über Carthago's Geſchichte abſichtlich handeln, der uns vollſtändig erhalten iſt, leichtſinnig mit kurzen Worten über einige Jahrhunderte hinweggeht, während er weitläufig Anekdoten erzählt, die immer hätten unerzählt bleiben können. Freilich iſt auch noch die Frage, ob Trogus wirklich mehr Nachrichten über die ältere Geſchichte Carthago's, als wir bei Juſtin finden, aufgezeichnet gehabt habe; wenigſtens nach den noch vorhandenen *Prologen* ſeiner Geſchichte zu ſchließen, iſt dieſes nicht einmal anzunehmen. Von jener älteſten Zeit aber an, bis auf die Empörung des Malchus berichtet Juſtin uns nur, daß der Stat durch mannigfache Unglücksfälle und innere Zwiſtigkeiten zerriſſen worden ſey, daß man auch an Seuchen gelitten und deshalb Menſchenopfer gebracht, und daß man heftige und langwierige Kriege mit den Afrikanern geführt habe. Was nun die innern Zwiſtigkeiten betrifft, ſo können dieſe auch auf die Verhältniſſe mit Utica gehen, bei welchen alle Einwohner Carthago's betheiligt ſeyn mußten; und was die Kriege mit den Afrikanern anlangt, ſo waren dieſe eine nothwendige Folge der Ausbreitung ihrer Herrſchaft, welche die Carthager nach dem Sinken der Phöniciſchen Macht verſuchten. Denn da die Stadt allmälig an Volksmenge zunahm, begünſtigt durch ihre Lage, indem ſie gleich einer natürlichen Feſtung jeden Angriff von der Landſeite, wie von der See her, abwehrte, ſo war doch auch ein Gebiet nöthig, das durch Fruchtbarkeit und Anbau im Stande war, der Volksmaſſe die erforderlichen Lebensmittel aus der Nähe zu verſchaffen. Hiezu eignete ſich nun aber kein Landſtrich beſſer, als das ſüdlich von Carthago gelegene Land, welches an der nach Süden hinablaufenden Meeresküſte entlang bis zur kleinen Syrte hin ſich erſtreckt. Dieſes Land, eines der fruchtbarſten in der Welt, iſt gegen Weſten und Süden durch hohe Gebirge vor der Hitze und den Glutſtrömen der Wüſte geſchirmt, gegen Oſten aber den kühlenden und befruchtenden Seewinden ausgeſetzt, ſo daß es faſt ohne künſtliche Bearbeitung und Beſtellung hundertfältige Frucht trägt. Nach Norden und Weſten hin ſich auszubreiten, hinderte überdem die Nähe Utica's, und ſo folgten die Carthager gern der Anlockung des ſchönen Bodens im Oſten und Süden ihrer Stadt, um dort ſich auszubreiten, und ſo muß man ſich nicht wundern, wenn man gegen Weſten hin, wenige Meilen von den Thoren Carthago's entfernt, ſelbſt in der blühendſten Periode des Stats, ſchon auf die Numidiſche Grenze ſtößt, während gegen Süden und Oſten hin das Carthagiſche Gebiet über 100 Meilen weit ſich ausdehnte. Die Beſitznahme dieſes Landes verwickelte aber die Carthager natürlich in Kriege mit den Numidiern, den frühern Bewohnern deſſelben, die ohne allen Zweifel in dieſen Gegenden nicht als Nomaden umher gezogen ſeyn, ſondern ſich angeſiedelt, Städte gebauet und Land für den Ackerbau ausgetheilt haben werden. Mag immerhin der Name Numidier *Nomaden* bedeuten, umherziehende, wandernde Völker, ſo iſt doch nicht zu erweiſen, daß ſie nicht theilweiſe hin und wieder ihre wandernde Lebensart verlaſſen und feſte Wohnſitze gegründet haben ſollten. Die Natur eines Landes und die Sitten der Menſchen ſtehen immer in einem Wechſelverhältniß, und das Entgegengeſetzte und Widerſprechende wird ſich nie finden, oder ſollte ein unnatürlicher Zuſtand wirklich eine Zeit lang ſtatt haben, ſo wird er nicht lange dauern. Auch ſagt unſers Bedünkens Herodot mit klaren Worten (IV. 187. 191): daß die Völker nördlich vom Triton's See keine Nomaden wären, und es möchte zu viel gethan werden, wenn man das οὐκέτι (οὐκέτι νομάδες εἰσὶ Λίβυες) blos von der Zeit verſtehen wollte, da es eben ſo wol auch auf den Raum bezogen werden kann, was bei Herodot oft genug geſchieht. Daher haben neuere Forſcher geſchloſſen, auch dieſe Völker wären früher Nomaden geweſen, ſpäter aber Ackerbauer geworden, und zwar ſey dieſe Umwandlung der Nomaden in Ackerbauer durch die Carthager geſchehen; aber dergleichen iſt gegen alle Geſchichte und ohne Beiſpiel, und dem widerſprechen die zahlreichen echt Numidiſchen Städte, welche überall genant werden und äußerſt blühend waren, auch an Orten, wohin die Carthager ihre Herrſchaft nie erſtreckt hatten. Leider kennen noch immer die Europäer, durch die heilloſen Bewohner jener Gegenden abgeſchreckt, den Boden des alten Numidien's nicht genau; jedoch iſt das gewiß, daß dieſes Land keine Steppe iſt, wie die Steppen Aſiens von der Chineſiſchen Mauer bis zur Wolga oder zum

Digitized by Google

Don; auch daß es nicht überall ſich gleich iſt, ſondern daß fruchtbare Ebenen mit engen Thälern und grasreichen Matten auf den Abhängen der Berge mit einander abwechſeln, woher nothwendig auch eine große Mannigfaltigkeit unter den Bewohnern entſtehen mußte (vergl. Ritter Erdkunde I. S. 338. 344 ꝛc.) und ſo ſind wir aufs feſteſte überzeugt, daß wie noch heut zu Tage, ſo auch damals die Numidier in drei verſchiedene Claſſen ſich getheilt haben, in Ackerbauer, welche den Tull, d. h. das niedrige Land an der Meeresküſte, welches in einem großen Bogen die Berberei umſäumt und meiſtens einige Tagreiſen breit iſt, bewohnten; in Hirten, welche feſte Wohnſitze beſaßen, das Land unter ſich ausgetheilt hatten und Dörfer (Mapalia) und Städte bewohnten, auf dem Plateau des Landes gegen das Atlas-Gebirge zu; und in umherſtreifende Horden, welche hauptſächlich den ſüdlichen Abhang des Atlas gegen die Wüſte hin bewohnten, ein weites unermeßliches Land, voll der ſchönſten Weiden, das heutige Biledulgerid oder Dattel-Land. Und dieſes war die Heimath der Numidiſchen Scharen, die im Carthagiſchen Heere ſpäter als Söldner dienten, ihre Pferde ohne Zaum regirten und als die beſten Reuter den Römern ſo gefährlich waren. Dagegen beherrſchten Maſiniſſa und Syphax ꝛc. die Hirten auf dem Hochlande in deſſen ganzer Ausbreitung, eine Herrſchaft, die ihnen weder von Carthagern noch Römern ſtreitig gemacht worden iſt; und nur den Saum, das geſegnete Land an der von Carthago nach Südoſten ſich erſtreckenden Küſte, erſtrebten die Carthager und Römer und ſcheuten keine Mühe, um ſich den Beſitz dieſes Landes zu erhalten und zu ſichern.

Wegen des Beſitzes dieſes Landes aber wurden die Kriege geführt, deren Juſtin XVIII. 7. und XIX. 1. erwähnt; Carthago bedurfte des Landes, um ſeine Volksmenge zu ernähren, und es beſaß die Macht, um die Eroberung zu machen. Jedoch ſcheint die Eroberung nicht bald gelungen zu ſeyn. Vielleicht ein ganzes Jahrhundert oder noch länger, zwiſchen 600 und 400 vor Chr. Geb. wurde deshalb mit den alten Beſitzern gekämpft, und ſelbſt nachdem dieſe unterjocht waren, war man genöthigt, langwierige und blutige Kriege mit den Numidiern der Berge zu führen, welche ihren Stamgenoſſen zu Hülfe kamen und deren Unterdrückung durch Einfälle in die Carthagiſche Provinz zu rächen ſuchten. In dieſen Kriegen mit den Numidiern glänzte vorzüglich ein Carthagiſcher Feldherr Namens Malchus (Maleus, Macheus, Mezeus cf. Just. XVIII. 7. und dazu die Ausleger), der große Thaten gegen die Afrikanrr vollbracht hat; was er aber ausgerichtet hat, bleibt verhüllt und ungewiß, und die Nachricht Juſtin's XIX. 1., daß die Carthager den Afrikanern ſpäterhin wieder Tribut bezahlt hätten, läßt auf eine nicht immer glückliche Folge dieſer Kriege oder auf öftere Unterbrechung derſelben und eine nur ſehr allmälige Erweiterung ihres Gebiets ſchließen. Zwar möchten wir meinen, daß dieſe Stelle Juſtin's auch eben ſo gut von einem Tribut zu verſtehen ſey, mit dem die Carthager die Einfälle der bergbewohnenden Numidier in ihr Gebiet abkauften (was ihnen nützlicher war, als immer einen Krieg gegen Menſchen zu führen, die ſie wol ſchlagen, aber nie vertilgen und unterwerfen konten), ſo daß alſo immerhin damals ſchon die Küſte bis an den Triton's See unterjocht ſeyn konte; doch ſcheint uns das Stillſchweigen Herodot's hier von beſonderer Wichtigkeit zu ſeyn, aus dem unſeres Bedünkens gar nicht hervorgeht, daß die Carthager zu ſeiner Zeit (etwa 450 vor Chr. Geburt) ſchon weit hin gegen Süden und Oſten ihrer Stadt geherrſcht haben. In ſeiner Beſchreibung Libyen's erwähnt Herodot des Carthagiſchen Gebietes mit keinem Worte, und während er die Völkerſtämme, welche zwiſchen Ägypten und dem Atlas die Küſten bewohnten, ausführlich nent, ſo vernehmen wir durchaus nicht, daß dieſe Völker den Carthagern unterworfen geweſen ſind, was Herodot nach ſeiner Art gewiß nicht übergangen haben würde, vielmehr erſcheinen ſie alle als frei, indem er ſagt, ſie hätten ſich um die Eroberungspläne des Perſer Königs Cambyſes durchaus nicht gekümmert, und kümmerten ſich auch noch nicht um die Perſer. Freilich haben einige aus Herodot V. 42. ſchließen wollen, die Carthager hätten ſchon zur Zeit des Cleomenes (ungefähr 500 vor Chr. Geb.) bis an den Fluß Cinyps die Küſte beſeſſen, und das will uns auch Schweighäuſer durch ſeine Note zu dieſer Stelle glauben machen; aber wenn dort die Carthager herrſchten, ſo würde es unerklärlich ſeyn, wie Dorieus dort in der fruchtbarſten und ſchönſten Gegend, die Herodot kent, ſich 3 Jahre hatte behaupten können, ehe er von dort wieder vertrieben wurde; wodurch alſo das ganze Raiſonnement zuſammenfällt und die Stelle *ὑπὸ Μακέων τε καὶ Λιβύων καὶ Καρχηδονίων* muß überſetzt werden: er wurde von den Bewohnern der Gegend, den Maken, die mit andern Libyern und den Carthagern verbunden waren, vertrieben, was auch der natürliche und ungezwungene Sinn jener Stelle iſt. — Wir ſehen uns demnach gezwungen, die gewöhnliche Meinung von der frühen Ausbreitung des Carthagiſchen Gebiets in Afrika, ſehr zu modificiren, und die Vollendung deſſelben gegen Oſten erſt um das Jahr 400 vor Chr. Geb. etwa anzunehmen. Damals wurde denn auch die Grenze gegen Cyrene durch die Arae Philaenorum feſtgeſtellt, was ganz mit Salluſt. Jug. 81. zuſammenſtimt, welcher angibt, daß dies zur Zeit der höchſten Blüthe Carthago's geſchehen ſey. Zur Zeit des Malchus nun (etwa 550 vor Chr. Geb.) kämpfte man alſo, den Thoren Carthago's noch viel näher, um das geſegnete Land.

Früher jedoch, ehe noch die Carthager in Afrika ein großes Gebiet gewannen, breiten ſie ſich auf den Inſeln des Mittelmeeres aus. Die Inſel Ebuſus (Iviça) ſcheint eine der erſten auswärtigen Beſitzungen der Carthager geweſen zu ſeyn (ſiehe oben), darauf vielleicht Malta (Diod. V. 12.); dann folgen Unternehmungen auf Sicilien, deren Zuſammenhang wir wenig kennen, die aber doch ihren Zweck erfüllt haben müſſen, indem Juſtin (XVIII. 7.) erzählt, jener ſchon erwähnte Malchus habe lange und glücklich auf Sicilien gekämpft. Schon früher hatten Phönicier ſich hier niedergelaſſen, überall an den Küſten, des Handels mit den Siciliern halber, Emporien angelegt, und auch die nahe gelegenen Inſeln beſetzt. In ihre Fußtapſen traten die Carthager, doch wiſſen wir nicht, wann und unter welchen Umſtänden, und nahmen, was früher den Phöniciern gehört hatte, in Beſitz. Aber

Digitized by Google

zu derſelben Zeit erwachte auch der Handelsgeiſt der Griechen, die zahlreiche Niederlaſſungen auf Sicilien gegründet hatten, und deren Städte ſich bald mit ungeheurer Macht erhoben. Da ſtießen ſie mit den Carthagern zuſammen, denen ſie das alleinige Recht auf den ſiciliſchen Handel nicht gönnen wollten. Es kam zu Kämpfen, in in welchen freilich die Carthager oft die Sieger waren, die aber doch am Ende einen ungünſtigen Erfolg hatten, indem die Carthager gezwungen wurden, nach und nach eine Stadt nach der andern in Sicilien aufzugeben. So ward Sicilien, das die Hauptſtütze der Carthagiſchen Macht hatte werden ſollen, die Urſache zu Carthago's Untergang. Das Einzelne dieſer Kriege bis auf die Zeit Gelon's iſt gänzlich unbekant. — Zugleich mit Sicilien ſtrebten die Carthager auch nach dem Beſitze Sardinien's, und hier waren ſie glücklicher. Denn obſchon der öfter genante Malchus hier eine bedeutende Niederlage erlitt, weshalb er von den Carthagern verbant und zu einem Aufruhr und Bürgerkriege gereizt wurde (Just. l. l.), ſo wurde doch von ſeinem Nachfolger, dem Mago, dem Stamvater eines großen Heldengeſchlechts Carthagiſcher Könige und Feldherren, der Plan weiter fortgeführt und die Inſel allmälig in die Gewalt der Carthager gebracht. Früher war Sardinien in dem Beſitz der Etrusker, und zur Zeit des Cyrus ſehen wir die Carthager noch im Bunde mit den Etruskern gegen die auswandernden Phocäer, denen ſie ihre Niederlaſſung Alalia auf Corſika nicht gönten. Daher iſt es unwahrſcheinlich, daß die Carthager damals ſchon bedeutende Fortſchritte auf Sardinien gemacht haben ſollten. Doch als in der Folge die Macht der Etrusker, durch die immerwährenden Kriege mit Rom, im 5. Jahrhundert vor Chr. Geb. gebrochen wurde, ſcheinen ſich die Carthager mehr ausgebreitet zu haben; Calaris und Sulchi wurden erbauet und faſt die ganze Inſel beſetzt, welche nun eine Kornkammer für Carthago wurde, und deren Bergwerke die Stadt bereicherten; nur im Innern blieben die rohen Stämme frei auf ihren Gebirgen. Die Kämpfe übrigens, durch welche die Inſel in den Beſitz der Carthager kam, kennen wir näher nicht, ſo wie wir auch nicht wiſſen, ob die Einwohner der Inſel oder die Etrusker dem Malchus die oben erwähnte Niederlage beibrachten. Das Reſultat nur muß genügen, daß Sardinien endlich unterworfen wurde; und vielleicht waren die 2 Jahrhunderte, die Sardinien nun etwa unter carthagiſcher Botmäßigkeit ſtand, die glücklichſte Zeit, der ſich dieſe Inſel erfreut hat. — Auch auf Corſika ſiedelten ſich früher Carthager an, wie zu vermuthen ſteht in der 2ten Hälfte des 6ten Jahrhunderts vor Chr. Geb.; und hier, bei Corſika, traten die Carthager zuerſt gewiſſermaßen in der Geſchichte auf. Nämlich die Niederlaſſung der Phocäer auf Corſika, wo ſie Alalia angelegt hatten, erregte die Eiferſucht der Carthager und der Etrusker, welche früherhin, ſo wie Sardinien, ſo auch Corſika, beſetzt gehabt zu haben ſcheinen. Vielleicht auch um ſich gegen die Räubereien derſelben zu ſchützen und um die durch neue Ankömlinge verſtärkte Colonie nicht allzumächtig werden zu laſſen, zogen Carthager und Etrusker mit 120 Schiffen gegen die Phocäer von Alalia, welche ihnen nur 60 Schiffe entgegenzuſtellen hatten. Die Phocäer erhielten freilich den Sieg, verloren aber 40 Schiffe, deren Mannſchaft die Feinde nachher ſteinigten, und da auch ihre übrigen 20 Schiffe die Schnäbel verloren hatten, ſo konten ſie ſich in Alalia nicht länger halten, weshalb ſie Corſika verließen und ſich nach Rhegium begaben, in deſſen Nähe ſie Velia anlegten. Auf dieſe Seeſchlacht, welche etwa in's Jahr 543 vor Chr. Geb. fällt, ſcheint die Anſiedlung der Carthager auf Corſika unmittelbar gefolgt zu ſeyn; doch können wir nicht beſtimmen, ob Kriege mit den Eingebornen oder mit den Etruskern der Einnahme der Inſel voraufgingen. Gewiß iſt aber, daß zur Zeit der Kriege mit den Römern Corſika im Beſitz der Carthager war.

Wann die Carthager auf der Nordküſte von Afrika, weſtlich von Carthago, und an der Küſte von Hiſpanien ſich ausbreiteten, läßt ſich gleichfalls nicht beſtimmen. Daß ſie ſchon zu Herodot's Zeit (450 vor Chr. Geb.) außerhalb der Säulen des Herkules handelten, ſagt derſelbe beſtimt (IV. 196.); und wenn dieſes der Fall war (ja es ſcheint, als wenn der Ort, von dem Herodot ſpricht, etwa an der Küſte Guinea's zu ſuchen ſey, indem keine Möglichkeit eines gegenſeitigen Verſtändniſſes Statt fand, weshalb die Einwohner wol Neger und keine Mauren waren), ſo ſcheinen Stationen an der Küſte Afrika's, ohne die eine ſo weite Schiffahrt nicht möglich war, nicht gefehlt zu haben, und dieſe machen denn auch Anſiedlungen an der Hiſpaniſchen Küſte ſehr wahrſcheinlich. Ferner ſcheint damit auch der berühmte Periplus des Hanno in Verbindung gebracht werden zu müſſen, welcher nothwendig ſchon eine Zeitlang vorher Statt gefunden haben mußte, ehe die Carthager ſolche Handelsfahrten nach dieſer entlegenen Küſte, außerhalb der Säulen, machen konten. Denn bei dem Handel der Carthager mit den rohen Afrikanern, den Herodot am angeführten Orte beſchreibt, iſt von einer ſchon alten Gewohnheit die Rede, und des Hanno Seereiſe war eine Entdeckungsreiſe in unbekante, bisher unbeſuchte Gegenden. Was aber das Denkmal ſelbſt betrifft, das uns über dieſe Seereiſe des Hanno erhalten iſt, ſo muß dieſes, obſchon ſo viele ausgezeichnete Geographen und Hiſtoriker demſelben ſehr gelehrte Commentare gewidmet haben, dennoch in der Form, wie wir es jetzt beſitzen, als ein ſehr zweifelhaftes und zweideutiges Machwerk erſcheinen. Denn, wenn es in dieſer Schrift heißt, Hanno habe auf einer Flotte von 60 Schiffen eine Menge von 30,000 Menſchen mit Proviant und allem Zubehör weggeführt, habe 7 Städte gegründet, welche natürlich mit allen Bedürfniſſen zum Leben ſowol, als zum Anbau und zur Vertheidigung ausgerüſtet ſeyn mußten, und er ſey nachher doch noch weiter geſegelt und habe immer noch eine Flotte zuſammenbehalten; ſo iſt dieſes eine Nachricht, die ſich in ſich ſelbſt aufhebt. 60 Kriegsſchiffe hätten für eine ſolche Expedition nimmer ausgereicht; eine Transportflotte von mehren Hunderten von Laſtſchiffen hätte die Kriegsflotte begleiten müſſen, und doch werden theils ſolche in dem Periplus nicht erwähnt, theils hatten die Carthager gewiß damals zu einer Entdeckungsreiſe von ſehr ungewiſſem Erfolge, nicht ſo viele Schiffe übrig. Auch

Digitized by Google

iſt es augenſcheinlich, daß der Verfaſſer des Periplus dieſe 30,000 Koloniſten auf den Kriegsſchiffen hat unterbringen wollen, denn wozu hätte es ſonſt einer Zahl von 60 Kriegsſchiffen bedurft, da man nicht mit ſeefahrenden Nationen zu kämpfen hatte, und eine ſo zahlreiche Flotte ſich ſelbſt nur hinderlich geweſen wäre. Wie blühend mußte ferner auch damals ſchon das Gebiet der Carthager in Afrika ſeyn, wenn es ohne Weiteres 30,000 Coloniſten und zwar Libyphönicier, alſo nur von einem Theil der Bevölkerung des Carthagiſchen Gebiets, abgeben ſollte und konte zu einer faſt verlornen Unternehmung? Wie iſt es auch denkbar, daß eine ſo große Anzahl von Coloniſten ſich freiwillig hätte zu dieſer Unternehmung einfinden ſollen, und wie war es möglich, dieſelben mit Gewalt dazu zu zwingen, oder ſie auf der Reiſe im Zaume und nachher in der Treue zu erhalten? Auch enthält der Reiſebericht des Hanno, deſſen Plinius erwähnt, ganz andere Nachrichten, als der vorliegende; er betraf nicht eine eingeſchränkte Entdeckungsreiſe, ſondern eine Umſchiffung von ganz Afrika bis nach dem Arabiſchen Meerbuſen hin, und daß eine ſolche Umſchiffung von den Carthagern wenigſtens bis auf die Zeit des Herodot noch nicht unternommen geweſen iſt, ergibt ſich mit vollkommener Gewißheit aus dem Stillſchweigen Herodot's da, wo er der Ägyptiſchen Verſuche in dieſer Art gedenkt (IV. 43.). Anderer Schwierigkeiten und Widerſprüche nicht zu gedenken, ſo iſt nicht vorauszuſetzen, daß die Carthager, welche ſonſt ſo eiferſüchtig den andern Nationen ihre Handelswege verheimlichten, ihre Geheimniſſe auf einer öffentlich in einem Tempel aufgehängten Tafel ſollten ausgeplaudert haben, ſofern die Nachrichten, die ſie gaben, Wahrheit enthielten; enthielten aber, was der Augenſchein lehrt, ihre Nachrichten Übertreibungen und Unwahrheiten jeder Art, ſo iſt es offenbar, daß auf dieſelben kein Gewicht zu legen iſt, und daß es verlorne Mühe iſt, die Einzelheiten dieſes Reiſeberichts deuten zu wollen. Mit einiger Accommodation iſt dieſes freilich möglich, wie auch neuere Verſuche gezeigt haben; jedoch wird die Wiſſenſchaft und beſonders die alte Geographie und Geſchichte nichts damit gewinnen. Daß übrigens dieſem ſogenanten Reiſeberichte des Hanno etwas Wahres zum Grunde liege, wollen wir nicht leugnen; wir halten es ſogar für wahrſcheinlich, daß die Carthager häufige Entdeckungsreiſen veranſtaltet haben, und gewiß unterſuchten ſie in großer Ferne die Küſten eines Landes, aus deſſen Innern ſie durch den Caravanenhandel ſo große Schätze an Gold, Edelſteinen, Elfenbein und Gewürzen erhielten. Wir leugnen nur die Glaubwürdigkeit der Schrift in der Form, wie ſie uns aus dem Alterthum zugekommen iſt.

So erſcheinen uns alſo zu der Zeit, als Rom, ohnmächtig und in ſich ſelbſt zerriſſen, ſeine Könige vertrieb und noch 50 Jahre lange, harte, oft verzweiflungsvolle Kämpfe mit ſeinen Nachbarn zu beſtehen hatte, die Carthager ſchon als Herren faſt aller Küſten des Mittelmeeres; denn wenn ihr Gebiet auch noch nicht beſonders weit in Afrika ſich ausdehnte, ſo waren doch an vielen Orten Städte gegründet, die ihren Schiffen zu Stationen und ihrem Handel zu Warenniederlagen und Märkten dienten; auf allen Inſeln des Mittelmeers hatten ſie Beſitzungen, ja an der Südküſte Hiſpaniens, wo ſie gleichfalls in die Fußtapfen der Phönicier getreten zu ſeyn ſcheinen; und es mag nicht unwahrſcheinlich ſeyn, daß ſie, wie ein angeblicher Reiſebericht des Himilcon uns meldet, auch gegen Norden hin, an den Küſten des Atlantiſchen Oceans fortgeſegelt ſind, und Britannien, Irland, die Orcaden und Schettländiſchen Inſeln, ja ſogar Norwegen und Thyle beſchifft haben. Überall, wohin ſie kamen, wurden, wie es ſcheint, Niederlaſſungen gegründet; mit den Völkerſchaften aber, welche dieſes nicht zulaſſen wollten, oder welche ſie nicht zu bezwingen hoffen durften, knüpften ſie friedliche und freundliche Verträge an. So mit Galliern und Ligurern, welche nebſt den Hiſpaniern für Sold ihnen das Fußvolk für ihre Heere lieferten. Ob ſie Verträge mit den Ägyptern und Griechen geſchloſſen hatten, wiſſen wir nicht, doch iſt es nicht unwahrſcheinlich, daß Carthager die Griechiſchen und Ägyptiſchen Häfen beſuchten, wie denn auch namentlich Herodot wol in Ägypten von Carthagern die Nachrichten erhielt, die er uns hin und wieder über ihre Handelsunternehmungen gibt. Beſonders aber beſtanden lange Zeit genaue Verträge mit den Etruskern, Verträge, welche ſich nicht nur auf Handelsverhältniſſe, und die Beſchützung ihrer beiderſeitigen Bürger und Unterthanen bezogen, ſondern ſogar auf Kampfgenoſſenſchaft und gegenſeitige Garantie ihrer Beſitzungen. Von dieſen Bündniſſen haben wir zwar nur eine allgemeine Notiz bei Ariſtoteles Polit. III. 5. 11. übrig behalten, welche aber wegen der dort gebrauchten Ausdrücke keinen Zweifel läßt, daß wir uns dieſe Verträge auf dieſelbe Weiſe und, irren wir nicht, in denſelben Formen zu denken haben, wie die älteſten Bündniſſe zwiſchen Carthago und Rom, die uns Polybius (III. 21. seqq.) mittheilt. Die Römiſche Eitelkeit nämlich hat in ſpäterer Zeit, in die Tage der Vertreibung der Könige, die Abſchließung eines Handelsvertrages und Bündniſſes auch zwiſchen Rom und Carthago geſetzt, wodurch uns glauben gemacht werden ſoll, als hätten auch Römiſche Schiffe dazumal (509 vor Chr. Geb.) das ganze Mittelmeer bis nach Carthago oder gar bis nach Hiſpanien hin beſchifft. Jedoch iſt dieſer ſogenante erſte Vertrag, den nur Polybius im Widerſpruch mit allen anderen alten Schriftſtellern kent, mehr als zweifelhaft, und möchte vor einer unbefangenen Critik ſchwerlich beſtehen. Denn, wenn auch Polybius ſagt, die Worte dieſes Bündniſſes ſeyen auf einer ehernen Tafel auf dem Capitolium eingegraben geweſen, und er ſelbſt habe die Tafel geſehen, ſo fügt er doch hinzu, daß weder er die Schrift verſtanden habe, noch daß diejenigen ſie gehörig verſtanden hätten, welche ſich die Mühe nahmen, ihm dieſelbe zu deuten. Auch enthält die Übertragung der Worte, die er uns gibt, mehrfache hiſtoriſche Widerſprüche, die gerade in einem ſolchen Document am allerwenigſten erwartet werden dürfen. Endlich aber widerſpricht der Inhalt des Bündniſſes überhaupt allem demjenigen, was uns irgend beglaubigtes über den Zuſtand und die Verhältniſſe des

Digitized by Google

damaligen Rom's aufbehalten iſt. Gewiß waren die Römer damals kein ſeefahrendes und handelndes Volk, auch wurden ſie dieſes erſt nach dem erſten puniſchen Kriege. Die Geſchichte weiß, außer der Anlegung des Seehafens Oſtia durch Ancus Marcius, die aber noch der mythiſchen Zeit angehört, nichts von einem römiſchen Landhandel oder Seehandel. Die römiſche Statseinrichtung, Verfaſſung, Sitten, wobei der Ackerbau die Grundlage bildete, das Schuldenweſen der Römer, die agrariſchen Geſetze und ihre Urſachen, die Quellen von unzähligen Unruhen und Aufſtänden, alles dieſes weiſet uns hinſichtlich Rom's vom Meere weg auf eine ganz andere Thätigkeit und Beſchäftigung der alten Römer in allen ihren Ständen. Wie hätten die Römer ihre Sitteneinfalt 5 Jahrhunderte erhalten, wenn ſie alle Küſten des Mittelmeers durchwandert hätten? wie wäre es möglich geweſen, daß ſie 5 Jahrhunderte lang ohne fremde Wiſſenſchaften und Künſte blieben, ja dieſe als etwas durchaus Unrömiſches verſchmäheten, wenn ſie handelnd und ſeefahrend alle Küſten des Mittelmeers beſuchten? wie wäre es denkbar, daß ſie, die ſo lange ſchon Seefahrt getrieben hatten, zu Anfang des erſten puniſchen Krieges kein Schiff beſaßen, ihre Legionen auf Flößen über die Meerenge nach Sicilien ſetzen mußten, und erſt nach dem Muſter eines geſtrandeten carthagiſchen Schiffes Kriegsſchiffe zu bauen erlernten? — Soll etwas Wahres an dem Bündniſſe zwiſchen Rom und Carthago in der Form, wie Polybius es gibt, ſeyn, ſo iſt nur anzunehmen, daß die Eiferſucht, welche damals zwiſchen Carthago und Etrurien ſtattfinden mußte, Einfluß gehabt habe auf die Abſchließung eines ſolchen Vertrages mit Rom, indem Rom, ſeit der Vertreibung der Könige, eine natürliche Feindin Etrurien's, und von Etrurien aufs äußerſte bedrängt, ſchon deshalb eine natürliche Verbündete Carthago's geworden war, ſo daß Carthago ſich bewogen fühlte, dieſelben Stipulationen eines Vertrages, welchen ſie ſonſt mit den ſeefahrenden Etruriern gehabt hatten, nun auch den Römern, wenn ſie gleich noch keinen Handel trieben, zu gewähren. Wahrſcheinlicher aber möchte es noch ſeyn, daß, wenn Rom zu den Zeiten der letzten Könige das Haupt eines latiniſch-etruskiſchen Bundes war (Niebuhr röm. Geſch. I. S. 396. 2te Aufl.), es, ungeachtet es ſelbſt keinen Handel trieb, dennoch in das carthagiſch-etruskiſche Bündniß mit eingeſchloſſen wurde, eben ſowol als auch die übrigen etruskiſchen Städte, die mitten im Lande lagen, und nie mit eigenen Schiffen auf dem Meere erſchienen, an den Begünſtigungen des Vertrages Theil hatten. So konte denn, auch nachdem durch die Vertreibung des Tarquinius und den Krieg mit Porſena alle Verbindung zwiſchen Rom und Etrurien zerriſſen war, in Rom die Erinnerung an ein ehemaliges Handelsbündniß mit Carthago, in welches es ſelbſt mit eingeſchloſſen war, übrig geblieben ſeyn, und der römiſche Stolz verfehlte nicht, mit dem Documente eines ſo alten Bündniſſes zu prunken, wie die Familien der römiſchen Großen oft mit Ahnenbildern prunkten von Vorfahren, die nie gelebt hatten, oder doch nie die Triumphe gefeiert hatten, mit deren Ehrenzeichen man ſie ſchmückte.

Bemerkenswerth iſt aber der außerordentlich ſchnelle Wachsthum der carthagiſchen Macht während des 5ten und 4ten Jahrhunderts vor Chr. Geb. Allerdings war dieſes bedingt durch ein kräftiges, rüſtiges, inneres Leben und durch die Weisheit ſeiner bürgerlichen Inſtitutionen, wovon wir unten reden werden; ganz beſonders aber war es begünſtigt mehr, als irgend ein anderer Stat des Alterthums, durch ſeine äußeren Verhältniſſe. Carthago hatte nämlich, faſt einſam in der Mitte der Südküſte des Mittelmeers gelegen, keinen Nebenbuhler in ſeiner Nähe, durch welchen es beſchränkt geweſen wäre. Mit den Phöniciern verknüpften es Bande der Pietät, und die phöniciſche Macht war ſchon im Sinken. Utica und die andern phöniciſchen Colonien in der Nähe, waren unter ehrenvollen Bedingungen in ein Bündniß aufgenommen, das ſie, ungeachtet es ihren eigenen Wachsthum nicht hinderte, doch von Carthago abhängig machte. Das mächtige Cyrene lag faſt 200 Meilen von Carthago entfernt, ſo daß die feindſeligen Berührungen, obſchon ſie nicht ausblieben, Carthago nicht gefährlich werden konten. Die numidiſchen und mauriſchen Könige neckten die Carthager mehr, als daß ſie ihnen hätten Gefahr bringen können, und ſelbſt wenn ſie von den Carthagern Tribut empfingen, ſo waren ſie doch eher Carthago's Unterthanen zu nennen. Die ſiciliſchen Griechen dachten, eine jede Stadt, nur an ſich ſelber, waren durch Parteiungen zerriſſen, oder durch Tyrannen gelähmt, die meiſtens zu ihrem Schutze das Bündniß der Carthager ſuchten; ein allgemeines Landesintereſſe als Sicilier kanten ſie nicht. Perſien lag zu fern, um in unmittelbare Berührung mit Carthago kommen zu können; und wenn auch Cambyſes an die Unterwerfung Carthago's dachte, ſo hinderte ihn doch daran die Widerſetzlichkeit der Phönicier, welche nicht gegen ihre Kinder ins Feld ziehen wollten, und zu Lande, von Ägypten aus, Carthago anzugreifen, ſchien beſonders nach dem Mislingen des Feldzuges gegen Ammonium und Äthiopien unmöglich. Selbſt Alexander's Weltſturm berührte die Carthager nicht, und des Pyrrhus Ehrgeiz wurde früher gebrochen, ehe er die Carthager auf ihrem Boden angreifen konte; der einzige Feind von Bedeutung, den Carthago fand, ehe es mit den Römern zuſammenſtieß, war Agathocles; doch auch dieſer wurde durch die Verhältniſſe in ſeiner Heimath gezwungen, auf halbem Wege ſtehen zu bleiben. Erſt der Römerkrieg offenbarte die Schwäche einer Republik, deren Macht allein auf Handel und Geldbeſitz begründet war, und die als den Kern ihrer Vertheidiger nicht die Legionen ihrer bürgerlichen Jugend, ſondern Schwärme von barbariſchen Söldnern betrachtete. So ſehen wir den Hauptgrund von Carthago's Macht darin, daß es von den Umſtänden ſo begünſtigt war, daß es von keinem Feinde angegriffen wurde, der ihm gewachſen geweſen wäre, und überhaupt keinen Feind hatte, den es ſelbſt nicht als ſolchen aufſuchte, ja daß ſein eigener Vortheil wohl verſtanden darin beſtand, mit allen Völkern, ſelbſt durch ſcheinbare Aufopferungen, im Frieden zu leben.

Daher war es der erſte Schritt zu Carthago's Verderben, daß es ſich, vielleicht durch ehrgeizige Könige und Feldherren dazu verleitet, in eine Unternehmung gegen

Sicilien einließ, die ſeinem Intereſſe eigentlich ganz fremd war. Carthago war ſeiner Natur nach kein erobernder Stat, ſo wie auch Sidon und Tyrus und die übrigen phöniciſchen Städte keine erobernde Staten geweſen waren, ſondern wie dieſe durch Beförderung und Übung der Künſte des Friedens eine welthiſtoriſche Bedeutung ſich erworben hatten, ſo hätte auch Carthago denſelben Weg verfolgen ſollen. Allein die Gelegenheit und das Vermögen verführten ſie, weiter hinaus zu ſtreben, als ihr Intereſſe es erfoderte, und das Gelingen ihrer Unternehmung auf Sardinien mochte ſie verleiten, zu hoffen, daß auch auf Sicilien daſſelbe zu erreichen ſeyn könte. Wahrſcheinlich haben die Feldherren und Suffeten, aus dem Hauſe des Mago, des Nachfolgers des aufrühreriſchen Malchus, zu dieſem Unternehmen ihre Landsleute aufgefodert, die allerdings lüſtern ſeyn mochten nach dem Beſitze der ſchönen Inſel, deren Bergſpitzen von der carthagiſchen Burg aus erkant werden konten, und welche alle Güter, nach denen nur Menſchen ſich ſehnen mögen, im Überfluſſe beſaß. Schon Malchus hatte, wie oben bemerkt, einen Theil Siciliens unterjocht, was aber nur ſo viel heißen mag, daß er die ehemals phöniciſchen Pflanzſtädte auf Sicilien nunmehr den Carthagern zu gehorchen zwang. In den zunächſt folgenden Zeiten ſcheint die Eroberung von Sardinien die Carthager hauptſächlich beſchäftigt zu haben; nach Unterjochung dieſer Inſel aber brachen die ſiciliſchen Kriege aufs neue wieder aus, und zwar mit um ſo größerem Nachdruck, als ſeitdem durch den Einfluß und die Verwaltung des Mago, Carthago in ſeinem Innern durchaus umgeſtaltet worden war. Denn dieſer Mago war nach Juſtin (XIX. 1.) der Schöpfer des carthagiſchen Kriegsweſens, und ohne Zweifel auch der Urheber der Verfaſſung, die uns Ariſtoteles ſchildert. — Die Kunde aber, die wir von dem neuen Beginn dieſer Kriege auf Sicilien haben, beſteht nur in einer dunkeln Notiz bei Juſtin (l. l.) und in einer kurzen gelegentlichen Anführung bei Herodot (VII. 158.), indem Gelon den Griechen des Feſtlandes vorwirft, daß ſie ihn früher nicht in dem Kriege, den er gegen die Carthager zu beſtehen gehabt habe, unterſtützt hätten; daher muß es uns genügen, daß es ein grave bellum war, in quo et diu et varia victoria praeliatum fuit, und auf dieſen Krieg mit Gelon iſt auch wahrſcheinlich die vorhergehende Stelle bei Juſtin: Siciliae populis propter assiduas Carthaginiensium injurias, ad Leonidam — concurrentibus, zu beziehen. Darauf ſoll Darius, König von Perſien, gleichfalls nach Juſtin (l. l.), die Carthager zur Kampfgenoſſenſchaft im Kriege gegen die Griechen aufgefodert haben; doch dieſe lehnten dieſelbe ab, indem ſie zu ſehr durch Kriege mit ihren Nachbarn, den Numidiern, beſchäftigt wären; desgleichen ſoll ſpäter Xerxes mit ihnen ein Bündniß gemacht haben, zufolge deſſen die Carthager die ſiciliſchen und italiſchen Griechen angreifen ſollten, während Xerxes das eigentliche Griechenland mit Krieg überzöge. So ſagen wenigſtens Ephorus und Diodor. Aber Herodot's Stillſchweigen hierüber und ſeine ganz abweichende Darſtellung widerlegt dieſe Nachricht vollkommen (vergl. Dahlmann Forſchungen II. 1. S. 186.), und es iſt nach unſerer Anſicht eher zu glauben, daß die Carthager klug den Zeitpunkt, in welchem ganz Griechenland in Bewegung und Beſtürzung war wegen des Perſerkrieges, benutzt haben, um auch für ſich Vortheile zu gewinnen, und ihre Plane gegen Sicilien auf eine, wie es ſchien, leichte Weiſe endlich in Erfüllung zu bringen. Kein Moment konte günſtiger für die Carthager ſeyn, als dieſer, und deshalb benutzten ſie die Vertreibung des Tyrannen Terillus aus Himera durch Theron von Agrigent, um ſich in die Angelegenheiten der Inſel zu miſchen. Ein Heer von 30 Myriaden ſchiffte mit einer Flotte von 200 Schiffen, unter Anführung des Hamilcar, des Sohnes des Mago, nach Sicilien, nachdem man 3 Jahre lang in Italien, Hiſpanien und Gallien die tapferſten Krieger geworben, und dieſe durch Libyer und Numidier vermehrt hatte. Mag dieſe Zahl immerhin vergrößert ſeyn, indem Herodot an die unermeßlichen Heere der Barbaren gewöhnt, gern den übertreibenden Siciliern die großen Zahlen glaubte, und auch Ephorus, dem Diodor (XI. 1.) folgt, ſich in dem Unmäßigen gefällt; ſo iſt es doch ſehr wahrſcheinlich, daß die Carthager alle Kraft angeſtrengt haben, um wo möglich mit einem Gewaltſchlage jetzt dem ſiciliſchen Kriege ein Ende zu machen, und daß dieſes Heer, wenn auch nicht 300,000 Mann ſtark (denn wie hätten die auf dem engen Raume ernährt oder überhaupt nur angewandt werden ſollen?), doch zahlreicher war, als die Heere geweſen waren, die Carthago ſonſt ins Feld geſtellt hatte. Aber die ſiciliſchen Griechen erhielten an den Tyrannen von Syrakus und Agrigent, Gelon und Theron, tapfere Vertheidiger ihrer Unabhängigkeit. In der Schlacht bei Himera wurde die Hälfte des carthagiſchen Heeres getödtet, die andere gefangen genommen, Hamilcar ſelbſt erſchlagen, die Schiffe verbrant oder genommen, ſo daß nur auf einem Nachen die Botſchaft der Niederlage nach Carthago kam. Während die erſchrockenen Carthager einen Angriff Gelon's fürchteten und zur Abwehr ſich rüſteten, gedachte dieſer nur des Friedens; und es kam ein Friede zu Stande, in Folge deſſen die Carthager ihre Entwürfe gegen Sicilien aufzugeben verſprachen, und dem Gelon 2000 Silber-Talente bezahlten, welcher Summe die Carthager freiwillig noch 100 Talente Goldes für des Gelon Frau, Damarete, beilegten. Des Hamilcar Andenken ward, ungeachtet des unglücklichen Ausgangs ſeiner Unternehmung, in Carthago in den Tempeln gefeiert.

Nun ruhten 70 Jahre lang die Kriege der Carthager auf Sicilien; man ſchien eingeſehen zu haben, daß Sicilien keine leichte Beute werden würde, und daß es für Carthago nützlicher wäre, einen friedlichen Verkehr mit den dortigen Griechen und den Eingebornen zu unterhalten. Auch haben ſie ohne Zweifel ihre alten Landungsplätze, Emporien und Colonien, z. B. Panormus, Motya, Lilybaeum u. ſ. w. durch den Geloniſchen Frieden ſich erhalten. Während dieſer Zeit geſchah übrigens auch die Unternehmung der Athener unter Alcibiades gegen Syrakus, und die Athener ſchickten ſogar eine Geſandtſchaft an die Carthager, um auch dieſes Volk, den alten Gegner der ſiciliſchen Griechen, zur Kampfgenoſſenſchaft aufzufodern. Wie kam es, daß Carthago jetzt ruhig ſaß? Wahrſcheinlich war es den Carthagern nicht verborgen, welche weit ausſehende Entwürfe dieſer Expedition der

Digitized by Google

Athener gegen Syrakus zum Grunde lagen; ſie wußten ohne Zweifel, daß Alcibiades nach der Eroberung Siciliens auch Carthago zu unterjochen beabſichtigte. Darum konte Carthago die Übermacht Athen's nicht wünſchen, durfte ſie alſo auch nicht fördern. Dennoch aber mußte es auch den Carthagern lieb ſeyn, wenn Syrakus durch den Krieg mit Athen geſchwächt wurde; darum leiſteten ſie auch den Syrakuſanern keine Hilfe gegen Athen, ſondern erwarteten gerüſtet, aber vollkommene Neutralität haltend, den Ausgang. Als nun die Atheniſche Macht bei Syrakus erlegen war (413), und auch die Syrakuſaner durch den langen Krieg ſich geſchwächt hatten, ſo brachen ſie auf, um den Moment der Erſtarrung und Ermattung zu benutzen, und die Streitigkeiten zwiſchen den Egeſtanern und Selinuntiern gaben ihnen nun den Vorwand dazu her (410).

In die Zwiſchenzeit, zwiſchen beiden ſiciliſchen Kriegen der Carthager, ſetzt Juſtin noch Kriege mit den Mauren, Numidiern und Afrikanern (welcher letztere Name wol die ackerbauenden Völker in der Nähe Carthago's bezeichnen ſoll), und das Reſultat dieſer Kriege war, daß Carthago ſich endlich des Tributs entledigte, den es dieſen Völkerſchaften zu bezahlen hatte. Doch darf dieſes wol nichts anders heißen, als daß Carthago die Geldſummen, mit denen es die Einfälle der rohen Völker früher abzukaufen pflegte, fortan nicht mehr bezahlte. Denn wenn Carthago im Stande war, 30 Myriaden, größtentheils Söldner, gegen Himera zu ſchicken, ſo würde es doch wol auch viel eher vermocht haben, die Obermacht der kleinen afrikaniſchen Völkerſtämme von ſich abzuſchütteln. — In dieſelbe Zeit gehört, nach Juſtin, auch die Einſetzung eines Collegiums von 100 Richtern, welche das Amt hatten, die aus dem Kriege zurückkehrenden Feldherren zur Rechenſchaft zu ziehen. Alle dieſe Kriege nämlich wurden von den Söhnen und Enkeln jenes Mago, des Nachfolgers des Malchus, geführt; und ſo erlangte dieſes Geſchlecht eine Macht und einen Einfluß, der, wenn er nicht gehemt ward, für die Freiheit der Bürger und die Sicherheit des Stats gefährlich werden mußte. Doch ſcheint dieſes Gericht nur eine Zeit lang beſtanden zu haben, und iſt bei der allmählig fortſchreitenden Ausbildung der Ariſtokratie wahrſcheinlich bald in Unthätigkeit geſetzt und endlich ganz aufgelöſt worden; wenigſtens finden ſich ſeit dem erſten Kriege mit Rom nur noch ſehr ungewiſſe Spuren der Thätigkeit deſſelben.

Im J. 410 vor Chr. Geb. fingen aber die Kriege zwiſchen Carthagern und Griechen wieder an, und dauerten nun mit geringer Unterbrechung gegen 150 Jahre fort. Den Kampf begann Hannibal, der Enkel des bei Himera erſchlagenen Hamilcar, indem er mit einem Heere von angeblich 100,000 Mann den Egeſtanern Hilfe brachte gegen die Selinuntier. Selinus und Himera wurden zerſtört, und mit Ruhm und Beute beladen kehrte Hannibal nach Carthago zurück. Nun ſchöpfte man die Hoffnung, Siciliens Eroberung werde gelingen, und Hannibal, dem Himilcon zur Seite geſetzt wurde, ward noch einmal mit einem Heere, das gegen 200,000 Mann ſtark geweſen ſeyn ſoll, nach Sicilien geſchickt, ohne weitern Vorwand. Der Zug ging gegen Agrigent, das damals eine Bevölkerung von 200,000 Menſchen hatte. Nach langer Belagerung, während welcher Hannibal ſtarb, die Carthager manche Verluſte erlitten, und mehr als einmal in die äußerſte Bedrängniß geriethen, wurden die Agrigentiner endlich genöthigt, ihre Stadt zu verlaſſen, welche ſodann von den Siegern ausgeraubt und gänzlich und planmäßig zerſtört wurde. Im folgenden Jahre zerſtörte Himilcon auch noch die von den Einwohnern verlaſſenen Städte Gela und Camarina, ſchloß dann aber, nachdem er durch eine Peſt die Hälfte ſeines Heeres eingebüßt hatte, mit dem Dionyſius, der dieſe Umſtände benutzt hatte, um ſich zum Tyrannen in Syrakus zu machen, einen Frieden, in welchem Dionys den Carthagern außer ihren früheren Beſitzungen und Colonien, das Land der Sicaner, d. h. das Innere des Landes auf der Weſtſeite der Inſel, die Städte Selinus, Agrigent und Himera abtrat, ſo wie auch Gela und Camarina, in welche letztere Städte aber die alten Einwohner zurückkehren durften; dafür aber mußten die Carthager den übrigen Siciliern Freiheit und Unabhängigkeit zuſichern. — Somit war freilich die größere weſtliche Hälfte von Sicilien in die Gewalt der Carthager gekommen. Jedoch war dieſer Friede nur eine Täuſchung von Seiten des ſtatsklugen Dionys. Wenn man auch nicht behaupten darf, daß Dionys die Tyrannei in Syrakus nur erſtrebt habe, um Sicilien vom carthagiſchen Joche zu befreien, ſo iſt es doch gewiß, daß dieſes das Hauptziel war, das er, ſo lange er die Herrſchaft führte, verfolgte, und daß es lediglich ſein Verdienſt iſt, wenn nicht ganz Sicilien von den Carthagern unterworfen wurde. Des Dionyſius Thaten müſſen weder nach ihrem Erfolge, noch nach den Mitteln, durch welche er ſie ausführte, gemeſſen werden, ſondern er gehört zu den Werkzeugen, deren ſich die Vorſehung bedient, um ihre großen Zwecke zu ſchaffen, und die nicht Werth haben durch das, was ſie ſind, ſondern durch das, wozu ſie berufen werden. — Dionys benutzte den Frieden, um gegen die Carthager mit ungemeiner Anſtrengung den Krieg zu rüſten, und nachdem er den noch freien Theil Siciliens mit ſich verbündet hatte, erklärte und begann er den Krieg. Die Carthager, durch eine Peſt geſchwächt, konten nur geringen Widerſtand leiſten. Dionys eroberte Motya, eine carthagiſche Colonie, an der blutige Rache genommen wurde, die meiſten griechiſchen Städte, die den Carthagern unterworfen waren, fielen von dieſen ab, und nur die urſprünglich carthagiſchen oder phöniciſchen Städte blieben den Carthagern getreu, ſo daß es ſchien, als ſolle dem Dionyſius die Befreiung Siciliens gelingen; als plötzlich Himilcon, der carthagiſche Stratege, mit einem neuen Heere von 100,000 Mann auf Sicilien erſchien (ſo nach Timäus; Ephorus hat nach ſeiner Weiſe wieder 30 Myriaden cf. Diodor XIV. 54.), mit denen er 30,000 Sicilier verband; auch begleitete ihn eine zahlreiche Flotte. So nahm er Motya wieder, eroberte Meſſana, ſchlug des Dionyſius Unterfeldherrn Leptines zur See, und zerſtörte 100 Schiffe mit 20,000 Mann, ſo daß er im Stande war, Syrakus ſelbſt zu Waſſee und zu Lande zu belagern. Nur mit Mühe hielt ſich Dionys gegen die Feinde, die von außen ihn bedrängten, und den Aufruhr, der in der Stadt gegen ihn ausbrach, und er wäre verloren geweſen,

Digitized by Google

wenn nicht die Peſt im carthagiſchen Heere ausgebrochen wäre, ſo daß allgemeine Muthloſigkeit und Verzweiflung die Carthager ergriff. Dieſen Umſtand benutzte Dionys, machte einen Ausfall gegen die Carthager, ſchlug ſie, verbrante ihre Flotte und brachte ſie ſo ſehr ins Gedränge, daß Himilcon mit 300 Talenten für ſich und die carthagiſchen Krieger in ſeinem Heere den Rückzug erkaufen mußte. Dieſen Rückzug aber gewährte Dionyſius nur deshalb, weil er, um ſelbſt in Syrakus herrſchen zu können, die Carthager nicht ganz vernichten durfte; alle übrigen im Heere aber, die nicht geborne Carthager waren, und namentlich die ſiciliſchen Bundesgenoſſen der Carthager, wurden preisgegeben, und von Dionys niedergehauen, oder gefangen, oder zerſprengt. Himilcon kehrte auf 40 Schiffen mit den Trümmern ſeiner Macht zurück, und gab ſich in Carthago ſelbſt den Tod. Nur einen geringen Theil der carthagiſchen Herrſchaft hielt noch Mago in Sicilien aufrecht; die Inſel gehorchte größtentheils dem Tyrannen. Nach einigen Jahren verſuchte zwar dieſer Mago, als oberſter Feldherr Carthago's, indem er mit einem großen Heere wieder nach Sicilien kam, den Dionys zu verdrängen; allein er erlitt eine große Niederlage bei Cabala, wo er ſelbſt mit 10,000 Mann fiel; und das übrige Heer wäre verloren geweſen, wenn Dionys, indem er die Räumung von ganz Sicilien und Erſtattung der Kriegskoſten zur Bedingung für den freien Abzug des eingeſchloſſenen Heeres machte, dieſes nicht zur Verzweiflung gebracht hätte. Das Heer wählte den jüngern Mago, den Sohn des gefallenen Feldherrn, zum Nachfolger, und dieſer täuſchte den Dionys durch einen Waffenſtillſtand, übte ſeine Krieger in den Waffen, während ſcheinbar der Friede verhandelt wurde, und ſchlug darauf den Dionys bei Cronion ſo gänzlich, daß dieſer alle Früchte ſeines frühern Sieges wieder einbüßte. Mago, der ſein Glück nicht misbrauchte, ſchloß mit Dionys einen Frieden, in welchem dieſer den Carthagern 1000 Talente bezahlen mußte, und der Fluß Halycus (Camicus) zur Grenze zwiſchen dem carthagiſchen und ſyrakuſaniſchen Gebiete feſtgeſetzt wurde (383 vor Chr. Geb.). Dieſes war ein ſehr geringer Gewinn, der durch einen Krieg von 30 Jahren, durch unſägliche Aufopferungen und Verluſte, und durch Vereinigung von faſt ganz Sicilien unter die Oberherrſchaft der Syrakuſaner viel zu theuer erkauft worden war. Auch errettete nur die Gunſt des Glücks Carthago mehrmals während dieſer Zeit vom Untergange, beſonders als nach der Flucht des Himilcon alle afrikaniſche Unterthanen der Carthager, über die Aufopferung ihrer Landsleute zürnend, zu den Waffen griffen, 70,000 Mann ſtark Tunes eroberten, und wenn ſie einen Feldherrn gefunden hätten, Carthago leicht in die äußerſte Bedrängniß hätten bringen können. Aber die führerloſen Feinde, die auch Mangel an Lebensmitteln litten, zerſtreuten ſich bald wieder, und Carthago, das Zeit hatte, ſich zu erholen, war im Stande, ohne bedeutenden Verluſt, die Abtrünnigen wieder zum Gehorſam zurückzuführen. Auch ſpäterhin, nach dem Frieden des Mago, hatten die Carthager wieder eine furchtbare Peſt, welche heftiger als alle frühern Seuchen dieſer Art geweſen zu ſeyn ſcheint, zu beſtehen, und dieſe hatte wiederum zur Folge, daß die Afrikaner und Sardinier die Schwäche und Verwirrung des Stats benutzten, um das ihnen aufgelegte Joch abzuſchütteln. Nur mit großer Anſtrengung konten ſie wieder zur Ruhe gebracht werden. So ruhten eine Zeit lang wieder die Kriege auf Sicilien, bis Dionys noch einmal, kurz vor ſeinem Tode, ſeinen alten Plan, die Carthager aus Sicilien zu vertreiben, wieder aufnahm. Er entriß ihnen Selinus, Entella, Eryx, und belagerte Lilybäum, wiewol vergeblich. Ein Waffenſtillſtand endete den Krieg für den Winter, und während deſſelben ſtarb Dionys, ſo daß nun endlich die Carthager vor dieſem gefährlichen Feinde Ruhe hatten.

Während der Regirung des jüngern Dionys war Friede zwiſchen Carthago und Sicilien, nur daß die Carthager den Dion begünſtigt zu haben ſcheinen bei ſeinem Unternehmen, den Dionys zu vertreiben. Später erkanten ſie ihr Intereſſe beſſer, als ſie auf alle Weiſe dem Timoleon Hinderniſſe in den Weg zu legen ſuchten, als er nach Sicilien kam, um die Inſel von dem Joche ihrer Tyrannen zu befreien. Als Dionys die Herrſchaft niedergelegt und die Städte ihre Freiheit wieder erhalten hatten, ſo rüſteten die Carthager eine Flotte und ein Heer, das auf 70,000 Mann angegeben wird, um dieſe Umwälzung der Dinge auf Sicilien zu hindern, und dem Unternehmungsgeiſte des Timoleon einen Damm entgegenzuſetzen; denn bei dem durch den langen Kampf zwiſchen Griechen und Carthagern erzeugten Haſſe, ſchien Timoleon nicht eher in ſeiner Unternehmung ſtehen bleiben zu können, als bis er die Carthager gänzlich von der Inſel verdrängt hatte. Timoleon begegnete dem carthagiſchen Strategen Hanno und ſeinen Scharen mit einem Heere von nur 13,000 Mann, ſchlug ihn aber am Crimeſſus ſo gänzlich, daß nur wenige Trümmer des Heeres nach Lilybäum ſich flüchten konten (339). Timoleon fand aber in Sicilien ſelbſt ſo viele Hinderniſſe für ſeine Unternehmung, daß er ſeinen Plan nicht ganz auszuführen im Stande war, ſondern ſich begnügen mußte, einen für die Sicilier nur einigermaßen günſtigen Frieden abzuſchließen. Alle griechiſchen Staten ſollten frei ſeyn, und der Halycus die Grenze des carthagiſchen Gebiets.

22 Jahre lang ruheten nun die Waffen zwiſchen Carthagern und Griechen. In Carthago erhob ſich der übermächtige Hanno, und ſtrebte zweimal, wiewol vergebens, nach der Tyrannei; ſein Vorhaben ward entdeckt, das erſtemal verziehen, weil der Stat ſich nicht mächtig genug glaubte, einen ſo gewaltigen Bürger zu beſtrafen; das zweitemal aber, als Hanno die Sclaven bewaffnet, die Burg beſetzt, und die numidiſchen und mauriſchen Fürſten aufgewiegelt hatte, wurden die Waffen gegen den Aufrührer ergriffen, und auf die ſchrecklichſte Weiſe ward er mit ſeinem ganzen Geſchlechte vertilgt. — Griechenland dagegen war immer mehr in ſich ſelbſt zerfallen und hatte dadurch dem Ehrgeize des macedoniſchen Philippus Gelegenheit gegeben, ſich einen Thron aufzurichten, welcher bald über den ganzen damals bekanten Erdkreis emporragen ſollte. Denn was er nicht vollendete, führte ſein Sohn Alexander aus, welcher, nachdem er die Griechen geſchreckt hatte, nach Aſien hinüberging, das perſiſche Reich in wenigen Schlachten zertrümmerte, und alle

Digitized by Google

Länder vom Hellesponte und der libyſchen Wüſte an bis zum Indus und den ſcythiſchen Gebirgen als Sieger durchzog. Damals ward auch die Mutterſtadt Carthago's, das uralte Tyrus zerſtört, und durch Anlegung von Alexandria der Sitz und der Mittelpunkt des Welthandels für den Oſten verrückt, ſo daß die Phönicier keine Hoffnung hatten, jemals ihre Bedeutenheit und Größe, auch unter den günſtigſten Umſtänden, wieder zu erlangen. Welche Rolle damals Carthago geſpielt habe, ob es den bedrängten Tyriern während ihrer 7monatlichen Belagerung nicht einige Hilfe, wenn auch heimlich, geleiſtet, oder ob es ganz ruhig geſeſſen, um nicht den Zorn des Weltſtürmers zu reizen, der auch das Unmögliche möglich zu machen ſchien, wiſſen wir nicht. Nach Curtius (IV. 2.) ſollen carthagiſche Abgeordnete dadurch, daß ſie Hoffnung auf Unterſtützung von Carthago gemacht, Urſache geweſen ſeyn, daß die Tyrier ſich dem Alexander widerſetzten; nachher aber ſollen ſie die Hilfe verweigert haben, weil ihre Stadt ſelbſt von den Syrakuſanern belagert würde, ſo daß ſie nicht helfen könten, wenn ſie auch wollten, indem ſie ſelbſt der Hilfe bedürften. Doch dieſes iſt ein arger Verſtoß des Curtius gegen die Chronologie, indem er den 24 Jahre ſpäter erfolgten Feldzug des Agathocles in eine Zeit mit der Belagerung von Tyrus ſetzt. Nach Diodor (XVII, 40 und 41.) wurde nur ein Theil der Weiber und Kinder aus Tyrus nach Carthago geſandt, ohne daß die Carthager weitere Hilfe verſprochen und geleiſtet hätten, was auch durch Juſtin (XI, 10.) beſtätigt wird, welcher nicht nur der Entfernung aller unkriegeriſcher Menge nach Carthago erwähnt, ſondern auch glaublich macht, daß die Tyrier wirklich daher Hilfe erhalten hätten; nach Arrian (II, 24.) wurde der carthagiſche Theore von Alexander im Tempel des Herkules bei Eroberung der Stadt gefangen genommen, aber ungekränkt wieder entlaſſen. Schwerlich ſind die Carthager ganz ohne Theilnahme am Kampfe geweſen, und wenn ſie auch nicht öffentlich Hilfe ſandten, ſo unterſtützten ſie doch wol die Tyrier ins Geheim; wenigſtens iſt es immerhin ehrenwerth, daß ſie nicht auch, wie die Phönicier von Sidon, Aradus und Byblos und die Cyprier ſich mit Alexander verbanden gegen Tyrus, und nicht durch ihre Flotte die Eroberung deſſelben erleichterten. Späterhin jedoch wurden ſie ängſtlich, und beſonders das neu erbauete Alexandria fürchtend, ſchickten ſie Geſandte an Alexander, um ihn zu beſänftigen oder zu gewinnen. Der Erfolg dieſer Geſandtſchaften iſt unbekant; auch ſtarb Alexander bald nachher.

Kaum aber war dieſes Meteor verſchwunden, ſo erneuerten die Carthager wieder ihre Angriffe gegen Sicilien. Sie ſandten ihren Feldherrn und Suffeten Hamilcar dahin, und dieſer begünſtigte den Agathocles, ſich der Herrſchaft von Syrakus zu bemeiſtern. Hamilcar glaubte, nichts könne den Carthagern gefährlicher ſeyn, als die Freiheit der Griechen; aber auch von ihren Tyrannen ſollten ſie nur Böſes erfahren. Kaum ſah ſich Agathocles im Beſitz der Herrſchaft von Syrakus, ſo ſuchte er auch ſchon die übrige Inſel in ſeine Gewalt zu bringen, und gerieth dadurch mit den Carthagern in Streit. Hamilcar, ſtatt den Agathocles zu hemmen, vermittelte einen Frieden zwiſchen ihm und den Siciliern, nach welchem dieſe frei ſeyn, Syrakus aber die Hegemonie haben ſollte. Die Carthager dagegen ſollten im Beſitz von Selinus, Himera und Heraclea bleiben. Hiedurch ward Agathorles als unumſchränkter Gebieter anerkant. Die Carthager über ihren Feldherrn zürnend, verdamten dieſen zum Tode, hielten aber das Urtheil noch geheim, bis er zurückgekehrt wäre. Doch Hamilcar kam ihrer Ahndung durch einen freiwilligen Tod zuvor. An ſeine Stelle wurde nun Hamilrar, Sohn des Gisgo, nach Sicilien gegen den Agathocles geſandt, und dieſer wußte mit größerem Ernſte aufzutreten. Zuvörderſt hinderte er den Agathocles, ſich Agrigent's zu bemächtigen, und rüſtete dann ein großes Heer, um in Verbindung mit vielen ſyrakuſaniſchen Exilirten ihm noch wirkſamer die Spitze zu bieten. Ein Sturm zerſtörte zwar einen Theil der Flotte, und die Carthager verloren einen großen Theil ihrer angeſehenſten Bürger im Schiffbruch, ſo daß zu Carthago, als Zeichen der Trauer, die Mauern mit ſchwarzen Tüchern behängt wurden; jedoch ſtellte Hamilcar durch neue Werbungen bald ſeine Macht wieder her, vereinigte mit ſich viele Sicilier, die vor dem Wütherich Agathocles entflohen waren, und begegnete demſelben bei dem Hügel Eknomos, im Gebiete von Gela, wo es zur Schlacht kam. Agathocles, der ſchon den Sieg in Händen zu haben glaubte, wurde geſchlagen und warf ſich in Gela, um den Hamilcar dadurch von Syrakus abzuziehen; da dieſer ſich aber nicht irre machen ließ, und faſt alle Städte von Agathocles abfielen, ſo ſah dieſer ſich genöthigt, ſich nach Syrakus zurückzuwenden und dort eine Belagerung zu beſtehen. Da er aber, bei der allgemeinen Abneigung der Syrakuſaner gegen ihn, die er durch jede nur mögliche Wuth und Grauſamkeit aufgereizt hatte, einen unglücklichen Ausgang vorausſehen mußte, ſo entwarf der kühne und gewaltige Mann, der, wenn er ein beſſeres Gemüth gehabt hätte, gewiß einer der größten Männer in der Geſchichte genant werden müßte, einen ungeheuren Plan, der ihn rettete, und Carthago an den Abgrund des Verderbens brachte, und wenn auch es nicht ſtürzte, doch die ſchwache Seite der Republik ſo offenbarte, daß der Mitwelt und den Nachkommen dadurch eine für Carthago höchſt verderbliche Lehre gegeben war. Agathorles ſegelte, nachdem er für die Treue der Syrakuſaner Geißeln mit ſich genommen, und ſeinem Bruder Antandrus den Befehl in der Stadt übertragen hatte, im Angeſichte der carthagiſchen Flotte mit 60 Schiffen nach Afrika; landete, obgleich von jener verfolgt, glücklich, verbrante ſelbſt ſeine Schiffe, um den Seinigen die Nothwendigkeit zu zeigen, entweder zu ſiegen oder zu ſterben, und verbreitete nun nach allen Seiten ſeine Waffen. Die Carthager waren in äußerſter Beſtürzung, weil ſie aus der Ankunft des Agathocles auf den Untergang ihres Heeres in Sicilien ſchloſſen. Da ſie aber hierüber Sicherheit erhielten, dachten ſie an die Abwehr, und rüſteten unter Anführung des Hanno und Bomilcar (welche beide Strategen genant werden und von welchen Bomilcar einer der Suffeten war), ein Heer von 40,000 Mann zu Fuß, 1000 Reutern und 2000 Wagen, welches Heer aus den Bürgern der Stadt beſtand, indem man theils die Kriegsvölker der

verbündeten Städte und aus dem Gebiete nicht erwarten oder ihnen nicht vertrauen durfte. Agathocles hatte während deſſen ſchon einen großen Theil des carthagiſchen Gebiets erobert. Wo er gelandet iſt, wiſſen wir nicht, indem die Lage der Stadt, die Diodor nent, (XX. 8.) Megalopolis, ungewiß iſt. Doch ohne Zweifel landete er an der Oſtküſte des carthagiſchen Landes in der Provinz Byzacium, indem theils hirrauf die Beſchreibung von der Fruchtbarkeit drs Landes, das wie ein Garten angebaut geweſrn ſeyn ſoll, am beſten paßt, theils wegrn der ſechstägigen Fahrt des Agathocles, die durch keine Hinderniſſe gehemt war, anzunehmen iſt, daß er weiter in die Bucht der kleinen Syrte hinabſegelte, und es endlich auch gewiß iſt, daß er in die Bucht, an deren Ende Carthago liegt, nicht einlief, weil ſonſt ſeine Ankunft ſogleich in Carthago wäre bekant geworden; doch hierin brachten erſt die Flüchtlinge aus dem Gebiete und die zurückkehrende carthagiſche Flotte ſelbſt die Nachricht. Auch gibt Diodor die Entfernung von Leucotunis, wohin ſich Agathocles nach der Eroberung von Megalopolis wandte, auf 2000 Stadien von Carthago an, welches 50 teutſche Meilen wären. — Die carthagiſchen Hrerführer zogen dem Agathocles entgegen und lagerten ſich auf einem Hügel. Agathocles lieferte ihnen die Schlacht, die ſie wünſchten, und ſchlug ihre 41,000 Mann mit etwa 14,000 Mann, die er bei ſich hatte. Der Stratege Hanno fiel, und Bomilcar, welcher nach der Herrſchaft in Carthago ſtrebte, gab den Kampf auf, weil er es für nützlicher für ſich hielt, wenn Agathocles die Carthager fortdauernd in Schrecken ſetzte. Daher zog er ſich, als wäre er geſchlagen, zurück in die Stadt, und Agathocles verheerte nun das ganze carthagiſche Gebiet, oder wiegelte die Unterthanen auf gegen Carthago, ſchlug ſogar in der Nähe der Stadt ſein Lager auf und ſchloß dieſe ein, während noch immer das carthagiſche Heer unter Hamilcar Syrakus belagerte. Aber auch hier waren die Carthager unglücklich. Antandrus hielt ſich, und ungeachtet die Carthager ihn durch die Nachricht vom Untergange des Agathocles zu täuſchen ſuchten, ſo verweigerte er dennoch die Übergabe, bis vom Agathocles die Botſchaft ſeines Sieges anlangte, welche die Seinigen ſo ſehr ermuthigte, daß ſie bald nachher den Hamilcar zurückſchlugen und ihn ſelbſt mit dem größten Theile ſeines Heeres tödteten. Die Carthager über dieſe Niederlage in der äußerſten Beſtürzung, beſchloſſen durch Opfer und Gaben die Gunſt der Götter wieder zu erkaufen, und ſandten deshalb große Geſchrnke nach Tyrus an den Herkules, ja ſie ſollen dem Kronos 500 Knaben geopfert haben. Aber ſie verſöhnten die Götter nicht. Agathocles eroberte nach einander Adrumetum, Thapſus, Tunis und viele andere Städte (gegen 200 nach Diodor) und herrſchte faſt willkürlich im carthagiſchen Gebiete, durchzog die fernſten Theile deſſelben, machte mit numidiſchen oder libyſchen Fürſten Bundesgenoſſenſchaft, und lockte ſogar den Ophellas von Cyrene mit einem Heere nach Carthago, und vereinigte dieſes Heer, nachdem er den Anführer ermordet hatte, mit ſeinen Scharen. So ſchien Carthago verloren, denn nicht nur drängte von außen ein Feind, wie Carthago ihn noch nie geſehen hatte, ſondern auch von innen brachte der Verräther Bomilcar dem Gemeinweſen Gefahr, indem er ſeine Würde als Suffet und Stratege dazu benutzte, um ſich zum Tyrannen von Carthago zu machen. Jedoch zwangen die Angelegenheiten Siciliens den Agathocles, welcher nach dem Untergange des Ophellas und nach der Eroberung von Utica den königlichen Namen angenommen hatte, zur Rückkehr nach Sicilien, indem er, da er die Carthager für beſiegt hielt, den Widerſtand der Sicilier jetzt beendigen zu können hoffte, und vielleicht nach Unterwerfung der Sicilier auch an die Eroberung von Süd-Italien dachte. Agathocles ließ ſeinen Sohn Archagathus mit dem Heere als Befehlshaber in Afrika zurück und ſchiffte mit 2000 Mann hinüber nach Sicilien; doch war Agathocles weder in Sicilien glücklich, noch gelang ſeinem Sohne eine Unternehmung gegen Carthago. Dieſer theilte ſeine Macht und wurde ſo von den Carthagrrn überfallen und ſein Heer größtentheils aufgerieben. Agathocles eilte nach Afrika zurück; aber hier war einmal das Glück von ihm gewichen. Das Lager der Carthager gerieth in Brand; und ſtatt daß die Scharen des Agathocles dieſes hätten benutzen ſollen, ſo ergriff ſie ein paniſcher Schrecken, der die Auflöſung faſt des ganzen Heeres zur Folge hatte. Das aufrühreriſche Heer feſſelte den Agathocles, der nur mit Mühe ihrer Wuth ſich entzog und nach Sicilien zurückfloh, wo er nur mit der größten Anſtrengung ſich endlich in Syrakus wieder feſtſetzen konte. Die in Afrika zurückgelaſſenen Krieger des Agathocles ermordeten deſſen Söhne Archagathus und Heraclidas, und machtrn für ſich einen Frieden mit Carthago, den dieſes ihnen gern gewährte, und ſie größtentheils in ſeinen Sold nahm. So von den auswärtigen Feinden befreit, gelang es der Stadt, auch den innern Feind zu beſiegen. Bomilcar, der ſchon im Beſitz des größten Theils von Carthago war, wurde wieder hinausgetrieben und in die Vorſtädte geworfen, wo er mit ſeiner Rotte gefangen genommen wurde und den Kreuzestod ſtarb. Nach des Agathocles Entfernung ſandten die Carthager ſogleich wieder ein Heer nach Sicilien, allein dieſes ſcheint dort nichts Bedeutendes haben unternehmen können. Bald wurde ein Friede mit dem Tyrannen unterhandelt, in welchem die Carthager für den Beſitz der Städte, welche ſie ſonſt ſchon gehabt hatten, dem Agathocles 300 Talente und 200,000 Scheffel Getreide gaben, woraus ſich, da Agathoclrs damals durchaus nicht furchtbar war, die Schwäche der Republik ergibt. In der Folge zwar beabſichtigte Agathocles noch einmal einen Angriff gegen die Carthager, wurde aber darin vom Tode unterbrochen. — Auch in den folgenden Zeiten, nach des Agathocles Tode, als Sicilien noch immer der Schauplatz innerlicher Verwirrungen und Kriege war, ſuchten die Carthager ihren Plan in Sicilien zu verfolgen, doch mit geringer Anſtrengung und mit wenigem Glück; auch fehlen uns die genauern Nachrichten darüber. Die Erſchöpfung der Republik hinderte ein kräftiges Auftreten. Mäno, der Mörder des Agathocles, ward von Carthago aus unterſtützt und machte ſich zum Tyrannen von Syrakus; die Syrakuſaner mußten ſogar 400 Geißeln geben. Dennoch wurde Mäno bald vom Hicetas vertrieben, und obſchon dieſer von den Carthagern eine Niederlage am Fluſſe Te-

Digitized by Google

rias erlitt, ſo konte dieſe es doch nicht hindern, daß in Syrakus Thonion und Soſiſtratus um die Herrſchaft ſtritten, und daß die Söldner des Agathocles auf ihrem Heimwege nach Italien ſich treuloſer Weiſe der Stadt Meſſana bemächtigten, in welcher ſie von dem an unter dem Namen der Mamertiner ſchalteten. Ein wilder und geſetzloſer Zuſtand war auf der Inſel allgemein, und dieſe hätte nothwendig in die Gewalt der Carthager gerathen müſſen, wenn dieſe damals von den langen Kriegen und der inneren Zerrüttnng, beſonders aber von den Wunden, die ihnen Agathocles in Afrika geſchlagen hatte, ſchon einigermaßen wieder ſich erholt gehabt hätten. Darauf deutet auch wol hin, daß Carthago in dieſer Zeit 2mal ſein Bündniß mit Rom erneuerte; oder wenn bei den Widerſprüchen der Schriftſteller dieſe 2 Erneuerungen wol nur auf eine einzige zuſammenfallen möchten, ſo ſcheint doch der Zuſatz des Livius, daß dieſe Erneuerung von Carthago aus geſucht worden ſey, zu beſtätigen, in welcher bedrängten Lage ſich dieſe Stadt damals befand.

Bald auch erhob ſich gegen die Carthager ein neuer Feind, der ganz beſonders die Aufmerkſamkeit derſelben auf ſich zog und zur Wachſamkeit ſie auffoderte. Der epirotiſche Pyrrhus, ein tapferer, talentvoller und vor allen ſeinen Zeitgenoſſen kriegskundiger König, hatte damals durch Geſchick und Glück im Weſten Griechenlands ein mächtiges Reich gegründet, und fühlte in ſich den Beruf, dem macedoniſchen Alexander nachahmend, auch andere entlegenere, durch Meere geſchiedene Völker zu unterjochen. Sein Auge war zunächſt auf Italien, dann aber auf Sicilien, Sardinien und Carthago gerichtet, und bei den Hilfsmitteln, die er beſaß, bei ſeinem Ruhm, als der größte Heerführer der Zeit, beſonders aber bei den eigenthümlichen Verhältniſſen der Länder, gegen welche er zunächſt nun ſeine Waffen wenden konte, ſchien es für ihn nicht ganz unmöglich zu ſeyn, ſeine Pläne zu verwirklichen. Italien war freilich damals größtentheils ſchon unterjocht von den Römern, aber nach einem 50jährigen alles verheerenden Kriege, und auf die Hilfe und Unterſtützung ſeiner neuen Unterthanen konte ſich Rom nicht verlaſſen, vielmehr, ſobald es in Italien angegriffen wurde, ſtanden alle dieſe als Feinde mit dem Angreifer gegen Rom. War aber die römiſche Oberherrſchaft über Italien zertrümmert, wer konte dann dem Pyrrhus wehren, über die ſchmale Meerenge nach Sicilien zu gehen, und es war eben ſo wahrſcheinlich, daß dorthin Pyrrhus von den Siciliern eben ſowol als Befreier vom carthagiſchen Joche gerufen werden würde, als die Italier in ihm einen Befreier vom römiſchen Joche erkanten. Wie hätte alſo Carthago, wenn Pyrrhus mit der Kraft Italiens nach Sicilien kam, dieſem dort im Kampfe widerſtehen können! Und was Carthago vom Pyrrhus nach Bezwingung Siciliens zu gefahren hatte, wenn er dann etwa auch nach Afrika überzuſetzen ſich entſchlöſſe, das hatte Agathocles zur Genüge gelehrt. Daher war es die Aufgabe für die carthagiſche Politik, dieſem Plane des Pyrrhus bei Zeiten zu begegnen, und es gebührt der Weisheit der Republik das Lob, daß nichts verſäumt worden iſt, was zu dieſem Zwecke dienen konte. Mit einem Scharfblicke, der weit über die politiſche Beſchränktheit jenes Zeitalters hinausreicht, ſchloſſen ſie den Römern ſich an, erneuerten die freundlichen Verhältniſſe, die ſchon früher mit dieſem Volke angeknüpft worden waren, und aus einem allgemein geſtellten Vertrage, welcher nur Gleichheit und Wechſelſeitigkeit des Rechts bedingte, ward nun ein förmliches Offenſiv- und Defenſiv-Bündniß zu einem beſtimten Zwecke. Jedoch die Römer, groß im Glück wie im Unglück, am größten aber in der Selbſtſchätzung und Selbſtbeherrſchung, nahmen die Hilfe nicht an, welche die Carthager darboten; denn ſo ſehr auch den Römern, bei dem gänzlichen Mangel an Kriegsſchiffen, eine carthagiſche Flotte zum Gebrauch gegen den Pyrrhus hätte erwünſcht ſeyn müſſen, ſo ſchlugen ſie dennoch, als Mago mit einer Flotte von 120 oder 130 Schiffen, wahrſcheinlich den Statuten des Vertrages gemäß, anlangte, dieſe Hilfe aus, weil ſie nicht zugeben zu dürfen glaubten, daß ein Reich, das durch eigne Kraft gegründet wäre, durch fremde Kräfte vertheidigt würde. Mago aber blieb nicht unthätig; denn wenn er auch nicht Gelegenheit fand, an den italiſchen Küſten, ſelbſt mitkämpfend, eine Rolle zu ſpielen, ſo verſuchte er doch als Friedensvermittler zwiſchen Pyrrhns und den Römern ſich geltend zu machen, und da dieſes nicht gelang, ſo lag er auf der Lauer, um Sicilien zu hüten, damit es nicht mit dem Pyrrhus gemeinſame Sache machte und das carthagiſche Joch abwürfe. Ganz beſonders aber trachteten nun die Carthager, während die Römer und Pyrrhus in Italien einen wechſelſeitig verderblichen und vernichtenden Kampf führten, durch Anſtrengung aller Kraft inzwiſchen die Eroberung Siciliens zu vollenden, und belagerten Syrakus zu Waſſer und zu Lande mit einer Flotte von 100 Schiffen und einem Landheer von 50,000 Mann. Die Syrakuſaner jedoch ſandten in der äußerſten Noth eine Botſchaft an Pyrrhus, und flehten ihn an, nach Sicilien zu kommen, und da der italiſche Krieg, durch den faſt unnatürlichen Widerſtand, den die Römer ihm entgegenſetzten, nicht eben nach ſeinem Wunſche ausfiel, ſo beſchloß Pyrrhus dieſer Einladung zu folgen, um auf Sici.... leichtere Lorbeeren zu ernten. Pyrrhus ſchiffte 277 von Tarent nach Tauromenium hinüber, ward vom Tyrannen Tyndarion freundlich aufgenommen, zog gegen Syrakus, von wo bei ſeiner Ankunft die Carthager ſich zurückzogen, verſöhnte den Thonion und Soſiſtratus, welche ſich in die verſchiedenen Stadttheile von Syrakus getheilt hatten, mit einander und mit den Syrakuſanern, gewann darauf Agrigent und mehre andere Städte, vereinigte ein anſehnliches ſiciliſches Heer mit ſich, und eroberte nun eine Stadt der Carthager nach der andern, Heraclea, Selinus, Segeſta, Eryx, Panormus u. a. Zuletzt aber brach ſich vor Lilybäum, das die Carthager aufs äußerſte vertheidigten, ſeine Macht. Mehre Friedensanträge der Carthager wies er ab, denn die einzige Bedingung, die er ſtellte, war, daß die Carthager ganz Sicilien räumen ſollten; und ſchon ging er damit um, nach Afrika ſelbſt ſein Heer hinüberzuſetzen und die Carthager dort anzugreifen, als die Lage der Dinge auf Sicilien ſich plötzlich änderte. Die Carthager nämlich, indem ſie ſich nicht im Stande ſahen,

Digitized by Google

dem Pyrrhus, da alle Sicilier offen oder insgeheim ſich für ihn erklärten, im Felde zu widerſtehen, und da ſie fürchten mußten, nach Verluſt einer einzigen Hauptſchlacht alles zu verlieren, ſchränkten ſich auf den Vertheidigungskrieg ein, und beſchloſſen die Zeit abzuwarten, indem ſie wol einſahen, daß die Begeiſterung, mit welcher die Sicilier an Pyrrhus hingen, ſich bald würde abgekühlt haben. Insgeheim aber waren ſie auf alle Weiſe thätig, den Widerwillen, der bei der Anmaßung und dem Übermuthe des Pyrrhus ſich gar bald bei den Siciliern erzeugt hatte, anzuſchüren und anzufachen, und als dieſer nun übermäßige Opfer von den Siciliern verlangte, ihre Führer und Fürſten beleidigte, den Thoinon ſogar ermordete, ſo brach die Empörung allgemein aus, und die Carthager hatten nun erreicht, was ſie wollten. Ein großer Theil der ſiciliſchen Griechen, beſonders die Syrakuſaner, ſchloſſen ſich nun wieder an die Carthager an, Hilfsvölker kamen ihnen ſogar aus Italien und Pyrrhus ſah ſich in kurzem genöthigt, alle ſeine Eroberungen wieder aufzugeben und den erſten ſchicklichen Vorwand zu benutzen, um die Inſel wieder zu verlaſſen. Da die Samniten und Tarentiner ihn dringend zur Rückkehr nach Italien auffoderten, leiſtete er ihnen Folge, überließ Sicilien ſeinem Schickſale, und ſchiffte ſich auf der Meerenge ein nach Rhegium. Aber ungeachtet er eine Flotte von 110 Kriegsſchiffen hatte, ſo überfielen ihn die Carthager und zerſtörten ſeine Flotte, von welcher ſie 70 Schiffe verſenkten und die übrigen bis auf 12 unbrauchbar machten, mit welchen Pyrrhus nach Locri entkam.

Auf dieſe Weiſe vom Pyrrhus befreit, trachtete Carthago mit neuem Eifer nach der Vollendung der Eroberung Siciliens. Aber hier traten jetzt 2 neue Gegner auf, welche mit jungen Kräften aufs neue wieder den Carthagern unüberſteigliche Hinderniſſe in den Weg legten; nämlich Hiero II. von Syrakus und die Mamertiner in Meſſana; und die Kämpfe mit dieſen erfüllen die nächſtfolgenden Jahre; doch ward der Theil der Inſel, der nicht dem Hiero und den Mamertinern gehörte, allmählig immer mehr und mehr den Carthagern zinsbar, und da jene bald ſelbſt mit einander in Streit geriethen, ſo lauerten dieſe auf die Gelegenheit, um beide, ohne großen Aufwand von Macht, zu vernichten. Als Hiero die Mamertiner bei Mylä, am Fluſſe Longanus, ſchlug und bedeutend ſchwächte, nahmen ſie ſich der Unterliegenden an und zogen mit einem Heer in ihre Nähe, um ſie gegen Hiero's Übermacht zu ſchützen oder ſelbſt dieſe Gelegenheit zu benutzen, Meſſana zu erobern; vorzüglich aber mochten ſie wol deshalb auf Meſſana ein beſonderes wachſames Auge haben, weil ſie von dort her Gefahr von den Römern fürchteten. Und wirklich brach, noch ehe Sicilien, das Ziel 500jähriger Anſtrengungen, ganz erobert war, der Krieg mit den Römern aus, wodurch Sicilien für immer verloren ging.

Nach gänzlicher Unterwerfung Unter-Italiens, und ſeitdem den Römern ganz Italien vom Fluſſe Macra bis nach Rhegium und Locri gehörte, konte es ihnen nicht gleichgiltig ſeyn, wenn Sicilien der Herrſchaft des übermächtigen Carthago's unterworfen wurde. Auch konte ein Stat wie Rom, der erobernd ſo weit ſchon vorgedrungen war, ſeiner Natur nach nicht ſtille ſtehen, ſondern mußte fortſchreiten, und wo das Land ſeinen Unternehmungen fehlte, jenſeit des Meeres eine neue Laufbahn für Eroberungen und Siege ſuchen. Hiezu war Sicilien am gelegenſten, und ſchon Pyrrhus hatte geahnet, daß dieſe herrliche Inſel nunmehr der Kampfplatz für Rom und Carthago werden würde. Auch den Carthagern war dieſes nicht verborgen geblieben, und deshalb hatten ſie, nachdem ſie ſelbſt nur von Pyrrhus befreit waren, alle Sorge getragen, daß Tarent nicht in die Gewalt der Römer kommen möchte. Polybius zwar hat die Anſicht, daß die Römer durch ihre Einmiſchung in die Angelegenheiten der Mamertiner die erſte Urſache und Veranlaſſung zum Kriege gegeben hätten; aber dieſem widerſpricht nicht nur Livius, welcher ausdrücklich ſagt, daß die Carthager, indem ſie mit einer Flotte den Tarentinern beigeſtanden, das Bündniß gebrochen hätten, (was auch noch XXI. 10. in der Rede des Hanno wiederholt und weitläufiger von Oroſius ausgeführt wird), ſondern auch Polybius gibt uns I. 15. genugſam zu verſtehen, daß noch ganz andere Anſichten über die Urſache des Krieges bei den Schriftſtellern, namentlich bei Philinus und Fabius, ſich fanden. Es wäre auch ſchwer zu begreifen, wenn die Carthager, die im Beſitz einer ſo mächtigen Flotte waren, und von den Römern ſo leicht nichts zu fürchten hatten, dem Falle Tarent's ſo ruhig zugeſehen hätten, und der Einwurf, den man machen könte, daß die Römer, wenn die Verträge von den Carthagern gebrochen worden waren, dieſes wol ſchwerlich bis ins 8te Jahr ungeahndet gelaſſen hätten, widerlegt ſich von ſelbſt durch die Art der Carthager Einmiſchung, wie ſie Oroſius erzählt, beſonders aber durch den Umſtand, daß es den Römern noch an einer ſchicklichen Gelegenheit zur Rache an Carthago, zumal da ſie bei Tarent ihren Zweck erreicht hatten, fehlte. Als aber die Mamertiner, von Hiero und den Carthagern zugleich gedrängt, ſich nach Rom um Hilfe wandten, ſo entſchloſſen ſich die Römer erſt nach langem Bedenken zu einem Kriege, deſſen Wichtigkeit und Bedeutung ſie wol ahneten, und der ihnen um ſo gefährlicher werden mußte, als ſie keine Seemacht beſaßen, die es mit der carthagiſchen hätte aufnehmen können. Doch ihr Verhängniß riß beide Völker mit ſich fort. — Die Römer ſandten 264 den Conſul Appius Claudius mit einem Heere den Mamertinern zu Hilfe, und dieſer ging mit Begünſtigung der Strömung auf Flößen über die Meerenge, zog in Meſſana ein, in Übereinſtimmung mit den Einwohnern, welche die Carthager aus der ſchon von ihnen beſetzten Burg vertrieben, und ſchlug dann an einem Tage das Heer des Hiero in die Flucht und verſprengte das carthagiſche Heer, ſo daß er in der Folge bis nach Syrakus vordringen und zur Belagerung der Stadt ſelbſt Anſtalt machen konte. Als nun im folgenden Jahre die Römer beide Conſuln mit ihren Heeren nach Sicilien hinüber ſchickten, und dieſen mehre Städte der Syrakuſaner und Carthager zufielen, ſo beſchloß Hiero von der carthagiſchen Partei zur römiſchen überzugehen, und unterhandelte mit den Conſuln wegen des Friedens, den die Römer ihm unter ſehr günſtigen Bedingungen zu-

Digitized by Google

geſtanden, da' ihr Intereſſe erfoderte, eine Macht für ſich zu gewinnen, welche durch eine Flotte, die ihnen fehlte, ſie zu unterſtützen im Stande wäre. Die Carthager dagegen, welche einen ſo ſchnellen Ausbruch des Krieges mit Rom wol nicht erwartet hatten, machten nun größere Zurüſtungen, und mit zahlreichen, in Gallien, Ligurien und Hiſpanien geworbenen Söldnerſcharen traten ſie jetzt in Sicilien auf, indem ſie Agrigent zum Mittelpunkt ihrer Unternehmungen machten. Aber die römiſchen Conſuln, von Hiero thätig unterſtützt, ſchlugen die carthagiſchen Feldherren Hanno und Hannibal, und eroberten endlich, nach vielen Verluſten und Bedrängniſſen 262 Agrigent, das ſchwer dafür büßen mußte, daß es ſich den Carthagern ergeben hatte; worauf denn auch die meiſten ſiciliſchen Landſtädte zu den Römern im folgenden Jahre übertraten. Um nun auch die Seeſtädte, welche die Carthager durch ihre Flotten noch behaupteten, zu erobern, beſchloſſen die Römer auch eine Seemacht ſich zu verſchaffen, und bauten in ſchleuniger Eile eine Flotte von 120 Kriegsſchiffen, und nach Verlauf von 60 Tagen war, wie die Römer erzählen, dieſe Flotte zum Auslaufen bereit. Zwar war der Conſul Cornelius Scipio ſo unglücklich, mit 17 Schiffen bei Lipara von den Carthagern gefangen genommen zu werden; aber nun erhielt C. Duilius den Oberbefehl über die Flotte, und dieſer ſchlug an der Küſte von Mylae die carthagiſche Flotte unter Hannibal, indem er durch die von ihm erfundenen Entermaſchienen den Seekampf in eine Landſchlacht verwandelte, ſo vollkommen, daß die Carthager 50 Schiffe verloren, und Hannibal mit dem Reſt ſeiner Flotte in der größten Beſtürzung nach Carthago zurückkehrte. Duilius erntete für dieſen Sieg bei ſeinem Volke unſterblichen Ruhm, und Hannibal entging nur durch Liſt jetzt noch dem Kreuzestode; und wirklich war Carthago durch dieſe unerwartete Niederlage ſo ſehr gelähmt worden, daß die Römer es wagen konten, jetzt auch Sardinien und Corſika mit ihren Flotten anzugreifen, den Carthagern bedeutende Niederlagen dort zuzufügen und auf beiden Inſeln ſich feſtzuſetzen, während ihr Landheer auf Sicilien eine Stadt nach der andern eroberte. Ja die Römer wurden durch den Lauf ihrer Siege ſo kühn gemacht, daß ſie ſchon daran dachten, den Krieg nach Afrika ſelbſt zu verſetzen, und 256 brachen ſie mit einer Flotte von 330 Schiffen, unter Anführung des L. Manlius und M. Atilius Regulus von Meſſana auf, um nach Afrika zu ſegeln. Bei Ecnomos kamen ihnen die Carthager mit 350 Schiffen entgegen unter Hanno und Hamilcar. Die Carthager verloren in der Schlacht 94 Schiffe und ihre ganze Flotte wurde zerſtreut, und ungeſäumt ſegelten nun die Römer hinüber nach Afrika, wo ſie bei Clupea landeten, dieſe Stadt eroberten, ungeheure Beute in der Umgegend machten, und darauf die Flotte nach Sicilien zurückſchickten, während Regulus mit nur 40 Schiffen und 15,500 Mann Landtruppen in Afrika zurückblieb. Die Carthager ſahen nun daſſelbe Schickſal wieder nahen, das ihnen 50 Jahr früher Agathocles bereitet hatte, ja ſie mußten ein noch ſchlimmeres fürchten, weil die Römer gefährlichere Feinde waren, als ein griechiſcher Tyrann hatte ſeyn können. Sie erwählten 3 Strategen, den Hasdrubal, Boſtar und Hamilcar (Barcas [1]), welcher letztere noch bei Heraclea auf Sicilien ſtand, und welchem daher ſein Amt, wahrſcheinlich auf außerordentliche Weiſe, verlängert wurde. Hamilcar und Hasdrubal beſchloſſen ſodann das carthagiſche Gebiet gegen den Regulus zu vertheidigen; jedoch als ſie ſich bei Adis dem Regulus, der dieſe Stadt belagerte, entgegenſtellten, wurden ſie von den Römern angegriffen, und obgleich das carthagiſche Fußvolk tapfer ſtritt, gänzlich geſchlagen, ſo daß ſie 17000 Todte und 5000 Gefangene verloren. In Folge dieſer Schlacht ward faſt das ganze carthagiſche Gebiet von den Römern erobert oder beſetzt, Regulus nahm Tunis ein, und eine große Anzahl Städte ergab ſich ihm ohne Schwertſtreich (die Zahl dieſer Städte wird wol ſehr übertrieben auf 300 angegeben) und er machte ſogar ſchon Anſtalt zur Belagerung Carthago's ſelbſt. Da ſank den Carthagern der Muth, und ſie ſchickten an den Regulus Unterhändler wegen des Friedens, den Regulus auch gern abgeſchloſſen hätte, da er die Sendung eines Nachfolgers fürchtete, der ihm den Ruhm der Beendigung des Krieges vorweg genommen hätte. Aber Regulus mußte ſich an die Bedingungen halten, welche ihm für den Fall des Friedens von Rom aus vorgeſchrieben waren, und verlangte daher von den Carthagern die Abtretung Sicilien's und Sardinien's, die unentgeldliche Rückgabe aller römiſchen Gefangenen und Auslöſung der carthagiſchen, Erſtattung der Kriegskoſten und die Erlegung eines jährlichen Tributs, ſo wie auch, daß ſie keinen Krieg führen oder kein Bündniß ſchließen ſollten, ohne Zuſtimmung der Römer, ſelbſt nicht mehr als 1 Kriegsſchiff halten, die Römer aber mit 50 Dreiruderern in ihren Kriegen unterſtützen: Bedingungen, die von Carthago die Antwort herbeiführten, daß ein ſolcher Friede ja um nichts beſſer ſeyn würde, als die Eroberung ihrer Stadt ſelbſt; und deshalb zogen die Carthager es vor, den Krieg wieder zu erneuern und das Glück noch ein Mal zu verſuchen. Und das Glück bot ihnen dies Mal einen Mann dar, der im Stande war, die Republik in kurzer Zeit vom Untergange zu retten. Ein griechiſcher Abenteurer, der Lacedämonier Xanthippus, war mit einer Werbung aus Griechenland nach Carthago gekommen, und da er öffentlich geäußert hatte, daß nur die Ungeſchicklichkeit der Feldherren Urſache an den Niederlagen der Carthager wäre, ſo hatte ihn der carthagiſche Senat zu Rathe gezogen, und die Strategen ſelbſt

1) Polybius, Zonaras und Nepos ſcheinen nichts davon zu wiſſen, daß dieſer Hamilcar, der ſpäter ſo berühmte Hamilcar Barcas, der Vater des Hannibal geweſen ſey, ja ſie laſſen keinen Zweifel, daß dieſer ein anderer geweſen ſey, als jener. Doch Cicero de officiis III. 26 nent ihn ausdrücklich den Vater des Hannibal: M. Atilius Regulus quum consul iterum in Africa ex insidiis captus esset, *duce Xanthippo Lacedaemonio, imperatore autem patre Hannibalis Hamilcare*, juratus missus est etc. — Dieſe Notiz iſt immer intereſſant; wäre nur nicht Cicero ein ſo ſchlechter Gewährsmann in hiſtoriſchen Dingen. —

hatten ihm die Leitung des Krieges übertragen. Xanthippus gewann bald das Zutrauen nicht nur der Behörden, ſondern auch der Krieger, die er unabläſſig in den Waffen übte, und nach kurzer Zeit zog er mit einem Heere von 12000 Mann Fußvolk, 4000 Reutern und 100 Elephanten, auf welche er hauptſächlich die Hoffnung des Sieges gründete, gegen den Regulus in den Kampf. Die Römer waren durch Verſtärkung aus den von den Carthagern abgefallenen Provinzen zu einem Heere von 30,000 Mann angewachſen, und hatten alſo bedeutend die Übermacht. Dennoch lagerte ſich Xanthippus nicht, wie die früheren Feldherren gethan hatten, auf Anhöhen, ſondern in der Ebene, um von ſeiner Reuterei und den Elephanten den beſten Gebrauch machen zu können; und ſo geſchah es denn auch. Die carthagiſche Reuterei ſchlug die römiſche ſogleich in die Flucht; die Elephanten brachten die römiſche Schlachtreihe in Verwirrung, und der Angriff der carthagiſchen Phalanx entſchied dann die Schlacht zur gänzlichen Vernichtung des römiſchen Heeres, das bis auf 2000 Mann niedergehauen wurde. 500 Römer, mit ihnen der Conſul, wurden gefangen. Dieſer merkwürdige Sieg, den unter dem Oberbefehl des Hamilcar die Kriegskunde und das Talent des Xanthippus erfochten hatte, rettete plötzlich Carthago vom Untergange. Freilich erlitten die Carthager bald nachher eine nicht unbedeutende Niederlage zur See am Vorgebirge Hermäum, indem ſie es hatten hindern wollen, daß die bei Clupea eingeſchloſſenen 2000 Römer, welche aus der Schlacht bei Tunis ſich gerettet hatten, von der römiſchen Flotte befreit würden; aber dagegen überfiel die römiſche Flotte ein Sturm beim Vorgebirge Pachynum, der ihre ganze Flotte von 350 Schiffen bis auf 80 zerſtörte, ſo daß die Carthager fürs erſte von den Römern nichts mehr zu befürchten hatten. Die Carthager erhielten daher Zeit, ihren Verluſt wieder herzuſtellen; und da Xanthippus es für's rathſamſte hielt, um dem Neide, der ihn verfolgte, zu entgehen, mit der ihm gewordenen reichen Belohnung wieder in ſein Vaterland zurückzukehren, ſo ſandten die Carthager Flotte und Heer, unter Anführung des Hasdrubal und Carthalo nach Sicilien hinüber, welche Agrigent eroberten und zerſtörten. Dagegen aber rüſteten auch die Römer wieder eine Flotte von 300 Schiffen, eroberten eine der wichtigſten Städte der Carthager auf Sicilien, Panormus, und wagten ſogar wieder eine Landung in Afrika, die aber mislang, indem die römiſchen Schiffe auf Sandbänke geriethen und die Carthager die Küſte beſetzt hatten; und da bald nachher ein Sturm wieder die Hälfte der römiſchen Flotte zerſtörte, ſo gaben die Römer den Seekrieg auf und beſchloſſen den Krieg zu Lande allein auf Sicilien fortzuſetzen; doch auch hier ward mehre Jahre nichts von Bedeutung ausgeführt, indem die veränderte Taktik, die Xanthippus im carthagiſchen Landheer eingeführt hatte, auch dieſes jetzt den Römern gefährlich machte. So wagte es denn 250 Hasdrubal von Lilybäum aus, das die Carthager jetzt zu ihrem Hauptwaffenplatz auf Sicilien gemacht hatten, den römiſchen Proconſul Metellus bei Panormus anzugreifen; allein er wurde geſchlagen, indem die Elephanten, die bei Tunis das römiſche Heer vernichtet hatten, nun den Carthagern ſelbſt zum Verderben gereichten; denn von den Römern wild gemacht und zurückgetrieben, brachten ſie das carthagiſche Heer in Unordnung, und dieſes wurde nun von den Römern leicht niedergehauen. Die Römer erbeuteten 100, nach anderen noch mehre Elephanten, die des Metellus Triumph verherrlichten; Hasdrubal aber büßte ſeine Niederlage mit dem Kreuzestode. Durch dieſen Sieg ermuthigt, dachten die Römer, nachdem die Friedensverſuche, die der gefangene Regulus nach dem Willen der Carthager in Rom machen mußte, mißglückt oder abgewieſen worden waren, wieder an einen Feldzug gegen Afrika, und rüſteten zu dem Ende wieder eine Flotte aus von 240 Schiffen; auch beſchloſſen ſie vorher Lilybäum zu erobern, weil ſie von dort aus den kürzeſten Weg nach der carthagiſchen Küſte hatten. Aber die Carthager vertheidigten Lilybäum mit der äußerſten Anſtrengung und Tapferkeit, und ungeachtet die Römer den Hafen durch einen Damm zu verſchließen ſuchten und durch eine Flotte ſperrten, ſo gelang es doch den Carthagern die Stadt immer wieder aufs neue zu verproviantiren, und durch unausgeſetzte Ausfälle ward das Landheer der Römer aufgerieben. Und als nun der römiſche Conſul Claudius Pulcher einen Verſuch mit der Flotte gegen Drepanum machte, um dieſes wenigſtens zu erobern, ſo ward er von dem Befehlshaber der carthagiſchen Flotte Adherbal angegriffen und verlor 93 Schiffe mit der Mannſchaft; und da eine neue Rüſtung der Römer unter dem Conſul Junius Pullus gleichfalls kein glückliches Reſultat hatte, und die römiſche Flotte von 120 Schiffen, theils von den Carthagern, theils vom Sturme zerſtört wurde: ſo ſchien das Glück ſich ſo entſcheidend für die Carthager zu erklären, daß es den Anſchein hatte, als würden die Römer nicht länger den Carthagern den Beſitz Siciliens ſtreitig machen können. Dazu kam, daß eben damals die Carthager zum Befehlshaber ihrer Flotte den Hamilcar Barcas machten, der mit der größten Einſicht und nicht ohne Glück nun mehre Jahre, zuerſt, wie es ſcheint, in untergeordneter Stellung, dann aber als Stratege den Krieg gegen die Römer führte. Hamilcar plünderte nämlich mit ſeiner Flotte die Küſten Italiens bis nach Cumä hinauf, befeſtigte auf Sicilien, in der Nähe von Panormus die Höhe Epicrete, die er zu ſeinem Waffenplatze machte, und von wo aus er die Römer unaufhörlich beunruhigte und angriff, und beſetzte die Stadt Eryx, deren höher liegende Burg die Römer inne hatten. Auf dieſe Weiſe zeigte ſich Hamilcar thätig vom Jahre 248 bis 242, freilich nur im kleinen Kriege, aber auch hier immer bedeutend, weil die Römer durch ihn verhindert wurden, ihren Hauptzweck, nämlich die Eroberung von Lilybäum und Drepanum, mit mehr Nachdruck zu verfolgen. Deshalb beſchloſſen die Römer, eine neue Flotte mit verbeſſerter Bauart auszurüſten, indem ſie wol einſahen, daß ohne eine bedeutende Seemacht Lilybäum und Drepanum nicht erobert werden könten, und ſo erſchien denn plötzlich, ehe die Carthager es ahndeten, der Conſul Lu-

Digitized by Google

tatius Catulus 242 mit einer zahlreichen Flotte vor Lilybäum und Drepanum, deren Belagerung nun auf's eifrigſte fortgeſetzt wurde. Die Carthager, welche nun gezwungen waren, auch wieder eine Flotte auszurüſten, ſandten den Hanno mit 400 Schiffen (die aber nicht alle Kriegsſchiffe waren) ab, um Eryx, das auch von den Römern belagert wurde, zu verproviantiren, und dort den Hamilcar mit einem Theile ſeiner Mannſchaft einzunehmen. Aber der Conſul Catulus kam dem Hanno zuvor, und zwang ihn, ehe er noch ſeine Schiffe entladen konte, bei den ägatiſchen Inſeln zur Schlacht, die dann Hanno unter den ungünſtigſten Umſtänden liefern mußte. 50 carthagiſche Schiffe wurden verſenkt, 70 andere mit 10,000 Mann erobert, die übrige Flotte nach Carthago zurückgetrieben, wo Hanno mit dem Tode ſein Unglück büßen mußte. — Dieſe Niederlage der Carthager entſchied den Ausgang des Krieges. Die Carthager waren freilich nicht ſo erſchöpft, daß ſie nicht im Stande geweſen wären, den Krieg noch länger fortzuſetzen; denn daß es ihnen nicht an Hilfsmitteln fehlte, bewies der nächſtfolgende Söldnerkrieg, und über die Kräfte ihres States täuſchten ſich gewiß die Carthager nicht. Aber ſie ſahen ſehr wol ein, daß ſie nicht im Stande ſeyn würden, eine neue Rüſtung zu beendigen, ehe die belagerten Städte Lilybäum, Drepanum und Eryx, welche ihnen allein faſt noch auf Sicilien übrig geblieben waren, und welche an allem Mangel litten, von den Römern zur Übergabe gezwungen werden mußten. Daher ſahen ſie zur Rettung ihrer Heere kein anderes Mittel, als den Frieden, welchen zu unterhandeln ſie dem Hamilcar den Befehl und die Vollmacht ertheilten. Hamilcar, der nach einem vergeblich verſuchten Ausfalle, noch immer in Eryx eingeſchloſſen war, gehorchte, vor Unmuth knirſchend, dem Befehle ſeiner Mitbürger, und ſchloß mit dem Catulus einen Waffenſtillſtand ab, durch welchen er freilich die Heere der Republik rettete, aber zu den demüthigenden Bedingungen ſich verſtehen mußte, daß Carthago die Oberherrſchaft über Sicilien und die umliegenden Inſeln aufgeben, die römiſchen Kriegsgefangenen ohne Löſegeld ausliefern, und eine bedeutende Kriegsſteuer in beſtimten Friſten bezahlen ſollte. Nach Abſchluß dieſes Waffenſtillſtandes zog Hamilcar ſofort die carthagiſchen Beſatzungen aus den belagerten Städten und ſchickte ſie nach Carthago, weil Catulus auch gefordert hatte, daß Hamilcar mit ſeinen Kriegern die Waffen ſtrecken und durch's Joch gehen ſollte, und Hamilcar fürchtete, daß wenn der römiſche Senat etwa die Friedensbedingungen verwürfe, er ſich und die ſeinigen gegen die Schande nicht würde ſchützen können. Wirklich änderten auch die 10 Männer, welche zur Abſchließung des Friedens von Rom ausgeſandt wurden, die Bedingungen des Catulus dahin ab, daß die Carthager nicht in 20, ſondern in 10 Jahren 2200 euböiſche Talente und außerdem noch 1000 Talente ſogleich bezahlen ſollten. Die Ausdrücke hinſichtlich der Friedensbedingungen wurden übrigens, theils wegen der Eile, mit welcher Hamilcar verfahren war, theils wol auch mit Abſicht von den Römern, um immer wieder eine Veranlaſſung zu Vergrößerungen oder zum Kriege zu haben, ſehr unbeſtimt geſtellt; und ſo geſchah es, daß nicht klar ausgeſprochen wurde, welche Inſeln die Römer unter den *Inſeln um Sicilien herum* verſtanden wiſſen wollten; die Carthager begriffen darunter die kleinern Inſeln, etwa die ägatiſchen und lipariſchen Inſeln; die Römer aber ſtützten ſich ſpäter auf dieſen Artikel, als ſie die Gelegenheit wahrnahmen und auch Sardinien und Corſika beſetzten. Es iſt überhaupt zweifelhaft, ob die Römer nach dem Frieden Sardinien und Corſika ganz wieder aufgegeben haben, nachdem ſie beide Inſeln im Jahre 259 beſetzt hatten; wenigſtens beſtimt wird es nirgends geſagt, und wenn es auch wahrſcheinlich iſt, daß die Carthager nach der Niederlage des Regulus, wieder feſten Fuß auf Sardinien und Corſika faßten, ſo ſchließt dieſes doch nicht aus, daß nicht die Römer auch einige Beſitzungen dort behalten haben konten. So alſo ſcheinen die Römer auch nach dem Frieden noch wenigſtens einen Theil von Sardinien und Corſika behauptet zu haben, indem die Carthager keine Zeit hatten, ſich nähere Erklärungen über die Artikel des Friedens geben zu laſſen, und mit allem zufrieden ſeyn mußten, was die Römer damals dictirten. Auch ward im Frieden noch ausgemacht, daß die Carthager den Hiero nicht mit Krieg überziehen ſollten, daß kein carthagiſches Kriegsſchiff ſich den Küſten Italiens oder der mit Rom verbündeten Länder nähern dürfte, oder daß ſie Söldner in Italien würben. Vielleicht aber wurde gar nicht ein Mal ein beſtimtes Document über den Frieden ausgefertigt, und daher auch wol die verſchiedenen Anſichten, die ſowol bei den verſchiedenen Schriftſtellern, als auch bei den Statsmännern ſpäterer Zeiten über dieſen Frieden ſich finden. Denn indem Polybius und Livius den Hamilcar ſich beklagen laſſen über die römiſche Treuloſigkeit, die den Carthagern Sardinien widerrechtlich entriſſen hätte, ſo läßt Salluſt (Bell. Cat. 51. 4.) den Cäſar auf's beſtimteſte ſagen, daß die Römer auch in den puniſchen Kriegen nie ihr eigenes Glück gemisbraucht, oder die Treuloſigkeit ihrer Feinde wieder mit Treuloſigkeit vergolten hätten.

Durch dieſen unglücklichen Ausgang des erſten Krieges mit Rom hatte Carthago allerdings große Opfer gebracht, doch hätte es dieſe Opfer bald wieder verwinden können, wenn nicht andere noch viel unglücklichere Ereigniſſe gefolgt wären. Daß Carthago gezwungen worden war, Sicilien aufzugeben, war kein ſo großes Unglück, da es vielmehr für ſein Intereſſe viel beſſer geſorgt haben würde, wenn es von Anfang an nie nach dem Beſitze Siciliens geſtrebt hätte. Carthago mußte überhaupt weniger nach dem Gewinn von Länderbeſitz trachten, als nach friedlichem Verkehr mit andern Staten, durch welchen ein freier und ungehinderter Abſatz ihrer Waren begünſtigt wurde. Hätte Carthago nur Muße gehabt, ſich nach dem Kriege wieder zu erholen, es würde aus dem Handel mit den ſiciliſchen Griechen einen größeren Gewinn gezogen haben, als früher durch die immer beſtrittene Herrſchaft über einzelne Theile der Inſel. Eben ſo wäre auch der Verluſt Sardiniens und Corſika's leicht verſchmerzt worden, und die Bergwerke Hiſpaniens, welche Hamilcar ſpäter der Republik er

ward, wogen das, was man in Sardinien verlor, hundertfach wieder auf. Aber Carthago erhielt keine Muße und Erholung.

Hamilcar hatte nach Abſchluß des Waffenſtillſtandes, ehe noch der Friede förmlich beſchworen war, den Oberbefehl über das Heer zu Lilybäum niedergelegt, und der Suffet Gisgo, der nach Sicilien hinüberkam, hatte die carthagiſchen Kriegsvölker nach Afrika zurückgeführt. Die Carthager aber, welche ſofort den Römern 1000 Talente bezahlen und ihre Gefangenen loskaufen mußten, hatten kein Geld, um den Söldnern ihre rückſtändige Löhnung zu bezahlen, und auch wol keine Luſt, ihnen das außerordentliche Geſchenk zu entrichten, welches ihnen Hamilcar auf Sicilien im Namen der Republik eigenmächtig verſprochen hatte. Da die unthätige, zügelloſe Menge aber in Carthago Gewaltthätigkeiten zu begehen drohte, ſo ſchickte man die Söldner mit aller ihrer Habe, ihren Weibern und Kindern nach der benachbarten Stadt Sicca, um dort zu warten, bis der Stat ihre Forderungen würde befriedigen können. Hier nun ſich ſelbſt überlaſſen, wurden die Söldner immer unruhiger, und als Hanno, ein angeſehener, aber nicht beliebter Mann, der einige Zeit vorher Suffet geweſen war, unter ihnen erſchien, um mit ihnen wegen eines Nachlaſſes ihrer Foderungen, nameutlich des verſprochenen Geſchenkes, zu unterhandeln, ſo brach der Aufruhr förmlich aus; Hanno mußte die Flucht ergreifen, und die Söldner, 20,000 Mann ſtark, verließen Sicca und zogen gegen Carthago, in deſſen Nähe ſie bei Tunis ein Lager aufſchlugen. Die Carthager, in ihrer Muthloſigkeit und Rathloſigkeit, legten ſich wiederum auf's Unterhandeln, verſchlimmerten aber dadurch nur die Sache; und als endlich Gisgo geſandt wurde, um ihnen das Geld, das man ihnen noch ſchuldete, und das man inzwiſchen zuſammengebracht hatte, auszuzahlen, ſo erhoben ſich Spendius, ein entlaufener Campaner, und Mathos, ein Libyer, und beredeten die Söldner, ſich nicht zu trennen und keinen Vergleich anzunehmen, ſondern die Waffen gegen die ohnmächtige Republik zu ergreifen. Wer widerſprach, wurde ſogleich geſteinigt, dem Spendius und Mathos die Anführung übertragen, Gisgo mit ſeiner Begleitung zu Gefangenen gemacht, und das von ihm mitgebrachte Geld geraubt und unter das Heer vertheilt.

Nachdem ſo förmlich die Fahne des Aufruhrs erhoben war, gedachte man zunächſt daran, die Bewohner und Städte des carthagiſchen Gebietes zu den Waffen zu rufen. Dieſe, immer unwillig gehorchend, hatten für ihren Abfall zu den Römern, nach der Niederlage des Regulus, ſchwer büßen müſſen. 3000 Libyer, welche zu den Römern damals übergegangen, waren zur Strafe an's Kreuz geſchlagen worden. Viele Jahre hatte der Krieg gedauert, und erſt kurz vorher ſcheint die Unterwerfung Libyens wieder zu Stande gekommen zu ſeyn. Dieſen Krieg hatte als oberſter Feldherr Hanno zu führen gehabt, und dieſer hatte ſich beſonders durch die Bezwingung der großen libyſchen Stadt Hecatompylos (deren Lage man nicht kent)[2]) einigen Ruhm erworben, jedoch auch durch ſeine Härte die Unterthanen empört; und da die Noth des Stats außerordentliche Opfer erfoderte, ſo war von den Unterthanen, deren Abgaben man verdoppelt hatte, und von denen man die Hälfte des Ertrages ihrer Felder verlangte, der Tribut mit der größten Strenge eingefodert worden. Unter dieſen Umſtänden fanden die Boten des Mathos leicht Gehör, und indem man die herrſchende Stadt für völlig wehrlos hielt, ſo beſchloſſen die Unterthanen, mit nur ſehr geringer Ausnahme, dieſe Gelegenheit zu benutzen, um das läſtige Joch endlich einmal abzuſchütteln. Nur die Bundesſtädte Utica und Hippo blieben noch getreu, und wurden dafür von den Empörern belagert, deren Heer in kurzem durch den Zutrit der Libyer, auf 70,000 Mann anwuchs.

Die Carthager übertrugen in dieſer Bedrängniß dem Hanno, der noch an der Spitze eines Heeres ſtand, den Oberbefehl; die Bürger wurden in den Waffen geübt, Reuterei und Flotte gerüſtet. Aber Hanno verſtand den Krieg nicht; er ſchlug zwar die Aufrührer bei Utica in die Flucht, aber ſtatt ſie zu verfolgen und zu vernichten, zog er ſich in ſein Lager zurück, und ward dort von den wiederumkehrenden Feinden überfallen und nach großem Verluſte in die Stadt zurückgetrieben, alles Kriegsgeräthe aber ward vom Feinde erbeutet. Voll Unwillen darüber nahmen die Carthager dem Hanno den Oberbefehl, und übertrugen ihn dem Hamilcar. Dieſer hatte nicht mehr als 10,000 Mann, doch wirkte der Schrecken ſeines Namens, daß die Aufrührer ſogleich die Belagerung von Utica aufgaben, und bald darauf hatte er das Glück, den Spendius mit einem Theile ſeines Heeres am Bagradas zu ſchlagen, und durch den Numidier Naravaſus verſtärkt, gelang es ihm nicht lange nachher, den Spendius und den Autaritus, den Anführer der Gallier, im Gebirge zu ſchlagen. — Während deſſen hatte aber auch nach Sardinien hin der Aufruhr ſich verbreitet, indem die Söldner hier ihre Anführer Boſtar und Hanno tödteten und alle Carthager auf der Inſel erſchlugen. Da nun Hamilcar die in den letzten Schlachten Gefangenen ſehr milde behandelte, ihnen freiſtellte, in carthagiſche Dienſte zu treten, oder von ihm beſchenkt in ihre Heimath zurückzukehren, und viele der Empörer dadurch zum Rücktrit bewogen wurden, ſo führten Spendius und Mathos einen angeblichen Boten aus Sardinien vor, der dort abgeſchickt ſeyn ſollte, um die Söldner zu warnen vor den Verräthern unter ihnen ſelber; und dies gab dann Gelegenheit, nicht nur alle die unter ihnen, welchen man nicht traute, aus dem Wege zu räumen, ſondern auch den noch immer in Gefangenſchaft gehaltenen Gisgo, und 700 andere

2) cf. Polyb. I. 73. und Diod. XXIV. exc. de virt. et vit. und dazu Weſſeling's Note. Sollte dieſe Eroberung von Hecatompylos nicht vielleicht Veranlaſſung gegeben haben zu der wunderlichen Nachricht bei Ammianus Marcellinus (XVII. pag. 98 Lind.), nach welcher die Carthager ſogar einmal das ägyptiſche Theben erobert haben ſollen. Thebas inter *exordia pandentis ſe late Carthaginis improviso excursu duces oppressere Poenorum;* posteaque reparatam Persarum rex ille Cambyses — *aggressus est* etc.? Theben heißt auch die hundertthorige ſchon bei Homer. Offenbar liegt eine Verwechſelung hiebei zum Grunde. Denn etwa ein Jahrhundert vor Cambyſes war Carthago noch nicht ſo mächtig, um einen Feldzug gegen Ägypten zu unternehmen, und an einen Zug zu Lande dahin iſt noch weniger zu denken.

Digitized by Google

Carthager auf die grauſamſte und ſchrecklichſte Weiſe zu Tode zu martern; und um alle Möglichkeit der Verſöhnung abzuweiſen, wurden gleiche Martern einem jeden gefangenen Carthager angedroht. Hamilcar ſah nun die Nothwendigkeit ein, einen Vertilgungskrieg gegen die Aufrührer zu führen, und vereinigte ſich deshalb mit dem Hanno, der noch immer einen Theil des Heeres befehligte. Aber bald wurden die Feldherren zwieträchtig unter einander, und ſtatt den Krieg nachdrücklicher und zum Verderben der Feinde zu führen, erleichterten ſie dieſem ſeine Siege. Dazu kam noch, daß Unfälle jeder Art die Carthager heimſuchten. Eine Flotte, welche aus der Provinz Emporia Proviant und Kriegsbedürfniſſe herbeiführte, verſank; Sardinien ging rettungslos verloren, und auch Utica und Hippo, die bisher den Söldnern widerſtanden hatten, und die auch früher zu den Zeiten des Agathocles und Regulus immer treu geblieben waren, fielen jetzt, da ſie Carthago's Untergang für unvermeidlich halten mochten, plötzlich ab, und ſtellten ſich nun mit der heftigſten Erbitterung an die Spitze der Feinde. Dieſe Noth erfoderte neue Maßregeln. Die Carthager wandten ſich um Unterſtützung an Hiero von Syracus, und dieſer ſandte Lebensmittel; desgleichen an die Römer; und dieſe verſuchten nicht nur den Frieden zu vermitteln, ſondern als das nicht gelang, gaben ſie den Carthagern alle noch in Italien befindliche Gefangenen unentgeldlich zurück, erlaubten den italiſchen Kaufleuten, den Carthagern Proviant zuzuführen, ſandten ihnen ſelbſt ſogar Getreide, und geſtatteten ihnen, jedoch nur für die Dauer dieſes Krieges, in Italien Söldner anzuwerben. Und als römiſche Kaufleute von den Carthagern entweder aus Noth ausgeplündert, oder weil ſie dem Feinde Lebensmittel zugeführt hatten, aufgefangen und in's Meer geworfen waren, ſo ahndeten die Römer dieſes für den Augenblick nicht, obſchon ſie ſpäter ſich darauf beriefen, als ſie den Carthagern ihre noch übrigen Beſitzungen auf Sardinien wegnahmen. Sodann erklärte der carthagiſche Senat, daß einer der Feldherren ſeine Stelle niederlegen, der andere aber allein den Oberbefehl führen ſollte, und daß das Heer zu wählen hätte. Das Heer wählte den Hamilcar, und Hanno mußte zurücktreten. Hiedurch ward freilich die oberſte Leitung des Krieges dem überlaſſen, der allein dazu geſchickt war; allein es war dadurch, daß dem Heere die Wahl des Feldherrn überlaſſen war, ein Beiſpiel aufgeſtellt, das zum Verderben der Republik diente, ſo wie auch die Feindſchaft zwiſchen dem Hanno und Hamilcar, welche ſich nun unverſöhnlich entſpann und auch auf ihre Häuſer ſich vererbte, von den unglücklichſten Folgen war. — Hamilcar zog mit ſeinen Unterfeldherren Hannibal und Naravaſus aus, um den Aufrührern, die ſchon begonnen hatten, Carthago zu belagern, im Rücken alle Zufuhr abzuſchneiden. Dieſes gelang, und die Feinde ſahen ſich genöthigt, mit 50,000 Mann dem Hamilcar zu folgen. Dieſer lockte ſie in eine gebirgige Gegend, Prion genant, wo er ſie ringsum umſtellte, einſchloß und aushungerte; und als ſie endlich gezwungen waren, zu unterhandeln, ließ Hamilcar die Anführer feſſeln, und da die übrigen darauf zu den Waffen griffen, dieſe ſämtlich von ſeinen Elephanten niedertreten. 40,000 Mann fanden ſo ihren Untergang, und nun unterwarf ſich auch bald ein Theil der libyſchen Städte wieder dem Sieger. Darauf zog Hamilcar mit ſeinem Heere zurück, um auch den Mathos und die übrigen Aufrührer zu vernichten, welche ſich in Tunis vertheidigten. Durch zwei Lager ward Tunis eingeſchloſſen, und der gefangene Spendius Angeſichts der Mauern an's Kreuz geſchlagen. Doch als Mathos ſich durch einen Ausfall rächte, in welchem er viele Carthager, unter andern auch den Unterfeldherrn Hannibal, zu Gefangenen machte, und dieſe gleichfalls kreuzigen ließ, ſo ſchlug dieſes Unglück die Carthager ſo darnieder, daß Hamilcar die Belagerung von Tunis aufgeben mußte, und 30 Senatoren in ſeinem Lager erſchienen, welche von ihm verlangten, daß er, um die Parteien in Carthago zu beruhigen, mit dem Hanno ſich wieder verſöhnen, und den Oberbefehl theilen ſollte. Hamilcar gab nach, vereinigte ſich mit Hanno, und beide verfolgten dann den Mathos, der ſich von Tunis entfernt und weiter in das Innere Libyens zurückgezogen hatte. Dieſer, nachdem er in mehren kleinen Treffen geſchlagen war, beſchloß endlich, eine entſcheidende Schlacht den Carthagern zu liefern; aber ſein Heer ward überwunden und größtentheils niedergehauen, Mathos ſelbſt gefangen und ſpäter in Carthago unter ſchrecklichen Martern hingerichtet. Die abgefallenen Städte ergaben ſich nach und nach wieder den Carthagern, zuletzt auch Utica und Hippo, aber erſt nach langer Belagerung. Sardinien aber blieb verloren; es hatte ſich den Römern in die Arme geworfen, und als die Carthager Anſtalt machten, die Inſel wieder zu erobern, erklärten die Römer ſie für ihr Eigenthum, indem ſie ſchon durch den lutatiſchen Frieden ihnen abgetreten ſey; und die Carthager mußten ſich ſogar zu einem neuen Tribute von 1200 Talenten verſtehen, als Strafe dafür, daß ſie es gewagt hätten, ein Land ſich aneignen zu wollen, auf welches die Römer ein vollgiltiges Recht hätten.

Der Söldnerkrieg hatte auf die angegebene Weiſe, nach einer Dauer von 3 Jahren und 4 Monaten, zwar ſein Ende erreicht; nichts deſto weniger dauerte aber der Krieg gegen die Libyer und Numidier, welche es mit den Aufrührern gehalten hatten, noch längere Zeit fort. Dieſen Krieg führten Hamilcar und Hanno gemeinſam und nicht ohne Glück; denn grade in dieſer Zeit erſt ſcheint die Herrſchaft der Carthager über die Nordküſte von Afrika weiter ausgedehnt worden zu ſeyn, inſofern als verſchiedene numidiſche Stämme in ein Verhältniß der Abhängigkeit gebracht wurden. Wenigſtens erſcheinen erſt von dieſer Zeit an die zahlreichen numidiſchen Reuterſcharen, welche ſo lange Zeit hindurch den Carthagern das Übergewicht über die Römer gaben, und welche im 2ten puniſchen Kriege eine faſt neue Erſcheinung waren, der die Römer nichts ähnliches entgegen zu ſtellen hatten. Jedoch als Hamilcar, nach Beendigung des lybiſch-numidiſchen Kriegs, wieder nach Carthago zurückkehrte, ſo ward er dort vor ein Gericht gefodert, indem ihm Schuld gegeben wurde, durch ſeine eigenmächtigen Verſprechungen an die Söldner und durch ſein unzweckmäßiges Verfahren die Leiden des Söldnerkrieges über Carthago gebracht zu

Google

haben. Hamilcar ſah kein anderes Mittel, ſich zu retten, als ſich dem Volke, bei dem er beliebt war, in die Arme zu werfen, und unter den Vornehmen durch den Einfluß ſeines Schwiegerſohnes Hasdrubal eine Partei ſich zu ſchaffen, die er durch die Ausſichten, die er ihnen in der Ferne auf groſſen Gewinn eröffnete, an ſich kettete. So entging er der Gefahr, ward wieder Stratege und das Gericht wurde über ihn nicht gehalten. Nachdem nun Hamilcar den Hanno vom Heere entfernt, und das Heer durch Geſchenke und reichliche Beute ſich geneigt gemacht hatte, ſo ging er ohne Wiſſen, wenigſtens ohne den Befehl des carthagiſchen Volkes und Senates, mit ſeinem Heere hinüber nach Hiſpanien, um hier wieder zu gewinnen, was Carthago auf Sicilien, Sardinien und Corſica verloren hatte. Über die Unternehmungen des Hamilcar in Hiſpanien ſind wir nur ſehr unvollkommen unterrichtet, doch ſcheint folgendes gewiß zu ſeyn. Hamilcar begab ſich zuerſt nach Gades, einer uralten Stadt, welche auf ähnliche Weiſe, wie Utica, Hippo, Hadrumetum u. a. von den Phöniciern gegründet, zu Carthago im Verhältniß einer abhängigen Bundesſtadt ſtand, und wol nur ein geringes Gebiet hatte (etwa die heutige Inſel Leon), indem die Carthager ſich hier mehr auf einen freundlichen und friedlichen Verkehr mit den Einwohnern beſchränkt, als auf weitläufige und ſchwer zu erhaltende Eroberungen eingelaſſen hatten. Dieſes Gebiet weiter auszudehnen, war nun die Abſicht Hamilcars, und zwar, was allein nur eigentlich wünſchenswerth war, über das Thal des Baetis-Stromes bis zu den Gebirgen hin, welche daſſelbe umgrenzen. Dieſer fruchtbarſte und ſchönſte Theil Hiſpaniens, mußte in jeder Hinſicht reizen, beſonders aber die überaus reichen Bergwerke der Sierra Morena in der Gegend der nachher in den Römerkriegen ſo oft genanten Städte Caſtulo, Intibili, Illiturgis und Mentiſſa, welche auf eine kunſtmäßigere Weiſe zu bebauen für Carthago von dem größten Gewinne ſeyn mußte. Mit den dieſe Gegenden bewohnenden Völkern wurden die Kriege geführt, von denen wir nur kurze Notizen bei den Schriftſtellern finden, und die Unterwerfung dieſes Landes gelang ſo vollſtändig, daß nach Verlauf von wenigen Jahren die Carthager hier unumſchränkt geboten, und die Einwohner des Landes in völlige Knechtſchaft gebracht und zum Frohndienſt in den Bergwerken, in denen ſie auf empörende Weiſe aufgerieben wurden, gezwungen werden konten. Hamilcar legte an der Küſte die Stadt Acra Leuce an, fand aber bald nachher, in einem Aufſtande der ſämtlichen ſüdhiſpaniſchen Völkerſchaften, bei der Belagerung der Stadt Elice durch den König der Oretaner ſeinen Tod. 9 Jahre hatte Hamilcar hier den Oberbefehl mit faſt königlicher Gewalt geführt, wie es ſcheint, ganz gegen die frühere carthagiſche Sitte; doch wurde ihm dieſes geſtattet, weil der Gewinn aus der Eroberung des Landes, beſonders die Ausbeute der Bergwerke ſo groß war, daß Hamilcar, ungeachtet er ſeine Parteigenoſſen in Carthago bereicherte, und ſich ſelbſt ein ungeheures Vermögen ſammelte, doch auch den carthagiſchen Schatz mit bedeutenden Summen wieder füllen konte. Die Carthager ernanten nun des Hamilcars Schwiegerſohn und bisherigen Gefährten ſeiner Unternehmungen und Siege, den Hasdrubal, zum Feldherrn in Hiſpanien, damit er Hamilcars Entwürfe noch weiter verfolgte, und dieſer war in ſeinem Streben nicht weniger glücklich. Er ſchlug die Völkerſchaften, welche ſich gegen Hamilcar erhoben hatten, namentlich die Oretaner, in mehren Schlachten, breitete die carthagiſche Herrſchaft weiter an der Küſte des Mittelmeers entlang über Granada und Murcia, vielleicht auch einen Theil von Valencia aus und legte hier mehre Städte an, beſonders aber das in ſpäterer Zeit ſo wichtige Neu-Carthago, welches er zum Sitz der carthagiſchen Herrſchaft in Hiſpanien beſtimte, wozu es auch durch ſeinen vortrefflichen Hafen und ſeine geringere Entfernung von Carthago beſonders geeignet war. Auch war eine neu gebaute Stadt dem Hasdrubal zu Verfolgung ſeiner weiteren Plane viel geeigneter, als Gades, das als eine uralte Municipalſtadt bedeutende Vorrechte beſaß und ſich den Befehlen Hasdrubals nicht ſo unbedingt fügen mochte. Irrig iſt es, wenn man, wie gewöhnlich geſchieht, meint, daß Hasdrubal ſchon damals den größten Theil Hiſpaniens der Herrſchaft der Carthager unterworfen habe. Dieſe Anſicht kann nur aus gänzlicher Unkentniß der Natur des Landes hervorgehen. Was hätte es den Carthagern genützt, über die öden Bergflächen und Waldgebirge Eſtremadura's und Neucaſtiliens zu herrſchen, wo Nationen wohnten, die eben ſo arm als ſtreitluſtig und unbeugſam waren; und gar, wenn ſie noch weiter in die Gebirge von Altcaſtilien und Leon hätten vordringen wollen, wo ſie noch weniger einen Preis des Sieges gehabt hätten? Der Umfang des carthagiſchen Gebiets in Hiſpanien, vor dem Ausbruche des 2ten Krieges mit Rom, ergibt ſich am beſten, wenn man auf die Grenzen ſieht, welche die römiſche Provinz Baetica ſpäterhin hatte; denn dieſe war der Gewinn der Römer in jenem Kriege. Alle weitere Kriegsunternehmungen der Carthager in Hiſpanien geſchahen nur, um die räuberiſchen Einfälle der wilden hiſpaniſchen Stämme aus dem Innern des Landes abzuwehren, oder ſie zu zwingen, ihre kriegsluſtige Jugend zum carthagiſchen Kriegsdienſte für Sold zu ſtellen. So umfaßte das Gebiet, das Hamilcar und Hasdrubal der Republik in Hiſpanien eroberten, nicht mehr, als die Küſte vom Sucro bis zum Baetis und Anas (von der Segura bis zum Guadalquivir und zur Guadiana), und erſtreckte ſich im Innern bis zu dem Gebirge, das ſich zwiſchen den Quellen dieſer Flüſſe hinzieht; allenfalls hatten die Carthager auch an der Küſte Hiſpaniens außerhalb der Meerenge bis zum Tagus hin, noch einige Anſiedelungen zum Behufe des Handels mit Britannien und dem Norden; Luſitanien ſelbſt aber blieb frei, und wenn wir ſpäter auch luſitaniſche Reuter im carthagiſchen Heere ſehen, ſo waren dieſes Söldner, ſo gut, als die meiſten übrigen hiſpaniſch-carthagiſchen Kriegsvölker. Hasdrubal verſtand es nun in ganz vorzüglichem Grade, mit dieſen Völkern des inneren und weſtlichen Hiſpaniens freundliche Verbindungen anzuknüpfen und ihre Jugend für Carthago zu bewaffnen, und ſo mochte es allerdings ſcheinen, als wenn die Carthager, ungeachtet ſie kaum über ein Viertel des Landes geboten, dennoch Herren über das ganze wären, indem die Streitkräfte deſſelben ihnen zu Gebote ſtanden. Vielleicht war

Digitized by Google

dieſes denn auch die Urſache, daß Hasdrubal in den Verdacht kam, als ſtrebe er nach der Alleinherrſchaft und wolle ſich in Hiſpanien ein Reich gründen, unabhängig von Carthago; ſo wie wir ſogar auch die Nachricht bei einem ſeiner Zeitgenoſſen finden, dem Fabius Pictor (Polyb. III. 8.), Hasdrubal wäre mit ſeinem Heere nach Afrika hinüber gegangen, um in Carthago die Verfaſſung zu ändern und auch dort ſich zum Tyrannen zu machen, was ihm aber misglückt ſey. Wenn auch dieſes letztere nun wol ſehr zweifelhaft iſt, ſo ſcheint es doch unläugbar, daß Hasdrubal in Hiſpanien unumſchränkt und willkürlich gebot, daß die Parteiungen in ſeiner Vaterſtadt, der Haß der Neider ſeines Glücks, ihn zu manchen Schritten der Überhebung und Ungebühr verleiten mochten, die er unter ruhigern Verhältniſſen wol unterlaſſen hätte; und daß er gewiß ſorgfältig vermied, in den Fall zu kommen, ſeine Würde niederzulegen und in den Privatſtand zurücktreten zu müſſen, weil dann ſein Untergang gewiß war. Daß die Römer aber den Hamilcar und Hasdrubal in Hiſpanien ſo ruhig gewähren ließen, möchte auffallend ſcheinen, weil ſie wol die Gefahr hätte ahnen ſollen, welche ihnen von Hiſpanien her drohete. Jedoch waren die Römer ſelbſt damals ſo ſehr beſchäftigt durch die galliſchen und liguriſchen Kriege, welche mehr als einmal die Römer in die größte Gefahr brachten und ſogar eine Bewaffnung von ganz Italien nöthig machten, und bei welchen die Carthager ohne Zweifel die Hand auch mit im Spiele hatten [3]; ſo wie die Carthager unaufhörlich auch die Sardinier und Corſen aufregten, gegen die Römer zu rebelliren, daß dieſe an keine auswärtige Unternehmung denken konten. Auch entging den Letzteren nicht, wie aus dem Zeugniß des Fabius zu erſehen iſt, daß Hamilcar und Hasdrubal mit ihren Mitbürgern in Zwieſpalt waren, und wol gar daran dachten, ſich in Hiſpanien unabhängig zu machen; und ſo mochten ſie dieſe Eroberungen in Hiſpanien eher als eine Urſache zum gänzlichen Falle Carthagos betrachten, als wie ein Mittel zur Wiederhebung deſſelben. Doch aber mußte den Fortſchritten des Hasdrubal geſteuert werden, und ſo ward denn eine Geſandtſchaft nach Neu-Carthago geſchickt, welche Einſprache gegen die weitere Ausbreitung der carthagiſchen Herrſchaft machen ſollte. Jedoch mußten die Römer dem Hasdrubal ganz Hiſpanien bis an den Iberus überlaſſen, und nur Sagunt mit ſeinem Gebiete war, wenn wir dem Livius trauen dürfen (Polybius nent in ſeiner angeblichen Vertragsformel Sagunt gar nicht), gegen die carthagiſche Herrſchaft geſchützt. Übrigens ſchloß Hasdrubal dieſen Frieden aus eigener Machtvollkommenheit ab, ohne daß Senat und Volk in Carthago denſelben beſtätigten, und auch Hasdrubal hatte wol nicht die Abſicht, ihn länger zu halten, als es ſeinem Intereſſe gemäß wäre, obſchon er immerhin auf ein Land verzichten konte, von deſſen Beſitz er ſich keinen Gewinn verſprechen durfte. Hasdrubal ward aber, noch ehe er ſeine Entwürfe, welcher Art dieſe auch ſeyn mochten, zur Reife bringen konte, ermordet, und das Heer erwählte nun des Hamilcar großen Sohn, Hannibal, zum Nachfolger in der Würde eines Strategen und Beherrſchers des carthagiſchen Hiſpanien, indem dieſer, da er ſeit ſeinem 9ten Jahre in Hiſpanien gelebt, unter ſeinem Schwager Hasdrubal die Reuterei angeführt, und ſelbſt eine Hiſpanierin, eine Bürgerin aus Caſtulo, zur Gemahlin hatte, die hiſpaniſchen Verhältniſſe am beſten kante, und als Sohn des großen Hamilcar und wegen ſeiner eigenen Thaten die Gunſt des Heeres beſaß. Der carthagiſche Senat, in welchem die barciniſche Partei die Oberhand hatte, und das Volk gaben der Wahl des Heeres ihre Zuſtimmung, ſo entgegen eine ſolche Wahl auch an und für ſich den Geſetzen der Republik war; und Hannibal, damals 26 Jahre alt, ſtand nun an der Spitze eines bedeutenden Heeres, hatte die Schätze Hiſpaniens in ſeiner Gewalt, und ſuchte eine Laufbahn, ſeinem Ehrgeize angemeſſen. Die erſten 3 Jahre ſeiner Anführerſchaft brachte er theils mit Kriegszügen gegen die hiſpaniſchen Völkerſchaften in Innern des Landes, die Olcader, Vaccaeer und Carpetaner hin, theils griff er Sagunt an, eine griechiſche Colonie aus Zacynthus, welche durch die Begünſtigung des ſchönen Landes (es lag in der Nähe des heutigen Valencia) und durch die Kraft und Tugend ihrer Bewohner zu außerordentlicher Macht und Blüthe ſchnell ſich erhoben hatte. Wol mehr Luſt nach Beute und der Fortgang ſeiner Unternehmungen, als das Verlangen, eine Urſache zu einem Kriege mit Rom zu haben, beſtimten den Hannibal zum Angriff gegen Sagunt, und er unternahm denſelben gewiß deshalb im Jahre 219, weil damals die Römer durch einen Krieg mit den Illyriern beſchäftigt waren, der ſo gefährlich ſchien, daß beide Conſuln zu demſelben abgeſandt wurden. Die bedrängten Saguntiner (die, auch wenn ſie in dem Frieden des Hasdrubal nicht namentlich erwähnt waren, doch wenigſtens durch die Beſtimmung früherer Friedensſchlüſſe, nach welchen Römer und Carthager die Gebiete ihrer Bundesgenoſſen garantirten, vor einem carthagiſchen Angriff hätten ſicher ſeyn müſſen) baten die Römer, als ihre Schutzherren, um Hilfe; dieſe aber ſchickten nur Geſandtſchaften an Hannibal, und als ſie von dieſem nicht gehört wurden, nach Carthago, wo ſie gleichfalls abgewieſen wurden. Sagunt unterlag während deſſen ſeinem Schickſale. Aber die Römer, die durch ein außerordentliches Glück in wenigen Monaten den illyriſchen Krieg beendigt hatten, erklärten nun den Carthagern den Krieg, und rüſteten ſich, denſelben zu Waſſer und zu Lande mit gleichem Nachdruck zu führen. Der Conſul Sempronius Longus erhielt eine Flotte von 160 Kriegsſchiffen, und ein Heer von 26,000 Mann, um damit nach Sicilien, und von dort nach Afrika überzuſetzen. Der andere Conſul, P. Cornelius Scipio, ſollte mit 60 Schiffen und 25,000 Mann nach Hiſpanien ſegeln, um dort die Carthager im Mittelpunkte ihrer Macht anzugreifen; ein drittes Heer von 20,000 Mann ſollte Oberitalien gegen die aufrühre-

3) Die Notiz bei Zonaras VIII. 19. B., daß die Carthager während des liguriſchen Krieges gerade auf Rom hätten losgehen wollen, ſteht zu einzeln und ohne alle weitere Beglaubigung durch andere Gewährsmänner, als daß man Gewicht darauf legen könte. Auch ſcheint *Καρχηδόνιοι* an dieſer Stelle nur ein Schreibfehler des Zon. fur *Γαλάται* zu ſeyn. Die beſten Codd. des Zonaras haben übrigens auch *Καρχηδόνιοι*. —

Digitized by Google

riſchen Gallier und Ligurier beſchirmen. Aber ehe Sempronius nach Afrika und Scipio nach Hiſpania gelangen konten, war Hannibal, den Carthagern eben ſo unerwartet, als den Römern, ſchon mit einer Macht von 100,000 Mann von Neu⸗Carthago aufgebrochen, war über den Iberus gegangen, hatte die tapfern Bewohner Cataloniens geſchlagen und geſchreckt, und war dann durch Gallien bis an den Rhone gezogen. Hier fand er zuerſt Widerſtand, indem der Conſul Scipio, der auf ſeiner Fahrt nach Hiſpanien zu Maſſilia von Hannibals Zuge durch Gallien hörte und dort ſtehen blieb, ihm auf alle Weiſe den Übergang über den Rhone erſchwerte, indem er die Bewohner des linken Ufers aufwiegelte, und auch ſelbſt mit einem Theile ſeines Heeres am Kampfe Antheil nahm. Aber Hannibal zog den Rhone aufwärts, ging plötzlich über den Strom und ſchlug die Gallier in die Flucht, zog dann nördlich bis zum Iſere und zum Lande der Allobroger, und ging nach zahlreichen Gefechten mit den Einwohnern auf der Straße über Chambery und den kleinen St. Bernhard in der zweiten Hälfte des Octobers des Jahres 218 über die Alpen nach Italien, wo er, freilich mit nur noch 26,000 Mann, im Lande der Inſubrer anlangte. Am Ticinus erwartete ihn der Conſul Scipio, der, nachdem er ſeinen Legaten und Bruder Cn. Scipio von Maſſilia aus mit dem größten Theile ſeines Heeres nach Hiſpanien geſchickt hatte, mit den Legionen Oberitaliens, die aber durch einen Aufſtand der Gallier ſehr geſchwächt und entmuthigt worden waren, ihm hier die Spitze bot. In der Nähe von Victumviä kam es zu einem Treffen, in welchem Hannibal die römiſche Reuterei ſchlug, worauf die Römer, da auch der Conſul ſelbſt verwundet worden war, ſich genöthigt ſahen, das transpadaniſche Gallien gänzlich aufzugeben, und ſich über den Padus nach Placentia zurückzuziehen. Als Hannibal, mit dem ſich nun auch ein großer Theil der Gallier vereinigt hatte, nachdrängte, verließ Scipio auch Placentia, und nahm an der Trebia eine feſte Stellung, um den Conſul Sempronius zu erwarten, der zu ſeiner Unterſtützung heranahete. Dieſer hatte nämlich auf Sicilien den Krieg mit einem glücklichen Seetreffen bei Lilybäum, der Eroberung von Malta und einer Landung an der afrikaniſchen Küſte eröffnet, hatte aber bei der Nachricht von Hannibals Zuge nach Italien, Afrika aufgeben und nach Italien zurückkehren müſſen, wo er zu Ariminum ſein Heer ausſchiffte und ſich dann ſchleunigſt mit Scipio vereinigte. Hannibal lieferte mitten im Winter den Conſuln eine Schlacht an der Trebia, in welcher dieſelben eine ſchreckliche Niederlage erlitten, und gezwungen wurden, bald nachher, bis auf einige feſte Plätze, welche ſich noch vertheidigten, ganz Oberitalien zu räumen, und ſich bis über die Apenninen zurückzuziehen. Hannibal, welcher bald ſah, daß er die Gallier, welche zwar die Römer haßten, aber die Carthager nicht weniger ſcheuten, nicht zu einem allgemeinen Kriege gegen Rom würde erregen können, beſchloß, ungeachtet des Winters, eiligſt über die Apenninen zu gehen, um den Krieg mehr in das mittlere Italien zu ſpielen, wo Völker wohnten, welche, noch immer unwillig den Römern gehorchend, nur auf das Signal zum Aufſtande warteten; aber ſein erſter Verſuch, weiter vorzudringen, misglückte, indem er in den Apenninen einen bedeutenden Verluſt durch Sempronius erlitt, ſo daß er gezwungen war, ſeine weitere Unternehmung noch zu verſchieben. Jedoch als die Conſuln des folgenden Jahres ihr Amt angetreten hatten, brach Hannibal, der ſich bis dahin nur mit Mühe gegen die Verrätherei und die Nachſtellungen der Gallier geſichert hatte, vom Padus auf (217), zog durch die Sümpfe mit großem Verluſte nach Etrurien, umging den Conſul Flaminius, der bei Arretium ſtand, und ſchlug die Straße nach Rom ein. Da Flaminius ihm unvorſichtig nachfolgte, ſo ſchloß ihn Hannibal am See Traſimenus ein, und vernichtete ihn mit faſt ſeinem ganzen Heere. Rom ſchien verloren, da der andere Conſul Servilius noch bei Ariminum ſtand, und der Stadt nicht zu Hilfe eilen konte, und auch eine von ihm abgeſchickte Reuterſchaar, unter Centenius, von dem ſiegreichen carthagiſchen Heere aufgerieben worden war. Hannibal aber zog nicht auf Rom los, ſondern nachdem er vergebens Spoletum angegriffen hatte, wandte er ſich ſeitwärts an die Küſte des adriatiſchen Meeres, und rief die dort wohnenden Völkerſchaften gegen Rom in die Waffen. Aber die Römer hatten einen Prodictator erwählt, den Q. Fabius Maximus, der durch weiſes Zaudern den Ungeſtüm Hannibals brach, ihn immer auf ſeinen Zügen begleitete, ohne ſich jemals von ihm zu einer Schlacht zwingen zu laſſen, ihm allen möglichen Abbruch that, und auf dieſe Weiſe die Achtung der römiſchen Waffen bei den Bundesgenoſſen erhielt, ſogar einmal den Hannibal bei Caſilinum ſo eng einſchloß, daß er verloren geweſen wäre, wenn er nicht durch eine Kriegsliſt ſich gerettet hätte. So verging das zweite Jahr des Krieges, ohne daß Hannibal ſeinen Zweck, den Abfall der römiſchen Bundesgenoſſen, erreicht hätte, und wenn ſchon Hannibal den Minucius, den Magister Equitum des Fabius, der ſich gegen den Willen des Dictators in ein Treffen eingelaſſen hatte, bei Geronium ſchlug, ſo ſtellte doch Fabius den Verluſt bald wieder her. Als aber die Conſuln des folgenden Jahres 216 Ämilius Paullus und Terentius Varro an die Spitze der Heere getreten waren, gelang es dem Hannibal, dieſelben, da ſie ſich dem Willen des römiſchen Volks, das eine ſchnelle Entſcheidung verlangte, fügen mußten, bei Cannä zur Schlacht zu zwingen, in welcher vorzüglich durch die Überlegenheit der carthagiſchen Reuterei, die Römer gänzlich geſchlagen wurden, ſo daß der eine Conſul, Ämilius Paullus, und die Blüthe der römiſchen Bürger und Bundesgenoſſen getödtet wurden. Die Zahl der Erſchlagenen wird auf 40,000 bis 70,000 angegeben. Nur einige wenige zerſtreute Reſte des Heeres retteten ſich mit dem andern Conſul Terentius nach Venuſia.

Nach dieſem Siege, der ſo entſcheidend war, als ihn Hannibal nie gehofft haben mochte, zog dieſer doch nicht gegen Rom, da er über die Streitkräfte, die den Römern noch zu Gebote ſtanden, ſich nicht täuſchte, ſondern er erntete die Früchte ſeines Sieges, indem er jetzt den Aufſtand der italiſchen Bundesgenoſſen der Römer förmlich organiſirte. Zuerſt empörten ſich die Campaner, darauf die Apulier, Hirpiner, faſt ſämtliche ſamnitiſche Stämme, die Lucaner und Bruttier und faſt alle griechi⸗

Digitized by Google

ſche Städte Süditaliens. Auch die Gallier in Oberitalien blieben fortdauernd in den Waffen gegen die Römer. Nur die Latiner und einzelne wenige Städte des mittlern und untern Italiens blieben treu, beſonders durch die Wachſamkeit und unermüdliche Thätigkeit des Prätors Marcellus, der ſogar bei Nola einige Vortheile über Hannibal erfocht; und als Hannibal gegen Ende des Jahres nach Capua in die Winterquartiere zog, konte er ſich der Hoffnung überlaſſen, im nächſten Feldzuge, wann die Kraft von ganz Italien gegen die Römer gerüſtet wäre, die Herrſchaft Roms über Italien zu vernichten und Rom ſelbſt vielleicht zu zerſtören. Und wenn man bedenkt, daß, ſo weit man dem Livius nachrechnen kann, Hannibal wirklich nach und nach über 200,000 Mann aus Italien zog, ſo hätte Rom allerdings unterliegen müſſen, wenn Hannibals Rechnung richtig, und Roms Macht und Statskraft, wie die Carthago's, blos auf ſeine äußern Hilfsquellen und ſeine Unterthanen, und nicht auf die Tugend ſeiner Bürger begründet geweſen wäre.

Aber während ſich Hannibal dieſen chimäriſchen Hoffnungen überließ, erlitten die Carthager in Hiſpanien Verluſte, die durch das einſtweilige Kriegsglück in Italien und die dortigen glänzenden Erfolge nicht aufgewogen wurden. Als Hannibal gegen den Willen des carthagiſchen Senats Hiſpanien verließ, um die Römer in Italien anzugreifen (dieſes ſagt Dio Caſſ. fragm. Peires. 47. 4. ganz beſtimt, und wenn die Carthager auch die Erneuerung des Krieges mit Rom billigten, ſo billigten ſie doch nicht, daß Hannibal die Hauptmacht der Republik aus Hiſpanien, dem Mittelpunkt ihrer Hilfsquellen, hinausführte), ſo hatte er, um Hiſpanien nicht ohne Vertheidigung zu laſſen, ſeinem Bruder Hasdrubal mit einem Heere von 15,000 Mann die Vertheidigung der carthagiſchen Provinz anvertraut, ſo wie er den Hanno mit 11,000 Mann zwiſchen dem Iberus und den Pyrenäen zurückgelaſſen hatte, um dieſes auf dem Durchzuge eroberte Land in der Unterwürfigkeit zu erhalten. Höchſt wahrſcheinlich erwartete Hannibal nicht, daß die Römer, in Italien ſelbſt angegriffen, ein Heer nach Hiſpanien ſenden würden. Jedoch der römiſche Conſul Scipio, der wohl wußte, daß die Entſcheidung des Krieges von dem Beſitze Hiſpaniens abhängen würde, hatte ſich durch die Gefahr Italiens nicht abſchrecken laſſen, dem Befehle des Senats zu genügen, ſondern hatte von Maſſilia aus ſein Heer, unter Anführung ſeines Bruders, des tapfern, gewandten und talentvollen Cnejus Scipio, nach Hiſpanien geſchickt. Cnejus Scipio landete zu Emporium, und eröffnete noch im Spätherbſt, von den hiſpaniſchen Völkerſchaften, welche das ihnen neuerdings aufgelegte carthagiſche Joch abzuſchütteln ſtrebten, unterſtützt, den Krieg. Hanno wurde bei Sciſſis geſchlagen, ſein Heer vernichtet, er ſelbſt gefangen, das Lager mit einer ungeheuern Beute erobert, und auch Hasdrubal, der mit ſeiner Flotte zur Unterſtützung herbeieilte, und bei Tarraco einige Vortheile erfochten hatte, ward wieder über den Iberus zurückgetrieben, worauf Scipio in Tarraco die Winterquartiere bezog. Auch läßt Livius (XXI. 61.) den Scipio noch in groſſen Schlachten, die mit den Carthagern verbündeten Illergeten und Auſetaner unterwerfen; doch ſcheint wegen des Polybius Stillſchweigen von dieſer Unternehmung, zu welcher auch die Zeit fehlte, kein beſonderes Gewicht hierauf gelegt werden zu dürfen. Im folgenden Jahre 217 eröffnete Hasdrubal den Krieg durch einen Angriff mit ſeiner Flotte. Jedoch zerſtörte Scipio dieſelbe in der Mündung des Iberus, und ſeitdem herrſchten die Römer auch zur See an den Küſten Hiſpaniens, erſchienen vor Neu-Carthago, und unterwarfen die Balearen und Ebuſus. Auch zu Lande ſpielten die Römer den Meiſter; ſie drangen bis an die Grenze der carthagiſchen Provinz vor, ſchlugen die mit den Carthagern verbündeten Fürſten Mandonius und Indibilis, und die mit den Römern verbündeten Celtiberer brachten dem Hasdrubal mehre Niederlagen bei. Viele hiſpaniſche Völkerſchaften machten nun Bundesgenoſſenſchaft mit den Römern, und als dieſe durch Verrätherei Sagunt einnahmen, und die dort aufgehobenen Geißeln den Völkerſchaften wieder zurückgaben, ward ihr Anhang in Hiſpanien noch bedeutender; und da kurz vorher auch P. Scipio mit einer Flotte und neuen Truppen in Hiſpanien angelangt war, ward das Übergewicht der Römer entſchieden. Nun konten die römiſchen Feldherren, da ihr Heer ſelbſt nur ſchwach war, und ſie kein Geld hatten, um hiſpaniſche Söldner zu bezahlen, den Hasdrubal durch die aufgewiegelten Hiſpanier beſchäftigen; und als es dem Hasdrubal, nachdem er von Carthago aus Unterſtützung erhalten hatte, im Anfang des folgenden Jahres gelang, mehre dieſer Völkerſchaften, namentlich die Carpetaner, zu ſchlagen, und er bald nachher durch ein neues Heer unter Himilcon unterſtützt, es wieder wagen konte, gegen die Römer die Offenſive zu ergreifen, ſo ſchlugen ihn die Scipionen bei Ibera dergeſtalt aufs Haupt, daß ſein ganzes Heer vernichtet oder zerſprengt und das Lager erobert wurde, und Hasdrubal nur mit wenigen Begleitern kaum der Gefangenſchaft entging. Freilich waren auch die Römer durch den Sieg ſehr geſchwächt worden, ſo daß ſie bei der geringen Unterſtützung aus Rom denſelben kaum benutzen konten; dennoch aber ſchien es nur von den Römern abzuhängen, ſich des carthagiſchen Hiſpaniens durch einen Angriff auf daſſelbe zu bemächtigen, und gerade zu derſelben Zeit, als die Schlacht bei Cannä Rom an den Abgrund des Verderbens gebracht hatte, war das Übergewicht der Carthager in Hiſpanien, wie es ſchien, verloren.

Auch wurden Hannibals Hoffnungen. als er im Jahre 215 aus dem capuaniſchen Winterquartier zog, keineswegs erfüllt. Die Unterſtützung, die er von Carthago gefodert hatte, erhielt er nur ſehr unvollkommen, ſeine eigene Armee war demoraliſirt, und wenn auch die Italiker überall für ihn unter den Waffen ſtanden, ſo hatten doch die Römer ſo ungeheure Rüſtungen zu Lande und zu Waſſer gemacht, daß ſie mit viel zahlreicheren Heeren, als ſonſt, den Krieg zu führen im Stande waren. Und wenn gleich ſich noch ein neuer Feind gegen Rom erhob, Philipp von Macedonien, welcher Geſandte an Hannibal ſchickte, und ihm ein Bündniß antrug, das auch abgeſchloſſen wurde, und in welchem ſich Philipp an-

Digitized by Google

heiſchig machte, den Hannibal in Italien mit einer Flotte zu unterſtützen, wogegen dieſer ihm den Beſitz des nördlichen Griechenlands zuſicherte, ſo ward doch dieſes Bündniß zeitig genug den Römern durch Gefangennehmung der carthagiſchen Geſandten verrathen, daß ſie ihre Maßregeln nehmen konten. So führte denn der Krieg in Italien zu keiner Entſcheidung, ja ſogar war Hannibal meiſtens im Nachtheile. Eine Unternehmung, welche die Carthager gegen Sardinien machten, unter Anführung des Hasdrubal Calvus, misglückte gleichfalls, indem Manlius Torquatus die Carthager bei Caralis auf's Haupt ſchlug, ſo daß Sardinien ganz wieder unterworfen wurde; und auch in Hiſpanien, wo nur Mangel an Unterſtützung von Rom aus (denn alle Bedürfniſſe des hiſpaniſchen Heeres wurden von römiſchen Privatperſonen geliefert) die Scipionen hinderte, noch entſcheidender aufzutreten, wurden 2 große Siege bei Illiturgi und Intibili erfochten, nun ſchon in der carthagiſchen Provinz, welche in voller Empörung gegen die Carthager war, und in dieſer von den Römern unterſtützt wurde. Freilich eröffnete ſich für die Carthager in dieſem Jahre auch noch eine ſehr wichtige Ausſicht zur Wiedererwerbung Siciliens, welche ſo einladend war, daß ſie derſelben nicht zu widerſtehen vermochten. Der alte König Hiero war nämlich, nachdem er 49 Jahre lang (ſeit 264) der treueſte Römerfreund geweſen, geſtorben, und hatte ſeine Herrſchaft an ſeinen Enkel Hieronymus vererbt, einen unbeſonnenen, leidenſchaftlichen Jüngling, der vorzüglich durch zwei ſeiner Vormünder, Andranodorus und Zoippus, zur carthagiſchen Partei hinübergezogen wurde. Hannibal benutzte ſogleich die ihm dargebotene Gelegenheit zu einem Bündniſſe mit dem Hieronymus, der alle Ermahnungen der Römer, der römiſchen Sache treu zu bleiben, höhnend abwies; und Hannibal ſandte deshalb zwei gewandte Männer, Hippocrates und Epicydes, nach Syrakus, um das carthagiſche Intereſſe dort mit allem Nachdruck zu vertreten. Zwar ward durch eine Verſchwörung Hieronymus und das ganze Geſchlecht des Hiero aus dem Wege geräumt, und der Freiſtat wieder hergeſtellt; jedoch gelangten bald auch in dieſem Hippocrates und Epicydes an die Spitze der Verwaltung; und da dieſe auch bedeutend von Carthago aus unterſtützt wurden, ſo hatten ſie große Hoffnung, die Römer ganz aus Sicilien zu vertreiben. Dieſes veranlaßte aber die Römer im Jahre 214, den Conſul Marcellus nach Sicilien zu ſchicken, welcher aber erſt im Spätjahre dahin kam. Die Syrakuſaner geriethen in Furcht, und verſuchten den Frieden zu erhalten. Da jedoch Hippocrates und Epicydes die Feindſeligkeiten gegen die Römer begannen, und Marcellus nun Leontium mit Sturm nahm, ſo wurden auch die Syrakuſaner mit in den Krieg fortgeriſſen, und Marcellus begann ſchon in dieſem Winter die Einſchließung von Syrakus, das dann, während des ganzen folgenden Jahres, 213, bis zur Mitte des Sommers, 212, belagert wurde, bis es endlich, troß der muthigſten Vertheidigung, in die Gewalt der Römer kam. Auch von Carthago aus war man nicht unthätig geweſen, ſondern hatte den Himilcon mit einem zahlreichen Heere den Syrakuſanern zu Hilfe geſandt; und mit dieſem verband ſich Hippocrates, der an der Spitze eines ſiciliſchen Heeres ſtand, ſo daß beide im Rücken des römiſchen Heeres den Krieg führten, während die carthagiſche Flotte Syrakus mit allen Bedürfniſſen verſah. Erſt nachdem Marcellus den Hippocrates bei Acrillä geſchlagen hatte, und das Heer des Himilcon größtentheils von der Peſt hingerafft war, gelang es dem Marcellus, theils durch Verrätherei, theils durch kluge Benutzung der in der Stadt herrſchenden Zwietracht, einen Theil derſelben nach dem andern zu erobern. Syrakus mußte ſeinen Abfall ſchwer büßen; und nun wurde auch allmälig in den folgenden zwei Jahren das ganze übrige Sicilien erobert. Eine Zeit lang hielt ſich noch Epicydes in Agrigent, und Hanno mit einem carthagiſchen Heere, und der tapfere Mutines, ein Zögling des Hannibal, und Anführer der Reuterei, leiſteten Marcellus noch Widerſtand. Aber nach einer Schlacht am Himera ward auch der letzte Überreſt der Carthager vernichtet, und Sicilien nunmehr ganz zur römiſchen Provinz gemacht.

Mit nicht viel größerem Glücke für die Carthager ward während deſſen der Krieg in Italien und in Hiſpanien geführt. In Italien gelang es freilich dem Hannibal, nach langem vergeblichen Harren, durch die Verrätherei einiger Bürger, ſich in den Beſitz Tarent's zu ſetzen, an welcher Stadt ihm, wegen des vortrefflichen Hafens, ſehr viel gelegen ſeyn mußte. Aber da die Römer ſich im Beſitze der Burg erhielten, und dieſe den Hafen beherrſchte und ſperrte, ſo hatte Hannibal auch hievon keinen bedeutenden Gewinn. Zugleich war ihm die Hoffnung auf Unterſtützung vom macedoniſchen Philipp vereitelt worden. Als dieſer im Begriff war, mit einer Flotte, dem Vertrage gemäß, an der italiſchen Küſte zu erſcheinen, ſo überfiel der römiſche Prätor Valerius denſelben ſo unerwartet bei Apollonia, daß Philipp ſein Lager im Stich ließ, ſeine Flotte ſelbſt verbrante, und ohne weiter Luſt zu einem Römerkriege zu haben, in ſein Reich zurückfloh. Und wenn auch Hannibal in einigen Treffen nicht unbedeutende Vortheile über die Römer erfocht, ſo ward er doch auch bei Beneventum und abermals bei Nola geſchlagen, und was das Wichtigſte war, er entfernte durch ſeine Grauſamkeit und Habgier die Italiker bald wieder von ſich, ſo daß dieſe, da ſie ſein Unternehmen nicht ſchnell gelingen ſahen, immer lauer in ſeinem Dienſte wurden, und immer ängſtlicher wieder dahin trachteten, einen billigen Frieden von den Römern zu erhalten. Am meiſten ſchadete ihm die Aufopferung Capua's, das von den Römern lange belagert wurde, und endlich bezwungen die ſchrecklichſte Strafe dulden mußte. Hannibal hätte Capua retten können, allein in ſeiner damaligen Lage glaubte er nicht alles in einer Schlacht auf's Spiel ſetzen zu dürfen, und ſein Zug gegen Rom ſelbſt hatte nicht nur nicht den Erfolg, daß Capua dadurch befreiet wurde, ſondern er verlor dadurch ſeine Achtung bei den Italiern, und überzeugte ſich ſelbſt auch von der Unbezwingbarkeit Roms. Hannibal mußte nun in das untere Italien ſich zurückziehen, kämpfte dort unentſchieden; wenigſtens ohne Glück, mehre Mal mit Marcellus, und ſah auch 209 Tarent wieder verloren gehen; und wenn es ihm gleich gelang, im folgenden Jahre 208 ſeinen tapferſten Geg-

Digitized by Google

ner, den Marcellus, durch Hinterliſt zu fällen, ſo ward ſein Glück dadurch doch nicht wieder hergeſtellt; er erhielt im folgenden Jahre einen nicht minder tapferen Gegner am Claudius Nero, der ihn bei Grumentum ſchlug, ſo daß es ihm unmöglich wurde, ſeinem aus Hiſpanien zu Hilfe ziehenden Bruder, Hasdrubal entgegen zu gehen. Und als dieſer am Metaurus von den vereinten Conſuln Livius und Nero mit ſeinem ganzen Heere niedergehauen worden war, und der rückkehrende Nero ihm das ſchon modernde Haupt ſeines Bruders vor das Thor ſeines Lagers werfen ließ, erkante Hannibal ſein und Carthago's Geſchick. Nun mußte er das ganze übrige Italien aufgeben, und ſich in die Südſpitze der Halbinſel, in das Land der Bruttier zurückziehen, das er von einem Meere zum andern wie eine Feſtung verſchanzte; und er mußte ſich damit begnügen, ſich hier zu halten, bis er zur Rettung ſeiner von den Römern bedrohten Vaterſtadt von dort zurückgerufen wurde. Wäre er flüchtig, nach dem Verluſte Italiens, in Carthago angelangt, ſo würde er gewiß dem Kreuzestode nicht entgangen ſeyn, mit welchem ſchon ſo viele carthagiſche Feldherren, bei viel geringerer Verantwortung und Schuld, ihr Unglück hatten büßen müſſen.

Während deſſen war nach mannigfachem Wechſel des Glücks der Krieg in Hiſpanien entſchieden worden. Im Jahre 214 hatte zwar Hasdrubal, der durch bedeutende Unterſtützung von Carthago aus verſtärkt worden war, zuerſt die aufrühreriſchen Hiſpanier geſchlagen und die Römer ſelbſt in die Enge getrieben; jedoch bald nachher, als die römiſchen Feldherren mit ihrer Geſammtmacht erſchienen, hatten ſie eine Reihe von Schlachten gegen den Hasdrubal, ſeinen Bruder Mago und den Hasdrubal, Giſgo's Sohn, bei Illiturgi, Bigerra, Munda und Aurinx gewonnen, hatten Sagunt erobert und wiederhergeſtellt und ſogar Caſtulo, eine der wichtigſten Städte im carthagiſchen Gebiete, mit ſich verbunden, ſo daß es kaum begreiflich iſt, wie die carthagiſchen Feldherren, nach ſo vielen Niederlagen, noch im Stande waren, den Römern zu widerſtehen; und nur die Schwäche der Römer ſelbſt, die ihre Einbuße in den Schlachten nicht wieder zu erſetzen vermochten, macht dieſes erklärlich. Daher denn auch im folgenden Jahre gänzliche Waffenruhe in Hiſpanien, indem die Carthager den Hasdrubal nach Afrika zu rufen gezwungen waren, um dort den Krieg gegen den numidiſchen König Syphax zu führen. Dieſer Syphax, welcher einen großen Theil Numidiens zunächſt der Grenze des carthagiſchen Gebietes beherrſchte, war auf die Carthager erbittert, weil Hasdrubal Giſgo ſeine Tochter Sophonisbe mit dem Maſiniſſa, Gala's Sohne, dem Häuptling der Maſſylier, eines andern numidiſchen Stammes verlobt hatte. Von den Scipionen aufgeregt und unterſtützt, ergriff nun Syphax die Waffen und brachte Carthago in großes Gedränge. Jedoch gewannen die Carthager den Maſiniſſa zur Theilnahme am Kriege, und von zwei Seiten zugleich angegriffen, konte Syphax nicht lange widerſtehen. In mehren Schlachten überwunden, mußte er um Frieden bitten, der ihm gewährt wurde, und Maſiniſſa begleitete nun den Hasdrubal nach Hiſpanien, um dort mit einer Schar numidiſcher Reuter die carthagiſchen Heere zu unterſtützen. Die Scipionen mußten dieſes ganze Jahr aus Schwäche ſich ruhig verhalten und ſich damit begnügen, den Carthagern neue Feinde in Hiſpanien zu erregen und ſich durch Bündniſſe mit den Celtiberern zu verſtärken. Im Jahre 211 brach dann der Krieg auf's neue wieder aus. Die Scipionen, durch zahlreiche Scharen Hiſpanier unterſtützt, theilten ihre Macht und wollten nun mit einem Schlage den Krieg beendigen. Aber Cn. Scipio ward von den Celtiberern verlaſſen und verrathen. P. Scipio wurde vom Hasdrubal Giſgo, Mago, Maſiniſſa und dem Hiſpanier Indibilis eingeſchloſſen und mit faſt ſeinem ganzen Heere niedergehauen, worauf die ſiegreichen Feldherren ſich gegen den Cn. Scipio wandten, und auch dieſen durch ihre Übermacht umzingelten und vernichteten. Nur ein kleiner Theil der Römer rettete ſich aus beiden Niederlagen in das römiſche Lager, das unter dem Befehle des Legaten Fontejus ſtand. Dieſe ſchwachen Reſte des römiſchen Heeres erfochten zwar unter Anführung eines kühnen römiſchen Ritters Marcius Septimius, der ſich an ihre Spitze geſtellt hatte, noch einige Vortheile über die Carthager; aber dieſe beſchränkten ſich nur darauf, daß die Schaar glücklich wieder bis an den Iberus zurückgelangte, wo ſie auch weiterhin unangegriffen blieb. Die ſiegreichen carthagiſchen Feldherren, die beiden Hasdrubal und Mago, trachteten nun zunächſt danach, die von ihnen abgefallene Provinz wieder unter das carthagiſche Joch zurückzudrücken; aber theils durch die Härte, mit der ſie verfuhren, theils durch ihre Zwietracht unter einander verdarben ſie bald wieder ihre Sache, und als nun der Prätor Claudius Nero mit friſchen Truppen in Hiſpanien erſchien, und die Reſte des römiſchen Heeres unter Marcius an ſich gezogen hatte, ſo konte er im folgenden Jahre 210 ſchon wieder wagen, den Hasdrubal in der carthagiſchen Provinz anzugreifen; und er hätte dieſen ſogar im Waldgebirge eingeſchloſſen und mit ſeinem ganzen Heere zur Übergabe gezwungen, wenn ſich Hasdrubal nicht durch eine Liſt gerettet hätte. — Nun aber erhielt der junge P. Cornelius Scipio, der Sohn des P. Scipio, ungeachtet er die Prätur noch nicht verwaltet hatte, die Führung des hiſpaniſchen Kriegs als Proconſul, und alſobald änderte ſich der Zuſtand der Dinge. Nachdem er im Winter zu Tarraco alle Vorkehrungen zum Feldzuge gemacht hatte, ward durch einen kühnen Gewaltmarſch Neu-Carthago überfallen und erobert, eine ungeheure Beute gemacht und durch Rückgabe der Geißeln, welche die Carthager hier bewacht hatten, die hiſpaniſchen Völkerſchaften gewonnen, welche nun mit zahlreichen Scharen zu dem römiſchen Heere ſtießen. Darauf zog Scipio mit ſeiner Geſammtmacht dem Hasdrubal entgegen, der in einer feſten Stellung bei Bäcula am Bätis in der Nähe von Caſtulo ſtand. Scipio ließ ungeachtet des ſchwierigen Geländes ihn angreifen, um ihn zu beſiegen, ehe noch die andern Heere unter Mago und Hasdrubal Giſgo herbeikommen konten, und ſchlug ihn gänzlich. Hasdrubal aber floh mit dem Reſte ſeiner Truppen, ſeiner Kriegskaſſe und ſeinen Elephanten nach dem Tagus, und des Krieges in Hiſpanien überdrüßig, entwarf er nun den Plan, im Rücken der Römer ſich ein

Digitized by Google

neues Heer zu werben, während die andern beiden Feldherren den Scipio beſchäftigten, und mit dieſem Heere nach Italien zu ziehen, um ſeinen Bruder Hannibal zu unterſtützen. Dieſen Plan führte er aus, ohne daß Scipio es ahnete, konte aber erſt im folgenden Jahre, wahrſcheinlich, indem er an der Seite des biscajiſchen Meeres über die Pyrenäen ging, nach Italien aufbrechen, während Hasdrubal Gisgo und Mago mit Scipio um den Beſitz der carthagiſchen Provinz ſtritten. Der römiſche Prorätor Silanus erfocht einen denkwürdigen Sieg über den Mago und vernichtete deſſen ganzes Heer, Scipio ſelbſt aber konte gegen den Hasdrubal, der immer vor ihm in die Gebirge auswich, nichts ausrichten, und nur der Gewinn der reichen Bergſtadt Oringis ward ihm zu Theil. Deſto wichtiger aber waren die Ereigniſſe des Jahres 207. Während Hasdrubal, Hannibal's Bruder, mit einem Heere von 60,000 Mann von den Alpen herabſtieg und ganz Ober-Italien eroberte, nachher aber am Metaurus erlag, verbanden Hasdrubal Gisgo und Mago ihre, während des Winters wieder in's Ungeheure vermehrten Streitkräfte, um den letzten entſcheidenden Verſuch zur Rettung der carthagiſchen Herrſchaft in Hiſpanien zu machen. Scipio zog ihnen entgegen, obſchon nur halb ſo ſtark, als ſie; in der Nähe von Bäcula trafen ſich wieder die Heere. Die Carthager erlitten eine gänzliche Niederlage, die durch den darauf erfolgenden Abfall aller Hiſpanier noch bedeutender wurde, und nun ſahen ſie ſich genöthigt, den Rückzug anzutreten. Scipio ſchnitt ſie vom Bätis und der Straße nach Gades ab, trieb ſie an's Meer, ſchloß ſie ein und zwang ſie durch Hunger zur Übergabe, nur Hasdrubal und Mago ſelbſt entkamen. So war Hiſpanien für die Carthager verloren, und was früher carthagiſche Provinz geweſen war, ward jetzt eine Provinz der Römer, welche in Folge des Sieges hier in die Rechte der Carthager eintraten. Durch den langen Krieg war die Kraft der hier wohnenden Nationen ſchon gebrochen; die Beſtrafung und Zerſtörung von Illiturgi, Caſtulo und Aſtapa im Jahre 206 vollendeten die Unterwerfung derſelben, und da Mago, der ſich noch einige Zeit lang in Gades aufhielt und von dort aus die Hiſpanier gegen die Römer aufwiegelte, abgerufen wurde, um nach Ligurien zu gehen und den Römern dort einen neuen Krieg zu erregen, ſo unterwarf ſich auch Gades den Römern, und dieſer Theil Hiſpaniens hatte von dem an Frieden und Ruhe unter der Herrſchaft der Römer.

Unter dieſen Umſtänden, da Hiſpanien erobert und Hannibal in Italien zur Ohnmacht herabgedrückt war, ſchien es nothwendig, den Krieg nach Afrika ſelbſt zu verſetzen, um Carthago da anzugreifen, wo es am verwundbarſten war. Ohne Zweifel hatte Scipio die Abſicht, ſchon von Hiſpanien aus ſogleich nach Afrika hinüber zu gehen, und in Verbindung mit den Numidiern den Krieg vor die Mauern Carthago's zu ſpielen, weshalb er denn auch ſelbſt ſchon einen Beſuch in Afrika beim Syphax abgeſtattet hatte. Aber eine längere Krankheit des Scipio, der wahrſcheinlich vom Mago erregte Aufſtand ſeiner Legionen, mehre Empörungsverſuche der Hiſpanier ꝛc. hinderten ihn daran; und da er in Rom des Strebens nach tyranniſcher Obermacht verdächtig wurde, ſo ward er aus Hiſpanien zurückgerufen. In Rom hatte Scipio viele Gegner, welche zwar nicht hindern konten, daß er 205 Conſul wurde, den Oberbefehl auf Sicilien und auch die Erlaubniß erhielt, nach Afrika zu gehen, jedoch zugleich Urſache waren, daß ihm weder eine Flotte, noch ein Heer gegeben wurde, angemeſſen einem ſolchen Kriege, der die Exiſtenz Carthago's betraf. Scipio aber, die Überlegenheit ſeines Talents zeigend, rief Freiwillige auf, und erhielt Schiffe von den Bundesgenoſſen, womit er nach Sicilien ging, und hier den übrigen Theil des Jahres damit zubrachte, alle Vorbereitungen für den Feldzug in Afrika zu treffen. Mit 35,000 Mann ſegelte er 204 als Proconſul hinüber, und landete beim Vorgebirge des Apollo in der Nähe von Utika. Unbegreiflicher Weiſe hatte damals Carthago, ungeachtet es ſchon ſeit einem Jahre auf die Ankunft Scipio's gefaßt ſeyn mußte, keine Flotte, um die Landung der Römer zu hindern, und wenn ſchon drei Heere unter Hasdrubal, Syphax und Maſiniſſa gerüſtet waren, ſo waren dieſe doch nicht ſtark genug, um den Römern die Spitze zu bieten; Maſiniſſa war ein Verräther und ging zu den Römern über, und Syphax zog ſich ohne Schwertſchlag wieder in ſeine Heimath zurück. So ward denn Hasdrubal leicht zurückgeſchlagen, und Scipio begann darauf die Belagerung von Utika, um dieſe Stadt zum Sitz des Krieges zu machen, jedoch mußte er nach 40tägiger Belagerung wieder abziehen, und befeſtigte nun eine Landzunge, um dort zu überwintern, was ihm möglich wurde, da Carthago keine Flotte hatte, und Scipio alſo von Sicilien, Sardinien und Hiſpanien aus ſich verproviantiren konte; von der Landſeite aber ward er durch zwei Heere unter Hasdrubal und Syphax eingeſchloſſen. Nach vergeblichen Friedensunterhandlungen im Winter, brach im Frühjahr der Krieg wieder aus, indem die Carthager nun eine Flotte von 100 Schiffen gebauet hatten, und ein vereinter Angriff auf das römiſche Lager von der Land- und Seeſeite ward verabredet. Aber der Plan ward durch einen Numidier verrathen, und Scipio kam ſeinen Feinden zuvor, indem er die Nacht vorher ihre Lager überfiel und in Brand ſteckte und eine furchtbare Niederlage unter ihnen anrichtete, ohne ſelbſt einigen Verluſt dabei zu erleiden; nur daß am folgenden Tage eine eben anlangende Schar hiſpaniſcher Söldner die Römer unerwartet überfiel und viele derſelben tödtete. Syphax zog ſich nach Verluſt ſeines Heeres wieder in ſein Reich zurück, Hasdrubal aber ward ſeiner Strategen-Würde entſetzt und zum Tode verdamt. Doch entging er dem Tode durch die Flucht, bildete eine Freiſchar, und führte mit dieſer noch einige Zeit lang den Krieg gegen die Römer fort. Scipio aber hielt es für's rathſamſte, den Syphax zuvörderſt zu vernichten, ehe er einen entſcheidenden Angriff auf Carthago wagte. Er ſandte gegen ihn den alten Feind deſſelben, Maſiniſſa (ſ. dieſen Art.) und den Legaten C. Lälius mit einem Theile des römiſchen Heeres. Syphax ward geſchlagen und mit einem ſeiner Söhne gefangen genommen, ſeine Hauptſtadt Cirta erobert, ſeinem Reiche ein Ende gemacht, das dem Maſiniſſa zur Belohnung für ſeine Dienſte gegeben wurde. Dagegen gerieth Scipio ſelbſt durch einen Angriff der carthagiſchen Flotte auf ſein Schifflager

Digitized by Google

in nicht geringe Bedrängniß, und die auf's neue verſuchte Belagerung von Utika hatte ſo wenig Erfolg, als die von Hippo. Nun beſchloſſen die Carthager, den Hannibal aus Italien zurückzurufen, und um dieſes möglich zu machen, ſchloſſen ſie, unter dem Vorwande, einen Frieden unterhandeln zu wollen, mit Scipio einen Waffenſtillſtand auf 45 Tage ab. Scipio ging dieſen Waffenſtillſtand ein, weil er entweder ſelbſt der Ruhe bedurfte oder weil er dadurch dem Hannibal Zeit geben wollte, endlich einmal Italien zu räumen. Hannibal landete durch Begünſtigung dieſes Waffenſtillſtandes glücklich in Afrika, und Scipio ſetzte ſeiner Landung kein Hinderniß in den Weg, obſchon die Carthager ſich nicht enthalten hatten, römiſche Proviantſchiffe zu plündern und die deshalb nach Carthago geſchickten Geſandten zu mishandeln. So war denn nun vom Frieden weiter nicht mehr die Rede. Hannibal war zu Hadrumetum gelandet, um freien Spielraum für die Bildung eines neuen Heeres, beſonders für die Organiſation einer Reuterei, an der es ihm ganz fehlte, zu erhalten; und bald ſtrömten ihm von allen Seiten Krieger zu; auch Vermina, der Sohn des Syphax, verband ſich mit ihm. Hasdrubal ward zurückgerufen und begnadigt und ſeine Freiſchaar dem Hannibal übergeben; und Mago, der aus Ligurien zurückgerufen war, wurde wieder dahin geſandt, um Söldner zu werben. — Nun warf ſich Hannibal zuerſt auf den Maſiniſſa, und entriß ihm faſt das ganze Reich wieder, das er erſt vor kurzem dem Syphax abgenommen hatte; und Scipio wagte es nicht, Carthago und die Küſte zu verlaſſen, und in ſo fernen und unwegſamen und ihm unbekanten Gegenden, den Krieg zu führen. Als er aber befürchten mußte, daß der Conſul Tib. Claudius Nero, der auch den Befehl erhalten hatte, nach Afrika zu gehen, ihm einen Theil ſeiner Lorbeeren entreißen könte, brach er im Sommer des Jahres 202 gegen Hannibal, der noch in Numidien ſtand, auf. Lange Zeit beobachteten ſich hier die Feldherren gegenſeitig und ſuchten ſich einander zu überliſten; doch war Hannibal dabei im Nachtheil, indem es nun dem Maſiniſſa gelang, ſein Land wieder zu erobern; und da Scipio nun auch den Hannibal ſelbſt in einem Reutertreffen bei Zama beſiegte, und ihm einen Transport Lebensmittel auffing, ſo kam Hannibal ſo ſehr in Bedrängniß, daß er nur durch einen Waffenſtillſtand, mit welchem er den Scipio täuſchte, ſich retten konte. Da aber die Carthager, wie vorauszuſehen war, dieſen Waffenſtillſtand verwarfen, ſo mußte das Schwert abermals entſcheiden. Scipio überraſchte den Hannibal bei Parthus und zwang ihn dann in der Nähe von Zama oder Margaron zur Schlacht. Das carthagiſche Heer war hier durch die eigenen ſcheu gewordenen Elephanten in Unordnung gebracht, die auf den Flügeln aufgeſtellte Reuterei ward durch Lälius und Maſiniſſa geſchlagen, und die Tapferkeit der römiſchen Legions-Soldaten warf das carthagiſche Fußvolk nieder. 20,000 Carthager wurden erſchlagen, die übrigen zerſtreut und Hannibal ſelbſt konte ſich nur mit wenigen Reutern nach Hadrumetum retten (19. October 202). Bald nachher wurde auch Vermina, der mit einem numidiſchen Heere zu ſpät anlangte, aufgerieben, und die römiſche Flotte unter Lentulus ſchloß Carthago von der Seeſeite ein, während Scipio ſich zur Belagerung der Stadt von der Landſeite anſchickte. Hannibal aber, der jetzt ſelbſt nach Carthago kam, rieth zum Frieden, und dieſer kam denn auch bald zu Stande. Die Carthager mußten alles während des Waffenſtillſtandes Genommene, ferner alle Gefangene, Überläufer, Elephanten und alle Kriegsſchiffe bis auf 10 herausgeben, ſie durften keine Söldner mehr werben, und ohne Bewilligung der Römer keinen Krieg führen, mußten dem Maſiniſſa alles herausgeben, was ſie ſeinen Vorfahren entriſſen hätten, dem römiſchen Heere Proviant und Sold geben, in 50 Jahren 10,000 euböiſche Talente bezahlen und 100 Geißeln ſtellen. Dieſer Friede, ein Meiſterſtück römiſcher Politik, erhielt von Rom aus ſeine Beſtätigung, obſchon einige römiſche Statsmänner meinten, man hätte beſſer gethan, den Krieg nur mit der Zerſtörung Carthago's zu endigen; jedoch in der Abfaſſung des Friedens ſelbſt lag ſchon die Nothwendigkeit des Untergangs von Carthago. Zwar würde ein auf der Höhe moraliſcher Kraft ſtehendes Volk, durch ein Unglück, wie das vorliegende, nur zu neuer Erhebung wieder ſich angeſpornt gefühlt haben; jedoch das carthagiſche Volk war durch den langen Krieg ſo ſehr entartet und in ſich ſelbſt aufgelöſt, es war ſo ſehr durch Parteiungen gelähmt und zerriſſen, daß an ein Wiederaufſtehen mit verdoppelter Kraft nach dem Falle nicht zu denken war. Freilich verſuchte Hannibal, der noch einige Zeit lang an der Spitze des Heeres ſtand und dann als Suffet die Leitung der inneren Verwaltung bekam, eine Reformation, von der er ſich die Rettung des Stats verſprach; nämlich er beſchränkte die Macht der hundert Männer, welche in ihrem Amte als Richter ſich eine lebenslängliche Gewalt angemaßt hatten, und einen unerträglichen Despotismus gegen das Leben, die Freiheit und das Vermögen ihrer Mitbürger ausübten, wiederum auf 1 Jahr, und entriß ihnen dadurch das Übergewicht, das ſie beſaßen; auch verbeſſerte er die Verwaltung der Finanzen, in welche die ärgſten Misbräuche ſich eingeſchlichen hatten, und durch Entfernung dieſer Misbräuche, die bisher eine Quelle der Bereicherung für die Magiſtrate geweſen waren, brachte er es bald dahin, daß nicht nur alle Statsausgaben gedeckt waren, ſondern es auch möglich wurde, daß ſchon nach 10 Jahren der ganze 50jährige Tribut an die Römer abbezahlt werden konte. Aber Carthago war zu tief gefallen, um eine ſolche Reformation ertragen zu können. Hannibal hatte nicht nur die Ariſtokratie in der Wurzel ihrer Macht angegriffen, ſondern er hatte, da der Senat ihm widerſprach, einer uralten, aber längſt vergeſſenen Einrichtung gemäß, die Sache an das Volk gebracht, und durch deſſen Zuſtimmung ſeine Abſicht durchgeſetzt. Hiedurch hatte er aber nicht nur die Parteien, die ihm bisher ſchon widerſtrebt hatten, ſondern alle Ariſtokraten gegen ſich aufgereizt, und in dieſem Kampfe mußte der einzeln ſtehende Hannibal unterliegen. Seine Feinde klagten ihn in Rom an als Aufrührer und Aufwiegler zu einem neuen Kriege, den er mit Antiochus von Syrien gegen Rom unternehmen wolle, und dieſes hatte zur Folge, daß die Römer

Geſandte nach Carthago ſchickten, um die Sache zu unterſuchen. Hannibal aber, der ſeinen Untergang vorausſah, entfloh und begab ſich nun wirklich zum Antiochus, den er auf alle Weiſe zu beſtimmen ſuchte, den Krieg gegen Rom zu beginnen, ehe die römiſche Übermacht ſo ſehr anwüchſe, daß kein Kampf gegen dieſelbe mehr möglich wäre. Antiochus ging ein und Hannibal bemühete ſich, durch einen geſchickten Unterhändler, den Tyrier Ariſto, auch die Carthager zur Theilnahme an dem Kriege zu bewegen; allein Hannibal's Feinde in Carthago entdeckten die Sache den Römern und vereitelten dadurch ſeinen Plan. Während nun Hannibal vom Antiochus, der inzwiſchen den Waffen der Römer und ſeinem eigenen Unverſtande unterlegen war, verrathen, als Flüchtling bei den Cretenſern und dann beim Pruſias in Bithonien umherirrte und auch von dieſem verrathen durch Gift den Nachſtellungen der Römer ſich entzog, bewieſen die Carthager einen faſt knechtiſchen Gehorſam gegen die Römer und erkauften den Frieden von denſelben durch immer neue Opfer. Sie ächteten den Hamilcar, einen Parteigänger, der während des macedoniſchen Krieges die Gallier in Ober-Italien gegen die Römer aufwiegelte, und unterſtützten die Römer durch ungeheure Getreidelieferungen, und begegneten den unaufhörlichen Foderungen des Maſiniſſa, der eine carthagiſchen Peovinz nach der andern, kraft des letzten Friedens in Anſpruch nahm, nur mit Klagen, die aber in Rom niemals erhört oder doch zu Carthago's Nachtheil entſchieden wurden. So nahm Maſiniſſa die fruchtbare Provinz Emporia, die Kornkammer Carthago's weg, und erzwang noch eine Geldbuße von 50 Talenten. So nachher die Provinz Tysca. Und als die Carthager um Erlaubniß baten, die Waffen gegen die Numidier ergreifen zu dürfen, ward ihnen dieſes verwehrt, und da ſie ſich weigerten, die ganze Sache der Entſcheidung des ältern Cato zu überlaſſen, ſo erbitterten ſie dieſen harten Mann ſo ſehr, daß dieſer nun aufs angelegentlichſte und entſchiedenſte auf Carthago's gänzlichen Untergang unermüdlich drang. Eine Zeit lang hinderte freilich noch Scipio Naſica, Cato's Gegner im römiſchen Senate, den Ausbruch des Krieges. Als aber die Carthager in Verbindung mit dem Archobarzanes, einem Enkel des Syphax, der noch einen Theil Numidiens beherrſchte, ein Heer rüſteten, um den Maſiniſſa anzugreifen, und auf Betrieb des Naſica eine römiſche Geſandtſchaft nach Carthago ging, um den Streit beizulegen, ſo wurden dieſe Geſandten in Carthago, auf Anſtiften des Suffeten Gisgo, der von keinem Frieden wiſſen wollte, auf das gröblichſte beleidigt, welches denn eine neue Geſandtſchaft von Rom aus zur Folge hatte, welche aufs beſtimteſte die Verbrennung der Flotte und Entlaſſung des Heeres verlangte. Drei Parteien kämpften damals in Carthago gegen einander, die eine Partei war römiſch geſinnt, die andere hielt es mit dem Maſiniſſa, die dritte wollte die Freiheit und Unabhängigkeit des Stats vertheidigen. Dieſe Freiheitspartei, erbittert durch die unaufhörlichen Kränkungen durch die Römer und den Maſiniſſa, welcher letztere, zum Verderben Carthago's faſt bis aus hundertſte Jahr heranlebte, erhob ſich jetzt, vertrieb die Partei des Maſiniſſa aus der Stadt, mißhandelte deſſen Geſandte, welche um Genugthuung zu fodern, gekommen waren, und ein Heer von 25,000 Mann zog unter Anführung Hamilcar's gegen den Maſiniſſa ins Feld. Viele Numidier vereinigten ſich zwar mit dieſem Heere; dennoch aber ſchlug Maſiniſſa die Carthager in einer großen Schlacht, ſchloß die Überreſte des Heeres eng ein, zwang ſie zur Übergabe und, durch Vermittelung der Römer, die Republik zu einem Frieden, in welchem ſie ſich dazu verſtehen mußte, die Vertriebenen wieder aufzunehmen, die Überläufer auszuliefern und 5000 Talente in 50 Jahren zu bezahlen. Treuloſeeweiſe überfiel noch Guluſſa, Maſiniſſa's Sohn, die wehrloſen Trümmer des carthagiſchen Heeres und hieb ſie nieder. Die tief gebeugten Carthager verdamten freilich den Hamilcar und Carthalo, die Häupter der Freiheitspartei, weil ſie die Urheber des Kriegs geweſen wären, zum Tode, und entſchuldigten ſich durch eine Geſandtſchaft bei den Römern. Dieſe aber erklärten ihnen nunmehr den Krieg, und ſandten 149 beide Conſuln Manilius Nepos und Martius Cenſorinus mit 84,000 Mann auserleſener Truppen nach Afrika. Die Carthager voll Entſetzen, gaben ſich alle Mühe, das drohende Ungewitter zu beſchwören, und ſchickten Geſandte nach Rom; und die argliſtigen Römer verſprachen ihnen, wenn ſie [illegible] Geißeln, die Kinder der erſten Häuſer, ſtellten, und thäten, was die Conſuln verlangen würden, daß ſie dann ihre Freiheit und ihr Gebiet behalten würden; zugleich aber erhielten die Conſuln Befehl, nicht nachzulaſſen, bis Carthago zerſtört wäre. Die Carthager ſtellten die verlangten Geißeln, und da die Conſuln nun Auslieferung alles Kriegsgeräthes und aller Schiffe verlangten, ſo leiſteten ſie auch dieſes. Dann aber foderten jene, ſie ſollten ihre Stadt verlaſſen, und ſich 80 Stadien vom Meer entfernt, eine neue Stadt bauen. Nun ergriff die wehrloſen Carthager eine dem Wahnſinn ähnliche Wuth, und einſtimmig ward vom Volk und Senat der Krieg beſchloſſen. Schnell wurden die Thore vor den ſchon ſich nahenden Conſuln verſchloſſen, die Mauern vertheidigt, mit beiſpielloſem Eifer alles zum Kampf nöthige bereitet, und in kurzer Zeit ſtanden die Carthager ſo gerüſtet da, daß die Römer eine förmliche Belagerung der Stadt unternehmen mußten. Zwar hatte Utika ſchon vor der Ankunft der Conſuln die carthagiſche Sache verlaſſen und mit Rom einen Frieden gemacht; jedoch zerfielen die Römer mit dem Maſiniſſa, der es wol nicht gern ſah, daß die Römer mit einem Heere nach Afrika gekommen waren, ſo daß ſie die erſte Zeit ohne Unterſtützung von demſelben blieben. Die Belagerung begann von der Land- und Seeſeite zugleich, doch vertheidigten ſich die Belagerten mit ſolcher Tapferkeit und fügten den Römern ſo mannigfaltige Verluſte zu, daß dieſe ſich bald genöthigt ſahen, die Belagerung in eine Blokade zu verwandeln; und der früher verurtheilte Hasdrubal, der durch die Flucht ſein Leben gerettet, und nun eine Freiſchar von 20,000 Mann zur

Digitized by Google

Rettung ſeiner Vaterſtadt verſammelt hatte, ſo wie der Anführer einer bedeutenden Reuterſchar, Himilco Phamäas, drängten das römiſche Heer ſo ſehr im Rücken, daß der Conſul Manilius ſich genöthigt ſah, mit einem Theile ſeines Heeres gegen dieſelben zu ziehen. Aber bei Nepheris im Gebirge ſchlug Hasdrubal die Römer, und nur die Einſicht des jungen P. Scipio rettete einen Theil des Heeres. Dieſer Jüngling ward überhaupt jetzt ſchon, ungeachtet er nur als Tribun diente, der gefährlichſte Feind der Carthager; zumal da er vom ſterbenden Maſiniſſa zum Vollzieher ſeines letzten Willens ernant, das Reich unter die Söhne deſſelben getheilt hatte und er nun den Guluſſa bewog, mit einer anſehnlichen Schar den Römern zu Hilfe zu kommen. Auch Himilco Phamäas, durch Scipio's Ruhm angelockt, verließ die carthagiſche Partei und diente nun den Römern mit derſelben Tapferkeit, wie früher den Carthagern. Als aber Scipio nach Rom zurückgekehrt war, um ſich um Statswürden zu bewerben, ſo geſchah unter dem neuen Conſul Calpurnius Piſo und dem Prätor Mancinus 148 gar nichts von Belang, und die Carthager konten ſich zu bedeutenderer Gegenwehr rüſten, ganz Libyen gegen die Römer in die Waffen rufen, und ſogar eine Verbindung mit dem macedoniſchen Andriscus eingehen. Erſt als 147 P. Cornelius Scipio, der, während er um die Ädilität ſich bewarb, durch die Stimme des Volks zum Conſul erwählt war, vor Carthago anlangte, änderte ſich das Glück. Der Prätor Mancinus hatte ihm zuvorkommen und durch einen kühnen Angriff mit der Flotte die Stadt nehmen wollen, in welche er auch ſchon eingedrungen war; jedoch hatte er ſo tapferen Widerſtand gefunden, daß wenn Scipio ihm nicht noch zu rechter Zeit zu Hilfe gekommen wäre, er mit den Seinigen den Untergang gefunden hätte. Scipio ſtellte nun zuerſt die ganz verfallene Kriegszucht wieder her, nahm dann im Sturm den nördlichen Theil der Stadt, Megara, welchen er aber wieder verlaſſen mußte, indem er ſich dort nicht halten konte, und ließ nun von ſeinen Soldaten ein großes verſchanztes Lager auf der Landenge von Meer zu Meer befeſtigen, wodurch er Carthago ganz vom feſten Lande ausſchloß und ſich gegen die Angriffe, mit welchen das carthagiſche Heer ihn im Rücken bedrohete, ſicherte. Hasdrubal hatte nämlich, um deſto nachdrücklicher die Stadt vertheidigen zu können, den Oberbefehl in der Stadt ſelbſt übernommen, und die Anführung des Heeres, das noch immer in und um Nepheris ſtand, einem gewiſſen Diogenes übertragen, welcher dieſes bald bis auf 80,000 M. vermehrt hatte. Durch dieſes befeſtigte Lager aber geſichert, beſchloß Scipio nun Carthago auszuhungern, und damit die Stadt nicht von der Seeſeite her verproviantirt werden könte, bauete er einen Damm ins Meer, durch welchen er den carthagiſchen Hafen ſperrte. Die Carthager aber, mit dem Trotz der Verzweifelung, gruben ihrem Hafen einen neuen Ausgang nach dem Meere hin, baueten eine Flotte, die ſogar der römiſchen gefährlich wurde, und leiſteten überall einen ſo unermüdlichen Widerſtand, daß der ganze Sommer und Herbſt 147 hinging, ohne daß Scipio ſeinem Zwecke näher kam. Den Winter hindurch begnügte er ſich, die Stadt eng eingeſchloſſen zu halten, und zog gegen die Heere, welche ſeinen Rücken bedrohten, und es gelang ihm auch mit Hilfe Guluſſa's, den Diogenes bei Nepheris gänzlich zu vernichten. Dadurch war Carthagos Untergang entſchieden, und im Frühlinge 146 begann die Belagerung aufs neue. Die durch die bald allgemeine Hungersnoth entkräfteten Carthager konten nur noch ſchwachen Widerſtand leiſten, und ſo eroberte Scipio bald durch einen kühnen Angriff die Hafenſtadt Cothon, welche theils von Hasdrubal ſelbſt, theils von Scipio in Brand geſteckt und mit allen ihren Paläſten in Aſche verwandelt wurde; alle Einwohner wurden getödtet. 6 Tage dauerte der Brand, da ergab ſich auch die Burg Byrſa. Scipio geſtattete den Einwohnern, 50,000 an der Zahl, freien Abzug; nur 900 Überläufer und unter ihnen Hasdrubal, flüchteten ſich in den Tempel des Äsculapius, wo ſie ſich noch einige Zeit vertheidigten. Endlich aber verzagte auch Hasdrubal und flehte Scipio um Gnade an, die er erhielt. Die Überläufer aber zündeten den Tempel an, unter deſſen Schutte ſie ſich begruben; mit ihnen Hasdrubal's hochherzige Gemahlin, welche für ſich und ihre Kinder die Gnade des Siegers verſchmähte. Die eroberte Stadt ward ausgeplündert und von Grund aus zerſtört. Die unermeßlichen dort gewonnenen Schätze floſſen nach Rom, und rächten durch Untergrabung der Bürgertugend ſpäterhin Carthago an ſeinen Überwindern. Die entlaſſenen Einwohner zerſtreuten ſich durch Libyen, die Gefangenen ſtarben meiſtens im Kerker; Hasdrubal, der unermüdliche Vertheidiger ſeiner Vaterſtadt, und der ein beſſeres Schickſal verdient hätte, büßte durch einen ſpäten und ruhmloſen Tod innerhalb Italiens ſeine letzte Feigheit, die es als Gewinn betrachtet hatte, ſein Vaterland überleben zu dürfen. Die Stätte, auf der Carthago geſtanden hatte, ward verflucht (Macrob. Sat. III. 9.), und diente lange als ſchauderhaftes Denkmal des Wechſels menſchlicher Größe und Herrlichkeit. Das carthagiſche Gebiet, ſo weit es nicht zu Numidien gehörte, ward römiſche Provinz, und Utika, die Hauptſtadt derſelben, ſo daß dieſe Stadt, ſo wie ſie die ältere war, auch lange noch Carthago überdauerte, und noch Jahrhunderte lang eine der wichtigſten Städte Afrika's war.

Vier und zwanzig Jahre nach der Zerſtörung Carthago's führte, ungeachtet des Fluches, C. Gracchus eine Colonie von 6000 armen römiſchen Bürgern nach Afrika, um ſich auf dem Schutte des alten Carthago anzuſiedeln. Trotz der böſen Vorzeichen ward der Anbau in 70 Tagen vollendet, und die Stadt Junonia genant. Späterhin ward die Colonie aber entweder wieder aufgegeben oder doch nicht gehörig unterſtützt, ſo daß ſie kein rechtes Gedeihen erhielt; auch lag ſie wahrſcheinlich nicht auf der Stelle des alten Byrſa und Cothon, ſondern wol auf der Nordſeite der Halbinſel, wo jetzt El Merſa liegt. Zu Marius Zeit waren wenigſtens noch die Trümmer der eigentlichen alten Stadt ſichtbar. Julius Cäſar beſchloß eine neue Anſiedlung, die aber erſt von Auguſtus 44 ausgeführt, und nachher 29 noch einmal wiederholt wurde. Dieſe Stadt, welche

Digitized by Google

wieder den alten Namen Carthago erhielt, erhob ſich bald zu einiger Blüthe, und mag dann allmälig wieder die Ausdehnung des tyriſchen Carthago erhalten haben. Unter Kaiſer Septimius Severus erhielt Carthago die Rechte eines römiſchen Municipiums und gelangte nun zu ſolcher Macht, daß Herodian (VII. 6.) behauptet, daß Carthago an Reichthum ſeiner Bewohner, an Volksmenge und Größe, unter allen Städten allein Rom nachſtehe, mit Alexandria aber um die zweite Stelle wetteiſere. Aber es war eine **römiſche** Stadt, keine puniſche mehr; römiſche Sitte und Sprache herrſchte, und bald nachher ward Carthago auch eine der wichtigſten chriſtlichen Städte des Reichs. Als 428 die Vandalen unter Geiſerich Afrika eroberten, ward Carthago der Sitz eines vandaliſchen Königreiches, und war noch eine herrliche und glänzende Stadt, als Beliſarius ſie 533 eroberte und damit dem vandaliſchen Reiche ein Ende machte. Bis zum Jahr 706 war Carthago nun der Sitz griechiſcher Statthalter, und ward in dieſem Jahre von Haſan-ben-Miman, dem Feldherrn des Chalifen Abdulmelek zerſtört. Seitdem iſt Carthago nur ein Haufe von Trümmern, indem das benachbarte Tunis die Macht und Bedeutung Carthago's ſich angeeignet hat. Wahrſcheinlich hat die immer zunehmende Verſandung der Küſte, wodurch der Hafen unbrauchbar gemacht wurde, einen neuen Anbau auf der ſonſt ſo glücklich gelegenen Stelle verhindert.

II. **Statsverfaſſung Carthago's.** Die **geſetzgebende** Gewalt war in Carthago urſprünglich beim Volke, ſo wie die **deliberative** Gewalt in den Händen des Senats und die **executive** Gewalt in den Händen der Suffeten ſich befand.

Das **Volk**, wenn es verſammelt war, hatte die höchſte Entſcheidung über alle Dinge mit unbeſchränkter Freiheit; doch wurde es deshalb nicht immer berufen, ſondern nur dann von den Suffeten verſammelt, wenn dieſe mit dem Senate ſich nicht einigen konten. Als daher die Barciner mit dem Senate gebrochen hatten, ſo wandten ſie ſich an das Volk und ſetzten durch dieſes ihre Abſichten durch. Durch dieſes bewerkſtelligte auch Hannibal ſpäter ſeine Reform der Oligarchie. — Das Volk war übrigens in Zünfte (ἑταιρίας) getheilt, welche im Senat repräſentirt wurden, und zwar im großen Rathe ſowol als im kleinen Rathe und in den Gerichten. Einen eigentlichen **Adel** gab es nicht, weil keine Stammverſchiedenheit der Bürger Statt fand, wenigſtens gibt es dafür keinen Beweis; vielmehr hatten alle carthagiſche Bürger, als ſolche, gleiche Rechte, und es gab dort nur rechtlich einen Unterſchied zwiſchen Bürgern, Schutzverwandten, Fremden und Sclaven. Die Einwohner der Städte des carthagiſchen Gebiets waren Unterthanen, und hatten kein Bürgerrecht in der herrſchenden Stadt; daher die Rivalität von Utika und Hippo mit Carthago. Nur in Zeiten beſonderer Noth ſcheinen Fremde hohe Statswürden bekleidet zu haben, z. B. Xanthippus nach der Niederlage durch Regulus; doch mied er vorſichtig Carthago bald wieder. Der größte Unterſchied aber herrſchte hinſichtlich des Reichthums, und nur der Reiche konte Statswürden bekleiden, weil er umſonſt dienen, ja ſogar ſeine Würde (ungewiß, wie? und von wem?) erkaufen mußte. Auch hatten berühmte Geſchlechter viele Vorrechte, vornehmlich des Reichthums wegen, auf deſſen Erhaltung und Vermehrung daher alle Sorge gerichtet ſeyn mußte. Vollbürtigkeit kam nur vom Vater her; Hasdrubal und Hannibal hatten hiſpaniſche Weiber.

Der **Senat** (βουλή) beſtand aus den Repräſentanten aller Zünfte der Bürger, und zerfiel in den großen Rath (σύγκλητος) und den kleinen Rath (γερουσία). Der große Rath hatte über alle Geſchäfte zu deliberiren und faßte auch die Mitglieder des kleinen Raths in ſich, der ein Ausſchuß aus dem großen Rathe war. Dieſer kleine Rath leitete alle bürgerliche Geſchäfte, alſo alle Kammer- und Finanz- und Militär-Angelegenheiten, die Polizei ꝛc. ꝛc. Urſprünglich war wol die Gewalt dieſes kleinen Rathes geringer geweſen. Später aber, als unter dem Volke Gewerbe und Handlung zu blühen und ſich auszubreiten anfingen, und es nicht leicht möglich war, das ganze Volk in ordentlichen Comitien zu verſammeln, ſo maßte ſich der kleine Rath auch die geſetzgebende Gewalt an, und befahl, wo er eigentlich nur rathen ſollte. Das war der Übergang zur Ariſtokratie, den Ariſtoteles bemerkt. Ein Ausſchuß aus der Geruſia wieder war das Collegium der 100, welches den Auftrag hatte, die Erhebung mächtiger Familien zu hindern. Doch unterdrückte während der puniſchen Kriege die lange Macht der Barciner dieſes Collegium ſo ſehr, daß es ſpäter nicht mehr genant wird, oder wenigſtens alle Wirkſamkeit verlor.

Die **Suffeten**, welche im Senate, wie in der Volksverſamlung den Vorſitz hatten, ſo wie auch in den Gerichten, leiteten in oberſter Inſtanz alle Geſchäfte, ſowol bürgerliche als Militär-Sachen. Es waren ihrer 2, und ſie wurden, wie die römiſchen Conſuln, jährlich gewählt. Sie werden Suffetes genant, *βασιλεῖς, στρατηγοί*, reges, praetores, dictatores, consulare imperium, je nach tyriſchen oder griechiſchen oder römiſchen Begriffen, weil ſie die *μεγίστη ἀρχή* waren. Der erſte dieſer Suffeten mußte in der Stadt bleiben oder durfte ſie nur ſelten verlaſſen, er heißt bei griechiſchen Schriftſtellern gewöhnlich *βασιλεύς, στρατηγὸς ἐπὶ τῆς πόλεως*. Die römiſchen Schriftſteller ſchwanken hinſichtlich ſeiner, und alle oben angeführten Namen werden von ihm gebraucht. Der andere Suffet, der oberſter Feldhauptmann war, präſidirte allerdings, wenn er in Carthago war, zugleich mit dem *βασιλεύς* im Senate und in der Volksverſamlung; nur ſtand ihm, wenn es Krieg gab, die alleinige Leitung der Kriegsangelegenheiten zu. Doch begleitete ihn eine Anzahl der Mitglieder des großen und kleinen Rathes auf ſeinen Feldzügen, wovon der Grund wol hauptſächlich in dem Mistrauen liegen mochte, mit welchem der Senat die unumſchränkte Feldherrnwürde beobachtete. Wahrſcheinlich beſtimte der Senat auch, oder wie in andern Staten des Alterthums das Loos, welcher von den beiden Suffeten den Kriegsgeſchäften vorſtehen ſollte; und der Anfang des Ruin's der carthagiſchen Verfaſſung war der Streit zwiſchen Hanno und Hamilcar über die Feldherrnwürde während des Söldner-Krieges, und daß man dem Heere die Entſcheidung überließ. Dieſer Suffet hieß bei Griechen gewöhnlich *στρατηγός*, bei den Römern rex, praetor (auch Hamilcar und Hasdrubal heißen ſo Livius XXI, 3.),

Digitized by Google

dictator etc. Die Natur der Sache brachte es mit ſich, daß dieſe Strategenwürde, ſeitdem man auf Sicilien, Sardinien und beſonders in Hiſpanien kriegte, länger als 1 Jahr dauerte. Zuerſt wurde derſelbe Stratege wol das folgende Jahr förmlich wieder gewählt; ſpäter jedoch ſcheint dieſe Formalität unterlaſſen worden zu ſeyn, und die Barciner kamen wol deshalb aus Hiſpanien und Italien nicht wieder nach Hauſe zurück, um nicht in Gefahr zu kommen, ihre Würde niederlegen zu müſſen. — Die Suffeten wurden vom Senate vorgeſchlagen und vom Volke gewählt. Später ſcheint aber auch das Volk eigenmächtig Suffeten gewählt zu haben, ja ſogar das Heer. Das war der verderbliche Einfluß der Barciner. Soll noch wegen Livius XXX. 7. ein dritter Suffet angenommen werden, ſo war dieſer der Oberprieſter, obſchon dieſes unwahrſcheinlich iſt, weil in Carthago die Religion eine untergeordnete Rolle ſpielte, und die beiden Suffeten als ſolche ſchon das Recht hatten, für ſich und das Volk und das Heer die allgemeinen Opfer zu bringen. Da der Senat in einem ſo vielfach thätigen und betriebſamen Volke hinlänglich mit der Verwaltung der äußern und inneren Statsangelegenheiten beſchäftigt war, — ſo ward ein eigenes Collegium der Richter (ordo judicum) errichtet, das aus 104 Männern beſtand, in dem der βασιλεύς präſidirte und welches die Unterſuchung in allen Rechtsſachen führte. Doch hatte dieſes Collegium urſprünglich gewiß nur in Civilſachen Recht zu ſprechen, weil nicht zu denken iſt, daß in Carthago nicht, wie bei allen anderen Völkern des Alterthums, das Volk die Criminaljuſtiz ausgeübt hätte. Später aber, da das Volk ſich ungern verſammelte, riſſen dieſe Richter auch dieſe an ſich, und dadurch wurden ſie dem Ganzen gefährlich, hauptſächlich nachdem ſie ihre Richterſtellen lebenslänglich gemacht hatten, was vielleicht der Vielfachheit der Geſchäfte wegen nöthig war. Was konte nun den Einzelnen ſchützen, da von ſeinen Richtern keine Appellation Statt fand und ſie lebenslänglich ihre Stellen bekleideten, alſo nicht zur Rechenſchaft gezogen werden konten? Dieſe Richter waren wahrſcheinlich die *Pentarchien* des Ariſtoteles, nämlich 5 aus jeder Zunft, deren dann 21 geweſen wären, wenn nicht vielmehr dieſe Pentarchien ein Ausſchuß von 5 Männern aus je einer Zunft waren, welche das Geſchäft hatten, für das Intereſſe ihrer Zünfte zu wachen und in den circulis conviviisque deſſelben (Liv. XXXVI. 16.) oder den συσσιτίοις τῶν ἑταιριῶν des Ariſtoteles präſidirten, und dadurch einen ſehr bedeutenden Einfluß auf alle Angelegenheiten des Stats bekamen. — Später beſchränkte Hannibal die Dauer des Richter-Amtes wieder auf 1 Jahr. Richter konte übrigens nur einer werden, der ſchon ein anderes Amt verwaltet hatte, und es ſcheint, daß ſie ſich ſelbſt wieder ergänzt haben.

Die Städte in den carthagiſchen Provinzen erhielten, ſo ferne ſie nicht, wie die römiſchen Municipien, ſich ſelbſt ihre Obrigkeiten wählten (z. B. Utica, Hippo, Gades[?]) ihre Vorſteher von Carthago aus; Städte, die von Carthago ſelbſt angelegt waren, z. B. Neu-Carthago, wurden, wie es ſcheint, von den Abgeordneten des Rathes regiret. Ohne Zweifel ernanten aber dieſe Obrigkeiten der Städte die Suffeten mit der Geruſia.

III. *Statseinkünfte Carthago's.* Das Statsvermögen in Carthago ſcheint ohne Zweifel als viel bedeutender angenommen werden zu müſſen, als in irgend einem andern State des Alterthums, und Carthago bietet in dieſer Hinſicht ein in ſeiner Art einziges Beiſpiel dar, nämlich daß ein Stat ſich ſo viele Jahrhunderte hindurch mit wenigen Ausnahmen nur durch ſich ſelbſt, ohne die Hilfsmittel und das Vermögen ſeiner Bürger in Anſpruch zu nehmen, erhalten konte. Daß in Zeiten der Noth freilich auch *allgemeine Steuern* ausgeſchrieben wurden, eine *Vermögensſteuer*, der ſich keiner, auch die Vornehmſten nicht, entziehen konte, wenigſtens daß geſetzlich dieſes geſchehen durfte, liegt theils in der Natur der Sache, theils ſagt es Livius ganz beſtimt (XXXIII. 46. Vectigalia publica partim negligentia dilabebantur, partim praedae ac divisui principum quibusdam et magistratibus erant; quin et pecunia, quae in stipendium suo quoque anno penderetur, deerat, *tributumque grave privatis imminere videbatur*) und es iſt mehr als wahrſcheinlich, daß eine ſolche Vermögensſteuer mehr als einmal, beſonders in den ſpätern Zeiten der unglücklichen Kriege mit Rom und mit den Söldnern, den Stat aus der äußerſten Verlegenheit retten mußte. Darum geſtattete man auch, daß Einzelne, beſonders die in obrigkeitlichen Würden Stehenden, ſich auf alle Weiſe bereicherten, indem das, was ſie ſich ſelbſt zueigneten, ſpäterhin dem State doch zu Gute kam; und ſo allein iſt es erklärlich, wie der Stat erſchöpft und dadurch gezwungen ſeyn konte, einen nachtheiligen Frieden zu ſchließen, und doch zugleich im Stande ſeyn konte, unmittelbar nachher noch die größten Opfer zu bringen, die die früheren bei weitem übertrafen. So z. B. während des Bürgerkrieges nach dem erſten Frieden mit Rom. — Die gewöhnlichen und ſtehenden Ausgaben des Stats aber, die Erhaltung der Flotte ſo wie der Heere im Kriege wie im Frieden u. ſ. w., die Koſten der innern Verwaltung, die Statsbauten, Anlegung und Erhaltung von Colonien u. ſ. w., wurden durch die *Statseinnahmen* gedeckt, welche unter der Aufſicht eines *Quäſtors* (wie Livius ihn nent), ſtanden, und welche ſo bedeutend waren, daß, ungeachtet durch die Habgier der Magiſtrate ſo viel verloren ging, dennoch in Friedenszeiten unermeßliche Schätze aufgehäuft werden konten, welche die ungeheuerſten, oft an's Fabelhafte grenzenden Anſtrengungen im Kriege erleichterten. Auch ergibt ſich der volle Umfang derſelben daraus, daß, nachdem Hannibal die Verwaltung dieſer Statseinkünfte geordnet, d. h. dafür geſorgt hatte, daß, was bisher größtentheils nur Einzelne bereichert hatte, allein wieder in die Statskaſſe floß, Carthago ſelbſt nach allen Unfällen des 2ten Krieges mit Rom, nicht nur Geld im Überfluß hatte, um den römiſchen Tribut mit einem Male zu bezahlen, ſondern auch dem Hannibal ſtark genug zu ſeyn ſchien, um mit Antiochus vereinigt einen 3ten Krieg mit Rom beſtehen zu können. — Dieſe regelmäßigen Einkünfte beſtanden 1) in einem *Tribute*, den die Unterthanen der Stadt bezahlen mußten. Dieſer Tribut war ſo verſchieden, als die Verhältniſſe der carthagiſchen Unterthanen zu Carthago ſelbſt verſchieden waren. Dieſe waren nämlich a) *Bundesgenoſſen*, d. h. Bewohner

Digitized by Google

der altphönicischen Städte, welche zwar von Carthago abhängig waren, inſofern als ſie die carthagiſche Oberhoheit anerkennen, auch wol Kriegsvölker zu den carthagiſchen Heeren ſtellen mußten u. dergl., dennoch aber ihre eigenen Obrigkeiten hatten, befeſtigt waren, und im Einzelnen einer völligen Freiheit genoſſen. Solche Städte waren Utica, Groß- und Klein-Leptis, Hadrumetum, Hippo, Gades in Hiſpanien, vielleicht auch Panormus auf Sicilien und andere. Dieſe gaben gewiß keinen eigentlichen Tribut, und wenn Livius (XXXIV. 62.) ſagt, Klein-Leptis habe an die Carthager täglich ein Talent Tribut bezahlen müſſen, ſo iſt das entweder eine Ausnahme geweſen, oder es iſt auf das Gebiet von Leptis zu beziehen, wie wol am wahrſcheinlichſten iſt. b) Verbündete Nationen, wie z. B. die numidiſchen Stämme und die Mauruſier auf beiden Seiten des Atlas-Gebirges, die Gätuler, Gindanen, Lothophagen, Naſamonen u. ſ. w. in Afrika, ein großer Theil der hiſpaniſchen Völkerſchaften im Innern und an den Südweſtküſten dieſes Landes, die Bewohner der baleariſchen Inſeln, die Gebirgsbewohner Sardiniens u. a. Dieſe Völker, wenn ſie gleich zu Carthago's Unterthanen gezählt werden, ſtanden unter eigenen Oberhäuptern und Königen, und ſtellten auf Carthago's Befehl Kriegsvölker für Sold, den Carthago bezahlte. Auch mögen ſie zur Schützung des carthagiſchen Handels verpflichtet geweſen, für einen beſtimten Preis, den Carthago ſetzte, die rohen Erzeugniſſe ihres Landes, oder Kriegsbedürfniſſe, Vieh, Pferde, Elephanten u. dergl. haben liefern müſſen; viel weiter aber erſtreckte ſich ihre Pflichtigkeit wol nicht, und es war dieſes Abhängigkeitsverhältniß für dieſe Völker weniger eine Laſt, als ein Gewinn. c) Eigentliche Unterthanen. Dieſes waren α) Bewohner des öſtlichen Abhanges des Megala-Gebirges von den Quellen des Bagradas bis zum Meere, und von Hippo Zarytus bis zum Tritonſee hinab. Dieſer Landſtrich, etwa 1600 Q. M. groß, durch hohe waldige Gebirge gegen die Gluten der Wüſte geſchützt, wohlbewäſſert und vom Meere beſpült, mit fruchtbarem Boden, war ſchon von frühe an von Ackerbauenden Völkern bewohnt geweſen, welche von den Carthagern allmälig unterjocht und durch Ausſendung zahlreicher Colonien zu einem den Carthagern verwandten Miſchvolke umgeſchaffen wurden. In dieſem Gebiete ſollen nach Strabo (XVII, 3. 15.) 300 Städte gelegen haben, nach andern noch mehre, welche aber alle mit Ausnahme von nur ſehr wenigen, unbefeſtigt waren, um deſto leichter von den Carthagern im Zaume gehalten werden zu können, die aber, wenn ein fremder Feind erſchien, alſobald eine Beute deſſelben wurden. Die Bewohner derſelben (Afri, Libyes, Liby-Phoenices) mußten einen ſehr drückenden Tribut bezahlen, größtentheils in rohen Producten, welcher Tribut in Zeiten der Noth oft bis auf die Hälfte der Jahres-Ernte geſteigert wurde. Dieſe Naturalien mußten die Einwohner bis an die Küſtenorte oder Emporia liefern, von wo ſie nach Carthago, oder wohin es ſonſt nützlich war, von carthagiſchen Flotten verfahren wurden. Von dieſen Naturalien lebte die herrſchende Stadt, erhielt die zahlreichen öffentlichen Sclaven, welche auf den Schiffswerften, in den Arſenälen, Bergwerken u. ſ. w. arbeiteten, oder auf den Flotten als Ruderer waren, und ernährte die zahlreichen Söldnerſcharen. — β) Bewohner des carthagiſchen Gebietes auf Sardinien, Corſika, zum Theil auf Sicilien und in Hiſpanien in der carthagiſchen Provinz, die ſich vom Ausfluſſe der Guadiana, den Rücken der Sierra Morena entlang bis zu den Quellen des Guadalquivir und dem Ausfluſſe des Segura erſtreckte. Auch dieſe waren tributpflichtig, indem ſie mit Gewalt der Waffen unterjocht waren, und mußten theils in den Bergwerken der Republik arbeiten, theils von den ihnen zur Bebauung angewieſenen Ländereien einen jährlichen Tribut in Naturalien bezahlen. Daß das Loos dieſer Menſchen ſehr unglücklich war, geht aus ihrer Neigung hervor, ſich gegen Carthago zu empören, ſobald ſich eine Gelegenheit dazu fand; obſchon auch nicht allzuviel hieraus geſchloſſen werden darf, und die meiſten Nachrichten, die wir bei den Schriftſtellern über harte und tyranniſche Befehle der Carthager gegen ihre Unterthanen leſen, ſind wol Übertreibungen, und dieſe Menſchen haben es unter den Römern nachher und auch in den neuern Zeiten wenigſtens nicht beſſer gehabt. — γ) Die Bewohner der zahlreichen carthagiſchen Colonien an den Küſten Afrika's, am mittelländiſchen Meere bis zu den Säulen des Herkules, dann über dieſelben hinaus gegen Süden hin bis nach Guinea, und an den hiſpaniſchen Küſten entlang bis nach Britannien, Irland, Norwegen und Island. Von welcher Art die Zinspflichtigkeit dieſer geweſen ſey, iſt ſchwerlich auszumachen, indem es dazu an allen Nachrichten fehlt. Auch waren die Verhältniſſe derſelben gewiß ſehr verſchieden. — 2) War eine Hauptquelle der carthagiſchen Statseinnahme der Land- und Seehandel. Das Recht, Handel zu treiben, ſcheinen nur die Bürger Carthago's und der verbündeten altphöniciſchen Städte gehabt zu haben, und dieſe letzteren gewiß mit ſehr vielen Einſchränkungen; den Unterthanen war derſelbe gewiß ganz verboten; wenigſtens läßt ſich nur daraus der Schleichhandel erklären, der ſo viel getrieben wurde und den Carthago nie ganz unterdrücken konte. Aller Handel Carthago's, ſowol Einfuhr als Ausfuhr, wurde nur auf carthagiſchen Schiffen betrieben, und ſelbſt ſolche Nationen, mit denen man Handelsverträge geſchloſſen hatte, die alſo größere Vorrechte erhielten als andere, namentlich die Etrurier und Römer (?), wurden von Sardinien und Libyen (d. h. dem carthagiſchen Gebiete in Afrika), ganz weggewieſen, oder durften nur unter Aufſicht eines carthagiſchen Beamten Waren ankaufen, was aber ſpäter auch aufgehoben und dahin modificirt wurde, daß ſie nur Erlaubniß haben ſollten, in dortige Häfen einzulaufen, wenn ein Sturm ſie verſchlüge, oder ſie das Schiff ausbeſſern oder Proviant einnehmen müßten. Aber nach Carthago zu kommen, war dieſen in ſpäteren Verträgen geſtattet worden, woraus ſich ergibt, daß andern nicht Verbündeten dieſes verweigert war. Indem ſo der carthagiſche Handel vor aller Concurrenz mit dem Auslande geſichert war, und ſich der Stat bemühete, immer neue Bahnen dem Handel zu eröffnen, ſo konte der Stat auch bedeutende Zölle von der Ausfuhr und Einfuhr und dem Vertrieb der Waren fodern, welche

Digitized by Google

Zölle den Stat bereicherten, ohne den Einzelnen zu drücken. Die Art und Weiſe der Erhebung dieſer Zölle kennen wir nicht; wir wiſſen nur, daß zahlreiche bewaffnete carthagiſche Schiffe den Handel auf allen Meeren ſchirmten, den Schleichhandel hinderten, und daß an jedem Orte an der Küſte vom State eingeſetzte obrigkeitliche Perſonen waren, welche alle Handelsgeſchäfte ordneten. In ſpäterer Zeit waren in der Erhebung der Zölle große Misbräuche eingeſchlichen, indem die Vornehmen, welche gleichfalls den Handel betrieben und zugleich am Statsruder ſaßen, ſich wahrſcheinlich dieſen Zöllen zu entziehen ſuchten; doch ward dieſen Misbräuchen durch Hannibals Statsreform geſteuert. — Die 3te Haupteinnahme kam aus den *Bergwerken* der Inſeln des Mittelmeers und Hiſpaniens, welche für Rechnung der Republik von den unterjochten Nationen oder durch Sclaven des Stats bebauet wurden. Die wichtigſten derſelben waren ſchon in der älteren Zeit, noch vor der Erweiterung der carthagiſchen Beſitzungen durch Hamilcar und Hasdrubal, auf der Sierra Morena und der Sierra Nevada, und die Hauptorte für den Bergbau waren hier Caſtulo und Oringis. Später gab es große Bergwerke in der Nähe von Neu-Carthago, die ein gewiſſer Aletes entdeckt hatte, welcher dafür göttliche Ehre erhielt. Dieſe Bergwerke gaben noch zur Zeit der Römer eine tägliche Ausbeute von 25,000 Drachmen, alſo zur Zeit der Carthager wol noch mehr. Viele der hiſpaniſchen Bergwerke waren auch in den Händen von Privatperſonen, wie denn die Familie der Barcas dergleichen Gruben von ungeheuerem Ertrage beſaß; doch ſcheint dieſes nur Misbrauch geweſen zu ſeyn, wie denn die Barciner auch noch andere Eingriffe in die Rechte des Stats ſich erlaubten. — Welchen Gebrauch die Carthager von der großen Maſſe edler Metalle, die ſie auf dieſe Weiſe gewannen, machten, iſt nicht mit Gewißheit anzugeben. Die Menge des *gemünzten Metalls* ſcheint nicht größer geweſen zu ſeyn, als der Verkehr in Carthago ſelbſt es erfoderte; denn daß es überhaupt gar keine Münze in Carthago gegeben habe und zwar deshalb, weil kaum eine einzige, echte, carthagiſche Münze bis auf unſere Zeit gekommen iſt, wird doch im Ernſt keiner behaupten wollen. Die Tributzahlungen an Rom geſchahen freilich immer nach dem Gewichte, ſo wie auch euböiſche Talente ihnen abgefodert wurden; und als man bei Ablieferung der erſten Zahlung nach dem 2ten Frieden mit Rom in Rom das Silber nicht rein, ſondern durch ¼ Kupfer verſetzt fand, mußten die carthagiſchen Geſandten in Rom Geld borgen, um den Ausfall zu decken (Liv. XXXII, 2.). Zum Verkehr zwiſchen Carthago und ſeinen Colonien, beſonders zum Behuf des Seehandels, dienten *lederne Münzzeichen*, über welche wir zwar nur eine nicht ganz verſtändliche Notiz bei dem Sokratiker *Äſchines* übrig behalten haben, die aber wegen der Sache ſelbſt keinen Zweifel übrig läßt. Nämlich um das edle Metall nicht dem Verluſte durch Schiffbruch und Seeräuberei ꝛc. auszuſetzen, gab es in Carthago ein Ledergeld, d. h. Stücken Leder, welche mit einem aufgedruckten Zeichen verſehen waren, und nach Art der neuern Banknoten vom State ausgegeben, und dadurch, daß er ſie jedesmal wieder annahm und auf Verlangen in klingende Münze umſetzte, im Curſe erhalten wurden. Dieſe Einrichtung einer Statsbank, eine der glänzendſten Entdeckungen der neuern Zeit gewöhnlich genant, iſt alſo eine carthagiſche Erfindung, und beweiſet mehr als alles andere die Intelligenz ſeiner Regirung. Nur erlaubten die Verhältniſſe der übrigen Nationen nicht, dieſe carthagiſche Erfindung zu benutzen und anzuwenden, und bei den Römern war das Vertrauen der Bürger und Unterthanen in den Jahrhunderten, welche auf die Zerſtörung Carthago's folgten, nicht ſtark genug, um eine ähnliche Bank gründen zu können; und ſo ward dieſe Erfindung wieder vergeſſen bis auf die Zeiten der Venetiger. — Auch kanten die Carthager ſchon *öffentliche Anleihen*, z. B. beim Könige Ptolemäus Philadelphus (App. I. p. 92.), ſo wie ſie auch ſchon *Kaperbriefe* austheilten (Arist. Opp. II. p. 384.).

IV. *Handel Carthago's.* Der carthagiſche Handel war *Landhandel* und *Seehandel*. Der Landhandel war freilich nur von geringerer Bedeutung in Vergleich mit dem Seehandel, doch immer von großer Wichtigkeit. An dieſem Handel nahm Carthago ſelbſt zwar keinen unmittelbaren Antheil, inſofern als carthagiſche Kaufleute nicht ſelbſt in Caravanen das Innere Afrika's durchzogen; dieſes geſchah damals eben ſo wenig, als es noch jetzt von den Bewohnern der Nordküſten Afrika's geſchieht. Wol aber wußte Carthago den Caravanen des Innern Afrika's Stapelplätze an den Küſten des Mittelmeeres zu eröffnen, und dadurch dieſen Handel vorzüglich an ſich zu ziehen, und eben zu dieſem Ende wurden die langwierigen Kriege zwiſchen Carthago und Cyrene wegen der Küſten der kleinen und großen Syrte geführt, indem durch den Beſitz dieſes ſonſt ſo unwichtigen Saumes der Wüſte dieſer Handel des Innern in den Beſitz Carthago's gebracht wurde. Da die Natur dieſer Länder ſeit Jahrtauſenden eine und dieſelbe geblieben iſt, ſo haben auch die Handelswege in der Wüſte, die durch die Oaſen beſtimt werden, ſich ſeit den älteſten Zeiten nicht verändert, ſondern wie dieſelben zu Herodots Zeiten waren, ſo ſind ſie auch noch jetzt, und umgekehrt, wie ſie jetzt ſind, ſo waren ſie mehr oder weniger auch ſchon zu Herodots Tagen; und die Entdeckungen des Innern Afrika's in den letzten Jahren haben faſt buchſtäblich das beſtätigt, was ſchon Herodot im 4. Buche ſeiner Muſen umſtändlich erzählt. Dieſe Straße ging vom heutigen Tripolis und Leptis major über Murzuk nach Bornu an den See Tſad in das Land der Neger und von dort an den *großen Strom*, der von Weſten nach Oſten fließt und zu einer großen volkreichen Stadt an demſelben, welche keine andere als das heutige Timbuktu ſeyn kann, ſo wie der *große Strom* kein anderer ſeyn kann, als der Niger oder Joliba, der einzige in dieſer Gegend, und deſſen Name auch weiter nichts, als einen großen Strom bedeutet. Die Waren, welche die Caravanen aus Murzuk (Fezzan) den Bewohnern Sudans brachten, beſtanden, wie noch heut zu Tage, größtentheils in Salz und Datteln, wogegen ſie wieder Sclaven, Goldkörner, Elfenbein, Edelſteine u. ſ. w. zurückbrachten, welche die Carthager, die in den Küſtenſtädten des mittelländiſchen Meeres ihrer harrten, ihnen wieder gegen andere Erzeugniſſe ihres Landes oder gegen

Digitized by Google

europäiſche Producte abnahmen, und jene dann nach den europäiſchen Märkten verführten. Zwar führten ähnliche Caravanen-Straßen auch nach Cyrene und nach Ägypten, allein dieſe waren weiter und beſchwerlicher, und ſo gelang es den Carthagern, ſich faſt in den alleinigen Beſitz dieſes Handels zu ſetzen. Auch mit den Numidiern und den Bewohnern von Biledulgerid führten die Carthager einen einträglichen Handel, und auch hier mögen ſie auf der 2ten Hauptſtraße, die von Timbuktu nach dem Norden über Tafilet führt, die Güter Sudans an ſich gezogen haben. Auch an der Küſte des Oceans bis nach Guinea hinab erhielten die Carthager durch ihre Niederlaſſungen einen Markt für die afrikaniſchen Waren, welche ſie dann zu Schiffe ihrer Stadt zuführten. — Von der größten Wichtigkeit aber war der carthagiſche Seehandel, der ſich über alle Theile der damals bekanten Welt verbreitete. Die Carthager traten hierin in die Fußtapfen der Phönicier, und wie jene ſuchten ſie vornehmlich durch einen freundlichen Verkehr mit den übrigen Nationen der Erde den Handel derſelben an ſich zu ziehen und zu erhalten. Da wo Carthago von dieſem Grundſatze abging, da war es zu deſſen Verderben. Von der Beſchränkung des Handelsrechtes auf die Bürger Carthago's und der Bundesſtädte allein iſt ſchon oben geredet, ſo wie von der Ausſchließung aller Fremden von ihren Küſten und Häfen, ſofern ihnen nicht durch beſondere Verträge dieſelben eröffnet waren. Auch hatten die Carthager ohne allen Zweifel die Maxime, ihre Producte nicht roh, ſondern verarbeitet zu verführen, und wenn wir dieſes auch nur von einzelnen Waren, z. B. der Leinwand und baumwollenen Zeugen, beſtimt wiſſen, ſo iſt doch auf keine Weiſe anzunehmen, daß ſie nicht auch in andern Dingen dieſen größten aller Vortheile wahrgenommen hätten, vielmehr blühete Carthago, ſo wie die andern Bundesſtädte, durch Fabriken und Manufacturen jeder Art, ſo weit nur der Zuſtand der damaligen Welt dieſes zuließ oder begünſtigte. — So ſehr aber auch die Carthager alle Fremden von ihren Häfen auszuſchließen bemühet waren, eben ſo eifrig trachteten ſie dahin, durch Gaſtfreundſchaften unter Einzelnen oder durch Verträge der Staten ſich den Zutrit bei allen übrigen Bewohnern des Mittelmeeres zu eröffnen. Mit Cyrene, das ſo lange Carthago feindſelig gegenüber geſtanden hatte, ward ein eifriger Handel getrieben, und unter andern Silphium gegen Wein umgetauſcht. In den ägyptiſchen Häfen lagen zahlreiche carthagiſche Schiffe, und hier erfuhr Herodot einen großen Theil ſeiner Nachrichten über Afrika von carthagiſchen Handelsleuten. An den Küſten Paläſtina's und Phöniciens waren die Carthager zu Hauſe, wie in ihrer Heimath, und wenn die nie ganz geſtörte Betriebſamkeit der phöniciſchen Handelsſtädte den Carthagern auch nicht den Haupthandel hier überließ, ſo war der Verkehr derſelben dort doch gewiß auch nicht unbedeutend. Daſſelbe gilt von Griechenland, wo ungeachtet der unaufhörlichen Kriege, welche die Carthager mit den ſiciliſchen Griechen führten, dennoch die Handelsverbindung nie ganz aufhörte, weil die Carthager ſich und ihre Waren unentbehrlich zu machen wußten. Wie wichtig den Carthagern der Beſitz Siciliens ſchien, haben wir oben geſehen; doch auch wo ſie nicht geboten, füllten ihre Schiffe die Häfen. Malta und die benachbarten kleineren Inſeln gehörten den Carthagern ſchon ſeit ſehr früher Zeit, die dort einheimiſche Baumwolle wurde nach Carthago geführt, verarbeitet und gab einen bedeutenden Handelsartikel ab. An allen Küſten Italiens erſchienen die carthagiſchen Handelsſchiffe, und von den Tarentinern und Bruttiern an bis zu den Ligurern ſtanden ſie mit den mannigfachen Bewohnern dieſes Landes in dem engſten Verkehr; über die Verträge mit den Etruriern und Römern iſt ſchon die Rede geweſen. Mit der phocäiſchen Colonie in Maſſilia hatten die Carthager freilich früherhin häufige Kriege, und oft mit Nachtheil geführt, weil Carthago eine aufblühende Handelsrepublik im Weſten nicht dulden wollte; auch war es gelungen, die Maſſilioten von dem beſſeren Theile Hiſpaniens auszuſchließen, und ſie zu zwingen, den Handel mit dem Norden Europa's zu Lande durch Gallien, den Rhodan aufwärts und den Rhein hinab, zu betreiben; dennoch aber ſtanden auch die Carthager mit den galliſchen Völkern in freundlicher Verbindung. Über Hiſpanien iſt ſchon früher gehandelt; dieſes ſtand zu Anfang des 2ten Krieges mit Rom faſt ganz den Carthagern offen und ward der Hauptſitz ihrer Macht. Die altphöniciſchen Colonien Tarteſſus und Gades waren und blieben bis auf die Eroberung Hiſpaniens durch die Römer die Hauptniederlagen für den weſtlichen Handel, und die Carthager hatten ſich hier ſo ſehr alles Handels ſchon ſeit den älteſten Tagen bemächtigt, daß die Einwohner dieſes Landes, obſchon faſt ringsum vom Meere umgeben, durchaus niemals Schiffe gebauet und auf's Meer ſich hinausgewagt zu haben ſcheinen. Sardinien, zum Theil Corſika, die an Eiſen ergiebige kleine Inſel Elba, die Balearen u. ſ. w. gehorchten entweder den Carthagern, oder boten ihnen ihre Reichthümer zu gewinnreichem Handel dar, und daß, wie früher die Phönicier von Tarteſſus aus, ſo auch ſpäter die Carthager außerhalb der Meerenge bis nach Britannien ſchifften, um von dort Zinn (κασσίτερος) zu holen, ſo wie nach den ſamlandiſchen Küſten wegen des Bernſteins, und nach Norwegen und Island, um geſalzene und getrocknete Fiſche einzutauſchen, iſt nicht nur durch einzelne zerſtreute Nachrichten bei den Alten bekant, ſondern es iſt ſogar durch Unterſuchungen und Beobachtungen der Neueren ſehr wahrſcheinlich und faſt unläugbar geworden, daß die Carthager dort, und namentlich an den Küſten Irlands, Schottlands und Finnmarkens Niederlaſſungen angelegt haben, die ſehr bedeutend geweſen ſeyn müſſen, indem ſich noch bis auf unſere Tage Spuren derſelben erhalten haben. Von den Fahrten carthagiſcher Handelsleute bis zu der Küſte Guinea's iſt ſchon mehrmals die Rede geweſen; charakteriſtiſch iſt aber die Art, mit welcher nach Herodot (IV. 196.) die Carthager mit den barbariſchen Einwohnern jener Gegenden ihren Handel trieben. Sie lockten durch ein Rauchſignal die Einwohner an die Küſte, wo ſie ihre Waren niedergelegt und ſich dann wieder entfernt hatten. Jene legten dagegen Gold neben die Waren hin, und entfernten ſich. War den Carthagern das gebotene Gold hinreichend, ſo nahmen ſie es, und ließen die Waren liegen, welche dann von den Einwohnern abgeholt wurden; genügte es aber

Digitized by Google

nicht, ſo entfernten ſie ſich wieder, bis die Einwohner ſo viel gebracht hatten, als jene begehrten. Dieſer ſtumme Tauſchhandel ſoll nach dem Zeugniſſe neuerer Reiſenden noch jetzt auf dieſelbe Weiſe und mit derſelben Gewiſſenhaftigkeit bei den Negern von Timbuktu getrieben werden, wie zu den Zeiten Herodots. — Daß die Carthager auch die canariſchen Inſeln, und insbeſondere Madeira beſchifften, welches die Phönicier ſchon entdeckt hatten, ſagt Herodot (V. 19 seq.) gewiß, wenn ſie dort auch keine bleibenden Niederlaſſungen gründeten; ja es möchte nicht unwahrſcheinlich ſeyn, daß carthagiſche Seefahrer bis an die Küſten des amerikaniſchen Continents verſchlagen wurden, und von dort zurückkehrend der alten Welt die Kunde von dem fernen Eilande *Atlantis* brachten. — Im Einzelnen alle Artikel des Handels der Carthager durchzugehen, iſt unmöglich, denn obſchon überall die Carthager als Handelsleute genant werden, ſo wird doch über die Art ihres Betriebes nirgends ausführlich und im Einzelnen gehandelt. Es genüge, daß der carthagiſche Handel ein *Welthandel* war, daß er zu allen damals zugänglichen Völkern ſich wandte, und alle damals wünſchenswerthe Güter umfaßte. Was von dem Senegal und Niger die Caravanen durch die Wüſte herbeiführten, ſo wie die Pelze, Fiſche und den Bernſtein des Nordens, den Weihrauch Arabiens und die Seide Indiens, ſo wie das Zinn und Blei Britanniens, fand mit den übrigen Gütern der zwiſchen dieſen Extremen liegenden Welt ſeinen Markt in Carthago. — Wenn dieſer Handel auch zunächſt Carthago bereicherte, ſo brachte er doch auch der übrigen Welt einen unberechnenbaren Gewinn; er vereinigte die entlegenſten Zonen mit einander, und verband Völker, die eines des andern Namen kaum gehört hatten, zu einem Intereſſe. Nationen, die noch viele Jahrhunderte ſonſt von den Feſſeln thieriſcher Rohheit gefangen gehalten wären, wurden durch die Carthager aus der Dumpfheit aufgeweckt, durch neue Vorſtellungen und Begriffe erleuchtet, zu betriebſamer Thätigkeit ermuntert, und das rege Leben, das die Geſchichte auf den britanniſchen Inſeln, im Norden Galliens, Teutſchlands und Scandinaviens, bei der erſten Entdeckung dieſer Länder ſchon vorfindet, war gewiß das Werk carthagiſcher Kaufleute, da ja heute noch Überreſte puniſcher Sprache bei den Galen des ſchottiſchen Hochlandes ſich finden, ſo daß es ungerecht ſeyn würde, wenn wir nicht ſagen wollten, daß an das Schiff carthagiſcher Kaufleute, indem es *Güter* trug, auch *das Gute* ſich angeknüpft hätte.

V. *Kriegsweſen in Carthago.* Über das carthagiſche Kriegsweſen mögen wenige Bemerkungen genügen. Die carthagiſche Kriegsmacht beſtand in der *Seemacht* und *Landmacht*, welche beide von gleicher Wichtigkeit waren. Die *Seemacht* mußte zur Zeit der Blüthe des Stats ſehr bedeutend ſeyn, indem ein ſo weit ausgebreiteter Seehandel, und beſonders, wenn eine einzige Stadt das Monopol deſſelben behaupten ſollte, nur unter dem Schutze zahlreicher bewaffneter Fahrzeuge, welche theils die Seeräuberei abwehrten, theils die Küſten in ihrer ganzen Ausdehnung bewachten, gedeihen konte. Und erwägt man nun die Ausdehnung des Land- und Seegebiets, innerhalb welches die Carthager die Herrſchaft des Meeres ſich anmaßten, von den Grenzen Cyrene's an bis über die Meerenge von Gades hinaus, an den Küſten Afrika's entlang, über Hiſpanien und alle kleinern und größern Inſeln des Mittelmeeres, ſo wird man begreifen, daß die Anzahl der Kriegsſchiffe, die Carthago hielt, auch wenn es keinen Krieg führte, ſehr groß ſeyn mußte. Auch die Flotten, mit denen Carthago in den ſiciliſchen und Römerkriegen auf dem Meere erſchien, waren ſehr zahlreich, und laſſen die Flotten neuerer Zeit bei weitem hinter ſich zurück. Dieſe Flotten werden von zuverläſſigen Schriftſtellern (namentlich von Polybius, der aller Übertreibung feind iſt) nicht ſelten auf 200 Kriegsſchiffe und darüber, ja ſogar in der Rieſenſchlacht bei Ecnomos (a. 256) auf 350 Schiffe angegeben, und davon werden namentlich noch immer die Transportſchiffe, deren Anzahl oft noch auf das 3fache und 4fache ſteigt, unterſchieden. In früherer Zeit, vor dem erſten Kriege mit Rom, waren dieſe Kriegsſchiffe *Dreiruderer*; ſeitdem man aber mit Pyrrhus hatte kämpfen müſſen, der Schiffe von viel größerer Bauart hatte, fand man die Dreiruderer nicht mehr ausreichend, ſondern war genöthigt, auch größere Schiffe zu bauen, und ſo hatte Carthago zuerſt *Vierruderer*, nachher *Fünfruderer*, bei welcher Größe man ſpäter ſtehen blieb. Dieſe Vergrößerung der Schiffe und Vermehrung der Ruderkraft war um ſo unerläßlicher, als die Kampfart der Carthager, ſowie der Griechen vor der Seeſchlacht bei Mylä (a. 260) vorzugsweiſe darin beſtand, durch plötzliche Wendung des Schiffs mit möglichſter Gewalt ein feindliches Schiff mit dem Schiffsſchnabel in die Bordſeite zu treffen, wodurch daſſelbe zertrümmert werden mußte, oder ſo ſchnell und ſo nahe an demſelben vorbeizuſtreifen, daß man ihm alle ſeine Ruder an der einen Seite abbrach, wodurch das Schiff gleichfalls wehrlos wurde. Die Römer erſt, den Carthagern hierin nicht gewachſen, verließen dieſe Sitte, verſuchten das feindliche Schiff zu entern, und dadurch den Seekampf in einen Landkampf zu verwandeln, in welchem die perſönliche Tapferkeit der Krieger, die ſich auf den Schiffen befanden, entſchied. So ward denn ſeitdem auch die Bemannung der carthagiſchen Kriegsſchiffe ſtärker, als ſie früher geweſen war, und da Polybius (l. 26.) die Anzahl der Ruderknechte auf einer römiſchen Quinquereme in der Schlacht bei Ecnomos auf 300 angibt, die der Krieger auf 120, die Zahl der Menſchen auf der carthagiſchen Flotte von 350 Schiffen aber auf 150,000, ſo folgt daraus, daß die Bemannung der carthagiſchen Schiffe eben ſo zahlreich geweſen ſey, als die der römiſchen. — Die carthagiſche Flotte hatte ihren Hauptankerplatz zu Carthago ſelbſt, wo ſich ein eigener Hafen für die Kriegsflotte befand, mit *Docken* für 220 Schiffe. Doch konte der Hafen gewiß noch eine viel größere Anzahl von Schiffen faſſen. Außerdem gab es gewiß noch eine große Menge Kriegshäfen, namentlich auf Malta, Sicilien, Sardinien, zu Utica, zu Hippo, Gades, Neu-Carthago u. ſ. w. Vorräthe für die Ausrüſtung der Schiffe waren überall geſammelt, namentlich in Carthago und Hippo, und es ſcheint, als wenn alle carthagiſche Flotten entweder in Carthago ſelbſt, oder doch in deſſen Nähe erbauet wurden, oder erbauet werden mußten. Wo-

Digitized by Google

her die Carthager das Schiffsbauholz zogen, iſt unſers Wiſſens nirgends angegeben; ohne Zweifel aber von den waldreichen Bergen, die im Süden des carthagiſchen Gebietes ſich hinziehen, und die auch noch heut zu Tage nicht ganz baumlos ſind. Was im Übrigen die Ausrüſtung der Schiffe betrifft, ſo iſt uns darüber wenig bekant. Jedes Schiff hatte ſeinen Namen, gewöhnlich nach einem carthagiſchen Gotte oder Heros, wurde von einem Officier befehligt, den Polyb. I. 24. *Trierarch* nent, woraus man vielleicht abnehmen möchte, daß auch in Carthago Privatperſonen von gewiſſem Vermögen gezwungen waren, auf eigene Koſten Kriegsſchiffe auszurüſten, welche ſie dann in eigener Perſon befehligten. Die Flotte, inſofern ſie ein Ganzes für irgend eine Unternehmung bildete, ſtand unter dem Befehl eines Admirals, der aber unter dem *Strategen* ſtand, der den Oberbefehl über die geſamte Kriegsmacht hatte. Die *Ruderer* waren nicht, wie bei den Römern, freie (socii navales), ſondern Knechte, Sclaven, die man zu Tauſenden auf den Sclavenmärkten zu Leptis magna kaufte, alſo *Negerſclaven* von derſelben Art, wie ſie noch heut zu Tage die Plantagen bauen, und die man wegen ihrer Ausdauer und Körperkraft wol allen andern vorzog. Die Zahl ſolcher Sclaven, die der Stat in Friedenszeiten jährlich unterhalten mußte, belief ſich gewiß auf 50,000. — Die carthagiſche *Landmacht* war ſelbſt in Friedenszeiten nicht minder bedeutend. Die großen und weit entlegenen Beſitzungen der Republik verlangten zu ihrer Behauptung ein zahlreiches ſtehendes Heer, und es lag in der Natur der Sache, daß dieſes Heer wenigſtens größtentheils aus Nationaltruppen beſtehen mußte. In Carthago ſelbſt lag zur Vertheidigung der Stadt und zur Erhaltung der Ruhe in derſelben eine Beſatzung von 20,000 Mann Fußvolk und 4000 Reutern, für welche, wie für 300 Elephanten, Caſernen und Ställe in den Ringmauern der Stadt angebracht waren, und über dieſe Beſatzung führte der Stratege der Republik unmittelbar den Oberbefehl. Ferner lagen carthagiſche Beſatzungen in den feſten Städten und Caſtellen, welche im carthagiſchen Gebiete in Afrika lagen, um dieſes ſo ungern gehorchende Volk im Gehorſam zu erhalten. Carthagiſche Beſatzungen lagen ferner in Malta, in den ſiciliſchen und ſardiniſchen Städten, ſowie in dem eroberten Theile Hiſpaniens, und man möchte wol nicht ſehr irren, wenn man die Anzahl von Soldaten, die zu dem genanten Zwecke, ſo wie zum Dienſte auf der Flotte alljährlich verwandt wurden, auf 50,000 annimt [4]). Wann daher Carthago einen Krieg zu führen hatte, ſo vermehrte es dieſe Scharen in's Ungeheure durch die Söldner, welche es für Geld und aus allen Nationen, die am Mittelmeere angrenzen, warb. Zuvörderſt waren die *Bewohner des carthagiſchen Gebietes* militairpflichtig; ſie ſtellten ſchwere Reuterei und ſchwerbewaffnetes Fußvolk, und bildeten den Kern der carthagiſchen Heere. Ferner dienten als Söldner in dem carthagiſchen Heere *Naſamonen* und *Lotophagen* u. a. aus dem heutigen Tripolis und Fezzan, wahrſcheinlich als leichtbewaffnetes Fußvolk. Sodann *Numidier* und *Mauruſier*, alle Völkerſtämme auf beiden Seiten des Atlas von Carthago an, bis zum heutigen Fez und Marocco. Sie ſtellten reguläre und irreguläre Reuterei, die beſte des Alterthums, welche dem Hannibal, ſo lange er ſie hatte, im Anfange ſeines Feldzuges gegen Rom immer das Übergewicht über die Römer verſchaffte, welche in Hiſpanien und auf Sicilien ſich jedes Mal mit Ruhm bedeckte. Sehr zahlreich waren die *hiſpaniſchen Söldner*, ausgezeichnet durch ihren wilden Muth, ihre unerſchütterliche Ausdauer und ihre trefflichen Schwerter, die zu Hieb und Stoß gleich geeignet waren. Auch die luſitaniſche Reuterei war berühmt. Weniger geachtet, doch gleichfalls ſehr zahlreich, waren die *galliſchen* Söldner; fürchterlich im erſten Angriff durch ihre Schwerter zu zwei Händen, hielten ſie im Handgemenge nicht aus. Geachtet waren *Ligurer*, *Campaner*, *Bruttier* und andere Söldner, die Italien ſandte. Die *Sardinier* ſcheinen nicht bewaffnet worden zu ſeyn, wol aber ſtanden die *baleariſchen Schleuderer*, welche in großer Entfernung unfehlbar trafen, in großer Achtung. Solcher Söldner wurden zuweilen Hunderttauſende angeworben. Niederlagen derſelben wurden für nichts geachtet, wenn ſie fern von Carthago geſchahen, weil man die Söldner leicht wieder erſetzen konte, und nicht ſelten opferte man ſie auf, um die National-Carthager zu retten. Denn ſeine Perſon vertrauete der carthagiſche Feldherr dieſen Fremden nicht an, ſondern *carthagiſche* Truppen, Reuter und Fußvolk, umgaben ihn immer, und zunächſt um ihn ſtand die *heilige Schar*, aus den erſten und edelſten Bürgern erleſen, oft gegen 2000 und darüber ſtark. — Über die carthagiſchen Kriegsmaſchinen ſind wir ſchlecht unterrichtet. Früherhin hatten ſie auch *Streitwagen*, die aber ſeit dem Krieg mit Agathocles nicht mehr genant werden. Von Pyrrhus lernten ſie den Gebrauch der Elephanten, und wandten ſie oft mit Glück an, oft aber gereichten ſie ihnen auch zum Verderben. Über das Gepäck, das gewöhnlich ſehr bedeutend war, und den geſamten Troß hatte ein beſonderer Oberofficier die Aufſicht (Polyb. III. 93.). Auch gab es Feldärzte bei den Heeren. Die Diſciplin war ſehr ſtrenge; denn wie hätten ſonſt jene Barbarenhorden gebändigt werden ſollen? Auch war der Oberfeldherr zugleich Oberprieſter im Heere. —

VI. *Cultur-Zuſtand Carthago's.* Daß die Stufe der Cultur, auf welcher ſich Carthago zur Zeit ſeiner Blüthe, d. h. in dem Jahrhunderte, das den Römerkriegen vorherging, befand, keine geringe geweſen ſey, iſt aus dem Obigen augenſcheinlich. Allerdings wird man wiſſenſchaftliche Cultur und Gelehrſamkeit bei einem Volke weniger ſuchen dürfen, das durch die ganze Art ſeines Lebens von der Beſchaulichkeit abgerufen, und zur bürgerlichen Thätigkeit, dem Erwerbe durch Landbau oder Handel, oder durch Handwerk und Kunſtbetrieb hingewieſen wurde, als vielmehr die Geiſtesbildung, durch

4) Sie waren alle Schwerbewaffnete, und das Fußvolk unter ihnen hatte Panzer von Eiſen, kupferne Helme, große glänzend weiße Schilde von Elephantenhaut mit eiſernem Rande, Schwerter und Lanzen. Es war wohl diſciplinirt, und bildete in der Schlacht eine Phalanx. Oftmals ward Carthago durch die Tapferkeit dieſer Scharen gerettet. Ohne die äußerſte Noth aber glaubte man das Blut der Bürger nicht Preis geben zu dürfen.

Digitized by Google

welche eben das praktiſche Leben gefördert wird und gedeihet; obgleich dann auch der Geiſt, einmal angeregt, ſeiner Natur nach nicht ſtehen bleiben, ſondern, wenn er auch in der Hauptſache ſeine Thätigkeit dem äußern Leben zuwendet, doch auch nebenher in der Förderung des innern Lebens nicht ganz mißglückende Verſuche machen wird. Carthago war allerdings kein Athen, und wir würden vergeblich in Carthago einen Äſchylus und Sophokles, einen Sokrates und Plato, einen Thucydides und Xenophon, einen Iſokrates und Demoſthenes ſuchen. Aber Athen mit ſeinen Heroen der Wiſſenſchaft und Kunſt iſt eine einſame Erſcheinung in der Weltgeſchichte, und hat ſich ſeitdem noch nicht wiederholt; und auch was Rom ſpäterhin in Wiſſenſchaft und Kunſt leiſtete, war größtentheils nicht eigenthümlich, ſondern mühſam und unvollkommen den Griechen nachgebildet. Von dem geiſtigen Leben aber, das in Carthago herrſchte, iſt uns faſt alle Kunde verloren gegangen, und nur aus den einzelnen Notizen, die uns noch geblieben ſind, müſſen wir auf das Ganze ſchließen. Von den Künſten und Handwerken zu ſprechen, wird überflüſſig ſeyn; denn daß die Erben der Phönicier die Kunſt verſtanden, Metalle zu verarbeiten, Edelſteine, mit denen ſie faſt den alleinigen Handel trieben, zu ſchleifen und zu faſſen, feine Gewebe in Leinen, Wolle, Baumwolle und Seide kunſtreich und mannigfaltig zu bereiten und zu färben u. ſ. w., würde ſich ſchon von ſelbſt verſtehen, auch wenn es nicht ausdrücklich von den Alten verſichert würde; und ſo kann man mit Sicherheit annehmen, daß die niedern Künſte und Gewerbe, ſo weit ſie dem Handel und dem Luxus dienen, nirgends in der damaligen Welt in größerer Vollkommenheit blüheten, als in Carthago, und zwar um ſo mehr, als in Carthago eben dieſe Gewerbe und Künſte nicht, wie meiſtens in Griechenland und durchgehends in Rom, von Sclaven betrieben wurden, ſondern, wie bei den Phöniciern, eine ehrende Beſchäftigung der Freien waren. Wenn daher der Luxus und die Pracht und Üppigkeit in Agrigent und Syrakus in der Beſchreibung bei Diodor faſt allen Glauben überſteigt, ſo werden wir die Quelle davon wol mit ziemlicher Gewißheit in dem benachbarten Carthago zu ſuchen haben, deſſen Handelsſchiffe unaufhörlich die Häfen dieſer Städte füllten. Doch auch in den edleren Künſten, die die wahrhaft humanen genant werden, blieben die Carthager nicht zurück. Schreibkunſt und Mathematik hatten ſie ſchon von Tyrus mitgebracht, und dieſe werden in ihrem ſo mannigfach bewegten und reichen Leben nicht geruhet haben. Dichter werden freilich bei ihnen nicht genant, auch mögen ſie ſeltener geweſen ſeyn, da in Carthago gewiß die Schreibkunſt viel früher allgemein geübt wurde, als in Griechenland; doch wer möchte behaupten, daß ſie ganz ohne Dichter geweſen wären, zumal als Menſchen von ſo glühender Leidenſchaft, die auch auf afrikaniſchem Boden ihre orientaliſche Abkunft nie verleugneten. Das Theater mag ihnen allerdings gemangelt haben, wenigſtens ſind unſers Wiſſens keine Spuren eines ſolchen in Carthago vorhanden. Doch dieſes war bei den Griechen aus dem Gottesdienſte hervorgegangen, und daher dieſem eigenthümlich, und ſo möchte es ſchwerlich in Carthago zu ſuchen ſeyn, wo die Götter, die blutige Menſchenopfer verlangten, durch heitere Spiele nicht verſöhnt werden konten. Aber Geſchichtſchreiber hatten die Carthager, wie wir durch Salluſtius und Plinius wiſſen; ſie hatten Philoſophen, wie der Akademiker Hasdrubal Clitomachus, deſſen Cicero ſo oft gedenkt, und dem er das Zeugniß gibt, er ſey nicht nur ſcharfſinnig, wie es von einem Punier zu erwarten ſtehe, ſondern auch ſehr gründlich und gelehrt geweſen (Acad. Quaest. IV. 31.). Ganze Bibliotheken von puniſch geſchriebenen Büchern fand man bei Zerſtörung der Stadt; und mußte nicht das meiſte damals zu Grunde gehen? Auch das wenige, was gerettet ward, blieb unbeachtet, und nur ein Werk über rationelle Landwirthſchaft von Mago ward in's Lateiniſche überſetzt, aus welchem ſich noch ſehr werthvolle Fragmente bei Varro, Columella, Palladius und Plinius erhalten haben. Auch noch eines andern Werkes über Landwirthſchaft von Hamilcar erwähnt Columella XII. 4. 2., ſo wie denn überhaupt der Land- und Gartenbau in der alten Welt nirgends in ſolcher Vollkommenheit betrieben wurde, als in Carthago. Das ganze carthagiſche Gebiet glich einem Garten, der durch unzählige Kanäle bewäſſert war, und in dem alle Früchte auf's üppigſte gediehen, und die Schönheit der carthagiſchen Feigen, die der ältere Cato von Carthago mit nach Rom brachte, entſchieden ja den Untergang der Republik. — Auch in der Architektur, der Mechanik, dem Waſſerbau u. ſ. w. glänzten die Carthager. Ob ſie einen eigenthümlichen Styl der Baukunſt gehabt haben, möchte zweifelhaft erſcheinen, indem erwähnt wird, daß es Säulen joniſcher Ordnung waren, welche die Gebäude im Kriegshafen ſtützten, unter welchen die Schiffe lagen; doch laſſen andrerſeits der ungeheure Umfang ihrer Tempel, namentlich des Tempels des Äsculapius, ſo wie die 6 Stockwerke hohen Wohnhäuſer ein ſolches vermuthen. In der Kunſt, Schiffe zu bauen, übertraf keiner die Carthager, und carthagiſche Schiffe dienten daher auch den Römern zum Muſter, als ſie ſich eine Flotte erbaueten. — Das geſellige Leben in Carthago hatte viel von den Sitten der Griechen und Römer Abweichendes, und mußte deshalb auch wol von ihnen manche ſchiefe Beurtheilung erfahren. Das Volk war in Zünfte getheilt, und dieſe Zünfte hatten regelmäßige Verſamlungen, in welchen die gleich Alten zuſammenkamen, und indem ſie ein gemeinſames Mahl hielten, ſich über die Angelegenheiten des States beſprachen. Dieſe Sitte verglich Ariſtoteles mit den Syſſitien in Sparta und den cretenſiſchen Pheiditien, obſchon ſie wol eher mit den politiſchen Clubs der neuern Zeit in England, Frankreich oder den Schweizerrepubliken verglichen werden könte. Daß in den Zeiten der Blüthe des Stats, da ein ſo ungeheurer Reichthum nicht nur bei den Häuptern, ſondern durch alle Klaſſen des Volks allgemein war, nicht Sitten-Reinheit und Einfachheit erhalten werden konte, iſt leicht begreiflich, und Carthago's Reichthum war zugleich ſein Verderben. Der allgemein verbreitete Sinn, daß für Geld alles käuflich ſey, und daß auf dem Reichthum die Wohlfahrt und das Beſtehen des States beruhe, wo der Einzelne, wenn er nur Geld hatte, ſich den Pflichten des Bürgers entziehen konte, mußte Car-

Digitized by Google

thago im Kampfe gegen die Legionen Roms ſtürzen. Zudem mußte der finſtere blutige Gottesdienſt der Carthager den Sinn des Volkes verdüſtern, und daſſelbe eben ſo feig und knechtiſch machen gegen ſeine Herren, und verzagt im Unglück, als hart, übermüthig und grauſam im Glück und gegen Untergebene und Feinde; während auf der andern Seite der unzüchtige Dienſt der Aſtarte alles ſittliche Gefühl untergrub, und das Volk ſo ausſchweifend in der Wolluſt machte, wie die Alten uns die Carthager ſchildern. Daß aber gar vieles in der Schilderung der Alten, beſonders hinſichtlich der puniſchen Treuloſigkeit und Grauſamkeit, Übertreibung iſt, kann daraus abgenommen werden, daß Griechen und Römer die Carthager höchſt ſelten in ihrer Heimath kennen lernten, ſondern entweder nur mit ihren Kaufleuten, die alle Meere durchſchifften, zuſammenkamen, oder mit ihren Söldnerſcharen auf Sicilien oder in Italien kämpften. Daß dieſe Söldner, der Auswurf aller barbariſchen Nationen, durch gräßliche Wildheit den carthagiſchen Namen verrufen machen mußten, verſteht ſich von ſelbſt. Aber auch der Kaufmann, der mit unſäglicher Gefahr ſeinem Gewinn nachging, und dem alle Vortheile galten (wie es bei einem Handel, der Alleinhandel iſt, nie anders ſeyn kann, und auch die Neuern haben es nicht beſſer gemacht!), konte dem carthagiſchen Namen keine Ehre machen und Achtung erwerben, und wenn man den Kaufmann gleich nicht entbehren konte, und ihn willig und mit Freuden ankommen ſah und aufnahm, ſo haßte und verachtete man ihn nicht minder; und wenn man bedenkt, daß nach altrömiſcher Anſicht, ein Wucherer für noch einmal ſo ſtrafbar und verderblich galt, als ein Dieb, ſo mag man ſich nicht wundern, wenn die fides Punica ſprüchwörtlich gebraucht wurde, um jede Art von Betrug zu bezeichnen. Übrigens gehört der Geſchichte dieſe Treuloſigkeit nicht an, vielmehr haben eben die Römer, welche am öfterſten die fides Punica anklagen, auch in dieſer Hinſicht ſich als Meiſter der Carthager bewieſen. Auch der Vorwurf eines wollüſtigen und unzüchtigen Lebens trifft die Carthager, wenn man die climatiſchen Verhältniſſe abrechnet, nicht mehr, als die Griechen und die ſpätern Römer; und der letzte muthige Kampf, durch welchen ſie, von allen Seiten her verrathen und betrogen, und faſt wehrlos gemacht, das römiſche Joch abzuwehren ſuchten, und nach Thaten ewig denkwürdiger Tapferkeit nur dem Talente des Scipio und ihrem Geſchicke erlagen, beweiſet genugſam, daß nicht alle Tugend in dem Volke erloſchen war, ſondern daß es eben durch ſeine Tugenden einen Untergang fand, der dem von Sagunt und Numanz um nichts nachſtand. Nec tantum Carthago habuisset opum sexcentos fere annos sine *consiliis et disciplina*. Cic. de rep. *(Dr. F. J. H. Becker.)*

VII. Die Religion der Carthager war im Allgemeinen dieſelbe, wie die des Mutterſtates Tyrus und der übrigen ſemitiſchen Völker, ſoweit ſie Polytheiſten waren, d. h. ein, von der urſprünglichen Reinheit ſchon ſehr entarteter, Geſtirndienſt, ſpäterhin durch Verhältniſſe des Ortes und der Zeit, namentlich durch libyſche, ſpäterhin römiſche Einflüſſe, im Einzelnen umgeſtaltet. Die freilich meiſtens beiläufigen, ziemlich zahlreichen Nachrichten bei den griechiſchen und römiſchen Claſſikern und bei den afrikaniſchen Kirchenvätern können daher ausſchließlich durch ſtetes Zurückgehen auf die uns ſchon, beſonders durch das A. T., bekante phöniciſche Religion richtig verſtanden werden; da Griechen und Römer keine lebendige Anſicht von einer morgenländiſchen Religion hatten, und in den Göttern der Punier, wie der Ägypter und alten Teutſchen, nur immer griechiſche und römiſche Götter, blos mit andern Namen, zu erkennen glaubten. Eine viel wichtigere und zuverläſſigere Quelle ſind allerdings Münzen und Inſchriften: und wirklich ſind gerade in den letzten Jahren mehre im Gebiet von Carthago gefundene bekant geworden, die auch ſchätzbare Aufſchlüſſe über manche Punkte geben [1]; nur iſt die Zahl derer, die ſich auf Religion beziehen, immer noch gering, und die Auslegung hier und da zweifelhaft. Nachdem die frühern mit dieſem Gegenſtande beſchäftigten Gelehrten [2] die betreffenden Stellen der Claſſiker ſchon ziemlich vollſtändig zuſammengetragen und im Einzelnen glücklich erläutert hatten, hat der verdiente Biſchof Friedrich Münter in einer trefflichen Monographie [3] mit der ihm eigenen Gelehrſamkeit, Gewandtheit und Combinationsgabe aus den zerſtreuten Gliedern ein Ganzes zu bilden verſucht, in welchem auch von den Münzen und deren Emblemen häufiger und glücklicher Gebrauch gemacht iſt. Ihm werden wir daher mit Benutzung ſpäter gemachter Entdeckungen und eigener Forſchungen über phöniciſche und puniſche Schriftdenkmale vorzugsweiſe folgen; uns übrigens in einem Werke, in welchem auch der phöniciſchen Religion ein beſonderer Artikel gewidmet ſeyn wird, auf das beſchränken, was ſich aus ſichern Nachrichten als carthagiſch nachweiſen läßt, und auf das Phöniciſche nur da zurückgehen, wo es des organiſcheren Zuſammenhanges oder des Verſtändniſſes wegen unumgänglich iſt.

Wir werden zuvörderſt die einzelnen Gottheiten, von deren Urſprung in Carthago zuverläſſige Zeugniſſe vorhanden ſind, von den uralten einheimiſchen ausgehend, aufführen, dabei die Eigenthümlichkeiten ihres Cultus erzählen, und dann einige Bemerkungen über ſonſtige religiöſe Ideen und Einrichtungen, ſo wie über den Charakter und Einfluß ihrer Religion folgen laſſen. Was die Reihenfolge der Götter im carthagiſchen Pantheon betrifft, ſo müſſen wir bemerken, daß die in dem urſprünglichen phöniciſchen Religionsſyſteme mächtigſte und vornehmſte Gottheit nicht nothwendig gerade die Lieblings- und Schutzgottheit der Carthager, und daher bei dieſen am eifrigſten verehrt ſeyn muß. Das Letztere war mit der Aſtarte-Juno der Fall, doch gebührt der erſte Platz billig

1) S. Henr. Arentii Hamaker diatribe philologico-critica aliquot monumentorum Punicorum in Africa nuper repertorum interpretationem exhibens. Lugd. Bat. 1822. 4. Vergl. dazu die abweichenden Erklärungen derſelben Inſchriften von Geſenius, A. L. Z. 1826. Nr. 111, und die derſelben ähnlichen von Quatremère im Nouveau Journal asiatique. T. I. cah. 1. 1828. Ferner H. A. Hamacker Miscellanea phoenicia. Lugd. Bat. 1828. 4. 2) Sam. Bochart im Phaleg und Canaan. Leiden 1692. Hendreich's Carthago. Francof. ad Od. 1664. 8. S. 175 ff. 3) Religion der Carthager. 2te Aufl. Kopenhagen 1821. Vergl. Allg. Lit. Ztg. E. B. 1822. Nr. 101. 102.

Digitized by Google

1) dem Baal. Wir haben ſchon anderswo die Nachrichten über den eifrigen Dienſt dieſer Gottheit in Phönicien und allen phöniciſchen Colonien zuſammengeſtellt [4]: was Carthago ſelbſt betrifft, ſo fehlt es ſehr an zuverläſſigen Nachrichten, denn was Münter in einem langen Kapitel [5] hieher gezogen, gehört faſt ausſchließlich dem Moloch oder Saturn an; deſſen ungeachtet führen ſchon die zahlreichen damit zuſammengeſetzten Nomina, als Hannibal, Hasdrubal [6] auf fleißigen Baalsdienſt. Nur wird man vor allen Dingen die Fälle zu unterſcheiden haben, wo Baal allgemeiner Name für Gott, Herr iſt, und dann wol jedem Gotte beigeſetzt werden konte, und wo es für den Baal vorzugsweiſe (הַבַּעַל) ſteht. Daß das erſtere bei den Puniern namentlich der Fall geweſen, ſagen ausdrückliche Zeugniſſe, auch wird das Wort auf Inſchriften ſo gebraucht [7]. Ob der Baal vorzugsweiſe bei den Carthagern der Sonnengott, oder, wie ich es von den Phöniciern zu zeigen geſucht habe [8], der Glücksplanet Jupiter geweſen, darüber laſſen ſich in einer von der urſprünglichen Quelle ſchon entfernten ſecundären Religion kaum Entſcheidungsgründe erwarten; wahr iſt aber, daß das Wort בַּעַל bei den Carthagern mit gewiſſen Zuſätzen vorkomt, mit welchen es dann vom Sonnengotte zu verſtehen iſt. Nämlich a) Balsamen Plaut. Poen. 5, 2, 67., d. i. בעל שָׁמַיִם Herr des Himmels, wie bei den Phöniciern *Βεελσαμὴν* Euseb. praep. evang. 1, 10; b) בַּעַל חַמָּן d. i. deus solaris, Sonnengott, Sonnen-Baal, von חַמָּה Sonne (Hiob 30, 28. Hohesl. 6, 10.) mit der Adjectivendung ן־. Unter dieſem Namen erſcheint es nämlich ſowol auf den zu Leiden aufbewahrten Humbert'ſchen Votivſteinen, als auf einer andern, in Malta gefundenen, jetzt von Hamacker [9] und Lanci [10] bekant gemachten, von mir ſchon früher für dieſen Zweck erwähnten malteſiſchen Inſchrift [11]. Von den erſtern leſe ich jetzt (größtentheils einſtimmig mit Quatremère) Nr. 3. ſo:

לרבתן תלת ול
בעלן לארנן ב
עלחמן אש כד
ר גדעשתרת
הספר בן עבדמלקר

„Unſerer Herrin Tholath und unſerem „Gotte, unſerem Herrn, dem Sonnen-Gotte. „Der Weihende (iſt) Gad-Aſchtoret (Glück „der Aſtarte), der Schreiber, Sohn des Ebed-„Melkar (Verehrer des Herkules) [12]."

Sehr ähnlich No. 2., welche nur an mehren Stellen gelitten hat:

(ל)רבתן תלת ו
לארנן בעל(ח)מן
(א)שכדר עבד אשמ
(ן) בן בר עשתרת בן
עבד אשמן

d. i. „unſerer Herrin Tholath und unſerem Herren, dem Sonnengotte. Der Weihende (iſt) Ebed-Eſchmûn (Asclepius, Verehrer des Äſculap), Sohn des Bed-Aſchtoreth (Verehrer der Aſtarte), Sohn des Ebed-Eſchmûn (Asclepius)" [13].

Auch auf dem 1ſten und 5ten Steine iſt das Wort חַמָּן deutlich, und der Zuſammenhang ſcheint überall derſelbe geweſen zu ſeyn. Auf der malteſiſchen Inſchrift heißt es (nach Hamacker's Auslegung der erſten Worte):

כצב כללא
בעל אללן
סלחה לב
על חמן א
בן u. ſ. w.

„Geſetzt hat Molela, Beherrſcher von Elal, als Sühnung dem Sonnengott einen Stein" u. ſ. w. Den Leſern des A. Teſt. iſt dieſes חַמָּן ohne den Zuſatz Baal, und im Plural חַמָּנִים hinlänglich geläufig (ſ. 3 M. 26, 30. Jeſ. 17, 18. 27, 9.

4) Th. VIII. S. 398 ff. 5) S. 5 ff. 6) S. zur Erklärung derſelben VIII, 400. 7) A. Servius ad Aen. I, 729.: lingua punica deus *baal* dicitur. Isidor. origg. VIII, 11.: Bel idolum babylonicum est .... quod nomen (numen?) et apud Assyrios et apud Afros postea cultum est, unde et lingua punica *Bal* deus dicitur. Augustinus in Iudd. 2, 13. Vergl. die zweite Humbert'ſche Inſchrift, und die Inscr. Melit. bilinguis, von welcher bald die Rede ſeyn wird. 8) S. Encyclop. a. a. O. Thes. ling. hebr. u. d. W. בַּעַל. 9) Miscellanea phoenicia tab. 3, no. 1. 10) Osservazioni sul Bassorilievo fenico-egizio, che si conserva in Carpentrasso, fatte da Michelangelo Lanci. Roma 1825. gr. 4. 11) Vorrede zum hebr. Handwörterb. S. 31, 3te Ausg. S. 26.

12) Zur Rechtfertigung wird für dieſen Zweck Folgendes genügen. Die oft auf Inſcriptionen (ſ. beſonders die Inscr. Melit. bilinguis) wiederkehrende Gruppe אשכדר leſe ich אִשׁ כָּדָר vir voti (Quatremère: שֶׁכָּדַר אֲשֶׁר כָּדַר=אִשְׁכָּדַר). Die drei erſten Buchſtaben der vierten Zeile lieſt Quatremère עבד, alſo zuſammen עבדעשתרת (Knecht der Aſtarte), wo denn das ר in dem Worte כדר fehlen würde. Dieſes ſcheint etwas zu ſehr von den Figuren abzuweichen; welche רגד gleichen. Ich ziehe daher das ר zu כָּדָר votum, und nehme als Namen גַּד־עַשְׁתֹּרֶת (Glück der Aſtarte), wozu גַּדִּיאֵל 4 Moſ. 13, 10. (Glück Gottes) eine genaue Parallele iſt. (Aſtarte war die Glücksgöttin.) Wäre das ג vielleicht ein unvollſtändiges ב, ſo würde ich בַּדְעַשְׁתֹּרֶת leſen, als Abkürzung; ſ. die zweite Humbert'ſche Inſchrift.

13) Wir begegnen hier der im Alten Teſtament, wie noch jetzt in Dänemark und Oſtfriesland, häufigen Sitte, nach welcher die Namen in den Familien ſich ſo wiederholen, daß der Enkel wiederum den des Großvaters annimt. — In dem Worte עבד עשתרת fehlt das ע, wie vielleicht in No. 3., wahrſcheinlich ließ man den weichen Buchſtaben ע aus, בַּד für עֶבֶד. So erkläre ich das Nom. pr. *Βωδόστωρ* (ſ. Hamacker Miscell. phoenicia S. 180) durch עֶבֶד צר. Noch weit ſtärkere Abkürzungen zu Anfang der Nomm. pr. nimt Hamacker an, z. B. (S. 184) Karthalo = Melkarthalo, und wirklich finden ſie ſich in allen Sprachen. Man vergl. nur die gewöhnlichen Abkürzungen von Anne, Johanne, Charlotte, Eliſabeth u. ſ. w. nicht blos im gemeinen Leben, ſondern auch in der Schrift.

Digitized by Google

Ezech. 6, 4. 6. 2 Chr. 34, 4.), und da die Chammanim nach 2 Chr. a. a. O. auf den Altären des Baal ſtehen, ſo iſt nunmehr wol kein Zweifel mehr darüber, daß darunter, wie es ſchon Jarchi genommen, den Sonnenbaal vorſtellende Säulen, vielleicht in koniſcher oder pyramidaliſcher Geſtalt, zu verſtehen ſind, wie auf ähnliche Weiſe die Plurale *Baals* (בְּעָלִים) und Aſtarten (אֲשֵׁרִים) von den Baals- und Aſtartenbildern, und im Griechiſchen *Ἑρμαῖ* von den Hermen, dann in der ſpätern Kunſtſprache von gewiſſen Bruſtbildern überhaupt, gebraucht wird [14].

2) In der Eigenſchaft als Schutz- und Nationalgott der Phönicier und Carthager führte Baal die beſondern Namen Melkarth, Melkar (d. i. מֶלֶךְ קֶרֶת) *König der Stadt*, in welcher ihn die Griechen mit Hercules verglichen (ſ. VIII, 398. 399). So wie auf der phöniciſch-griechiſchen Inſchrift von Malta מלקרת durch *Ἡρακλῆς* wiedergegeben iſt, ſo wird es auch von alten Schriftſtellern angegeben [15]. Wo irgend die Phönicier und Punier Colonien ſtifteten, da bauten ſie dem Hercules Altäre, den berühmteſten in Gades (ſ. VIII, S. 400): ſtets aber wurde die Mutterſtadt Tyrus als die eigentliche Heimath des Gottes betrachtet, weshalb aus allen Colonien, und ſelbſt aus Carthago, alljährig Geſandtſchaften mit reichen Geſchenken an Zehnten und Erſtlingen nach Tyrus gingen, am reichlichſten, wenn der Stat bedrängt wurde, und Niederlagen das durch Glück und Wohlſtand eingeſchläferte Gewiſſen weckten [16]: ſelbſt an der Kriegsbeute ließ man den tyriſchen Gott Theil nehmen [17], und dienten ſolche communia sacra zugleich in politiſcher Hinſicht, um das gute Vernehmen zwiſchen dem Mutterſtate und der Colonie zu erhalten. Daß dem Hercules in Carthago *Menſchen geopfert* wurden, ſagt Plinius [18] ausdrücklich, und fügt hinzu, daß deshalb und wegen des Misfallens der Römer an ſolchen Opfern das nach der Eroberung Carthago's nach Rom gebrachte Standbild des Gottes wenig in Ehren gehalten, in keinem Tempel, ſondern blos unter freiem Himmel aufgeſtellt worden ſey. Da Plinius keiner Verſchiedenheit erwähnt, ſo wird dieſe Stelle zugleich zum Beweiſe dienen können, daß auch der carthagiſche Hercules, gleich dem tyriſchen, dem griechiſchen und römiſchen in Anſehung der Embleme ähnlich dargeſtellt wurde. Auf die Wichtigkeit, welche man auch in Carthago dem Beſchützer der Städte beigelegt, deuten endlich die damit zuſammengeſetzten Eigennamen, als Hamilcar (חן מלקר Gnade des Hercules), Bomilcar (בעו מלקר erbeten von Hercules), עבדמלקר (Inscr. Humbert.) u. ſ. w.

3) Dem Baal ſteht im phöniciſchen Cultus überall als weibliche Gottheit die *Aſtarte* zur Seite, im A. T. und auf phöniciſchen Inſchriften עַשְׁתֹּרֶת (d. i. wahrſcheinlich *Stern*, perſ. ستاره, verwandt mit *ἀστήρ*, engl. star, teutſch *Stern*, und zwar in der weiblichen Form: weiblicher Stern, worunter man die Venus verſtand) [19], auch אֲשֵׁרָה d. h. die Glückliche, Fortuna, Geberin des Glücks, vom Venusſtern zu verſtehn [20]. Auch bei den Carthagern komt ſie unter erſterem Namen vor, namentlich in Eigennamen von Perſonen, ſowol auf Inſchriften (ſ. oben die beiden Humbert'ſchen), als ſonſt, z. B. Bostartus (בעו עשתרת von der Aſtarte erbeten), Deliastartus (דלו עשתרת von der Aſtarte gerettet), Gerastartus (גר עשתרת Gaſtfreund der Aſtarte), Metuastartus (מְתוּ עשתרת Mann der Aſtarte). Außerdem erſcheint ſie auf den oben erwähnten Humbert'ſchen Inſchriften in Verbindung mit dem Sonnengotte, Baal Hamman, unter dem Namen Tholath, תֹּלַת d. i. nach Hamackers wahrſcheinlicher Erklärung ſ. v. a. תֹּלֶדֶת Zeugung, und daraus zuſammengezogen (wie לַת aus לֶדֶת), alſo gleichbedeutend mit dem Namen Mylitta (מִילִּדְתָּא), den die Göttin in Babylonien führte (Herod. I, 199): und dieſelbe findet ſich vielleicht auch in einem phöniciſchen durch *Ἀρτεμίδωρος* überſetzten Mannsnamen עבדתלת auf einer phöniciſch-griechiſchen zu Athen gefundenen Inſchrift [21]. Schwerlich verſchieden iſt der Name *Θαλάτθ*, welcher in der babyloniſchen Kosmogonie beim Beroſus dem Weibe des Belus, ſonſt auch Omorka genant, und als Mondgöttin bezeichnet, beigelegt wird [22]. Die Griechen und Römer nanten ſie bald Juno [23], bald Venus [24], bald Veſta [25], am häufigſten Juno, unter welchem Namen ſie nicht allein für die Schutzgöttin des alten Carthago galt, ſondern auch im römiſchen Carthago eifrig verehrt wurde, meiſtens als Juno Urania, coe-

---

14) S. die ausführliche Auseinanderſetzung bei Hamacker in den Miscell. phoen. S. 50. Wiefern dieſer Gelehrte in der *Leſung* jener Inſchriften abweiche, mag man bei ihm ſelbſt nachleſen: und wir bemerken nur, daß der in dem angeführten Werke erhobene Zweifel an obiger Leſung, ſoweit ſie früher bekant war, uns von der Unrichtigkeit derſelben und von der Annehmlichkeit der frühern Hamacker'ſchen durchaus nicht überzeugt habe. Davon an einem andern Orte.

15) *Μελίκαρθος, ὁ καὶ Ἡρακλῆς*, ſagt Euseb. praep. evang. I, 10. 16) S. Polyb. exc de legatt. c. 114. Diod. 20, 14. Justin 18 fin. 17) Diod 13 108. 18) 36, 5.

19) S. Comment. zum Jeſ. III, 337. 20) S. Thes. ling. hebr. I. p. 162. Hebr. Handwörterb. u. d. W. עַשְׁתֹּרֶת.

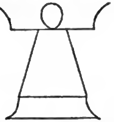
21) S. meine Erklärung in A. Böckh Corpus Inscriptt. graec. I, 527. Dort habe ich mich für die Leſung עבדתכת erklärt: da ich mich aber immer mehr überzeuge, daß der Unterſchied zwiſchen ל und כ nicht ſo genau beobachtet worden iſt, ſo fällt ein Theil meiner Zweifel weg. — Wenn freilich Hamacker auf den mehrerwähnten Humbert'ſchen Steinen auch den Gemahl der Tholath unter dem Namen תַּלָּד hat finden wollen, ſo muß dieſes bei der oben gegebenen Erklärung ganz wegfallen.

22) Berosi fragmenta ed. Richter p. 50. Syncellus ed. Dindorf. I, 52. Die Worte ſind: *ἄρχειν δὲ τούτων πάντων γυναῖκα ᾗ ὄνομα Ὀμόρκα· εἶναι δὲ τοῦτο χαλδαϊστὶ μὲν Θαλάτθ, ἑλληνιστὶ δὲ μεθερμηνεύεσθαι θάλασσα· κατὰ δὲ ἰσόψηφον σελήνη.* In der Stelle ſelbſt ſind Misverſtändniſſe, namentlich das, daß das chald. *Θαλάτθ* ſ. v. a. das griech. *θάλασσα* ſey. Der urſprüngliche Sinn iſt aber faſt ohne Zweifel: das Weib ſey über alle aus dem Chaos entſtandene Weſen geſetzt, chaldäiſch hieß ſie auch Thalath, welches mit dem griechiſchen *θάλασσα* übereinkomme, während es doch vielmehr die Mondgöttin bedeute. (S. darüber Hamackeri diatribe p. 9.).

23) August. ad Judd. 7. 24) August. ad Ps. 98. 25) Id. de civ. Dei IV, 10. 26) S. Münter Rel. der Carthager S. 75.

Digitized by Google

leſtis, Dea coelestis [26]). Der Streit, ob unter ihr urſprünglich der Venus- und Glücksſtern, oder der Mond, als weibliches, der Sonne zur Seite ſtehendes Princip zu verſtehen ſey, läßt ſich aus den religiöſen Verhältniſſen Carthago's nicht entſcheiden, aber richtig iſt, daß ſie beim Herodian (5, 6) als Mondgöttin erſcheint. Was die Darſtellung derſelben betrifft, ſo weiß man von der paphiſchen Göttin, daß ſie faſt einem Fetiſch in koniſcher Geſtalt glich [27]), wie man Ähnliches von den Baalsſtatuen weiß (ſ. oben). Dieſe Figur findet ſich nun auch auf dem 3ten und 4ten Humbert'ſchen der Tholath und dem Baal-Hamman gemeinſchaftlich gewidmeten Steine, alſo geſtaltet:



und ähnlich auf einem Stein des königlichen Antikenkabinet's in Dresden, ohne Zweifel aus dem römiſchen Afrika, den ich in einem Gypsabdrucke beſitze [28]), desgleichen auf Münzen. Ein uraltes Bild derſelben, welches die phöniciſche Dido mitgebracht haben ſollte, befand ſich in Carthago, und wurde von dem abergläubigen Thoren Heliogabalus nach Rom gebracht, um dort mit dem ſyriſchen Sonnengotte vermählt zu werden, zu welchem Beilager das ganze römiſche Reich Hochzeitgeſchenke ſteuern mußte [29]); doch wird die Geſtalt der uralten göttlichen Braut nicht beſchrieben. Die von den Carthagern mit der Aſtarte für daſſelbe Weſen gehaltene Juno Lacinia muß indeſſen nicht blos menſchenähnlich, ſondern auch mit prächtigen Gewanden bekleidet geweſen ſeyn, da Dionyſius I. von Syracus einen koſtbaren Schleier derſelben raubt, und den Carthagern für 120 Talente verkauft [30]). Die Dea Coelestis der ſpätern Zeit wurde meiſt mit Attributen, von der Cybele entlehnt, abgebildet [31]). Wie im Orient die Jungfrauen und Weiber ſich der Aſtarte und Mylitta zu Ehren Preis gaben [32]), ſo die Matronen im Tempel der Aſtarte zu Sicca Venerea, etwa drei Tagereiſen von Carthago [33]), und noch die Kirchenlehrer reden mit großem Unwillen von der mit jenem üppigen Gottesdienſt in Verbindung ſtehenden Sittenloſigkeit [34]). Wie ferner im A. Teſt. Propheten des Baal und der Aſtarte (נְבִיאֵי הַבַּעַל 1 Kön. 18, 19. 40, נְבִיאֵי הָאֲשֵׁרָה 1 Kön. 18, 19.) erwähnt werden, die im Reiche Samaria den Propheten Jehova's den Rang ſtreitig machten, ſo war auch mit dem Juno-Tempel in Carthago ein berühmtes Orakel verbunden, welches noch ſpät, als die meiſten ſchon verſtummt waren, ſeinen politiſchen Einfluß behauptete [35]): die Propheten waren aber Weiber [36]), wie im Orient auch weiblich verkleidete Männer in dieſer Eigenſchaft vorkommen [37]). Noch iſt die Aufbewahrung von Naturſeltenheiten im Juno-Tempel zu Carthago [38]), wie zu Malta [39]); desgleichen die Aufbewahrung von Kriegsberichten im Tempel der Juno Lacinia zu bemerken [40]). Unter Conſtantin oder ſeinen Söhnen ward der Haupttempel der Aſtarte zu Carthago verlaſſen, geſchloſſen und der Zugang verwuchs mit Dornengeſträuch: eben daher entging er vielleicht der im Jahr 399 über alle Tempel und Götzen verhängten Zerſtörung, die ihn aber dennoch zu Anfang des 5ten Jahrhunderts auf Veranlaſſung eines Gerüchts, daß die Göttin ſich wieder in Beſitz ihres Heiligthums ſetzen werde, traf [41]).

4) Dem Baal und der Aſtarte, als heilbringenden Göttern, ſtand im phöniciſchen Religionsſyſtem der unheilbringende Moloch (מֹלֶךְ) entgegen, im urſprünglichen Geſtirndienſt der Planet Saturn [42]), der als böſes Princip mit Menſchen- und zwar Kinderopfern geſühnt werden mußte, wie auch von den abgöttiſchen Hebräern nach einer von den Ammonitern angenommenen Sitte im Thale Hinnom oder Tophet bei Jeruſalem geſchah (1 Kön. 23, 10. Jer. 31, 32. 19, 6 ff.). Nach den Rabbinen hatte ſein ehernes Bild dort einen Stierkopf, das übrige war menſchengeſtaltig, der Leib, inwendig hohl, wurde von unten geheizt, und die zu opfernden Kinder ihm in die glühenden Arme gelegt. Ganz ähnlich aber wird die Statue des Κρόνος oder Saturn zu Carthago von Diodor (2, 14.) beſchrieben. Sie war von Erz und hielt die Hände mit dem Rücken nach unten (χεῖρας ὑπτίας, manus supinas) ausgeſtreckt, aber nach der Erde geſenkt, ſo daß die in die Arme gelegten Kinder in den darunter ſtehenden Feuerſchlund rollten. Solche Sühnopfer wurden beſonders bei Kriegsunglück und andern Calamitäten dargebracht. Als die Carthager eine

27) Tac. hist. 2, 3: Simulacrum deae non effigie humana: continuus orbis latiore initio tenuem in ambitum, metae modo, exsurgens, et ratio in obscuro.

28) Er gleicht im Äußern den Humbert'ſchen cippis. Oben ſteht ein halber Mond nebſt einem Stern (Symbol der Aſtarte), darunter in einer Vertiefung das koniſche Bild der Göttin

und in einer zweiten Vertiefung ein Lamm, wie auf dem 4ten Humbert'ſchen Steine (wahrſcheinlich das ihr gewidmete Opferthier), zwiſchen beiden die Inſchrift: A. OVILLIA. L. L. I. PHARTENIO I. S. L. M. und unter dem Lamme VI. KID. NON.

29) Herodian. 5, 6. 30) Athen. XII, 58. 31) Ekhel doctr. numm. VII. p. 183. Apulei. Met. VI. p. 174.

32) S. mein Wörterb. unter קָדֵשׁ und קְדֵשָׁה, Herod. 1, 199, u. Comment. zu Jeſ. II, 338. 33) Val. Max. 2, 6 u. 15: Siccae fanum est Veneris, in quod se matronae conferebant, atque inde procedentes ad quaestum, dotes corporis iniuria contrahebant, honesta nimirum tam inhonesto vinculo coniugia iuncturae. Vergl. Solin. c. 30. 34) Augustin. civ. dei II, 3. IV, 10. 35) Capitol. v. Macrini c. 3. 36) Ebend. vita Pertinacis c. 4. 37) Jul. Firmicus de prof. religg. c. 4. 38) Plin. H. N. VI, 36. 39) Cic. Verr. IV, 46. 40) Polyb. III, 33. Liv. 28, 46. 41) Prosp. Aquit. Opp. 183. 187. 42) S. Comment. über den Jeſaias II, 343., vgl. 327 ff.

Schlacht gegen Agathocles verloren hatten, ſchrieb man das Unglück dem Zorn des Kronos darüber zu, daß man ihm nicht mehr, wie in ältern Zeiten, die edelſten Kinder, ſondern eigens dazu gekaufte und förmlich gemäſtete Knaben dargebracht habe [43]. Bei angeſtellter Unterſuchung zeigte ſich auch, daß mehre zum Opfer beſtimte Kinder von den Eltern auf die Seite gebracht worden, und nun wurden nicht allein 200 Kinder aus den edelſten Familien geopfert, ſondern 300 Männer, die jener Unterſchiebung verdächtig waren, opferten ſich dem freiwilligen Tode [44]. Bei ſolchen Kinderopfern durfte keine Trauer ſich äußern, die Mütter ſelbſt unterdrückten durch Liebkoſungen den Schmerz der zum Opfer vorbereiteten Kinder; während des Opfers ſelbſt ward das Jammergeſchrei der Unglücklichen durch eine lärmende Muſik von Trommeln und Pfeifen unterdrückt (Plutarch a. a. O.). Man beobachtete dabei die Zuckungen der Hinabſtürzenden, die für Lächeln ausgegeben (*Σαρδάνιος γέλως*) als gutes Omen galten [45]. Tantum relligio potuit suadere malorum! Und nicht blos Kinder, auch Erwachſene, namentlich Gefangene [46], wurden geopfert, nicht blos bei außerordentlicher Gelegenheit, auch jährlich zu beſtimten Zeiten [47], trieften des Kronos Altäre von Menſchenblut. Die Schlachtopfer wurden gewöhnlich nach dem Loos auserleſen [48]. Was an der Behauptung der Rabbinen ſey, daß die dem Moloch geweihten Kinder häufig nicht wirklich verbrant, ſondern vermöge einer Milderung und Illuſion des Geſetzes nur durch ein heiliges Feuer, als reinigendes Element, gleichſam eine Feuertaufe, hindurchgeführt worden [49], läßt ſich aus puniſchen Nachrichten ſeiner Entſcheidung nicht näher bringen; ſicher aber iſt, daß ſelbſt fremde Könige und Völker aus Menſchlichkeit die Abſchaffung dieſer Gräuel von den Carthagern verlangten [50], deſſen ungeachtet aber die alte Barbarei zurückkehrte, und ſelbſt im römiſchen Carthago [51], wenn auch vielleicht nur insgeheim, fortdauerte. Man glaubte wahrſcheinlich, ſolche Opfer einem Gotte um ſo mehr ſchuldig zu ſeyn, da er ſelbſt nach der Mythe mit ſeinem Beiſpiele vorangegangen war [52]. Auf Inſchriften und in Eigennamen puniſcher Perſonen findet ſich keine Spur des Moloch; vermuthlich vermied man den ſchrecklichen Namen zu nennen und zu ſchreiben. Um ſo wohlthätiger und heilbringender erſchien dem Carthager, wie dem Phönicier,

5) Esmûn (אֶשְׁמֻן) Ἐσμοῦνος, den die Griechen und Römer durch Asklepios, Äsculap überſetzen [53]. Man erklärt den Namen gewöhnlich durch שְׁמִינִי octavus, als den achten der Kabiren; daneben möchte die Vergleichung mit dem ägyptiſchen Schmûn, d. i. dem einheimiſchen Namen für den Gott Mendes, den Gott der Zeugung, Aufmerkſamkeit verdienen. Wie beliebt der Cultus des Gottes bei Phöniciern und Carthagern geweſen, zeigt der Umſtand, daß kaum ein anderer Göttername ſo häufig in Eigennamen der Phönicier und Carthager auf Inſchriften vorkomt, nämlich בְּרַאֶשְׁמֻן (Sohn des Äsculap) Inscr. Cit. III, עֶבֶד אֶשְׁמֻן (Asclepiodulos) Cit. XII. Humbert. 2, אֶשְׁמֻנְיָתֹן (Asclepiodoros) Inscr. Carth. Münteri, auch blos אֶשְׁמֻן Cit. V. VIII. XVII. XXII. Sein Heiligthum in Carthago wird öfter von den Claſſikern erwähnt [54]. Es ſtand in der Citadelle (Byrſa) ſechszig Stufen hoch, war ſehr feſt, und hielt ſich bei der Zerſtörung von Carthago am längſten; auch erſtand es im römiſchen Carthago wieder aus ſeiner Aſche [55]. In ihm wurden die Verbenae Aesculapii aufbewahrt.

6) Daß das Pantheon der Carthager auch einen Beherrſcher des Meeres gekant, iſt an ſich wahrſcheinlich, doch iſt weder ſein puniſcher Name bekant, noch ſind Nachrichten über ſeinen Cultus in der Stadt erhalten. Wol aber wird gemeldet, daß die Carthager auf dem Vorgebirge Soloë dem Poſeidon einen Tempel erbaut [56], und daß der Feldherr Himilco nach einem in Sicilien erlittenen Verluſte eine Menge Opfer ihm zu Ehren ins Meer verſenkt habe. Mit den Attributen des Dreizack und des Delphins ſieht man ihn auf hiſpaniſchen Münzen [57], und wahrſcheinlich war ihm auch hier das Pferd heilig, welches auf puniſchen Münzen und Steinen ſo häufig abgebildet iſt. — Zu den bisherigen Gottheiten, welche die Carthager mit ihrem Mutterſtate gemein und von ihm entlehnt hatten, kamen aber auch einzelne erſt ſpäter von Fremden angenommene Culte, nämlich

7) Die Verehrung der ſicilianiſchen Göttinnen Ceres und Proſerpina, welche man nach dem unglücklichen Kriege mit Dionyſius I. in Carthago einführte, um die durch Plünderung ihrer Tempel perſönlich beleidigten Gottheiten zu verſöhnen [58]. Man ernante einige der vornehmſten Bürger zu ihren Prieſtern und nahm einige in der Religion erfahrene Griechen in deren Dienſt. Noch zur Zeit des Tertullian beſtand dieſer Götterdienſt; und er erwähnt, daß die Prieſterinnen, obgleich verheirathet, in freiwilliger Abſonderung von ihren Männern leben mußten [59]. Rein carthagiſch war ferner

8) Die Verehrung einiger vergötterten Heroën und Heroinen, namentlich der Dido, als Stifterin der Stadt, deren mitten in derſelben gelegenen, mit einem Hain von Nadelholz umpflanzten Tempel Silius Italicus beſchreibt [60]; der Philänen, jener heldenmüthigen Brüder, die bei einer Grenzſtreitigkeit zwiſchen Carthago und Cyrene durch Selbſtaufopferung, indem ſie ſich lebendig begraben ließen, dem carthagiſchen Gebiete großen

43) Plut. de superstit. c. XX. Auch in Amerika warden zu Cortez Zeit die zum Opfer beſtimten Menſchen erſt gemäſtet. 44) Diod. a. a. O. Lactant. institutt. 1, 21. und über dieſe Menſchenopfer überh. Diod. 13, 86. Justin. 18, 6. 33, 6. 12. Euseb. praep. 4, 16. Lud. Vives ad August. civ. 7, 19. 45) Schol. ad Plat Min. in Siebelis anecdott. gr. p. 46. 46) Diod. Sic. 20, 65. 47) Porphyr. de abstin. ed. Rhoer II. p. 150. 48) Sil. Ital. Pun. IV, 77. 49) S. ſchon LXX. zu 2 Kön. 16, 3. 50) Justin. 19, 1. Plut. de sera numinis vindicta cap. 6. 51) Tertulliani Apologet. cap. 9. 52) Euseb. praep. evang. 1, 11. IV, 16. 53) Damasc. ap. Phot. cod. 242.

54) Strabo XVII c. 14. Appiani Pun 81. 55) Apulej. Florid. p. 361. 56) Scylax in Hudson geogr. min. I. p. 2. 57) S. Münter S. 101. 58) Diod. 14, 77. 59) Exhort. castit. 13. de monogamia, 17. ad uxorem 1, 6. 60) I, 80. vergl. Justin. XVIII, 6.

Digitized by Google

Zuwachs verſchafften, und denen auf jenen Grenzen die arae Philaenorum geweiht waren [61]); des Suffeten **Hamilcar**, der ſich zur Sühnung der Götter in die Flammen ſtürzte, und dafür göttlich verehrt wurde [62]); auch der ſardiniſche Held **Jolaus** [63]) muß in Carthago verehrt worden ſeyn, wenigſtens wird er in dem Tractat zwiſchen Hannibal und Philipp von Macedonien, worin mehre Götter als Zeugen des Bundes angerufen werden, genant. Wir ſetzen zum Schluß des Götterverzeichniſſes die Stelle hieher, da ſie einen Blick über das Pantheon von Carthago gewährt, wiewol auch die macedoniſchen Landesgottheiten darin genant ſind, und man nicht mit Sicherheit erſieht, welche Götter dem einen oder dem andern State angehören. „Eid, welchen abgelegt Hannibal der Feldherr, Magonos, Myrcenos u. ſ. w. an Xenophanes den Athener, Geſandten des Königs Philipp u. ſ. w. im Angeſicht des Zeus, der Here und des Apollon: im Angeſicht des Schutzgottes von Carthago und des Herkules und Jolaos: im Angeſicht des Ares, Triton und Poſeidon: im Angeſicht der uns im Kriege beiſtehenden Götter, und der Sonne und des Mondes und der Erde: im Angeſicht der Ströme und Wieſen und Gewäſſer: im Angeſicht aller Götter, welche Carthago beſitzen: im Angeſicht aller Götter, die dieſen Feldzug begleiten, und über dieſen Eid wachen [64]).“

Als allgemeine Namen der Götter komt vor 1) alonim und alonuth d. i. עליונים ועליונות superi superaeque, gleich in der erſten Zeile des puniſchen Gebetes beim Plautus [65]), wozu der phöniciſche Eigenname Abdalonimus zu vergleichen d. i. עבדעליונים servus superorum, 2) wurden die Schutzgötter und Schutzgöttinnen auf Inſchriften gern als **Herren** und **Herrinnen** angeredet (ארון, בַּעַל, רַבָּה, ſ. oben die Humbertſchen Steine).

Wie die Phönicier, hatten auch die Carthager keinen erblichen Prieſterſtand. Das Prieſterthum war mit edler Geburt, mit Reichthum und Anſehen im Volk, auch wol mit Statsämtern verbunden. Man wählte die edelſten und unbeſcholtenſten Bürger zu Prieſtern [66]), und die Feldherrn ſelbſt verrichteten vor dem Feldzuge oder vor wichtigen Unternehmungen die Opfer [67]). Prieſterwürde und Prieſterrecht ſchützte indeſſen nicht vor roher Mishandlung, und die Prieſter ſcheinen überhaupt nicht sacrosancti geweſen zu ſeyn; wenigſtens ward der Prieſter Karthalo von ſeinem eigenen Vater (der freilich an der Spitze eines aufrühreriſchen Heeres ſtand) in der Prieſterkleidung ans Kreuz ge ſchlagen [68]).

Im Allgemeinen können die Carthager ein ſehr religiöſes Volk genant werden. Die Religion durchdrang ihre ganze Denk- und Lebensweiſe. Schon dem Neugebornen wurde ein Name beigelegt, der ihn als frommen Verehrer der Nationalgottheiten bezeichnete [69]); nichts Wichtiges wurde ohne die Götter beſchloſſen und begonnen; kein glückliches Ereigniß war ohne feierliche Dankopfer, kein trauriges ohne Sühnopfer (ſ. oben) und Kaſteiungen jeglicher Art [70]); auf Reiſen, in das Kriegsgetümmel und auf die Seefahrten begleiteten den Carthager ſeine Penaten [71]) und das heilige im Lager aufgeſchlagene Zelt, der hebräiſchen Stiftshütte vergleichbar [72]). In den neu angelegten Colonien war die Errichtung von Tempeln und Altären ſtets eins der erſten Geſchäfte. Sie legten einen großen Werth auf Träume, auf Offenbarungen der Götter [73]), und in dem Glauben an die ſtete Einwirkung ſowol als Vorausſicht der Götter befragten ſie nicht blos einheimiſche Weiſſager und Orakelprieſter, ſondern beſchickten auch fremde Orakelſtätten, als das Ammons-Orakel in Ägypten [74]) und Delphi [75]). Sie kanten die Heiligkeit des Eides und eine rächende Nemeſis [76]), ſie ehrten die Ruhe der Todten in ihren Gräbern [77]).

Aber dennoch hatte die Religion auf dieſes Volk nur einen geringen und wenigſtens keinen wohlthätigen Einfluß; denn fern von dem reinmenſchlichen heiteren Charakter des helleniſchen Götterdienſtes war ſie doch größtentheils nur ein finſterer, blutdürſtiger, menſchenfeindlicher Aberglaube. „Beſſer wäre es geweſen, ſagt ein allerdings für den griechiſchen Cultus und deſſen ideale Auffaſſung lebhaft begeiſterter Grieche [78]), den Critias und Diagoras, anerkante Atheiſten, zu Geſetzgebern zu nehmen, als ſolch eine menſchenopfernde Religion zuzulaſſen. Nichts ſchlimmeres hätten die Typhonen und Rieſen, dieſe Feinde der Götter, wenn ſie obgeſiegt hätten, einführen können.“ Ungeachtet daher alle Künſte des Krieges und Friedens in Carthago blühten, und der Stat ſich durch Ackerbau, Induſtrie aller Art, Seehandel, Colonien, Eroberungen, zu einer ſeltenen Höhe empor geſchwungen hatte, blieb der Volkscharakter im Ganzen genommen hart und barbariſch [79]). Da ihre blutdürſtigen Götter von einem jeden von ihnen ſo theure Opfer verlangen konten, ſo ſchonten ſie um ſo weniger des Blutes ihrer Mitbürger ſowol als der Fremden. Sie behandelten untergebene und unterworfene Völker mit unmenſchlicher Härte, beſonders wenn Eigennutz und Habſucht ins Spiel kam; die empörendſten Grauſamkeiten wurden verübt, wo etwa ein Handelsmonopol gefährdet ſchien; die poena fides war ſprüchwörtlich geworden; und zu einem gräulichen Sittenverderbniß, insbeſondere der Weiber, gab ihre Religion ſelbſt die nächſte Veranlaſſung her. (*Gesenius.*)

Carthagische Sprache ſ. Punische Sprache.

Carthagische Münzen ſ. Punische Münzen.

CARUANCA, ein Berg des alten Pannoniens, deſſen Ptolemäus im zweiten Buche ſeiner Geographie er-

61) Sallust. Jug. 81. Val. Max. V, 6. 62) Herod. 7, 167. Athenag. leg. pro christ. 12, 6. 63) Hesiod. Scut. Herc. 78. Pausan. X, 17. 64) Polyb. VII, 9. 65) Poenulus V, 1. und daſ. den Scholiaſten Eiſenna. 66) Diod. 14, 77. 67) Diod. XI, 21. XIII, 86. Nep. Hann. 2. Liv. XXI, 1, 45. 68) Justin. XVIII, 7.

69) S. über dieſe religiöſe Namengebung m. Comment. zu Jeſ. 7, 6. Kosegarten de prisca Aegyptiorum litteratura. S. 26. 27. 70) Diod 19, 106 20, 9. Appian. Pun. 43. 71) Nep. Hannibal. cap. 9. 72) Diod. 20, 65. vergl. Amos 5, 26. Apoſtelgeſch. 7, 43. 73) Cic. divinat. I, 24. 74) Sil. Ital. 3, 6. 75) Diod. 19, 2. 76) S. Münter a. a. O. S. 133. 77) Ebend. S. 135. 78) Plutarchus de superstitione 12. 79) Plut. reip. gerendae praecepta. c. 5.

wähnt, im heutigen Iſtrien, in der Nähe der römiſchen Stadt Aemona (dem heutigen Laibach, Labacum). Wird von Cellarius, Mannert u. ſ. w. nicht angeführt †). (*Rumy.*)

CARUS, Friedrich August, ein Gelehrter, der durch ſeine pſychologiſchen Forſchungen eine beſſere Geſtalt der Selenlehre befördert hat. Er war der Sohn eines wackern und frommen Kaufmanns, und in Bautzen in der Oberlauſitz den 26. April 1770 geboren. Seine Erziehung im väterlichen Hauſe und der Unterricht, den er von mehren trefflichen Männern in ſeiner Vaterſtadt, auch auf dem Gymnaſium erhielt, gaben ſeinem Geiſte ſchon früh eine Richtung auf das Höhere. Ein raſtloſer Fleis zeichnete ihn aus, der ſeiner Geſundheit nicht vortheilhaft war. Große Liebe für die claſſiſche Litteratur wurde ihm von ſeinen Lehrern eingepflanzt. Dieſe befriedigte er auch, als er durch ſeinen trefflichen Lehrer, den Prediger Neſtler, zum theol. Studium vorbereitet, 1788 die Univerſität Leipzig bezog. 1791 ging er nach Göttingen, um ſeine akademiſchen Studien zu vollenden. Hier wurde Heyne ſein väterlicher Führer und Freund. Im J. 1793 trat er in Leipzig als Privatdocent auf, nachdem er eine theologiſche Diſſertation auf dem theologiſchen Katheder vertheidigt hatte *). Nachher wurde er auch Baccalaureus der Theologie und Frühprediger an der Univerſitätskirche, 1796 außerordentlicher, und nach Ablehnung eines Rufes nach Göttingen, 1805 ordentlicher Profeſſor der Philoſophie neuer Stiftung. Er wirkte ſehr belebend und anregend durch ſeine Vorleſungen, welche theils theologiſchen und hiſtoriſchen, theils philoſophiſchen und philologiſchen Inhalts waren. Die Grundlage aller dieſer Vorträge und ſeiner wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen überhaupt war die Pſychologie, deren empiriſche Seite beſonders ſein beobachtender Geiſt in Anſpruch nahm. Vornehmlich wendete er die Erfahrungsſelenlehre auf Exegeſe und Geſchichte an. Er las dieſe zuerſt in dem Winter 1797—98 zuerſt nach dem Compendium Jakobs, ſpäterhin nach eigenen Sätzen, in denen er ſich immer mehr von der Kantiſchen Pſychologie entfernte, und ſeinen eigenen Weg verfolgte. Mit dieſen Vorleſungen verband er eine pſychologiſche und eine anthropologiſche Geſellſchaft, welche viele lehrbegierige Jünglinge um ihn verſammelte.

In dieſen mit raſtloſem Fleiße gehaltenen Vorträgen, wie in ſeinem ganzen Leben, ſprach ſich ein Sinn für das Erhabene und Reinmenſchliche in freier von Auctorität unabhängiger Forſchung in zu bildreicher Form und ohne ſtrenge wiſſenſchaftliche Methode aus. Dies und die inconſequente Einmiſchung verſchiedenartiger philoſophiſcher Principien in die empiriſche Pſychologie, welche ſich auch in der nach ſeinem Tode herausgegebenen Pſychologie wahrnehmen läßt, zogen ihm wahrſcheinlich den Vorwurf der Dunkelheit zu. Sein Verdienſt in Hinſicht der Selenlehre beſteht vornehmlich darin, den auf falſche und einſeitige Abstractionen gebauten Zergliederungen und Eintheilungen im pſychologiſchen Gebiete entgegengewirkt, und auf die lebendige Selbſtbeobachtung, als urſprüngliche Quelle der Lehre von den Selenerſcheinungen zurückgeführt zu haben, nur daß ihm das Verhältniß einer ſolchen Lehre zur Philoſophie nicht ganz klar ward. Aber immer erſchien bei ihm die Wiſſenſchaft in Geſtalt der Humanität. Übrigens ſuchte er mehr durch lebendige Mittheilung in mündlicher Rede, als durch Schriften zu wirken. Deshalb iſt außer einigen kleinen Aufſätzen, akademiſchen Schriften, z. B. Diss. de Cosmotheologiae Anaxagoreae fontibus. Lips. 1797. 4., mehren Recenſionen in der Leipziger Litteraturzeitung, ſo wie in der Halleſchen (Reviſion der Pſychologie) bei ſeinem Leben nichts ſchriftliches erſchienen. Aus ſeinem ſchriftlichen Nachlaſſe wurden erſt 6 Bände ſeiner Werke geſammelt **), deren Inhalt aber der Verfaſſer größtentheils nicht für den Druck beſtimt zu haben ſcheint. Der Tod endete ſeine edle Thätigkeit zu ſchnell am 6. Febr. 1807. Zu ſeinem Gedächtniß wurde geſchrieben die Recitatio de Frid. Aug. Cari etc. virtutibus atque meritis etc. edita a Henr. Aug. Schott. Lips. 1808. 8., und eine Vorleſung zum Andenken des verewigten Prof. Carus ꝛc. von M. C. A. Schwartze (11. St. der neuen teutſchen Monatsſchrift 1807.), damit verbindet ſich die Vorrede Hands zum 7ten Bande der nachgelaſſenen Werke. (*A. Wendt.*)

CASANOVA. In den Memoiren Caſanova's wird von der Familie folgender Stambaum gegeben: 1) Don Jakob Caſanova, aus Saragoſſa gebürtig, Secretär des Königs Alfons V., entführte 1428 die Nonne Donna Anna Palafox, die er nach erhaltener Diſpenſation heirathete. Deren Sohn war 2) Don Juan, welcher auf der Reiſe mit Columbus 1493 ſtarb. Von ihm ſtamte 3) der Dichter Marco Antonio Caſanova, deſſen Sohn 4) Jakob Caſanova, Oberſter bei der Armee war, welche Farneſe gegen König Heinrich von Navarra führte, von deſſen Enkel 5) Cajetan Joſeph Jakob ſtamt, welchen die Reize einer Schauſpielerin ſelbſt auf die Bühne brachten. Er verheirathete ſich nachmals mit der ſchönen Tochter eines Schuhmachers, welche zuerſt in London die Bühne betrat, dann zu Venedig, und nach dem Tode ihres Mannes in Petersburg, Warſchau und Dresden. Von mehren Kindern aus dieſer Ehe ſind zu nennen: 6) Jakob, geb. zu Venedig 1724, 7) Franz, geb. zu London 1727, und 8) Johann, geb. zu Venedig 1730. Die denkwürdigſten von dieſen ſind die unter 3, 6, 7, 8 Genanten.

Marco Antonio Caſanova war Epigrammendichter im Geiſte Martials. Die italieniſchen Litteratoren ſtimmen darin überein, daß ſeine Gedichte allerdings geiſtreich, aber zu affektirt geweſen. Er war Secretär bei dem Cardinal Pompejus Colonna, und ſein Parteieifer für die Colonna verleitete ihn zu einer ſo beißenden Satire gegen den Papſt Clemens VII., daß er deshalb Rom verlaſſen mußte, und ohne des Papſtes

†) Vetal. P. Samuel, Timon Imago Antiquae Hungariae. (Wien 1734. 4.) p. 6.

*) Historia antiquior sententiarum ecclesiae graecae de accommodatione Christo imprimis et Apostolis tributa.

**) Carus nachgelaſſene Werke, 1. u. 2. Band: Pſychologie; 3. Bd.: Geſchichte der Pſychologie; 4. Bd.: Ideen zur Geſchichte der Philoſophie; 5. Bd.: Pſychologie der Hebräer; 6. Bd.: Ideen zur Geſchichte der Menſchheit; 7. Bd.: Religionsphiloſophie und Moralphiloſophie. Leipzig 1808—10. 8. (Herausgeg. von Ferd. Hand).

Digitized by Google

Großmuth dem Tode nicht entgangen ſeyn würde. Es wurde ihm ſpäterhin ſelbſt die Rückkehr nach Rom geſtattet, wo er an der nach der Belagerung der Stadt im J. 1537 daſelbſt ausgebrochenen Peſt ſtarb. Pierius Valerianus in ſeiner Schrift de infelicitate litteratorum erzählt, daß der unglückliche Dichter in der äußerſten Noth ſein Brod betteln mußte, ohne es zu finden. Epigramme von ihm findet man in mehren Samlungen, beſonders in den Deliciae poetarum italorum. Zwei hat Lancellotti in den Poesie del Colocci wieder bekant gemacht.

Jakob Caſanova de Seingalt iſt der berühmte Abenteurer, der erſt in Padua die Rechtswiſſenſchaft ſtudirte, im 16ten Jahre die Doctorwürde erhielt, nachdem er im Civilrecht de testamentis und im kanoniſchen über die Abhandlung disputirt hatte utrum Hebraei possint construere novas synagogas; dann in Venedig die niederen Weihen erhielt und zu predigen anfängt; Abbate wird; in Rom Secretär des Cardinals Aguaviva, hierauf Fähndrich im Dienſte der Republik Venedig; Violinſpieler; Kabbaliſt. Nach manchem Umhertreiben erlangt er ausgebreitete Celebrität durch ſeine Gefangenſchaft in den Bleikammern, aus denen er mit eben ſo großer Umſicht als Kühnheit entfloh. Er ſchrieb darüber: Histoire de ma fuite des prisons de la Republique de Venise, qu'on appelle les plombs. (Prag 1788). Jetzt begab er ſich nach Paris, und von nun an begint der bunteſte Wechſel eines abenteuernden Lebens, wie man es jetzt aus ſeinen eigenen Memoiren kent (Leipzig 1822—28. 12 Bände), die das Urtheil des Prinzen de Ligne über ihn beſtätigen, daß Caſanova ein Mann von vielem Geiſt, ſcharfgezeichnetem Charakter und umfaſſenden Kentniſſen war. „Seine Memoiren, ſagt derſelbe, ſind voll von dramatiſchem Intereſſe, ſchnell, hinreißend, launig erzählt, mit philoſophiſchen Anſichten, neuen, erhabenen und unnachahmlichen Reflexionen erfüllt. Der Cynismus derſelben kann nicht ihren Werth, wol aber ihre Bekantmachung hindern." Allerdings iſt der Cynismus in dieſem Werke ſo ungeheuer, daß er jeden ſittlich Gebildeten empören muß, denn er war, um mit Mephiſtopheles zu reden, wie Hans Lüderlich, der begehret jede ſchöne Blum' für ſich; allein für den, welcher Welt- und Menſchenkentniß erlangen und die Sitten jener Zeit insbeſondere will kennen lernen, gibt es kaum eins von größerer Wichtigkeit, denn dieſer Spieler macht Europa zu ſeinem Schauplatz, und von Conſtantinopel bis Madrid, von Petersburg bis Neapel und Rom gibt es beinahe keine Hauptſtadt, in welcher er nicht an den Höfen und in den Spelunken, in den größten und den gemeinſten Zirkeln eine Rolle geſpielt hätte. Zudem komt er mit den wichtigſten Perſonen ſeiner Zeit in Berührung, die er ſo trefflich ſchildert, als die Länder, Örter und Sitten. Der Papſt erhob dieſen Glücksritter zum Ritter vom goldenen Sporn, und er ſich ſelbſt zum Herrn von Seingalt. Mitten unter ſeinem abenteuernden Treiben fand er doch auch Muße, ſich als Mann von vielſeitigen Kentniſſen in andern Schriften zu zeigen. Er ſchrieb: Confutazione della Storia del goberno veneto d'Amelot de la Houssaye (Amſterdam 1769); Istoria delle turbulenze della Polonia dalla morte di Elisabet Petrowna sino alla pace fra la Russia e la porta ottomanna, in cui si trovano tutti gli avenimenti cagioni della rivoluzione di quel regno (Grätz 1774. 3 Thle.); Dell' Iliade di Omero, tradotte in ottave rime (Venedig 1778); Icosameron, ou histoire d'Edouard et d'Elisabeth, qui passèrent quatre-vingt ans chez les Megameikes, habitans aborigines de Protocosme dans l'interieur de notre globe (Prag 1788 fgg. 5 Bde.); Solution du problême deliaque demontrée (Dresden 1790); Corollaire à la duplication de l'Hexaèdre donné à Dux en Bohème (daſ. 1790); Au Snethlage sur son Dictionnaire des nouveaux mots français (daſ. 1797). In Paris lernte ihn Graf Waldſtein bei dem venezianiſchen Geſandten kennen, und machte ihm, wegen ſeiner kabbaliſtiſchen und alchymiſtiſchen Kentniſſe, den Antrag mit ihm auf ſeine Güter nach Böhmen zu gehen. Caſanova, damals eben ohne Geld, ohne Ausſicht auf Reiſen und Abenteuer, nahm den Vorſchlag an, und wurde nun Bibliothekar des Grafen zu Dux in Böhmen bei Töplitz; wo er die letzten 14 Jahre ſeines Lebens, ohne Ruhe halten zu können im Hafen der Ruhe, verlebte. Er ſtarb im J. 1803. Edel und anſtändig gegen den Himmel und die Menſchen, ſagt der Prinz de Ligne, verließ er das Leben. Er empfing die heiligen Sacramente mit abgemeſſenen Geſten und Sentenzen: „Großer Gott, ruft er aus, und ihr übrigen Zeugen meines Todes, ich habe als Philoſoph gelebt und ſterbe als Chriſt." Dies waren ſeine letzten Worte.

Francesco Caſanova widmete ſich der Malerei, und begab ſich in ſeinem 25. Jahre von Venedig nach Paris, wo er durch einige kleine Schlachtſtücke dem großen Zeichner Parrocel bekant wurde, der ihm, welcher auf das Colorit den vorzüglichſten Fleiß verwandte, den weiſen Rath ertheilte, die Baſis aller Malerei, die Zeichnung, doch ja nicht darüber zu vernachläſſigen. Eine bittere Kritik über ein ausgeſtelltes Gemälde trieb ihn von Paris weg, und er begab ſich nach Dresden, wo er mit großem Eifer die Bilder der ausgezeichnetſten Maler in der Galerie copirte, und binnen 5 Jahren ſo große Fortſchritte machte, daß er eine ähnliche Kritik nicht zu fürchten hatte. Dietrich wurde hauptſächlich ſein Lehrer in dem Colorit. Ein von ihm verfertigtes Schlachtſtück verſchaffte ihm eine Stelle bei der Akademie und zugleich eine Menge von Beſtellungen, hauptſächlich von dem Prinzen Condé. Sein Ruf als Schlachtenmaler war ſo groß, daß er von der Kaiſerin Katharina den Auftrag erhielt, ein Gemälde der Eroberung von Otſchakow zu verfertigen. Er begab ſich nach Wien und führte es daſelbſt aus. Mit einem großen Gemälde für Ludwig XIV. beſchäftigt, überfiel ihn die Krankheit, an welcher er 1805 zu Brühl unweit Wien ſtarb. Er wurde von den Meiſten als ein würdiger Nachfolger Lebrun's, van der Meulens, Houd's und Bourguignons gerühmt, aber das Urtheil über ihn iſt nicht allgemein, und am ſtrengſten das von ſeinem eigenen Bruder in den genanten Memoiren, welches jedoch

Digitized by Google

der Prinz de Ligne nicht ungegründet fand. „Ich ſelbſt, ſagt dieſer, habe ihm oft den Piſtolen⸗ oder Kanonenſchuß vorgeworfen, deſſen Dampf ihm die letzte Hand an ſeinen Bildern zu erſparen beſtimt war. Die Turbane ſeiner Türken glichen mehr Flecken und Kleſſen, als einem beſtimten Gegenſtande; die Köpfe ſeiner Roſſe malte er eigenſinnig klein und kurz, wie die Neapolitaner, und zwar aus Grundſatz, weil ſeine Pferdepuppe ſo gebildet war. Überhaupt war er ein Sonderling wie ſein Bruder. *(H.)*

CASANOVA, Giovanni, kam in ſeinem 8ten Jahre mit ſeiner Mutter, welche der Kurfürſt von Sachſen und König von Polen für ihre Lebenszeit engagirt hatte, nach Dresden, wo er, erſt unter Louis von Silveſtre, dann unter Dietrich der Malerei ſich widmete. Der König ließ ihn nachher nach Italien reiſen, wo er 3 Jahre lang zu Venedig unter Piazetta ſtudirte. Als im J. 1752 Mengs von Dresden nach Rom zurückreiſete, nahm er auf Befehl des Königs Caſanova mit dahin, und dieſer blieb bei ihm, bis Mengs im J. 1762 nach Spanien reiſete. Innerhalb dieſer Zeit war er mit Mengs in Florenz und Neapel geweſen. An allen dieſen Orten zeichnete er viel und faſt ausſchließlich nach Rafael und den Antiken. In Rom gewann er den großen Preis beim Wettſtreit der Künſtler und bei der Akademie des Capitols, und malte nach der Abreiſe von Mengs das Bildniß Clemens XIII., welches dieſer der Sorbonne ſchenkte. Sein älteſter Bruder, welcher an einer Stelle ſeiner Memoiren ſagt, Mengs habe nicht einen einzigen würdigen Schüler hinterlaſſen und ſein Bruder verdiene den Namen ſeines Schülers nicht (VII. 152.), läßt ihm doch die Gerechtigkeit widerfahren, daß er ihn einen großen Gemäldekenner nent (II. 353.). Auf Koſten ſeines Königs reiſete er, und vermittelte den Ankauf der Galerie des Herzogs von Modena für 100,000 Zechinen. Mit Winkelmann vereinigte er ſich zur Herausgabe der Monumenti inediti, wozu er alle Zeichnungen verfertigte, auf gemeinſchaftliche Koſten, was aber nachmals Streitigkeiten unter ihnen veranlaßte. Mehre Anerbieten zu Anſtellungen ſchlug Caſanova aus, und kehrte nach Dresden zurück, wo er 1764 zum Profeſſor der bildenden Künſte und Director der Akademie der Künſte ernant wurde. Über ſeine Gemälde ſ. Kellers Nachrichten von allen in Dresden lebenden Künſtlern. Als Schriftſteller hat ſich Caſanova bekant gemacht durch ſeinen Discorso sopra gl'Antichi principalmente in Dresda (Leipzig 1770. überſetzt daſ. 1771). Er ſtarb zu Dresden gegen Ende des Jahres 1795. *(H.)*

CASCADE, ein Waſſerfall, iſt die Benennung einer Vorrichtung bei Luſtfeuerwerken, die in ihrer Wirkung einen feurigen Waſſerfall darſtellet. Sie beſtehet aus einem pyramidenförmigen Gerüſte von Latten, auf dem ſogenante Brillant⸗Bränder, abwärts geneigt, angebracht ſind, ſo daß in jeder horizontalen Reihe zwei Bränder weniger ſind, als in der nächſten unter ihr. Oben auf dem Gerüſte ſtehet ein ſtarker Brand ſenkrecht, und treibt ſein glänzendes Feuer in dieſer Richtung aufwärts. Die Bränder ſind aus ſtarkem Doppelpapier, gleich den Raketenhülſen gepappt, und mit einem lebhaft brennenden Satz von

1—3	Pfund	Mehlpulver
$\frac{1}{8}$—$\frac{1}{4}$	⸗	Musketenpulver
$\frac{1}{3}$—1	⸗	eiſerne Bohrſpähne aus den Gewehrfabriken oder geſtoßenes Gußeiſen

feſt ausgeſchlagen, wenn vorher auf das, $\frac{2}{3}$ innern Durchmeſſer des Bränders weite Brandloch, 2 Schaufeln klar geriebenen Thon und alsdann 2 Schaufeln eines faulen Satzes von 1 Pf. Mehlpulver und $\frac{1}{4}$ Pfund klaren Kohlen, geſetzt worden.

Eine noch ſchönere Wirkung thut die bewegliche Cascade, wo an einer 6 Fuß langen, eiſernen Spindel, die auf einer 8—10 Fuß hohen Säule ſtehet, und an der ſich zwei hölzerne Räder über einander drehen, auf deren Felgen oben Brillant⸗Bränder von der eben beſchriebenen Art befeſtigt ſind. Das obere viereckige Rad, hat einpfündige (1½ Zoll ſtarke), das untere, ſechsſeitige Rad aber, zweipfündige Bränder (an 2 Zoll Stärke); und jedes läuft auf einer hölzernen Kugel, die auf die Spindel geſchoben und ſo befeſtiget iſt, damit das Rad ohne Schleudern, gleichförmig auf ihr umläuft. Zu oberſt der Spindel iſt ein 2¼ Zoll ſtarker Bränder ſenkrecht befeſtiget und durch herabgezogene Stopinenfäden mit beiden Rädern verbunden, um bei dem Zünden alles zugleich in Brand zu ſetzen. *(v. Hoyer.)*

CASCALHO, Name des eiſenſchüſſigen mit Quarzkörnern gemengten Sandes, der in Braſilien Diamante führt. *(Germar.)*

CASIGNETUS (Entomologie). Mac Leay *) beſchreibt einen braſiliſchen Käfer, von dem er zweifelhaft iſt, ob er vielleicht nicht als Weibchen zu einer Art ſeiner Gattung Pholidotus, die als Untergattung von Lamprima betrachtet werden kann, gehöre, und nent ihn Casignetus geotrupoides. Die angegebenen Kennzeichen ſind: die drei letzten Fühlerglieder bilden, wie bei Hiſter eine durchblätterte Kolbe; die Taſter ſind kurz, das zweite Glied der Kinnladentaſter iſt ſehr kurz; das Kinn bildet einen Halbkreis. Der dreieckige Kopf ähnelt dem des Geotrupes stercorarius, Kopf und Halsſchild ſind flachgedrückt. Das Bruſtbein ragt kaum hervor. Das fünfte Tarſenglied führt vor den Krallen einen langen gabelförmigen Fortſatz. Die Farbe iſt ſchmuzig blau, der Körper unten erzfarbig, mit ſilbernen Schuppen bedeckt, Kopf, Halsſchild und die Deckſchilde in der Nähe des Schildchens ſind rauch. *(Germar.)*

CASNONIA (Entomologie). Käfergattung aus der Familie der Carabici, und der Unterabtheilung mit abgeſtutzten Deckſchilden, von Latreille (Histoire natur. et iconogr. des ins. Coleopt. d'Europe. Livrais. I. p. 77) errichtet, der die Arten früher mit Agra vereinigt hatte. Faſt gleichzeitig mit Latreille ſtellte Klug (Act. nov. physico-medica Acad. Caes. Leop. Carol. Tom. X.

*) Horae entomologicae I. p. 98.

Digitized by Google

Sect. II. p. 500) dieſe Gattung auf und nante ſie Ophionea. Früher waren die hieher gehörigen Arten von den Schriftſtellern zu Agra, Odacantha und Colliuris gerechnet worden. Die Kennzeichen ſind: abgeſtutzte Deckſchilde; Taſter mit eiförmigem, beinahe ſpitzigem Endgliede; Fühler weit kürzer als der Körper; Tarſen fadenförmig, das vorletzte Glied zweiſpaltig; Halsſchild ſehr langgeſtreckt, vorn ſtark zuſammengeſchnürt; Kopf langgeſtreckt, hinter den Augen kegelförmig verengt. Dejean (Species general des Coleoptères Tom. I. p. 170) beſchreibt vier Arten, von denen drei in Amerika einheimiſch ſind, eine aus Bengalen ſtamt. Die bekanteſte Art iſt C. pensylvanica (Attelabus pensylvanicus Linn. Odacantha pensylvanica Herbst.). *(Germar.)*

CASSELIUS, Cascellius, auch Ceselius und Caesellius mit dem Vornamen Aulus, ein berühmter römiſcher Rechtsgelehrter, im Zeitalter Cäſars und Auguſt's, etwa 30 Jahre vor Chr. Geb. Horaz rühmt ihn in der Ars poetica als einen gelehrten Kenner des Rechts, doch ſoll er ſich mehr durch Anmuth, Feinheit, wohlangebrachten Scherz und treffenden Witz im mündlichen Vortrage ausgezeichnet haben. Der republikaniſchen Verfaſſung mit unerſchütterlicher Treue anhangend, folglich ein Feind aller Uſurpation, ſchlug er das Conſulat aus, welches ihm Auguſt übertragen wollte. Als er einſt freimüthig gegen Julius Cäſar und deſſen Dictatur ſprach, und ſeine Freunde ihn deshalb warnten, ſagte er: alt und kinderlos brauch' ich mir keinen Zwang anzuthun. Ein Buch bene dictorum, das er ſchrieb, iſt verloren gegangen *). *(Baur.)*

Cassianus, Bassus, ſ. Geoponica.

CASSIANUS, Johannes Massiliensis, war einer der vorzüglichſten Repräſentanten des Semipelagianismus, d. h. derjenigen Denkart, welche ſich in der chriſtlichen Kirche kurz vor und zu Auguſtin's Zeiten in Folge ſeines Kampfs mit den Pelagianern, vorzüglich in Gallien entwickelte, und welche, weil ſie einen Mittelweg zwiſchen Auguſtin's und Pelagii Lehre befolgte, von einem ſpätern Zeitalter mit dem Namen Semipelagianismus bezeichnet wurde. Eben daher iſt Caſſianus für die chriſtliche Dogmengeſchichte ſehr wichtig. Seine Lebensumſtände ſind größtentheils ungewiß. Sein Geburtsjahr ſowol als auch ſein Vaterland ſind unbekant. So viel ergibt ſich indeſſen aus den nachfolgenden Ereigniſſen ſeines Lebens, daß er nach der Mitte des 4ten Jahrhunderts geboren ward, auch daß er ein Abendländer war, dürfte ſich mit ziemlicher hiſtoriſcher Gewißheit annehmen laſſen. Seinen früheſten Religionsunterricht erhielt er in dem Kloſter Bethlehem bei Jeruſalem. Hier verband er ſich mit dem Mönche Germanus, und machte mit ihm eine Reiſe nach Ägypten, der Wiege des Mönchslebens. Sie beſuchten die thebaiſche und ſcetiſche Wüſte, wo ſich Mönche und Einſiedler jeder Art befanden. Nachdem ſie 7 Jahre hier zugebracht hatten (von 390—397), kehrten ſie nach Bethlehem zurück. Doch noch einmal beſuchten ſie die ſcetiſche Wüſte wieder. Hierauf begaben ſich beide Freunde nach Conſtantinopel, wo der berühmte Johannes, welcher wegen des Zaubers ſeiner Beredſamkeit den Namen Chryſoſtomus erhielt, den biſchöflichen Stuhl inne hatte. Von ihm erhielt Caſſianus die geiſtliche Weihe, und ward zum Diaconus ordinirt. Jener ausgezeichnete Lehrer der griechiſchen Kirche hatte auf die Bildung und Denkart des Caſſianus einen großen Einfluß. Als es der Cabale ſchlechtgeſinter Menſchen gelungen war, den berühmten Biſchof von ſeiner Stelle zu vertreiben, ſchickte die dem Chryſoſtomus treu gebliebene conſtantinopolitaniſche Geiſtlichkeit im J. 405 den Caſſianus nebſt ſeinem Freunde Germanus an den Papſt Innocentius I. nach Rom. Da Pelagius ſich um dieſe Zeit in Rom aufhalten mußte, ſo iſt die von einigen Gelehrten geäußerte Vermuthung nicht unwahrſcheinlich, daß Caſſianus hier die perſönliche Bekantſchaft des Pelagius gemacht habe. Um's Jahr 415 erblicken wir den Caſſianus in Maſſilia, jener berühmten Handelsſtadt der Gallia Narbonensis. Hier ward er Presbyter und verblieb daſelbſt bis an's Ende ſeines Lebens. Bei dieſer Stadt legte er, wie Gennadius de scriptoribus ecclesiasticis c. 61. erzählt, zwei Klöſter, ein Manns- und ein Frauenkloſter, an. Er folgte hiebei den Einrichtungen, welche er in Paläſtina und Ägypten hatte kennen lernen. Mit Recht wird er zu den erſten Gründern des Mönchsthums in Gallien und dem ganzen Occidente gerechnet. Nach dem von ihm gegebenen Muſter wurden viele Klöſter in Gallien und Spanien angelegt, und ſeine Bücher de Institutis Coenobiorum erlangten das Anſehen einer Mönchsregel. Sein Todesjahr läßt ſich nicht genau beſtimmen. Nur ſo viel berichtet Gennadius, daß er unter der Regirung des Theodoſius und Valentinianus geſtorben ſey.

Caſſian's bis auf unſere Zeiten gekommene Schriften ſind: 1) zwölf Bücher de Institutis Coenobiorum; 2) vier und zwanzig Collationes Patrum, enthaltend Unterredungen des Caſſianus und Germanus mit ägyptiſchen Mönchen; 3) ſieben Bücher de incarnatione Christi gegen den Neſtorius. Die beſte Ausgabe ſeiner Schriften iſt die, welche der Benedictiner Gazet (Gazaeus) zu Arras (Atrebati) 1628 zum zweiten Male veranſtaltet hat. Dieſe iſt wiederum herausgegeben zu Frankfurt a. M. unter dem Titel: Joannis Cassiani Opera omnia, cum commentariis D. Alardi Gazaei, coenobitae Vedastini (zu St. Vedaſt in Arras), ordinis sancti Benedicti. Ab eodem denuo recognita, commentariis ipsis tertia parte auctioribus illustrior reddita: novoque insuper in libros de Incarnatione, qui desiderabatur, commentario locupletata, Francofurti 1722; und dann wiederum Lipsiae 1733. Für die Kentniß des Caſſianiſchen Lehrbegriffs iſt die 13te Collation vorzüglich wichtig. Deshalb trat gegen dieſelbe der eifrige Beſtreiter des Semipelagianismus, Prosper Aquitanus, auf und ſchrieb ſein berühmt gewordenes Büchlein: de gratia Dei et libero arbitrio contra Collatorem.

Seinen Mönchen die ſittliche Beſchaffenheit des Menſchen in ſeinem natürlichen Zuſtande, der Schrift

*) Valer. Max. lib. VI. cap. 2. ex. 12. Bertrandi vitae ICtor. Grotii vitae ICtor.

Digitized by Google

gemäß, darzuſtellen, und ſie die beiden entgegengeſetzten Abwege, des die Freiheit des Menſchen vernichtenden Auguſtinismus, und des den Tugendſtolz und die Meinung eigner Verdienſtlichkeit nährenden Pelagianismus vermeiden zu lehren, — dies war die Aufgabe, welche Caſſianus ſich ſtellte. Er ſuchte einen Vereinigungspunkt der menſchlichen Freiheit mit der göttlichen Gnade, wobei ſowol die Foderung der ſittlichen Natur des Menſchen, als auch ſein religiöſes Bedürfniß ſich befriedigt fände. Aus dieſem Geſichtspunkte iſt der anthropologiſche Lehrbegriff des Caſſianus, ſo weit wir ihn in ſeinen bis auf unſere Zeit gekommenen Schriften dargeſtellt finden, zu betrachten. Das Charakteriſtiſche der caſſianiſchen Lehre liegt in der Anſicht, welche Caſſian von dem Menſchen in ſeinem gegenwärtigen Zuſtande hatte. Nach dem Auguſtinus iſt der Menſch in ſeinem gegenwärtigen natürlichen Zuſtande ſittlich todt, nach dem Pelagius geſund, nach dem in der Mitte ſtehenden Caſſianus krank. Die Grundanſicht des Caſſianus und der eigentliche Grundton des von ihm entwickelten Semipelagianismus iſt alſo: der Menſch iſt ſeinem gegenwärtigen ſittlichen Zuſtande nach von Natur zwar nicht todt, aber auch nicht geſund. Er iſt ſittlich-krank, und bedarf daher des Arztes. Er muß aber mit ſeinem guten Willen dem Arzte entgegen kommen, um geheilt zu werden. Dabei gab Caſſian auf eine ganz eigenthümliche Weiſe zu, daß gleichwol einige, bei welchen ſich dieſer gute Wille nicht fände, durch die zuvorkommende Gnade gebeſſert würden. Hiezu ward er durch die Betrachtung beſtimt, daß die Freiheit des menſchlichen Willens der göttlichen Gnade keine Schranken ſetzen dürfe, ſo wie durch die neuteſtamentlichen Beiſpiele eines Paulus und Anderer, bei welchen die Gnade dem freien Willen zuvorgekommen ſey. Aber auch bei dieſen, bei welchen kein Entgegenkommen des freien Willens Statt fand, ſollte keineswegs das Vermögen des Willens aufgehoben ſeyn. Auch dieſe hätten durch eigne Kraft den Wunſch der Beſſerung, das fromme Verlangen der Gnade entgegenbringen **können**, obgleich die göttliche Gnade auf eine unerforſchliche Weiſe ihrem Verlangen zuvorkam. Auch auf eine unwiderſtehliche Weiſe ſollte die Gnade, welcher Caſſian immer einen großen Einfluß ſowol auf den Verſtand als auch auf den Willen des Menſchen beilegte, nicht wirken, wodurch doch dem Menſchen das, wenn auch nur geringe Verdienſt blieb, daß er dieſelbe nicht beharrlich von ſich zurückgewieſen habe. — Eine abſolute Prädeſtination und Beſchränkung der Erlöſung auf die Auserwählten konte Caſſian nicht annehmen, weil er neben der Gnade den freien Willen des Menſchen ſo nachdrücklich vertheidigte. Indeſſen entwickelte er über die Vorherbeſtimmungslehre und den Umfang der Erlöſung ſeine Anſicht nicht ausführlich, ſondern es kommen nur gelegentliche Äußerungen vor, die jedoch ſeine Annahme einer bedingten Prädeſtination und der Allgemeinheit der Erlöſung unzweifelhaft laſſen.

Eine ausführliche Monographie über den Caſſian nach deſſen Leben, Schriften und Lehre hat der Unterzeichnete in drei Programmen: de Joanne Cassiano Massiliensi, qui Semipelagianismi auctor vulgo perhibetur. Rostochii 1824. 25, apud Stillerum in commissis zu geben verſucht. Hiemit iſt zu vergleichen Geffken historia Sempelagianismi antiquissima, Gottingae 1826.

(*D. Gustav Friedr. Wiggers.*)

CASSIDA, Schildkäfer. (Entomologie). Käfergattung von Linné errichtet und von allen ſpätern Schriftſtellern angenommen. Sie gehört in die Abtheilung mit viergliederigen Tarſen an allen Füßen, und zeichnet ſich durch kreis- oder eirunden, unten ganz platten, oben gewölbten Körper, mit deutlich abgeſetzten Rändern des Halsſchildes und der Deckſchilde, ſehr kleinen, oft ganz unter dem Halsſchild verborgen liegenden Kopf und fadenförmige, ziemlich lange, auf der Stirn dicht beiſammenſtehende Fühler aus. Es ſind kleine oder mittelgroße Käfer, welche dieſer Gattung angehören, die auf Blättern vorkommen, und bei der Kürze ihrer Beine, wenn ſie ſtill ſitzen, einer zufälligen Schuppe gleichen. Viele derſelben beſitzen im Leben auf den Deckſchilden und dem Halsſchilde, einen prachtvollen, gold- oder ſilberglänzenden Perlmutterſchein, der mit dem Tode verſchwindet, ſich aber durch Aufweichen des Körpers in warmem Waſſer wieder herſtellen läßt. Die Larven dieſer Thiere, welche **Röſel** *) abgebildet hat, ſind ganz platt, am Rande ringsum mit Dornen beſetzt und gewöhnlich mit ihrem Unrathe und den Überbleibſeln der letzten Häutung bedeckt. Die Puppe iſt ebenfalls ſehr platt, mit feinen, zahnförmigen Fortſätzen an den Seiten und einem breiten, vorn gerundeten und den Kopf bedeckenden Halsſchilde. Es ſind ſehr viele Arten dieſer Gattung aus allen Welttheilen bekant, die man in zwei Familien bringen kann. I. Der Kopf auf der Oberſeite ganz von dem halbkreisförmigen Halsſchilde bedeckt. C. equestris: oben grün, dicht und zerſtreut punktirt, unten ſchwarz, der Rand des Hinterleibes und die Beine gelb. Beſonders auf Münze. Hat lebend oft einen Silberſchein um das Schildchen herum. C. margaritacea faſt halbkugelförmig, oben grün, mit Perlmutterſchein, Deckſchilde mit Punktſtreifen, Kopf und Bruſt ſchwarz, Beine und Hinterleib blaß. Ähnelt einem Thautropfen, in dem ſich die Sonne ſpiegelt. II. Das Halsſchild vorn ausgerandet, die Stirn unbedeckt (*Immotidium* Fabr.) und C. bidens, ſchwarz, Deckſchild auf der Naht mit einem langen gemeinſchaftlichen Stachel. Faſt einen halben Zoll lang. In Braſilien einheimiſch. (*Germar.*)

CASSIODORUS, Magnus Aurelius, ſtamte von einer im ſüdlichen Italien reichbegüterten Familie ab. Er war zu Scyllacium in einem der ſechsziger Jahre des fünften Jahrhunderts geboren [1]), und ſeine Jugend und

*) Inſ.-Bel. II. Scarab terr. Class III. tab. VI.

1) Die gewöhnliche Angabe, daß Caſſiodor im Jahre 479 geboren ſey, iſt durchaus falſch, und die Annahme, zu der man ſich dadurch gezwungen geſehen hat, daß nicht unſer Caſſiodor, ſondern ſein Vater in Odoacers Dienſten geweſen, fällt mit jener Angabe von ſelbſt zuſammen. In den Var. lib. I, ep. 4. wird der Vater von dem Sohne ſo deutlich unterſchieden, daß eine Verwechſelung beider nur der Oberflächlichkeit und dem Beſtreben, eine Schwierigkeit zu umgehen, ihre Entſtehung verdankt. Von Caſſiodors Vater wird an der angeführten Stelle geſagt, er habe dem römiſchen Reiche unter Valentinian weſentliche Dienſte geleiſtet,

Digitized by Google

Erziehung fiel in die Zeit, wo Odoacer dem weſtrömiſchen Reiche ein Ende und ſich ſelbſt zum Beherrſcher von Italien machte. Da er jedoch weder in der Verwaltung noch in den Geſetzen des Landes eine bedeutende Veränderung vornahm, da vielmehr Rom ſeinen Senat und ſeine Conſuln behielt, und der Hof des barbariſchen Königs ſich mit den prunkreichen Titeln und Ämtern des untergegangenen Kaiſerthums umgab, ſo blieb die Civilverwaltung in den Händen der Italiener. Dem Anſehen, welches ſeine Familie in den letzten Zeiten des Kaiſerthums genoſſen hatte, und ſeiner ausgezeichneten Bildung verdankte es Caſſiodor, daß er ſchon als Jüngling Odoacers Aufmerkſamkeit auf ſich zog, und an den Hof deſſelben berufen, ſchnell ſein Glück machte. Er wurde zum Comes rerum privatarum ernant, und verwaltete das Amt mit einer ſolchen Umſicht und Uneigennützigkeit, daß ihn Odoacer bald darauf zum Finanzminiſter oder zum Comes sacrarum largitionum erhob [2]). Dieſes Vertrauen des Königs rechtfertigte zwar Caſſiodor durch ſeine Talente, aber vergalt es nicht durch eine dankbare Anhänglichkeit. Denn er ſcheint einer der Erſten geweſen zu ſeyn, die den Odoacer im Unglück verließen. Als nämlich Odoacer im Jahre 490 dem oſtgothiſchen Könige Theodorich entgegengehen mußte, und nach dem Verluſt der beiden Schlachten am Fluſſe Iſonzo und bei Verona genöthigt war, ſich in ſeine Hauptſtadt Ravenna zurückzuziehen, verließ Caſſiodor, ſtatt ſich mit ſeinem Gebieter den Mühſeligkeiten und Gefahren einer Belagerung auszuſetzen, dieſe Stadt, und begab ſich auf ſeine Güter nach Unteritalien. Er empfahl ſich hier dem Sieger ſogleich durch einen wichtigen Dienſt. Denn er bewog die unteritaliſchen Provinzen und die Inſel Sicilien, die anfangs Miene machten, ſich den Gothen zu widerſetzen, zu freiwilliger Unterwerfung unter Theodorichs Herrſchaft. Unter dieſen Umſtänden konte es Caſſiodor nicht anders als erwünſcht ſeyn, daß Theodorichs Vertrag mit Odoacer unmittelbar nach ſeiner Abſchließung gebrochen, und Odoacer ermordet ward (493). In dieſem Vertrage war dem Odoacer ein gleicher Antheil an der Regirung Italiens eingeräumt worden, und Odoacers Unwille über Caſſiodors Verrath hätte für dieſen hinderlich, oder ſogar gefährlich werden können, wenn der Vertrag pünktlich vollzogen worden wäre; jetzt dagegen wurde er an Theodorichs Hofe mit offenen Armen aufgenommen, und obgleich Theodorich großmüthig genug war, in Liberius, der dem Odoacer bis an den Tod treu geblieben war, die unerſchütterliche Anhänglichkeit zu bewundern und zu belohnen, ſo war er doch zu klug, um nicht Caſſiodors ſchon geleiſtete Dienſte anzuerkennen, und die Talente, welche noch mehr zu leiſten verſprachen, für ſich zu gewinnen. Er behielt ihn jedoch nicht ſogleich in der Nähe ſeiner Perſon, ſondern ſchickte ihn als Präfekten nach Unteritalien, um die durch ihn zur Unterwerfung gebrachten Gegenden darin zu erhalten und zu befeſtigen [3]).

Da Theodorich die Gothen und Italiener von einander getrent hielt, ſo ging in der Lage der letztern keine Veränderung vor. Außer einem Drittel ihres Grundeigenthums verloren ſie nichts; ſie behielten ihre perſönliche Freiheit, ihre Geſetze und Sitten; Theodorich ſchonte nicht allein ihre Religion, ſondern auch die ganze Einrichtung der politiſchen Verfaſſung. Sein Hof war dem kaiſerlichen Hofe ſelbſt in den Fehlern und Misbräuchen nachgebildet; die ganze Beamtenhierarchie des römiſchen Reiches blieb in ihrer Form beſtehen, und verhüllte die Herrſchaft eines barbariſchen Königs. Da Theodorich dem oſtrömiſchen Kaiſer einen Vorrang zugeſtand, ſo erſchien er in den Augen ſeiner italieniſchen Unterthanen als deſſen Statthalter, und ſeine Gothen konten für ein Miethheer gelten, das mit dem dritten Theile des Grundeigenthums beſoldet ward. Während die Gothen auf ihre militäriſche Stellung angewieſen blieben, und ihren Heerkönig nur als eine Art von Generalſtab umgaben, bekleideten Italiener alle Statsämter, und bildeten die prunkvolle und römiſche Seite des Hofes zu Ravenna. An dieſem trat Caſſiodor von neuem auf, nachdem er ein Jahr lang Präfekt von Unteritalien geweſen war, und durchlief nach und nach alle Stufen des römiſchen Beamtenweſens. Seine Kentniß der römiſchen Geſetze, und ſeine Gewandtheit im Ausdrucke verſchaffte ihm zuerſt die Quäſtur [4]). Als Quäſtor war er bei der Abfaſſung von öffentlichen Schriften des Königs rechte Hand, und bei der Haltung von öffentlichen Reden die Stimme der königlichen Zunge [5]). Sein Styl ward das Muſter für Berichte und Briefe, und in allen von Caſſiodor verfaßten Bekantmachungen und Schreiben, ſie mochten an einen italieniſchen Beamten, oder an einen barbariſchen Hof gerichtet ſeyn, herrſcht eine Eleganz, die ſich in einem Schwall von declamatoriſchen Worten, und in der Einmiſchung von gelehrtem Prunke geltend macht [6]). Nach der Quäſtur wurde Caſſiodor zum Praefectus Praetorio, oder zum oberſten Statsminiſter ernant; Theodorichs Zufriedenheit mit ſeinen Dienſtleiſtungen zeigt ſich in den Ehrenbezeigungen, mit denen er ihn überhäufte. Denn Caſſiodor wurde zum lebenslänglichen Patricius erhoben, und auf das Jahr 514 zum Conſul ernant. Sein unterwürfiges Benehmen und ſeine unermüdliche Thätigkeit für die Verwaltung des gothiſchen Reichs entzog ihn dem Verdachte, welchen Theodorich in den letzten Jahren ſeiner Regirung gegen die Italiener faßte, und dem er Boethius

und ſich dann in die Ruhe des Privatlebens zurückgezogen; von ihm kann daher nicht gelten, was Theodorich in dem 4ten Briefe rühmend erwähnt, Caſſiodor habe ſich als adolescens unter ſeinem Vorgänger Odoacer in der Würde eines Comes rerum privatarum und sacrarum largitionum ausgezeichnet, ſondern es muß ſich auf den Sohn beziehen. In dieſem Falle muß aber ein Mann, der vor dem Jahre 490 ſo hohe Würden bekleidete, wenigſtens zwiſchen den Jahren 460 und 465 geboren worden ſeyn. 2) Variar. lib. I, ep. 4.

3) Var. lib. I, ep. 3. Von dieſer Verwaltung Unteritaliens ſagt Caſſiodor Var. lib. XI, ep. 39.: Senserunt me judicem suum, et quibus privatus ab avis atavisque profui, vicarius nisus sum meis fascibus adjuvare. 4) Variar. lib. V, ep. 4.: Omnes, quos ad Quaesturae culmen evehimus, doctissimos aestimamus, quales legum interpretes et consilii nostri decet esse participes, dignitas, quae nec divitiis, nec solis natalibus invenitur, sed tantum eam doctrina cum conjuncta potest impetrare prudentia. 5) Variar. lib. VI, formul. 5. 6) Tiraboſchi bezeichnet Caſſiodors Styl ſehr treffend als eine barbara eleganza.

Digitized by Google

und Symmachus zum Opfer brachte. Caſſiodor hatte durchaus keine Urſache, mit einer Regirung unzufrieden zu ſeyn, welche ihm perſönlich alle mögliche Ehre erwies, und für ſein Vaterland einen beſſern Zuſtand herbeiführte, als es ſeit langen Jahren genoſſen hatte. Er hielt ſich daher von allen Verbindungen mit dem oſtrömiſchen Hofe und von allen Umtrieben gegen die gothiſche Herrſchaft entfernt, und verlor niemals Theodorichs Vertrauen.

So untergeordnet Caſſiodor neben Theodorichs ausgezeichneter Perſönlichkeit war, ſo wichtig, aber auch ſchwierig wurde ſeine Stellung nach Theodorichs Tode. Das von dieſem Könige erhaltene Gleichgewicht zwiſchen den italieniſchen und gothiſchen Elementen des Reichs konte nur von einer eben ſo kräftigen Hand behauptet werden; allein Theodorich hinterließ keinen erwachſenen Sohn, ſondern ſein achtjähriger Enkel Athalarich folgte ihm nach. Die Mutter dieſes Prinzen, Amalaſuntha, führte mit der Aufſicht über ſeine Erziehung auch zugleich die Regirung, und folgte in beiden den Rathſchlägen und Anweiſungen Caſſiodors. Ihre Vorliebe für römiſche und griechiſche Bildung verſchaffte dem italieniſchen Elemente am gothiſchen Hofe das Übergewicht; die Gothen ſahen mit Ärger und Verdruß die Regirung in den Händen eines Weibes und eines Italieners, und ihren künftigen König ſich mit Wiſſenſchaften beſchäftigen, die in ihren Augen keinen Werth hatten, während er die Übung in den Waffen vernachläſſigte. Sie benutzten eine Gelegenheit, wo der Prinz um eines kleinen Vergehens willen mit der Ruthe gezüchtigt worden war, um ihn ſeiner Mutter zu entreißen, und ihn im Umgange mit ſeinen Altersgenoſſen und in der Weiſe ſeiner Vorfahren heranwachſen zu laſſen. Von dieſem Augenblick an war das Gleichgewicht zwiſchen den gothiſchen und italieniſchen Beſtandtheilen des Reichs geſtört; Amalaſuntha ſuchte durch eine Verbindung mit dem oſtrömiſchen Hofe eine Stütze, und durch Entfernung oder Ermordung ihrer Hauptgegner eine Erneuerung ihres Anſehens, allein ſie vergrößerte dadurch die Abneigung der Gothen, und ward zuletzt ein Opfer derſelben. Kaum war nämlich ihr Sohn an den Folgen der rohern Lebensweiſe, welcher er ſich im Umgange und nach dem Beiſpiele der Gothen ergeben hatte, im Jahre 534 geſtorben, ſo ſah ſie von allen Seiten ihre Feinde ſich gegen ſie erheben. Um ſich wider dieſelben zu ſchützen, vermählte ſie ſich mit Theodorichs Neffen, Theodat, dem einzigen männlichen Sprößling, der noch von dem alten Königsgeſchlecht übrig war. Sie verpflichtete ihren Gemahl, ſich mit dem Titel und dem Scheine der königlichen Würde zu begnügen, ihr aber allein die Verwaltung zu überlaſſen; allein Theodat hatte kaum die königliche Gewalt in ſeinen Händen, ſo ließ er Amalaſuntha zuerſt gefangen ſetzen und gab ſie dann der Rache ihrer Feinde Preis. Obgleich Caſſiodor Amalaſuntha's leitender Rathgeber geweſen war, ſo war er doch ein zu unentbehrlicher Mann, als daß ihn Theodat in den Sturz der Königin verwickelt hätte. Er behielt daher auch unter Theodat und nach deſſen Ermordung unter dem folgenden Könige Vitiges die Verwaltung der innern Angelegenheiten. Es war um ſo nöthiger, einen Italiener an der Spitze der Adminiſtration zu laſſen, da der oſtrömiſche Kaiſer Juſtinian die Uneinigkeit unter den Gothen zur Widereroberung Italiens zu benutzen ſuchte, und da es darauf ankam, die Italiener in der Treue und Anhänglichkeit an die gothiſche Regirung zu erhalten. Caſſiodor ließ auch kein Mittel unverſucht, um durch Ermahnungen und Wachſamkeit alle Bewegungen und Aufſtände ſeiner Landsleute zu verhüten [7]), allein die Gothen waren nicht im Stande, den Waffen des kaiſerlichen Feldherrn Beliſarius zu widerſtehen, und Caſſiodor, der in ſeinem ganzen Leben den Mantel nach dem Winde gedreht und den jedesmaligen Machthabern gehuldigt und gedient hatte, hielt es jetzt für Zeit, die ſinkende Sache der Gothen zu verlaſſen. Nach dem mislungenen Verſuche des Königs Vitiges, Rom den Kaiſerlichen zu entreißen, begab ſich Caſſiodor im Jahre 538 nach Unteritalien in ſeine Vaterſtadt. Da er aber zu alt war, um in den verwirrten Verhältniſſen ſich eine neue politiſche Bedeutung zu erwerben, ſo zog er ſich in ein von ihm bei Scyllacium erbautes Kloſter zurück.

Mit Caſſiodors Eintrit in das Kloſter begint eine andere nicht minder nützliche und folgenreiche Seite ſeiner Thätigkeit. Er betrachtete das Kloſterleben als einen Verein wiſſenſchaftlich gebildeter Männer, und gab ſich nicht allein Mühe, ſeine Mönche zu unterrichten, ſondern hielt ſie auch an, Abſchriften nützlicher Bücher zu verfertigen. Dem abendländiſchen Kloſterleben gab Caſſiodor eine Richtung auf wiſſenſchaftliche Beſtrebungen, und er eröffnete der gelehrten Bildung in den Klöſtern eine Freiſtätte, und ſicherte den Schriften früherer Zeiten ihre Erhaltung dadurch, daß er an die Stelle von Hand- und Feldarbeiten das Bücherabſchreiben den Mönchen als eine würdige Beſchäftigung vorſchrieb. Dieſe Verbindung der Wiſſenſchaft mit dem Mönchsleben iſt unſtreitig Caſſiodors größtes Verdienſt; denn ſeinem Beiſpiele folgten bald alle übrigen Klöſter Italiens und die nach dem Muſter derſelben ſpäterhin jenſeits der Alpen geſtifteten. Für die von den übrigen Ständen verachteten und verſchmähten Wiſſenſchaften wurde auf dieſe Weiſe ein eigener Stand intereſſirt. Wie lange Caſſiodor als Vorſteher des von ihm geſtifteten Kloſters Vivarium noch gelebt habe, iſt unbekant; er erreichte aber auf jeden Fall ein ſehr hohes Alter. Von ſeiner politiſchen Thätigkeit gibt die Samlung ſeiner vermiſchten Briefe die beſte Vorſtellung. Er gab dieſelbe kurz vor ſeinem Austritte aus öffentlichen Verhältniſſen unter dem Titel Variarum libri duodecim heraus. Die fünf erſten Bücher dieſer Samlung enthalten die Briefe und Verordnungen, welche er auf Befehl des Königs Theodorich geſchrieben hat; im ſechſten und ſiebenten Buche ſind die Inſtructionen (formulae) für die verſchiedenen Ämter des oſtgothiſchen Reiches zuſammengeſtellt; das achte, neunte und zehnte Buch umfaßt die unter den Königen Athalarich, Theodat und Vitiges erlaſſenen Schreiben, und das eilfte und zwölfte die von ihm ſelbſt in ſeinem eigenen Namen ausgefertigten Briefe. Von Caſſiodors übrigen hiſtoriſchen Schriften ſind uns blos ein Auszug aus der Kirchengeſchichte des Sozomenus, Sokrates und Theodoretus

7) Variar. lib. XII. cap. 5.

(Historiae ecclesiasticae tripartitae libri duodecim) und eine kurze dem König Theodorich gewidmete Chronik von Erſchaffung der Welt bis auf Juſtinus den ältern erhalten. Unter ſeinen Lehrſchriften ſind am bedeutendſten: 1) eine Erklärung des ganzen Pſalters; 2) ein Handbuch der ſieben freien Künſte, und 3) ein Aufſatz über die Orthographie, um die Richtigkeit und Genauigkeit der Bücherabſchriften möglich zu machen [8]). (*Fr. Lorentz.*)

CASSITERIDES, *Κασσιτερίδες* (*Καττιτερίδες* bei Strabo und Ptolemäus), *Κασσιτερίδες νῆσοι*, Zinninſeln, unſtreitig nach dem griechiſchen *κασσίτερος*, Zinn, gebildet [1]), wie auch durch die Zeugniſſe des Alterthums beſtätigt wird. „Wir (Griechen) bekommen von den Kaſſiteriden-Inſeln den *κασσίτερος*" ſagt Herodot III, 115, welche Stelle überhaupt die älteſte Erwähnung jener Inſeln darbietet [2]). Das Zinn oder überhaupt das plumbum, welches ſich nach der Meinung des Alterthums auf den Kaſſiteriden-Inſeln erzeugt, brachte (nach Plinius VII. c. 56.) zuerſt von dorther Midacritus, ein Mann, der nicht weiter bekant iſt, der aber vielleicht zu dem phrygiſchen Könige Midas in einiger Beziehung ſteht. Mit Berufung auf Caſſiodor Varr. III. epist. 131. und Hygin f. 274, wo geſagt wird, daß der phrygiſche König Midas das plumbum album et nigrum zuerſt erfunden habe, möchte daher auch Harduin bei Plinius Midacritus in Midas Phrygius verändern, wenn es nur einige Codd. Mss. an die Hand gäben. Indeß behalten die Stelle bei Plinius, wo von der erſten Herbeibringung, und die Stellen bei Caſſiodor und Hygin, wo von der erſten Erfindung des plumbum die Rede iſt, auch abgeſehen von der Perſon, immer noch einige Differenz. Bochart (Canaan I. c. 39.) will für den Midacritus des Plinius haben Melicartus oder Melcarthus, d. i. der Herkules, welcher als Handelsgott die Phönicier auf ihren weſtlichen Fahrten begleitete, und Symbol ihres Handels und ihrer Schifffahrt nach dem Weſten iſt. Wie dem auch ſey, ſo viel iſt gewiß, daß die Phönicier die erſten waren, welche ſich in den Beſitz jenes Metalles zu ſetzen wußten, und, um ſich das Monopol deſſelben zu erhalten, den Weg nach den Zinngegenden vor allen andern ſorgfältig geheim hielten (Diodor V, 38. Strabo III. p. 265. [175]). Daß indeß an den Fahrten der Phönicier nach den Zinngegenden ſchon frühe Carthago, Gades und andere phöniciſche Colonien in Hiſpanien Theil genommen haben, wird Niemand bezweifeln. Ja wir können dies ſehr beſtimt behaupten, da uns Avienus in der Ora maritima die Nachricht darüber aus des Carthagers Himilco Seereiſe erhalten hat. Er ſagt: „Nach den Öſtrymniden-Gegenden handelten nach hergebrachter Weiſe die Tarteſſier (das ſind überhaupt die phöniciſchen Coloniſten in Hiſpanien, vor allen in Gades); aber auch die Coloniſten und das Volk der Carthager kreuzten zwiſchen den Säulen des Herkules und befuhren dieſe Meere, wovon der Punier Himilco, wie er es ſelbſt verſucht und erfahren habe, berichtet, daß die Fahrt in ungefähr vier Monaten gemacht werden könne [3])." Auch die Phönicier, welche bei Strabo a. a. O. den Handel von Gades aus dorthin beſchicken, ſind wol keine andern, als die Carthager und Gaditaner. Strabo erzählt nämlich: die Römer, um ſelbſt jene Handelsplätze (woher das Zinn bezogen wurde) kennen zu lernen, wären einſt einem (phöniciſchen) Schiffsherrn nachgeſegelt; doch dieſer hätte abſichtlich ſein Schiff auf eine Untieſe geworfen, und die nachfolgenden (Römer) ins Verderben mit hineingezogen; er ſelbſt hätte ſich auf einem Wrack gerettet, und von ſeinem State Erſatz für die Waren erhalten, die er für das allgemeine Intereſſe aufgeopfert hatte. Dieſe Straboniſche Erzählung weiſet deutlich genug auf die Eiferſucht zwiſchen Carthago und Rom hin, welches letztere, nachdem es auch zur See eine bedeutſame Stellung Carthago gegenüber eingenommen hatte, es nun verſuchte, ſich der Vortheile auf dem Meere zu bemächtigen, in deren alleinigem, auch durch frühere vortheilhafte Verträge (ſ. Beilagen zu Heeren Ideen vom J. 1815. Th. 2. S. 701 ff.) geſicherten Beſitze ſeither das durch Schifffahrt und Handel ſo blühend gewordene Carthago und die phöniciſchen Colonien geweſen waren. Und endlich gelang es auch, wie Strabo a. a. O. berichtet, durch wiederholte Verſuche den Römern, den Weg nach den Zinngegenden zu entdecken, und Publius Craſſus, der ſelbſt dorthin geſegelt war, konte darüber die gewünſchte Auskunft geben. Darüber weiter unten.

Nach Strabo a. a. O. und Ptolemäus II. c. 6. waren

---

8) *Magni Aurelii Cassiodori Senatoris* opera omnia. Ed. Joh. Garetius. Venet. 1729. 2 Tom. fol.

1) Bochart (Canaan I. c. 39.) iſt nicht abgeneigt, das Wort *κασσίτερος* in ſeinem Urſprunge für Phöniciſch zu halten, da die chaldäiſchen und arabiſchen Formen für Zinn ihm ähnlich lauten. So hat 4 Moſ. 31, 22. für das Hebr. בדיל (Zinn) Jonathan קסטירא kastira, der Hieroſolymitan. Interpret קיסטרא kistara, der Arabiſche קזדיר kasdir. Im Talmud tractat. Sanhedrīn ſteht קסטיטרין kastiterion. Vergl. Sprengel Geſch. von Großbritannien I. S. 6. Anm. h. Doch der Umſtand, daß jene orientaliſchen Wörter aus einer Zeit ſind, wo ſich die griechiſche Sprache über einen ſehr großen Theil der damals bekanten Welt ausgebreitet hatte, läßt vermuthen, daß ſie erſt nach dem griechiſchen *κασσίτερος* geformt ſind. 2) Eben ſo geht es hervor aus Poſeidonios (über dieſen ſ. Voss. de histor. Gr. I. c. 24.) bei Strabo III. p. 219. 220. (147), der jedoch außer den Kaſſiteriden-Inſeln auch das Gebiet der Barbaren, die oberhalb Luſitanien wohnen (dies ſind die Artabri, wie aus dem Folgenden erhellet), und Britannien als die Gegenden nent, in welchen jenes Metall ſich erzeuge. So auch Diodor V, 38., der offenbar aus Poſeidonios geſchöpft hat. S. noch Strabo III. p. 265. (175); Pompon. Mela de situ orbis III, 6. §. 2. Plinius IV. c. 22. ſagt, jene Inſeln wären von den Griechen Kaſſiteriden genant wegen ihrer Reichhaltigkeit an plumbum, welches plumbum bekantlich den *κασσίτερος*, das pl. album, unter ſich begreift. Aus Plinius ſchrieb Solinus Polyhist. c. 23. p. 32. C. Vergl. noch Schol. u. Euſtath. zu Dionyſius Periegetes v. 561 ff. Dionyſius ſelbſt ſetzt den Urſprung des Zinnes auf die Heſperiden-Inſeln; doch ſcheint er dieſe und die Kaſſiteriden für dieſelben zu halten. „Er nent ſie Heſperiden wegen ihrer weſtlichen Lage" ſagt Euſtathius a. a. O. S. auch die Schol. und Paraphraſen zu Dionyſius a. a. O.; Avienus Descr. orb. terr. 738 ff. und Priscianus Perieges. 574 ff. Öſtrymniden werden die Zinninſeln genant in Avienus Ora marit. 96. Dazu Wernsdorf; und Ukert Th. 2. S. 476. Anm. 15.

3) S. dazu Bochart Canaan I. c. 39. und Heeren Zuſätze und Umarbeitungen aus der 4. Aufg. der Ideen. 1827. Th. 2. S. 66. 67.

Digitized by Google

der Kaſſiteriden-Inſeln zehn, die eine Gruppe bildeten [4]). Plinius redet in der einen Stelle IV, 22. von mehren Inſeln, die von den Griechen Kaſſiteriden genant wären; in der andern VII, 56. ſpricht er von einer. Auch Stephanus Byz. nent nur eine Inſel κασσίτερα; über dieſe weiter unten.

Was Strabo a. a. O. und ſein Abſchreiber Euſtathius zu Dionyſ. a. a. O. mit ſo großer Beſtimtheit und Genauigkeit über die Bewohner der Kaſſiteriden-Inſeln berichten, das ſieht zwar beim erſten Anblick nicht gerade einem aufgeraffien Mährchen ähnlich, wird ſich aber in Folge dieſer Unterſuchung als eine von Seefahrern, welche aus jenen Zinngegenden zurückkamen, gebildete Sage erweiſen. Strabo ſagt: Eine von den zehn Kaſſiteriden iſt unbewohnt; auf den andern wohnen ſchwarzröckige (μελάγχλαινοι) Leute, die Chitonen gehen ihnen bis zu den Füßen herab; um die Bruſt ſind ſie gegürtet; ſie gehen mit Stöcken umher; ſie ſind den Rachegöttinnen (Furien) in der Tragödie ähnlich [5]). Sie leben von Viehzucht, größtentheils nomadiſch; von Metallen beſitzen ſie Zinn und Blei; für dieſe und für Thierhäute tauſchen ſie ſich von den Kaufleuten (Seefahreen) irdene Geſchirre, Salz und eherne Geräthſchaften ein. Publius Craſſus fand in ihnen friedfertige Leute, die ſchon in Folge ihres Wohlſtandes in dem Seeweſen einen neuen Erwerbszweig aufgeſucht hätten. Dionyſius 563. 564. läßt ſeine Heſperiden von dem wohlhabenden Volke der edlen Iberer bewohnen. Bei Avienus (Descriptio orb. terr. 738. 739.) bewohnen Äthioper dieſe Heſperiden; und in der Ora maritima 95 ff. heißt es von den oben erwähnten Öſtrymniden-Inſeln: Sie ſind bewohnt von einem zahlreichen, ſtolzen und kunſtreichen Volke, das ſich ganz dem Handel widmet, und auf ſeinen Kähnen, die nicht aus Bretern, ſondern aus Fellen verfertigt ſind, über das Meer fährt.

Schwieriger als die bisherige Darſtellung wird die Unterſuchung über die geographiſche Lage jener Kaſſiteriden-Inſeln, oder über den Platz, den ihnen die Alten auf ihren Erdtafeln angewieſen haben. Der Umſtand, daß die Phönicier und ihre Pflanzſtädte den Weg nach den Zinngegenden mit aller Sorgfalt verbargen, und daß wir bei der Frage nach jenen Zonen blos auf die Berichte von Griechen und Römern verwieſen ſind, die, wenigſtens aus früherer Zeit, uns weiter nichts mittheilen können, als was ſie von jenen kaufmänniſchen Zinnſeglern darüber erfuhren, dieſer Umſtand muß unſere Aufmerkſamkeit wenigſtens auf ein größeres, unbeſtimtes Gebiet des weſtlichen, dem höhern Alterthume ſelbſt nur durch Küſtenſchiffahrt bekanten Oceans vertheilen. Daß man indeß im Alterthume ziemlich allgemein die Kaſſiteriden in den Weſten von Europa und in die Nähe oder in die Richtung von Hiſpanien ſetzte, iſt ausgemacht, und ſelbſt aus Herodots (III, 115.) ehrlichem Geſtändniſſe ſeiner Unkunde über die äußerſten Punkte im Weſten Europas, zu welchem man auch ſchon damals die Kaſſiteriden rechnete, geht es deutlich hervor. Man kann es daher nur für einen groben Irrthum des Stephanus Byz. oder des Dionyſius, den er als Gewährsmann anführt, halten, wenn ſeine Inſel Kaſſitera mit Indien zuſammenhängen ſoll [6]). Poſeidonios bei Strabo III. p. 219. (147) ſagt nichts Näheres über die Lage der Kaſſiteriden; doch, wenn man annehmen darf, daß Diodor V, 38. aus ihm geſchöpft habe, ſo legte er ſie oberhalb der Landſchaft der Luſitaner in den (weſtlichen) Ocean, Iberien gegenüber; was auch die Aufeinanderfolge der bei Strabo a. a. O. hergezählten Zinngegenden (1. das Gebiet oberhalb Luſitanien, 2. die Kaſſiteriden-Inſeln, 3. Britannien) zu beſtätigen ſcheint. Außerhalb der Säulen des Herkules werden ſie mit Gades und den britanniſchen Inſeln geſetzt bei Strabo II. p. 191. (129). Beſtimter ſagt derſelbe p. 181. (120), und III. p. 265. (175), daß die Kaſſiteriden-Inſeln im hohen Meere eben ſo in nördlicher Richtung den Artabris und ihrem Hafen, wie die weſtlichen Theile von Britannien den äußerſten bis zum (weſtlichen) Meere fortlaufenden Spitzen des Pyrenäengebirges nördlich gegenüber liegen. Mit Strabo läßt ſich vereinigen Mela III, 6. §. 2., der die Kaſſiteriden in die Celtici ſetzt, d. h. dem Gebiete der Celtici im Meere gegenüber. Die Celtici aber wohnen bei ihm im nördlichen Hiſpanien, und auch die von Strabo erwähnten Artabri gehören zum celtiſchen Stamme, Mela III, 1. Überdies zeigt die ganze Reihenfolge und der Fortſchritt in der Aufzählung der in den hiſpaniſchen Ocean gehörigen Inſeln bei Mela III, 6., daß er ihnen ungefähr dieſelbe Lage anwies, welche wir bei Strabo und Diodor angegeben fanden [7]). Dionyſius Perieg. 561 ff. ſetzt ſeine Heſperiden-Inſeln unter das heilige Vorgebirge oder in die Gegend deſſelben (ſ. d. Schol., Paraphraſen und Euſtath. dazu). Auch bei Priſcian Perieg. 574 ff. liegen die zinnreichen Heſperiden dem heiligen Vorgebirge gegenüber; welche Avienus in der descr. orb. terr. 738. neben die atlantiſche Meerfluth legt [8]). Beſtimter heißt es in Avienus Ora marit. 93 ff.: „daß in der Bucht beim Vorgebirge Öſtrymnis, welches weſtlich von den Säulen des Herkules liegt und nach Süden vorſpringt, die Öſtrymniden-Inſeln weit verbreitet liegen; daß man von dort in zwei Tagen nach der heiligen Inſel, bewohnt von dem Volke der Hiberner fahre, in deren Nähe die Inſel der Albionen ſey." Daß bei der weiten Ausdehnung des atlantiſchen Meeres beide Stellen des Avienus ſowol unter ſich, als auch mit den angeführten Stellen des Dionyſius und Priſcian leicht vereinigt werden können, liegt am Tage; ſo wie auch aus der Vergleichung dieſer ſämtlichen Citate hervorgeht, daß die erwähnten Öſtrymniden und Heſperiden dieſelben, nämlich

4) Vergl. Schol. zu Dionyſius Perieg. 561.; auch Euſtathius dazu, der aus Strabo geſchöpft hat. 5) Ich leſe mit Euſtathius a. a. O. und Caſaub. zum Strabo a. a. O. ὅμοιοι ταῖς τραγικαῖς Ποιναῖς. Die gewöhnliche Leſeart ὅμοιοι ταῖς τράγοις ταῖς ὑπήναις, um Naſe und Mund herum Böcken ähnlich (wegen der langen Bärte), vertheidigt Raphael Fabrett. de Columna Trajani. c. 1. p. 19 ff.

6) Ortelius zu ſeinen Tafeln der alten Geographie unter Britannicae insulae. S. jedoch *Bernhardy* Annotat. ad Dionys. Perieg. 10. 7) S. zu Mela die not. exeget. von Tzſchucke, Salmaſ. zum Solin. p. 197. und Cluver. Germania ant. 1, 2. p. 19. 8) Über den weiten Begriff und die Ausdehnung des atlantiſchen Meeres ſ. *Bernhardy* Annotat. ad Dionys. Perieg. 30.

Digitized by Google

die ſogenanten Kaſſiteriden ſind, da auch bei keiner dieſer Stellen die Erwähnung des Zinnes, als des Hauptkennzeichens fehlt [9]). Unter eben dieſem Geſichtspunkte iſt aufzufaſſen Plinius N. H. 34, 16., wo es heißt, daß nach der Fabel das Zinn von Inſeln des atlantiſchen Meeres geholt werde. Wenn man aber bei Plinius 4, 22. lieſ't, die Kaſſiteriden lägen Celtiberien gegenüber (einem Gebiete Hiſpaniens, das mitten im Feſtlande liegt), ſo muß man entweder unter dem hier gemeinten Celtiberien das ganze Hiſpanien, wie es mehrmals vorkomt, und zwar daſſelbe vornehmlich in ſeiner Ausdehnung nach dem Weſten verſtehen [10]), oder man muß das Celtiberiae bei Plinius für Corruptel halten. Pintianus will dafür Celticorum Neriarum leſen, was ſehr gut paßt, da bei Plinius gleich darauf das Vorgebirge der Arrotrebä, welche mit den Artabris ein und dieſelben ſind, erwähnt wird (ſ. Salmaſius zum Solin. S. 197). Claudius Ptolemäus II, 6. ſetzt die Kaſſiteriden in den weſtlichen Ocean; ihre Mitte hat nach ihm die Grade δ με γ (4° d. L. 45° d. B.). Somit würden wir die Kaſſiteriden des Ptolemäus ungefähr eben da ſuchen müſſen, wo wir ſie bei Strabo und Diodor gefunden haben [11]).

In ſpäterer Zeit hat man ſich viele Mühe gegeben, die Kaſſiteriden der Alten auch auf der neuern Weltkarte aufzufinden [12]). Doch iſt keiner dieſer Verſuche glücklich zu nennen. Mehre bedeutende Stimmen haben ſich für die Anſicht erhoben, daß die britanniſchen Inſeln (Albion und Hibernia) die eigentlichen Zinnländer des Alterthums ſeyen, und daß man ſich unter ihnen die Kaſſiteriden zu denken habe. So Bochart a. a. O., Ortel a. a. O. und Cluver. German. ant. I, 2. p. 19. Für die Meinung, daß die britanniſchen Inſeln die Kaſſiteriden der Alten ſeyen, ſpricht, daß auch bei Diodor V, 38. und Strabo III. p. 220. (147) Britannien unter den Zinnländern der Alten genant wird. Eine große Menge Zinn, heißt es bei Diodor, komt auch von der britanniſchen Inſel in das gegenüber liegende Gallien; die Kaufleute ſchaffen es auf Pferden durch das Feſtland der Celten zu den Maſſilienſern und in die Stadt Narbo. Vergl. auch Diodor V, 22. Polybius III, 57, 3.; und Caesar de bello Gall. V, 12., nach welcher Stelle ſich das Zinn im Mittellande von Britannien erzeugt. Ferner ſpricht für dieſe Meinung, daß Britannien noch heut zu Tage ſehr wichtige Zinngruben beſitzt, welches Metall vorzüglich die ſüdweſtliche Halbinſel Englands, Cornwallis, in reicher Fülle hervorbringt. Auch iſt es wol kaum zu bezweifeln, daß der kühne phöniciſche Seefahrer, der ſich nach Heerens ſehr wahrſcheinlicher Annahme (Ideen, Hiſtor. Werke 1824. Th. 11. S. 71), um den Bernſtein zu holen, bis nach der Oſtſee und den preußiſchen Küſten wagte, ſeiner Küſtenſchifffahrt ungeachtet auch bis Britannien vordrang. Dagegen aber iſt, daß bei Diodor und Strabo a. d. a. OO., ferner bei Strabo II. p. 181. (120) und p. 191. (129), bei Dionyſius 565 ff. (ſ. dazu d. Schol., Paraphraſen und Euſtath.) auch bei Avienus descr. orb. terr. 745 ff. Ora 112 und bei Priſcian 577 ff. die britanniſchen Inſeln von jenen zinnerzeugenden Eilanden deutlich unterſchieden werden. Vergl. auch die angeführten Stellen des Plinius mit N. H. IV. c. 16 u. a. OO. Auch muß, ſobald man dieſe Anſicht durch Berichte des Alterthums zu erhärten verſucht, dagegen bemerkt werden, daß bei Strabo III. p. 265. (175) von zehn Kaſſiteriden die Rede iſt; daß derſelbe nirgends, außer da, wo er aus Poſeidonios ſchöpfte III. p. 220. (147), ſelbſt in ſeiner Beſchreibung von Britannien nicht, das Zinn unter den Producten Britanniens mit aufzählt, ſ. IV. p. 305. (199); daß auch Plinius nur das daſelbſt gefundene plumbum nigrum erwähnt, N. H. XXXIV. c. 17., dagegen im vorhergehenden 16. Capitel bemerkt, zu ſeiner Zeit wiſſe man beſtimt, daß das Zinn in Luſitanien und in der (benachbarten) Gallácia ſich erzeuge.

Die meiſten haben nun nach Camden in den Sorlingiſchen oder Scilly-Inſeln im S. W. bei Cornwallis die Kaſſiteriden der Alten finden wollen. Es ſey dies eine Gruppe von ungefähr 145 (nach Andern 140) Inſelchen, zum großen Theile nur aus hervorragenden Felſen und Klippen beſtehend, von denen die zehn größeren das vorzüglichſte Kennzeichen, Zinn und Blei, hätten. Dieſe Meinung nimt Mannert (Geogr. d. Gr. u. Röm. I. S. 445 ff. 1799.) nicht nur an, ſondern glaubt ſie auch aus dem Strabontiſchen oder Eratoſtheniſchen Begriff von der Figur der Länder als die einzig richtige erweiſen zu können. Dieſe Inſeln, die Kaſſiteriden des frühern Alterthums, vergaß man aber nach Mannerts Meinung ganz, da der Zinnhandel ſeinen Gang aus Britannien durch Gallien nach Maſſilia zu Lande nahm (Diodor V, 22. 38. Strabo III. p. 220. [147]). Auch Heeren (Ideen Th. 2. Abth. 1. 3. Aufl. 1815. S. 178) ſtimt darin bei, daß die Kaſſiteriden der Alten keine andern als die Sorlingiſchen Inſeln ſeyn können, meint aber doch (Zuſätze und Umarbeitungen aus der 4. Ausg. der Ideen, Th. 2. S. 66), daß, obgleich dieſe Inſeln das Ziel geweſen wären, der dortige Zinnverkehr auch das nahe Hibernien und Albion umfaßt habe, welche Inſeln von den Bewohnern der Kaſſiteriden mit ihren Kähnen befahren wurden. Auch findet er es aus der Bemerkung des Diodor V, 22. (fälſchlich ſchreibt Heeren des Strabo), daß auf den britanniſchen Küſten (Diodor nent blos das Vorgebirge Belerion) die einheimiſchen Völkerſchaften im hohen Grade gaſtfreundſchaftlich wären und durch den Verkehr mit (fremden) Kaufleuten mildere Sitten angenommen hätten, wahrſcheinlich, daß auch Phönicier und Carthager bis dahin kamen und Niederlaſſungen an dieſen Küſten hatten. (Vergl. zu Diodor a. a. O. Caesar de bell. Gall. V, 14.)

Gegen die Annahme der Sorlingiſchen Inſeln erklärt ſich Nonius (Hispania c. 93.), bei dem die große Anzahl der Sorlingen Bedenken erregt, wiewol er zugibt, daß das übrige auf ſie paſſe. Doch wenn wir Camden u. A. glauben dürfen, daß unter dieſen Inſeln vornehmlich die zehn größern viel Zinn und Blei enthalten, ſo

9) V. Dionyſius ſ. v. 563., b. Priſcian 575., b. Avienus descr. 742. 743. Ora 108. 10) Vergl. hiezu Diodor V, 38., wo die Kaſſiteriden eben ſo allgemein Iberien gegenüber geſetzt werden; nur daß bei Diodor durch die Angabe, „oberhalb Luſitanien u. ſ. w.“ noch eine nähere Beſtimmung hinzutritt. 11) Vergl. Agathodämons zweite Karte von Europa zum Ptolemäus, nach dem Abriß des Mercator; und Mercators Adnotat. dazu, p. 11 ed. Bert. 12) Die vornehmſten Anſichten der Neuern ſehe man bei Tzſchucke zu Mela III, 6. §. 2. not. exeget.

wäre dieſer Anſtoß beſeitigt. Auch die Lage der heutigen Sorlingen ſcheint ſich einigen Berichten der Alten über die Lage ihrer Kaſſiteriden anzuſchließen. (S. oben vornehmlich Strabo II. p. 181. [120]). Doch bleibt die Sache noch zweifelhaft genug, da der plötzliche Überſprung von den Kaſſiteriden des Alterthums auf die Sorlingen der neuern Zeit ohne weitere Nachweiſung und Vermittelung immer als gewagt erſcheinen muß. Überdies ſagt Heeren (Ideen a. a. O.): „Ob auf den Sorlingiſchen Inſeln noch gegenwärtig Zinn gefunden wird, iſt mir nicht bekant." Wir haben es gleichfalls nicht unterſucht; aber wundern dürfen wir uns doch, wie ein ſo gründlicher Forſcher bei der bewußten Möglichkeit, daß dieſes Hauptkennzeichen fehle, und ohne ſich auf eine nähere Erörterung einzulaſſen, die heutigen Sorlingen ſo zuverſichtlich als die Kaſſiteriden des Alterthums herſtellen konte. Nonius aber meint a. a. O., daß die Sorlingen ehemals vielmehr die von Solinus Polyhist. c. 22. erwähnte Inſel Silura geweſen wären, deren Bewohner von Tacitus im Agricola 11. Silures genant würden. Doch die von Tacitus mehrmals erwähnten Siluren ſind ein Volk an der Küſte Britanniens. (Vergl. Plinius N. H. IV. c. 16. (30) und dazu Harduin). Dieſer Irrthum wird dem Nonius nachgewieſen von Tzſchucke zum Mela a. a. O., bei dem auch das Übrige nachzuſehen iſt. Nonius bekent übrigens, daß er nicht wiſſe, was für Inſeln die Kaſſiteriden heut zu Tage ſeyen; oder wenigſtens ſind ſie nach ihm nicht fern von Flavium Brigantium, j. Corunna in Galizien, zu ſuchen, und die vornehmſte iſt jetzt Cizariga. Bayer (de Venedis et Eridano, Opusc. p. 524.) ſcheint die Kaſſiteriden in das baltiſche Meer zurückzudrängen; ſomit würden ſie in der Nähe der Bernſteinküſten zu ſuchen ſeyn. Doch einer ſolchen Annahme verſagt das Alterthum ſeine Zuſtimmung ganz. Uphagen endlich (parerg. histor. p. 169.) will die alten Kaſſiteriden weder auf Britannien, das man vielleicht ſpäter dafür genommen, noch auf ſpaniſche Inſeln übertragen, ſondern meint, die alten Kaſſiteriden wären nicht mehr vorhanden, ſie wären untergegangen. Darauf läßt ſich freilich gar Nichts erwiedern.

Meinen eigenen Unterſuchungen zufolge kann ich die Kaſſiteriden im Sinne der Alten, wonach ſie als eine beſtimte Anzahl beſonderer, nahe bei einander gelegener, und durch die frühſte Production des Zinnes ausgezeichneter und nach dieſem Metalle genanter Inſeln erſcheinen, nur für eine Fiction halten, erſonnen für das Intereſſe des Handels von den phöniciſchen Kaufleuten, abſichtlich beibehalten und fortgepflanzt für daſſelbe Intereſſe von den Carthagern und andern phöniciſchen Coloniſten, angenommen und geglaubt von den Griechen und Römern. Ich gehe von dem unbeſtimten und allgemeinern Namen Zinninſeln aus, um dieſe Anſicht zu erhärten. Wir haben ſchon oben geſehen, wie viel den Phöniciern und ihren Colonien daran lag, ſich das Monopol des Zinnhandels zu erhalten, und wie ſie den Weg nach den Zinngegenden vor allen ſorgfältig geheim hielten; ein kaufmänniſches Princip, welches die Engländer, Holländer und andere ſeegeübte und handeltreibende Nationen bis auf die neueſten Zeiten feſtgehalten haben. Auch konten wir aus Herodot und Strabo erſehen, daß den Phöniciern dieſes lange Zeit gelang. Aber ſie wollten dieſes Metall wieder an andere Völker, an Griechen, Römer u. ſ. f. verhandeln. Wol konten ſie beim Verkaufe deſſelben die ſo nahe liegende Frage der Käufer nicht abweiſen: woher ſie denn das Zinn holten. Da aber ihr Intereſſe erheiſchte, die Fragenden über die eigentlichen Zinnländer und den Weg dahin im Dunkel zu laſſen, ſo antworteten ſie: Von den Zinninſeln. Mit dieſer allgemeinen und unbeſtimten Antwort war nun der Fragende ungefähr auf dieſelbe Weiſe berichtet und der Wahrheit eben ſo nahe gebracht, als der, welcher heut zu Tage in ſeiner Unkunde nach den Gegenden frägt, woher der Zucker komme, und die Antwort erhält: Von den Zuckerinſeln. Wie von ſelbſt drängt ſich hiebei aus Herodot III, 115. die Bemerkung auf, daß die Phönicier beim Abſatze des Bernſteins ſich auf ganz ähnliche Weiſe benahmen. Sie nanten, wenn ſie um die Bernſteingegenden befragt wurden, den nirgends zu findenden Fluß Eridanos, deſſen Namen zwar Herodot a. a. O. für helleniſch erklärt, der aber doch wol erſt griechiſche Überſetzung iſt. Und ſicherlich verhält ſich's eben ſo mit den berühmten Heſperiden-Gärten, aus welchen Herakles, d. i. Melkarth, der als Gott der Schiffſahrt und des Handels die Phönicier auf ihren weſtlichen Fahrten begleitete, die goldnen Äpfel (Gold) holte. Auch dieſe Heſperiden-Gärten, deren Name blos auf den unbeſtimten, weiten Weſten deutet, hat man bald hier bald da, doch überall vergeblich geſucht. Vergl. unten Anm. 14.

Es konte jedoch in der Folge den Griechen nicht unbekant bleiben, daß das Coloniensyſtem der Phönicier und ihr Seehandel ſeine vorzüglichſte Richtung von Oſten nach Weſten nahm, und daß die Küſten des gold- und ſilberreichen Iberiens ihnen ganz vorzüglich willkommene Stapelplätze und Niederlaſſungen dargeboten hatten, daß auch kühne phöniciſche Segler die Säulen des Herkules hindurch geſteuert waren. Das Mittelmeer war ſeit den Kämpfen mit den Perſern und dem peloponneſiſchen Kriege den Griechen ſelbſt bekanter geworden; auf dieſem Meere waren die Kaſſiteriden nicht zu finden; wo anders alſo konten dieſe Inſeln liegen, als jenſeit der Säulen des Herkules, im Weſten von Europa, etwas nördlich von Iberien, wie bei Strabo u. A., oder auch ſüdlicher, wie bei Dionyſius und Avienus? — Endlich kamen die puniſchen Kriege, die mit Carthagos gänzlicher Vernichtung endeten. Rom ging aus ihnen nicht nur als Siegerin zu Lande, ſondern auch als Herrſcherin auf dem Meere hervor. Kein Wunder, wenn es nun der Römer verſuchte, auf dem frei gewordenen Elemente die Vortheile zu ernten, die ſonſt das durch den Verkehr zur See zu Reichthum und Macht erhobene Carthago genoſſen hatte. Und der Römer Publius Craſſus — welchen ſonſt unbekanten Mann wir doch unmöglich höher hinaufſetzen können, als in die Zeit nach den puniſchen Kriegen — fuhr, nach Strabo, ſelbſt nach den Kaſſiteriden und gab darüber die gewünſchte Auskunft. Doch dieſer Publius Craſſus hat ſich betrogen, und hat dieſe Eilande niemals zu ſehen bekommen.

Digitized by Google

Er durchfuhr die Säulen des Herkules, kam auf Inſeln, vielleicht auch nur an eine Küſte von Hiſpanien [13]), die er, weil er nicht weiter landeinwärts ging, für eine Inſel hielt; fand daſelbſt Zinn, und glaubte nun auf den ſogenanten Kaſſiteriden zu ſeyn, ſo wenig auch die friedfertigen, wohlhabenden, dem Seeweſen ergebenen Bewohner dem von Strabo in der nämlichen Stelle nach frühern Berichten geſchilderten Kaſſiteridenvolke ähnlich waren. Daß es aber die ſogenanten Kaſſiteriden, die nach der gangbaren Vorſtellung alle Länder an Reichthum des Zinnes übertrafen, nicht waren, ſieht man daraus, daß die Römer, ſo viel wir wiſſen, die Entdeckung des Publius Craſſus, die er ſo ehrlich mittheilte, nicht weiter benutzten, ſondern ihr Zinn nach wie vor aus Hiſpanien, ſpäter auch aus Britannien bezogen (vergl. Diodor V, 38 und 22. Strabo III. p. 219. 220. (147). Plinius N. H. XXXIV. c. 16.); wie auch daraus, daß ſelbſt nach dieſer Entdeckung Schriftſteller, wie Strabo und Dionyſius, die beide Zeitgenoſſen waren, ſpäter auch Avienus u. A. über die Lage der Kaſſiteriden verſchiedener Meinung ſeyn konten.

Wenn wir auf dieſe Weiſe die Kaſſiteriden-Inſeln als eine reine Fiction der Phönicier betrachten mußten, die, ſo leer ſie auch war, nicht nur von Griechen und Römern, ſondern auch bis auf die neueſten Zeiten unangetaſtet geblieben iſt, ſo können wir doch fragen, woher denn nun eigentlich die Phönicier und ihre Colonien das Zinn geholt haben. So verwandelt ſich die getäuſchte Frage nach den Zinninſeln in die weit ſicherere nach den Zinngegenden oder Zinnländern des Alterthums. Und hier weiſet uns Alles zunächſt auf Hiſpanien und ſeine Küſten hin, auf das Land, wo die Phönicier auch ihre reichen Gold- und Silbergruben hatten [14]), wo im Nord-Weſten von Luſitanien bei den Artabris die Erde von Zinn erblüht (Poſeidonios bei Strabo III. p. 220. [147]); wo nach Plinius N. H. XXXIV. c. 16. die Gebiete von Luſitanien und Galläcia das nach der Fabel von Inſeln des atlantiſchen Meeres geholte Zinn wirklich hervorbringen; wo ſüdlicher der Bätisfluß daſſelbe Metall in großer Menge mit ſich führt ((ſ. Salmaſ. zum Solin. p. 202. b.), wo es endlich nach Diodor V, 38. an vielen Orten ausgegraben wird. Daher auch bei Ariſtoteles de mirab. auscult. c. 51. ausdrücklich ὁ κασσίτερος ὁ Κελτικός, das bei den Celticis in Hiſpanien gefundene Zinn. Auch iſt es nicht zu überſehen, daß Dionyſius ſeine Heſperiden von den wohlhabenden Iberern bewohnen läßt; ſ. oben. Hiſpanien iſt alſo das frühſte und wichtigſte Zinnland der Phönicier und des Alterthums überhaupt.

Aber wer wollte es unwahrſcheinlich finden, daß der kühne phöniciſche Segler ſpäter auch über die weſtlichen Küſten von Hiſpanien weiter nach dem Norden hinausſegelte und ſogar die Überfahrt nach dem zinnreichen Britannien wagte? Daß er auf dieſem Wege die näher und ferner gelegenen kleinern Inſeln mit befuhr und unterſuchte? Britannien (vergl. die oben angeführten Stellen) und wol auch einige kleinere Inſeln wurden ihm die zweite Zinngrube nächſt Hiſpanien. Aber dieſe kleinern Inſeln, unter denen man, weil es nun einmal Inſeln ſeyn ſollten, ſpäter die Kaſſiteriden, bald hier bald dort aber immer vergeblich, herausſuchte, waren gewiß nicht ſein letztes und am meiſten befriedigendes Ziel. Hiſpanien gewährte noch immer und nächſt ihm Britannien die reichſte Ausbeute an Zinn.

Kaum wird noch jemand fragen, warum man die Kaſſiteriden zu Inſeln machte, da doch das Feſtland von Hiſpanien die frühſten und wichtigſten Zinngruben darbot. Es lag, wie ſchon mehrmals bemerkt, in dem Handelsſyſteme der Phönicier, andere Völker und ſo auch die Griechen über die wahren Zinngegenden in Dunkel und Ungewißheit zu laſſen. Inſeln mußten es ſeyn, und zwar Inſeln auf dem hohen Meere (πελάγιαι), damit es keinem Andern einfiele, den Weg dahin, etwa zu Lande, zu verſuchen; Inſeln, welche die Aufmerkſamkeit anderer Völker von dem eigentlichen Zinnlande, Hiſpanien, ablenkten, Inſeln, bewohnt von abſonderlichen, ungewöhnlichen, Furien ähnlichen Menſchen, denen man zu nahen Bedenken trug; Inſeln, die alle andere, eben weil ſie nicht vorhanden waren, vergebens ſuchen ſollten und als Inſeln auch vergebens geſucht haben. Aber in dem Seeberichte eines Carthagers, des Himilco, wenn anders die Nachricht bei Avienus zuverläſſig iſt, waren die zinnreichen Öſtrymniden nicht als Inſeln, ſondern als Gegenden, termini, aufgeführt.

Aber warum gerade zehn ſolcher Inſeln? Ich will nicht erwähnen, daß Plinius in der einen Stelle nur von einer, in der andern unbeſtimt von mehren, daß auch Herodot und Poſeidonios nur allgemein von Kaſſiteriden-Inſeln ſprechen. Hatte der Phönicier einmal auf die erſte Frage „woher das Zinn" ſo und nicht anders geantwortet, ſo konte er die Antwort auf die zweite Frage nach der Anzahl jener Inſeln nicht füglich ablehnen. Eine beſtimte Zahl mußte alſo geſagt werden, aber auf keinen Fall eine ſolche, mit deren Hilfe die Neugier ſich ſelbſt weitere Aufklärung hätte verſchaffen können. Ob und warum man nun gerade ſagte zehn, das weiß ich nicht; aber es lohnt auch nicht der Mühe, es tiefer zu unterſuchen.

Will man alſo mit dem anfangs blos fingirten Namen Kaſſiteriden einen Begriff verbinden, der nicht aller Realität ermangelt, ſo hat man darunter allgemein Zinngegenden oder Zinnländer zu verſtehen, aus welchen die Phönicier und ihre Colonien dies Metall holten; vor allen Hiſpanien, ſodann Britannien, und vielleicht auch einige auf dem Zwiſchenwege dieſer Länder gelegene Inſeln. (*A. Vogel.*)

CASSIUS. 1) Andreas, ein Arzt, aus Schleswig gebürtig. Nachdem er in Leipzig ſtudirt, und in Gröningen, nach Vertheidigung ſeiner damals berühmt ge-

13) Das Letztere wird um ſo wahrſcheinlicher, da Strabo ſagt, Publius Craſſus habe gefunden, daß dort die Metalle nicht tief aus der Erde hervorgegraben würden; ſehr ähnlich dem, was Plinius H. N. XXXIV. c. 16. über das Zinn in Luſitanien und Galläcien berichtet: gigni summa tellure arenosa. Vergl. auch Strabo III. p. 219. (147). Diodor V, 38. 14) In dem Goldlande Hiſpanien, welches auch Heſperien hieß, ſind gewiß auch die oben erwähnten Gärten der Heſperiden mit ihren goldnen Früchten zu ſuchen.

Digitized by Google

wordenen Diſſ.: de triumviratu intestinali cum suis effervescentiis 1668 promovirt hatte, trieb er in Hamburg eine glückliche Praxis. Er machte ſich bekant durch Erfindung einer zu ſeiner Zeit als Mittel gegen die Peſt berühmt gewordenen Bezoareſſenz, und eines nach ihm genanten, eine ſchöne Purpurfarbe liefernden Goldpräcipitats, wovon er Nachricht gegeben hat in ſeiner Schrift de extremo illo et perfectissimo naturae opificio, de principe terrenarum sidere, Auro, de admiranda ejus natura, generatione, effectibus atque ad operationes habitudine (Hamb. 1685). Sein Todesjahr iſt unbekant. — Moller in der Cimbria litteraria, welchem Jöcher folgt, macht aus dieſem Andreas zwei Perſonen, Vater und Sohn; der erſte ſoll, nachdem er 1632 zu Leiden promovirt, zu Hamburg Praxis getrieben haben und der Erfinder der Bezoareſſenz geweſen ſeyn; der Sohn aber, nachdem er in Gröningen promovirt, in Lübeck praktiſcher Arzt und der Schriftſteller über das Gold geweſen ſeyn.

2) Chriſtian, des Andreas Bruder, war Canzler und geheimer Rath des Biſchofs von Lübeck, für welchen er mehre diplomatiſche Geſchäfte beſorgte. Er war ein Freund von Hugo Grotius, und hat mehre der Zeit angehörige Schriften herausgegeben. Er ſtarb im J. 1676. (*H.*)

CASSUBEN, ein Volk in Hinter-Pommern. Seinen Namen hat es nach dem polniſchen Chroniſten Boguphal, der 1253 ſtarb, von ſeiner Kleidung, die lang, weit und in weite Falten gelegt war [1]). Eine Ableitung, die dadurch beſtätigt wird, daß noch jetzt in Pommerellen Röcke von groben wollenen Zeuge Caſſuben genant werden [2]). Sie hatten ehedem alles das Land inne, was die polniſchen Herzöge den Pommern vor ihrer Bekehrung abgenommen, entvölkert und mit ihren Unterthanen beſetzt hatten, nämlich Hinterpommern und die polniſchen Palatinate nördlich der Warte [3]). Dieſes wird dadurch beſtätigt, daß ihre Sprache mit der polniſchen verwandt iſt, ſich zu derſelben, wie das Plattteutſche zu dem Hochteutſchen verhält, und ſie das Polniſche, in welchem ihnen gepredigt wird, wohl verſtehen. Die pommerſchen Fürſten betrachteten ſie ſchon im 13ten Jahrhunderte als ein beſonderes Volk, und ſchrieb ſich daher der Herzog Bogislav 1291 Dux Slavorum et Cassubie [4]). Unter dem Herzogthum Caſſuben verſtand man das Land an der Perſante und weiter nach Morgen hin. Colberg war ſeine Hauptſtadt. Jetzt haben ſich aber die Caſſuben hier verloren, und finden ſich nur noch in den Herrſchaften Lauenburg und Bütow, an der weſtpreußiſchen Grenze am Seeſtrande und an der Leba. Dieſe letztern weichen von den Teutſchen und Wenden durch ihre Kleidung ab. Sie kleiden ſich nur in ſchwarze oder weiße Leinwand und wollene Zeuge. Die Weiber tragen enge Röcke mit vielen kleinen Falten, und die Männer kurze wollene Wamſe oder Kabatten. Und wie ſie ehedem von den weiten faltigen Kleidern wahrſcheinlich ſpottweiſe Caſſuben genant wurden, ſo nent man ſie jetzt von ihren engen Kleidern Kabatten. Gegen die Teutſchen ſind ſie mistrauiſch, heimtückiſch und betrügeriſch. Ihr Haß gegen dieſelben geht ſo weit, daß ſie keine Verehelichung oder andere Vermiſchung mit ihnen dulden. Geſchähe es, ſo würde der vermeinte Schimpf mit Blut abgewaſchen werden müſſen. Außer dem, daß alle unterjochte Völker, ſo lange ſie nicht die Sprache der Sieger annehmen, und damit das Zeichen des verſchiedenen Urſprungs und der erlittenen Unterjochung verlieren, das herrſchende Volk haſſen, ſollen auch bei der Bekehrung der Pommern die hartnäckigſten Heiden zu den Stammvätern der Caſſuben geflohen ſeyn, und ſo den Grund zu dem unauslöſchlichen Haß gegen die Teutſchen gelegt haben. Auch jetzt noch ſollen ſie verſchiedenen heidniſchen Gebräuchen anhangen, ihre Gewohnheiten äußerſt geheim halten, und ihre Geiſtlichen, die ſie Pommerenken nennen, bei ihren kirchlichen Feierlichkeiten nicht länger dulden, als es die Geſetze verlangen. Da es in verſchiedenen Gegenden an caſſubiſchen Mädchen fehlt, und die caſſubiſchen Männer kein Weib, das nicht von ihrem Volke iſt, nehmen dürfen, ſo nimt die Zahl der Caſſuben ab, und die der teutſchen Bauern zu [5]). (*Worbs.*)

CASTAÑEDA, wildes Thal der ſpaniſchen Provinz Valladolid, mit dem Titel einer Grafſchaft; im Weſten von der Sierra Segundera und Galizien, ſüdlich von Sanabria, öſtlich von Carvajal, nördlich von Cabrera begrenzt, kündigt ſchon durch ſeinen Namen ſeine natürliche Beſchaffenheit an. Nichts gedeiht in dieſen Gebirgen, als Kaſtanien, die hier die einzige Brodfrucht ausmachen. Caſtañeda wurde im Mittelalter von mächtigen Baronen beherrſcht, die ihr Erbbegräbniß in der Abtei zu Aguilar del Campo hatten. Um das J. 1290 machte ſich vornehmlich Pedro Diaz de Caſtañeda durch eine ſchwere Fehde mit Johann Nuñez de Lara bekant. König Heinrich II. gab die Grafſchaft Caſtañeda und Aguilar del Campo, an der Piſuerga, ſeinem Bruder, dem Tello, Herrn von Biscaya, der ſie durch Teſtament vom J. 1370 ſeiner, an Johann Hurtado de Mendoza, Herrn von Mendibil, verheiratheten, natürlichen Tochter, Maria, hinterließ. Heinrich II., der ſo bedeutende Herrſchaften nicht in den Händen eines Unterthanen ſehen wollte, nahm ſie 1371 zurück, und gab ſie dem älteſten Sohne des Don Tello, dem Don Juan. Dieſer fiel bei Alimbarotta; ſeine Erbtochter Aldonza wurde des Garcias Hernandez Manrique Gemahlin, der mit ihrer Hand zugleich den Beſitz von Aguilar erlangte. Caſtañeda ſchenkte ihm König Jo-

1) *Sommersberg* Script. rer. siles. II. 19. Est quaedam gens Slavorum quae *Cassubite* dicuntur et hy a longitudine et latitudine vestium, quas plicare ipsos propter earum latitudinem et longitudinem oportebat, sunt appellati. Nam *Huba* in Slavonico plica seu ruga vestium dicitur. Unde *Cass Hubi*, plica ruga interpretatur. 2) Arndt liefländiſche Chronik I. S. 13. 3) Parerga historica. 1782. p. 551. 4) *Gerken* cod. diplom. brand. VII. p. 110.

5) Büſching wöchentliche Nachrichten ꝛc. VII. Jahrg. 1779. S. 181. 189. u. 197. Gebhardi Geſchichte aller wendiſch-ſlaviſchen Staaten. II. Band. S. 39. Nach öffentlichen Nachrichten iſt der evangeliſche Prediger Mrongovius in Danzig, Verfaſſer eines teutſch-polniſchen Wörterbuchs, von dem Canzler des ruſſiſchen Reichs, Romanzow, eingeladen worden, auf ſeine Koſten die Gegend der alten Kaſchuben zu bereiſen, und ein Wörterbuch ihrer erlöſchenden Sprache, ſo wie die ſich von Munde zu Munde verpflanzten Überlieferungen dieſer Pommern ſorgfältig zu ſammeln.

Digitized by Google

hann II., hiezu vornehmlich durch des Infanten Heinrich ungeſtüme Bitten veranlaßt; Garcias nahm aber davon, als von einem Erbgute, Beſitz, und zugleich den Titel eines Grafen von Caſtañeda an. Der König, der unterdeſſen mit dem Infanten zerfallen war, nahm dieſes ſehr übel auf, zumal nachdem Manrique den Boten, der ihn abmahnen ſollte, mishandeln laſſen, ſtatt zu geborchen; und Diego Perez de Sarmiento erhielt den Befehl, mit 1000 Lanzen gegen den Rebellen auszuziehen. Der Stat von Caſtañeda wurde ohne Mühe eingenommen (1421), und alle Anhänger des Manrique, inſonderheit diejenigen, die ihm bei der Beſitznahme behilflich geweſen, mußten ſchwer, zum Theil mit dem Leben büßen. Garcias ſelbſt, der ſich im folgenden J. 1422 ſamt dem Infanten bei Hofe geſtellt, in der Hoffnung, Gnade zu finden, wurde mit ſeinem Beſchützer verhaftet, und ſein Eigenthum eingezogen. Doch erhielt er nach 6 Jahren, 1428, Freiheit, Güter und Würden zurück, und 1429 ſchenkte ihm der König, nachdem Peter von Velaſco für ſeine Anſprüche durch ein jährliches Einkommen von 60,000 Maravedis befriedigt worden, die Grafſchaft Caſtañeda zu Eigenthum. Garcias ſtarb 1436. Sein Sohn Johann, 2ter Graf von Caſtañeda, Herr von Aguilar, führte 1442 mit Ynigo Lopez de Mendoza, Herrn von Yta und la Vega, eine ſchwere Fehde wegen des Eigenthums von Liebana und Pernia, erwarb für ſich und ſeine Nachkommen das Amt eines Großkanzlers von Caſtilien, und hinterließ jedem ſeiner beiden Söhne ein Majorat. Der älteſte, Garcias Fernandez, beſaß Caſtañeda, Aguilar, Cartes ꝛc., wurde noch bei ſeines Vaters Lebzeiten zum Markgrafen von Aguilar ernant, und ſtarb 1506. Deſſen Sohn, Ludwig, wurde von Karl V. in der großen, 1520 zu Aachen vorgenommenen Reduction der Granden ausdrücklich in der Grandeza beſtätigt. Der letzte Mann der ganzen Linie, Bernhard II., 7ter Markgraf von Aguilar, 10ter Graf von Caſtañeda und Buelna, Großkanzler von Caſtilien, ſtarb im Knabenalter den 31. Oct. 1662, und das Majorat fiel hiedurch an Don Bernhard de Silva Manrique, 2ten Markgrafen von la Eliſeda, deſſen Mutter, Antonia Manrique, des 5ten Markgrafen von Aguilar Tochter, und Bernhards II. Tante geweſen. Bernhards de Silva Sohn, auch Bernhard genant, 3ter Markgraf von Eliſeda, 9ter von Aguilar, ſtarb 1675 kinderlos, und es beerbte ihn ſeine an Peter de la Cueva, 3ten Markgrafen von Flores Davila verheirathete Schweſter, Franciſca de Silva. Ihr Sohn, Anton Ferdinand Manrique de la Cueva, Silva y Zuniga, 14ter Graf von Caſtañeda, 4ter Markgraf von Flores Davila, 11ter von Aguilar, 5ter von la Eliſeda, Graf von Buelna, Herr von Caſtillejo, Villa Rubia, Cisla, Aldequela, Toranço, Jaũa ꝛc., ſtarb 1709 ohne Kinder; Caſtañeda und Aguilar fielen hiedurch an die Herzöge von Escalona. *(v. Stramberg.)*

CASTEL RODRIGO, uralter Flecken der portugiſiſchen Provinz Beira, enthält nur 68 Feuerſtellen, eine Pfarrkirche und ein Armenhaus; in dem Caſtell zeigt man noch den Palaſt der vormaligen Markgrafen. Chriſtoph von Moura, deſſen Vater, Ludwig, Caſtel Rodrigo lange als Alcayde regirt hatte, leiſtete Philipp II. bei der Beſitznahme von Portugal, vornehmlich durch Gewinnung der mächtigen und einflußreichen Männer, ſo wichtige Dienſte, daß der König ſich veranlaßt ſah, ihm Caſtel Rodrigo als eine Grafſchaft zu verleihen. Philipp III., ſeinen Vater noch überbietend, ernante den Grafen zum Markgrafen von Caſtell Rodrigo, zum Grafen von Lumiares, zum Großcomthur von Alcantara und zum Granden; Chriſtoph wurde auch der erſte Vicekönig von Portugal. Mit Margaretha Cortereal erheirathete er die erbliche Hauptmannſchaft der azoriſchen Inſeln Terceira, Pico, S. Jorge und Fayal, dann das Eigenthum eines Auſtrallandes, Terranova genant. Sein Sohn, Emanuel de Moura Cortereal, 2ter Markgraf von Caſtel Rodrigo, Graf von Lumiares, in der Correiçao de Lamego in Beira Herr der Stadt Lamegal, ſüdweſtlich von Caſtel Rodrigo, regirte die Niederlande von 1644 — 1647 als des Don Juan d'Auſtria General-Lieutenant; er war auch Statsrath, Mitglied des hohen Raths von Portugal, Geſandter am römiſchen Hofe, Obriſt-Hofmeiſter. Die Großcomthurei von Alcantara, die er gleichſam von dem Vater ererbt, vertauſchte er gegen die Großcomthurei des Chriſtordens; er war nicht nur der Gelehrten Freund, wie er denn ganz beſonders den Labanna in der Bearbeitung des Nobiliario de Don Pedro Conde de Bracelos unterſtützte, auch nach des Labanna Tod das Werk in Rom 1640 zum Druck beförderte, ſondern auch ſelbſt Schriftſteller, wie ſein ungedrucktes Werk: de las familias nobles de Espanna beurkundet. Ipsi in explicandis antiquorum Principum stemmatis aetatem non tulisse parem ſagt Chifflet von ihm in Praefatione Vindiciarum hispanarum. Emanuels Sohn, Franz, 3ter Markgraf von Caſtel Rodrigo, war General-Gouverneur der Niederlande von 1664 — 1668, in einer höchſt drangvollen Periode, in welcher er nicht nur mit der kräftigen Jugend und dem Glücke Ludwigs XIV., ſondern auch in Madrid ſelbſt mit einem Miniſterium, das kaum verächtlicher gedacht werden kann, zu kämpfen hatte. Franz, der ſelbſt in dem ſchmachvollen Aachener Frieden ſeine ſeltene Geiſtesgaben, ſeinen politiſchen Scharfblick an Tag gelegt, früher Sardinien und Catalonien als Vicekönig regirt hatte, ſtarb im December 1675, mit Hinterlaſſung zweier Töchter. Die älteſte, Eleonora, war zwei Mal verheirathet, 1) mit Aniello de Guzman, des 1ſten Herzogs von Medina de las Torres jüngerm Sohne, † 1677, als Vicekönig von Sicilien; 2) mit Karl Homo-Dei, Herzoge von Nocera, Markgrafen von Almonacid, Piopere und Villanova del Ariscal. Dieſem, einem Mailänder, wurden, als er wegen Caſtel Rodrigo die Rechte eines Grande in Anſpruch nahm, viele Hinderniſſe in den Weg gelegt, denn man hielt ihn nicht für vornehm genug; er überwand ſie aber ſämtlich, und bedankte ſich vor dem König den 29. Mai 1670. In der großen Fehde um die ſpaniſche Erbfolge trat er auf Philipps V. Seite, als deſſen Procurator er ſich die Princeſſin Marie Louiſe Gabriele von Savoyen antrauen laſſen, Kaiſer Joſeph I. aber züchtigte ihn dafür durch Einziehung ſeiner mailändiſchen, damals über 20,000 Thaler jährlich eintragenden Güter. Die Markgräfin von Caſtel Rodrigo ſtarb ohne Kinder, es beerbte ſie daher zunächſt ihre Schweſter Johanna,

Digitized by Google

verm. 1) im J. 1668 mit Gilbert Pio, Fürſten von S. Gregorio, 2) mit Ludwig Contareni; und ſodann ihr Schweſterſohn, der Prinz Pio. Mit dieſem, der zuerſt Gouverneur von Madrid, nachher Vicekönig von Catalonien geweſen, iſt das Haus der Markgrafen von Caſtel Rodrigo gänzlich ausgeſtorben, die Güter in Portugal und auf den Azoren waren aber längſt ſchon in der Revolution von 1640 verloren gegangen. — Vergl. Labanna de la Caſa de Moura. (*v. Stramberg.*)

CASTOREUM, (als Nachtrag zu dem Artikel *Castoreum*, XV. Theil, S. 339 ꝛc.). Der Hauptunterſchied deſſelben rühret von klimatiſchen Urſachen her; das meiſte canadiſche iſt, nach Buchner, (in deſſen Repertor. für d. Pharmacie. XVII. 1.) echt und ungekünſtelt. Seine fehlerhaften Eigenſchaften haben ihren Grund in zufälliger Degeneration und Verderbniß. Manche Beutel enthalten viel Fremdartiges, was nicht durch Menſchenhände hineingekommen ſeyn kann, z. B. Wurzeln, Holzfaſern, Haare, Sand u. dergl. — Ganz friſches Bibergeil iſt eine Verbindung von Choleſtearine und einem Ätheröle, welches aber mit der Zeit durch Oxydation zu Harz wird.

Alles Caſtoreum, ſowol das in- als ausländiſche, wohin noch, außer den oben genanten, das polniſche und preußiſche gehört, komt an Conſiſtenz, Farbe, Glanz, ſpecif. Gewicht, an Geruch und Geſchmack, an phyſiologiſcher Entwickelung und chemiſcher Miſchung ſehr verſchieden vor, und kann dennoch ganz natürlich und unverfälſcht ſeyn. Denn dieſe Verſchiedenheiten ſind unſtreitig von mancherlei äußerlichen Einflüſſen bedingt, unter denen der Biber lebt, vom Alter und Himmelsſtrich, von der Nahrung und Jahreszeit, in welcher das Thier erlegt wird, dann noch vorzüglich von der Art und Weiſe, wie und wie lange die Beutel getrocknet und aufbewahrt werden. Am beſten geſchieht das Trocknen bei Ausſchluß der Luft, durch welche ſich der Harzgehalt des Caſtoreum nur vermehrt. Seine Güte läßt ſich nur nach der Auflöslichkeit in Alcohol, und nach der Stärke an Geruch und Geſchmack beurtheilen. Je weniger harzig, je glanzloſer und zerreiblicher ſolches iſt, deſto beſſer fällt es aus. Alle übrige ſowol phyſiſche als chemiſche Unterſcheidungszeichen bleiben unſicher; (vergl. Allgem. medic. Annalen. 1826. 10. Heft. S. 1398. Trautwein bei Buchner a. a. O. XXIV. 1. 4 ꝛc.). (*Th. Schreger.*)

CASTRAT (in Beziehung auf Muſik.). Es iſt bekant, daß die Singſtimme der Knaben der weiblichen Singſtimme im Klange ähnlich und an Umfang ungefähr gleich iſt, daß ſie aber in der Epoche der eintretenden Mannbarkeit zur Männerſtimme, und alſo um eine Octave tiefer wird (ſ. Singſtimme), welchen Übergang man Mutiren nent. Man hat aber auch bemerkt, daß, wenn man dem Knaben das Mannbarwerden durch Kaſtration unmöglich macht, dadurch zugleich das Mutiren der Stimme verhindert, der urſprüngliche Stimmumfang erhalten, und ſo eine Männergeſtalt mit weiblicher Singſtimme (Alt- oder auch voller Sopranſtimme) erkünſtelt werden kann.

Eine wohlgelungene Kaſtratenſtimme hat, neben der Weichheit und Höhe der Weiberſtimme, zugleich mehr Kraft als dieſe, welches hauptſächlich von dem größeren Umfange der, wenn auch nicht männlichen, doch von der Natur nach männlichem Maßſtabe angelegt geweſenen Lunge, und der eben darum auch noch immer kräftigeren Lungenmuskeln und ſonſtigen Reſpirations-Werkzeuge herrührt: und wol hauptſächlich darum vermag die Stimme eines guten Kaſtraten gar häufig zu leiſten, was keine weibliche Sängerin zu erreichen vermag, und bei deſſen Anhörung der enthuſiaſtiſche Italiener ſein: „Ah! benedetto il coltello!“ (Ach! geſegnet ſey das Meſſer!) nicht unterdrücken kann.

Von dem moraliſchen und rechtlichen Werthe ſolchen Mannheitsraubes kann hier keine Rede ſeyn. Allein auch den Kunſtwerth der Sache hat man häufig angefochten. Man will den Kaſtraten nachſagen, ſie ſeyen ſchwachen Verſtandes, blieben ewig ſchlechte Schauſpieler, ſprächen die Worte ſchlecht, das r gar nicht aus, verlören frühzeitig die Stimme, würden dickbeinig und dickbäuchig und Invaliden u. dergl. Allein mehre glänzende Beiſpiele beweiſen das Gegentheil. Daß freilich nicht alle Kaſtraten gleich vorzügliche Stimmen behalten, manche auch in den Jahren der erſcheinen ſollenden Mannbarkeit den ſchönen Klang ihrer Kehle verlieren, und unglückſelige Stümper bleiben oder werden, kann man ſich von ſelbſt einbilden.

Manche haben es ferner ſchon an ſich lächerlich und naturwidrig finden wollen, einen Mann — einen Gatten, Liebhaber, Helden u. dergl. im hohen Sopran ſingen zu hören. Allein wenn dieſe Äſthetiker denn doch Alles in der Kunſt ſo ganz der wirklichen Natur getreu haben wollen, ſo ſehe ich nicht ein, warum ſie denn überhaupt das Singen auf der Bühne dulden. Denn ich weiß nicht, warum es natürlicher ſeyn ſoll, daß ein Feldherr vor der Fronte ſingt, als daß er eben Sopran ſingt; da in der wirklichen Welt bekantlich bei ſolchen Gelegenheiten eben ſo wenig Tenor, als Sopran geſungen wird. Denkt man ſich aber einmal in eine ideale Welt hinein, wo die Leute ſingen, ſtatt zu reden; ſo iſt es denn doch ziemlich gleichgiltig, oder es geht wenigſtens in Einem hin, ob man ſich die Helden als tenoriſirend, oder als ſopraniſirend denke. — Und warum duldet man denn einen Sargin, Sextus, Tankred u. a. m. von Sängerinnen im Sopran geſungen? und applaudirt gar einem, von einer Altiſtin im Tenor geſungenen Titus und Tamino?!!

Man wird vielleicht einwenden, daß ja doch jedermann eine zärtliche prima donna mit einer Baßſtimme unbedingt lächerlich und widerlich finden müßte, und folglich ein Sopran ſingender Mann es nicht weniger ſeyn könne. — Allein das „folglich“ iſt hier nicht bündig. So wie in dem Weſen und Charakter höherer Töne etwas Verklärteres liegt, als in den tieferen, ſo liegt in der Verſetzung einer Stimme in eine höhere mehr ätheriſche Region, etwas Verklärendes, etwas poetiſch Steigerndes, indeß das Herabziehen der feineren, zarteren, poetiſcheren weiblichen Natur in den Umfang der, immerhin derberen, gröberen, materielleren — kurz eben doch proſaiſcheren Männlichkeit, jene in eine Fratze verzerrt, mit welcher ein, ſtatt im Tenor, nur im zarteren, feine-

Digitized by Google

ren Soprane ſingender primo uomo gewiß nicht verglichen werden kann.

Auch kann ich wenigſtens aus meiner eigenen Erfahrung anführen, daß des Sopraniſten Crescentini Darſtellung des Romeo, in Wien, ſo ziemlich das Vollendetſte war, was ich jemals auf einer Opernbühne gehört, und zwar nicht allein durch die bewundernswürdigſte Schönheit und Stärke der reich, ja verſchwenderiſch begabten Stimme, und die vollendetſte techniſche Künſtlichkeit des Vortrages, ſondern auch durch Tiefe und Adel des Ausdruckes, und ſehr anſtändiges, immer mehr als mittelmäßig gutes Spiel, welches namentlich im letzten Acte, im Augenblick, wo Romeo, die Decke des Sarges aufſtoßend, einen unartikulirten, tonloſen Schrei ausſtößt, bei einer jeden der, vielmal, ununterbrochen nach einander folgenden Aufführungen dieſer Oper, jedes Mal über das geſamte Publicum eine ſo ſichtbare, ſchauerliche Rührung verbreitete, daß kein Applaus ſie zu profaniren wagte.

Die erſte Veranlaſſung zur Entmannung der zu Sopranſängern beſtimten Knaben mag in der ehemaligen italieniſchen Sitte zu ſuchen ſeyn, wonach kein Frauenzimmer weder in der Kirche, noch auf der Bühne öffentlich ſingen konte, weshalb denn manche italieniſche Eltern (vorzüglich im Kirchenſtate) ihre Söhnchen, um ihnen ihre ſchöne Stimme, und mit dieſer eine ergiebige Nahrungsquelle zu erhalten, dem Schnitte preisgaben, — nicht ſelten auch wol mancher Knabe ſeine Mannheit freiwillig unter das Meſſer lieferte. Das Entmannen wurde damals ſo offenkundig und gewerbmäßig getrieben, daß chirurgiſche Entmannungskünſtler förmliche Aushängetafeln über ihre Hausthüre anſchlugen, mit der Überſchrift: „Qui si castra ad un prezzo ragionevole“, „hier kann man ſich um billigen Preis caſtriren laſſen.“

Aber auch noch jetzt, wo die urſprüngliche Veranlaſſung ſolcher Verſtümmelung aufgehört hat, und ſolcher Mannheitsraub ſogar mit dem päpſtlichen Bannſtrahle verpönt iſt, hat derſelbe noch nicht aufgehört, und noch täglich bewundert man italieniſche Kaſtraten in Kirchen und auf Schaubühnen in und außerhalb Italien.

Geſchichtliche Notizen über den Urſprung und Fortgang der Kaſtration findet man gut zuſammengetragen in Forkel's Geſchichte der Muſik, 2ter Bd. S. 708.

Gelegenheitlich mag hier noch die Bemerkung ſtehen, daß man in Italien in der Umgangsſprache den Namen Castrato vermeidet, und ſtatt deſſen lieber den allgemeinen Namen *Musico* gebraucht, welcher an ſich auch ganz paſſend iſt für einen ſolchen Eunuchen, welcher zu nichts weiter taugt, als zum Muſikmachen. Durch dieſen Sprachgebrauch iſt aber der Name Musico gleichſam in Unehre gekommen, ſo, daß kein ganzer Mann mehr gern Musico genant werden wollte, und dieſer Name alſo nach und nach dem Eunuchengeſchlecht ſogar eigenthümlich geworden iſt. Daher erzählt auch Vogler launig genug, wie er in den erſten Tagen ſeines Aufenthaltes in Italien einmal in einer Aſſemblée, um zu ſagen, er ſey auch ein Muſiker, die Phraſe à la Correggio gebraucht habe: „anch' io son musico“ und wie man ihn da mit großen Augen angeſchaut. (*Gottfr. Weber.*)

CASUISTIK, von casus, und insbeſondere casus conscientiae, Gewiſſensfälle, bedeutet Unterſuchung über beſondere Fälle in unſerm Handeln zur Beurtheilung ihrer Rechtmäßigkeit, ihres Verhältniſſes zum Sittengeſetze. Da wir täglich handeln, ſo haben wir auch täglich Veranlaſſung, über Rechtmäßigkeit einzelner Handlungen nachzudenken, und ſo ſind wir im Grunde immerwährend Caſuiſten. Im engern Sinne werden aber nur diejenigen darunter verſtanden, die eine beſondere wiſſenſchaftliche Thätigkeit auf ſolche Unterſuchungen wenden, und entweder einen vorgekommenen ſchwierigen Fall, oder oft vorkommende, auch wol blos angenommene, erdichtete Fälle beleuchten.

Wenn die Wiſſenſchaft der Sitten oder die Moral gehörig angebauet iſt, ſo muß es dem in dieſelbe Eingeweiheten ſehr erleichtert werden, auch über einzelne Fälle zu entſcheiden. Mit dieſem Anbau ſtand es aber lange Zeit in der chriſtlichen Kirche ſehr übel, und doch traten bald Umſtände ein, welche Entſcheidungen über viele einzelne Fälle in den Handlungen unumgänglich nöthig machten, und zugleich, da die Idee der Buße bei Vergehungen eingetreten war, über die Art der Buße, welche in jedem beſondern Falle geleiſtet werden müſſe. Buße wurde ſchon früh bei denen angewendet, welche wegen Vergehungen von der Kirchengemeinſchaft ausgeſchloſſen, oder in ſchweren Verfolgungen abgefallen waren (ſ. den Artikel Buße), und man bekam bald beſondere Anweiſungen darüber, welche libri, oder codicilli, oder canones poenitentiales genant wurden, und die man gewiſſermaßen zu den erſten caſuiſtiſchen Schriften rechnen kann. Man hat ſolche Anweiſungen unter andern ſchon aus dem 3ten Jahrhundert von Gregor dem Wunderthäter und aus dem vierten von Baſilius dem Großen. Es vermehrten ſich dieſe Bußbücher beſonders, als ſeit dem 5ten Jahrhundert die Ohrenbeichte üblich wurde (ſ. den Art. Beichte), denn dieſe machte nöthig, daß die Beichtväter geſchickt waren, über die mannigfachſten Vergehungen zu urtheilen, ihre Verwerflichkeit genau zu beſtimmen, um die angemeſſenen Büßungsarten feſtzuſetzen. Am berühmteſten ſind aus dem 6ten Jahrhund. die Schrift des Johannes des Faſters, Patriarchen von Conſtantinopel, und aus dem 7ten des Theodorus, Erzbiſchoffs von Canterbury. Ein ähnliches Werk wird auch dem Beda zugeſchrieben, und aus dem 9ten Jahrhundert haben wir ein ſolches von Halitgar, Biſchoff von Cambrey. Man hat auch mehre Samlungen von dergleichen alten Bußbüchern z. B. von Antonius Auguſtinus und Marinus, die man in des Joh. Albert. Fabricius Bibl. graec. lib. VI. cap. I. volum XI. p. 73 sqq. aufgeführt findet. Man wird nicht erwarten, daß in dieſen Schriften nach geläuterten Grundſätzen der philoſophiſchen und chriſtlichen Sittenlehre entſchieden ſeyn ſoll, denn wie dürftig ſtand es in jener Zeit noch um die Erkentniß ſolcher Grundſätze; man behalf ſich, ſo gut man konte, beſonders mit Berufung auf Ausſprüche der Kirchenväter und der Synoden.

Digitized by Google

Am dringendſten aber ward das Bedürfniß ſolcher Entſcheidungen über einzelne Gewiſſensfälle, als Papſt Innocenz II. auf der vierten lateranenſiſchen Synode im J. 1215 durch den Canon: Omnis utriusque sexus die Ohrenbeichte zum Kirchengeſetze erhob. Von dieſer Zeit an beſchäftigte ſich eine große Anzahl mit Unterſuchungen über Gewiſſensfälle, und dieſe eigentlich ſind es, die man Caſuiſten zu nennen pflegt. Wenn ſich auch manche ihrer Schriften einigermaßen einem wiſſenſchaftlichen Gebäude zu nähern ſcheinen, ſo beſtehen ſie doch dem größten Theile nach aus bloßen Anhäufungen aller damals erdenklichen Gewiſſensfälle, einige ſind auch in alphabetiſcher Ordnung geſchrieben.

Der erſte, welcher, da die bisherigen Kirchengeſetze und Bußbücher nicht mehr ausreichen wollten, ein neues Hilfsbuch dieſer Art verfertigte, war Raymund von Penlafort um das Jahr 1230. Seine Schrift mit dem Titel: Summa de poenitentia et Matrimonio, gewöhnlicher aber Summa Raymundina genant, beſtand aus vier Büchern, davon das erſte die Verbrechen gegen Gott abhandelte; das zweite die gegen Menſchen; das dritte die Pflichten, Vergehungen und Strafen der Kleriker; das vierte die Eheſachen. Den Titel Summa führten nach dieſen eine große Anzahl Schriften ſolcher Art. Unter dieſen ſind beſonders berühmt geworden: die Summa casuum conscientiae von Aſteſanus aus Aſti in Piemont gebürtig, welche aus acht Büchern beſteht, und gewöhnlich Summa Astesana heißt. Dann die des Dominikaners Bartholomäus de S. Concordio aus Piſa gebürtig, daher ſie auch Summa Pisanella heißt. Beide im 14ten Jahrhundert. Aus letzterer nahm der Franziscanermönch, Angelus de Clamiſio, im 15ten Jahrhundert ſeine Gewiſſensfälle zu ſeiner alphabetiſch bearbeiteten Summa Angelica. Und endlich möge hier noch die Summa c. c. des Sylveſter Prierias, durch ſeine Feindſchaft gegen Luther berüchtigt, genant werden. Man kann nicht behaupten, daß es in dieſen Schriften ganz an Scharfſinn und richtigem Urtheile fehle; allein man kent die ſcholaſtiſchen Spitzfindigkeiten jenes Zeitalters, und kann ſich daher nicht darüber wundern, mit welchem Eifer man auf Einbildung einer unzähligen Menge einzelner Fälle ausging, welche fruchtloſe Unterſcheidungen man machte, wie viele der ſonderbarſten Fragen man aufwarf. Bei dem Mangel aller ſichern Moralprinzipe war ein ſtetes Schwanken unvermeidlich, und da ſich die Ausſprüche früherer Lehrer, auf welche man ſich berief, oft ſelbſt einander entgegengeſetzt waren, ſo kente es nicht fehlen, daß durch dieſe Unterſuchungen eine große Verwirrung in den Anſichten und in den Gemüthern entſtand. Auch zur Milderung der Vergehungen war ſo mancher Grundſatz hervorgetreten, daß für die Sittlichkeit nicht anders, als großer Nachtheil daraus erwachſen kente. Es war ſchon eine gefährliche Nachgiebigkeit, daß Aſteſanus in ſeiner Summa dem Prieſter erlaubte, wenn er etwa merke, daß der Beichtende die auferlegte Buße nicht vollziehen werde, demſelben eine gefälligere aufzulegen.

Beſonders das Schwanken, Fügen und Nachgeben zum Nachtheile der Sittlichkeit ſtieg auf eine hohe Stufe, als im 16ten Jahrhundert die Caſuiſtik in die Hände der Jeſuiten kam. Wer kent nicht den Probabilismus der Jeſuiten, nach welchem es geſtattet iſt, Vergehungen glimpflich, auch nach ſchwachen Gründen, die nur irgend einen Schein geben, und die nur irgend einige angeſehene Männer gebilligt haben, zu beurtheilen, wodurch man auch das Verwerflichſte zu vertheidigen in den Stand geſetzt wurde; wie man denn auch in allem erfinderiſch war, wodurch Strafbarkeit gemildert, Gewiſſen beſchwichtigt, und Befolgungen chriſtlicher Geſetze erleichtert wurden. Wer kent nicht die von den Jeſuiten eingeführten restrictiones oder reservationes mentales, welche in geheimer Zurückhaltung eines eigenen Sinnes bei zweideutigen Erklärungen und Verſprechungen beſtanden, und nach welchen man nicht an den durch die Worte nach gewöhnlichem Sprachgebrauche bezeichneten, ſondern nur an den geheim gedachten und vorbehaltenen Sinn gebunden war. Dazu kam der bekante Grundſatz, daß der Zweck die Mittel heilige, und die Lehre von der ſogenanten philoſophiſchen Sünde, Sünde, welche der begehe, der von Gott keine Erkentniß habe, oder auch bei der That an Gott nicht denke, da dann keine Verſündigung gegen Gott ſtatt finde. Auf ſolche Weiſe wurde natürlich alle Sittlichkeit untergraben, und zur Beſchönigung jedes Laſters und jedes Frevels wurden Mittel an die Hand gegeben. — Wir dürfen uns übrigens zur nähern Darſtellung der Arbeiten einzelner jeſuitiſcher Caſuiſten den Raum nicht nehmen, und müſſen es dabei bewenden laſſen, einige Namen derſelben aufzuführen, als: Ludwig Molina in Spanien; Franziscus Toletus ebendaſelbſt; Gabriel Vasquez ebendaſelbſt; Thomas Sanchez, gleichfalls in Spanien; Franziscus Suarez, in Spanien geboren, aber in Liſſabon geſtorben; Leonhard Leß zu Löwen; Paul Laymann, ein Teutſcher; Stephan Bauny in Frankreich; Antonius Diana in Sicilien; Antonius de Escobar y Mendoza, ein Spanier; Hermann Buſenbaum, ein Teutſcher; Johann Caramuel Lobkowitz, in Spanien geboren, zu Vigavano in Italien geſtorben. Mehr hierüber kann man, außer in Schröckh's Kirchengeſchichte, auch unter andern in Jo. Francisci Buddei Isagoge ad theologiam universam. Lipsiae 1727. p. 706 ff. finden.

Die Jeſuiten fanden indeß bei ihren caſuiſtiſchen Arbeiten und moraliſchen Grundſätzen in damaliger Zeit auch Widerſpruch. Man kent ja als ihre Gegner die Janſeniſten. Beſonders ſetzte ſich ihnen die Pariſer Univerſität entgegen, und zu ihren einzelnen eifrigſten Gegnern gehörte Anton Arnauld, Doctor der Sorbonne, auf welchem der berühmte Blaſius Pascal folgte in ſeinen lettres provinciales. Es entſpann ſich hieraus ein heftiger Streit. Ein Janſeniſt, Peter Nicole, überſetzte nachmals die lettres des Pascal in das Lateiniſche, und dieſer Nicole war der erſte, der durch ſeine Essais de Morale in die Unterſuchungen über die Sittenlehre eine beſſere Methode brachte; ihm folgten darin Bernhard Lamy und Jacob Esprit; auch dürfen des Malebranche Verdienſte in ſeiner Schrift: Traité de Morale, nicht überſehen werden. — Länger als in Frankreich, blieb noch in Teutſchland die katholiſche Kirche in Abſicht der Moraltheologie zurück. Erſt in der zweiten Hälfte des 18ten Jahr-

Digitized by Google

hunderts findet man in dieſer Wiſſenſchaft einige lobenswerthe Bearbeitungen: z. B. von Auguſtin Zippe und Joſeph Lauber. Als ein Werk der katholiſchen Caſuiſtik aus neuerer Zeit führen wir noch an: Dictionarium casuum conscientiae Benedicti XIV. jussu auctum e. gall. vers. moris Germ. accommodatum. Augsb. 1763 und 1783.

Daß alle dergleichen Unterſuchungen in der proteſtantiſchen Kirche eine andere Geſtalt gewannen, folgte nothwendig aus dem Geiſte derſelben, aus ihrem innigern Anſchließen an die heilige Schrift, aus ihren, von menſchlicher Autorität, vom Anſehen der Concilien und von frühern Kirchenſchriftſtellern unabhängigen, und hierarchiſchen, wie überhaupt weltlichen Zwecken abgewandten, allein nach Wahrheit ſtrebenden Unterſuchungen. Weit ſchneller ſchritt man im Anbau der Moral und Begründung derſelben durch ſichere Principien fort, beſonders ſeit Calixtus dieſelbe von der Dogmatik getrent zu bearbeiten begann, wodurch natürlich eine große Anzahl caſuiſtiſcher Unterſuchungen entbehrlich wurden. Indeß gehörte doch auch Zeit dazu, ehe man in der theologiſchen Moral eine beträchtliche Stufe erreichen konte; daher ſchon aus dieſem Grunde längere Zeit noch caſuiſtiſche Unterſuchungen unentbehelich waren, und überdies bleiben auch bei der ausführlichſt bearbeiteten Sittenlehre immer noch einzelne Fälle übrig, wo Zweifel durch genauere Unterſuchungen gelöſt werden müſſen. Gibt es doch auch in unſern Tagen noch Gegenſtände, über welche noch nicht für alle einleuchtend entſchieden iſt, z. B. über Nothlüge, Büchernachdruck u. ſ. w.

Es war natürlich, daß es gleich vom Anfange der Reformation an ſehr viele Fälle gab, bei welchen über Zuläſſigkeit und Verwerflichkeit entſchieden werden mußte, und nur gar zu wenig konten die bisherigen Unterſuchungen der katholiſchen Kirche von den Proteſtanten benutzt werden. Es entſtanden zunächſt daraus eine große Anzahl einzelner Entſcheidungen, die man nach einigen Jahrzehenden ſammelte, welches z. B., um zunächſt von der lutheriſchen Kirche allein zu reden, von Felix Bidembach, Abt zu Maulbrunn, im Jahre 1611, und von Johann Dedekenn, Prediger in Hamburg, im Jahre 1623 geſchah. Hiernächſt wurden dann auch neue Bearbeitungen caſuiſtiſcher Werke unternommen. Einer der erſten und berühmteſten unter dieſen Bearbeitern war Franz Balduin, ein Wittenbergiſcher Theolog, welcher von 1621 bis 1627 caſuiſtiſche Collegien las, und einen Tractatus de casibus conscientiae hinterließ. Ihm folgten Caspar Finck, Ludwig Dunte, Andreas Kesler, Conrad Danhauer, Adam Oſiander und andere. Dieſen ſchloſſen ſich dann die ſogenanten theologiſchen Bedenken an, die nicht allein dogmatiſche, ſondern auch einzelne moraliſche Gegenſtände behandelten, und von denen man bald mehre Samlungen veranſtaltete; z. B. Felix Bidembach, Abraham Calov, Joh. Andreas Quenſtedt u. a. Beſonders berühmt ſind aber die theologiſchen Bedenken des bekanten Ph. Jac. Spener, davon man mehre Samlungen hat. Ein Leipziger Theolog, Chriſtian Friedr. Börner, ſammelte über zweihundert Bedenken der Leipziger theologiſchen Fakultät. Endlich ſind von großer Wichtigkeit die verſchiedenen Samlungen des Halleſchen Theologen Siegm. Jac. Baumgarten, von Gutachten, welche er größtentheils ſelbſt, zum Theil im Namen der Halleſchen theologiſchen Fakultät ausgearbeitet hat. Sie ſind: ſieben Samlungen theologiſcher Bedenken, Halle 1742 und 1744; zwei Samlungen theologiſcher Gutachten, Halle 1755; und eine Samlung einiger Bedenken der theologiſchen Fakultät in 2 Theilen, Halle 1747.

In der reformirten Kirche mußte man ſich gleichfalls längere Zeit mit caſuiſtiſchen Unterſuchungen behelfen. Der erſte berühmte Caſuiſt in dieſer Kirche war Wilhelm Perkins, Prof. der Theologie zu Cambridge, geſtorben 1602. Er ſchrieb: Anatomia sacra humanae conscientiae, und Decisiones casuum conscientiae. Beide ſind aus dem Engländiſchen in das Lateiniſche, das zweite unter dem Titel: Gewiſſensſpiegel, auch in das Teutſche überſetzt. Sein Schüler Wilhelm Ameſius ſchrieb: De Conscientia ejusque jure vel casibus, libri V. zuerſt Amstelod. 1630. Der Engländer Robert Sanderſon ſchrieb: De obligatione conscientiae, das zuerſt in London 1674 herauskam. Von Joh. Heinr. Alſted erſchien 1621: Theologia casuum, und 1643: Summa casuum conscientiae. Er war zuerſt in Herborn, dann zu Weißenburg in Siebenbürgen Profeſſor der Theologie. — Endlich trat in dieſer Kirche der berühmte franzöſiſche Theolog Moſes Amyraut mit der erſten ſyſtematiſchen Behandlung der Sittenlehre 1625, unter dem Titel: Morale chrétienne, hervor. Dieſer ſyſtematiſchen Bearbeitung folgten dann mehre bis auf neuere Zeiten, z. B. Johann Hoornbeck 1663; Jean La Placette 1692; Benedikt Pictet, 1695; und Johann Friedrich Stapfer, 1757.

Wer die Geſchichte der Caſuiſtik genauer zu ſtudiren wünſcht, und ſich nach Quellen und Hilfsmitteln umſieht, dem wird außer den Werken für Kirchengeſchichte und theologiſche Literatur beſonders die ſchon oben angeführte Isagoge in univers. theologiam von Buddeus gute Dienſte leiſten. (*Märtens.*)

CASUS iſt die lateiniſche Überſetzung des griechiſchen Wortes πτῶσις, wodurch die Abwandlung eines Nennwortes in Bezug auf die Fallform bezeichnet wurde. Sofern dieſes Wort das Declinatum bezeichnete, konten die alten Grammatiker allerdings die Frage aufwerfen, ob der Nominativ der Einzahl auch als das Declinabile unter die Caſus zu zählen ſey. Sofern man aber unter dem Declinatum jedes der Form nach veränderte Nennwort verſteht, wird man in der griechiſchen und lateiniſchen Sprache nur wenige Nominative in der unveränderten Stammform finden, welche man in der griechiſchen Sprache vielmehr dem Vocative, und in ſofern auch dem neutralen Nominative zugetheilt hat. Dieſes Letztere anerkennend, haben die alten Grammatiker den Nominativ und Vocativ unter der Benennung *Casus recti* zuſammengefaßt, und ihnen die übrigen Caſus als *Casus obliqui* entgegengeſetzt. Man ſieht aber leicht, daß, wenn der Teutſche eben ſo die Fälle oder Fallformen in gerade oder abhängige theilt, hierunter etwas ganz anderes verſtanden werde. Denn ſo wie ſich das Wort

Digitized by Google

Fall nicht blos auf die äußere Veränderung der Wortform, ſondern auf den verſchiedenen Gebrauch des Nennwortes zufolge ſeiner inneren Bedeutung bezieht; ſo ſoll auch die Unterſcheidung gerader und abhängiger Fälle auf zwei verſchiedene Arten der Verhältniſſe deuten, in welchen ein Nennwort gebraucht wird. Auf dieſe Weiſe bezeichnet der gerade Fall den unabhängigen Gebrauch eines Nennwortes, oder deſſrn ſubjectives Verhältniß; der abhängige Fall dagegen die Art ſeiner Abhänqigkeit von irgend einem andern Begriffe oder deſſen objectives Verhältniß. Beiderlei Verhältniſſe laſſen ſich auf eine dreifache Weiſe unterſcheiden, obgleich für das ſubjective Verhältniß kaum zweierlei, für das objective dagegen oft ſehr vielerlei Caſus in den Sprachen zu ſeyn pflegen.

Die grammatiſchen Unterſchiede des Subjectes werden Perſonen genant, dertn erſte den ſprechenden, die zweite den angeſprochenen, die dritte den beſprochenen Gegenſtand bezeichnet. Wenn man nun vom *Casus nominativus* oder Nennfalle, welcher den beſprochenen Gegenſtand nent, noch den *Casus vocativus* oder Ruffall unterſcheidet, mit welchem man einen Gegenſtand anredet; ſo ſollte man auch einen *Casus locutivus* oder Sprechfall erwarten, der blos deshalb in den Sprachen fehlt, weil eigrntlich die Perſonbezeichnungen durch beſondere Wörter: ich, du, er, wir, ihr, ſie, oder durch beſondere Verbalendungen alle Unterſcheidungen der geraden Fälle überflüſſig machen, und der Vocativ nur um der ſogrnanten Apoſtrophe willen aufgekommen iſt. Ob übrigens eine Sprache den Vocativ vom Nominative durch beſondere Endungen unterſcheide, oder nicht, darauf kömt es nicht an; ſondern ſo oft eine Apoſtrophe die Stelle einer Appoſition vertrit, ſo oft ſteht das gebrauchte Nennwort im Ruffalle, möge er vom Nominative verſchieden, oder ihm völlig gleich lauten, z. B. Dir, mein lieber Freund! ſtatt Dir, meinem lieben Freunde, zu Gefallen. Daß das objective Verhältniß, oder die Beziehung eines betheiligten Gegenſtandes ebenfalls dreifach ſey, lehret die Vergleichung folgender Sätze: 1) der Arzt heilt den Krieger; 2) der Arzt heilt dem Krieger den Arm, oder der Arzt heilt des Kriegers Arm; 3) der Arzt heilt dem Arme des Kriegers die Wunden, oder der Arzt heilt dem Krieger des Armes Wunden. Hier ſind dreierlei Objecte: Krieger, Arm und Wunden, wovon das letztere nur in einerlei, das mittlere und erſtere aber in dreierlei Beziehung vorkömt. Hiedurch lernen wir den *Casus accusativus* als das eigentliche Object oder den Zielfall kennen, worauf ſich eine Handlung zunächſt bezieht. Sind mehr betheiligte Gegenſtände angegeben, ſo deutet der *Casus dativus* oder Zweckfall das entferntere oder mittelbare Object an, der *Casus genitivus* oder Ergänzfall dagegen, was mit dem nähern oder entferntern Objecte in irgend einer Beziehung ſteht.

Wenn nun ſchon der Zielfall auch gebraucht wird, jede Beziehung auf etwas, die Richtung wohin, das Maß und die Dauer zu bezeichnen, und eben ſo der Zweckfall auch das Bezweckte oder auch das Mittel zum Zweck, wie die Beſtimmung nach Raum und Zeit, andeuten muß; ſo läßt es ſich leicht denken, daß des Ergänzfalles Gebrauch noch weit vielfacher ſey. Dieſer kann jede Beziehung auf irgend ein Nennwort bezeichnen, ſie ſey ſubjectiv oder objectiv, und vertrit daher auch des Adjectives, beſonders des Poſſeſſives, Stelle: er deutet den Theil eines Ganzen, oder auch das Ganze eines Theiles an, und ſteht inſofern oft elliptiſch: er gibt endlich den Geſichtspunkt an, von welchem aus etwas betrachtet wird, und kann inſofern die Richtung woher, und jede adverbiale Beſtimmung der Art und Weiſe brzeichnen. Aus dieſem vielfachen Gebrauche der angegebenen drei Caſus ergibt ſich einerſeits leicht die mögliche Vertauſchung des einen mit dem andern, andererſeits die Vervielfachung der Caſusformen in ſolchen Sprachen, welche nicht nur für mehre der oben angegebenen Begriffe, ſondern auch für manche andere willkürliche Beſtimmungen verſchiedene Wortformen aufbrachtrn. Bekant iſt die große Anzahl der Caſus in der lappiſchen und finniſchen Sprache; unterſucht man aber die Sache genauer, ſo haben zum Theil die den Subſtantiven angehängten Präpoſitionen das Anſehen bloßer Formen und Abwandlungen der Nennwörter erhalten, wie der *Negativus* zur Bezeichnung des ohne, zum Theil hat man gewiſſe Modificationen der oben angegebenen Hauptcaſus durch beſondere Endungen unterſchieden, ſo wie auch die lateiniſche Sprache von dem *Dativus* der Einzahl einen *Ablativus* zur Bezeichnung des Mittels ausgeſchieden hat, der nicht nur an ſich ſchon manche Beziehungen des griechiſchen Genitives bezeichnete, ſondern auch mit ſo vielerlei Präpoſitionen verbunden ward, daß er in den neuern Töchterſprachrn des Lateiniſchen, welche die oben angegebenen Caſus durch Präpoſitionen unterſcheiden, zum Wortſtamme geworden iſt.

So einfach, als Leem die Declination im Norwegiſch-Lappiſchen aufgeſtellt hat, iſt dieſe nun ebrn nicht, ſo daß, die mit Präpoſitionen gebildeten Caſus abgerechnet, im Plural nur die ſechs lateiniſchen Caſus aufgezählt zu werden brauchten, im Singular aber ſelbſt der Genitiv mit dem Nominativ, Accuſativ und Vocativ zuſammenfielen; dennoch iſt nicht zu leugnen, daß die 10 bis 15 Caſus, welche man in der finniſchen und lappiſchen Sprache aufgezählt hat, nur als beſondere Modificationen jener Hauptcaſus zu betrachten ſind. So ſcheidet ſich der *Accusativus* im Finniſchen nicht nur in einen *totalis* oder *partialis*, je nachdrm die Wirkung als vollendet oder unvollendet dargeſtellt wird; ſondern auch der Accusativus praedicati oder die Bezeichnung deſſen, wozu etwas wird, erſcheint als ein beſonderer *Factitivus* oder *Mutativus*, welcher im Lappiſchen mit dem *Nuncupativus* oder dem Nominativus praedicati zuſammenfällt, im Finniſchen aber ſich auch davon unterſcheidet. Wieder verſchieden davon iſt im Finniſchen der *Penetrativus*, welcher Bewegung an einen Ort, oder Verſetzung in einen Zuſtand bedeutet, ſo wie auch der *Ablativus* zur Bezeichnung der Urſache als Bewegung woraus, noch vom *Privativus* zur Bezeichnung drſſen, von wo etwas ausgeht, unterſchieden wird. Die Frage wo? oder wann? beantwortet der *Locativus*; die Frage wie? der *Descriptivus*; und wie der *Dativus* zugleich das örtliche auf bezeichnet, ſo der *Mediativus* oder *Instrumentalis* das

Digitized by Google

örtliche über. Auffallend iſt es bei dieſen vielfachen Unterſcheidungen, daß dennoch die Caſus auf mehrerlei Weiſe zuſammenfallen, wie z. B. der letztgenante Caſus für Bezeichnung des Mittels zugleich die Stelle des lateiniſchen Dativs bei dem Verbo substantivo vertrit, und im Lappiſchen der Factitivus dem Nuncupativus gleichlautet. Ja! im Eſthniſchen iſt der Gebrauch des Nominativs und Accuſativs ſo unbeſtimt, daß bei dem Imperativ oft ein Nominativ des Accuſativs; bei Paſſiven dagegen ein Accuſativ des Nominativs Stelle vertrit.

Daß auch die lateiniſche Sprache urſprünglich einen *Locativus* hatte, welcher im Singular auf *i*, im Plural auf *is* ausging, bezeugen Formen, wie *Romai, domi, ruri, foris*, welche die Römer, nachdem ſie, wie faſt alle indogermaniſchen Sprachen, den Locativus abgeworfen hatten, irrigerweiſe für einen Genitiv oder Ablativ hielten, da doch die Ähnlichkeit des griechiſchen οἴκοι mit σοί und des lateiniſchen *ibi* mit *tibi* vielmehr auf einen Dativ leitet, und der lateiniſche Ablativ *Roma, domo, rure, foris*, ſowol, als der homeriſche Genitiv σέθεν, ähnlich dem οἴκοθεν, die Frage woher? beantwortet. Jedermann erkent auch leicht die Begriffsverwandtſchaft zwiſchen der Abhängigkeit und der Bewegung woher, und zwiſchen dem Zwecke oder der Beſtimmung und der Ruhe: und da das Ziel zugleich auch als Richtung wohin betrachtet werden kann, ſo wird man nicht nur leicht begreifen, warum die griechiſchen Präpoſitionen auf die Frage woher? den Genitiv, auf die Frage wo? den Dativ, auf die Frage wohin? den Accuſativ erfodern, ſondern auch die griechiſchen Endungen jener Caſus, mit welchen die teutſchen urſprünglich eben ſowol als die lateiniſchen zuſammenſtimten, aus den adverbialen Bezeichnungen jener Localbeziehungen ableiten. Statt aber in den Beweis dafür tiefer einzugehen, will ich auf den Artikel Declination verweiſen, welchem nur noch μητρόθεν für μητρός, Soph. Oed. C. 522. Aesch. Theb. 664. πατρόθεν für πατρός, 825. beigefügt werden mag; und dagegen hier bemerken, daß die baskiſche Sprache ein eigenes Caſuszeichen für den Fall beſitzt, wenn das Subſtantiv im Handeln begriffen iſt, und daß der in Handlung geſetzte Nominativ, welcher nicht blos als grammatiſches, ſondern auch als reales Subject eines Tranſitivs daſteht, dem Nominativ der Mehrzahl gleichlautet, und nur den Ton von der vorletzten Silbe auf die letzte wirft, z. B. guizónac, die Menſchen, guizonác, der im Handeln begriffene Menſch.

Wie der in Handlung geſetzte Nominativ nur aus der Verbindung mit einem Tranſitive erkant wird, ſo läßt ſich auch die Gattung aller abhängigen Fallformen nur durch die Verbindung mit andern Wörtern beſtimmen: jedes für ſich allein geſetzte Nennwort wird als im Nominative ſtehend angeſehen, welcher daher auch oft, gleich dem Vocative in der Anrede, von aller Verbindung mit andern Wörtern losgeriſſen erſcheint. Ein ſolcher losgeriſſener Nominativ verdient, nebſt dem außer aller Satzverbindung ſtehenden Vocative, allein den Namen eines *Casus absolutus*; gewöhnlich gibt man aber dieſe Benennung irgend einer abhängigen Fallform, welche die Stelle eines adverbialen Zuſatzes vertrit, der zur Vollendung eines Satzes nicht weſentlich nothwendig ſcheint, und in einen beſondern Nebenſatz ſich auflöſen läßt. Hätte man eine ſolche adverbiale Nebenbeſtimmung eines Satzes, wie es billig war, vielmehr *Casus adverbialis* genant, ſo würde man im Griechiſchen nicht für einen *Nominativus absolutus* erklärt haben, was nur als Accuſativ ſich denken läßt, da ja nur ein Casus obliquus die Stelle eines durch eine Präpoſition auflösbaren Adverbs vertreten kann. Aber auch in der teutſchen Sprache herrſcht in Bezug auf einen ſolchen adverbialen Zuſatz eine falſche Anſicht, welche hier berichtigt zu werden verdient. Sofern nämlich der adverbiale Zuſatz an der Stelle eines beſondern Nebenſatzes ſteht, muß er zwei Wörter enthalten, deren eines die Stelle des Subjectes, das andere die Stelle des Prädicates vertrit, und nur da, wo das Subject unbeſtimt gelaſſen wird, kann ein einziges Participium jenen adverbialen Zuſatz ausmachen. Der Lateiner gebraucht in beiden Fällen dazu ſeinen Ablativ als den eigentlichen Casus adverbialis, indem er ſowol audito, als audita re ſpricht. Der Grieche hat dagegen im erſtern Falle den Genitiv, im zweiten aber den Accuſativ gewählt, indem er zwar τούτου εἰρημένου, aber εἰρημένον ſagt. Der Teutſche ſetzt umgekehrt im erſten Falle den Accuſativ, im zweiten den Genitiv, mit dem einzigen Unterſchiede, daß er im letztern Falle, weil er das Subject nie, auch wo es unbeſtimt bleibt, unbezeichnet laſſen kann, das allgemeine Subject dem Participe nachſetzt, z. B. beſagter Weiſe für dieſes geſagt.

Gewöhnlich glaubt man, den Ausdruck unverrichteter Sache mit infecta re vergleichend, der Teutſche gebrauche den Genitiv gerade ſo, wie der Grieche, als Casus adverbialis, und in dem Ausdrucke: dieſes geſagt, ſey der Accuſativ durch ein ausgelaſſenes habend zu erklären, ohne zu bedenken, daß im Teutſchen jedes Particip durch Vorſetzung mit der vom nachfolgenden Subſtantive abhängigen Flexion zu einem bloßen Attribute werde, wie ſtehendes Fußes für den Fuß ſtehend, und daß bei dieſes geſagt vielmehr ſeyend zu ergänzen ſey, wie es aus folgenden Verſen Fouqué's klar hervorgeht:

> Nach alter guter Weiſe ſitz' ich hier
> Am Wege, nur das Himmelszelt mein Dach.

Wer auch bei dieſen letzten Worten, wie man irrig bei den griechiſchen Accuſativen ἐξόν, παρόν, προσῆκον, gethan, an einen Nominativus absolutus denken wollte, brauchte nur, um ſich von ſeinem Irrthume zu überzeugen, für das Himmelszelt ein Wort männlichen Geſchlechtes zu ſetzen, wie nur den Himmel über mir als Dach, wobei man freilich eben ſo irrig wieder an ein ausgelaſſenes habend denkt, ohne zu bedenken, daß, wenn man in dem Satze: „Dieſes abgerechnet, iſt das noch zu erinnern" auch habend ergänzen wollte, dennoch nichts anders übrig bliebe, als auch habend für das Participial-Prädicat eines ausgelaſſenen Subjects-Accuſatives zu erklären. Doch da dieſes abgerechnet die Stelle des Satzes „wenn dieſes abgerechnet wird" vertrit, ſo iſt dieſes nicht ſowol ein von abgerechnet regirter, als vielmehr ein adverbialer Subjects-Accuſativ, welchem abgerechnet als

Digitized by Google

Prädicat hinzugegeben iſt. Wenn Klamer Schmidt ſagt:

Dein Gott ſo groß! Dein Geiſt ſo ſchön!
Wie könten wir zum letzten Mal uns ſehn!

ſo ſtehen die *Nominativi absoluti* nicht in ſo weſentlicher Verbindung mit dem folgenden Satze, als mit dem vorhergehenden die *Accusativi adverbiales* in Gleim's Verſen:

So folgen wir dem Menſchenfreund,
Den Blick gekehrt nach Wien.

Dieſes mag hinreichen, den wahren Unterſchied eines *Casus absolutus* und *Casus adverbialis* aufzudecken, und für letztere keine andere Fallform anzuerkennen, als welche auch als einzelner Begriff eines Satzes adverbialiſch gebraucht werden kann. (*Grotefend.*)

CATADROMUS (Entomologie). Käfergattung, von Mac Leay *) errichtet, von Dejean **) aufgenommen, aus der Familie der Laufkäfer (Carabici) und der Unterabtheilung thoracici. Die Kennzeichen ſind: Die drei erſten Tarſenglieder kurz und breit; das letzte Glied der Lippentaſter lang, faſt beilförmig; Fühler kurz, das dritte Glied kürzer als die beiden folgenden zuſammen; Kiefer ſtark vorragend, ſchwach gekrümt, ſcharf; Kinn dreilappig, der mittlere Lappen ſpitzig; Halsſchild beinahe viereckig. Deckſchild lang, faſt parallelepipediſch. Die einzige bekante, in Java einheimiſche, von Olivier als Carabus tenebrioides, von Wiedemann als Harpalus Rajah beſchriebene Art iſt ſchwarz, grün gerandet, die Deckſchilde ſind geſtreift und haben jedes zwei eingedrückte Punkte. Faſt zwei Zoll lang. (*Germar.*)

CATAPACHOS, indianiſche Völkerſchaft in Peru in Südamerika, zwiſchen dem Huallaga und Ucayale, in der Pampa del Sacramento. (*Stein.*)

CATAPHRACTA, les Cuirassés, benent Latreille (Familles naturelles du règne animal. Par. 1825. 8. p. 91.) ſeine erſte Section der Reptilien, und rechnet dahin die Chelonier und die Crocodilinen (Emydo-Sauri, *Blainv.*) (*Leuckart.*)

CATECHU. Techniſcher Gebrauch. Seit einigen Jahren nimt das Catechu eine nicht unbedeutende Rolle in der Baumwollen-Druck- und Färbekunſt ein. Sehr ſchöne und ganz eigenthümliche Broncefarben werden in Verbindung mit erdigen und metalliſchen Baſen und nachherigem Färben im Krappbade erhalten. Die anwendbarſten Abſtufungen in dieſer Farbe werden durch nachſtehende Vorſchriften am beſten erreicht:

Broncefarbe. $1\frac{1}{2}$ Pfund fein gepulvertes Catechu werden mit 12 Pfund Waſſer bis auf 2 Pfund Flüſſigkeit eingekocht, das Fluidum mit 6 bis 8 Loth Stärkmehl verkocht, und nach dem Verkochen 6 Loth geſtoßener Salmiak eingerührt. Dieſe Farbe wird aufgedruckt, getrocknet, in einem Kuhmiſt- oder Kleienbade gereinigt und im Krappbade ausgefärbt.

Wir verdanken Herrn Dr. Dingler nachſtehende Farben, die er vermittelſt Catechu darzuſtellen lehrte:

100 Theile Waſſer werden mit 15 Theilen Catechu

*) Annulosa javanica I. p. 18. n. 29. tab. 1. fig. 5.
**) Spec. gen. des Coleopt. III. p. 186.

und 15 Theilen Stärke verkocht, zuletzt 12 Theile flüſſiges ſalzſaures Zinn zugegeben. Die mit der Farbe gedruckte Ware wurde nach 3 Tagen im Kleienbade ausgekocht, gewalkt und ausgewaſchen; ſie ſtellte in dieſem Zuſtande für ſich ein helles Chamoisgelb dar. In Wau ausgefärbt wurde ein Pomeranzengelb, im Krappbade ein ſehr ſchönes Rehbraun, im Fernambukholzbade ein volles Roth und im Kampeſchenholzbade ein intenſives Lilas erhalten.

Dieſelbe Zuſammenſetzung, nur ſtatt des ſalzſauren Zinn's 10 Theile trocknes oxydirt ſalzſaures Zinn ſtellte ein helles, etwas röthliches Lederbraun dar. Im Waubade wurde ein dunkles Oraniengelb in Bronce übergehend; im Krappbade ein intenſives Lederbraun, im Fernambukholzbade ein volles dunkles Roſa gleich den Dasmaſcener-Roſen, und im Kampeſchenholzbade ein ſehr brillantes Lilas erzielt.

100 Theile Waſſer, 20 Theile Catechu, 18 Theile Stärke, 8 Theile trocknes oxydirt ſalzſaures Zinn, 6 Theile concentrirtes flüſſiges ſalpeterſaures Kupfer, bildeten ein dunkles Bronce, im Waubade ſatt Olivengelb, im Krappbade dunkel Bronce, im Fernambukholzbade dunkel Lilas und im Kampeſchenholzbade intenſives Püce.

100 Theile Waſſer, 15 Theile Catechu, 18 Theile Stärke, 15 Theile ſalpeterſaure Thonerde, ein ſchönes röthliches Lederbraun, im Waubade ein trübes Braun, im Krappbade Lederbraun, im Fernambukholzbade heiteres Lilas und im Kampeſchenholzbade heiteres Violett.

100 Theile Waſſer, 20 Theile Catechu, 18 Theile Stärke, 18 Theile ſalpeterſaure Thonerde, 15 Theile ſalpeterſaures Kupfer, ein ſchönes röthliches Olivengrau, im Waubade ein ſattes Olivenbraun, im Krappbade intenſives Rothbraun, im Fernambukholzbade dunkles Püce und im Kampeſchenholzbade Schwarzblau.

100 Theile Waſſer, 15 Theile Catechu, 15 Theile Stärke, 12 Theile ſalpeterſaures Eiſen, dunkles ins Braun übergehendes Grau, durch das Waubad ſattes Olivengrün, im Krappbade ſchönes Braunroth, im Fernambukholzbade intenſives Madore und im Kampeſchenholzbade ſattes Schwarzgrau.

Die übrigen durch Herrn Dr. Dingler angewandten erdigen und metalliſchen Beizen boten keine beachtungswerthen Reſultate dar *).

Als Applicationsfarben und Broncereſervagen verdienen in der Baumwollendruckerei nachfolgende einer beſondern Beachtung:

A) Bronce. Catechu-Abſud. 10 Pfund fein geſtoßenes Catechu werden mit $3\frac{1}{2}$ Pfund fein gepulvertem Grünſpan und 160 Pfund Waſſer 3mal bis auf 42 Pfund Flüſſigkeit eingekocht, das erhaltene Fluidum durch ein Haarſieb geſchlagen und für den Gebrauch aufbewahrt.

Zur Darſtellung der Farbe werden 9 Pfund dieſes Abſuds mit $1\frac{1}{2}$ Pfund Stärke verkocht, 24 Loth Salmiak hinzugebracht und die Farbe ganz kalt gerührt, wodurch ſehr intenſiv dunkel Bronce erhalten wird. Will man hellere Abſtufungen dieſer Farbe erzielen, ſo ſetzt man

*) Vergl. Dr. Dingler in ſeinem neuen Journal für die Indiennen- oder Baumwollen-Druckerei. Bd. 2.

Digitized by Google

dem Catechu-Abſude eine verhältnißmäßige Menge Waſſer zu und vermindert das Gewicht des Salmiaks im Verhältniß zur Catechu-Maſſe. Die mit dieſer Farbe gedruckte Ware läßt man nach dem Trocknen 3 Tage lang liegen, wäſcht ſie am Fluß oder Bach gut aus und trocknet ſie ab.

B) Bronce-Reſervagen. Setzt man der Broncefarbe 3½ bis 4 Pfund Zinnſalz zu, ſo erzielt man eine dunkle Broncereſervage. Hellere Abſtufungen werden durch mit Waſſer verſchwächten Catechu-Abſud erreicht, bei welchen das Zinnſalz im Verhältniß zur Catechu-Maſſe beigegeben wird.

Dieſe ſchönen Bronce-Reſervagen eignen ſich für den Druck auf gelbe, oliven, graue, krapplilas und krappviolette, ſo wie auf eiſenblauſaure Gründe. Bei letztern wird die Applicationsſchwarze Farbe, die gelben, rothen und Bronce-Reſervagen auf die mit eſſigſaurem Eiſen imprägnirte und in Kuhmiſt ausgeſottene Ware aufgedruckt, ausgewaſchen, und im geſäuerten eiſenblauſauren Kalibade der Grund blau gefärbt.

Als gärbeſtoffhaltige Subſtanz hat man in der Ledergärberei auch hin und wieder günſtige Reſultate erlangt. In Oſtindien bedient man ſich derſelben zum Gärben. Man ſoll dort Leder binnen 3 Tagen damit gärben, was der heiße Himmelsſtrich wohl möglich macht; 1 Pfund Catechu ſoll 7 bis 8 Pfund Eichenrinde erſetzen. (*Kurrer.*)

CATENIPORA, eine von Lamarck (anim. sans vertebr. tome 2. p. 206.) geſtiftete foſſile Corallen-Gattung, welche von Lamouroux in der franzöſiſchen Ausgabe des Ellis Solanderſchen Werkes: Exposition methodique des polypiers etc. p. 65. aufgenommen worden iſt und die am Ufer der Oſtſee und andern gothländiſchen Küſten ausgeworfenen Corallverſteinerungen der ſogenanten Kettenſteine umfaßt, welche anfänglich von Linné im Syſtem unter die Tubiporen, dann aber in den Amoenit. acad. Vol. I. p. 103. tab. 4. f. 20. zu den Milleporen gezählt wurden. Es ſind parallele Röhren, welche in vergitterten Wänden ſenkrecht herabſteigen. Die Anzahl und Geſtalt der ſenkrecht durch die Maſſe herabſteigenden parallelen Röhren, wie auch ihre Mündungen, bald rund, bald oval, bald elliptiſch, bald ſternförmig, ſind in den verſchiedenen Arten dieſer Corallen-Gattung verſchieden. Eben ſo verſchieden ſind auch die Gitter oder Maſchen des Netzes in ihrer Größe und Geſtalt, welche die ſenkrecht in der Maſſe herabſteigenden Röhrenwände bilden und die flächern oder tiefern Zwiſchenräume zwiſchen den Röhrenwänden. J. Chr. Fuchs in Potsdam hat die 1781 daſelbſt gefundenen Kettenſteine im 3. Bande der Schriften der berliniſchen Geſellſchaft naturforſchender Freunde S. 132 beſchrieben und abgebildet. Pallas hat nicht nur dieſe, ſondern auch die im 4. Bande der Beſchäftigungen der berliner naturf. Freunde S. 325 erwähnten jaſpisartigen und geſtirnten Kettenſteine von weicherer Steinart, die er von ſeinem Collegen Falk nach ſeiner Rückkehr von Gothland zum Geſchenk erhielt, abgebildet, und ſie in ſeinen hinterlaſſenen Manuſcripten Madreporites reticularis oder concatenatus genant. So hat man alſo die Kettenſteine bald für Milleporen bald für Madreporen bald für Tubiporen gehalten. S. Pallas Elench. Zoophyt. p. 338. Sie gehören aber weder zu der einen noch zur andern Gattung, ſondern ſind ganz eigene, wahrſcheinlich ausgeſtorbene Corallarten der ältern Oceane, ſo wie dies mit mehrern der von Linné in Fougts Diss. de Coralliis balticis im erſten Bande der Amoenitat. acad. beſchriebenen und abgebildeten Arten der Fall iſt. Auch Lamouroux ſcheint ſie blos als foſſile Corallen zu betrachten und ſtellt 2 Species derſelben auf.

1) *Catenipora escharoides*, rindenartige Lamellen oder Blätter, wo die Netz- oder Zellen-bildenden Steinwände, in welchen die parallelen zahlreichen, faſt elliptiſchen oder zuſammengedrückten Röhren ſenkrecht hinab ſteigen, durch die ganze Dicke der Maſſe hindurch gehen, Millepora catenulata, Tubipora catenulata Lin., wird gefunden foſſil am Ufer des baltiſchen Meeres.

2) *Catenipora axillaris*, Kettenſteine, in welchen die Kette oder das Netz der ſenkrecht herabſteigenden Wände nur wenige ſehr kurze ſparſam nur in den Winkeln der Maſchen ſich öffnende Röhren, enthalten. Lin. amoenit. acad. Vol. I. p. 105. tab. 4. fig. 16. Ebendaſelbſt zu finden. (*Tilesius.*)

CATHARTIN nennen Laſſaigne und Feneulle den Laxirſtoff, den ſie aus der Senna zogen (ſ. oben Cassia Senna L.). Die Subſtanz kryſtalliſirt nicht, ſieht röthlichgelb aus, riecht eigenthümlich, und ſchmeckt ekelhaftbitter, iſt in allen Verhältniſſen in Weingeiſt und Waſſer löslich, unlöslich in Äther, und wird an der Luft feucht. Aus der wäßrigen Auflöſung derſelben fällen Galläpfelextract und Bleieſſig gelbliche Flocken; Jöd, Bleizucker, Brechweinſtein und Leim verändern ſie nicht, aber durch das ſchwefelſaure Eiſenoxyd wird ſie gebräunt, und Kalien machen ihre Farbe dunkler. Bei der trocknen Deſtillation in einem verſchloſſenen Gefäße wird ſie zerſtört, und in Kohlenſäure, Eſſigſäure, Brenzöl, Kohlenwaſſerſtoffgas und einen kohligen Rückſtand zerlegt, der ganz an der Luft verbrent (ſ. Annal. de Ch. et de Ph. T. XVI.; im teutſchen Auszuge in Stoltze's berlin. Jahrb. f. d. Pharmacie ꝛc. XXIV, 1. S. 85 ꝛc. XXVI, 2. S. 155 ꝛc.). (*Th. Schreger.*)

CATTAJO, in der venedigſchen Delegation Padua, an der Straße von Padua nach Eſte, von beiden Städten gleichweit, von Abano 5 ital. Meilen entlegen, war zwei Jahrhunderte hindurch der Sitz des berühmten Geſchlechtes Obizzi, aus welchem der letzte Mann im Mai 1803 ſeine geſamten, in Toscana, im Paduaniſchen und Ferrariſchen gelegenen, jährlich an 40,000 Dukaten ertragende Güter, dem Herzoge von Modena, als dem Oberhaupte des Hauſes Eſte, vermachte. Die Burg zu Cattajo, gegen Ausgang des 16. Jahrh. von Pius Äneas Obizzo erbauet, iſt merkwürdig für den Naturforſcher durch das Material, aus welchem ſie erbauet, aber nicht minder durch viele Frescogemälde von Paul Veroneſe, die Thaten der Obizzi vorſtellend. Auch zeigt man hier das Bildniß der Marcheſin Lucretia Obizza, die in gleicher Lage mit der Römerin Lucretia, den Tod von des Ehrenräubers Hand der Schande vorzog, und dafür von den Paduanern, durch Aufſtellung ihrer Büſte in dem Rathhauſe, geehrt wurde. Vergl. den Art. Obizzi. (*v. Stramberg.*)

Digitized by Google

CAUDATA. Oppel (die Ordnungen unter den Reptilien S. 78.) theilte die Ordnung der Batrachier in die Familien Apoda, Ecaudata und Caudata. Er war alſo in dieſem Punkte Dumenil im Allgemeinen gefolgt; jedoch mit dem Unterſchiede, daß er noch die Familie Apoda, wozu das Schlangengeſchlecht Caecilia gehört, den Batrachiern zugeſellte. Dumenil (Analytiſche Zoologie. A. d. Fr. überſ. v. Froriep. 1806. S. 90.) hatte die Batrachier in Schwanzloſe oder Anuren und in Geſchwänzte oder Urodelen getrent, das Genus Caecilia aber bei den Schlangen gelaſſen. Zu den Urodelen, die mit der Abtheilung Caudata von Oppel übereinkommen, rechnet man die Land- und Waſſerſalamander, von welchen ich vorläufig die Salamandra gigantea von Barton unter dem Namen Cryptobranchus getrent habe. (S. Oken's Iſis. 1821. Literariſch. Anzeig. S. 260). Später iſt jenes Thier von Harlan Abranchus alleghanensis genant, und von demſelben iſt auch Triton. lateralis *Say* als eigenes Genus unter dem Namen Menobranchus aufgeführt. S. Edinb. journ. of Sc. no. 6. Octbr. 1825. p. 393. — Ferner gehören hieher die bekanten Genera *Proteus* (Hypocluthon, Mer.) und *Siren*. Es iſt dazu auch ein vor nicht gar langer Zeit erſt näher bekant gewordenes Amphibiengeſchlecht zu zählen, das Genus *Amphiuma* nämlich, was ſchon Garden, in einem Briefe an Linné, gekant und Amphiuma means benant hat. Genauer beſchrieben in den Medical Recorders. Juli 1819 unter dem Namen *Chrycodonta larvaeformis* und vom Dr. Harlan in dem Philad. Journ. III. Mai 1823. p. 54. (*Leuckart.*)

CAUDISONA. So wird in der erſten Ausgabe von Linné's Systema Naturae und in Laurenti's Synops. Reptilium p. 92 das Geſchlecht der Klapperſchlangen genant. Von Ray unter dem Namen Vipera Caudisona erwähnt. (*Leuckart.*)

CAUDIVERBERA. Der Name eines von Laurenti (Synops. Rept. p. 40.) gebildeten Sauriergeſchlechtes, welches mit Recht nicht angenommen, ſondern von den Neuern mit dem Genus Ascalabotes (Gecko) vereinigt iſt. Ascalab. (Gecko) Caudiverbera. S. Art. Gecko. — Seba (Thesaur. I. p. 158.) benante mit ſeinem Namen die Lacerta Dracaena *Lin.* (Tupinambis niloticus *Daud.*, Monitor du Nil *Cuv.*, Varanus Dracaena, *Mer.*) (*Leuckart.*)

CAUMONT. Dieſes Städtchen in dem Bezirke von Marmande (ſ. Caumont 3.), iſt das Stammhaus eines davon benanten berühmten Geſchlechts. Calo, des Geſchlechtes muthmaßlicher Ahnherr, ſoll auch dem Städtchen Urſprung und Namen gegeben haben. Gottfried, Herr von Caumont, erſcheint in einer Urkunde von 1079. Bec und Nompar von Caumont Gebrüder, (von Nompar leitet man die Herren von Lauzun, denen ein eigener Art. gewidmet, ab), ſchenkten 1211 der Abtei Grandmont das Priorat Merignac, bei Miramont, in Albigeois. Becs Sohn, Wilhelm I., wurde im October 1226 von König Ludwig VIII. mit Caumont, Seinchenlin, Montpeyroux, Caſtelnau, Mondaille, S. Côme, Seſerat, Crocion, les Roues, Laurane, belehnt. Sein Urenkel, Wilhelm III., Herr von Caumont, Samazan und Montpouillan, Seneſchall von Toulouſe, enterbte 1337 ſeinen einzigen Sohn, Wilhelm Raymund, weil dieſer den Engländern anhing; Philipp von Valois vernichtete indeſſen das Teſtament, und gab dem Enterbten nicht nur ſeine Güter zurück, ſondern wußte ihn auch durch dieſe Großmuth dergeſtalt zu gewinnen, daß Wilhelm Raymund fortan ſein eifrigſter Diener wurde. Dieſes Enkel, Wilhelm Raymund II., ſchrieb im J. 1415 Lehren für ſeine Kinder in franzöſiſchen Verſen, ſchloß am 29. Auguſt 1417 mit dem Grafen Johann von Foix ein Schutzbündniß, welches in gascoiſcher Mundart abgefaßt, und ſtarb 1426. Sein Urenkel, Franz II., Herr von Caſtelnau in Perigord, Tonneins in Agenois, Samazan und Montpouillan in Bazadois, Verbigueres ꝛc., verm. 1554 mit Philippine von Beaupoil, Frau auf la Force in Perigord, Masdurant, Aymet und Montboyer, Vicomteſſe von Mas-Jezo, wurde, ſamt ſeinem älteſten Sohne, Armand, in der Pariſer Bluthochzeit im Bette getödtet. Der zweite Sohn, Jakob Nompar, geb. 1559, erlernte unter Heinrich IV. das Kriegshandwerk; er kämpfte an des Königs Seite in dem Treffen bei Arques, wurde General-Lieutenant in dem Gouvernement von Perigord, Bergerai und Montflanquin, ſodann Vicekönig von Navarra und Bearn. Nach Heinrichs IV. Ermordung ſuchte er aus allen Kräften die ſinkende Partei der Hugonotten aufrecht zu erhalten; eine Diverſion in Guyenne vermochte er nicht zu bewirken, deſto mehr konte er ſich 1621 in der Vertheidigung von Montauban auszeichnen. Im folgenden Jahre 1622 fand er indeſſen Gelegenheit, ſeinen Frieden mit dem Könige, dem der Beſitz des von Jakob beſetzten Städtchens S. Foi, an der Dordogne, wichtig ſchien, zu machen; er erhielt 200,000 Rthlr. bar, ſeine Güter und Würden, bis auf das Gouvernement von Bearn, wurden ihm zurückgegeben, endlich verlieh ihm der König den Marſchallsſtab (den 27. Mai 1622). Um dieſen Preis gab Jakob die Sache ſeiner Glaubensgenoſſen, nicht aber ihren Glauben, auf. Er diente ſodann als General-Lieutenant der Armee von Piemont, nahm Pignerol, überwand die Spanier in dem Gefecht bei Carignano, und half 1630 Caſal entſetzen. Im folgenden Jahre ſtand er in Lothringen, wo er den 27. December 1631 Moyenvic einnahm, ſodann wurde er nach Languedoc geſchickt, wo er mehre Städte zum Gehorſam zurückführte. Den 28. Juli 1634 nahm er die bisher unbezwungene Bergveſte la Mothe in Lothringen, bei welcher Gelegenheit er, zuerſt unter allen franzöſiſchen Feldherren, ſich der Bomben bediente, dann nöthigte er im nämlichen Jahre die Kaiſerlichen, von Philippsburg abzulaſſen, auch brachte er Heidelberg Hilfe. Den 21. März 1635 wurde Speyer durch ihn eingenommen, im J. 1636 wohnte er der Wiedereinnahme von Corbie bei; den Herzog von Lothringen beſiegte er in verſchiedenen Gefechten. So viele Dienſte zu belohnen, erhob der König im Juli 1637 das Marquiſat la Force, ſamt Mucidan und Masdurant, zu einem Herzogthum, zugleich Pairie. Der neue Herzog ſtarb den 10. März 1652, alt 93 Jahre. Der älteſte Sohn, den ihm Charlotte von Gontault, des Marſchalls von Biron Tochter, geboren, Armand, focht anfangs für die Hugonotten, wurde ſodann Maréchal de

Digitized by Google

Camp, auch 1682 Maître de la garderobe du roi, nahm Hagenau und andere rheiniſche Städte, ſchlug bei Raon in Lothringen den 18. März 1636 den kaiſerlichen Feldherrn Colloredo, der ſelbſt ſein Gefangener wurde, erhielt nach ſeines Vaters Tode den Marſchallsſtab, und ſtarb den 16. December 1675, über 80 Jahre alt. Sein einziger Sohn, Jakob, Marquis von Maugero, blieb unverheirathet, ſeine Tochter aber, Charlotte, Frau auf Savelles, wurde 1653 des großen Turenne Gemahlin, und ſtarb kinderlos den 13. April 1666. In dem Herzogthum la Force ſuccedirte Armands jüngerer Bruder, Heinrich Nompar, Marquis von Caſtelnau und Maréchal de Camp, † 1678, und dieſem ſein Enkel, Jakob Nompar, Marquis von Boeſſe, und ſein Urenkel, Heinrich Jakob Nompar, Herzog von la Force, Graf von Mucidan, Baron von Caſtelnau, Caumont, Tonneins, Samazan, Feuillet, Taillebourg, Boeſſe, Cugnac, Requepine, Madurant und la Boulaye (bei Evreux), Inhaber eines Infanterieregiments, einer der 40 der franzöſiſchen Akademie, und Protektor der Akademie von Bordeaux, † kinderlos den 20. Juli 1726, und Armand Nompar, bei ſeines Bruders Lebzeiten der Marquis von la Force genant. Dieſer trat das Herzogthum la Force ſeinem älteſten Sohne, Jakob, verm. mit einer Tochter des Marſchalls von Noailles, ab, und ſcheint mit demſelben das ganze Haus erloſchen zu ſeyn. Jakobs jüngerer Bruder, Armand, fiel vor Coni im September 1744.

(*v. Stramberg.*)

CAXTON, William, der Coſter und Gutenberg Englands, wurde ums Jahr 1410 oder 1412 in einer wahrſcheinlich unbedeutenden Ortſchaft der Grafſchaft Kent geboren. Er erlernte zu London bei dem angeſehenen Kaufmann Robert Large den Handel, und hatte ſich der Gewogenheit deſſelben in ſolchem Grade zu erfreuen, daß ihm dieſer bei ſeinem 1441 erfolgten Tode ein für jene Zeit bedeutendes Legat von 20 Mark teſtamentariſch ausſetzte. Hierauf ernante ihn die Compagnie der Londoner Kaufleute zu ihrem Factor in Holland und Flandern, wo er ſich über 30 Jahr aufhielt, und 1464 zugleich mit Richard Whetehill einen Handelstractat zwiſchen Eduard IV. und Herzog Philipp dem Gütigen von Burgund abſchloß. Er empfahl ſich bei dieſer Gelegenheit beiden Höfen in einem ſolchen Grade, daß er, als Eduards Schweſter Margaretha mit dem Herzog Karl von Burgund verheirathet wurde, eine Anſtellung an ihrem Hofe erhielt, über deren eigentliche Beziehung keine Nachrichten vorhanden ſind. Sie ſcheint indeſſen nur eine literariſche geweſen zu ſeyn. Denn auf ihre Veranlaſſung unternahm er zu Brügge im J. 1468 eine engländiſche Überſetzung von Raoul le Fevre's Recueil des histoires de Troyes, welche zu Cöln im J. 1471 gedruckt erſchien. Es war das erſte in engländiſcher Sprache gedruckte Buch, und Caxton fand an dieſer Beſchäftigung ſo vielen Geſchmack, daß er ſich einen vollſtändigen Druckapparat anſchaffte, mit dieſem im Jahre 1474 nach England zurückkehrte, und in der Weſtminſterabtei eine Druckerei, die erſte in England, anlegte. Das erſte aus dieſer vaterländiſchen Preſſe hervorgegangene Werk war eine von ihm ſelbſt aus dem Franzöſiſchen verfertigte Überſetzung eines urſprünglich lateiniſch abgefaßten Werks des Jakob von Ceſſolis, unter dem Titel: The game and playe of the chesse, 1474. fol. Die Geſamtſumme ſeiner Drucke beläuft ſich auf 64, von denen die meiſten Überſetzungen aus dem Franzöſiſchen ſind. Sein letzter datirter Druck iſt die engländiſche Überſetzung der Äneide des Virgilius vom Jahr 1490, und ſein Tod fällt in das Jahr 1491 oder 1492. Wie groß indeſſen auch ſein Verdienſt um die Verbreitung der Buchdruckerkunſt in ſeinem Vaterlande iſt, ſo hält er doch keine Vergleichung mit andern Druckern ſeiner Zeit aus. Sein Papier und ſeine Druckerſchwärze iſt gut; aber ſeine gothiſche Type (der römiſchen hat er ſich nie bedient) iſt geſchmacklos, widerlich verſchnörkelt und verzogen, und die mehren ſeiner Drucke beigefügten Holzſchnitte dienen nur zu ihrer Entſtellung. Man kent aus ſeiner Preſſe einen einzigen Pergamentdruck: The doctrinal of sapience, 1489. fol., welcher ſich im britiſchen Muſeum befindet *).

(*Ebert.*)

CELTEN, Celtae, *Κελτοί*, ſeltener im Griechiſchen *Κελταί*, ſind in der alten Völkerkunde ein Hauptvolk Europa's. Ephorus [1]) theilte die bekante Erde in vier Theile, und wies den Oſten den Indiern, den Süden den Äthiopen, den Norden den Scythen und den Weſten den Celten an. Wird die letztere Behauptung auf Europa beſchränkt, ſo iſt ſie für den Zeitraum von 600 bis 300 Jahr v. Chr. und noch weiter herab richtig. Denn vom Cap St. Vincent und Finisterre bis zu den Ausflüſſen der Donau, von Schottland bis Marſeille, vom Main und den Quellen der Elbe bis an den Apennin und nach Bosnien und Croatien wohnten Celten, wenn gleich hie und da mit dazwiſchen geſchobenen andern Völkern, oder mit ihnen verſchmolzen. Die Celten wurden daher für das größeſte Volk Europa's und nach ihnen die Thracier gehalten [2]). Weil aber einige alte Geographen, wie Hipparchus [3]), das Celtenland bis zu 58 bis 60 Grad nördlicher Breite hinaufrückten und angenommen wurde, daß drüber hinaus wegen der Kälte keine Menſchen mehr wohnten, auch überhaupt die den Celten nördlich wohnenden Völker noch nicht bekant waren, ſo kamen die Celten auch in dem Norden Europa's zu ſtehen. Eine zweite Verwirrung entſtand daher, daß ſpäterhin die teutſchen Völker die Wohnſitze der Celten im ſüdlichen Teutſchland und in Pannonien auf längere oder kürzere Zeit beſetzten, und ſich mit ihnen vermiſchten. Daher iſt es gekommen, daß man Celten und Teutſche häufig für eine Nation angeſehen und den Unterſchied in Sprache, in gottesdienſtlicher, bürgerlicher und häuslicher Einrichtung, in Tracht, Waffenart, Charakter und Sitten, welcher ſich klar nachweiſen läßt, zu wenig beachtet hat. Hiemit ſoll nicht ausgeſagt werden, als ſey die Vorſtellungsweiſe völlig unrichtig, daß der ganze Norden Europa's vom Hämus und den Alpen bis nach Scandinavien uranfänglich mit einerlei Volk gefüllt geweſen, welches einerlei Sprache,

*) J. Lewis life of W. Caxton. Lond. 1737. 8. Biographie univ. T. 7. p. 461 f. J. Johnson's typographia (Lond. 1824. 12.) Vol. 1. p. 79—208. Ames typogr. antiq. by Dibdin. T. 1.

1) Strabo I. p. 33 und 34. 2) Pausan. 1, 9. 3) Strabo II. p. 72.

Digitized by Google

Sitten und Lebensart geführt und nur ſpäterhin durch locale Bildung, veränderte Einrichtung, Lebensart und Sprache ſich merklich unterſchieden habe, eine Idee, auf welche die zum Theil unvollſtändigen Nachrichten der Griechen und Römer ſelbſt führen konten, und welche die meiſten Alterthumsforſcher angenommen haben. Es kann dies, weil es durch viele Bemerkungen wahrſcheinlich gemacht wird, zugegeben werden, nur wird behauptet, daß in den hiſtoriſchen Zeiten Celten und Teutſche zwei verſchiedene Völker waren. Es kann in dieſem Artikel von den Celten nur im Allgemeinen gehandelt werden, weil vieles Einzelne und Specielle in andern Artikeln theils ſchon erwähnt iſt, theils noch dargelegt werden wird. Nach einigen Vorbemerkungen über Herkunft und Namen ſollen hier beſonders die Wanderungen der Celten dargeſtellt werden, um die hiedurch entſtandenen Hauptzweige des Celtenſtammes zu beſtimmen und in eine Überſicht zu bringen, über welche dann die beſondern hier anzuzeigenden Artikel weiter nachzuleſen ſind.

Pelloutier [4]) hat behauptet, daß Pannonien und die benachbarten Gegenden, aus denen ſpäterhin jene celtiſchen Völker, welche Macedonien, Theſſalien bis Phocis und Ätolien hinab verwüſteten, einen großen Theil Thraciens eroberten und endlich in Kleinaſien weitläufige Landſchaften einnahmen, die unter dem Namen Galatia bekant ſind (ſ. Galater und Galatia), das eigentliche Mutterland der Celten ſeyen, und daß die Pelasger, welche in den früheſten Zeiten in Griechenland, Kleinaſien und in Italien auftreten, eben dieſe Celten geweſen wären, eine Meinung, zu welcher einige misgedeutete Angaben der Alten Veranlaſſung gegeben haben. Auch Mannert [5]) vermuthet, daß die Celten von Oſten, von Thracien her, einwanderten, und daß ihre nachmaligen Züge nach jenen Gegenden nichts weiter als Rückwanderungen auf einer bekanten Völkerſtraße waren. Es iſt allerdings nicht zu leugnen, daß ſich in den Mythen Spuren ſolcher Einwanderungen aus jenen Gegenden finden. Nach Timagenes [6]) erfolgten zwei Heerzüge nach Gallien, zuerſt unter einem ältern Herkules, welcher Dorienſer an den Meeresküſten zurückließ, und ſpäter unter dem jüngern Herkules, Amphitryons Sohne, welcher in Spanien den Geryon überwand und in Gallien, wo er die Stadt Aleſia [7]) anlegte, den Tauriscus tödtete, den Stammvater der Taurisker, welche celtiſche Nation, zu welcher auch die Salaſſii und Lepontii gehörten [8]), die Alpen und vorzüglich die noriſchen Bergländer einnahm. Allein theils fanden ſelbſt nach dieſen Mythen jene Heroen bereits das Celtenvolk vor, wenn gleich nicht unter dieſem Namen, welchen die Mythe zum Theil von den Söhnen des Herkules erſt ableitet, theils werden auch nach den Nachrichten, welche der celtiſche Prieſterſtand, der gebildetſte Theil der Nation, mittheilte, die Celten aborigines und indigenae genant, welche zuerſt in dem Lande erſchienen und wenn auch eingewandert, doch keine frühern Beſitzer des Landes kanten. Die ältern Alterthumsforſcher [9]), welche faſt alle von der moſaiſchen Völkertafel ausgehen, und hiebei Joſephus zu Hilfe nehmen, leiten die Celten von Gomer, dem älteſten Sohne Javhets ab, von dieſem die Parther, Titanen, Cimmerier, Cimbern und von dieſen Celten und Gallier, und benutzen, um die Titanen für die Celten auszuklügeln, ein poetiſches Bild des Callimachus [10]) und vielleicht auch die Nachricht Varro's [11]), der von Einwanderung zwar nicht der Parther, doch der Perſer in Spanien redet. Sind aber auch manche Irrungen und Übertreibungen in dieſe Ableitung eingeſchlichen, ſo muß man doch hiſtoriſch zugeben, daß die alte Welt geglaubt hat, es ſey die weſtliche Halbinſel vom Morgenlande aus bevölkert worden. Denn aus puniſchen Büchern berichtet ſogar Salluſtius [12]), daß Meder, Perſer und Armenier in Spanien einwanderten, wie denn die Iberer, als Stammvolk in Armenien und daneben die Gelä Γῆλαι und Γέλαι ſich finden [13]), und da die Celten einen Hauptbeſtandtheil der Bevölkerung in Spanien ausmachten, ſo iſt wahrſcheinlich, daß auch dieſe aus jenen morgenländiſchen Gegenden kamen. Jene Spuren celtiſcher Bevölkerung, welche man bis faſt zu dem See Mäotis findet, können indeß nicht als ſichere Andeutungen dafür gelten, weil die Wanderungen der Celten von Weſten nach Oſten ſeit dem Jahre 600 v. Chr. nicht bezweifelt werden können und daher wohl möglich iſt, daß einzelne Abtheilungen dieſer beweglichen und unternehmenden Nation ſelbſt bis zum Don vorgeſchritten ſind, zumal da die Geſchichtſchreiber und Geographen, welche alle ſpäter lebten, uns nicht in den Stand ſetzen, die alten Spuren der vermuthungsweiſe aus Aſien angenommenen Wanderungen der Celten nach Weſten von denjenigen Spuren, welche die Celten ſpäterhin in umgekehrter Richtung hinterließen, zu unterſcheiden. Beſchränkt man ſich daher, wie billig, auf die hiſtoriſche Zeit, ſo kann man nur Gallien für das Hauptland und die Mutter der Celten halten und muß die Frage, aus welchem andern Lande ſie urſprünglich dahin wanderten, unbeantwortet laſſen, weil dies Ereigniß jenſeits der Geſchichte im Dunkel liegt.

Der Name Celten, der aber Kelten ausgeſprochen werden muß, war in Gallien einheimiſch [14]) und der allgemeine für alle die vielen durch beſondere Namen unterſchiedenen celtiſchen Völkerſchaften. Man hat verſucht die Bedeutung deſſelben zu beſtimmen. Pezron [15]) hält es fürgleichbedeutend mit tapfer und dem teutſchen Worte Helden (aber mit Verſtärkung des H ausgeſprochen). In den Collectaneis von Leibnitz wird es von gelten abgeleitet [16]). Nach Court de Gebelin [17]) ward der Name von der Kälte entlehnt, welche in dem nördlichen Eu

4) Pelloutier histoire des Celtes. lib. I. c. 8. p. 51. 5) Mannert Geogr. d. Gr. u. Röm. II. p. 20. 6) Bei Ammian. Marcell. XV, 9. Vergl. Plin III, 21. 7) Diodor. IV, 19. und V, 24. 8) Plin. III, 24.

9) Vergl. Helleri de origine gentium Celticarum Dissert. p. 2 seq. 10) Callimach. in Delum V, 174. 11) Plin. III, 3. 12) Bell. Jugurth. 14. 13) Plutarch. Pompej. 35. Vergl. Considerationes ad epist. Pezronii in Leibnitii collectaneis etym. I. p. 69. 14) Caesar I, 1. Pausan. I, 3. 15) G. Leibnitii collectanea etymologica ed. Georg. Eccard p. 63. 16) p. 104. 17) Monde Primitif. Tom. V. p. XII.

Digitized by Google

ropa herrſchte, welches von den Celten nach ſeiner Meinung beſetzt war. Vielleicht hat zu dieſer Ableitung Pauſanias [18]) und andere Schriftſteller [19]), welche die Kälte in Gallien als ſehr heftig ſchildern, Veranlaſſung gegeben. Mezeray [20]) führt das celtiſche Wort Gal oder Gault Wald an, weil Gallien früher mit Wald bedeckt geweſen, Camden [21]) aber Gualt Haar und Gualtor behaart, weil die Celten ein langes Haar trugen. Nach der Mythe hat ein König Celtus d. i. Keltus oder Galates, wie ihn Diodor nent, der Nation ihren Namen gegeben, dieſer Celtus war aber, nach einer andern Mythe, welche offenbar jüngern Urſprungs iſt, ein Sohn des Herkules und der Celtine, einer Tochter des Bretannus [22]). Jene Angabe, daß ſich die Nation von einem beliebten Könige, der durch Tapferkeit, Kriegsthaten und Eroberung vieler Theile des angrenzenden Landes ſich großen Ruhm erworben hatte, benant habe, iſt noch unter allen das Wahrſcheinlichſte. Sie ſagt zugleich aus, daß der Name Celten erſt in Gallien entſtanden, und von hier aus in alle Gegenden, wohin aus Gallien celtiſche Völker auswanderten, verpflanzt iſt, ein Satz, welcher ſich durch die Geſchichte beſtätigt, und von Schöpflin [23]) gegen Andere ſehr gut vertheidigt iſt. Gallien war demnach das Mutterland der Celten und hier wurde recht eigentlich das Volk Celten genant, daher auch Diodor anzumerken nöthig findet [24]), daß zwiſchen den Alpen und den Pyrenäen das Volk Celten heiße; diejenigen celtiſchen Völker aber, welche ſüdlich und bis zu dem hercyniſchen Gebirge und bis Scythien hin wohnten, Galater oder Gallier genant würden. Dieſe Unterſcheidung wurde durch das Bedürfniß der Deutlichkeit faſt nothwendig. Inzwiſchen werden von den Griechen auch die pannoniſchen und illyriſchen Celten ſehr häufig Kelten und nur die aſiatiſchen vorzugsweiſe Galatä genant. Den Namen Galli gebrauchen aber die Römer von allen celtiſchen Völkerſchaften, die Europa bewohnten, wofern ſie ſich nicht der beſonderen Namen, wodurch ſie jene unterſchieden, bedienten, wiewol ſie auch hier häufig den allgemeinen und beſondern Namen neben einander ſtellten, als Galli Senones, Galli Gaesatae.

Was nun die eigentlichen Celten in Gallien betrifft, ſo waren dieſe zu Cäſars Zeit auf die Landſchaften zwiſchen der Garonne, Marne, Seine und dem Ober-Rheine und die Schweiz beſchränkt, ſie beſaßen aber früher auch das Land der Belgä, bis dieſe ſich mit ihnen vermiſchten und mit nachrückenden teutſchen Völkern noch mehr vermiſcht wurden. Eben ſo war das ſüdliche Gallien bis auf die Küſtenſtriche, wo Iberer und griechiſche Colonien ſich feſtgeſetzt hatten, von Celten erfüllt. Dieſe Celten zerfielen in viele einzelne Völkerſchaften, welche eben ſo viel Staten bildeten, wurden aber meiſt ariſtokratiſch regirt und durch die Hierarchie der Druiden (ſ. Druiden) zuſammen gehalten. Über dieſe Celten und ihr Land müſſen die Art. Galli und Gallia nachgeleſen werden. Hier wird blos bemerkt, daß dieſes geſegnete Land ſchon in alter Zeit einen Überfluß an Menſchen hatte, die kriegeriſch und unternehmend, zu weiten Heerzügen bereit waren, um ſich weniger bedrängte und überfüllte Wohnſitze zu erobern.

Die älteſten Auswanderungen dieſer Art waren unſtreitig nach Spanien gerichtet. Varro [25]), welcher die Einwanderung der Celten und Iberer meldet, gibt nicht die Zeit an, wo ſie geſchah. Offenbar zogen aber die Celten nicht zugleich mit den Iberern in das Land ein, ſondern kamen ſpäter an und fanden die Iberer vor, mit denen ſie um das Land kämpften und endlich durch einen Vertrag, welcher die gegenſeitige Verheirathung feſtſetzte, mit ihnen zu einem Volke, Celtiberen genant, welches das mächtigſte und ausgebreitetſte in Spanien ward, verſchmolzen [26]). Nach Lucan waren dieſe Celten von ihrem alten Stammvolke in Gallien vertrieben worden. Außerdem wohnten aber Celten unvermiſcht in Andaluſien, mit welchen Hamilcar kämpfte [27]), desgleichen zwiſchen der Guadiana und dem Tajo unter dem Namen Celtici [28]), eben ſo in Galicien vier celtiſche Völkerſchaften, Artabri, Nerti, Tamarici und Präſamarci [29]). Auch die Verones, Carpetaner und Ilergeten werden Celten genant [30]). Die Menge von Städten in Spanien mit der celtiſchen Endigung briga, Berg, Hügel, bei den Thraciern bria Stadt, weil die Städte auf Hügeln angelegt wurden, bezeugt die zahlreiche Anſiedlung der Celten. Wegen dieſer Menge Celten begriffen die ältern Griechen, Herodot, Ariſtoteles und Hipparchus unter Kelten und Keltike auch Spanien und deſſen Bevölkerung [31]). Strabo merkt an einigen Orten an [32]), daß die Sitten mit denen der Celten, Thracier und Scythen in vielen Stücken übereinſtimten.

Von iberiſchen und galliſchen Celten waren die britiſchen Inſeln bevölkert worden, daher hier die Sitten denen der Iberer und Gallier glichen, und die Sprache nicht viel unterſchieden war [33]). Die obgedachte Mythe von dem Bretannus und ſeiner Tochter Celtine deutet auch die Verwandtſchaft an. Ptolemäus fand in Britannien Pariſii, Atrebatii und Belgä, Bewohner Galliens wieder. Beda [34]) leitet die Briten von den Küſten Galliens her, eben ſo Wilhelm Camden. Die Unterſuchungen über die Sprachen [35]), namentlich über das Galic in Schottland, das Iriſche in Irland und das Cymreg, die Sprache der Cymri, jener alten Belgen, welche ſich an den Küſten niedergelaſſen hatten (ſ. Belgä) und ſpäterhin von den Angelſachſen nach Wales verdrängt wurden, ſetzen außer Zweifel, daß die alte Bevölkerung Britanniens celtiſch war. Allein die Zeit, wann die Beſetzung der Inſel anhob, denn wahr-

18) Pausan. I, 35. 19) Ammian. XV, 10. 20) Hist. de France avant Clovis p. 7. 21) Britannia p. 23. 22) Parthenius in Eroticis 30. Ammian. l. c. Diodor. V, 24. 23) Vindiciae Celticae p. 4 seq. 24) Diodor. V, 32.

25) Plin. III, 3. Lucan. IV, 9. Appian. Hispan. p. 424. 26) Diodor. V, 33. 27) Diodor. Fragm. lib. XXV. p. 355. ed. Bip. 28) Strabo III. Plin. III, 1. Mela III, 1. 29) Mela III, 1. Strabo III. p. 153. 30) Strabo III. p. 245. Stephan Ἀσία. Ptolem. II, 6. 31) Herodot. II, 33. Aristoteles de mundo c. 3. Strabo III, 130. 32) Strabo III. p. 165. 33) Tacit. Agric. II. Strabo IV. p. 200. Vergl. Caesar V, 12. 34) Bedae Histor. Eccles. I, 1. Cambdeni Britannia p. 12 et 25. 35) Adelung und Vaters Mithridates II. p. 142 etc.

Digitized by Google

ſcheinlich erfolgte ſie allmälich, kann ſo wenig, als bei den iberiſchen Celten angegeben werden. Vermuthungsweiſe iſt anzunehmen, daß ſie in ſehr alten Zeiten begonnen habe, weil behauptet wurde, daß der Orden der Druiden in Britannien entſtanden ſey, und noch zu Cäſars Zeit diejenigen dahin zu reiſen pflegten, welche den höchſten Unterricht in der Druiden-Weisheit erlangen wollten [36]. Wahrſcheinlich waren um 600 Jahr vor unſerer Zeitrechnung die Auswanderungen dahin vollbracht, weil ſeitdem die Übervölkerung nach einer andern Seite einen Abfluß erhielt.

Denn zur Zeit des Tarquinius Priscus [37] im Jahre 589 v. Chr., ſendete der celtiſche König Ambigatus, um Gallien der übergroßen Volksmenge zu entledigen, zwei Söhne ſeiner Schweſtern, Belloveſus und Sigoveſus, mit rüſtigen Völkern aus, den erſten nach Italien, den zweiten nach Teutſchland, um neue Wohnſitze einzunehmen. Livius nent Bituriges, Arverni, Senones, Äqui, Ambarri, Carnutes, Aulerci, Kriegesſcharen aus den in Gallien angeſeſſenen Völkern, welche Belloveſus begleiteten. Allein dieſe Völker kamen nicht mit einem Male, ſondern nach und nach in Italien an, wie ſich aus der Vergleichung ergibt. Bei dem erſten Vordringen wurden die Tuscer vertrieben, und es beſetzten nach Polybius die Lai oder Lävi und Lebecii Piemont und die mächtigen Iſubres das Mailändiſche, wo ſie auch Mediolanum anlegten. Der Diſtrict hieß von ihrer Ankunft das Land der Iſubres, welcher Umſtand vermuthen läßt, daß ſchon früher Celten ſich dort niedergelaſſen hatten, wie es denn auch eine doppelte Nachricht über die Veneter gab, deren eine ſie von den Venetern in Gallien ableitete [38]. In der That glichen, wie Polybius anmerkt, die Veneter in Sitten und Tracht den Galliern, obgleich ihre Sprache abweichend war, welche aber durch den frühern Aufenthalt in Italien ſich geändert haben konte. Ein anderer Schwarm Cenomani, von Elitovius geführt, folgte dem vorigen, und beſetzte die Gegend von Brixen und Verona. Hinter ihnen am Ticinus ſetzten ſich die Salluvii feſt. Ein neuer Schwarm, die Boji, welche 120 Tribus allein ausmachten [39], und die Lingones gingen, da ſie bereits alles Land zwiſchen den Alpen und dem Po gefüllt fanden, über dieſen Fluß, verdrängten auch hier, wie ſie jenſeits des Fluſſes gethan hatten, die Tuscer, beſetzten das Land zwiſchen dem Po und dem Apennin, und nahmen ſogar Umbrien ein. Die Senones, welche zuletzt anlangten, beſetzten noch ſüdlicher das Land zwiſchen dem Apennin und dem adriatiſchen Meere bis gen Ancona. Der Häuptling derſelben, Brennus, nahm 389 Rom ein, und ſeitdem hatten die Römer mit dieſen Celten 200 Jahr zu kämpfen, bis ſie ſich in Römer verwandelten oder auswanderten. Die Bojer machten ihnen am meiſten zu ſchaffen. Sie wehrten ſich nach dem zweiten puniſchen Kriege noch 15 Jahre lang wie Verzweifelte, bis ſie, nicht länger fähig zu widerſtehen, Italien verließen [40]. Statt der obgedachten Lingones, nent Polybius die Ananes und Ägones. Dieſe italieniſchen Celten erbaueten außer Mailand, Como, Bergamo, Verona, Trient, Brixen, Vicenza [41]. Von Brixen war der Weg auf der rechten Seite des Inns, welcher Grenzfluß des hieſigen Celtenlandes wurde, in das jenſeitige Land bis an die Donau geöffnet, wohin ebenfalls celtiſche Bojer einwanderten.

Von Oberitalien gingen die illyriſchen und pannoniſchen Celten aus. Denn die von Livius oben erwähnten Bituriges, Arverner, Äquer, Ambarrer, Carnutes, Aulercer werden nicht weiter in Italien gefunden. Dieſe Völker, welche in Oberitalien keinen Platz mehr fanden, rückten weiter öſtlich fort, überwältigten die Gebirge und in den Durchgängen Illyriens die dortigen Barbaren, und ließen ſich in Pannonien nieder, wo ſie die Einwohner unterjochten und die benachbarten Völker bekriegten [42]. Sie waren ſeitdem das herrſchende Volk von Iſtrien bis an die Donau in den Gebieten von Krain, Kärnthen, Steiermark, Öſtreich und in demjenigen Theile Ungerns, das auf dem rechten Ufer liegt, in Slavonien, Croatien, Servien bis Bosnien hinein in verſchiedenen Zeiten mehr oder minder ausgedehnt, je nachdem das Glück ihrer Waffen ihnen weitern Spielraum gab. Aber auch hier verſchwinden die beſondern völkerſchaftlichen Namen, wenn man nicht etwa in Carnuntum, Carrodunum und Carni, welche ein celtiſches Volk waren [43], ein Andenken der Carnutes findet, vielmehr treten hier die Celten in drei Völkerſchaften auf, die Scordisci, Taurisci und Boji genant werden.

Die Scordisci, mit welchen Stephanus die Skiltii verbindet, hatten ihren Hauptſitz in Slavonien und dem nördlichen Theile Serviens, und reichten von der Donau weſt- und ſüdwärts bis zur Kulpa und den Gebirgen von Bosnien und Croatien. Allein einzelne Theile dieſes kriegeriſchen Volkes ſaßen noch weiter in Oſten und Süden unter Illyriern, Triballern und Thraciern. Sie brachten den Römern viele Niederlagen bei, wurden aber doch endlich von ihnen überwältigt [44].

Die Taurisci beſaßen Steiermark und die umliegenden Gegenden, ſtießen an dem Savus mit den Scordiscern zuſammen, und in der Gegend des Peiſo-Sees mit den Bojern in Pannonien. Im Weſten machte der Inn die Grenze. Sie wurden auch Tauriſtä, Teriſtä, Ligyrisci und Troi genant, wenn nicht etwa beſondere Abtheilungen darunter verſtanden ſind. Die Römer nanten ſie Norici, vermuthlich von der Hauptſtadt der Taurisci Noreja, und das ganze Land Noricum. Zu ihnen gehörten auch die obgedachten Lepontii und Salaſſi, und auch die Taurini, wie denn Polybius vorzugsweiſe die Anwohner der weſtlichen Alpen Taurisci nent. Es ſcheint daher, daß ſich dieſer ſehr alte Celtenſtamm der Taurisci, oder Norici, deſſen die Mythe ſchon erwähnt, auf der ganzen Alpenkette entlang in früheſten Zeiten feſt geſetzt hatte, und daß die ſpäter folgenden Einwanderungen ſich in ſeinem Namen

36) Caesar VI, 13. 37) Liv. V. 34. Polyb. II, p. 105. ed. Casaub. 38) Strabo V, p. 212. 39) Plin. III, 20. 40) Strabo V, p. 203.

41) Justin XX, 5. 42) Justin XXIV, 4. 43) Gruter. Inscript. I, p. 298. 44) Strabo VII, p. 217 etc. Liv. XX, 57. XXI, 19. Epitome 56. Sext. Ruf. c. 11. Stephan. p. 606.

Digitized by Google

verloren. In den Kriegen der Römer gegen ihre Stammgenoſſen fochten die Taurisci von 238—220 in Hetrurien und an dem Po tapfer gegen die Römer. Als Gallia Cisalpina unterjocht war, behaupteten ſie in ihren Gebirgen die Freiheit. Zur Zeit Cäſars hatten dieſe noriſchen Celten einen König, Namens Vocio, der ſeine Schweſter zur Gemahlin dem Arioviſt nach Gallien ſchickte [45]). Ein Theil von ihnen, der mit den pannoniſchen Bojern verbunden war, wurde von den Daciern und Geten ausgerottet, und die übrigen unter Auguſtus bezwungen. Die Taurisci hatten Nauportus angelegt, baueten alſo Städte, trieben Handel und auch die Bergwerke [46]).

Die Boji (vergl. Boji) erfüllten das eigentliche Pannonien, waren im Norden und Oſten von der Donau eingeſchloſſen, und grenzten im Süden und Weſten an die Scordiscei und Taurisci, oder Norici. Der Name Boji iſt unter allen celtiſchen Völkerſchaften der allermeiſt verbreitetſte, zugleich ſind die Boji die kriegsluſtigſten aller Celten. Sie machten in Italien, wo ſie 112 Tribus bildeten, den Römern am längſten zu ſchaffen, und der Überreſt von denen, die ſich nicht unterwarfen, wanderte an die Donau aus, und bekriegte mit ihren Stammgenoſſen vereint ſogleich die Dacier, von denen ſie aber endlich unter Börebiſtes zu Cäſars Zeit dergeſtalt zu Grunde gerichtet wurden, daß ein Theil ihres Landes die Wüſte der Bojer hieß. Sie erlitten dieſe Niederlage unter ihrem Oberhaupte Kritaſirus [47]). Es muß weiter unten noch einmal von ihnen die Rede ſeyn.

Außerdem hatten ſich die Celten in Illyrien und Thracien eingedrängt, und ſich mit den Bewohnern dieſer Länder, vorzüglich mit den Illyriern vermiſcht [48]). Die Japodes, ein Hauptvolk Illyriens, hatten daher die ganze celtiſche Kriegsrüſtung angenommen [49]), und werden von Stephanus ein celtiſches Volk genant. Auch die Autariatä, die mächtigſte Völkerſchaft Illyriens, ſchloſſen ſich an die Kriegszüge dieſer Celten [50]) an. Die Vereinigung dieſer Völker war endlich ſo groß, daß eine Mythe, wahrſcheinlich in Sicilien und in jüngerer Zeit, geſchmiedet wurde, nach welcher Polyphem, der Cyclop, mit Galatea drei Söhne, Celtus, Illyrius und Galas gehabt habe, die von Sicilien abgegangen und Beherrſcher der nach ihnen benanten Völker der Celten, Illyrier und Galater geworden wären [51]). Die Siculi hatten früher an den Küſten des adriatiſchen Meeres Verkehr betrieben und Ancona nebſt Numana erbaut [52]), auch Agathokles Corcyra und andere Plätze eingenommen.

Dieſe große Gegend zwiſchen der Donau, der Morava, dem adriatiſchen Meere und dem Inn gelegen, in welcher die pannoniſchen, illyriſchen und noriſchen Celten unter den Namen Bojer, Scordiscer und Tauriscer ſaßen, aber nach celtiſcher Weiſe in viele kleine Völkerſchaften, welche zum Theil bekant ſind, wiederum getheilt waren, wird von Plutarch [53]) *ἡ κάτω Γαλατία* Unter- oder Niedergallien genant. Aus dieſem Lande kamen die Geſandten, welche 336 vor Chr. G. Alexander den Großen durch ihre ſtolze Sprache überraſchten [54]), ferner jene 212,000 Kriegsleute, die ſeit 280 vor Chr. Geb. Macedonien, Theſſalien, Griechenland und Thracien überſchwemten, und ſich endlich weitläufige Landſchaften in Kleinaſien erwarben (ſ. Galatä und Galatia), jene Tauſende von Celten, die ſeitdem in den Heeren des Pyrrhus, Antigonus, Perſeus, Demetrius Pharius und anderer macedoniſchen und epirotiſchen Könige und der neben ihnen wohnenden Dynaſten als Söldlinge dienten; aus dieſem Lande brachen zunächſt die Cimbrer hervor, die den Römern ſo großen Schrecken einjagten (ſ. Cimbri); um die Freundſchaft der Celten dieſer Gegend bewarb ſich Mithridates, und hegte die Hoffnung, mit ihrer Hilfe, wie einſt Hannibal, auf der andern Seite in Italien einzudringen [55]); aus dieſem Lande kamen zu Cäſars Zeit jene 32,000 Mann Bojer den Helvetiern zu Hilfe, als dieſe aus der Schweiz in die flachern Gegenden Galliens ihren Wohnſitz verlegen wollten, bei welcher Gelegenheit man erfährt, daß die Bojer in Nieder-Gallien noch ums Jahr 50 v. Chr. G. 92,000 Mann ins Feld ſtellen konten; dieſe Celten waren es, welche von dem Börebiſtes, dem Könige der Dacier und Geten gedemüthigt wurden [56]), ſo daß die Römer deren Lande mit leichterer Mühe hernach unterwerfen konten; endlich gingen wahrſcheinlich von dieſen Celten die Baſtarnä aus, von denen weiterhin die Rede ſeyn ſoll.

Durch die Donau, welche noch zur Zeit des Tacitus die ſüdliche Grenze Germaniens war, wurden die germaniſchen Celten von dem eben beſchriebenen Unter-Celtenlande geſchieden. In dieſes ſüdliche Germanien, welches Tacitus die Stirn Germaniens nent, waren die Celten unter Sigoveſus, denen die hercyniſchen Bergwälder zu ihrem künftigen Wohnſitze angewieſen wurden [57]), eingewandert. Durch eine misgedeutete Stelle [58]) haben ſich mehre Alterthumsforſcher verleiten laſſen, anzunehmen, daß dieſe Auswanderung ihre Richtung durch Rhätien und Noricum nach Pannonien genommen habe. Allein die hercyniſchen Waldgebirge lagen auf der nördlichen Seite der Donau, und bedeckten den ſüdlichen Theil des damaligen Teutſchlands vom Schwarzwalde bis zu den Karpaten [59]), und Cäſar ſagt, daß die Volcä Tectoſages ehemals, da die Gallier noch durch ihre Tapferkeit den Teutſchen überlegen waren, ohne Urſach ſie mit Krieg beläſtigten und Colonien über den Rhein ſchickten, die fruchtbarſten Gegenden des hercyniſchen Waldſtriches eingenommen hätten. „Dieſes Volk behauptet ſich“ ſchreibt er „bis zu dieſer Stunde in ſeinen Wohnſitzen, hat den höchſten Ruf der Gerechtig-

45) Caesar I, 53. 46) Polyb. II, p. 103. 118. Strabo VII, p. 296. 304. 313—318. Plin. III, 23. 24. Stephan v. Taurisii. Suidas v. Νώρον. 47) Strabo VII, p. 313. Plin. III, 27. Überhaupt iſt über die Boji als treffliches Werk zu empfehlen: Mari Velseri Rerum Boicarum libri quinque, von denen die erſten beiden Bücher ſich über die alten Bojer verbreiten. 48) Strabo VII, p. 304. 49) Strabo VII, p. 315. 50) Appian. Illyr. p. 758. 51) Appian. eod. l. 52) Plin. III, 18.

53) Plutarch. Aem. Paul. 9. 54) Arrian. I, 4. 55) Appian. Mithrid. p. 407. 56) Strabo VII, p. 304. Jornand. 11. 57) Liv. V, 33. 58) Liv. XXXVIII, 17. 59) Caesar VI, 24.

keit und des kriegeriſchen Geiſtes, es verhart auch jetzt noch in derſelben Armuth, Dürftigkeit und Geduld, wie die Germanen, und bedient ſich mit ihnen derſelben Lebensart und Kleidung.“ Es können demnach dieſe nicht jene Tectoſagen ſeyn, welche 120 Jahr zuvor nach Aſien nebſt andern celtiſchen Heerſcharen gezogen waren. Auch Tacitus [60]) bezeugt, die celtiſchen Helvetii hätten das Land zwiſchen dem Rhein, dem Main und dem hercyniſchen Walde, unter welchem er offenbar den Böhmer-Wald verſteht, eingenommen, die darüber liegenden Länder (alſo Böhmen und Mähren), wären von den Bojern eingenommen worden. Beides wären galliſche Völker. Noch ſey der Name Bojemum geblieben, und erhalte das alte Andenken der Gegend, obgleich die Bewohner ſich geändert hätten. Denn wie er weiters hin anführt [61]), hätten die Marcomanen, deren Ruhm, Kraft und Tapferkeit jetzt hervorſtrahle, das Volk der Boji fortgetrieben und deren Sitze ſich bemächtigt.

Es iſt nämlich völlig richtig, daß, als die Marcomanen herrſchend wurden, die Bojer verſchwanden. Es muß hier, wie oben angedeutet, noch einmal auf die Bojer zurückgegangen werden. Als Cäſar nach Gallien kam, fand er nirgends Bojer, als Volk, vor. Die Bojer hatten aber in Italien, wie erwähnt, in 112 Tribus gegen die Römer gekämpft, und waren die letzten, welche das Schlachtfeld verließen und aus Italien wanderten. Die Boji finden ſich wiederum an der Donau, als Vorkämpfer gegen die Dacier und Geten; Boji, die Nachbarn der Vindelicier, ſaßen in Baiern auf der rechten Seite des Inns. Boji machten einen Haupttheil der celtiſchen Völker aus, welche ſich in Kleinaſien eindrängten, obgleich mit dem Vorſatz: Toliſto-Boji. Boji erfüllten Böhmen und gaben dem Lande den Namen. Boji hießen die Hilfsvölker, welche den Helvetiern aus Noricum zu Hilfe eilen, und die wegen ihrer anerkanten Tapferkeit, mit Cäſars Bewilligung, von den Äduern aufgenommen und mit Landbeſitz und Bürgerrecht beſchenkt werden, offenbar, um ihre Kriegsmacht durch ſie zu heben. Eine Schar Bojer ſaß ſogar in Epirus [62]). Von allen nach Italien ausgewanderten Völkerſchaften, über welche wir die reichhaltigſten Nachrichten haben, waren die Stammvölker in Gallien vorhanden, nur nicht von den Bojern, obgleich dieſe in den celtiſchen Colonien am allerberühmteſten und tapferſten waren. Es komt dazu, daß Cäſar als Hauptvolk, welches nach Böhmen einwanderte, die Volcä Tectoſages nent, welche mit den Bojern eins und daſſelbe ſeyn müſſen. Es iſt daher der Name Boji offenbar der celtiſche Name überhaupt für Kriegsleute, rüſtige junge Männer, die ſich aus einer Völkerſchaft, wie hier aus den Volcä, zu einem Kriegszuge ins Ausland fertig machten, und an die ſich die kriegsluſtigen Freiwilligen aus andern Völkerſchaften anſchloſſen. Man hat daher auch ſchon den Namen zu erklären geſucht, und von bwa Bogen, von boga die Kette [63]), und von boy hergeleitet. Letzteres hat Leibnitz [64]) gethan, der es Bube, Kerl überſetzte. Etwas Ähnliches findet man in den celtiſchen Gäſaten, die ebenfalls keine Völkerſchaft in Gallien ausmachten, ſondern aus allen Völkerſchaften ausgehende, für Geld dienende Kriegsleute waren [65]). Wenn dieſe Kriegsſcharen, Boji (boys) genant, außerhalb Gallien Eroberungen machten, ſo blieben ſie dort ſitzen, und es entſtanden aus ihnen Völker, welche den Namen Boji behielten, daher die italieniſchen, noriſchen, pannoniſchen, böhmiſchen und aſiatiſchen Bojer.

Offenbar waren aber die fruchtbaren Gegenden des hercyniſchen Waldes bereits von Teutſchen bewohnt, als die celtiſchen Bojer Böhmen, und die celtiſchen Helvetier das zwiſchen dem Rhein, dem Main, der Donau und Böhmen liegende Land einnahmen. Nach Bezwingung der Einwohner lebten die Celten unter lauter Germanen, und mußten ſich mit der Zeit germaniſiren, teutſche Lebensart und Kleidung annehmen, wie Cäſar wirklich bezeugt, und was er nicht ſagt, jedoch eben ſo nothwendig und natürlich war, ihre Sprache verändern, und entweder ganz teutſch reden lernen, oder eine aus dem Teutſchen und dem Celtiſchen gemiſchte Sprache hervorbringen. Die Eroberer dieſer Gegenden waren aber noch zu Cäſars Zeit Herrn des Landes, und wegen ihrer Gerechtigkeitsliebe und ihrer Tapferkeit im höchſten Ruhme. Wie komt es nun, daß nach etwa 50 Jahren Marobod, ein Marcomane, ſeine Stammgenoſſen, die Marcomanen nach Böhmen verpflanzt, und die einſt berühmten und tapfern Bojer verſchwinden, oder, wie Tacitus ſagt, fortgejagt werden?

Es wird nicht bezweifelt werden, daß Arioviſtus, welcher die celtiſche Sprache redete [66]), mit der Schweſter eines Celtenkönigs verheirathet war [67]), mit ſeinen Truppen für Sold diente, wie alle Celten ſo gern thun, hernach aber ganz im Geiſte eines Celten aus einem gedungenen Beſchützer ein drückender Zwingherr wurde, aus dem celtiſchen Germanien gekommen war und dahin zurückkehrte, als er gegen Cäſar die Schlacht verloren hatte. Die Hälfte ſeiner Völker, die Nemetes, Triboci und Vangiones hatten in der celtiſchen Gegend von Speier, Worms und im Elſaß ſelbſt ihre Wohnſitze, und die andere Hälfte dieſſeits des Rheins [68]). Die völlig reinen teutſchen Stämme drängten nicht hieher, ſondern gegen den Niederrhein. Arioviſt mit ſeinem celtiſchen Namen (denn ein König der italieniſchen Inſubres hieß auch Arioviſt [69]), nach Strieck im Celtiſchen har ho wyst, Herr hoher Weisheit, hatte ſein Vaterland zwiſchen dem Rhein, Main und der Donau [70]), war ein Heerkönig, der aus den germaniſirten Celten und ſelbſt von den benachbarten Sueven Kriegsſcharen zuſammen gebracht hatte. Unter dieſen befanden ſich auch Marcomanen, welche, wie Arioviſt ſelbſt, nur germaniſirte Celten ſeyn konten. Aber wenn ſie auch teutſche Kleidung, teutſche Lebensart führten und ſelbſt teutſch redeten, ſo daß Cäſar den Arioviſt einen König der Germanen nennen konte,

60) Germ 28. 61) Tacit. Germ. 42. 62) Polyb. V, p 445. 64) Kolkenkein vorbuaniſche Alterthümer. I, p 11. 63) Collect Etym. Leibnitii I, p. 100, Wernsdorfii de republica Galatarum. p. 79.

65) Polyb II, p. 109. 66) Caesar I, 47. 67) Id. I, 53. 68) Cluver. Germ. III, p. 116. 69) Flor. III, 4. Strieck Origin. Celt. IV, 43. 70) Cluver. Germ. III, p. 6.

ſo war ihnen doch ſicherlich die celtiſche Grundeinrichtung geblieben, nach welcher der gemeine Mann faſt ganz verknechtet war, die eigentlichen Grundbeſitzer, die Ritter, aber die Waffen führten, und je reicher und vornehmer, deſto zahlreichere Clienten und Dienſtmannen hatten. Daß dieſer Ritterſtand und dieſe Clienten auch im Auslande blieben, davon kann man ſich bei den italieniſchen, pannoniſchen und illyriſchen Celten überzeugen [71]), und man weiß, daß die Celten ſelbſt in Aſien noch die Römer erſuchen, ihnen ihre alten Einrichtungen zu laſſen. Die Sucht, ſich Anhang zu verſchaffen, Andere zu beherrſchen und ſelbſt ihre Landsleute zu unterdrücken, Neuerungen zu unternehmen, ſich ſelbſt oder andere zu befriegen, kurz der unruhige, kriegeriſche, unternehmende Rittergeiſt, wie ihn Cäſar ſchildert, blieb auch im Auslande derſelbe, wenn er auch, wie leicht zu glauben, im Anfange der Niederlaſſungen, wo jeder etwas galt, ſich nicht ſogleich vollkommen entwickeln konte.

Man hat, von der Vorausſetzung ausgehend, daß die celtiſchen Nationen aus dem Gebiete zwiſchen dem Rhein, Main und der Donau ſchon vor Cäſars Zeit rein fortgetrieben und die Sueven Herren dieſes Landes geworden wären, angenommen, daß von eben dieſen Sueven Grenzmänner oder Grenzmilizen angeſtellt worden, beſtimt, die Grenzen Germaniens gegen die Anfälle der Celten zu decken [72]). Allein eines Theils iſt erſichtlich, daß die Römer zur Zeit des Aurelius Antoninus, im ſogenanten Marcomanenkriege, noch Ungemach von den Celten, welche auf der rechten Seite des Rheins ſaßen, zu erdulden hatten; ein Beweis, daß ſie noch nicht vernichtet waren [73]); andern Theils hatten die Sueven nach Cäſar [74]) keinen fixirten Grundbeſitz, lebten mehr von Viehzucht und Jagd, als von Ackerbau, zogen jährlich weiter, waren demnach wandernde Kriegsvölker, die ihre Jugend auf Raubzüge ausſendeten, rohe Barbaren, die es unmöglich machen, zu denken, daß ſie eine Grenzmiliz, ein Inſtitut civiliſirter Völker, das ihnen zwecklos, unnütz und ſogar unausführbar geweſen wäre, eingerichtet hätten. Außerdem ſind die Sueven zu Cäſars Zeit, welche hier vorzüglich in Betracht komt, Norddeutſche, welche Tacitus, wenn er ſie gleich auch zum Süden ſchon herabführt, doch bis nach Schweden ausdehnt. Man findet daher keinen hinreichenden Grund, weder den Grenzcordon der Sueven in der Gegend des Neckars anzunehmen, noch überhaupt die Marcomanen für Sueven und Grenzſoldaten zu halten.

Die Marcomanen ſind daher von marka celtiſch ein Roß [75]), und zwar ein Streitroß [76]), und von man, welches Wort, wie der völkerſchaftliche Name Cenomani beweiſet, auch im Celtiſchen üblich war, abzuleiten. Die Marcomanen waren demnach celtiſche Reuter. Daß die Reuterei der Celten in den Colonien vortrefflich war, und einzelne aus derſelben ritterlich zu Zweikämpfen den Feind herausfoderten, iſt aus Polybius und den römiſchen Geſchichtſchreibern bekant. Ihre Einrichtung muß jedoch hier mit wenigen Worten erwähnt werden. Die Reuterei der pannoniſchen und illyriſchen Celten, welche mit dem Kriegsheere des Brennus den Zug nach Delphi unternahm, beſtand aus 20,400 Mann, dagegen betrug das Fußvolk 152,000 Mann. Allein jene Reuter beſtanden eigentlich aus 61,200 Mann. Denn bei jedem Reuter waren zwei Knechte, welche ebenfalls Pferde hatten und wackere Reuter waren. Entſtand ein Reutergefecht, ſo hielten die Knechte hinter der Linie und paßten auf den Dienſt. Stürzte ein Reuter oder ein Pferd, ſo reichten ſie entweder ein anderes Pferd, um ihren Herrn wieder beritten zu machen, oder war der Reuter getödtet, ſo rückte ſein Knecht an ſeine Stelle in die Linie. War der Herr verwundet, ſo brachte ihn der eine Knecht ins Lager, und der andere Knecht vertrat ſeinen Dienſt im Gefechte. Es wurde demnach jeder Abgang des Reuters durch einen Knecht erſetzt. Man kann daher die Herren, im Gegenſatz ihrer Knappen und Knechte, die Ritter nennen.

Es iſt aber klar, daß dieſe Ritter, welche drei Pferde und zwei Knechte ins Feld ſtellen konten, in ihren Wohnſitzen die größern Gutsbeſitzer, die eigentlichen Vornehmen oder der Adel der Celten waren, gerade wie Cäſar die celtiſchen equites in Gallien ſchildert, von denen er ſagt [77]), ſie hätten vor ſeiner Zeit ſämtlich alle Jahre zu Felde gelegen, um Kriegshändel anzufangen oder ſie zurückzuſchlagen. Je vornehmer und reicher ein Ritter ſey, deſto mehr treue Diener und Clienten habe er um ſich. Sie übten eine vollkommene Ariſtokratie aus, während der gemeine Mann faſt in Sclaverei lebte. Von den italieniſchen Celten ſagt Polybius [78]), ſie trieben nichts als Ackerbau und Krieg. Das Vermögen der Einzelnen beſtehe in Vieh und Gold, weil man dieſe Dinge nach Gefallen mit ſich führen könne. Den größten Eifer bewieſen ſie darin, ſich eine Partei und Anhang zu verſchaffen, denn derjenige ſey der mächtigſte und gefürchtetſte, welcher die meiſten Diener und Anhänger habe! Man iſt berechtigt, hienach anzunehmen, daß auch die hercyniſchen Celten eine ähnliche Lebensart führten. Der gemeine Mann lebte in Dörfern, trieb etwas Ackerbau und Viehzucht; die reichern aber, welche größere Strecken beſaßen und Knechte und edle Roſſe hatten, zogen in den Krieg mit ihrem Anhang unter einem Arioviſtus, oder andern unternehmenden Anführer. Wer Gold zahlte, dem dienten ſie, weil der Celte für Gold alles that, am liebſten Kriegsdienſte. Arioviſt hatte, weil er mit den Sueven im Connubio ſtand, und neben einer Celtin auch eine Suevin geheirathet hatte, ſelbſt eine Schar Sueven in ſein Heergefolge gezogen. Er befriedigte die Habſucht ſeiner Anhänger mit den Tributen, welche er in Gallien bezog.

Cäſar [79]) ſchildert, wie Arioviſt fünf Tage hinter einander die Schlacht mit Cäſar abgelehnt, und dieſe Tage über blos 6000 Mann Reuterei habe fechten laſſen. Mit dieſen waren 6000 Mann Fußvolk verbunden, welche die ſchnellſten und ſtärkſten Leute waren. Jeder einzelne Reu-

71) Pausan. X, 19. Polyb. II, p. 106. 72) Wilhelms Germanien, S. 213. 73) Dio Cass. XXXI, p. 802, ed. Wechel. 74) Caesar IV, 1—3. 75) Pausanias X, 19. 76) Cluver. Germ. I, c. 8. p. 69.

77) Caesar VI, 15. 78) Polyb. II, p. 106. ed. Casaub. 79) I, 48.

Digitized by Google

ter hatte zu ſeiner Sicherheit und zu ſeinem Schutze aus dem übrigen Heere einen einzelnen Fußknappen ſich ausgewählt, was ihren vornehmen Stand ſchon hinreichend andeutet. Dieſe Fußknappen unterſtützten ſie im Treffen, zu dieſen zogen ſich die Reuter zurück; dieſe Knappen ſprangen ihnen zu Hilfe, wenn ſie in Noth und Gedränge waren, nahmen jeden Ritter in Schutz, der verwundet etwa vom Pferde gefallen war, ja wenn etwa ſchnell vorwärts oder rückwärts geritten werden mußte, hielten ſich dieſe Fußknappen an den Kammhaaren der Pferde feſt, und liefen mit ihnen, wohin ihre Herren ſich bewegten. Der Vorrang der Reuter vor den Fußvölkern (boys) leuchtet ein, und erſcheinen gleich die pannoniſchen Reuter noch vornehmer mit ihren zwei berittenen Knechten, ſo iſt doch ſo viel zu erkennen, daß die hercyniſchen Reuter Fußknechte zu ihrem Beiſtande hatten, vielleicht weil ſie nicht in dieſen Gegenden bei dem 14jährigen Dienſte die Nebenpferde hätten erhalten können. Übrigens hatten die berittenen Baſtarnä dieſelben Fußknechte. Die kecken hercyniſchen Reuter waren es, welche die Unterredung, die Cäſar mit Ariowiſt hielt, unterbrachen, und auf die Römer einen Angriff in ihrem Übermuthe machten, auch überall die Begleitung des Ariowiſt bildeten.

Der Überreſt ſeines Heeres, welcher auf das rechte Rheinufer hinüber gejagt war, ſtand nach Ariowiſt's Tode natürlich unter dem Einfluß der Ritter, der hercyniſchen Marcomanen. Einer derſelben, Marobod, brachte aus Rom etwas Bildung, Einſicht, politiſche Klugheit und Geld mit. Er wurde hiedurch das Haupt der Ritter, und weil er zwiſchen dem Main, Rhein und der Donau von zwölf römiſchen Legionen bedroht wurde, ſo zog er ſich mit ſeinen Rittern und der vorgefundenen Schar Sueven nebſt anderm Anhang, den er ſich in obgedachter Gegend zwiſchen dem Main, Rhein und der Donau gemacht hatte, nach Böhmen, unterdrückte hier ſeine celtiſchen Stammgenoſſen, die Bojer, oder vertrieb diejenigen, welche ſich nicht unterwerfen wollten, wobei die Ureinwohner germaniſchen Geblüts, die bisher von den Bojern verknechtet geweſen, ſelbſt mitwirken konten, und da er das Haupt der Ritter war, nur durch ſie das Principat und endlich ein königliches Anſehen behauptete, ſo erweiterten ſie natürlich ihr Anſehen, wurden der bevorrechtete Stand, wie in Gallien die herrſchende Klaſſe, die ihr Oberhaupt, wie auch geſchah, eben ſo leicht wieder ſtürzen konten, als ſie es erhoben. Der gemeine Mann, die Boji, hatte hinfort nichts mehr zu ſagen, die Ariſtokratie der Ritter ſetzte ſie in Abhängigkeit, und es war ſeitdem nicht mehr von den Bojern, ſondern lediglich von den Rittern, den Marcomanen, die Rede.

Marobod, ihr Oberhaupt, wurde von Böhmen aus Eroberer, und unterwarf, oder nöthigte unter Bedingungen, mit ihm zuſammen zu treten, die benachbarten Völker, ſelbſt die edelſten der Sueven, die Semnonen und auch die Longobarden. (S. Marobod.) Als er von zwei Seiten von den Römern angegriffen werden ſollte, rührten ſich die celtiſchen Überbleibſel auch in Pannonien und in den benachbarten Gegenden unter zweien Batones [80]) (ebenfalls ein celtiſcher Amtsname, wie ſchon v. Bünau bemerkt hat [81])), und machten den Römern viel zu ſchaffen. Dennoch unterjocht, erhielt ſich in dieſem Pannonien der bojiſche Name bis zum Jahr 440, wo noch die Boiſci an der Donau erwähnt werden [82]), welche gegen Attila es mit den Römern hielten. Übrigens traten um dieſelbe Zeit, als der Name Boji in den der Marcomanen in Böhmen überging, auch in Pannonien die Marcomanen hervor, der edlere Theil der hier noch ſitzenden, aber bereits ſehr geſchwächten Celten. Dieſe pannoniſchen Marcomanen wurden aber ſamt den Quaden, welche entweder ihren Anhang, ihre Clientel nach celtiſcher Sitte bildeten, oder aus celtiſchen Überreſten zuſammengeſetzt waren, von den Römern über die Donau vertrieben [83]). Seit dieſer Revolution durch die Marcomanen, welche mit den Sueven ſich vermiſchten, wird die Germaniſirung vollſtändig.

Nichts deſto weniger erhielten ſich noch zur Zeit des Tacitus und ſelbſt ſpäter hinauf Spuren der celtiſchen Sprache in dieſer Gegend, woraus man zugleich ſehen kann, wie weit die Celten ſich ehemals ausgedehnt hatten. Nicht blos daß die Ortsnamen in dem heutigen Mähren und in der Nähe deſſelben, als Eburodunum, Meliodunum, Medoslanium, Eburum, Carrodunum und andere [84]) völlig celtiſch ſind, ſo wohnte auch hier noch zur Zeit des Tacitus das Volk der Gothini, welches celtiſch ſprach und die Eiſenbergwerke in Mähren bearbeitete, jedoch tributpflichtig den Quaden geworden war [85]). Denn wie in Noricum, betrieben auch hier die Celten den Bergbau, und hatten, wie überall, Städte gebauet. Neben ihnen ſaßen die Oſi [86]), welche pannoniſch ſprachen, alſo wie man annehmen kann, aus Pannonien verdrängt waren, entweder durch Börebiſtes, oder die Römer, welche nach einander die dortigen Celten überwanden. Wie nun die Bojer germaniſirt worden waren, ſo hatten unſtreitig die pannoniſchen Celten vieles von der pannoniſchen Sprache angenommen, und konten ſich von den Gothinen, welche in ihren Gebirgen viel leichter ihre celtiſche Mutterſprache bewahrten, unterſcheiden, ohne daß ſie ihre urſprungliche Verwandtſchaft vergeſſen hatten. Ihre Verbindung, in welche ſie Tacitus ſtellt, läßt glauben, daß beide Völker zu einem Stamme urſprünglich gehörten. Ob die Burier zu ihnen gehörten, iſt ungewiß, jedoch weiß man, daß ſie die Quaden und Marcomanen als ihre Unterdrücker und Feinde anſahen, und ſich daher gewöhnlich mit den Römern verbanden [87]), wie auch die Gothinen thaten [88]).

Da die Celten bis an die Quellen der Weichſel reichten, und dieſe Nation Städte erbauete, Ackerbau und Bergweſen trieb und überhaupt thätig und unternehmend war, ſo darf man ſich nicht wundern, auch celtiſche Colonien in Preußen, die Oſtiaer oder Äſtyer, zu fin-

80) Strabo VII. Vellej. II, 108 etc. Sueton. Tib. 20. Dio. XV.

81) v. Bünau Geſchichte I, S. 751. 82) Priscus ed. Venet. 83) Sextus Ruf. c. 8. 84) Wilhelms Germanien. S. 232. 85) Tacit. Germ. 43. 86) ibid. 87) Dio Cassius LXXI, p. 809. LXXII, p. 817. 88) Dio p. 808.

den, welche den Weichſelfluß verfolgend, vielleicht nach und nach auf demſelben hinabſchiffend, denn Ströme ſind Straßen der Völker, ſich dort angeſiedelt hatten. Sie hatten Kleidung und Gottesdienſt von den Sueven angenommen, ihre Sprache näherte ſich der britanniſchen. Anzunehmen, daß die Äſtyer aus Britannien hieher gezogen wären, würde ſehr unwahrſcheinlich ausſehen. Ihre celtiſche Natur wird von Tacitus außer der britanniſchen Sprache, welche im Grunde die celtiſche und nur dialectiſch verſchieden war, angedeutet durch die Thätigkeit im Anbau des Getreides und der übrigen Früchte, worin ſie ſich im Gegenſatz der gewöhnlichen Trägheit der Germanen, welche die Sorge der Äcker den Weibern und Greiſen überließen, ſehr auszeichneten. Sie allein legten ſich darauf, das Meer zu durchforſchen und den Bernſtein zu ſammeln, obgleich dieſes Product auch an andern Küſten der Oſtſee, wenn gleich in geringerm Maße, gefunden wurde. Sie braueten ſchon zu Pytheas Zeit Bier [89], eine Erfindung, welche urſprünglich ägyptiſch [90] ſeyn mag, aber in Gallien bekant war [91], und von den ausgewanderten Celten nach Germanien verpflanzt wurde, daher denn die Germanen zur Zeit des Tacitus [92] ebenfalls ſchon dieſes Getränk gebrauchten. Auch der in Preußen gebräuchliche Honigmeth war in Gallien [93] früher bekant und durch die Äſtyer einheimiſch geworden. Sie führten Eberbilder als abergläubiſches Symbol und hielten dieſe für Schutzmittel. Dieſe Sitte findet ihre Erklärung in den Sitten der galliſchen Celten, welche nicht blos zum Schmuck, ſondern auch zu ihrem Schutze ſchön ausgearbeitete Thierbilder aus Erz führten [94]. Bereits erkante Schöpflin [95] in den Äſtyern das celtiſche Volk. Es ſcheint, daß Plinius [96], welcher der Äſtyer nicht erwähnt, allein nicht weit von den ripäiſchen Gebirgen das Vorgebirge eines mit Celten bewohnten Landes (Celtica) nent, die celtiſchen Äſtyer bezeichne. Auch Plutarch redet davon [97], daß die Celten über die ripäiſchen Gebirge bis zum nördlichen Meere gegangen wären und dort die äußerſten Küſten Europa's beſetzt hätten. Es iſt auch völlig unwahrſcheinlich, daß die Celten, welche von den Pyrenäen bis zu dem Cap Finiſterre, welches von ihnen Prom. Celticum hieß, von den Alpen zum Capitol, von dem Po zur Donau, von der Donau nach Delphi und Byzanz, von den Dardanellen bis nach Cappadocien drangen, überall ruhelos, kriegsluſtig, unter Häuptlingen getheilt, zu weiten Zügen entſchloſſen und kräftig ſich zeigen, überall bis zu den äußerſten Punkten, wo entweder die Natur, wie am atlantiſchen Ocean, oder kriegegeübte und ſtarke Nationen, wie Römer, Dacer und Geten unbeſieglichen Widerſtand leiſteten, ihre kühnen Unternehmungen treiben, daß eben dieſe Celten ganz allein in Böhmen und Mähren ihre Natur ausgezogen, hier, nachdem ſie Städte und Dörfer gebauet, ſich auf Viehzucht, Ackerbau und Bergwerke gelegt, und in einigen Generationen ſich vermehrt hatten, an keine weitern Kriegszüge gedacht und keine rüſtigen zu Häuptlingen geeigneten Männer hervorgebracht haben ſollten, welche, im nationellen Geiſte, die mannbare Jugend und alle mit ihrer Lage nicht mehr zufriedene Leute mit Hoffnungen auf beſſere und freiere Wohnſitze erfüllen und zu einem Zuge nach dem Ende jenes Fluſſes, deſſen Quellen und Stromgang ſie vor ſich ſahen, ſammeln, anregen und fortführen konten. Wenn die pannoniſchen Celten, als ſie zuerſt von den Römern angefallen wurden, auf Flußſchiffen in der Kulpa und im Save-Strome [98] mit denſelben fochten, ſo konte der Bau der Schiffe ihren benachbarten Stammgenoſſen nicht unbekant ſeyn, und durch dieſes Mittel der Zug nach den Mündungen der Weichſel ſehr erleichtert werden. Mit weniger Gefahren und Schwierigkeiten war es verknüpft, durch Polen nach Preußen, als von Pannonien nach Phrygien zu gelangen. Dann verpflanzten ſie aber dieſelbe Sprache an die Oſtſee, welche die pannoniſchen Celten nach Aſien brachten, von denen Hieronymus [99] erwähnt, „daß ſie außer der griechiſchen Sprache, die im ganzen Orient geſprochen werde, auch noch ihre eigene hätten und zwar faſt dieſelbe, welche die Trevirer redeten, wobei es nicht darauf ankomme, daß Einiges verdorben ſey, da auch die Afrikaner die Sprache der Phönicier etwas verändert hätten und die lateiniſche Sprache ſich täglich in verſchiedenen Gegenden verändere." Die britanniſche Sprache mußte aber wol der Sprache der Trevirer ähnlich ſeyn, weil die Belgä, zu denen die Trevirer gehören, in Britannien eingewandert waren und dort ſich eben ſo mit Celten vermiſchten, wie ſie in Belgien mit Celten vermiſcht waren. Der neueſte Geſchichtſchreiber Preußens [1] hat dieſe Argumente nicht entkräftet.

Wie neben den Ausflüſſen der Weichſel, an deren Anfängen die celtiſche Stadt Carrodunum lag, die celtiſchen Äſtyer ſich niedergelaſſen hatten, und Sprache, Thätigkeit, Sitten und Lebensweiſe ihre Abkunft verkündeten, eben ſo hatte das Volk der Baſtarnä an den Mündungen der Donau ſich Wohnſitze gewählt und die celtiſche Sprache [2], eines der ſicherſten Merkmale eines Volks, behalten. Namentlich waren ſie in Sprache und Sitten den Scordiſcern gleich. Daß ſie Celten waren, bezeugen ausdrücklich Polybius [3], Livius [4] und Plutarch [5], und indem ſie ihren kriegeriſchen Charakter und die ariſtokratiſche Art der Einrichtung ihrer Reuter, die jeder einen Mann zu Fuß zu ihrem Dienſte bei ſich hatten, grade wie die Reuter des Arioviſt, beſchreiben, beſtätigen ſie ihr Zeugniß. Auch die Namen der Städte an der Unterdonau, Bononia, Dunum, Noviodunum und andere ſind celtiſchen Urſprungs. Nachdem aber die noriſchen, illyriſchen und pannoniſchen Celten von den Römern bezwungen, ſelbſt Untermöſien unterwarfen und die Baſtarnä völlig iſolirt waren, verloren dieſe durch Berührung und Vermiſchung mit den Nachbarvölkern ihren urſprünglichen Charakter, daher Strabo,

89) Tacit. G. 45. Vergl. Strabo IV. p. 201. 90) Strabo l. c. 91) Herodot II, 71. 92) Diodor V, 26. 93) Germ. 23. 94) Diodor V, 30. 95) Schöpflini Vindiciae Celticae. §. 56. 96) Plin. VI, 14. 97) Plutarch. Camill. 15.

98) Dio Cass. XLIX p. 414. 99) Hieronymus in Prooemio lib. II. in Galatas. p. 172. 1) Voigt Geſch. Preußens I. p. 57. 2) Liv. XL, 57. 3) Polyb. lib. legat. 4) Liv. XX, 57. 58. 5) Plutarch. Aemil. Paul. 9 und 12. Diodor. fragm. lib. XXX. p. 419 ed. Bip.

Digitized by Google

Plinius und Tacitus ſie bereits zu den Germanen rechnen [6]).

Ein Zweig der Baſtarnä ſaß an den karpatiſchen Gebirgen, oder ſie hatten ſich eine Zeit lang an denſelben niedergelaſſen. Hier erwähnt Stephanus [7]) der Trauſi als Celten mit dem Bemerken, daß ſie von den Griechen Agathyrſen genant würden. Dieſe waren mit goldnen Zierrathen geſchmückt und gebildet, kamen aber in ihren Sitten mit den Thraciern überein [8]). Da die Celten in Noricum und in Mähren den Bergbau trieben, ſo iſt es nicht unwahrſcheinlich, daß ſich eine Colonie derſelben an den Karpaten feſtgeſetzt hatte, welche die dortigen Goldbergwerke bearbeitete. Bemerkenswerth iſt, daß man die Nachricht hatte [9]), Brennus, welcher den Zug gen Delphi unternahm, ſey ein Prauſus geweſen, wobei Strabo aber bemerkt, daß er nicht zu ſagen wiſſe, wo die Prauſi früher gewohnt hätten. Ob Prauſi und Trauſi einerlei Name und welcher der rechte, oder ob ſie verſchieden geweſen, iſt auf den erſten Anblick ſchwer zu ſagen. Indeß erwähnt doch Nicolaus [10]) der Prauſi, mit der Bemerkung, daß ſie ihre Nachbarn bei Hungersnoth verpflegten, was mit den übrigen Charakterzügen der Celten gut übereinſtimt. Der Trauſi erwähnt aber Herodot [11]) als eines thraciſchen Volkes, und indem er die Agathyrſen von ihnen deutlich unterſcheidet und abſchildert, ſo muß man vermuthen, daß Stephanus ſelbſt oder ein Abſchreiber Prauſi in Trauſi verſchrieben habe. In dieſem Falle ſind die Agathyrſen, mit welchem Namen blos die Griechen die Prauſi bezeichneten, ein celtiſches Volk. Die Schilderung derſelben bei Herodot hinſichtlich ihrer ehelichen Lebensart trifft auf ein Haar mit derjenigen überein, welche Cäſar [12]) von den britanniſchen Celten entwirft. Letztere färbten ſich blau, auch die Agathyrſen thun daſſelbe. (Vergl. Agathyrſi.) Ihr goldener Schmuck iſt völlig im Geſchmack der Celten. Endlich zeigt der kräftige Muth, mit welchem ſie den vor Perſern und Scythen fliehenden Völkern, wenn ſie ihre Grenze überſchritten, ſogleich eine Schlacht anbieten, ganz den celtiſchen Charakter, der in Glanz und Genuß ſich nie der Tapferkeit entäußert.

Die weitläufige Verbreitung der Celten, ihre erſt zu nahen und dann zu immer entferntern Ländern unternommenen Züge und Eroberungen ſind ein Beweis von dem unruhigen, kriegeriſchen und unternehmenden Geiſte dieſer Nation. Die alten Schriftſteller ſtimmen in der Zeichnung derſelben faſt alle überein. Die Celten waren alle groß und ſtark gebauet, hatten eine weiße Haut, blondes oder röthliches langes, von Stirn und Scheitel über den Nacken gezogenes Haar, das ſie auch durch künſtliche Mittel roth zu erhalten ſuchten, blaue oder ins Bläuliche ſpielende Augen, mit lebhaften, ſchreckenden und trotzigen Blicken und Geſichtszügen, waren zankſüchtig, aufbrauſend, übermüthig, prahleriſch, ſchnell drohend und hitzig zu Thätlichkeiten ſchreitend, zum Kriege außerordentlich geneigt und fertig. Sie beſaßen viel Scharfſinn, natürlichen Verſtand und großen Muth, aber keine Tücke und Hinterliſt. Ihre Sprache klang rauh und unfreundlich den Ausländern. Sie ſprachen gern hochtrabend von ſich, verächtlich von Andern. Die Frauen hatten eine zügelloſe Zunge und waren im Zanke fürchterlich.

Manche Celten ſchoren den Bart, manche ließen ihn kurz ſtehen. Die Vornehmen trugen zwar glattes Kinn, aber einen ſtarken Schnauzbart. Ihre Kleidung war prahleriſch und von lebhaften Farben. Sie trugen buntgeſtreifte und mit allerhand Farben verſehene Leibröcke und Hoſen. Darüber warfen ſie im Winter einen dickern, im Sommer einen dünnern Überrock, der ebenfalls bunt getäfelt war. An der Handwurzel und am Arme trugen ſie goldene Bänder, an den Fingern goldene Ringe, um den Hals goldene Ketten. Ihre Kriegsrüſtung waren ſehr lange, aber nicht breite Schilde mit bunten Auszeichnungen, eherne Helme mit großen Aufſätzen, welche Hörner oder Thiergeſtalten vorſtellten, eiſerne Panzer, manche auch von Draht geflochten, ſehr lange, ſtarke Degen, die an eiſerner Kette ſchräg auf der rechten Seite getragen wurden. Manche ſchnallten über den Leibrock einen Gürtel von Gold oder Silber. Die Lanzen hatten eine eiſerne Spitze, welche mehr als Handbreit und einen Fuß lang war. Sie gebrauchten auch Bogen und Wurfwaffen. Die Kühnſten fochten, um ihre Herzhaftigkeit ſehen zu laſſen und deſto behender zu ſeyn, ohne Hoſen, ſelbſt noch in Aſien. Sie ſtritten am liebſten zu Pferde und der vornehme Theil bildete eine Ritterſchaft (in Gallien 4000 an der Zahl), welche ohne Aufhören unter einander, oder auswärts Krieg führte. Ihr Streben ging dahin, viel Anhänger und getreue Kriegsgehilfen zu erwerben, um Anſehen und Furchtbarkeit zu gewinnen. Dieſe kecken Ritter liebten den Einzelkampf und riefen den Beherzteſten ihrer Feinde heraus, wenn die Heere gegen einander ſtanden. Die Köpfe der Überwundenen hingen ſie an die Hälſe ihrer Pferde, ließen von ihren Kriegsknappen die Waffen und Kleider des Erſchlagenen als Schaugepränge tragen und ſangen Siegeslieder. Die Köpfe von vornehmen Erſchlagenen wurden mit Cedernöl einbalſamirt und in Kiſten verwahrt, um damit groß zu thun. Die erbeuteten Waffen wurden an die Thore ihrer Burgen genagelt (vergl. Barden). Überall flößten die Celten den größten Schrecken ein, und ſie würden unbezwinglich geweſen ſeyn, wären ſie nicht fortwährend unter verſchiedenen Häuptlingen getheilt und uneinig geworden. In Rom waren auch Prieſter und Greiſe vom Waffendienſte nicht frei, wenn ein Krieg mit italieniſchen Galliern ausbrach. Ihre erſten Angriffe waren jederzeit fürchterlich und faſt unwiderſtehlich. Die Römer beſiegten ſie dadurch, daß ſie deren erſte Hitze nutzlos verbrauſen ließen. Die tapferſten Völker, wie die Macedonier und Thracier, wurden von ihnen in mehren Schlachten niedergeworfen, und 10,000 Mann von ihnen erfüllten einen großen Theil Aſiens mit ſolchem Schrecken, daß die dortigen Könige ihnen Tribut zahlten. Wegen ihrer Tapferkeit wurden ihre Dienſte geſucht und ſie dienten gern um Sold. Daher findet man ſie in Kriegsdienſten bei den Maſſiliern, bei den Fürſten von Syrakus, bei den Carthaginienſern,

6) Strabo VII. von Anfang. Plin. IV, 25. Tacit. Germ. 46. 7) Stephan v. Τραυσοί. 8) Herodot. IV, 104. 9) Strabo IV. p. 187. ed. Casaub. 10) Historiar. ed. Orellii p. 146. Vergl. Stobaei λόγος XXXVII. p. 219. ed. Basil. 11) IV, 4. 12) V, 14.

Digitized by Google

allein häufig empörten ſie ſich und waren vom Feinde leicht zu erkaufen. Von den illyriſchen und pannoniſchen Celten dienten, wie oben erwähnt, große Scharen bei den Fürſten in Macedonien, Illyrien und Epirus.

Wie im Mutterlande befeſtigte Städte gebauet waren, Ackerbau, Viehzucht, Bergbau, Handel getrieben wurde, ſo baueten die Celten auch überall Städte, wo ſie ſich auswärts niederließen, trieben Ackerbau und Viehzucht, und in Gebirgsgegenden Bergbau und auch Handel. Im Mutterlande ſowol, als im Auslande zeigten ſie ſich jeder Bildung empfänglich. In Gallien nahmen ſie römiſche Sitten an, ohne jedoch den kriegeriſchen Geiſt zu verlieren, in Italien wurden ſie ganz zu Römern, in Teutſchland wurden ſie germaniſirt, in Aſien gräciſirt, ebenfalls ohne Schwächung ihrer Tapferkeit. Über ihren Glauben an die Unſterblichkeit und ihren Gottesdienſt überhaupt ſehe man Druiden. Bemerkenswerth iſt, daß mit Ausnahme der britanniſchen Celten, die Druiden nicht in den Colonien gefunden werden. Die Celten nahmen, wie einzelne Beiſpiele beweiſen, im Auslande den Cultus der Eingebornen an. (*Pet. Friedr. Kanngieſser.*)

CELTES, Conrad, einer der thätigſten Beförderer der wiederaufblühenden Literatur in Teutſchland, und darum einer der merkwürdigſten Männer in der neueren Literaturgeſchichte, war zu Wipfeld, einem Marktflecken in der Nähe von Schweinfurth und Würzburg, geboren, wiewol er ſelbſt gewöhnlich Schweinfurth ſeine Vaterſtadt nent. Sein Geburtstag war der 1. Februar 1459, weshalb er es als eine Merkwürdigkeit ſeines Lebens anführte, daß er in einem Jahre mit Kaiſer Maximilian I., nur um wenige Wochen früher als dieſer, geboren war. Sein Familienname war nicht, wie man gewöhnlich, aus unzureichenden Gründen, behauptet, Meißel oder Pickel, ſondern Schäfer (oder Scheffer); er komt jedoch unter dieſem Namen wahrſcheinlich nirgend anders, als in den Erfurter Univerſitäts-Matrikeln vor, indem er ſich ſchon frühzeitig den Namen Celtes beilegte, ſtatt deſſen auch oft Celtis vorkomt, (urſprünglich der Genitiv, nach damals gewöhnlicher Art, indem man filius darunter verſtand, daher es auch weiter nicht declinirt wird). Er deutete mit dieſem Namen entweder auf ſein Vaterland, Franken, indem er, nach einem damals ſehr verbreiteten Irrthum, die Celten mit den Galliern für gleichbedeutend hielt, und dieſe wieder mit den Franken verwechſelte, ſpäterhin aber, als er zu richtigern Kentniſſen kam, den Namen, unter welchem er einmal berühmt geworden war, nicht wieder ablegen wollte; oder er leitete ihn vielleicht aus dem Griechiſchen (von κέλω, dem alten Stammworte von κελεύω) ab, und wollte damit, in Anſpielung auf ſeinen Geburtsnamen, einen Führer bezeichnen. Später fügte er noch einen andern Namen, Protucius, bei; nicht, wie man ſonſt irrig annahm, nach ſeinem vermeintlichen Geburtsorte Protuch, da ſein wirklicher Geburtsort nicht ſo hieß, und überhaupt kein Ort dieſes Namens in Franken exiſtirt; ſondern wahrſcheinlich ebenfalls aus dem Griechiſchen (von πρῶτος und κίω, dem alten Stammworte von κινέω), woraus ſich die Bedeutung: der erſte Aufreger ergibt, mit welcher Celtes vermuthlich ſein Streben um die Aufnahme der ſchönen Wiſſenſchaften in Teutſchland bezeichnen wollte. — Sein Vater hatte zwar angeſehene Verwandte, unter welche z. B. der berühmte Rechtsgelehrte Gregor von Heimburg gehörte; er lebte jedoch als ein einfacher Landmann, vornehmlich vom Weinbau. Celtes erhielt ſchon im väterlichen Hauſe, wahrſcheinlich von dem Pfarrer ſeines Ortes, Unterricht in der lateiniſchen Sprache und andern damals gangbaren Kentniſſen, und obgleich dieſer Unterricht ſehr ſtreng war, vermuthlich auch ziemlich mangelhaft ſeyn mochte, ſo wurden doch ſeine Talente dadurch frühzeitig geweckt, ſo daß er ſchon anfing, ſich auch mit der Dichtkunſt zu beſchäftigen. Ungeachtet dieſer begonnenen höheren Bildung, hatte ihn doch ſein Vater nicht zum Gelehrten beſtimt, ſondern nöthigte ihn, als ſein Körper ſtark genug war, im Weinberge zu arbeiten; aber Celtes konte ſich nicht zu dieſer Lebensart entſchließen, ſondern entfloh ſeinem Vater, und kam zu Schiffe nach Cöln, wo er am 9. Okt. 1477 unter die Zahl der Studirenden aufgenommen wurde. Hier ſtudirte er nun die Wiſſenſchaften, welche damals auf den teutſchen Univerſitäten im Gange waren, vorzüglich die ſcholaſtiſche Philoſophie, die ihn aber wenig befriedigte, da ſein Streben ſchon damals mehr nach den ſchönen Wiſſenſchaften, der Geſchichtkunde und ähnlichen Kentniſſen hinging, welche dort ganz danieder lagen. Er verließ daher dieſe Univerſität bald wieder, und wandte ſich nach Leipzig, wo er ſeine Studien fortſetzte, und auch die erſte akademiſche Würde, eines Baccalaureus der Philoſophie, annahm. Hier hielt er ſich jedoch ebenfalls nicht lange auf, ſondern ging ſchon 1479 nach Erfurt, wo er ſich unter die Zahl der dortigen Baccalaureen aufnehmen ließ, wol in der Abſicht, ſeine weitere Laufbahn bei dieſer Univerſität zu verfolgen. Dieſes Vorhaben muß er jedoch ſchnell wieder aufgegeben haben, und es iſt nicht genau bekant, wo er ſich von da an bis 1484, wo er nach Heidelberg kam, aufgehalten hat; wahrſcheinlich aber, daß er wenigſtens einen Theil dieſer Zeit bei dem damals berühmten Lehrer Ludwig Dringenberg zu Schlettſtadt zubrachte. Im Sommer 1484 begab er ſich nach Heidelberg, vorzüglich durch Rudolf Agricola's Ruf bewogen, der nun ſo ſehr ſein Lieblingslehrer wurde, daß er ihn ſpäter für ſeinen einzigen Lehrer erklärte, ohne ſeiner früheren Lehrer weiter zu gedenken. Im Drange, ſeine Kentniſſe auch weiter zu verbreiten, verließ er Heidelberg, entweder kurz vor, oder ſogleich nach Agricola's, im Oktober 1485 erfolgtem Tode; denn er kam, wo nicht noch in demſelben, doch gleich zu Anfange des folgenden Monats, wieder nach Erfurt, wo er auch zu Anfange des Jahres 1486 die Magiſter-Würde annahm, und, wie uns alle Umſtände ſchließen laſſen, als Lehrer ſeiner Lieblingswiſſenſchaften auftrat. Doch war ſein Aufenthalt wieder nicht von langer Dauer; denn er wurde mit dem berühmten Arzte Martin Pollich von Mellerſtadt bekant, der, nach ſeiner Vorliebe für das Haus Sachſen, in deſſen Dienſten er ſtand, ihn bewog, im Sommer 1486 nach Leipzig zu gehen, wo er nicht nur Vorleſungen über alte Sprachen und Dichtkunſt hielt, ſondern auch ſeine Ars versificandi et Carminum zum erſtenmal herausgab. Dieſes, zwar noch ſehr unvollkommene, aber

Digitized by Google

für ſeine Zeit ganz neue und ausgezeichnete Werkchen machte ſolches Aufſehen, daß der Kurfürſt von Sachſen ihn im folgenden Frühjahre mit ſich auf den Reichstag nach Nürnberg nahm, und hier den Kaiſer Friedrich bewog, ihm (am 18. April 1487) mit eigner Hand den Lorbeerkranz aufzuſetzen, und ihn zum Dichter zu krönen; eine Ehre, die Celtes unter allen Teutſchen zuerſt empfing, und deshalb nicht wenig ſchätzte. Er kehrte nun zwar nach Leipzig zurück, wo er eine Ausgabe der beiden Tragödien des Seneca, Hercules furens und Thyestes, beſorgte; aber die Verfolgungen der alten Doctoren und Magiſter, die mit ſeiner neuen Lehrart und der daraus hervorgehenden Beeinträchtigung ihrer ſcholaſtiſchen Weisheit unzufrieden, überdies auf den glücklichen Erfolg ſeiner Bemühungen und die ihm widerfahrene Ehre neidiſch waren, brachten ihn bald dahin, Leipzig wieder zu verlaſſen. Er wandte ſich nun nach Roſtock; aber auch auf dieſer Univerſität, welche damals durch heftige innere und äußere Unruhen zerrüttet wurde, war nicht lange ſeines Bleibens. Indeſſen hatte er ſich doch bisher durch ſeinen Unterricht etwas Geld verdient, und glaubte dies nun nicht beſſer anwenden zu können, als zu einer Reiſe nach Italien, dem damaligen Ziele aller, die nach einer höheren klaſſiſchen Bildung ſtrebten. Er trat dieſe Reiſe vermuthlich noch im Jahre 1487 an, und ſie mag wol ein volles Jahr gedauert haben, wiewol er an keinem Orte lange verweilte, ſondern mehr darauf ausging, verſchiedene Städte und Gelehrte in möglichſt kurzer Zeit kennen zu lernen. Zuerſt ging er nach Padua, wo er beſonders den berühmten Calphurnius und den Griechen Marcus Muſurus, gewöhnlich Creticus genant, beſuchte. Hierauf begab er ſich, wie es ſcheint, unmittelbar nach Rom, wo er zwar die Akademie des Pomponius Lätus beſuchte, ſich aber übrigens von den Herrlichkeiten dieſer Hauptſtadt der Chriſtenheit wenig befriedigt fand. Von Rom ging er nach Florenz, wo er an der Platoniſchen Akademie des Marſilius Ficinus eine Zeitlang Theil nahm, und machte dann ſeine Rückreiſe über Bologna, Ferrara und Venedig, wo er noch den Beroaldus, den jüngern Guarinus und den Sabellicus kennen lernte. Im Ganzen ſcheint dieſer Aufenthalt in Italien keinen guten Eindruck bei ihm hinterlaſſen zu haben, denn er ſpricht davon ſehr ſelten, und äußert beſonders ſein Misfallen über die hochmüthige Verachtung, mit welcher die Italiener den Teutſchen begegneten. — An die Beendigung dieſer italieniſchen Reiſe ſchloß ſich unmittelbar der Anfang jener weitläufigen Reiſen durch Teutſchland und andere benachbarte Länder, welche den größten Theil von Celtes Leben ausfüllten. Von Venedig reiſte er nämlich durch Tyrol in die Schweiz, zu den Quellen des Rheins, und von da zu den Quellen der Donau. Den Winter brachte er in Regensburg zu, wo er, nach ſeiner eignen Angabe, am 1. Febr. 1489 ſeinen 30. Geburtstag feierte, und reiſte bald darauf durch Böhmen und Schleſien nach Krakau, wo er zwei Jahre verweilte, und ſich theils als Lehrer im Fache der alten Literatur und der Dichtkunſt beſchäftigte, theils unter einem damals berühmten Lehrer, Albert von Brudlew (auch Albertus Brutus oder Prutenus genant), dem Studium der Mathematik, welches nach damaligen Begriffen ſo viel ſagen will, als der Aſtronomie, oder vielmehr Aſtrologie, widmete. Während dieſer Zeit machte er, außer einigen kleineren Reiſen, auch zwei größere, die eine nach Ungern, die andere, dem Laufe der Weichſel entlang, vom karpatiſchen Gebirge an, durch ganz Polen und Preußen, wo er beſonders in mehren preußiſchen Städten, die ihn noch an teutſche Art erinnerten, verweilte, auch, vermuthlich von Danzig aus, die Oſtſee beſchiffte. — Im Frühjahr 1491 kehrte er von Krakau wieder nach Teutſchland zurück, verweilte einige Zeit in Prag, und machte von hier aus verſchiedene Reiſen durch Böhmen, ſo wie in die angrenzenden Länder, Meißen, Schleſien, Mähren und Ungern. Vermuthlich würde er ſich für einen längern Aufenthalt in Prag entſchieden haben, aber allzu ſpöttiſche, beleidigende Äußerungen über die Religionsgebräuche der Utraquiſten, und über manche böhmiſche Nationalſitten, zogen ihm ſolche Feindſchaft und Verfolgung zu, daß er ſich genöthigt ſah, im Auguſt 1491 Prag in größter Eile zu verlaſſen. Er kam nun nach Nürnberg, wo man ihn gern als öffentlichen Lehrer für längere Zeit behalten hätte; doch ehe ſich für die Ausführung dieſes Planes etwas thun ließ, erhielt er eine Einladung nach Ingolſtadt, wo man ihm zu einem Lehramte bei der Univerſität Hoffnung machte. Er reiſte alſo dahin ab; da aber ſeine wirkliche Anſtellung noch Schwierigkeiten fand, hielt er ſich ſo lange in Regensburg auf, bis er in den erſten Tagen des Jahres 1492 ſein öffentliches Lehramt der Beredſamkeit und Dichtkunſt in Ingolſtadt wirklich antrat. Dies war ihm indeß noch nicht für immer, ſondern, wie es damals, beſonders bei neuen Stiftungen, öfters geſchah, nur auf ein Jahr ertheilt, und der Herzog von Baiern hatte ihm dafür einen beſondern Gehalt, außer der gewöhnlichen Ordnung, angewieſen. Zum Behuf ſeiner Vorleſungen gab er ſchon im April 1492 ſeine, vorzüglich nach dem Cicero bearbeitete Epitome Rhetoricae heraus, wobei ſich eine beſondere Anweiſung zum Briefſchreiben und zur Gedächtnißkunſt befindet; Gegenſtände, denen die Rhetoren der damaligen Zeit beſondere Aufmerkſamkeit zu widmen pflegten. Ungeachtet des Beifalls, den er bei ſeinen Zuhörern fand, vereinigten ſich doch mancherlei Umſtände, ihm den Aufenthalt in Ingolſtadt zu verleiden, und bei Gelegenheit einer Reiſe, die er im Oktober 1492 nach Wien machte, dachten ſeine dortigen Freunde auf Veranſtaltungen, ihn ganz dorthin zu verpflanzen. Celtes ſuchte daher um die Verlängerung ſeines Lehrgeſchäftes in Ingolſtadt gar nicht nach, ging aber doch nicht nach Wien, ſondern vielmehr nach Regensburg, wohin ein gelehrter Domherr, Johann Tolophus, ihn auf eine ſehr ehrenvolle und ſchmeichelhafte Weiſe eingeladen hatte. Bei dieſem lebte er ohne öffentliches Amt, wiewol nach eignem freien Willen mit Unterricht beſchäftigt, bis in den Herbſt 1493, wo er durch Schwaben, über Heidelberg, nach Mainz reiſte, und hier im Hauſe des gelehrten Arztes Theoderich Greſemunt, den Winter hindurch lebte; doch ſo, daß er auch die umliegenden Gegenden mit ihren Alterthümern fleißig beſuchte. In dieſer Zeit haben wir ohne Zweifel auch den Anfang der berühmten

Digitized by Google

rheiniſchen Gelehrten-Geſellſchaft zu ſuchen, die in Celtes ihren Stifter verehrte, und ſich daher auch wol die Celtiſche Geſellſchaft nante. Wahrſcheinlich hatte ſein Zuſammentreffen in Heidelberg mit dem berühmten Biſchof Johann von Dalberg und andern gelehrten Männern, den Anſtoß gegeben, eine Idee, die in Celtes bereits durch einige in Italien beſtehende Verbindungen dieſer Art angeregt worden war, zu verwirklichen. Dieſe beſtand in einer engeren Vereinigung wiſſenſchaftlich gebildeter und für die Ausbreitung der Wiſſenſchaften thätiger Männer, zu gemeinſchaftlichem Wirken, theils für die Erhöhung des wiſſenſchaftlichen Lebens überhaupt, theils insbeſondere für die Beförderung der klaſſiſchen Literatur und die Erforſchung vaterländiſcher Geſchichte. Dalberg wurde zum Vorſteher dieſer Geſellſchaft erwählt; Celtes aber war ihr eigentlicher Geſchäftsführer, welcher, theils durch ausgebreiteten Briefwechſel, theils durch ſeine öfteren Reiſen vornehmlich die Verbindung unter den einzelnen Mitgliedern der Geſellſchaft unterhielt, und ihr neue Genoſſen zuführte. Zu ihren Mitgliedern gehörten Johann Trithemius, Abt zu Spanheim; der ſchon genante Johann Tolophus zu Regensburg; Eitelwolff vom Stein; Wilibald Pirckheymer, Ulrich Zaſius, Johann Vigilius, Martin Pollich von Mellerſtadt, Conrad Peutinger und viele andere der gelehrteſten und berühmteſten Männer der damaligen Zeit. Die Geſellſchaft gelangte, wie ſich leicht erwarten ließ, zu großer Achtung, und erhielt unter andern vom Kaiſer für ihre herauszugebenden Werke ein allgemeines Privilegium. In Bezug auf dieſes wurde eine beſondere Cenſur-Anſtalt errichtet, nach welcher jedes, von einem Mitgliede der Geſellſchaft zur Herausgabe beſtimte Werk, welches unter der Autorität der Geſellſchaft erſcheinen, und ihr Privilegium genießen ſollte, vorher zwei andern Mitgliedern derſelben zur Durchſicht übergeben wurde. Die blühende Periode dieſer Geſellſchaft dauerte jedoch nur, ſo lange Dalberg und Celtes lebten. Nach des letztern Tode ſcheint zwar Wilibald Pirckheymer ſie noch einige Jahre im Gange erhalten zu haben; aber das allmälige Abſterben ihrer thätigern Mitglieder, und die veränderte Richtung des Zeitgeiſtes, bewirkten ihr allmäliges Erlöſchen.

Celtes feierte zu Mainz am 1. Febr. 1494 ſeinen 35. Geburtstag, und war hierauf Willens, eine Reiſe nach dem Norden zu unternehmen; doch verhinderte ein neuer Ruf nach Ingolſtadt, unter beſſern Bedingungen, als bei ſeiner erſten Anſtellung, für diesmal die Vollziehung dieſes Entſchluſſes. Er wurde als Professor ordinarius für das Fach der Rede- und Dichtkunſt, mit allen Rechten und Vortheilen der übrigen ordentlichen Profeſſoren, angeſtellt, und kehrte daher ohne Bedenken nach Ingolſtadt zurück. Im Sommer deſſelben Jahres machte er eine Reiſe über Baſel, Freiburg im Breisgau und Heidelberg, nach Spanheim zu dem berühmten, und ihm vorzüglich befreundeten Abt Trithemius, der ſich bei dieſer Gelegenheit noch ſeines Unterrichtes in der griechiſchen Sprache bediente, welchen hernach, weil Celtes ihn zu bald wieder verlaſſen mußte, der nicht minder berühmte Reuchlin weiter fortſetzte. Da man Celtes in Ingolſtadt ſeine lange Abweſenheit und die darüber vernachläſſigten Lehrſtunden zum Vorwurf machte, wollte er das Verſäumte mit deſto angeſtrengterem Fleiße nachholen, verfiel aber darüber in eine beſchwerliche Krankheit, die ihn zu einem Gelübde an die heilige Jungfrau, und in Folge deſſelben, nach ſeiner Geneſung, zu einer Wallfahrtsreiſe nach Alten-Öttingen vermochte. Eine Peſt, die ſich im J. 1496 in den meiſten Städten Baierns verbreitete, und auch Ingolſtadt bedrohte, bewog ihn, ſo wie die meiſten der dortigen Lehrer und Schüler, die Stadt zu verlaſſen. Er nahm ſeine Zuflucht nach Heidelberg, wo er unter den angenehmſten Verhältniſſen lebte, und zugleich die kurpfälziſchen Prinzen in der griechiſchen und lateiniſchen Sprache, zur größten Zufriedenheit ihres Vaters, des Kurfürſten Philipp, unterrichtete, weshalb dieſer ihn auch veranlaßte, nach verſchwundener Peſtgefahr in Ingolſtadt, ſeinen Aufenthalt in Heidelberg noch zu verlängern. Nach dieſem in jeder Hinſicht angenehmen Leben in Heidelberg fühlte Celtes mancherlei Widriges, was in Ingolſtadt auf ihn einwirkte, doppelt, beſonders da ſein würdigſter und vertrauteſter Freund, Sixtus Tucher, welcher zu Ingolſtadt ein Lehramt der Rechte bekleidet, und ſich ebenfalls der Peſt wegen entfernt hatte, nicht wieder zurückgekehrt, ſondern im Dienſte ſeiner Vaterſtadt Nürnberg geblieben war. Um ſo freudiger nahm er daher den Ruf an, den er jetzt, unmittelbar von Kaiſer Maximilian I., nach Wien erhielt, wohin er im Herbſt 1497 abging. Er vereinigte hier mit dem Lehramte der Beredſamkeit und Dichtkunſt, auch das der Philoſophie, Geſchichte und Geographie, und legte bei allen dieſen Vorträgen meiſtens Werke der alten Klaſſiker zum Grunde. Zugleich übernahm er die Aufſicht über die kaiſerliche Bibliothek, die durch ihn eigentlich zuerſt in Stand geſetzt wurde, und ſtiftete nach dem Muſter der rheiniſchen Gelehrten-Geſellſchaft, eine danubiſche, die auch den Namen der öſtreichiſchen oder pannoniſchen führt, und an welche ſich Auguſtin von Olmütz, Pierius Gracchus, Johann Cuſpinianus, Hieronymus Balbus, und andere der ausgezeichnetſten Gelehrten Wiens und der umliegenden Länder anſchloſſen.

Durch angeſtrengte wiſſenſchaftliche Beſchäftigungen, häufige, nicht ſelten mit Beſchwerden und Gefahren verbundene Reiſen, vielleicht auch durch manche andere Unregelmäßigkeiten der Lebensart, war ſeine Geſundheit ſo angegriffen worden, daß er ſchon in ſeinem 40. Jahre ſich ſehr gealtert fühlte und ein baldiges Lebensende voraus ſah. Doch ließ er ſich dadurch nicht von der Ausführung einer ſchon früher beſchloſſenen großen Reiſe abſchrecken, ſondern fühlte ſich vielmehr zu größerer Beſchleunigung derſelben angetrieben. Mit Erlaubniß und Unterſtützung des Kaiſers begann er dieſe größte ſeiner Reiſen im J. 1498, begleitet von Andreas Stiborius, einem guten Mathematiker und eifrigen Mitgliede der danubiſchen Geſellſchaft; während Thomas Roſeius den Auftrag erhielt, des Celtes Vorleſungen zu Wien, während der Dauer ſeiner Abweſenheit, zu beſorgen. Celtes reiſte zuerſt in die Schweiz, zu den Quellen des Rheins,

Digitized by Google

und folgte dann dem Laufe dieſes Fluſſes, wobei er unterwegs auf der Inſel Reichenau verweilte, und ſeine Freunde zu Baſel, Straßburg und an andern Orten beſuchte. Von Coblenz machte er einen Abweg, an der Moſel aufwärts, bis nach Trier, kehrte aber nach Coblenz zurück, und reiſte weiter den Rhein abwärts bis Cöln, wo er abermals den Rheinpfad verließ, um auf einige Zeit nach Aachen zu gehen; doch kehrte er wieder an den Rhein zurück, und folgte dem Laufe deſſelben weiter bis in die Niederlande. Der Winter war ſchon angegangen, als er eine andere Richtung einſchlug, um das nördliche Teutſchland auf verſchiedenen, ſich manchmal durchkreuzenden Wegen zu durchwandern. Er ging über Gröningen an die Ems, zog, dem Laufe dieſes Fluſſes entgegen, durch ganz Weſtphalen, dann durch Heſſen, einen Theil Thüringens, über den Harz und durch Niederſachſen, namentlich über Braunſchweig, Göttingen und Goslar, an die Weſer, folgte dieſer ſtromabwärts bis nach Bremen, reiſte von hier nach Hamburg, dann an der Elbe ſtromaufwärts bis Magdeburg, von da nach Lüneburg, und endlich nach Lübeck, wo er den Reſt des Winters zubrachte, und die günſtige Jahreszeit abwartete, um zu Schiffe die Oſtſee und die entfernteren nordiſchen Länder zu bereiſen. Sein Aufenthalt verzögerte ſich bis in den Mai 1499, wo er ſich dann einſchiffte, und nach einer nicht ganz gefahrloſen Seereiſe, nach Thule (womit ohne Zweifel Island gemeint iſt) kam. Seine Rückreiſe machte er, ſo weit es ſich thun ließ, größtentheils zu Lande, und ſah daher unterwegs Lappland und Livland. In ſeiner Heimath wieder angekommen, ging er ſogleich nach Tyrol, wo ſich der Kaiſer aufhielt, und genoß nicht nur die Auszeichnung, dieſem von ſeiner Reiſe mündlichen Bericht abzuſtatten, ſondern wurde auch von ihm beſchenkt, und mit dem Verſprechen der Erfüllung eines Vorſchlags erfreut, welchen er dem Kaiſer, zu größerer Aufnahme der Poeſie und der mathematiſchen Wiſſenſchaften, gemacht hatte, deſſen Vollziehung ſich jedoch bis 1501 verzögerte. Der Kaiſer ſtiftete nämlich zu Wien ein Collegium poëticum, als einen beſondern Theil der Univerſität, welches aus zwei Lehrern der Dichtkunſt und Beredſamkeit, eben ſo viel Lehrern der Mathematik, und einigen (wahrſcheinlich 12) Studirenden beſtand, denen ein eigenes Haus eingeräumt, und beſtimte Stipendien angewieſen wurden. Der jedesmalige ordentliche Profeſſor der Dichtkunſt (Lector ordinarius in poëtica) bei der Univerſität, damals alſo Celtes, wurde zum beſtändigen Aufſeher und Vorſteher des Collegiums beſtimt, und erhielt als ſolcher das Recht, Dichter zu krönen, welche dieſelben Rechte und Vorzüge, wie die vom Kaiſer unmittelbar gekrönten Dichter, genießen ſollten. Am 1. Febr. 1502 wurde das neue Collegium feierlich eingeweiht. — Celtes verlebte nun die übrigen Jahre ſeines Lebens zu Wien größtentheils in ſtiller, aber fruchtbarer Thätigkeit. Er machte, außer einigen Reiſen in benachbarte Gegenden, auch noch einige, hauptſächlich in literariſchen Angelegenheiten, nach Nürnberg, wo er zugleich im Hauſe ſeines gelehrten Freundes Wilibald Pirckheymer, einen ſehr angenehmen Aufenthalt fand. Aber noch ehe er dazu kommen konte, die Früchte ſeiner mühſamen Studien, Reiſen und Forſchungen, wie er Willens war, der Welt mitzutheilen, ſtarb er am 4. Febr. 1508, alſo wenige Tage nach der Vollendung ſeines 49. Jahres.

Obgleich Celtes eigentlich in keiner Wiſſenſchaft ausſchließlich und zu ihrer inneren Vervollkommenung gearbeitet hat, ſo hat er ſich doch um mehre derſelben, und beſonders um das ganze wiſſenſchaftliche Leben ſeiner und der zunächſt folgenden Zeit, große Verdienſte erworben. Als Lehrer gebührt ihm der Ruhm, daß er verſchiedene Zweige des menſchlichen Wiſſens entweder zuerſt auf dem akademiſchen Lehrſtuhl einführte, oder doch weit planmäßiger, anhaltender, und daher erfolgreicher, als es vor ihm geſchehen war, bearbeitete. Jenes iſt der Fall mit der Geſchichte und Geographie, dieſes hauptſächlich mit der klaſſiſchen Literatur, wo er beſonders darauf hinwirkte, neben den eigenthümlichen formellen Schönheiten der Alten, aus ihren Schriften auch gründliche Sachkentniſſe zu entwickeln. Er ſuchte die griechiſche Sprache mehr in Gang zu bringen, indem er ſie nicht nur grammatiſch lehrte, ſondern auch die Homeriſchen Gedichte erklärte; weit größer waren indeß ſeine Bemühungen um die römiſche Literatur; denn außer ſeinem theoretiſchen Unterricht in der Rede- und Dichtkunſt, hielt er Vorleſungen über den Horaz, Terenz, Cicero u. a., ja auch über einen neueren Dichter, den von ihm aufgefundenen Ligurinus, und gab ſeinen Schülern fleißige Anleitung zu praktiſchen Übungen im Reden und Schreiben, wobei er ſich beſonders bemühte, die eingeriſſene Rohheit und Verderbniß des Ausdrucks in der lateiniſchen Sprache zu vertilgen, und dieſe ganz nach dem Muſter der Klaſſiker wieder herzuſtellen. — Auch bei ſeinen Vorleſungen über andere Wiſſenſchaften legte er Werke der Alten zum Grunde, ſo den Ptolemäus (wahrſcheinlich doch nur in lateiniſcher Überſetzung) für die Geographie, den Tacitus für die Urgeſchichte Teutſchlands; nur die allgemeine Weltgeſchichte ſcheint er nach eigenem Entwurfe gelehrt zu haben. Geringer ſind ſeine Verdienſte um die Philoſophie; denn wiewol er ſich auch hier bemühte, die Philoſophie der Alten wieder herzuſtellen, und dadurch gegen den Scholaſticismus ſeiner Zeit ein Gegengewicht zu bilden, ſo traf er doch eine unglückliche Wahl, indem er zur Grundlage ſeines philoſophiſchen Unterrichts gerade den Apulejus wählte, der wol zur Verbeſſerung und Reinigung des philoſophiſchen Denkens, ſo wie zur Bildung des guten Geſchmacks, nicht vorzüglich geeignet ſeyn dürfte. — Am meiſten glänzte er unter ſeinen Zeitgenoſſen als Dichter. Er war unter den Teutſchen einer der erſten, welche ſich auch in dieſer Kunſt wieder getreu an die Vorbilder der Alten anzuſchließen ſuchten, und ſeine einzigen Vorgänger auf dieſem Wege, Rudolf Agricola und Rudolf Lange, wurden von ihm ſowol an wahrem Dichtergenie, als an Fruchtbarkeit weit übertroffen; doch iſt nicht zu leugnen, daß ihm auch noch mancher Flecken ſeines Zeitalters anhing, und daß man noch manche, beſonders proſodiſche Fehler bei ihm findet. Am verdienſtlichſten ſind ſeine Oden; weniger poetiſchen Werth haben ſeine Elegien, und die Samlung derſelben, die er, den Ovid nachahmend, Amores genant hat, iſt in mancher Hinſicht ganz mislungen zu nennen,

Digitized by Google

obwol ſie einzelne ſchätzbare Stücke, und beſonders viele Nachrichten zu ſeiner Lebens- und Reiſegeſchichte enthält. Auch ſeine Epigramme geben meiſt nur metriſche Proſa. Seine dramatiſchen Gedichte, von denen nur zwei durch den Druck bekant geworden ſind, gehören mehr zur lyriſchen Gattung, und haben vom Drama wenig mehr, als die Vertheilung ihres Inhalts unter verſchiedene redend aufgeführte Perſonen. Ein epiſches Gedicht, Theodoriceis, welches vermuthlich ſein Hauptwerk geworden wäre, blieb durch ſeinen Tod unvollendet. Im Ganzen beſtand ſein Verdienſt um die Poeſie vorzüglich darin, daß er die Vorurtheile zerſtörte, die man gegen ſie noch vielfältig hegte, als ob ſie dem Studium der ernſteren Wiſſenſchaften nachtheilig, oder mit demſelben nicht verträglich ſey; und daß er wieder durch die Poeſie dahin wirkte, auch für die Bearbeitung der höheren Wiſſenſchaften einen beſſern Geſchmack einzuführen, und beſonders das Studium und die Nachahmung der Alten auch von Seiten der Anmuth und des Vergnügens zu empfehlen. — Sein größtes und bleibendſtes Verdienſt hätte er ſich ohne Zweifel in der Geſchichte erworben, wenn ihn ſein früher Tod nicht verhindert hätte, die großen Plane ſeines Lebens auszuführen. Es war nämlich ſein vorherrſchender Gedanke, wobei ihn Liebe zum Vaterland und zur Wiſſenſchaft gleichmäßig beſelte, ein großes geſchichtliches und geographiſches Werk über Teutſchland und den germaniſchen Norden auszuarbeiten. Für dieſen Zweck hatte er die meiſten ſeiner Reiſen unternommen, theils um möglichſt viele und verſchiedene Städte und Gegenden anſchaulich kennen zu lernen, theils um Denkmale des Alterthums aufzuſpüren; daher durchſuchte er auch mit unermüdlichem Eifer die Bibliotheken der Klöſter und Stifter, um die Werke vaterländiſcher Schriftſteller und andere Geſchichtsquellen aus der Vergeſſenheit hervorzuziehen. Dieſer Trieb führte ihn ſelbſt nach dem entfernten Island, wo er aus den Denkmalen der alten, mit den Teutſchen verwandten, und in der Vorzeit ſo berühmten nordiſchen Völker manche Bereicherung ſeiner Geſchichts- und Alterthumskentniß hoffen konte. Beſonders rühmte er ſich, alle große teutſche Flüſſe (wozu er auch die Weichſel rechnete), bis zu ihren Quellen, ferner die Haupſtädte Teutſchlands nach den vier Weltgegenden, Krakau gegen Oſten, Regensburg gegen Süden, Mainz gegen Weſten, und Lübeck gegen Norden, dann alle erzbiſchöflichen Sitze, mit Einſchluß von Riga in Livland, und alle damaligen Univerſitäten Teutſchlands beſucht zu haben. Er ſoll zu ſeinem beabſichtigten großen Werke, das er Germania illustrata nennen wollte, viele Vorarbeiten handſchriftlich hinterlaſſen haben, die nach ſeinem Tode wahrſcheinlich in die kaiſerliche Bibliothek zu Wien gekommen, und vielleicht nachher von andern Schriftſtellern benutzt worden ſind. Wenn aber auch dieſe Frucht von Celtes Reiſen nicht zur Reife kam, ſo blieben ſie deshalb für die Literatur nicht unnütz. Durch ſeine Forſchungen in den Bibliotheken kam manches längſt vergeſſene, intereſſante Werk wieder ans Licht, wie die berühmte Reiſecharte des römiſchen Reichs, die nach Celtes Tode an Peutinger kam, und daher unter dem Namen der Tabula Peutingeriana bekant iſt; die Werke der Roswitha, und das hiſtoriſche Gedicht eines unbekanten Verfaſſers *), Ligurinus genant, welches die Thaten Kaiſer Friedrichs I. beſingt, und ohne Zweifel unter allen in Teutſchland entſtandenen lateiniſchen Gedichten vor der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften den erſten Rang verdient. So halfen ihm dieſe Reiſen auch zu ausgebreiteten Bekanſchaften, die er zur Aufnahme dee Wiſſenſchaften trefflich zu benutzen wußte. Überhaupt war die innigere Verbindung unter den damals lebenden Gelehrten größtentheils ſein Werk, und der öfters wechſelnde Aufenthalt ihm ein Mittel, an vielen Orten den Samen klaſſiſcher Bildung auszuſtreuen. Auf ſeinen moraliſchen Charakter werfen zwar die häufigen obſcönen Schilderungen und Ausdrücke in ſeinen Amoren nicht das günſtigſte Licht, doch machen die freundſchaftlichen Verhältniſſe, in denen er mit vielen der ausgezeichnetſten Männer ſeiner Zeit lebte, wahrſcheinlich, daß ſein Leben in dieſer Hinſicht beſſer war, als ſeine Schriften. In Anſehung der Religion wird ſeine wahre Geſinnung nicht klar; denn wenn er ſich nicht ſelten Spöttereien erlaubt, welche die Geiſtlichen ſeiner Zeit auf eine Weiſe angreifen, bei der die Religion ſelbſt nicht ganz ohne Veeletzung davon komt, ſo redet er ein ander Mal zu den Heiligen mit einer Andacht, welche ſelbſt ſtreng Katholiſchen übertrieben ſcheint; in Rom braucht er ſeinen Witz gegen den Papſt, und in Prag gegen des Papſtes Gegner, die Huſſiten; und oft mengt er auf die ſonderbarſte Weiſe Chriſtenthum und Heidenthum durch einander. Er ſcheint alſo, wenigſtens bis auf die letzten Jahre ſeines Lebens, mit ſeinen Anſichten der Religion bei ſich ſelbſt nicht ganz aufs Reine gekommer zu ſeyn. Außerdem rühmen ſeine Zeitgenoſſen ſeine Vorliebe für Natur und Muſik, ſeine Feſtigkeit in der Freundſchaft, ſeine Gefälligkeit und Heiterkeit im Umgange und ſeine Rechtſchaffenheit, die ſich unter andern darin bewies, daß er, bei der leidenſchaftlichſten Liebe zu literariſchen Schätzen, ſich doch nie erlaubte, ein Buch anders, als auf eine durchaus geſetzmäßige Weiſe an ſich zu bringen. — Von ſeinen Schriften, die jetzt faſt alle zu den größten literariſchen Seltenheiten gehören, nennen wir hier nur die merkwürdigſten **). 1) Ars versificandi et carminum. S. l. e. a. 4. Zwei Ausgaben, die eine ganz gewiß zu Leipzig 1486; die andere aber nicht vor 1487, weil der Verf. ſchon das Prädicat eines gekrönten Dichters führt. — 2) Proseuticum ad Div. Fridericum III. pro laurea Apollinari. Norimberg. per F. Kreusner. S. a. (1487.) 4. — Rec. Norimb. 1500. 4. Es befindet ſich hiebei eine genaue Angabe der Conſtellation bei der Dichterkrönung des Celtes, die mit einer kleinlichen Genauigkeit nicht blos auf Tag und Stunde, ſondern auch auf Minute und Secunde berechnet iſt. — 3) Epitoma in utramque Ciceronis Rhetoricam, cum arte memorativa nova et modo epistolandi

*) Daß der Verfaſſer dieſes Gedichts, wie man gewöhnlich annimt, Günther geheißen habe, iſt eine wenig begründete Vermuthung; ganz unwahrſcheinlich iſt es aber, daß Celtes ſelbſt Verfaſſer dieſes Gedichtes ſey, und es nur für alt ausgegeben habe. **) In Hinſicht einer vollſtändigern Aufzählung derſelben verweiſe ich auf das Klüpfel'ſche und mein eigenes unten anzuführendes Werk.

Digitized by Google

utiliſsimo. S. l. e. a. 4. Zufolge der Zueignung an Kaiſer Maximilian I. erſchien dieſe erſte Ausgabe 1492. Es befinden ſich dabei verſchiedene Gedichte, die Celtes nachher mit in die Samlung ſeiner Oden aufnahm. Sowol die Rhetorik, als das Buch über die Briefſchreibekunſt, ſind in der Folge verſchiedentlich wieder aufgelegt worden. — 4) L. Apuleji Epitoma de mundo seu Cosmographia. Memming. 1494. fol. Vienn. 1497. fol. Celtes brauchte dies Buch zur Grundlage ſeiner philoſophiſchen Vorleſungen. — 5) Opera Hrosvitae illustris virginis et monialis Germaniae, gente Saxonica ortae, nuper a Conr. Celte inventa. Norimb. 1501. fol. Mit einer Zueignung von Celtes an den Kurfürſten Friedrich von Sachſen. — 6) Quatuor libri Amorum, secundum quatuor latera Germaniae. Norimb. 1502. 4. Bei dieſer Ausgabe befinden ſich noch: Germania generalis, ein Gedicht, welches eine allgemeine Anſicht Teutſchlands nach ſeiner Lage, ſeinen Flüſſen und Gebirgen enthält; De origine, situ, moribus et institutis Norimbergae libellus, eine ziemlich genaue Beſchreibung der Stadt Nürnberg, die er dieſer Stadt zu Ehren, und gleichſam zum Dank für den mehrmals daſelbſt genoſſenen angenehmen Aufenthalt verfertigte, zugleich das einzige wirkliche Geſchichtswerk in Proſa, das wir noch von Celtes beſitzen; Hymnus in vitam S. Sebaldi, Norimbergensium patroni; Ludus Dianae coram Maximiliano Rege; ein Drama, welches, zu Ehren des Kaiſers Maximilian, von mehren Mitgliedern der danubiſchen Gelehrten-Geſellſchaft zu Linz aufgeführt wurde. Ferner: Privilegium erectionis Collegii Poëtarum et Mathematicorum in Vienna, und Vincentii Longini Eleutherii ad div. Maximilianum Rom. Reg. Panegyricus pro instituto et erecto Collegio Poëtarum et Mathematicorum in Vienna. Das ganze Werk iſt von Celtes dem Kaiſer Maximilian zugeeignet. Die Germania generalis und die Beſchreibung von Nürnberg ſind nachher in verſchiedene geſchichtliche Samlungen aufgenommen worden. — 7) Carminum libri IV. Norimb. 1502. 4. Dieſe Ausgabe iſt ziemlich unbekant und zweifelhaft; doch gibt es noch eine andere, nach Celtes Tode von der rheiniſchen Gelehrten-Geſellſchaft veranſtaltete: Libri Odarum IV. cum Epodo et seculari carmine. Argentor. ex offic. Schurer. 1513. 4. — 8) Rhapsodia de laudibus et victoria Div. Maximiliani de Boëmannis. Aug. Vindel. 1505. 4. Ein Drama, worin die ſieben Kurfürſten, Apollo, Merkur, Bacchus und die Muſen redend auftreten, und welches ebenfalls in Gegenwart des Kaiſers zu Wien aufgeführt worden war. — 9) Ligurini de gestis Imp. Caes. Friderici I. Augusti libri X. carmine heroico conscripti, nuper apud Francones in silva Hercynia et Druidarum Eboracensi coenobio a *Conr. Celte* reperti. Aug. Vind. 1507. fol. Marquard von Stein, Propſt zu Bamberg, Matthäus Marſchalk, Bernhard und Conrad Schenken von Adelmannsfelden, Conrad Peutinger und Georg Herbart ließen dies Werk, bald nachdem es Celtes von ſeiner letzten Reiſe aus Franken mitgebracht hatte, auf gemeinſchaftliche Koſten drucken. Am Schluſſe desſelben wird bemerkt, daß Conrad Celtes zu Wien, Hieron. Baldung zu Freiburg, Heinrich Bebel zu Tübingen, Jakob Locher zu Ingolſtadt und Hermann Buſch zu Leipzig, die ſich wahrſcheinlich während des Druckes die einzelnen Bogen verſchafft hatten, ſchon Vorleſungen über dieſes Gedicht gehalten hätten. — Einzelne Gedichte des Celtes ſind ſpäter in verſchiedenen, theils hiſtoriſchen, theils poetiſchen Samlungen wieder abgedruckt worden; eine vollſtändige Ausgabe ſeiner Gedichte aber, welche, nach Gundling, zu Straßburg 1515, auf Veranſtaltung der rheiniſchen Geſellſchaft erſchienen ſeyn ſoll, exiſtirt nicht, und ihre Annahme beruht wahrſcheinlich nur auf einer Verwechſelung mit der, 1513 erſchienenen, Ausgabe der Oden. — Handſchriftlich hinterließ Celtes unter andern eine griechiſche Sprachlehre. Auch ſeine Epigramme ſind lange ungedruckt geblieben, bis ſie Klüpfel bei ſeiner Biographie des Dichters benutzte ***). (*H. A. Erhard.*)

Cement ſ. Caement.

CENCHRIS. S. Artik. *Boa.* (Encyclop. Thl. XI. S. 105 f.) — Daudin [1]) beſchreibt noch unter jenem Namen, als eigenes Genus, eine Schlangenart, die in Nordamerika lebt, und früher, nach ihm, von Catesby (Corol. T. II. Pl. 56.) beſchrieben und abgebildet iſt. Verſchieden von dem Gen. Scytale, wozu die Giftſchlangen gehören, die dem Gen. Boa im übrigen nahe ſtehen, doch getheilt. Schilder an der Baſis des Schwanzes; der Vordertheil des Kopfes geſchildet, ohne Afterſpornen. Art: *Cenchris Mokeson* D. Soll ſehr gefährlich ſeyn. Nach Cuvier [2]) iſt jene Schlange durchaus nicht giftig, und gehört zum Gen. Coluber. Merrem [3]) hat, ohne Daudin zu citiren, Catesby's Hog-nose snake, die nach Daud. eins mit C. Mokeson ſeyn ſoll, jedoch verſchieden von der Hog-nose snake der Anglo-Amerikaner, mit dieſer, die Daudin und Merrem Coluber Heterodon nennen, verbunden. — Auf jeden Fall bedarf jene Schlangenart noch einer genauern Unterſuchung. (*Leuckart.*)

***) Die früheſte Nachricht vom Leben des Celtes lieferte die rheiniſche Geſellſchaft, bei der Ausgabe ſeiner Oden; der Concipient dieſer Biographie ſcheint aber nicht genau unterrichtet geweſen zu ſeyn, denn ſie iſt ſehr lücken- und fehlerhaft; gleichwol folgten ihr faſt alle die ſpätern zahlreichen Biographen des Celtes; nur Brucker, im Ehrentempel der teutſch. Gelehrſamkeit, S. 126, und *Herm. Ern. Rumpel*, Progr. de Conrado Celte. Erford. 1762. 4., gingen ihren eigenen Weg, indem ſie die Schriften des Celtes ſelbſt benutzten; weit fleißiger und umſichtiger that dies aber Engelbert Klüpfel, deſſen De vita et scriptis Conr. Celtis, praecipui renascentium literarum in Germania restauratoris, opus posthumum, zu Freiburg ſeit 1813 in einer Reihe von Programmen erſchien. Deſſen Arbeit habe ich zwar, bei der Biographie des Celtes im 2. Bande meiner Geſchichte des Wiederaufblühens wiſſenſchaftlicher Bildung ꝛc., vorzugsweiſe berückſichtigt, bin jedoch, durch eigenes Studium der Schriften des Celtes, und unbefangene Combination ſeiner einzelnen Angaben, auf viele neue, und von Klüpfel abweichende Reſultate gekommen, für deren weitere Auseinanderſetzung und Rechtfertigung ich, um hier nicht zu weitläufig zu werden, auf mein eben gedachtes Werk verweiſen muß. (*E.*)

1) Hist nat d. Rept. T. V. p. 356. Pl. 60. f. 25. Pl 70. f. 3. 4. 2) Reg. anim. II. p. 80. 3) Syst. amphibior. p 124.

Digitized by Google

CENTRALBEWEGUNG heißt eine jede Bewegung, welche durch eine Kraft erzeugt wird, die den Körper ſtets nach demſelben Punkte treibt, und aus dieſem Grunde Centralkraft genant wird. Es würden demnach in dieſem weitern Sinne die Bewegungen frei fallender oder geworfener Körper ſchon hieher zu rechnen ſeyn, man zählt aber gewöhnlich nur die Fälle zu der Centralbewegung, in welchen die Richtungen der Centralkraft an verſchiedenen Punkten der Bahn nicht parallel ſind.

Zur Erzeugung der Centralbewegung ſind ſtets zwei Kräfte erfoderlich. Die eine, welche auf den bewegten Körper in jedem Punkte ſeiner Bahn gegen den Mittelpunkt wirken muß; die andere, welche ihn nach einer andern hievon abweichenden Richtung ſtößt. Wir wollen zunächſt der Einfachheit wegen annehmen, die Centralkraft wirke auf den Körper ſtets nach Verlauf eines ſehr kleinen Zeitintervalles, und es befinde ſich in A (Fig. 1.) ein Körper, welcher von einer Stoßkraft nach der Richtung AB getrieben wird, ſo daß er während der Zeiteinheit vermöge dieſer Kraft den Raum AD durchlaufen würde. Aber in eben dieſer Zeit würde ihn die Centralkraft durch den Raum AE gegen den anziehenden Punkt C treiben. Conſtruiren wir demnach das Parallelogramm ADFE, ſo gibt die Diagonale AF den Weg an, welchen der Körper wirklich durchläuft; er würde ſich in der zweiten Zeiteinheit vermöge der Trägheit in der Verlängerung dieſer Richtung durch den Weg FG = AE bewegen, wenn ihn die Centralkraft in F nicht mit einer Kraft FH gegen C bewegte. Die Diagonale FI des Parallelogramms FGIH bezeichnet den Weg, welchen der Körper wirklich durchläuft. Setzen wir auf dieſe Art die Conſtruction fort, ſo bezeichnet die gebrochene Linie AFIK die Bahn, auf welcher ſich der Körper bewegt. Da aber die Centralkraft auf den Körper in jedem Punkte ſeiner Bahn wirkt, ſo werden die Linien, aus welchen letztere beſteht, unendlich klein, und der Körper durchläuft daher eine krumme Linie. Um die Natur dieſer krummen Linie zu beſtimmen, iſt erfoderlich, daß die Stärke der urſprünglich wirkenden Stoßkraft, welche gewöhnlich Centrifugalkraft (ſ. dieſ. Art.) heißt, die der gegen den Mittelpunkt wirkenden Centralkraft (gewöhnlich Centripetalkraft genant), das Geſetz der Änderung in der Stärke der Centripetalkraft mit der Entfernung vom Mittelpunkte, und endlich die Lage des Mittelpunktes gegen die urſprünglich wirkende Stoßkraft bekant ſey. Ohne hier eine allgemeine Auflöſung des Problems zu geben, da hievon unter den Artikeln „Keplerische Gesetze“ und „Planetenbahnen“ nochmals die Rede ſeyn wird, begnüge ich mich, einige der einfachſten Geſetze durch die Elemente der Mathematik zu beweiſen.

Nach welchem Geſetze auch die Änderung der Centripetalkraft erfolgen möge, ſo ſind doch ſtets die Sectoren, deren Bögen in gleichen Zeiten durchlaufen werden, einander gleich. Iſt alſo C (Fig. 2.) der Mittelpunkt, AB der Weg, welchen der Körper in der erſten Zeiteinheit durchläuft, BE der in der zweiten Zeiteinheit durchlaufene, ſo iſt, wenn wir die kleinen Bögen als gerade Linien betrachten, $\triangle ABC = \triangle CBE$. Da nämlich $AB = BD$, ſo iſt $\triangle ABC = \triangle BCD$. Da aber $DE \# BC$, ſo iſt $\triangle BCD = \triangle BCE$, alſo $\triangle BCE = \triangle ABC$. Da wir nun AB und BE verſchwindend klein nehmen können, und da ferner der Satz eben ſo von den Summen von zwei, drei und mehren unendlich kleinen Sectoren gilt, ſo erhalten wir das erſte Kepleriſche Geſetz, daß ſich die Sectoren, welche wir erhalten, wenn wir von dem anziehenden Punkte nach den Endpunkten der Bahn, welche der Körper in beliebigen Zeiten durchläuft, gerade Linien ziehen, wie dieſe Zeiten verhalten.

Dieſer Satz ſetzt uns in den Stand, die Geſchwindigkeit zu beſtimmen, welche der Körper in jedem Punkte ſeiner Bahn hat. Es ſey AD (Fig. 3.) die Bahn des Körpers, C der Mittelpunkt. In einer ſehr kleinen Zeit durchlaufe der Körper den Bogen Aa, welchen wir mit der Tangente zuſammenfallend annehmen wollen; es ſey Bb der Weg, welchen er in einer eben ſo großen Zeit durchläuft. Nach dem eben Geſagten iſt $\triangle AaC = \triangle BbC$. Fällen wir auf die verlängerten Tangenten die Perpendikel CQ und CP, ſo iſt $\triangle AaC = \frac{1}{2} Aa \, . \, CQ$, $\triangle CbB = \frac{1}{2} Bb \, . \, CP$, mithin $Aa \, . \, CQ = Bb \, . \, CP$, und es verhält ſich

$$Aa : Bb = CP : CQ.$$

Da nun Aa und Bb die Geſchwindigkeiten bezeichnen, ſo verhalten ſich dieſe umgekehrt wie die Perpendikel, welche vom Mittelpunkte der Kräfte auf die entſprechenden Tangenten gezogen werden.

Die einfachſte Bewegung, welche ein von Centralkräften getriebener Körper haben kann, iſt die, wo ſeine Bahn ein Kreis iſt, deſſen Mittelpunkt zugleich der Sitz der Centripetalkraft. Ehe ich die Bedingungen angebe, welche zur Erzeugung dieſer kreisförmigen Bewegung erfoderlich ſind, will ich die Geſetze derſelben entwickeln.

Es ſey AB (Fig. 4.) der Kreisbogen, welchen der Körper in einer ſehr kleinen Zeit durchläuft, und den wir als mit einer geraden Linie zuſammenfallend anſehen können; die dazu erfoderliche Zeit ſey t. Die Centripetalkraft wirkt in dem Punkte A nach der Richtung AC, in B nach der Richtung BC; da aber AB ein ſo kleines Stück des Kreiſes iſt, daß es mit der Tangente zuſammenfallend angeſehen werden kann, ſo iſt BC nahe parallel AC. Wirkte hier blos die Centralkraft auf den Körper, ſo würde er ſich mit beſchleunigter Bewegung von A nach C bewegen. Nehmen wir an, daß g die Größe der Centripetalkraft, und s der vermöge ihrer Einwirkung in der Zeit t beſchriebene Raum ſey, ſo iſt

$$g = \frac{2s}{t^2}$$

(ſ. Fall der Körper). Ziehen wir von B nach D die Linie BD ſenkrecht auf AC, ſo iſt AD der Weg, durch welchen der Körper während der Zeit t von der Centripetalkraft getrieben ſeyn würde, alſo $AD = s$. Weil ferner AB eine gerade Linie, und ABE ein rechtwinkliges Dreieck, ſo verhält ſich $AD : AB = AB : AE$, oder wenn $AC = r$

$$s : AB = AB : 2r, \text{ d. h.}$$

$$s = \frac{AB^2}{2r}, \text{ folglich}$$

$$g = \frac{AB^2}{rt^2}.$$

Digitized by Google

Da aber bei einem Kreiſe die Perpendikel aus dem Mittelpunkte auf die Tangenten der Bahn als Radien gleich ſind, ſo iſt die Geſchwindigkeit gleichförmig, und wir haben $AB = c.t$, wo c die Geſchwindigkeit in irgend einem Punkte bezeichnet. Daraus ergibt ſich

$$g = \frac{c^2}{r}.$$

Heißt die zu einem Umlaufe erfoderliche Zeit t, und bezeichnet π die Ludolphiſche Zahl, ſo iſt $c = \frac{2r\pi}{t}$, folglich

$$g = \frac{4r\pi^2}{t^2}$$

Iſt G die Größe der Centripetalkraft in einem Kreiſe, deſſen Halbmeſſer R iſt, und welchen der Körper in der Zeit T durchläuft, ſo iſt

$$G = \frac{4R\pi^2}{T^2}$$

und es verhält ſich mithin

$$G : g = \frac{R}{T^2} : \frac{r}{t^2}$$

In den meiſten bekanten Fällen verhält ſich die Größe der Centripetalkraft umgekehrt wie das Quadrat der Entfernung. Nehmen wir daher an, daß zwei verſchiedene Körper ſich um denſelben Punkt in kreisförmigen Bahnen bewegen, ſo verhält ſich

$$G : g = \frac{1}{R^2} : \frac{1}{r^2}$$

und mithin wird

$$\frac{1}{R^2} : \frac{1}{r^2} = \frac{R}{T^2} : \frac{r}{t^2} \text{ d. h.}$$

$$T^2 : t^2 = R^3 : r^3.$$

Wenn daher die Größe der anziehenden Kraft ſich umgekehrt wie das Quadrat der Entfernung verhält, ſo verhalten ſich die Quadrate der Umlaufszeiten wie die Kuben der Halbmeſſer, und dieſes iſt das dritte Kepleriſche Geſetz.

Es dient uns dieſes Geſetz umgekehrt dazu, aus den beobachteten Bewegungen und Geſchwindigkeiten das Verhalten der Kräfte herzuleiten. Finden wir nämlich, daß ſich verhalte

$$T^2 : t^2 = R^3 : r^3$$

ſo verhält ſich nach dem obigen

$$G : g = \frac{R}{T^2} : \frac{r}{t^2}$$

und wenn dieſe mit der vorigen combinirt wird, ſo wird

$$G : g = \frac{1}{R^2} : \frac{1}{r^2}$$

d. h. die Kraft verhält ſich umgekehrt wie das Quadrat der Entfernung.

Aus der Zuſammenſetzung der Kräfte, von welcher wir ausgingen, und aus dem erſten Kepleriſchen Geſetze ergeben ſich auch die Bedingungen, welche zur Erzeugung der Kreisbewegung erforderlich ſind. Da nämlich die urſprünglich ſtoßende Kraft den Körper nach der Tangente der Curve fortſtößt, ſo muß dieſe auf der Linie AG (Fig. 2.) ſenkrecht ſtehen. Bei einem Kreiſe iſt ferner AC=BC. Nehmen wir den Bogen unendlich klein, ſo können wir CBA als gerade Linie und BH als den Weg anſehen, um welchen ſich der Körper während der betrachteten Zeiteinheit vom Mittelpunkte entfernen würde. Da aber BH=AG und AG der Weg iſt, durch welchen die Centralkraft den Körper in einer Zeiteinheit gegen ſich treibt, ſo findet eine Kreisbewegung ſtatt, wenn BH=AG d. h. wenn die Centripetalkraft den Körper durch einen Raum treibt, welcher eben ſo groß iſt, als derjenige, um welchen ſich der Körper in eben dieſer Zeit vom anziehenden Mittelpunkte entfernen würde.

Auf ähnliche Art laſſen ſich noch mehre andere Geſetze herleiten; weit einfacher und kürzer aber laſſen ſich die meiſten derſelben durch höhere Analyſis beweiſen, vgl. die bereits erwähnten Artikel „Kepleriſche Geſetze" und „Planetenbahnen." Denjenigen, welcher eine allgemeine Kentniß dieſer Bewegung haben will, verweiſe ich vorzüglich auf Newtons principia philosophiae naturalis mathematica, die Schriften von Francoeur und Poisson über Mechanik und die Mécanique céleste von Laplace.

(*L. F. Kämtz.*)

CENTRALFEUER nanten ältere Phyſiker eine der Erde eigenthümliche Wärme in ihrem Innern, welches theils die vulcaniſchen Erſcheinungen, theils die Temperatur an der Oberfläche bedingen ſollte. Es wurde dieſe Hypotheſe namentlich von Mairan weiter ausgebildet, indem er glaubte, daß nur auf dieſe Art die verhältnißmäßig hohe Wärme der Luft im Winter erklärt werden könnte. Dieſe Hypotheſe, welche aus einigen Rechnungen hergeleitet wurde, gegen deren Bündigkeit ſich allerdings Manches einwenden läßt, ſchien beſonders dadurch beſtätigt zu werden, daß die Temperatur in tiefen Schachten deſto größer wurde, je weiter man ſich von der Oberfläche der Erde entfernte. Lange wurde dieſe Hypotheſe vergeſſen, bis ſie in neueren Zeiten wieder von Cordier vielfach ausgeſchmückt hervorgerufen wurde. Cordier ſcheint bei dieſer Unterſuchung, in welcher er ſich auf die nicht zu beſtreitende Thatſache ſtützt, daß die Temperatur der Erdrinde deſto größer wird, je tiefer wir hinabſteigen, denſelben Fehler begangen zu haben, den wir ſo häufig bei Geographen finden, und welcher die Fortſchritte dieſer Wiſſenſchaft am meiſten gehemt hat, daß nämlich in unbekanten Ländern die Beſchaffenheit des Ganzen nach einem ſehr kleinen Diſtricte beurtheilt wird. Meſſungen, deren Umfang nicht mehre tauſend Fuß überſteigt, ſollen für den ganzen Erdkern gelten und danach würde man ſchon in einer Tiefe von mehren Meilen eine Temperatur treffen, welche der des glühenden Eiſens gleich wäre. Da von dieſem Gegenſtande nochmals in dem Artikel „Temperatur der Erde" die Rede ſeyn wird, ſo verweiſe ich auf dieſen.

(*L. F. Kämtz.*)

CENTRALKRAFT heißt diejenige Kraft, welche einen bewegten Körper ſtets gegen denſelben Punkt treibt, ſo daß jener ſich zu dieſem bewegen würde, wofern nicht die zweite Kraft den Körper an dieſer Bewegung verhin-

Digitized by Google

derte. Nehmen wir an; daß der Körper urſprünglich einen Stoß erhalten habe, deſſen Richtung nicht mit der Centralkraft zuſammenfällt, ſo wird er vermöge der Trägheit in jedem Punkte ſeiner Bahn ein Streben haben, ſich nach der Tangente des von ihm beſchriebenen Weges zu bewegen; es wirkt hier alſo gewiſſermaßen eine Kraft dahin, den Körper von dem anziehenden Punkte zu entfernen. Man bezeichnet deshalb dieſes Streben des Körpers, der Tangente zu folgen und ſich von dem Mittelpunkte zu entfernen, ſehr häufig mit dem Namen der Centrifugalkraft. Obgleich hier in aller Strenge keine Kraft wirkt, indem hier nur die Trägheit den Körper verhindert, der Einwirkung der Centralkraft gemäß ſich gegen den Mittelpunkt zu bewegen, ſo können wir dieſen Namen doch ſehr gut beibehalten, da wir es in der Mechanik gewohnt ſind, Urſachen, welche eine Bewegung hervorbringen oder verhindern, mit dem Namen Kraft zu bezeichnen; es iſt dieſes um ſo eher erlaubt, da wir im Stande ſind, aus der Kentniß der Geſetze der anziehenden Kraft und der Bahn der Körper die Größe dieſer Centrifugalkraft mit Schärfe zu beſtimmen. *(L. F. Kämtz.)*

Centrifugalkraft ſ. den vorigen Artikel.

CENTRIFUGALMASCHINE heißt eine Vorrichtung, vermittelſt deren man im Stande iſt, die Geſetze der Centrifugalkraft, namentlich das Beſtreben der Körper, ſich nach der Tangente der Bahn vom Mittelpunkte zu entfernen, zu zeigen.

Befeſtigen wir eine Kugel an einem Faden und ſchwingen dieſe im Kreiſe herum, ſo wird der Faden dadurch geſpant; die Kugel wird hier von zweien Kräften getrieben, vermöge der Centrifugalkraft ſucht ſie in jedem Punkte der Tangente zu folgen, der Widerſtand des Fadens vertrit hier die Stelle der Centripetalkraft. Dieſes Streben, ſich von dem Mittelpunkte zu entfernen, hängt bei der Kreisbewegung von dem Halbmeſſer und der Geſchwindigkeit ab. Iſt nämlich c die Geſchwindigkeit des Körpers, t die zu einem Umlaufe erfoderliche Zeit und r der Halbmeſſer des Kreiſes, ſo iſt

$$c = \frac{2r\pi}{t};$$

je größer alſo der Halbmeſſer iſt, deſto größer iſt die Geſchwindigkeit und das Streben, ſich vom Mittelpunkte zu entfernen. Die Schleudern, deren ſich die Kinder und wilde Völker zum Werfen von Steinen bedienen, beruhen hierauf. Der Arm vertrit hier die Stelle des Halbmeſſers, welcher dem Steine zuerſt eine Kreisbewegung mittheilt; wird aber der Halbmeſſer verlängert, befeſtigt man alſo den Stein an einer langen Schnur oder einer ähnlichen Vorrichtung, ſo wächſt damit zugleich der Werth von c und dieſer Körper bewegt ſich alſo viel weiter. Auch unſere Erde zeigt uns ein ähnliches Phänomen. Da für die Theile vom Äquator der Werth von r größer iſt, als für die in der Nähe der Pole liegenden, ſo wird c einen größeren Werth erhalten; da nun das Streben, ſich vom Mittelpunkte zu entfernen, einen Theil der allgemeinen Gravitation aufhebt, ſo kann in einer flüſſigen Kugel kein Gleichgewicht mehr vorhanden ſeyn, es müſſen ſich ſo lange Theile zum Äquator bewegen, bis der neue Zuwachs von ſchwerer Materie den durch dieſe Centralkraft erzeugten Verluſt wieder erſetzt, und daher iſt der Halbmeſſer des Äquators größer als die halbe Axe. Ganz etwas Ähnliches zeigt uns eine Waſſermaſſe, wenn dieſe in einem oben offenen Gefäße ſchnell um die verticale Axe gedreht wird; das Waſſer behält in dieſem Falle nicht mehr ſeine horizontale Oberfläche, es ſinkt in der Mitte und ſteigt am Rande, und zwar deſto mehr, je größer unter übrigens gleichen Umſtänden die Geſchwindigkeit iſt, mit welcher ſich die Maſſe um ihre Axe dreht. Durch die Drehung erhält ein jedes Theilchen ein Beſtreben, ſich vom Mittelpunkte zu entfernen, welches deſto größer iſt, je weiter es von dieſem Punkte abſteht; dadurch wirkt auf das Theilchen außer der Schwere noch eine zweite Kraft und das Streben, nach der verticalen Richtung zu fallen, wird dadurch nothwendig vermindert; ſoll daher wieder ein Gleichgewicht ſtatt finden, ſo muß die Waſſerſäule am Rande den hydroſtatiſchen Geſetzen gemäß höher ſtehen, als in der Mitte.

Um nun dieſe Geſetze der Centrifugalkraft mit Leichtigkeit zu beobachten, hat man die ſogenante Centrifugalmaſchine conſtruirt; das Princip derſelben beſteht darin, eine Scheibe oder einen andern Körper ſchnell um ſeine Axe zu drehen. Eine der einfachſten Vorrichtungen iſt folgende. Auf einem horizontalen, hinreichend ſtarken Brette AB (Fig. 5.) werden zwei verticale Axen CD und EF befeſtigt, auf welche horizontale Scheiben GH und IK von etwas 1 Fuß Durchmeſſer geſetzt werden, von denen unter IK eine Rolle NO von etwa 4 Zoll Durchmeſſer befeſtigt iſt. Über den Einſchnit auf dem Rande von GH und dieſe Rolle geht eine Schnur ohne Ende, welche man aus der Zeichnung erkent. Wenn daher GH vermittelſt der Kurbel G gedreht wird, ſo theilt ſich dieſe Bewegung der Scheibe IK mit. Es iſt gut, in der Mitte der letzteren eine Schraubenſpindel L anzubringen, damit man auf ihr verſchiedene Vorrichtungen zu befeſtigen im Stande ſey. Legen wir auf dieſe Scheibe leichte Körper und drehen ſie dann herum, ſo werden dieſe mit Lebhaftigkeit fortgeſchleudert. Man bemerkt ein Phänomen dieſer Art beim Glasſchleifen, das Schleifmittel, welches in die Schale gebracht worden iſt, wird ſehr lebhaft fortgeſchleudert, wenn es anfänglich noch feucht iſt und die Maſchine, welche meiſtens dem eben beſchriebenen Apparate ähnlich iſt, ſchnell gedreht wird; aus eben dem Grunde werden die Drehſpäne auf der Drehbank oft weit fortgeſchleudert, wenn der abzudrehende Körper eine große Geſchwindigkeit hat. Befeſtigen wir auf der Scheibe an eigenen Trägern Pendel, ſo hängen dieſe vertical, ſo wie ſie aber gedreht wird, ſo bleibt nur das in der Mitte befindliche in ſeiner früheren Lage, die übrigen nehmen die in der Zeichnung angegebene Stellung an.

Befeſtigt man auf der Scheibe ein rundes Metallſtäbchen AB (Fig. 6.), welches von der Mitte an in gleiche Theile getheilt iſt, und ſteckt darauf Metallkugeln C und D, welche durch Fäden mit einander verbunden ſind, ſo bleiben dieſe nur dann in Ruhe, wenn ihre Maſſe und ihr Abſtand von der Mitte vollkommen gleich ſind; ſo wie aber ED größer wird als EC, ſo bewegt ſich D gegen B

Digitized by Google

und zieht C eben dahin, worauf beide Kugeln in kurzer Zeit dicht neben einander liegen. Im erſten Falle nämlich iſt das Streben beider Kugeln, ſich vom Mittelpunkte zu entfernen, gleich, da nun wegen der Spannung des Fadens C ſich nicht nach A bewegen kann, ohne zugleich D mitzunehmen und eben dieſes auch von D in Beziehung auf A gilt, ſo halten ſich beide im Gleichgewichte; ſo wie aber ED größer wird als EC, ſo wird die Centrifugalkraft von D in demſelben Verhältniſſe größer, in welchem ED größer wird als EC, mithin ſind jetzt die beiden Kräfte nicht mehr im Gleichgewichte, D bewegt ſich gegen B und zieht zugleich C gegen die Mitte E; in demſelben Momente aber wird die Centrifugalkraft von D größer, die von C kleiner, daher wird die Bewegung auf dieſe Art ſo lange fortdauern, bis C endlich zum Punkte E gelangt, worauf es ſich ſelbſt vermöge der Centrifugalkraft nach B zu bewegen ſtrebt.

Befeſtigen wir auf der Scheibe AB (Fig. 7.) verſchloſſene Glasröhren CD und EF, in denen ſich verſchiedene ungleich dichte Flüſſigkeiten, z. B. Luft, Waſſer und Queckſilber befinden, in der abgebildeten Stellung, ſo lagern ſich dieſe Flüſſigkeiten ihrer Dichtigkeit gemäß; ſo wie aber der Apparat gedreht wird, ſo zeigt ſich bei hinreichender Schnelligkeit eine umgekehrte Lagerung, die Luft nimt den unterſten, das Queckſilber den oberſten Theil der Röhren ein. Um die Urſache dieſes Phänomens einzuſehen, dürfen wir nur auf die beiden ſehr dünnen Schichten von Waſſer und Queckſilber achten, welche im Falle der Ruhe neben einander liegen. Da beide ungefähr einen gleichen Abſtand von der Mitte haben, ſo iſt ihre Geſchwindigkeit gleich, und die beſchleunigende Kraft wirkt auf beide ungefähr gleich; da aber das Queckſilber etwa 14 Mal dichter iſt, als das Waſſer, ſo übt es bei derſelben Beſchleunigung einen 14 Mal größeren Druck aus, als dieſes, und treibt dieſes aus der Stelle. Dieſes gilt in jedem Punkte, wo Waſſer und Queckſilber ſich berühren, bis letzteres endlich einen größeren Abſtand von der Mitte hat als das Waſſer. Daſſelbe gilt von dem Waſſer, welches mit Luft in Berührung ſteht.

Man hat dieſen letzteren Apparat auch auf mancherlei Art abgeändert und v. Langsdorf hat denſelben ſogar zur Hebung des Waſſers im Großen vorgeſchlagen. Eine an ihrem untern Theile offene und an oben und unten angebrachten Zapfen leicht drehbare Röhre AB (Fig. 8.) wird vertical in das Baſſin geſtellt. Auf dem Umfange dieſer Röhre befindet ſich ein Getriebe, in welches ein gezahntes Rad eingreift. In dem untern Theile der Röhre befindet ſich im Ventil, welches dem Waſſer zwar den Eintrit aus dem Baſſin, nicht aber die Rückkehr verſtattet. Zwei Arme ſtehen nahe ſenkrecht auf der Röhre und an ihren Enden kann das Waſſer aus Öffnungen ausfließen. Soll der Apparat gebraucht werden, ſo füllt man die Röhre bis zu den Öffnungen mit Waſſer und ſetzt ſie ſodann vermittelſt des gezahnten Rades in Bewegung, vermöge der Centrifugalkraft wird das Waſſer aus den Öffnungen geſchleudert; der Druck der Luft treibt dann das Waſſer durch das Ventil in die Röhre, ſo daß in beſtändiger Ausfluß deſſelben ſtatt findet.

Ein anderer nicht minder intereſſanter Verſuch, welcher ſich mit der Centrifugalmaſchine anſtellen läßt, wird gewöhnlich dazu benutzt, um die Abplattung der Erde zu zeigen. Man befeſtigt auf der Mitte der Scheibe einen verticalen Stab AB (Fig. 9.) und ſteckt auf dieſen mehre Bleche CDE, welche bei C und E an einander gelöthet ſind und die Geſtalt eines Halbkreiſes haben, ſo daß das Ganze bei langſamer Drehung das Anſehen einer Kugel hat. Bei E ſind dieſe Bleche an der Axe befeſtigt. Wird nun der Apparat ſchnell gedreht, ſo werden die Bleche die Geſtalt halber Ellipſen annehmen, und der verticale Durchmeſſer wird weit kleiner als der horizontale, ſo daß der Durchſchnit jetzt die Geſtalt EFGH hat. Nach der Conſtruction des Apparates war die Elaſticität des Bleches ſo eingerichtet, daß die wirkſamen Kräfte ſich bei dieſer Vorrichtung dann im Gleichgewichte hielten, wenn die Geſtalt kreisförmig war; ein Theilchen O wurde mit derſelben Kraft nach C als nach D gezogen. So wie aber die Centrifugalkraft noch einwirkt, ſo wird jedes Theilchen O mit größerer Kraft nach D als nach C getrieben, daher entfernt ſich D von der Axe, und das Blech nimt die Geſtalt GHE an. Eben ſo wie in dieſem Falle die Elaſticität die kugelförmige Geſtalt bedingt, ſo thut dieſes die allgemeine Schwere bei der Erde; die Einwirkung der Centrifugalkraft iſt in beiden Fällen dieſelbe.

Ohne hier noch eine Menge ähnlicher Erſcheinungen zu erwähnen, welche ſich mit Hilfe der Centrifugalmaſchine anſtellen laſſen, begnüge ich mich, die ſinnreiche Anwendung zu beſchreiben, welche Donkin davon in ſeinem Tachometer zur Beſtimmung der Geſchwindigkeit der Maſchinen gemacht hat *). Es iſt XYZ (Fig. 10.) der verticale Durchſchnit einer Schale von Buchsbaumholz, an deren Axe unten eine Rolle T vermittelſt der Spindel D befeſtigt werden kann, über welche eine Schnur ohne Ende gelegt wird, die mit der Maſchine, deren Geſchwindigkeit gemeſſen werden ſoll, in Verbindung ſteht, ſo daß ſie um die Axe T mit einer von dem Gange der Maſchine abhängenden Geſchwindigkeit gedreht werden kann. In die Schale wird etwas Queckſilber gegoſſen; ſo wie ſie nun um ihre Axe gedreht wird, verſchwindet die horizontale Oberfläche von dieſem, es ſteht in der Mitte niedriger als am Rande, und zwar deſto mehr, je größer die Geſchwindigkeit iſt, mit welcher ſich die Schale um die Axe dreht. Um nun die Depreſſion in der Mitte zu meſſen, wendet Donkin eine ähnliche Vorrichtung an, als Huygens bei ſeinem Doppelbarometer. Er ſtellt in das Gefäß in der Verlängerung der Axe T eine Glasröhre AB auf, deren in dem Gefäße befindlicher Theil CB weiter iſt, als der Theil AB. Wenn der Apparat in Ruhe iſt, ſo wird in die Röhre AB ſoviel Weingeiſt gegoſſen, daß ſie ganz gefüllt wird, und dieſer Punkt iſt der Nullpunkt der Skale. Hierauf wird der Apparat gedreht, das Queckſilber in der Mitte der Schale und alſo auch in der Röhre ſinkt; da aber letztere unten viel weiter iſt, als oben, ſo muß eine geringe Veränderung im Niveau des Queckſilbers ſchon eine mehrfach größere Depreſſion in der Höhe des Weingeiſtes verurſachen. Wenn nun die

*) Nicholſon der praktiſche Mechaniker S. 36.

Digitized by Google

Geſchwindigkeit der Maſchine anfänglich direct gemeſſen und der Stand des Weingeiſtes dabei aufgezeichnet wird, ſo kann man an dem Apparate eine paſſende Skale anbringen. Da es nicht ſtets erfoderlich iſt, daß der Apparat in Thätigkeit ſey, ſo wird meiſtens die Rolle von der Büchſe getrent; erſtere wird beim Gebrauche in die Höhe gehoben, ſo daß die Axe T in die Spindel D eingreift und die Bewegung durch die Friction beider erfolgt. Damit kein Weingeiſt verdunſte, iſt die Röhre oben bei A vermittelſt eines Ventiles geſchloſſen; ſo wie aber der Hebel QR gehoben und die Rolle an die Büchſe gedrückt wird, öffnet der Arm RS das bei A befindliche Ventil und die Luft kann nun in die Röhre treten, ſo daß der Weingeiſt nicht durch den auf die Büchſe wirkenden Luftdruck zum Theile am Sinken verhindert wird. Der ganze Apparat ſteht der Sicherheit wegen in einem Kaſten LM.

(*L. F. Kämtz.*)

CENTUMVIRALGERICHT. Ein römiſches Richtercollegium, deſſen Urſprung ſich in das hiſtoriſche Dunkel verliert. Zwar iſt behauptet worden, daß die Errichtung dieſes Tribunals der Lex Aebutia zuzuſchreiben, und erſtere in den Anfang des 6. Jahrhunderts nach Roms Erbauung zu ſetzen ſey, aber ohne Grund; denn nur ſoviel läßt ſich mit Gewißheit annehmen, daß dieſer Gerichtshof ſchon in der ältern Zeit der Republik, als die legis actiones noch dem Proceß ſeine eigenthümliche Geſtalt gaben, beſtanden haben müſſe, weil die lex Aebutia, indem ſie jene ältere Proceßform in Civilſachen abſchaffte, ausdrücklich die causae centumvirales davon ausnahm. Gegen das Ende der Republik war das Anſehen dieſes Gerichts ſehr geſunken; bis Auguſt daſſelbe zum erſten Gerichtshofe des Reichs erhob. Wie lange es die Zeit der claſſiſchen Juriſten überlebt habe, läßt ſich nicht mit Sicherheit angeben; wenn einige Schriftſteller ſeinen Untergang in die Zeiten Conſtantins ſetzen, ſo ermangelt hierüber der Beweis.

Seine Zuſammenſetzung war folgende: Aus jeder der 35 Tribus waren 3 judices genommen; alſo beſtand es eigentlich aus 105 Richtern, doch ſtieg die Zahl derſelben unter den Kaiſern bis 180. Den Vorſitz führte der Prätor, oder deſſen Stellvertreter, wenigſtens ein Vir quaestorius; außerdem hatten ſeit Auguſt auch noch die decemviri litibus judicandis den Vorſitz. Das Gericht beſtand aus mehren consiliis (was wir Senate nennen würden), und eine Sache konte pluribus consiliis entſchieden werden, ſey es nun, daß dieſelbe durch mehre Senate nach einander durchging, oder, was wahrſcheinlicher iſt, daß mehre Senate zu einem einzigen verbunden wurden, indem ſogar ein quadruplum judicium erwähnt wird.

In den Verſamlungen des Gerichts wurde eine hasta aufgeſtellt; daher hieß es auch hastae judicium; ſo wie man von hastae praeesse ſprach. Das Verfahren in Centumviralſachen war auch nach der Lex Aebutia und den beiden Leges Juliae das ältere per legis actionem und zwar Sacramento; die Verhandlung zerfiel auch hier nach dem Ordo judiciorum privatorum in zwei Abſchnitte: in jure und in judicio; nur, daß die Inſtruction der Sache nicht durch die Formula geſchah, und daß der Prätor an dem judicium ſelbſt durch ſein Präſidium unmittelbaren Antheil nahm.

Was die Competenz dieſes Gerichts anbetrifft, ſo läßt ſich zweierlei als gewiß annehmen, nämlich, daß ſich dieſelbe geographiſch nur auf Rom, höchſtens auf Italien beſchränkte, wie die Jurisdiction des Prätors, der dem Gerichte präſidirte; und daß die Centumvirn nur mit Civilſachen zu thun hatten. Welche Civilſachen aber zu ihrer Entſcheidung gebracht werden durften, iſt ſehr beſtritten, da einige Schriftſteller in der berühmten Stelle des Cicero de Orat. I. 36. eine vollſtändige und ausſchließende Aufzählung der causae centumvirales zu finden geglaubt haben, wogegen andere bemerkt haben, wie Cicero offenbar nicht die Abſicht gehabt haben könne, dort dieſelben vollſtändig anzugeben, was denn auch durch den neuentdeckten Gajus Comm. IV. §. 93—95. beſtätigt worden iſt.

Daß der causae centumvirales ſehr viele waren, iſt gewiß; nicht blos Sachen des jus civile, ſondern auch des jus naturale, wie die Alluvion; nicht blos Familienverhältniſſe, wie Gentilität, Agnation, Tutel, ſondern auch Gegenſtände des commercium, wie nexus und mancipia, gehörten dazu; jedoch ſcheint ein gewiſſer Zuſammenhang mit dem Alterthümlichen hervorzugehen, welcher ſich noch in dem, in Sachen des Centumviralgerichts beibehaltenen, sacramentum zeigt; auch ſcheint vorausgeſetzt geweſen zu ſeyn, daß es mehr auf juriſtiſche Beurtheilung als auf Ausmittelung des Thatbeſtands ankam, daß die Rechtsfrage das jus incertum oder die aequitas betraf, und daß nicht auf Schadenserſatz und nicht aus einem Delicte geklagt werden konte. Auch darf man wol annehmen, daß der Gegenſtand der Klage nicht gar zu geringfügig ſeyn durfte, obgleich die Centumviralſachen einmal (*Plin.* ep. II. 14.) als parvae et exiles bezeichnet werden. Unter dieſen Beſchränkungen konten wol alle Sachen an das Centumviralgericht kommen; nur mit Ausnahme derjenigen, welche vor die Recuperatoren (ſ. dieſen Artikel) gehörten, oder rein prätoriſche Klagen waren. Vorzugsweiſe gehörten aber vor das Centumviralgericht die Vindicationen und Erbſchaftsklagen, beſonders die querela inofficiosi.

Übrigens konten auch Centumviralſachen an die gewöhnlichen judices gebracht werden; vielleicht, ſobald keine der Parteien auf das Erkentniß der Centumvirn beſtand.

(Vergl. *Sibrand. Siccama* de judicio centumvirali, recensuit, animadvers. et opuscul. argumentum illustrantibus auxit *Car. Frid. Zepernick.* Hal. 1776. 8. Bethmann-Holweg über die Competenz des Centumviralgerichts, in v. Savigny, Göſchen und Eichhorn Zeitſchrift für geſchichtliche Rechtswiſſenſchaft. Band V. No. 11. Schweppe Röm. Rechtsgeſchichte. §. 547. a. Hugo Rechtsgeſch. (Ed. X.) S. 598. 622. 875. u. a.).

(*Spangenberg.*)

Cephaëlis ſ. Ipecacuanha.

Cephalopoda ſ. am Ende.

Digitized by Google

CERTHIA, Baumläufer. Unter dieſem Gattungsnamen wurden von Linné, Latham, Gmelin u. A. viele kleine Singvögel (Passerinae N.) begriffen, welche einen dünnen, mehr oder weniger bogenförmig gekrümten Schnabel, ſonſt aber außer den gemeinſamen Familienverhältniſſen der Paſſerinen faſt keine nähern allgemeinen Übereinſtimmungen haben. Späterhin iſt man zu der Überzeugung gelangt, daß jene vag beſtimte Gattung in mehre Genera getrent werden müſſe, und es haben beſonders Illiger, Cuvier, Temminck und Vieillot dieſe Gattungen zu beſtimmen geſucht. Sonach wird gegenwärtig der Name Certhia auf die nur aus ſehr wenigen Arten beſtehende, eigentliche Baumläufergattung eingeſchränkt, welche wir folgendermaßen charakteriſiren.

Der Schnabel iſt dünn, ſchmalgedrückt, ſpitzig, lang oder mittellang und ſanft im Bogen gekrümt. Die Naſenlöcher ritzenförmig, an der Wurzel des Schnabels, mit gewölbten Naſenflügeln. Die Zunge hornig, ſcharfrandig, ſchmal, lang, dem Schnabel entſprechend, vorn etwas gezaſert, hinten gewöhnlichermaßen getheilt, und da, wie auch in der hintern Strecke des Seitenrandes, gezähnt. Die Füße ziemlich groß. Von den drei an der Wurzel verwachſenen Vorderzehen iſt der mittlere nicht nur länger als der weit kürzere innere, ſondern auch als der äußere, (was bei der nahe verwandten Gattung Dendrocolaptes nicht der Fall iſt). Der Hinterzeh lang, ſtark und mit anſehnlicher, gebogener Kralle verſehen. Die Flügel mittellang, mit 19 Schwingen, und zwar 10 Handſchwingen, von denen die erſte kurz, die zweite etwa von der Länge der 8ten, die 4te aber nebſt der 9ten die längſte iſt. Die 12 Schwanzfedern, welche ſtufig nach außen abnehmen, ſind faſt wie die der Spechte ſteif, ſpitzig, am Ende abgerieben und dazu eingerichtet, dem Körper beim Klettern zur Stütze zu dienen; als wodurch ſich die echten Baumläufer allein ſchon von den übrigen ehedem mit ihnen verbundenen Gattungen unterſcheiden.

Dieſe Vögel beſitzen nach meinen Unterſuchungen einen mit Fleiſch umgebenen, untern Kehlkopf oder ſogenanten Singmuskelapparat und alle übrigen mit jener Anordnung immer verbundenen, ausgezeichneten anatomiſchen Verhältniſſe der wahren Singvögel, denen ich die Gattung Certhia ſchon längſt beigezählt habe. Es befinden ſich daher diejenigen Syſtematiker, welche die Certhien für nähere Verwandte der ganz und gar nicht zu Paſſerinen gehörenden Gattungen Trochilus, Merops, Upupa, Alcedo, Picus, Yunx etc. halten und von den Singvögeln trennen, in einem offenbaren Irrthume. — Da die wahre Verwandtſchaft der Baumläufer und der ehedem mit ihnen verbundenen Familienverwandten ſo ſehr allgemein verkant worden iſt, ſo will ich hier eine Reihe bezeichnender Bildungsmomente aufführen, welche unſere Certhiae nebſt den ſonſt mit ihnen verbundenen Gattungen mit allen übrigen echten Singvögeln oder Paſſerinen gemein haben.

Von den vielen Übereinſtimmungen in der Bildung der weſentlichen Theile des Knochengerüſtes erwähne ich nur der des Bruſtbeins und des Gabelknochens. Beide Knochen haben die ausgezeichnete, allen Paſſerinen zukommende Form. Das Bruſtbein hat nur eine tiefe, häutige Bucht jederſeits am Hinterrande, vorn hingegen außer den zwei ſpitzen Seitenfortſätzen einen mittlern, unpaaren, gabeligen, zur Stütze der Furkularhaut. Der Gabelknochen (Furcula) iſt dünn, lang, wenig geſpreizt, unten in der Richtung des Bruſtbeinkammes mit einem lamellenartig ſchmal gedrückten, rückwärts gehenden Fortſatz, und an jedem Schulterende mit einem bei ganz jungen Individuen geſonderten Knochenanſatz (Epicleidium N.) verſehen, welcher nachher verwächſt und jedes Schulterende der Furcula zu einer faſt halbmondförmigen, perpendikulär gerichteten Platte erhöht.

Außerdem beſitzen die Baumläufer auch die kleinen, allen Singvögeln zukommenden, immer iſolirt bleibenden Nebenknochen, welche ich Siphonium [1]), Metagnathium [2]), Scapula spuria (s. Os humerocapsulare) [3]), Patella brachialis [4]) und Hypocarpium [5]) genant habe, und von denen das erſte und letzte nur bei Paſſerinen vorzukommen ſcheint. Die ausgezeichnete Länge oder Erſtreckung des großen Deltamuskels, die Ausbildung des kurzen Flughautſpanners (Tensor patagii magni brevis) zu einem eigenen Muskel, deſſen einfache Sehne in den Sehnenkopf des obern Speichenſtreckers der Handwurzel geht, ferner den Mangel des ſchlanken Schenkelmuskels Tiedemanns und die contraktilen elaſtiſchen Bänder, welche die Krallen der Zehen aufrichten, haben ſie ebenfalls, ſo wie die folgenden Verhältniſſe, mit allen echten Singvögeln gemein. Dem Gaumen fehlt die vordere Querleiſte. Die Gulardrüſen bilden drei Paare, von denen das äußere das längſte iſt. Die Mundwinkeldrüſe (Parotis) iſt platt-keulenförmig, mit einem langen einfachen Ausführungsgang verſehen und reicht faſt bis zum hintern Ende des Zygomas. Sie beſitzen nur eine, und zwar nur die linke gemeinſchaftliche Kopfſchlagader [6]). Der Zungenkern beſteht aus einem Paar vorn zugeſpitzter, ganz knöcherner und gegen einander beweglicher Stücke. Die Halbringe der Bronchien ſind ſo hart knochig, wie die Ringe der Luftröhre ſelbſt. Die vordern Seitenluftcellen des Rumpfs ſind von einer mittlern unpaaren Bruſtbeincelle nur durch Reihen aponeurotiſcher Fäden geſchieden und ge-

---

1) Eine kleine knöcherne Röhre, welche die Luft aus der Paukenhöhle in die Lufthöhle des Unterkiefer führt. S. meine oſteographiſchen Beiträge zur Naturgeſchichte der Vögel S. 30. tab. I. fig. 1. l., * c. d., † b. 2) Ein kleiner, von Retzius vortrefflich beſchriebener Knochen am Hinterende jedes Unterkieferaſtes im Jochbeinunterkieferbande. Bisweilen findet ſich noch ein zweiter äußerer (Metagnathium externum N.) 3) S. oſteogr. Beiträge S. 83. t. II. fig. 3. f. 4) Dieſes Knöchelchen befindet ſich in der Sehne des langen Vorderarmſtreckers; von mir angezeigt und abgebildet eben da S. 119. tab. II. fig. 9. l. 5) Ein ſehr kleiner Knochen unten an der Handwurzel, welcher immer der erſten Armſchwinge zur Anfügung dient, und hier zuerſt erwähnt wird. 6) S. meine Observationes de avium arteria Carotide communi, Halae 1829. In dieſer kleinen Schrift iſt gelegentlich auch eine Überſicht der, zumal nach anatomiſchen Verhältniſſen beſtimten Familien der Vögel gegeben.

Digitized by Google

hen alſo in dieſe mittlere Celle über. Der Vormagen iſt ohne merklich erhöhte Juga. Die Blinddärme ſehr kurz, die innere Fläche des Darmkanals zeigt zickzackartige, parallele Längsfalten [7], welche ſich im Duodenum zu Cellen verbinden. Die beiden Leberlappen ſind ſehr ungleich; ſie umfaſſen von der linken Seite und hinterwärts den Vormagen, und von der Bruſtſeite bilden ſie eine vollkommene Grube für das Herz. Die Milz iſt länglich walzenförmig oder doch drehrund. Das Pankreas doppelt, und das untere oder rechte bildet im Winkel der Duodenalſchlinge einen ſchildartigen Lappen von eiförmiger, kopfwärts zugeſpitzter Figur. Die Nieren laſſen keinen mittlern Lappen unterſcheiden und ſind von der Schenkelvene durchbohrt. Die Hoden von rundlicher oder faſt runder Geſtalt. Die Öldrüſe auf dem Schwanz iſt nackt, breit, mit kurzem, ſchmalem, federloſem Zipfel.

Das Contur- oder Lichtgefieder des Halſes und Rumpfs bildet wie bei den meiſten Vögeln eingeſchränkte, durch nackte oder nur mit Dunen beſetzte Raine begrenzte und geſchiedene Fluren (Pterylae N.) [8], nämlich außer den beiden Schulterfederfluren (pterylae humerales seu scapulares N.) und den Lendenfluren (pterylae femorales) eine obere oder Spinalflur (Pteryla spinalis), deren Oberrückenſtrecke einfach ungeſpalten iſt, und ohne Unterbrechung in die verbreiterte Unterrückenſtrecke übergeht; und dann zwei paarige Unterfluren (Pterylae gastraei), welche weit von einander entfernt blieben, und in der Bruſtregion zwar viel breiter als in der Abdominalſtrecke ſind und vor Anfang der letzten winkelartig und ſchnell abfallen, aber nur eine ſchwache Spur einer Löſung der Seitenflur (Pteryla lateralis) darſtellen, welche dagegen bei ſo vielen Vogelgattungen, namentlich bei Upupa, Alcedo, Picus u. ſ. w. ſehr ausgebildet und vom Stamm der Unterflur getrent iſt.

Die angegebenen Bildungsverhältniſſe finden ſich in dieſer Summe und Verbindung, zum nicht geringen Theil aber auch einzeln für ſich, nur bei den echten Singvögeln oder Paſſerinen nach meiner Beſtimmung; manche kommen freilich auch bei Gattungen anderer Familien (z. B. die berührten Momente der Muskulatur auch bei Spechten) dann aber in ganz andern Verbindungen vor.

Bloß generiſche innere Formverhältniſſe der Paſſerinengattungen ſind wegen der großen allgemeinen Übereinſtimmung faſt überall ſparſam und wenig auszeichnend, indeſſen kann man als weniger allgemeine und der Gattung Certhia näher angehörende, wiewol ihr nicht ausſchließlich eigene Anordnungen folgende bemerken: Das Hirnſchalengewölbe iſt ſehr breit und ziemlich niedrig, der vorderſte Theil der Stirn dagegen ſehr ſchmal und wenig breiter, als die zwiſchen den Augen befindliche Strecke der Stirnbeine. Dieſes Verhältniß hat in dem Zweck der Natur, die Augen der Schnabelwurzel und einander möglichſt zu nähern um das ſimultane Sehen mit beiden Augen zu befördern, offenbar ſeinen Grund. Die Augen ſind wirklich der Schnabelwurzel ſehr genähert und ſo geſtellt, daß dieſe Vögel vortrefflich mit beiden nach vorn ſehen können, was bei der Kleinheit ihres Futters und der Art, es zu ſuchen, ihnen ſehr nützlich und nöthig iſt. — Das Metagnathium posticum iſt ſehr in die Quere gezogen, das M. externum fehlt. Der Halswirbel ſind 12, der Rückenwirbel 8, der Schwanzwirbel 6, der letzte iſt groß, wiewol nicht ſo ſtark als bei Spechten. Von den 8 Rippenpaaren iſt das erſte, wie gewöhnlich, ganz rudimentär und, wie das zweite, ohne Rippenknochen (das knöcherne Analogon der Rippenknorpel). Der Kiel des Bruſtbeins iſt, wie bei allen kletternden Paſſerinen, verhältnißmäßig ſehr niedrig. Außer der Hirnſchale iſt kein Knochen der Luft geöffnet. Der Schlund iſt ohne Bauch oder Kropf; der Magen fleiſchig; die Blinddärme ganz winzig klein. Die Milz für Paſſerinen auffallend kurz, etwa nur noch ein Mal ſo lang als dick. Die Spinalfederflur macht eine ſehr allmälige, mehr elliptiſche als rhomboidaliſche Ausbreitung auf dem Kreuz und wird in der letzten Strecke viel ſchmäler, als ſie am Anfang des Oberrückens war.

Die Baumläufer ſind kleine Vögel, welche faſt beſtändig auf Bäumen leben und an denſelben von unten auf ſehr geſchickt in die Höhe klettern, wobei ihnen der Stemmſchwanz, der längere Hinterzeh und die ſehr ſpitzen Krallen förderlich ſind. Wenn ſie einen Baum durchklettern wollen, ſo fangen ſie immer ganz unten am Stamme an. Sie ſuchen unabläſſig nach kleinen Inſekten, beſonders Käfern, welche an den Stämmen, zwiſchen dem Mooſe oder in den Ritzen der Borke ſitzen, ohne wie die Spechte Löcher in die Bäume zu hacken, wozu ihr ſchwacher Schnabel nicht geeignet ſeyn würde. Sie nähren ſich vielleicht nur von Inſekten, und die Samen, welche man bisweilen in ihrem Magen findet, könten wol nur zufällig verſchluckt ſeyn. Sie mauſern nur ein Mal des Jahres. Ihr Gefieder iſt zart, ohne glänzende Farben, dem Geſchlecht nach faſt gar nicht, dem Alter nach nur wenig verſchieden; aber die Männchen ſind etwas größer und haben einen merklich längern Schnabel als die Weibchen. Sie niſten gewöhnlich in Baumlöcher oder in die zwiſchen verwachſenen Stämmen oder Äſten bleibenden Lücken, und legen 8—9 weiße, braunroth punktirte Eier. Es ſind kaum mehr als 4 Arten näher bekant.

Certhia familiaris, der gemeine graue Baumläufer (kurzſchnäbeliger B.) iſt 5 Zoll 1 bis 3 Linien lang und 7 Zoll 2 bis 3 Linien flügelbreit (nach Pariſer Maß). Der Schnabel hat 5 bis 6 Linien Länge, oben eine hornbraune, unten weißliche Farbe. Die Iris

7) So iſt es auch bei manchen Gattungen, wo die Falten in zettenartige Zipfel übergehen und die innere Darmfläche blos zottig zu ſeyn ſcheint, z. B. bei Oriolus.

8) Ich berühre hier die Reſultate einer von Andern durchaus vernachläſſigten Unterſuchung, mit welcher ich ſeit einer langen Reihe von Jahren beſchäftigt geweſen bin und die ich auf eine ſehr große Anzahl von einheimiſchen und fremden Vögeln und bei weitem die mehrſten Genera derſelben habe ausdehnen können.

Digitized by Google

braun; die Füße im Leben röthlich vom durchſcheinenden Blute, im Tode bleich bräunlich. Das Gefieder am Oberkopf, Hinterhals und Oberrücken graubraun, ſehr roſtgelblich überlaufen, mit weißen Längsſtrichen. Über jedes Auge geht ein weißlicher Streif. Der Unterrücken ſchön roſtgelb ohne Flecken; die zugeſpitzten Schwanzfedern graubraun. Auf den ebenfalls graubraunen Schwingen befindet ſich eine gelblichweiße, dunkelgeſäumte Querbinde. Alle untern Theile vom Kinn an ſind rein weiß. Dieſes kleine, unſern Zaunkönig an Größe wenig übertreffende Vögelchen iſt in ganz Europa bis Norwegen hinauf ſehr gemein in gemiſchten und Nadelholz-Waldungen. Auch findet es ſich in Nordamerika; wenigſtens bemerke ich an, von dorther geſendeten Stücken keinen erheblichen Unterſchied. Es iſt wenig ſcheu und läßt ſich bei ſeinem raſtloſen Baumaufklettern und Futterſuchen oft ganz in der Nähe beobachten. Sein Flug iſt kurz und hüpfend, wie der der Meiſen u. a. Es wandert nicht, doch ſtreicht es im Herbſt und Winter umher, theils in Geſellſchaft von Meiſen und Goldhähnchen, denen es auch in ſeiner gewöhnlichen Stimme, einem leiſen Sit — sit, ähnelt. Sein Lockton iſt mehr ſchnarrend und klingt srii, srii, srii; und wenn es ſeine Reiſe auf einem Baume vollendet hat und in den Gipfel gekommen iſt, ſo ſtimt es gewöhnlich ein Freudengeſchrei an, welches wie sit sit sitsitsitsitsitsitsit lautet. Wem es beliebt, kann in dieſen Silben auch das s mit einem t vertauſchen und dann iſt dieſer Ruf ganz übereinſtimmend mit dem Lockton, welchen Hr. Brehm [9]) der folgenden Art als eine beſondere Eigenthümlichkeit zuſchreibt. Der Geſang des Männchens iſt von jenem Freudenruf zwar etwas verſchieden, beſteht aber doch nur aus einer Strophe und iſt eben nicht ſchön. Der gemeine Baumläufer niſtet und brütet zwei Mal im Jahre, beſonders gern in ſogenannten Zwieſeln d. i. zwiſchen verwachſenen Stämmen oder Äſten, das erſte Mal bisweilen ſchon im März oder Anfang Aprils, ſo daß dann die Jungen zu Anfang Mai's ſchon flügg ſind. Es iſt nicht bekant, daß man ihn längere Zeit im Zimmer erhalten habe.

Certhia brachydactyla Brehm., der langſchnäbelige oder kurzkrallige Baumläufer. Iſt der vorigen Art höchſt ähnlich in Zeichnung, Größe und Geſtalt, unterſcheidet ſich aber durch einen längern Schnabel, welcher bei dem Männchen wol 7 bis 8 Linien mißt, ferner durch einen etwas längern Hinterzeh und verhältnißmäßig kürzere Kralle deſſelben. Auch iſt das Weiß der untern Theile hinterwärts graulich oder ſchmuzig. Dieß ſind die einzigen Unterſchiede dieſer vom Hrn. Brehm aufgeſtellten Art, welche ich beſtätigen kann, ohne hiemit behaupten zu wollen, daß die ſpecifiſche Beſonderheit derſelben außer Zweifel geſetzt ſey; welche Verſchiedenheit von ſehr ausgezeichneten Ornithologen, namentlich von Naumann und Temminck, die dieſe angebliche Art nur für eine Abänderung der vorigen halten, geläugnet wird. Mir iſt dieſer langſchnäbelige Baumläufer hier bei Halle öfters im Herbſt, aber noch nicht zur Brutzeit vorgekommen, obgleich der gemeine Baumläufer in einem benachbarten Walde ſehr häufig niſtet. Der von Hrn. Brehm gewählte Specialname brachydactyla ſcheint wenig paſſend zu ſeyn, da die Zehen an dieſer Art eher länger als an der vorigen ſind. Von beiden Arten oder Verſchiedenheiten ſind in der neuen Ausgabe von Naumanns Naturgeſch. der Vögel Teutſchlands (V. B. t. 140.) vortreffliche Abbildungen gegeben.

Fremde Arten dieſer Gattung ſind:

Certhia cinnamomea Lath. (abgebildet in *Vieillot* Oiseaux dorés pl. 62. des Grimpereaux und deſſen Galerie des Oiseaux II. pl. 173.). Iſt 5 Zoll lang, in der ganzen Geſtalt den vorigen ähnlich, aber das Gefieder aller obern Theile iſt ſchön zimmtfarbig ohne Flekken, das der untern weiß. Der Schnabel ſchwarz, etwas länger als die Hirnſchale, die Füße dunkelbraun, die Schwanzfedern am Ende ſehr zugeſpitzt. Dieſe Art lebt in Südamerika.

Certhia spinicauda Temm. (Sylvia spinicauda, Lath. Uebersicht d. V. v. Bechst. II. 2. t. 54. fig. 2.). Dieſer Baumläufer hat die Größe unſers Hausſperlings und über 6 Zoll Länge Seine ganze Figur iſt offenbar die der echten Baumläufer und die Form und Biegung des ziemlich kurzen Schnabels entſpricht, ſo wie die ſehr bedeutende Zuſpitzung der Schwanzfedern, den Kennzeichen dieſer Gattung, obgleich derſelbe zu den Sylvien geſtellt wurde. Die obern Theile ſind dunkelröthlich braun, der Oberkopf gelbgeſprenkelt, die Zügel nebſt einem Streif, welcher über die Augen hingeht, gelb. Die untern Theile vom Kinn bis zum After weiß, die Füße ſind länger, als bei den vorigen Arten. Dieſer Vogel wurde von Latham nach einem Stück beſchrieben, welches ſich in Joſ. Banks Samlung befand und aus Feuerland geſendet war.

Die Paſſerinenarten, welche ehedem zu der Gattung Certhia gezählt wurden, jetzt aber von ihr abgeſondert ſind, ſtehen unter den Gattungen: Tichodroma Illig. — Nectarinia Temm. (Cinnyris Cuvier). — Coereba Temm. — Climacteris Temm. — Philedon Cuv. (Melliphaga Lewin, Temm.). — Drepanis Temm. (Melithreptus Vieill.). — Arachnothera Temm. und Dicaeum Cuv. — Es haben aber einige andere Genera eine noch nähere Ähnlichkeit mit den wahren Baumläufern. Vorzüglich gilt dies von der ſchon erwähnten amerikaniſchen Gattung Dendrocolaptes Hermann. Illig., welche hauptſächlich durch die ganz gleiche Länge des mittlern und äußern Vorderzehs ausgezeichnet und im Ganzen faſt nur dadurch von den Certhien beſtimt unterſchieden iſt. Aber auch die Gattungen Orthonyx, Anabates, Opetiorhynchus Temm., Xenops Illig. und Sitta L. nähern ſich mehr oder weniger denſelben.

(*Nitzsch.*)

CERUCHUS (Entomologie). Mac Leay *) errichtet für den Lucanus tenebrioides Auct. dieſe Gattung, weil er durch eine ungeſpaltene und nicht in Pinſel

9) Lehrbuch d. Naturgeſch. aller europäiſchen Vögel S. 153.

*) Horae entomolog. I. p. 116.

verlängerte Zunge ſich von Lucanus, durch eine dreiblättrige Fühlerkolbe ſich von Platycerus Geoffr. unterſcheidet. (*Germar.*)

Cervus ſ. am Ende.

Cesalpini ſ. am Ende.

CESSIO bedeutet im Allgemeinen eine Handlung, wodurch man Rechte auf einen Andern überträgt. Nach dem Civilrechte, insbeſondere nach römiſchem Rechte kommen folgende Arten der Ceſſion in Betracht:

I. Die *in jure cessio* des alten römiſchen Rechts; ein gerichtlicher Act, durch welchen der bisherige Eigenthümer ſein Eigenthum auf einen Andern, und zwar zum Quiritariſchen Eigenthum übertrug: die kräftigſte adquisitio civilis, an deren Stelle, wegen der damit verbundenen Schwierigkeiten, bei den rebus mancipi, eine außergerichtliche Übertragung durch Mancipation trat [1]). Die Bedingungen der in jure cessio waren Civität und dominium Quiritarium des Cedenten, ſowie die Civität des Erwerbers, und daß ſich keiner der Intereſſenten durch einen Procurator vertreten laſſen konte; ferner, eine des Quiritariſchen Eigenthums fähige Sache, mochte ſie res mancipi oder nec mancipi ſeyn, nur kein Provincialgrundſtück; und endlich Vollziehung der Übertragung in jure, d. h. vor dem Magiſtrat, und zwar in der Form, daß der Erwerber die Sache durch Vindication in Anſpruch nahm, der bisherige Eigenthümer nichts gegen dieſen Anſpruch einwandte, und hierauf der Magiſtrat die Sache dem erſtern zuſprach [2]). Bei dieſer Handlung durfte durchaus keine Gegenleiſtung von Seiten des Erwerbers vorkommen [3]); doch waren Nebenberedungen ſchon nach dem Zwölftafelngeſetz erlaubt. Waren die Bedingungen der Ceſſion erfüllt, ſo erhielt der Erwerber das Civileigenthum an der Sache; außerdem aber nicht einmal das natürliche, da es an der dazu erfoderlichen Beſitzergreifung fehlte [4]). Noch unter Diocletian [5]) geſchieht der cessio Erwähnung; indeſſen kam ſie wol früher ab, als die Mancipation.

Die in jure cessio bezog ſich nur auf Sachen, nicht auf Foderungen, da dieſelben auf dieſe Art nicht übertragen werden konten, vielmehr die cessio ihren Untergang bewirkte; wol aber kam ſie bei der Geſchlechtsvormundſchaft und bei der Erbſchaft vor. Da nämlich die Geſchlechtstutel [6]) dem Vormunde eine die ganze Lebenszeit der Pflegbefohlenen dauernde Laſt auflud, ſo konte er, unter andern, auch durch in jure cessio eine Befreiung von derſelben erwirken, nämlich, daß er die Tutel an einen tutor cessitius übertrug. Eine ſolche Ceſſion war dem Agnaten, dem Patron und dem Parens, nicht aber dem extraneus manumissor verſtattet; die zur Vollziehung der Übertragung erfoderliche in jure cessio bewirkte aber nur den Übergang der Ausübung der Tutel, ſo daß die tutela cessitia ſowol mit dem Tode oder der capitis deminutio des Cedenten unwirkſam wurde, und die Geſchlechtsvormundſchaft dem nächſten Agnaten zufiel, ſondern auch, wenn der tutor cessitius ſtarb oder durch capitis deminutio unfähig wurde, ein Rückfall derſelben an den Cedenten eintrat. Auch trat ein ſolcher Rückfall dann ein, wenn der tutor cessitius die Tutel weiter cediren wollte. Seit der Erlöſchung der Geſchlechtstutel fiel auch dieſe in jure cessio der Tutel hinweg. — Dunkler iſt das Inſtitut der in jure cessio bei der Erbſchaft. Es ſcheint mit der in jure cessio der Tutel auf einem gemeinſchaftlichen Grunde beruht zu haben, und beſtand darin, daß ein Erbe die hereditas an einen Andern durch in jure cessio übertragen konte. Beſondere Regeln waren in dieſer Hinſicht: 1) daß vor der Antretung der Erbſchaft der Inteſtaterbe dergeſtalt cediren konte, daß der Ceſſionar der heres wird. Dagegen ſtand dieſes Recht dem Teſtamentserben nicht zu. Wahrſcheinlich beruht dieſe Regel darauf, daß der römiſche Grundſatz, daß, wenn der heres ab intestato ausſchlage, keine successio gelte, weniger ſchädlich gemacht werden ſollte. 2) Nach der Antretung der Erbſchaft konte jeder Erbe cediren; doch erwarb der Ceſſionar nur die corpora; Foderungen erloſchen zum Beſten der Schuldner, und der Cedent blieb den Erbſchaftsgläubigern verhaftet. 3) Ein heres necessarius ſollte nach der Meinung der Sabinianer und Caſſianer gar nicht cediren können; die andere Schule behauptete das Gegentheil und wandte hiebei die Regel der cessio nach der Antretung der Erbſchaft an [7]). — In Juſtinians Rechtsbuche komt die cessio hereditatis nicht mehr vor.

II. Ganz verſchieden von dieſer Cessio in jure iſt die *Cessio nominum* oder der Obligationen, indem dieſe nur auf einer Abtretung der aus der Obligation habenden Klage auf den Erwerber beruht. Dieſe Art der Ceſſion iſt jetzt die gewöhnlichſte. Durch dieſelbe kann jede Foderung [8]), zwar nicht dem Rechte ſelbſt, aber doch der Ausübung nach, auf Andere übertragen werden, ſelbſt eine bedingte und ſelbſt eine Naturalobligation. Verboten iſt dabei die Übertragung an einen Mächtigern (cessio in potentiorem), um übermäßigen Druck von dem Schuldner zu entfernen, ſo wie nach den teutſchen Reichsgeſetzen, daß Juden ihre Foderungen an Chriſten einem andern Chriſten abtreten ſollen; indeſſen wird gegenwärtig auf beide Verbote wenig geachtet. Die Wirkungen dieſer Ceſſion beſtehen 1) auf Seiten des Erwerbers (cessionarius) darin, daß er nach dem neueſten römiſchen Rechte — denn nach ältern mußte er ſich von dem Übertragenden (cedens) einen beſondern Auftrag (mandatum actionis) zur Ausklagung des Schuldners (cessus) geben laſſen — eine actio utilis gegen den Schuldner hat. Dabei genießt er die Privilegien der Foderung ſelbſt unbedingt, die Privilegien der Perſon ſeines Cedenten aber nur bei deſſen Lebzeiten; auch gehen bedungene Acceſſionen, wie z. B. Zinſen, Conventionalſtrafen, Bürgſchaften unbedingt auf

1) Schweppe Rechtsgeſchichte. §. 269 a. 2) *Gaj.* Comment. II. § 31 u. 24. 3) Fr. 66. D. XXIII, 5. *de jur. dot* 4) *Gaj.* II, 31. 5) c. 6. C. Hermog. *de jure dotium.* (6). 6) *Gaj.* I. §. 168 fgg.

7) *Gaj.* Comm. II. §. 34 fgg. III §. 85 fgg. 8) Nach römiſchem Rechte nur nicht, inſofern die Foderung im Proceſſe befangen iſt (res litigiosa). c. 2. 4. C. VIII, 37. *de litigios.* Novell. CXII. Das Verbot des röm. Rechts iſt aber in einigen Ländern durch die Praxis nicht berückſichtigt worden. (Hagemann pract. Erört. Bd. VIII. Abth. 1. nro. 9.), theils, wie z. B. im Großherzogthum Heſſen, ausdrücklich aufgehoben.

Digitized by Google

ihn über. Dagegen kann aber auch der Schuldner ihm alle diejenigen Einreden entgegenſetzen, welche er dem alten Gläubiger, oder dem Cedenten entgegenſetzen konte. 2) Auf Seiten des Schuldners (cessus) bewirkt die Ceſſion, daß er nur von dem Augenblicke an dem Ceſſionar zu zahlen verpflichtet iſt, als dieſer ihm die Ceſſion angezeigt, oder klagend gegen ihn aufgetreten, oder als ihm die Ceſſion überhaupt bekant geworden iſt. So lange ſolches nicht geſchehen iſt, kann er noch immer dem Cedenten giltig Zahlung leiſten. Außer den Einreden, die er gegen den Cedenten hatte, beſitzt er auch noch eine beſondere gegen den Ceſſionar, nämlich diejenige, die aus der ſogenanten Lex Anastasiana hergeleitet werden kann. Damit nämlich nicht auf fremde Schulden ſpeculirt, und der Schuldner dadurch gedrückt werde, ſoll nach einer Verordnung [9]) des Kaiſers Anaſtaſius der Erwerber einer Foderung von dem Schuldner nicht mehr einklagen können, als er für die Foderung gab, und die davon erlaubter Weiſe zu berechnenden Zinſen betragen; der übrige Theil der Foderung aber zum Beſten des Schuldners erlöſchen. Dieſe Einrede des Anaſtaſianiſchen Geſetzes ſoll jedoch nicht zuläſſig ſeyn, wenn eine Foderung bei Gelegenheit einer Theilung abgetreten wird, wenn Foderungen in solutum gegeben werden, und wenn bei Erwerbung der Foderung die Schützung des Beſitzes bezweckt wird. Auch bei Wechſeln iſt ſie, nach verſchiedenen Wechſelordnungen, und ebenſo bei Schuldſcheinen auf den Inhaber (Obligationen au porteur) der Natur des Verhältniſſes nach, nicht zuläſſig [10]).

Außer der Ceſſion iſt hier noch das *beneficium cedendarum actionum* zu erwähnen, welches alle diejenigen in Anſpruch nehmen können, welche eine fremde Schuld zu bezahlen verbunden ſind, wie z. B. die Bürgen; um nämlich mit der abgetretenen Klage den Regreß gegen den Hauptſchuldner zu nehmen. Auch derjenige, welcher den Gläubiger, wegen der an einen dritten verlorenen Sache befriedigen muß, kann die Ceſſion der Klage fodern; dagegen kann derjenige, welcher freiwillig eine fremde Schuld bezahlt, keine Ceſſion begehren. (Vergl. überhaupt Mühlenbruchs Ceſſion der Foderungsrechte 1817. 8.).

III. *Cessio bonorum* endlich, gleichfalls mit den beiden vorhergehenden Rechtsinſtituten nicht zu verwechſeln, iſt diejenige Rechtswohlthat, zufolge deren ein Schuldner, falls er die Verpflichtungen gegen ſeine Gläubiger nicht erfüllen kann, darauf anzutragen befugt iſt, daß, wenn er ohne ſein Verſchulden in ſchlechte Umſtände gerathen iſt, er den Gläubigern ſein Vermögen überlaſſen darf, damit ſie die Befriedigung daraus ſelbſt veranlaſſen. Dieſe Rechtswohlthat iſt durch die Lex Julia [11]) eingeführt, galt aber anfangs nur für Rom, dann aber auch für die Provinzen, und iſt jetzt ein ſehr gewöhnliches, gemeinrechtliches Inſtitut, welches ein concursmäßiges Verfahren über das abgetretene Vermögen, Behufs prioritätsmäßiger Befriedigung der Gläubiger aus demſelben, veranlaßt. Die Wirkungen dieſer Rechtswohlthat beſtehen darin, daß die Schulden vorläufig ſo weit getilgt werden, als die Güter reichen, daß der Schuldner der perſönlichen Haft überhoben wird, und daß er von dem überlaſſenen Vermögen ſo viel vorabziehen darf, als zu ſeinem Unterhalt erfodert wird. Dagegen haben die Gläubiger ein Nachfoderungsrecht, indem ſie, wegen ihrer nicht getilgten Foderungen, das neuerworbene Vermögen des Schuldners, jedoch nur dann, wenn es beträchtlich geworden iſt, wiederum in Anſpruch nehmen können [12]). (*Spangenberg.*)

9) c. 22. C. IV. 35. *mandati.* 10) Hagemann pract. Erörterungen. Bd. VIII. Abth. II. nro. 7. 11) *Gaj.* Comm. III. §. 78.

12) Vergl. die Rechtslehrer über den Concursproceß, z. B. Schweppe Syſtem des Concurſes. §. 3. 25. u. a.

Cestoidea ſ. am Ende.

CETACEA (Mammalia). Linné bezeichnete mit dieſem Namen eine Ordnung der Säugethiere, welche diejenigen umfaßte, die anſtatt der Füße Floſſen haben, durch welchen ſehr allgemeinen Charakter jedoch Thiere mit einander verbunden wurden, deren Verſchiedenheit die neuere genauere Kentniß von denſelben hinlänglich gezeigt hat. Deshalb ward dieſe Ordnung von Cuvier genauer charakteriſirt und hat nun folgende Kennzeichen. Dieſen Thieren fehlen die Hinterfüße, der Körper läuft hinten in eine horizontale Floſſe aus, und der Kopf ſitzt mittelſt eines ſo kurzen Halſes am Rumpfe, daß er mit dieſem gleichſam nur einen Körper ausmacht. Auch die vordern Extremitäten haben die Geſtalt von Floſſen, indem alle Hand- und Fingerknochen durch eine gemeinſchaftliche Haut umſchloſſen werden. Durch dieſen Bau iſt denn auch das Leben dieſer Thiere im Waſſer bedingt.

Cuvier zerfällt dieſe Ordnung in zwei Abtheilungen:

1) Cetaceen, welche ſich von Vegetabilien nähren (C. herbivora). Ihre Zähne haben platte Kronen, ſie nähren ſich von Vegetabilien und gehen deshalb auf den Strand. An der Bruſt ſtehen zwei Euter. Hieher gehören die Gattungen Manatus *Linné*, Halicore, Stellerus *Cuv.* (Rytina *Illiger*).

2) Eigentliche Cetaceen (C. proprie sic dicta). Sie unterſcheiden ſich durch den eigenthümlichen Bau ihrer Naſenkanäle und Naſenlöcher, indem jene faſt ſenkrecht im Kopfe in die Höhe ſteigen, und dieſe ſich nicht vorn am Kopfe, wie bei andern Säugthieren, ſondern oben auf dem Scheitel deſſelben öffnen, Spritzlöcher genant. Die Euter liegen am After. Sie zerfallen wieder in zwei Unterabtheilungen.

A. Mit kleinem Kopfe, die Gattungen Delphinorhynchus, Delphinus, Oxypterus, Phocaena, Delphinapterus, Hyperoodon, Uranodon, Heteroodon (Monodon, Ceratodon, Anarnacus, Epiodon, Ancylodon), Monodon.

B. Mit großem, zum Körper in keinem Verhältniß ſtehenden Kopfe. Hieher Catodon, Ziphius, Physalus, Physeter, Balaena, Balaenoptera.

Die Cetaceen ſind in naturhiſtoriſcher, anatomiſcher und techniſcher Hinſicht eine der wichtigſten Ordnungen der Säugethiere, wie aus den folgenden nähern Angaben hervorgehen wird.

Digitized by Google

Die Cetaceen waren ſchon lange bekant. Ariſtoteles und viele andere ältere Schriftſteller ſprechen ſo deutlich von dieſen Thieren, daß ſie nicht zu verkennen ſind, wenn ſie dieſelben auch zum Theil mit eigentlichen Fiſchen, namentlich mit Hayfiſchen dann verwechſeln, wenn die Rede davon iſt, daß die Wallfiſche Menſchen gefreſſen hätten. Bekant ſind übrigens die Fabeln, welche die alten Schriftſteller vom Delphin hinſichtlich ſeiner Liebe zu dem Menſchen erzählen, und welchen wol der Umſtand zum Grunde liegen mag, daß dieſe Thiere, welche noch jetzt ſich immer in der Nähe der Schiffe aufhalten, damals weniger Verfolgungen ausgeſetzt, als jetzt, furchtloſer waren und ſich den Menſchen mehr näherten. Die ältern Naturforſcher ſtellten die Cetaceen zu den Fiſchen, ein Irrthum, der bei dem Mangel aller anatomiſchen Kentniß von dieſen Thieren und ihrer ganz fiſchähnlichen Geſtalt leicht zu entſchuldigen iſt.

Wirklich gleichen die Cetaceen, wenige ausgenommen, den Fiſchen in ihrer ganzen Körperform ſo ſehr, daß man ſie nach jener zu dieſen ſtellen könte. Der im Verhältniß zum Körper große, oft unverhältnißmäßig große Kopf, der ohne einen äußerlich ſichtbaren Hals in den Körper übergeht, die vordern, Floſſen ähnlichen Gliedmaßen, der Mangel der hintern, das Vorhandenſeyn der Schwanzfloſſe, welche jedoch hier im Gegenſatz von den Fiſchen eine horizontale Stellung hat, überdies das Daſeyn von Rückenfloſſen bei manchen, geben dieſen Thieren ein ganz fiſchähnliches Anſehen. Dagegen unterſcheiden ſie ſich ſchon äußerlich durch das Vorhandenſeyn eines Gehörgangs, durch die Augen, welche mit regelmäßigen Liedern verſehen ſind und durch die Haut, welche von der der Fiſche abweicht, im Allgemeinen mehr mit der der Säugethiere übereinkomt, obgleich ihr innerer Bau nicht ganz mit derſelben übereinſtimt.

Dieſe Haut zeigt nämlich zwei merkwürdige Modificationen in Bezug auf das unter der Oberhaut (epidermis) liegende Schleimnetz (rete mucosum) und die innere Fläche der eigentlichen Haut (cutis). Steller ſagt zwar, daß die Oberhaut des Wallfiſches der desjenigen Thieres gleich ſey, welches noch jetzt ſeinen Namen führt, dagegen berichtet der genaue Beobachter der Wallfiſche Scoresby, daß die Oberhaut des Wallfiſches dick iſt, wie Pergament, ſich ſpaltet, und ſich in ganzen Platten ablöſt, daß das Schleimnetz bei einem Erwachſenen drei Viertel Zoll, bei einem noch ſaugenden, jungen Thiere aber auf zwei Zoll dick iſt, und daß die Faſern, aus welchen es beſteht, eine ſenkrechte Richtung gegen die Haut haben. Dieſelbe Dicke, dieſelbe ſenkrechte Stellung der Faſern des Schleimnetzes findet ſich in der Körperbedeckung, welche Steller die Oberhaut nent. Desmoulins, welcher die Haut des Meerſchweins (Delphinus Pho caena) unterſuchte, fand unter der dünnen Oberhaut eine zweite dickere Lage und endlich die eigentliche Haut, welche wie beim Wallfiſch mit ihrer innern Seite in die Fettlage übergeht. Hienach ſtimt alſo die allgemeine Körperbedeckung der Cetaceen mit der der andern Wirbelthiere überein. Die Oberhaut, welche durchaus nackt iſt, wird von einem öligen Überzug bedeckt, welcher aus der untern Fettlage, die bei dem Wallfiſch oft auf 20 Zoll ſtark iſt, durchſchwitzt. Die Farbe der Haut iſt in der Regel ſehr einfärbig, meiſt grau, ſchwarz oder weiß.

Es kann nicht fehlen, daß bei einem hinſichtlich ſeiner Abweichung von der Normalform der Klaſſe ſo ausgezeichneten Bau, dieſer auch in anatomiſcher Hinſicht große Merkwürdigkeiten darbietet.

Was zuerſt den Zahnbau betrifft, ſo weicht dieſer bei dem Lamantin (Manatus) nicht von dem der Vierhänder ab, was nämlich die Mahlzähne betrifft. Dieſe kommen bei dem Dugong mit denen des Orycteropus überein und bei der Gattung Stellerus mit den ſchildähnlichen, welche man beim Schnabelthier findet. Die Gattungen Delphinus und Physeter haben kegelförmige Zähne, deren Wurzeln ziemlich mit denjenigen übereinkommen, wie man ſie bei den Milchſchneidezähnen des Menſchen ſieht, und es dienen dieſe kegelförmigen Zähne nur dazu, die Beute zu erfaſſen, nicht aber zu zerkleinern und zu zermalmen. Bei der Gattung Monodon iſt der Mund ganz zahnlos, indem blos Eck- (Hunds-) Zähne vorhanden ſind, welche aber, wie bei dem Elephanten, ganz nach vorn gerichtet, nur als Waffen erſcheinen. Die Gattung Balaena endlich hat ſtatt der Zähne hornartige Organe, welche man Barten nent. Nämlich auf der Gaumenfläche und an den Seiten der Ober-Kiefern bei dieſen Thieren ſtehen Hornplatten, welche nicht ganz ſenkrecht, ſondern etwas ſchief nach hinten gerichtet ſind. Dieſe Platten laufen an ihrer innern, ſchneidenden Seite in eine Menge borſtenförmige Haare aus, welche nichts anders ſind, als die getheilten Enden der Faſern, welche dicht zuſammen verbunden die Barten ſelbſt bilden. Da dieſer innere Rand ſchief von unten nach oben und von innen nach außen abgeſchnitten iſt, ſo ſind auch die innern Faſern kürzer, und die äußern als die längſten, bilden den ungefranzten Rand der Barten. Die Barte ſelbſt nimt gegen die Wurzel an Dicke zu, und ſitzt nicht unmittelbar auf den Kiefernknochen, ſondern auf einer weißen, feſten Subſtanz, welche vielleicht derjenigen analog iſt, aus welcher das Horn des Rhinoceros hervortreibt, ſo, daß überhaupt die Barten als eine vegetative, den Hörnern und Nägeln ähnliche Production erſcheinen. Alle dieſe parallelen, dicht an einander ſtehenden Barten, bilden eine Reihe, welche oben gebogen und vorn und hinten niedriger, der Wölbung entſpricht, welche die obere Kinnlade bildet. Größe und Geſtalt dieſer Barten iſt nach den Arten der Thiere verſchieden.

Die Knochen dieſer Thiere im Allgemeinen weichen in mehrfacher Hinſicht von denen der andern Säugthiere ab. Sie erſcheinen nämlich mehr abgerundet, zeigen weniger ſtarke Erhöhungen und Vertiefungen, und haben ein gleichförmigeres, faſt ſchwammartiges und mürberes Gefüge. Auch ſcheinen die Bänder, welche ſie unter einander verbinden, weniger ſtraff zu ſeyn und ſo dem ganzen Körper eine größere Biegſamkeit zu verſtatten.

Das Skelett, überhaupt betrachtet, zeichnet ſich durch den kurzen, aus zuſammen gedrängten, flachen Wirbeln beſtehenden Hals aus, das Schwanzende beſteht aus einer großen Zahl ſehr beweglicher Wirbel, die vordern Extremitäten zeigen eine vermehrte Zahl nagelloſer Fingerglieder, die hintern Extremitäten mangeln ganz, und es ſin-

Digitized by Google

den ſich nur unvollkommene Spuren von Beckenknochen, wenn auch mitunter ein aus fleiſchigen Theilen beſtehendes Becken, — dagegen ſoll der Delphin in der Rückenfloſſe einige Knöchelchen haben. Beſonders al•: zeichnet ſich der Kopf bedeutend aus. Bei den meiſten ſind die Kieferuknochen ſehr groß und ſchnabelförmig verlängert, die Stirn- und Naſenbeine aber klein und die letztern gegen den Schädel rückwärts geſchoben, wodurch eben der Naſenkanal ſeine eigenthümliche, faſt ſenkrechte Richtung erhält. Das Stirnbein dehnt ſich von ſeinem ſchmälern mittlern Theile nach der Seite in breite Platten aus, unter deren Bogen die kleinen Augen liegen.

Was die Skelett-Bildung im Einzelnen betrifft, ſo iſt davon hauptſächlich folgendes zu bemerken.

Bei den Dugong erſcheinen die Zwiſchenkieferbeine breiter, als bei den andern, bei welchen ſie nur eine ſcharfe Spitze bilden, indem bei jenen zwei wahrhafte Stoßzähne in ihnen wurzeln. Überhaupt ſind ſie bei dieſem Thiere ſo bedeutend entwickelt, daß ſie die Öffnung der Naſenkanäle faſt ganz nach dem Scheitel, wie bei Balaena herausdrängen.

Der Kopf des Delphins (Delphinus Delphis) komt hinſichtlich ſeiner groſſen Kiefern mit denen der eigentlichen Wallfiſche überein, doch bildet der Oberkiefer nach hinten ein groſes, breites, das kleine Stirnbein bedeckendes Blatt. Die langen, ſchmalen Zwiſchenkiefer liegen mit ihrem innern Rande nahe an einander, ſind am Rande der Spritzlöcher, welche eine vollkommen knöcherne Scheidewand haben, höckerig und haben hinter ſich die Naſenbeine. Dieſe aber ſind flach, ohne Kamm in der Mitte. Das Thränenbein bildet ein dickes Knochenſtück, mit ihm iſt das Jochbein verbunden, welches als ein dünner faſt ſtielförmiger Knochen erſcheint. Der Gaumentheil der Kiefern iſt flach. Der hintere Theil der Äſte des Unterkiefers beſteht nur aus dem äußern Blatte, welches ſich ſowol oben, als unten, umrollt, und ſo eine kegelförmige Höhle bildet. An der innern Fläche des Hinterhaupts findet ſich ein ſtarker, ſichelförmiger Fortſatz, welcher über dem obern Rande des Hinterhaupt-Lochs in eine faſt viereckige Platte übergeht, von welcher ſich zu jeder Seite ſchwache, bogenförmige Knochenleiſten bis zum Felſenbein ausbreiten, wodurch eine Art Knochenzelt entſteht, welches ſich vielleicht bei allen Arten von Delphinen findet, da es bereits bei mehren entdeckt wurde.

Der Schädel des Narwalls (Monodon monoceros) iſt dem der Delphine ſehr ähnlich, namentlich hinſichtlich der Oberkiefer des bedeckten Stirnbeins und des Jochbeins, doch weicht er durch die Zwiſchenkiefer ab, welche zu der Bildung der Zahnhöhlen mit beitragen.

Der Schädel des Butzkopfs (Hyperoodon retusus *Cuv.*, Uranodon *Illig.*, Delphinus edentulus *Schreber*) iſt dem des Dugong ähnlich gebildet, indem die Oberkiefer von der Spitze an ſchnell zunehmen, ſich zu beiden Seiten der Spritzlöcher ſehr erheben und dann wieder ſchmäler werdend, am Stirnbein fortgehen und mit dieſem einen abgerundeten Wulſt bilden, wodurch drei kammartige Erhabenheiten entſtehen.

Überhaupt iſt es ſehr bemerkenswerth, daß der Schädel bei allen dieſen Thieren, nicht wie bei andern, ſymmetriſch gebildet iſt. Das hintere Ende des obern Zwiſchenkiefers nämlich breitet ſich nach innen zur rechten Seite über die Mittellinie des Schädels aus, und ſo ragen denn das rechte Naſen- und Stirnbein links weiter hervor und die Spritzlöcher erſcheinen ſchief.

Bei den eigentlichen Wallfiſchen ragt das Stirnbein über die Oberkiefer, ein dicker Knorpel, den das rinnenartig ausgehöhlte Flugſcharbein aufnimt, trent die Zwiſchenkieferbeine. Die Thränenbeine beſtehen aus einem länglich flachen, faſt dreiſeitigen Knochenſtück, und die Jochbeine ſind klein, vorn etwas breiter und bogenförmig gekrümt. In dem mittlern Theil der Gaumenfläche des Oberkiefers ſteht ein ſtark vorſpringender Kamm. Die Naſenbeine ragen mit ihren innern Rändern wulſtförmig hervor, und die Scheidewand der Spritzlöcher beſteht größtentheils aus Knorpel. Der Unterkiefer biegt ſich bogenförmig über den Rand des Oberkiefers nach außen, und ſeine nicht ausgehöhlten Äſte ſind mit einem Kronenfortſatz und mit einem dicken, abgerundeten Gelenkknopf verſehen.

Was das übrige Skelett anbetrifft, ſo hat der Lamantin (Manatus) nur ſechs kurze Halswirbel, der Dugong (Halicore) ſieben, der Stellerus (Stellerus) ſechs Halswirbel, und es ſcheinen die Delphine ſieben Halswirbel zu haben, von welchen im Braunfiſch (Delphinus Phocaena) der erſte bedeutend größer iſt, als alle übrigen zuſammengenommen, welche flach ſind und in ältern Thieren, ſowol untereinander ganz, als mit dem erſten Wirbel verwachſen. An den Körper des letzten dieſer Wirbel legt ſich die erſte Rippe mit einem Theil ihres Köpfchens an, weshalb er, wiewol mit Unrecht, von manchem Naturforſcher als erſter Rückenwirbel betrachtet worden iſt. Daher vielleicht auch die Abweichung bei den Vegetabilien freſſenden Cetaceen.

Auch beim Narwall finden ſich ſieben, mit Dornenfortſätzen verſehene, nicht verwachſene Halswirbel.

Bei dem Schnabelwall (Balaena rostrata) finden ſich nach Rudolphi nur fünf, nach d'Alton ſechs, nach Roſenthal aber ſieben Halswirbel, von denen der letztere allerdings etwas von den übrigen verſchieden iſt. Zu bemerken iſt jedoch hiebei, daß das Exemplar, welches Rudolphi für den Schnabelwall hält, der nach ihm nichts anders als ein junges Thier von Balaena boops iſt, von d'Alton als dieſe letztere und als eine eigene Art angenommen wird.

Was die Zahl der Rückenwirbel betrifft, ſo finden ſich deren beim Stellerus neunzehn, beim Braunfiſch zwölf. Erſt am fünften entwickeln ſich bei dieſem die vordern ſchiefen Fortſätze derſelben, und die ziemlich breiten Dornfortſätze werden nach hinten allmälig höher.

Die dreizehn Rückenwirbel des Schnabelwalls haben ſo ſtark ausgebildete Gelenkfortſätze, daß ſie den vordern Wirbel wie mit Klammern umfaſſen.

Beim Lamantin finden ſich ſechzehn Rippenpaare und vier und zwanzig Schwanzwirbel, der Dugong hat von jenen achtzehn, und ſieben und zwanzig, vielleicht noch mehr Schwanzwirbel, der Stellerus ſoll neunzehn Rücken- und fünf und dreißig Schwanzwirbel haben.

Digitized by Google

Beim Delphin zählt man außer den, dem Rücken angehörigen, noch 45 Wirbel, nämlich vierzehn Lenden- und drei und dreißig Schwanzwirbel. Von den letztern ſind ſechzehn mit obern und achtzehn mit untern Dornfortſätzen verſehen. Der Narwall hat zwölf Lenden- und fünf und zwanzig Schwanzwirbel.

Am Schnabelwall zählt man funfzehn Lenden- und zwanzig Schwanzwirbel, von welchen die letztern bis zum eilften — obere, bis zum funfzehnten — untere Dornfortſätze und bis zum neunten — Querfortſätze haben. Dieſe ſind vom zweiten bis zum ſechſten durchbohrt.

Bei dem Braunfiſch finden ſich zwölf Rippenpaare, von denen ſich die vier erſten mit dünnen Knochen an das Bruſtbein anlegen. Auch ſollen ſich die erſten acht an ihren hintern Enden nicht ſowol mit den Körpern, als auch mit den Querfortſätzen der Wirbel verbinden. Roſenthal gedenkt noch einer Fleiſchrippe, die entweder mit der letzten Rippe oder mit dem Querfortſatz des dreizehnten Wirbels zuſammenhängt.

Nach d'Alton hat der Narwall eilf Rippenpaare, von welchen ſich ſechs unmittelbar mit dem Bruſtbein verbinden.

Nach demſelben hat der Schnabelwall dreizehn Rippenpaare, von denen geſagt wird, daß die fünf vorderſten unten breiter als oben ſind, daß die erſte von dieſen getheilt iſt, und ſich mit dem vordern Kopf an den Querfortſatz des ſechſten Halswirbels, mit dem hintern an den des erſten Rückenwirbels anlegt; und daß alle übrigen ſich nur mit den Querfortſätzen, aber nicht mit den Körpern der Wirbel verbinden. Dagegen gibt Rudolphi an, daß ſich die erſte Rippe an den Querfortſatz des erſten und zweiten Rückenwirbels anſetze. Auch verbinden ſich, nach Roſenthal, die Rippen nicht blos mit den Querfortſätzen der Wirbel, wie d'Alton angibt, denn bei ältern Thieren, bei welchen die Rippen mehr ausgebildet ſind, erſcheinen die vorderſten an dem obern Ende ſehr breit und verlängern ſich nach innen, ſo daß ſie ſich von den Querfortſätzen bis zu den Körpern erſtrecken.

Das Bruſtbein beſteht bei dem Braunfiſch aus einem platten, länglichen Knochen, der vorne faſt noch einmal ſo breit iſt als hinten.

Das des jungen Narwall zeigt ſich zwar ganz ähnlich gebildet, beſteht aber noch aus ſechs neben einander liegenden Stücken.

Bei dem Schnabelwall beſteht nach Hunter das Bruſtbein aus einem ſehr flachen und kurzen Knochen, nach Rudolphi aber aus zwei Stücken.

Bei Balaena boops (d'Alton) iſt das Bruſtbein ein platter, unten etwas gewölbter, faſt ſchildförmiger Knochen, welcher vorne in der Mitte eine Spitze, auf beiden Seiten ſtumpfe Fortſätze hat und hinten abgerundet iſt.

Was die Becken-Rudimente betrifft, ſo beſtehen ſie beim Braunfiſch aus zwei länglichen etwas gekrümten Knochenſtücken, welche durch zwei, vermittelſt Bändern vereinigte, breitere Knochen verbunden ſind.

Bei dem Schnabelwall beſtehen die Becken-Rudimente, nach Roſenthals Unterſuchung, aus zwei über einen halben Fuß langen Fortſätzen, die von dem vordern Rande des erſten untern Dornfortſatzes des Schwanzes abgehen und vorn gabelförmig auseinander ſtehen. Zwiſchen dieſen liegen im Fleiſch noch zwei andere, ungleich lange und breite Knochen, welche ebenfalls vorn gabelförmig ſind und beſonders zur Anlage der Muskeln des Afters und der Geſchlechtstheile zu dienen ſcheinen.

Über die Gliedmaßen der Cetaceen iſt folgendes zu bemerken:

Das Schulterblatt iſt bei allen flach. Beim Delphin iſt es dreieckig und verlängert ſich an ſeinem vordern Rand in zwei Fortſätze, von welchen der vordere dem Hackenfortſatz (processus coracoideus), der hintere der Grätenecke (acromion, Schulterhöhe) entſpricht.

Bei dem Narwall bemerkt man dieſelben Fortſätze.

Bei dem Schnabelwall ſoll, nach d'Alton, nur ein einziger Fortſatz von der äußern Fläche und dem vordern Rande der Grätenecke entſprechend vorhanden ſeyn, doch möchte auch wol der Hackenfortſatz demſelben nicht abzuſprechen ſeyn. Dem Schulterblatte des Jupiterfiſches (Balaena boops) ſollen alle Fortſätze fehlen.

Der Oberarm weicht zwar hinſichtlich ſeiner Geſtalt nur wenig bei den verſchiedenen Arten ab, deſto mehr aber hinſichtlich ſeines Längen-Verhältniſſes zum Vorderarm. Mit dieſem iſt er faſt gleich lang beim Braunfiſch, bei dem Schnabelwall aber um die Hälfte kürzer. Die Knochen des Vorderarms, in Geſtalt, Lage und Länge abweichend, liegen bei den Delphinen dicht an einander und ſind bei den eigentlichen Wallfiſchen durch eine Spalte getrent.

Handwurzelknochen finden ſich beim Delphin und beim Narwall ſieben, bei dem Schnabel- und Jupiterwall gibt d'Alton nur vier an, nach Roſenthal dagegen beträgt ihre Zahl fünf, von welchen zwei in der obern, drei in der untern Reihe liegen.

Der Braunfiſch hat, nach d'Alton, fünf Finger, von welchen der Daumen aus zwei, der darauf folgende und vierte Finger aus vier und der mittlere aus fünf Knochenſtücken beſteht, auch findet ſich, nach demſelben, unter der Ellenbogenröhre in der Knorpelmaſſe ein rundliches Knochenſtückchen, welches als kleiner Finger zu betrachten ſey. Mit Ausnahme des Daumens ſeyen die hinterſten Knochenſtücke der vier mittlern Finger als Mittelhand, die darauf folgenden als Fingerglieder zu betrachten. Dagegen erinnert Roſenthal, daß weder dem Daumen noch dem kleinen Finger die Mittelhandknochen fehlen, da nach ihm die, an der äußern Seite der untern Handwurzelknochen-Reihe liegenden Knochenſtücke, welche d'Alton irrig zu den Handwurzelknochen rechnet, als Mittelhandknochen dieſer Finger anzunehmen ſind; indem dafür nicht ſowol ihre mit dem übrigen Mittelhandknochen übereinkommende Form, als Lage ſpricht.

Bei dem Narwall finden ſich ebenfalls fünf Finger, von welchen der Daumen aus zwei, der Zeigefinger aus fünf, die darauf folgenden aus vier und der letzte aus drei Knochenſtücken beſteht. Dadurch, daß die Länge der Finger von vorn nach hinten abnimt, wird dieſe Hand zwar der der Seehunde ähnlicher, weicht jedoch von

Digitized by Google

derſelben darin wieder ab, daß ſie einen kürzern Daumen hat.

Beim Schnabelwall finden ſich vier Finger, von welchen, mit Einſchluß der Mittelhandknochen, der erſte vier, der zweite ſechs, der dritte fünf und der vierte drei Glieder hat.

Auch beim Jupiterwall finden ſich nur vier Finger, von welchen jedoch die Mittelfinger einige Glieder mehr haben ſollen, als die des vorigen.

Wir verweiſen übrigens, da die Meinungen über die ſichere Beſtimmung mancher Arten, namentlich die des Schnabelwalls und Jupiterfiſches, noch ſehr getheilt ſind, auf die unten in der Literatur angeführten Original-Abhandlungen.

Bei dieſem Knochenbau iſt leicht begreiflich, daß die Bewegung des Halſes bei den meiſten nur gering ſeyn kann, daß dagegen die des übrigen Körpers deſto leichter iſt.

Was die Sinneswerkzeuge der Cetaceen betrifft, ſo ſcheinen die Funktionen derſelben im Durchſchnitt nicht ſehr kräftig zu ſeyn.

Daß die Wallfiſche den Sinn des Geruchs beſitzen, hat ſchon Hunter und in der neuern Zeit Albers und Desmoulins behauptet und bewieſen. Der letztere liefert folgende Beſchreibung des Geruchsorgans von Balaena australis, den Delalande entdeckt hat [1]). Der Kanal des Spritzlochs iſt zwei Drittheile nach hinten in zwei übereinander liegende Abtheilungen durch eine Knochenplatte getrent, welche ſich bis unter den Rand des Hinterhauptlochs erſtreckt und die vordern und hinterſten Muſcheln vereinigt darſtellt. Dieſe Platte legt ſich nach außen an den Kieferknochen, nach hinten an das Keil- und Grundbein (os basilare), ihr freier Rand ſtößt an die Mittellinie. Der Umkreis der beiden Kanäle, welche ſie trent, wird durch Häute vervollſtändigt. Der obere Kanal, durch das Stirnbein überwölbt, mündet in die Siebbeinhöhlen, welche aus drei Muſcheln beſtehen, deren hintere nicht weniger als drei Zoll hoch iſt. In den hintern Sinus öffnet ſich der Ethmoidalkanal, welcher den fünf bis ſechs Zoll dicken Körper des Siebbeins durchbohrt. Dieſer Kanal hat an dem Cerebralende einen Zoll, in der Mitte vier Linien im Durchmeſſer, und theilt ſich gegen die Ethmoidalhöhle in zwei Zweige, deren einer fünf oder ſechs Linien im Durchmeſſer hat. Die gemeinſchaftliche Höhle der Sinus öffnet ſich nach unten durch einen zwei und einen halben Zoll langen Gang in den Kehltheil des Spritzlochs. Der Wallfiſch athmet alſo durch den Oberkanal, und das eigentliche Spritzloch dient blos für den Durchgang des Waſſers. Nach dem Durchmeſſer des Ethmoidalkanals kann man übrigens die Stärke der Geruchsnerven beurtheilen. Es iſt deswegen nicht mehr nöthig, den Geruchsſinn der Wallfiſche in die cavitates pterygo-palatinae zu verſetzen, in welchen man bei der Gattung Delphinus ſeinen Sitz ſucht, um ſo weniger, als dieſe Höhlen ſich nicht einmal bei den eigentlichen Wallfiſchen vorfinden u. ſ. w.

Die Richtung des Spritzlochs, verglichen mit der Axe des Körpers, iſt bei den Wallfiſchen mehr geneigt, als bei den übrigen gewöhnlichen Cetaceen, und die Richtung beträgt nur ſieben bis acht Grad. Bei den Delphinen aber ſieht das Spritzloch faſt gerade, ja etwas nach hinten geneigt. Aus dieſer Angabe ergibt ſich, daß bei den meiſten Abbildungen der Wallfiſche die Spritzlöcher zu weit nach hinten gezeichnet ſind.

Die Spritzlöcher führen uns, ſchon dem Namen nach, zunächſt auf das angebliche Waſſerauswerfen durch dieſelben. Bei allen Wirbelthieren nämlich, welche nicht im Waſſer leben, ſind die Naſenlöcher faſt der einzige Gang, durch welchen die Luft in den Kehlkopf, und von da in die Lungen gelangt. Denſelben Weg macht die ausgeathmete Luft zurück. Damit aber derſelde Mechanismus bei den Cetaceen ſtatt finden könne, mußte der Bau der Naſenkanäle mehren Modificationen unterliegen. Die erſte dieſer Modificationen iſt eben die ſchon erwähnte Richtung der Naſenkanäle und ihr Ausmünden auf der obern Fläche des Kopfs. Dadurch wird es möglich, daß das Thier unter dem Waſſer ſeine Beute verfolgen und verſchlingen kann, ohne des Zutrits der Luft beraubt zu ſeyn. Da aber bei dieſem Erfaſſen der Beute nothwendig eine Menge Waſſer mit in die Mundöffnung dringt, welches den Magen nur beſchweren würde, ſo muß dieſes überflüſſige Waſſer auf irgend eine Weiſe wieder entfernt werden. Bei den Fiſchen geſchieht dies dadurch, daß es wieder durch die Kiemen herausgepreßt wird. Da indeſſen bei den Cetaceen eine ſolche Kiemenöffnung nicht vorhanden iſt, ſo muß man annehmen, daß die Naſenlöcher dieſe Stelle vertreten. Wir wollen die Erklärung herſetzen, welche Cuvier in dieſer Hinſicht gibt. Er ſagt: wenn man von dem Magenmund aufwärts geht, ſo findet man, daß er in der Höhe des Kehlkopfs ſich in zwei Gänge zu theilen ſcheint, von welchen der eine in den Mund fortſetzt, der andere in die Naſe in die Höhe ſteigt. Der letztere iſt von Drüſen und fleiſchigen Faſern umgeben, welche mehre Muskeln bilden. Die der Länge nach laufenden derſelben, welche um die hintere Naſenöffnung ſtehen, ſteigen bis zum Schlund herab; die andern, ringförmigen, ſcheinen eine Fortſetzung des dem Schlunde eigenthümlichen Muskels. Da der Kehlkopf ſich in dieſem Gange pyramidenförmig erhebt, ſo kann er durch die Zuſammenziehung dieſer ringförmigen Faſern zuſammengezogen werden. Dieſer ganze Theil iſt mit Schleimbälgen verſehen, welche ihren Inhalt durch deutliche Öffnungen ergießen. Wenn die innere Haut dieſes Ganges, welche hernach die knöchernen Naſenhöhlen bekleidet, bis zum Pflugſcharbein gekommen iſt, ſo wird ihr Gewebe glatt und trocken. Die beiden knöchernen Naſenhöhlen werden an ihrer obern Mündung durch eine fleiſchige, aus zwei Halbzirkeln beſtehende Klappe geſchloſſen, die am vordern Rande der Mündung befeſtigt iſt, welche ſie mittelſt eines ſehr ſtarken Muskels, der auf dem Zwiſchenkiefer liegt, ſchließt. Um ſie zu öffnen, braucht es die Kraft eines Drucks von unten nach oben. Die Schließung der Klappe unterbricht alle Verbindung zwiſchen den Naſenlöchern und den über ihnen liegenden Höhlen. Dieſe Höhlen ſind zwei große häutige Säcke, welche aus einer ſchwärzlichen, ſchleimigen Haut beſtehen, leer ſehr runzlich, und angefüllt eiförmig erſcheinen. Sie liegen zwiſchen der Haut und der

1) Dictionaire classique d'hist. naturell. Tom. II. p. 155.

Digitized by Google

Knochenfläche, welche die vordere Mündung der knöchernen Naſenkanäle umgibt. Beide ſtehen mit einer mittlern Höhle in Verbindung, welche unmittelbar auf den Naſenlöchern liegt, und welche durch eine ſchmale, bogenförmige Spalte nach außen mündet. Sehr ſtarke Fleiſchfaſern breiten ſich über dieſen Apparat aus, und vereinigen ſich rings vom Scheitel auf dieſen zwei Säcken, welche ſie ſtark zuſammendrücken können.

Der Mechanismus dieſer Theile ſoll nun folgender ſeyn. Wenn der Mund mit Waſſer gefüllt iſt, ſo bewegen ſich die Zunge und die Kiefern, wie zum Schlucken; indem aber der Schlund ſich ſchließt, drückt er das Waſſer durch den unter dem Kehlkopf liegenden Kanal zurück. Dieſe rückwärts drückende Bewegung wird durch die kreisförmigen Faſern ſo weit unterſtützt, daß die Klappe ſich hebt, und das Waſſer in die beiden obern Säcke tritt. Hier kann es nun bleiben, bis das Thier es auswerfen will; die Klappe wird dann feſt angedrückt, damit das Waſſer nicht zurücktreten kann; die Muskeln wirken nun auf die Säcke, und das Waſſer wird in ſtärkern oder ſchwächern Strahlen, je nach der angewandten Kraft, ausgeworfen.

Dies iſt bisher immer die Anſicht über den Bau der ſogenannten Spritzlöcher und den Mechanismus des Spritzens ſelbſt geweſen. Indeß hat Bär [2]) Berichtigungen über den anatomiſchen Bau geliefert, und ſtarke Zweifel hinſichtlich des Spritzens aufgeworfen.

Er beſchreibt nämlich als Typus der Naſe der Cetaceen die des Braunfiſches, von welcher wir folgenden Auszug geben wollen.

Scheinbar unterſcheidet ſich die Naſe der Cetaceen von der der Landſäugethiere, jedoch läßt ſich an derſelben bei genauerer Vergleichung das ihnen Gemeinſchaftliche allerdings auffinden. Man ſtelle ſich dabei den Kopf ſenkrecht der Länge nach dergeſtalt durchſchnitten vor, daß die Schnittfläche ganz nahe an die Mittellinie fällt, ſo, daß namentlich für die Naſe die Scheidewand zwar entfernt iſt, aber dennoch die Gänge und Höhlungen entweder faſt ganz, oder faſt bis auf die Mitte erhalten ſind, je nachdem ſie urſprünglich paarig oder einzeln da waren, und daß der Schnitt auch den Schlund geſpalten hat. Aus dem Schlunde führen nun zwei Wege nach vorn. Der eine geht gerade nach vorn, bei herabhängendem Gaumenſegel etwas nach unten, in die Mundhöhle. Der andere geht nach vorn und oben bis zum Spritzloche, und iſt die ſogenante Spritzröhre, welche mit den oben erwähnten Spritzſäcken in Verbindung ſteht. Bei andern Säugethieren ſteht aber der Schlund ebenfalls mit der Mund- und Naſenhöhle in Verbindung, und der weiche Gaumen ſcheidet beide Eingänge. Auch hier bildet eine Muskelmaſſe, welche an dem hintern Rande des harten Gaumens befeſtigt iſt, das Gaumenſegel, welches länger als gewöhnlich iſt, und mehr horizontal liegt. Der Eingang aus dem Schlunde in die Spritzröhre iſt an der Stelle, wo das Gaumenſegel unten anſitzt, von einem ſcharf vorſpringenden Wulſt umgeben, der, aus Muskelfaſern beſtehend, ſich als ein ſtarker Ringmuskel zu erkennen gibt. Auch dieſer iſt nichts anders, als der gewöhnliche Übergang der Muskelfaſern in den Schlund, welchen Muskel Bär mit dem Namen des Gaumenſchlundkopfmuskels (M. pharyngopalatinus s. Constrictor isthmi faucium superior) belegt. Wer dieſen Muskel bei den Wiederkäuern genau betrachtet, wird nicht zweifeln können, daß er mit dem Schließmuskel der Spritzröhre bei den Cetaceen, oder der ſogenannten Klappe identiſch ſey. Der Kehlkopf iſt bei den Cetaceen lang ausgezogen, namentlich in ſeinen obern Theilen. Zugleich verläßt er die horizontale Richtung der Luftröhre, und erhebt ſich nach oben Dadurch iſt es möglich, daß ſeine obere Öffnung bedeutend über den Schließmuskel hinüber ragt, wovon wieder Folge iſt, daß der Übergang aus dem Schlundkopfe in die Mundhöhle in zwei Gänge getheilt wird, welche zu beiden Seiten des Kehlkopfes vorbeigehen, von welcher Bildung ſich bei andern Säugethieren ebenfalls Andeutungen finden. Was den Naſenkanal betrifft, ſo reicht er bis zu dem Arcus pharyngopalatinus und umfaßt alſo mehr, als man im Menſchen dahin zu rechnen gewohnt iſt. Unter dem Schließmuskel beginnt ein einfacher Kanal, an dieſem faſt ſackförmig erweitert, der ſich ungetheilt bis zur Naſenſcheidewand fortzieht und an dieſer verengt. Es folgt nun hierauf der Theil der Naſe, welcher, zwiſchen den doppelten Knochenkanal eingeſchloſſen, ſich nach oben zieht, und nur durch dieſe Richtung von der knöchernen Naſenhöhle anderer Säugethiere, mit welcher er übrigens übereinſtimt, ſich unterſcheidet. Doch iſt dieſe Übereinſtimmung nicht ſogar vollſtändig, ſondern die Naſenkanäle des Braunfiſches enthalten eigentlich nur den hintern Theil der knöchernen Naſe anderer Säugthiere.

Beide Naſengänge aber ſind durch eine knöcherne Scheidewand getrent. Das Spritzloch iſt einfach, unter ihm liegt eine ebenfalls nur einfache, und alſo beiden Naſengängen gemeinſchaftliche Höhle, welche auf jeder Seite mit dem ſeit Cuvier ſogenannten Spritzſacke in Verbindung ſteht. Den Boden der gemeinſchaftlichen Höhle bilden zwei Klappen, eine vordere und eine hintere. Sie laſſen nur eine ſehr enge Spalte zwiſchen ſich, die überdies noch durch näheres Aneinanderlegen der Klappen gänzlich verſchloſſen werden kann. Von dieſen Klappen hat Cuvier nur die vordere bemerkt, alles was unter den Klappen zwiſchen ihr und dem Schädel liegt, iſt ihm entgangen. Es finden ſich aber unter jeder Klappe zwei Paar Höhlen übereinander. Beide Klappen ſind befeſtigt an dem äußern Rand der knöchernen Naſenöffnung und an der Scheidewand derſelben, ſo daß beide Naſengänge erſt über den Klappen zuſammen münden, bis dahin aber völlig getrent ſind. Ein jeder Naſengang hat alſo, ehe er die Klappen erreicht, eine vordere untere und eine vordere obere Nebenhöhle, ferner eine hintere untere und eine hintere obere Naſenhöhle. Über den Klappen gehen beide Naſengänge in die gemeinſchaftliche Höhle über, und ſtehen von hieraus mit den ſeitlichen Spritzſäcken in Verbindung. Über den Bau der betreffenden Muskeln uns hier mehr zu verbreiten, würde zu weit führen. Wir begnügen uns zu bemerken, daß Bär im Allgemeinen die Muskeln, wie oben beſchrieben, ſchildert, jedoch der Meinung iſt, daß ein ſolcher Muskelapparat mehr geeignet ſcheine, die Spritzſäcke zu öffnen, und namentlich

2) Okens Iſis XIX. S. 811. Über die Naſe der Cetaceen.

Digitized by Google

ihre Einmündung in die gemeinſchaftliche Höhle und den Naſengang zu erweitern. Denn in den Umfang des Spritzlochs gehen, nach Blainville, drei Paar Muskeln, welche auch Bär zugibt, welche gemeinſchaftlich dieſen Eingang auseinander ziehen und öffnen, dagegen ein Schließmuskel (Sphincter) fehlt, der auch inſofern überflüſſig iſt, da die Lippen wulſtig ſind nnd aneinander liegen. Denn die Vorderlippe hat die Form eines dicken Tampons, der durch den Druck des Waſſers nur noch feſter den Eingang verſchließen muß, beſonders da ſie von der Hinterlippe überragt wird. Wie kann aber, fragt Bär, das Thier Luſt ſchöpfen? denn offenbar muß die Klappe noch feſter ſchließen, wenn Bruſt und Lungen anfangen, ſich auszudehnen. Welche Kraft ſoll das Waſſer gerade in die Spritzſäcke führen? Der enge Eingang in dieſelben liegt an der Seite des Waſſerſtroms. Das Aufheben der Klappe wird den Eingang eher verengen, als erweitern. Der Strom des Waſſers iſt vielmehr gegen das Spritzloch gerichtet, und in deſſen Muskelbau findet ſich keine Möglichkeit, dem Stoße zu widerſtehen. Wenn das Waſſer alſo aus dem Schlund in die Naſenkanäle getrieben wird, ſo muß es wol gerade hinausſahren.

Auch hat niemand bei den wahren Wallfiſchen ſolcher Nebenhöhlen oder Spritzſäcke gedacht.

Es iſt alſo nicht wohl anzunehmen, daß die Spritzſäcke das Waſſer hervortreiben, eher könte es durch die Wirkung der Schlundmuskeln ausgeſtoßen werden. Aber auch dagegen läßt ſich Manches erinnern. Es wurde oben ſchon erwähnt, wie der Wallfiſch beim Einſchlucken ſeiner Nahrung das überflüſſige Waſſer wieder durch die Naſe austreibe. Wenn aber andere Säugethiere ſchlucken, ſo hebt ſich das Gaumenſegel in die Höhe, um den Eingang in die Naſe zu verdecken, und dennoch ſoll bei den Cetaceen, wo der hintere Schenkel des Gaumenſegels immer aufgehoben iſt, gerade das eingeſchluckte Waſſer durch den Naſenkanal abgehen. Endlich ſind dieſe Thiere, wegen des Muskelbaues am Schlundkopfe, weniger als alle andere im Stande, denſelben zu verengen.

Zuletzt laſſen alle bisherige Beobachtungen darüber Zweifel, daß die Cetaceen wirklich Waſſer ausſtoßen. Scoresby, der wol am meiſten Glauben verdient, ſagt von den Wallfiſchen: „ſie athmen mit einem lauten Getöſe. Der Dampf, den ſie ausſtoßen, ſteigt einige Ellen hoch, und erſcheint in einiger Entfernung wie ein hervorſchießender Rauch. Wenn die Wallfiſche verwundet ſind, ſo iſt er oft mit Blut vermiſcht, und bei der Annäherung des Todes wird zuweilen blos Blut ausgeworfen. Sie blaſen am ſtärkſten, wenn ſie auf der Flucht ſind, oder in Unruhe, oder beim erſten Erſcheinen auf der Oberfläche, nachdem ſie lange in der Tiefe geweſen ſind. Sie blaſen vier bis fünf Mal in einer Minute.“ An einer andern Stelle ſpricht er von den Spritzlöchern alſo; „ſie ſind die wahren Naſenlöcher der Thiere. Ein feuchter Dunſt, mit Schleim gemiſcht, wird aus ihnen ausgeſtoßen, wenn das Thier athmet, allein kein Waſſer begleitet ihn, ausgenommen, wenn das Ausathmen unter der Oberfläche geſchieht.“ Quoy und Gaimard ſagen gegen Scoresby: „zwiſchen den Wendekreiſen, unter dem Äquator und in den heißeſten Gegenden, wo wir Cachalots oder andere große Cetaceen geſehen haben, ſchoſſen ſie aus ihren Spritzlöchern einen Waſſerſtrahl hervor, an dem man ſie ſchon von weitem erkennen konte. Aber bei einer Temperatur von 30 Grad des hunderttheiligen Thermometers, wie wir ſie bei den Admiralitäts-Inſeln, wo wir zwei Cachalots ſahen, auszuhalten hatten, konte die aus ihren Lungen ausſtrömende Luft, welche wol den nämlichen Wärmegrad hatte, nicht durch eine äußere, ſo wenig von ihr abweichende Temperatur verdichtet werden, und dennoch zeigte ſich der Waſſerſtrahl eben ſo gut, als in den gemäßigten Erdſtrichen, wo wir dieſelbe Erſcheinung beobachteten. Mit Unrecht würde man uns den Einwurf machen, daß jenes nur eine ſtarke Ausathmung unter dem Waſſer geweſen ſey, denn oft waren wir nahe genug, um ſehen zu können, daß das Spritzloch außerhalb des Waſſers war.“ Weiter heißt es: „wir haben bemerkt, daß die Wallfiſche ſtärker blaſen, wenn das Meer unruhig iſt, denn dann zeigen ſich, wie wir vermuthen, gewiſſe Arten von Molusken, welche ihre Nahrung ausmachen, häufiger auf der Oberfläche, und ſie ſtoßen das Waſſer aus, was ſie zugleich mit dieſen Thieren einſchlucken.“ Delphine ſahen Quoy und Gaimard nie Waſſer ſpritzen, bemerken aber auch noch, daß das ausgeſpritzte Waſſer, weit entfernt, ſich ſo zu zeigen, wie man es oft auf Abbildungen ſieht, vielmehr nicht blos aus Waſſer, ſondern aus Waſſer mit Luft gemiſcht beſtehe, ungefähr ſo, wie man es ausſpritzt, wenn man den Mund voll Waſſer nimt.

Leſſon dagegen ſagt von den großköpfigen Cachalots: „das Spritzloch bildet auf dem Kopfe eine runde, bedeutend große, warzenförmige Erhabenheit, aus welcher eine Säule einfachen Waſſers hervorgeſtoßen wird, welches ſich in geringer Höhe in einen breiten Regen verwandelt, während bei den Wallfiſchen das Spritzloch das Waſſer in einer dichten, hohen Säule heraustreibt.“ Damit iſt aber freilich noch nicht geſagt, daß er dies ſelbſt geſehen habe.

Dagegen behauptet Faber als eigener Beobachter, daß die eigentlichen Wallfiſche Waſſerſtrahlen von 8—12 Ellen Höhe, die kleinern Delphine von 1 bis $1\frac{1}{3}$ Elle in die Höhe werfen, daß auch ein geſtrandeter Schnabelwall, der nur noch mit dem Maule im Waſſer lag, beſtändig Waſſer durch das Spritzloch emporwarf, was ſich nicht anders erklären läßt, als daß er beſtändig das Waſſer mit dem Maule einzog, da eine ſolche Menge nicht in den Spritzſäcken vorräthig enthalten ſeyn konte; auch führt derſelbe noch eine Autorität dafür an, daß der hundköpfige Delphin ſein Spritzloch ſo zuſammendrücken könne, daß er das Blut aus den Fingern treibe, wenn man eine Hand hineinſteckt. Aber auch gegen dieſe und noch mehre Angaben Fabers hat Bär wieder ſehr gegründete Einwürfe gemacht, welche anzuführen der Raum hier nicht geſtattet, und deren wir blos gedenken, um darzuthun, daß weder das Waſſerſpritzen der Cetaceen mit vollkommener Gewißheit angenommen, noch daſſelbe, nach unſerer gegenwärtigen Kent-

Digitized by Google

niß von dem Organismus dieſer Thiere, genügend erklärt werden kann.

Nur ſo viel iſt denn doch entſchieden, daß der ſogenante Spritzapparat der Cetaceen die Naſe derſelben iſt. Bär ſieht ſogar die oben erwähnten Spritzſäcke als die eigentlichen Riechorgane an, und hat auch beim Braunfiſch die Riechnerven entdeckt, welche Desmoulin den Delphinen und Cachalots durchaus abſpricht.

Bei den Wallfiſchen, den Cachalots und Delphinen möchte auch die Sehkraft eben nicht bedeutend ſeyn, wenigſtens ſtehen ihr die ſeitliche Ausbreitung der Stirnbeine, folglich die größere Entfernung der Augen vom Gehirn, der geringe Durchmeſſer der Sehnervenlöcher und der Augäpfel ſelbſt, deren sclerotica ein Viertheil ihres Durchmeſſers dick iſt, als Hinderniſſe entgegen; doch ſcheinen dieſe allgemeinen Regeln auch hier Ausnahmen zu finden.

Der Gehörſinn iſt nicht ſcharf, und das äußere Ohr kann bei den meiſten als nicht vorhanden angeſehen werden. Der äußere Gehörgang muß einen langen Weg durch die Fettmaſſe machen, ehe er zum innern Ohre gelangt, von welchem auch nur einige Theile und das Labyrinth gar nicht entwickelt ſind.

Bei allen Cetaceen ſpricht die feſte Lage der Zunge, und daß ſie faſt nur aus Fett beſteht, für die Schwäche des Geſchmacksſinns, der wahrſcheinlich den Wallfiſchen, Cachalots und Delphinen ganz mangelt, indem ſie ihren Fraß, ohne ihn zu kauen, verſchlucken. Wenn aber auch der Lamantin, der Dugong und Stellerus ihren Fraß kauen, ſo iſt ihr Zungenbau doch auch wenig vollkommener.

Das Gefühl mag an der Oberlippe des Lamantin ſehr fein ſeyn, wenn man nach der zarten Haut urtheilen darf, welche ſie bedeckt, und nach der Größe der betreffenden Nervenlöcher. Der Rüſſel des Dugong iſt ein ähnliches Organ. Bei allen andern Cetaceen ſcheint das Gefühl nur ſehr ſchwach zu ſeyn, vielleicht mit Ausnahme der Stellen unter den Vorderfloſſen.

Was die Ernährungsorgane der Cetaceen betrifft, ſo ſind dieſe, wie auch bei andern Säugethieren, der Nahrung des Thieres entſprechend gebaut. Bei denen, welche von Vegetabilien leben, ſind ſie denen der Wiederkäuer ähnlich, und ſo ſind ſie anders gebauet bei denjenigen, welche blos von animaliſchen Subſtanzen leben, nämlich bei den Cachalots und Delphinen, und andere Modificationen endlich erleiden ſie bei denjenigen, welche, wie die Wallfiſche und Narwalls, von Fiſchen, Mollusken und Seegewächſen leben.

Was die Bewegungskraft der Cetaceen betrifft, ſo liegt dieſe zum größern Theil in ihrem platten Schwanze. Da die Bewegungen deſſelben von oben nach unten gehen, ſo folgt daraus, daß dieſe Thiere beim Schwimmen nicht eine horizontale Linie halten, ſondern wellenförmig fortgleiten, und daß beim Wenden ihnen wol am meiſten ihre Vorderfloſſen behilflich ſind, ob ſie gleich auch der Seitenlappen der Schwanzfloſſe ſich zu Seitenbewegungen zu bedienen ſcheinen. Wenn dieſe Thiere untertauchen, ſo ſenken ſie zuerſt den Kopf, dann krümt ſich der Rücken, und zuletzt erſcheint der Schwanz ſenkrecht. Das Thier fährt alſo ganz ſenkrecht ins Waſſer. Die Geſchwindigkeit des Thieres iſt dabei ſo ſtark, daß Scoresby einen Wallfiſch ſah, der die Kiefern zerbrochen hatte, indem er in wenigen Minuten 800 Faden tief ſenkrecht auf den Grund gefahren war.

Was den Aufenthalt der Cetaceen betrifft, ſo ſind weder die verſchiedenen Gattungen noch die Arten, ſo zu ſagen, Weltbürger, wie man nach der Leichtigkeit, in ihrem Elemente große Reiſen zu machen, anzunehmen geneigt ſeyn dürfte; vielmehr ſind alle mehr oder weniger auf beſtimte Gegenden beſchränkt. Auch ſind nicht alle Arten Cetaceen Seethiere. Zwei Delphine leben bloß in Flüſſen, nämlich einer im Ganges, und eine noch unbeſtimte Art, welche Humboldt in den überſchwemten Wäldern des Caſſiquiare und Oronoko antraf. Eine Art Lamantin wohnt in einem großen Theile der Flüſſe Columbiens, und die andere an den Mündungen afrikaniſcher Flüſſe. Die Gattung Dugong bewohnt die ſeichten Meerengen des aſiatiſchen Archipels von Malacca bis an Neuholland; die Gattung Stellerus lebt auf den Inſeln und Küſten der Behringsſtraße. Die verſchiedenen Arten der Delphine, der Wallfiſche und Cachalots leben in beſtimten Meerdiſtrikten unter beſtimten Graden der Länge und Breite, man findet ſie nur ſehr ſelten außerhalb der Grenzen dieſer Plätze.

Von der Fortpflanzung dieſer Thiere iſt im Allgemeinen noch zu wenig bekant, um etwas Generelles darüber zu ſagen, und wir verweiſen deshalb auf die einzelnen Gattungen.

Zur weitern Belehrung über dieſe wichtigen Thiere, von denen wir in dieſem Artikel nur das Merkwürdigſte erfahren konten, dienen folgende Werke.

Steller, Beſchreibung von ſonderbaren Meerthieren. Halle 1753. 8. — Schneider, Beiträge zur Naturgeſchichte der Wallfiſcharten. Leipz. 1795. 8. — Magazin der Geſellſchaft naturforſchender Freunde in Berlin. 1801. 4. — *Camper*, observations anatomiques sur les Cetacées par *Cuvier*. Paris 1820. 4. — Nova acta Soc. caesareae Leopoldinae. Bonn 1824. (Tom. XII.). — Journal de Physique. Tom. 85. Paris. id. Tom. 87. — *Cuvier* Ossemens fossiles. 2. Edit. Paris 1821. seq. 4. — *Desmarest* Mammalogie. Paris 1820. 4. — *Freycinet* Voyage autour du monde. Zoologie. Paris 1824. 4. — *Geoffroy* et *Cuvier* Histoire natur. des Mammifères. Paris 1821. fol. — *Lacépède*, Histoire naturelle des Cetacées. Paris 1804. 4. — Mem. du Mus. Tom. IV. — Pander und D'Alton, die Skelette der Cetaceen. Bonn 1827. fol., und Roſenthals Recenſ. in Berl. Jahrb. für wiſſ. Kritik. 1829. — Ebenderſ. Skelette der Robben u. Lamantine. Ebend. 1826. fol. — Schreber, Säugethiere. — *Duperrey*, Voyage de la Coquille. Zool. Paris 1825. fol. — Manby, Reiſe nach Grönland. Leipz. 1822. 8. — Scoresby, Tagebuch einer Reiſe auf den Wallfiſchfang. Hamburg 1826. 8. — *Lesson*, Histoire natur. des Cetacées. Paris 1828. 4. — Okens Iſis, darin Auf-

Digitized by Google

ſätze von **Bär** und **Faber**. Band XIX. XX. XXI. Philosoph. Transactions. Lond. 1820. 4. (*Dr. Thon.*)

CETTINA, ein Fluß in Dalmatien, im Alterthum Tilurus, entſpringt auf dem Poplach, und fällt in ſeinem Laufe von etwa 16 italieniſchen Meilen von einer Höhe nach der andern herab, ſtürzt in einer wilden Felſengegend 150 Fuß herab als der Waſſerfall Velica Gubaviza, bildet bald hierauf einen kleinern Waſſerfall, durchbricht den engen Paß von Miritz, breitet ſich dann in einem Thale aus, und fällt endlich bei Almiſſa in das adriatiſche Meer. Dem Landſtriche, durch welchen er ſtrömt, gibt er den Namen: Terra di Cettina, und ſie war ehedem eine Zapanie oder Grafſchaft, Contado di Cettina. (*H.*)

CEUTOCERUS (Entomologie.) Eine von Schüppel benante und von mir *) beſchriebene Käfergattung aus der Abtheilung der Pentameren, der Gattung Hister verwandt, aber durch verborgene Kiefer und bedeckten After unterſchieden. Eine Art (C. advena) rothbraun, länglich viereckig, gewölbt, mit fein punktirt-geſtreiften Deckſchilden, eine Linie lang, wurde im Reis gefunden; eine andere (C. ovalis) **) komt in Baiern vor. (*Germar.*)

CHALEPUS. **Thunberg** †) trent unter dieſem Namen die ungeſtachelten, mit ungerandetem Halsſchild verſehenen Arten der Gattung Hispa. Mac Leay braucht dieſe Benennung für eine Gattung, für welche er Melolontha geminata Fabr. (Melol. dubia Oliv. Geotrupes lugubris Schönh.) als Beiſpiel nent. (*Germar.*)

Challath ſ. am Ende.

CHAMBERTIN, ein Dorf unweit Gevrey, im Bezirk Dijon, des Depart. Côte d'or in Frankreich; liefert einen der feinſten Burgunderweine deſſelben Namens (ſ. den Art. **Wein**.). (*Th. Schreger.*)

Chaon, Inſ. vgl. S. Nicholas.

Charo ſ. S. Miguel de Charo.

CHARTIER, 1) Alain, geb. 1386 zu Bayeux in der Normandie, geſt. zu Avignon 1449 (oder 1458?), war berühmt als einer der witzigſten und beredteſten Männer ſeiner Zeit, wegen ſeines Witzes beliebt am Hofe Karls VI. und VII., wegen ſeiner Beredſamkeit — die ihm den Beinamen des Vaters der Beredſamkeit erwarb — zu mehren Geſandſchaften von jenen Königen gebraucht. Als Margaretha von Schottland, des Dauphins Gemahlin, ihn einſtmals ſchlafend fand, küßte ſie ihn; und da die Hofleute Verwunderung äußerten, daß ſie einen ſo häßlichen Mann küſſe, entgegnete ſie, nicht den Mann habe ſie geküßt, ſondern den Mund, der ſo viel Schönes und Geiſtreiches ſage. Seine Schriften erſchienen zuerſt zu Paris 1529. 8., dann in einer verbeſſerten Ausgabe von Aud. Duchesne (Paris 1617. 4.), mit einer Biographie des Verfaſſers begleitet. Seine Schriften zeichnen ſich aus durch Reinheit und Gediegenheit der Sprache, weit mehr jedoch in den proſaiſchen Aufſätzen, unter welchen auch moraliſirende ſind, als in ſeinen Verſen. (**Wachler** II. 167. **Ebert** bibliogr. Lex. I. 313.)

2) Jean, ein Zeitgenoſſe des Vorigen, Benedictiner, Hiſtoriograph Karls VII. (Histoire du Roi Charles VII.), wird auch als Verfaſſer genant von Les Chroniques de France vulgairement de St. Denys (Par. 1493.), worin die Geſchichte Frankreichs von Pharamund bis Karl VII., in dem ältern Theile nach fabelhaften Sagen, von der Zeit Karls VI. an hiſtoriſch brauchbar, erzählt wird.

3) René (Renatus Chartierius), geb. zu Vendome 1572, geſt. zu Paris 1654, hatte ſich früher den humaniſtiſchen Studien gewidmet, und war Profeſſor der ſchönen Künſte zu Angers, als er ſich entſchloß, ſich ganz der Mathematik und Medicin zu widmen. Im J. 1608 ward er zu Paris Doctor der Medicin, lehrte eine Zeit lang dieſelbe, und widmete ſich zuletzt ganz der Praxis. Seiner Liebe zu dem mediciniſchen Studium verdanken wir die vollſtändigſte Ausgabe der Werke des Hippokrates und Galenus: Hippocratis Coi et Claudii Galeni Pergameni ἀρχιατρῶν opera. Renatus Chartierius plurima interpretatus, universa emendavit, instauravit, notavit, auxit, sesundum distinctas medicinae partes in XIII Tomis digessit et conjunctim graece et latine primus edidit. Lutetiae Parisiorum 1679. **F. Saxe** im Onomaſtikon (V. 261.) hielt dieſe Jahrzahl für verdächtig, zumal da er auf verſchiedenen Exemplaren die Jahrzahl 1639 fand, und vermuthete, daß nur ein neuer Titel unter der Jahrzahl 1679 gedruckt worden ſey. Dieſe Ausgabe aber wurde 1638 angefangen, und 1679 erſt beendigt; die drei letzten Bände ſind von **Blondel** und **Le Moine** herausgegeben. **Chartier** hatte auf dieſe Ausgabe 150,000 Francs verwendet; ungeachtet aber ſo viele Codices, als Frankreich darbot, waren verglichen worden, ſo iſt doch dieſe Ausgabe keine kritiſche, und zeichnet ſich nur durch ihre Vollſtändigkeit aus. (Außer *Faber* Bibl. gr. ſ. *Halleri* Bibl. med. pract. II. 642. — *de Villiers* lettre sur l'edition par Chartier. Par. 1776. — **Ebert** bibliogr. Lex. I. 782.) (*H.*)

Chasmarhynchos ſ. am Ende.

Chelidura, Gattungsname, den Latreille den ungeflügelten Ohrwürmern beilegt. S. Forlicula. (*Germar.*)

Chelonia Godart. ſ. Arctia.

Chelonodes ſ. Phaleria.

Chemische Öfen ſ. den Artikel Öfen.

CHEMMIS (auch CHEMMO) 1) hieß nach Herodot (2, 85.) die Hauptſtadt des panopolitaniſchen Nomos im nördlichen Theile von Oberägypten am öſtlichen Nilufer, deren Einwohner ſich mit Leinweberei und Steinmetzarbeiten beſchäftigten (Strabo 17. p. 813.). Der griechiſche Name dieſer anſehnlichen Stadt iſt **Panopolis**, welches eben ſo viel bedeuten ſoll, als Chemmis, nämlich Pansſtadt, denn dem Pan, ägypt. Chemmo, zu Ehren ſoll dieſe Stadt erbaut ſeyn (Diod. 1, 18.). Sie wurde von den Einwohnern die Geburtsſtadt von Danaos und Lynkeus genant, welche von da nach Griechenland übergegangen ſeyn ſollen. Perſeus, der Danaë Sohn, hatte daſelbſt einen Tempel mit ſeiner Bildſäule, und es wurden ihm in Ägypten ſonſt nicht übliche Kampfſpiele nach griechiſcher Art gehalten. (Vergl. **Kannegießers** Alterthumswiſſ., Cap. 12.) An der Stelle des alten Chemmis ſteht jetzt *Achmim*, *Akmim* (Akhemym,

---

*) Insect. spec. novae p. 85. **) Beitr. zur baierſch. Ins. Fauna. Hister ovalis. Nr. 1.

†) Allg. Magaz. für Inſekten-Kunde. V. S. 248.

Digitized by Google

Echmim, Echmin), die Reſidenz eines Emirs. Von dem alten Chemmis findet man noch denkwürdige Ruinen. (Pococke I. 114 fgg. d. Überſ.)

2) Inſel in einem ägyptiſchen See, angeblich eine ſchwimmende, bei dem Tempel der Latona zu Buto. Sie hatte einen Tempel des Apollon (Herod. 2, 156.). (*H.*)

CHEREBERT, auch Caribert †) (Charibert) genant, war Chlotars I., ſeit 558 Beherrſchers der ganzen fränkiſchen Monarchie, älteſter Sohn, welcher bei Theilung des Reichs unter Chlotars vier Söhne im J. 561 König von Paris wurde. Wenn man ihn einerſeits wegen ſeiner Liebe zum Frieden, ſeines Eifers in Aufrechthaltung der Gerechtigkeit, und wegen der Beredſamkeit, die ihn in Achtung bei den Großen des Hofes und den fremden Geſandten ſetzte, rühmt, ſo tadelt man ihn andererſeits wegen ſeines Mangels an Enthaltſamkeit. Gleich nach ſeines Vaters Tode verſtieß er die von dieſem ihm erwählte Gemahlin, und heirathete zwei Schweſtern, deren eine ſogar eine Nonne war. Schlimmer für ihn war aber, daß er ſeinem Biſchof ohne Achtung begegnete, der ſich dafür zu rächen wußte. Cherebert war der erſte König in Frankreich, den ſein Biſchof excommunicirte, und er würde noch in große Verlegenheiten gerathen ſeyn, wenn ihn nicht ſein Tod im J. 567 (nach Andern 566. 570. 572.) daraus befreiet hätte. Da er nur Töchter hinterließ, ſo folgte nach ſeinem Tode eine neue Theilung des Reichs unter ſeine drei Brüder. (*H.*)

Chersaea oder Chersea ſ. Coluber.

CHEYLETUS. Milbengattung (ſ. Acarina), durch einen weichen, mit 8 Beinen verſehenen Körper, ſcheerenförmige Kinnbacken, und dicke, vorſtehende, an der Spitze ſichelförmige Taſter ausgezeichnet. Es gehören hieher *C. eruditus*, den Schrank *) ausführlich beſchrieben hat, und welcher an Büchern, die an feuchten Orten liegen, den Kleiſter verzehrend, getroffen wird, doch auch an Steinflechten vorkommen ſoll; und *C. musculi*, welchen Schrank **) als einen Pediculus beſchreibt, indem er nur 6 Beine beobachtete. (*Germar.*)

CHICHIMEKEN oder Chechemeken (Tſchitſchimeken), welche, nebſt den Cumanchos, die Spanier unter dem unbeſtimmten Namen der Mecos begreifen, ſind ein amerikaniſches Jägervolk, welches ohne Feldbau nur allein vom Ertrage ſeiner Jagden, von wildwachſenden Wurzeln und Früchten lebte, ſich in rohe Thierhäute kleidete, Bogen und Pfeile als Waffen führte, und die Sonne als Gottheit mit Opfern von Kräutern und Blumen verehrte. Der Name dieſer Völkerſchaft wird von Chichimi oder Knochen des Techichi, des ſogenanten amerikaniſchen Hundes, abgeleitet. Vielleicht ſind die noch gegenwärtig im äußerſten Nordamerika unweit des Eismeeres, zwiſchen dem Sklaven- und Büffelſee wohnenden Hunde-Ribben-Indianer [1]) Nachkommen des im Vaterlande zurückgebliebenen Theils derſelben. Das Vaterland der Chichimeken wird Amaquemecan genant; ein ſeiner eigentlichen Lage nach unbekanter Landſtrich des nördlichen Amerika. Den genaueſten Unterſuchungen zufolge verließen die Chichimeken daſſelbe gegen die Mitte des 12. Jahrhunderts unter Anführung des Xolotl, eines Bruders ihres damaligen Oberhauptes Achcautli, um ſüdlichere Wohnſitze aufzuſuchen. Nach der Wanderung von einigen Jahren erreichten ſie den Rücken der ungeheuern Gebirge, welche das Thal von Mexico umſchließen. Nopaltzin, ein Sohn des Xolotl, welcher vorausgegangen war, ſchoß vier Pfeile gegen die vier Weltgegenden ab, zum Zeichen, daß er im Namen ſeines Vaters Beſitz von dem Lande nehme. Xolotl wählte Tenayuca zum Wohnplatz, und vertheilte die mit ihm gekommenen Familien in den umliegenden Gegenden. Seitdem hieß dieſes Land Chichimecatlalli, das Land der Chichimeken. Sie legten Städte und Dörfer an, nahmen die noch vorhandenen Nachkommen der einſt hier mächtigen Tulteken unter ſich auf, und lernten von dieſen den Feldbau und andere Künſte des Friedens, und erhielten eine beſſere Lebensart. Ungefähr nach acht Jahren zogen ihnen ſechs andere Stämme aus ihrem vormaligen Vaterlande nach, und ſiedelten ſich an. Einer dieſer Stämme erhielt die Landſchaft Tlahuican, und erhielt davon ſelbſt den Namen Tlahuicas. Die übrigen nanten ſich nach ihren Hauptſtädten: Chalchuen von Chalco; Colhuen von Colhuacan; Tepaneken von Tepan; Tlaxcalaner von Tlaxcallan; Xochimilken von Xochimilco; alle aber führten den allgemeinen Namen Nahuatlaken. Nachmals vereinigten ſich mit ihnen noch Stämme der Acolhuen. In der Familie Xolotls blieb die Regirung. Unter der Regirung des Sohnes ſeines Urenkels gründeten die Azteken ihre bald hochberühmte Hauptſtadt Tenochtitlan oder Mexico, von welcher ſie ſelbſt den Namen Mexicaner erhielten [2]). Nach der Eroberung von den Spaniern im Jahre 1531 hatten ſie ihren Sitz in der ſpaniſchen Intendantſchaft Durango im Innern von Mexico, jetzt zur neuen Union gehörig, waren aber nichts weniger als unterworfen; denn ſie beunruhigten fortwährend die Bewohner von Neu-Biscaya, und ſetzten ſie in die Nothwendigkeit, nicht anders als bewaffnet auszugehen. Erſt ſeit 1718 wurde ein Theil derſelben mit ſeinem Übertrit zum Chriſtenthum unterworfen; die übrigen aber, der Religion ihrer Väter treu, zogen ſich in die Wälder und Gebirge, behielten die aztekiſche Sprache, und übten, den Beduinen der Wüſte gleich, jede Liſt des kleinen Krieges. (*H.*)

CHINA. I. In geographiſcher Hinſicht. Das chineſiſche Reich, nächſt Rußland das ausgedehnteſte auf dem ganzen Erdboden, umfaßt außer dem eigentlichen China mit den dazu gehörigen Küſten-Eilanden, das ganze Mandſchuland, die große Tatarei oder Mongolei, Tangut, die Inſeln Hainan und Formosa oder Thaiwan (doch von der letzteren

†) Nicht zu verwechſeln mit Caribert oder Charibert, König von Aquitanien, Bruder Dagoberts I.

*) Enumerat. insect. Austr. pag. 513. und Fauna boica III. p. 200. Acarus eruditus. **) Enum. ins. Austr. p. 501. tab. 1. fig. 5. Fauna boica III. p. 187. Pediculus musculi.

1) A. Mackenzie's Reiſen von Montreal nach dem Eismeer und der Südſee.

2) Vergl. Clavigero in der Storia antica del Messico u. Al. von Humboldt in den Vues des Cordillères.

Digitized by Google

nur die Weſtküſte). Schutzländer ſind: Tübet, Butan, Korea und die Inſeln Lieukhieu. Den ganzen Flächenraum berechnet man auf ungefähr 247,000 Geviertmeilen.

Das eigentliche China, mit dem wir es hier allein zu thun haben, wird durch Gebirgsketten und unwirthbare Hochebenen von dem übrigen Aſien, durch ſtürmiſche Meere von der übrigen Welt getrent. Wenigſtens ſechs Mal größer und volkreicher als Teutſchland, liegt es zwiſchen 18° 37′ bis 41° 35′ nördl. Br. und 120° 55′ bis 140° 10′ öſtl. L. Obgleich von Glaubensboten und anderen Reiſenden häufig genug beſchrieben, iſt es doch im Inneren wenig, und ſelbſt zum Theil an den Grenzen noch ungenügend bekant [1]).

Die bedeutendſten Gebirge China's, eine Fortſetzung der Hochgebirge Mittel-Aſiens, ſind in den abendländiſchen Provinzen dieſes Reiches zu ſuchen. Yünnan, Kueidſcheu, Sſetſchuan und Schenſi, die eigentlichen Alpenländer China's, ſo wie auch die alten Hauptſitze der freien Urbewohner, ſenden ihre Verzweigungen nach verſchiednen Seiten in das Innere. Beſonders iſt das, mit Sſetſchuan grenzende Schanſi, und ſind die ſüdlichſten Provinzen Kuangſi, Kuangtung, und Fukian mit Gebirgen angefüllt, ſo daß die Höhenzüge ſich ungefähr in Geſtalt eines Hufeiſens um das ebene und ſehr waſſerreiche Binnenland lagern. Auf dem weſtlichen Haupt-Gebirgsſtock, obſchon nicht mehr in China ſelbſt, ſondern in dem unterwürfigen Lande Turfan entſpringen auch die beiden Rieſenſtröme, der Hoangho und Takiang, zwiſchen welchen ſich das chineſiſche Meſopotamien, ein von zahlreichen, zum Stromgebiete dieſer Hauptadern des Landes gehörigen, kleineren Flüſſen, und faſt zahlloſen Kanälen und Stillwaſſern durchſchnittenes Flachfeld, ausdehnt, das in Verbindung mit den, die ſüdlichen Ufer des Takiang berührenden Ländern, den bei weitem volkreichſten, angebauteſten, und fruchtbarſten Theil, oder wie Ritter ſagt, den Magen China's bildet [2]).

Die berühmte große Mauer [3]), die gewöhnlich als Nordgrenze China's betrachtet wird, obgleich noch viele Chineſen im Norden und Nordoſten derſelben wohnen, fängt weſtlich bei dem Fluß Etzine im nordweſtlichen Schenſi (Kanſu) an, beſchirmt in großen Krümmungen den Norden der Statthalterſchaften Schenſi, Schanſi, Pedſchili, und endet bei Schanhai am gelben Meere. Mitternächtlich von der großen Mauer begint die ungeheure, ſandige Hochebene der großen Tatarei oder Mongolei, und im N. O. das eben ſo hoch liegende chineſiſche Tunguſien oder Mandſchuland, durch den hohen Dſchangpe (dschâng pě schân, der lange, weiße Berg) von der Halbinſel Korea getrent. Der ſüdweſtlichſte Theil dieſes Landes, die von Khianlung gefeierte Wiege des heutigen Fürſtenhauſes Zing, iſt, unter dem Namen Leaotung oder Schingking, wirkliche Provinz China's geworden, und, als außerhalb der Mauer liegend, mit Spitzpfählen umgeben [4]). Weſtlich von Schenſi und Sſetſchuan dehnt ſich das kalte Hochland Tangut, (auch Turfan oder Tulufan genant) von ungewiſſem Umfang und unerforſchtem Boden, durch die gewaltige, wol über 470 Meilen lang fortlaufende Gebirgkette Kentaiſſe von China geſchieden. Der Provinz Yünnan gegenüber liegt Tübet, (bei den Chineſen Sifan oder Thufan) und Kuangſi berührt ein Theil des heutigen Kaiſerthums Anam. Aber auch hier hat die Natur einen unüberſteiglichen, gegen das Meer hin ſcharf auslaufenden Gebirgsdamm zwiſchen China und den Nachbarländern errichtet [5]). Der Verkehr mit den abendländiſchen, abhängigen und unabhängigen Landen kann nur durch enge, ſchauerliche Gebirgspäſſe unterhalten werden.

Der Hoangho (hoâng hô, gelber Fluß), in chineſiſchen Geſchichtswerken auch ſchlechtweg hô, der Fluß genant, entſpringt, wie ſchon bemerkt, in Turfan, und zwar unweit des großen Chuchunoor (Kokonor) aus mehren Seen des Hochlandes. Seine gewaltigen Krümmungen, ſein reißender Lauf, und die furchtbaren Überſchwemmungen, denen China von jeher durch dieſen Fluß ausgeſetzt war, haben ihn ſehr merkwürdig gemacht [6]). Er hat ſeinen Namen von dem gelben Thonſchlamm, den ſeine Wellen mit ſich führen. Der Takiang (tá kiâng, große Strom) auch Yangdſü (yâng dsŭ, Sohn des Weltmeers) oder vorzugsweiſe kiâng, der Strom, genant, muß ſich Anfangs, wie der Hoangho, durch Felſen und ſteile Gebirgspäſſe ſeinen Weg erkämpfen, dann aber durchſchneidet er in ſanftem Laufe, mehren Binnenſeen ihr Daſeyn gebend, die weitläufigen Ebenen China's bis zum Weltmeere [7]). Alle übrigen Flüſſe China's, die nicht zum Stromgebiete der beiden Pulsadern des Reiches gehören, nehmen auch faſt ohne Ausnahme die von dem Bau des Landes bedingte, gerade Richtung nach Oſten, und ſelbſt bei den Nebenflüſſen läßt ſich niemals ein vollkommen nördlicher oder ſüdlicher Lauf bemerken. Die aus Norden kommenden nehmen Alle eine mehr oder weniger ſüdöſtliche, die aus Süden kommenden eine nordöſtliche Richtung. Die künſtliche Kanal-Verbindung zur Binnenſchifffahrt aber (denn von einer anderen Schifffahrt kann bei den Chineſen kaum die Rede ſeyn) geht von Norden nach Süden, und ſchneidet alle Flußgebiete in rechten Winkeln. Die kleinen Flüſſe verſorgen die Kanäle mit Waſſer; die großen aber leiten den Überfluß in das Weltmeer. Den ganzen öſt-

---

1) Vgl. beſonders Ritters Erdkunde, Thl. I. S. 644—675 (der erſten Ausgabe). Über die erſten Reiſen nach China ſ. Extraits de voyages faits à la Chine (Mémoires concernant les Chinois, T. V.). Über Verdienſte und Schickſale der Glaubensboten, ebendaſ. vorzüglich aber Mosheims Vorrede zur teutſchen Überſetzung des Du Halde. Unter den ſpäteren Reiſenden verdienen beſonders Barrow, Macartney, Staunton und Deguignes d. J. Erwähnung. 2) Über die Bevölkerung China's, die man jetzt wol auf wenigſtens 200 Millionen ſchätzen kann, ſ. population de l'empire (Mémoires c. l. Ch. T. VI.) und population de la Chine (Histoire générale de la Chine, T. XIII.). 3) Ritter a. a. O. S. 528—529. Du Halde, T. IV. (d. ſ. A.)

4) Ritter a. a. O. S. 437—438. 5) Ebendſ. S. 588. S. 595—598. 6) Ebendſ. S. 645—650. 7) Ebendſ. S. 650—652.

Digitized by Google

lichen Küſtenſtrich ſchneidet in der Richtung von Norden nach Süden, und zwar vom Meerbuſen von Pedſchili an der große Kaiſerkanal, der 120 geographiſche Meilen weit beſchifft wird. Nach der Natur des Landes eingerichtet, windet er ſich oft, iſt von ſehr verſchiedener Breite (von 200—1000 Fuß) und hat faſt nie ſtillſtehendes Waſſer [8]). Mit der großen Mauer als Rieſenwerk wetteifernd, übertrifft er ſie bei weitem an Nutzen; denn er ſetzt nicht nur alle einzelnen Provinzen unter ſich, ſondern auch das ganze Süd-China mit Nord-China in den lebhafteſten Verkehr. Dieſe vielen Kanäle im Oſten, das, bis auf 100 Meilen mit Ebbe und Fluth ins Land wirkende Meer, die Menge der Seen und Teiche zerſtückeln den ganzen Küſtenſtrich in unzählige größere oder kleinere Auen. Da iſt das Waſſer eben ſo gut bewohnt als das Land, und Millionen treiben ſich Zeit ihres Lebens auf ſchwimmenden Dörfern umher. Dieſer ozeaniſche Küſtenſtrich, wie ihn Ritter nent (er umfaßt die Provinzen Dſchekiang, Kiangnan, und zum Theil auch Schantung), macht bedeutende Seeſchlachten zu Lande möglich, und hat wegen der wunderbaren Eigenthümlichkeit des Bodens, die ſich nirgends in ſo ungeheuerer Ausdehnung findet, den fremden Eroberern von jeher die Unterwerfung China's viel ſchwieriger gemacht, als der Widerſtand des entnervten Süd-Chineſen [9]).

Wir gehen nun zu einer genaueren Beſchreibung der einzelnen Provinzen über. Die, nördlich vom Hoangho gelegenen Provinzen, ſo wie die abendländiſchen und mittäglichen Gebirgsländer ſind theils ziemlich kärglich von der Natur bedacht, anderen Theils haben ſie, bei aller Mannigfaltigkeit ihrer Erzeugniſſe, wenigſtens keinen Überfluß, und ſind nicht mit ſo ängſtlicher Sorgfalt angebaut, als die Binnenländer. Der Menſchenſchlag aber, beſonders im Norden, iſt kräftiger, kühner, ausdauernder. Die Luft ſoll in den meiſten Gegenden des Reiches rein und geſund ſeyn.

1) Nordprovinzen: Pedſchili, Schanſi, Schantung. Das größtentheils ebene, aber hochliegende Pedſchili bringt bei ſeinem ſandigen Boden weder Reis noch Thee, dieſe Hauptbedürfniſſe der Chineſen; dagegen andere Getraide- und Obſtarten der ans Kalte grenzenden Länder zur Genüge; auch Salz, Steinkohlen, Moſchus und Jinſeng. Die Luft iſt, obgleich das Land nicht hoch im Norden liegt, bedeutend kalt, aber der Froſt nicht ſo empfindlich, als bei uns, was dem, ſtark mit Salpeter geſchwängerten Erdreich zugeſchrieben wird. Hauptſtadt und Wohnort des Kaiſers iſt Peking oder Schünthian [10]). Das, an Gebirgen viel reichere Schanſi iſt beſonders ſehr ergiebig an Moſchus und Mineralien, als Porphyr, Marmor und Jaspis von verſchiedenen Farben, Azurſteinen, Eiſen, Steinkohlen, Salz und Kryſtall. In dieſer Provinz hat man auch eine gute Art Weintrauben, die getrocknet durch das ganze Reich verſchickt werden. Hauptſtadt: Thaiyuan. Schantung, von dem Kaiſerkanale mit ſeinen Äſten, von vielen Flüſſen, Bächen und Stillwaſſern durchbrochen, bildet in Rückſicht der Erzeugniſſe ſeines Bodens den Übergang zum fetten und markigen Süden. Es hat großen Reichthum an Waldungen und allen Arten vierfüßigen und geflügelten Wildes, wie denn ſeine Bewohner für die geſchickteſten Jäger des Reiches gelten; aber auch ſchon Seidenbau, deſſen Hauptſitz die Binnenlande ſind. Zu Schantung gehört eine Inſelgruppe im gelben Meere, durch Macartney's Aufenthalt bekant. Die Hauptſtadt iſt Dſinan [11]).

2) Weſtprovinzen: Schenſi, Sſetſchuan, Kueidſcheu, Yünnan; die Alpenländer China's, insgeſamt ſehr reich an Mineralien. Die übrigen Erzeugniſſe des Bodens werden zum Theil durch die mehr nördliche oder ſüdliche Lage, und durch den Anbau deſſelben bedingt. Schenſi, den Übergang zum eigentlichen Alpenlande bildend, iſt im Ganzen fruchtbar an Getraidearten (ausgenommen Reis); aber ſehr der Trockniß und den Zug-Heuſchrecken ausgeſetzt. Dieſes Land liefert eine Menge von Heilkräutern, Rhabarber, Moſchus, Zinnober, Wachs, Honig und Steinkohlen in Überfülle. Der viele Goldſand, welchen die Gewäſſer des Landes mit ſich führen, läßt auf ergiebige Goldgruben ſchließen, welche aber die Politik zu eröffnen verbietet. Es beſteht aus zwei Haupttheilen, dem öſtlichen und weſtlichen (Kanſu); Hauptort: Singan. Hauptwaffenplätze: Sodſcheu und Kandſcheu [12]). Sſetſchuan hat bedeutende Eiſen-, Zinn- und Bleigruben, Queckſilber, Salz, Azurſteine, Magnete, Ambra, Rhabarber, die berühmte Heilwurzel Fulin; aber auch wegen ſeiner ſüdlichen Lage ſchon Seidenbau und ſelbſt Zuckerrohr. Hauptorte: Tſchingtu und Lungan, letzterer eine ſtarke Feſtung gegen Tübet [13]). Das nackte und wilde Gebirgsland Kueidſcheu iſt faſt nur wegen ſeiner Kupferwerke bekant. Aus dem Kupfer dieſer Provinz wird die in China gangbare Münze geſchlagen. Kueiyang iſt die Hauptſtadt [14]). Yünnan, mit Reichthum an Metallen und Mineralien, mit Perlen und Edelſteinen, Heilkräutern, Hanf, Seide u. ſ. w., ſcheint ſich in ſeinen heißen Thälern viel mit der Natur Indiens zu berühren. Auch findet man dort und in Kuangſi viele Raubthiere, Nashörner und wilde Elephanten. Hauptort gleiches Namens [15]).

3) Südprovinzen: Kuangſi, Kuangtung, Fukian. Hier verlieren ſich die ſchauerlichen Alpen der Weſtländer in anmuthige, romantiſche, mehr von Ebenen unterbrochene Gebirgsreihen von mittlerer Höhe. Kuangſi mag in der Natur ſeines Bodens die meiſte Ähnlichkeit mit Yünnan haben. Edle und unedle Metalle, Reis, wilde und reißende Thiere von mancherlei Art, eine Menge Vögel, worunter auch Faſanen, ſind Haupterzeugniſſe dieſer Provinz; Hauptſtadt: Kueilin [16]). Für die volkreichſte und beträchtlichſte Statt-

---

8) Ritter a. a. O. S. 665 ff. 9) Ebendſ. 663 ff. 10) Histoire générale de la Chine (T. XIII, S. 3—21).

11) Ebendſ. S. 58—62. 12) Ebendſ. S. 65—70. 13) Ebendſ. S. 70—72. 14) Ebendſ. S. 87—90. 15) Ebendſ. S. 85—87. 16) Ebendſ. S. 83—85.

halterſchaft im Süden, obſchon wir nur den Küſtenſaum derſelben kennen, hält man einſtimmig Kuangtung (Kanton). Sie entfaltet beſonders in der Pflanzenwelt eine unerſchöpfliche Mannigfaltigkeit. Man findet hier außer den edelſten Südfrüchten Europens und Aſiens noch manche, die dem Boden von Kanton ganz eigenthümlich ſind, und viele wohlriechende Holzarten. Die Küſten ſind ſehr reich an Fiſchen, Auſtern, Krabben und Schildkröten von außerordentlicher Größe. Hauptſtadt: Kuangdſcheu an der Mündung des Taho. Der geräumige Buſen von Kanton enthält: das Eiland Hoangpu, wo die großen europäiſchen Seefahrer anlegen und löſchen; die Gruppe der Larronen, deren Bewohner freie und kecke Seeräuber ſind, und die, unter chineſiſcher Oberhoheit den Portugiſen gehörige Inſel Makao. Die Inſel Hainan im Meerbuſen von Tungking wird gleichfalls zu dieſer Statthalterſchaft gerechnet [17]). Die, faſt durchaus hügelige Provinz Fukian iſt durch den Fleis ihrer Bewohner, die ſelbſt den nackten Felſen mit Erdſchichten bedecken, und das Thalwaſſer bis auf den Gipfel der Berge zu leiten wiſſen, leidlich fruchtbar, und wegen ihres Handels mit Japan, den Philippinen, Formoſa, Java und Hinter-Indien ſehr wohlhabend. Hauptort: Fudſcheu. Bekant iſt auch die Seeſtadt Dſchangdſcheu mit dem Eilande Hiamen (Emui) und deſſen Hafen [18]).

4) Binnen-Provinzen, zu denen wir, ihres gleichen Verhältniſſes zu den Gebirgsländern wegen, auch die öſtlichen rechnen: Kiangnan, Kiangſi, Dſchekiang, Honan und Hukuang. Ein gutes Drittel des eigentlichen China, faſt in Geſtalt eines Vierecks, größtentheils eben, und im Oſten ſeit undenklicher Zeit erſt dem Meere abgewonnen, eben ſo einförmig als unerſchöpflich in ſeinen Erzeugniſſen, der Sitz des Wohllebens und der Üppigkeit. Die ungemeine Fruchtbarkeit dieſer Länder, die mit ihrem Überfluſſe nicht blos Nord-China, ſondern auch der Tatarei aushelfen müſſen, iſt bei den Chineſen ſprüchwörtlich. So nennen ſie Honan: die Blume der Mitte, weil es ſo ziemlich im Herzen des Reiches liegt, und ſagen von Kiangſi und Hukuang, daß erſteres dem ganzen Reiche ſein Frühſtück, letzteres aber die volle Sättigung geben könne u. ſ. w. Sie ſind die wahre Heimath des Reiſes, der Baumwollenſtaude, des Maulbeerbaums, des Theeſtrauchs u. ſ. w. Auch die fünf bedeutendſten Seen China's: der Tungting in Hukuang, der Thaihu (thai hu, große See) in Kiangnan und Dſchekiang, der Hungdſü und Kaoveu in Kiangnan, und der Poyang in Kiangſi, gehören zu dieſer Ebene. Kiangnan, das man, wegen der erſtaunenswürdigen Menge ſeiner ſchiffbaren Waſſer, die wie das Land von Menſchen wimmeln, als eine dicht zuſammengedrängte kleine Inſelwelt, oder als einen rieſenhaften, in unendliche Auen zerſchnittenen Fruchtgarten betrachten kann, iſt außerordentlich wohlhabend, volk- und produktenreich. Die Erzeugniſſe des Kunſtfleißes ihrer Bewohner, als Seiden- und Baumwollenzeuge, überfirnißte Arbeiten, Tuſche, Papier u. ſ. w. werden vor allen Anderen geſchätzt. Die wichtigſten Städte ſind: Nanking, Sudſcheu, in einer Gegend, welche das irdiſche Paradies genant wird; Sungkiang, Tſchangdſcheu, Hoaingan u. ſ. w. Vor der Mündung des großen Yangdſü liegt die, von ihm angeſchwemte Inſel Zungming [19]). Einen ſehr ähnlichen Anblick bietet Dſchekiang dar, das zugleich die beſten Schinken liefert, und wo die kleinen chineſiſchen Goldfiſche zu Hauſe ſind. Hauptſtadt: Handſcheu [20]). Kiangſi, deſſen üppig wuchernder Boden kaum die ungeheuere Bevölkerung ernährt, und wo eben deshalb große Sparſamkeit herrſcht, iſt wegen ſeines ſchönen Porzellans weit berühmt. Der See Poyang iſt gegen 100 franz. Meilen lang, und entſteht aus der Vereinigung von 4 bedeutenden Flüſſen. Im Süden, gegen Kanton hin, erhebt ſich das Gebirge Meilin mit Mineralien. Hauptorte: Nantſchang, Kingtetſching u. ſ. w. [21]). Honan, der liebliche, zur Wolluſt anlockende Garten China's, mit ſeinem prachtvollen See Sihu, war ein Lieblingsſitz der alten Herrſcher. Wichtigſte Städte: Khaifung und Honan [22]). Hukuang, nur im Weſten etwas gebirgig, wird durch den großen See Tungting in zwei Theile (Hupe und Hunan) geſchieden. Dieſer See hat über 80 franz. Meilen im Umfang. Gleichfalls eine Haupt-Kornkammer des Reiches, mit dem köſtlichſten Thee, dem feinſten Kryſtall, und dem beſten Papier aus Bambusrinden, das einen ungeheueren Abſatz hat. Hauptſtädte: Wuſchang und Yodſcheu [23]).

Zu den eigenthümlichen Landes-Erzeugniſſen China's gehören: der Firnißbaum, Kampherbaum, Wachsbaum, Leim- und Talgbaum; viele köſtliche Obſt- und Holzarten; die ſogenanten klingenden Steine ꝛc. ꝛc. Die genauere Beſchreibung dieſer Merkwürdigkeiten aus dem Naturreiche gehört nicht hieher. Eine Überſicht der Haupt-Produkte China's, aus der einheimiſchen Erdbeſchreibung Kuang-yü-ki gezogen, und nach größeren Diſtrikten geordnet, wird der Verfaſſer dieſes Artikels in kurzem bekant machen.

II. China in ſtatiſtiſcher Hinſicht. Charakter der Bewohner, ihre Sitten und Gebräuche. Die Geſichtsbildung der Chineſen läßt ſchon beim erſten Anblick ihre nahe Verwandtſchaft mit den übrigen Völkern mongoliſchen oder tatariſchen Schlages erkennen. Ihren Stammesverwandten an Zahl weit überlegen, ſtehen ſie ihnen an Körperkraft und kriegeriſchem Muthe eben ſo weit nach. Dem Chineſen fehlt es nicht an guten Naturgaben. Beſonders zeigt er einen, für Kunſtfertigkeiten empfänglichen, oft ſogar erfinderiſchen Geiſt, großen Fleis und bis ins Kleinliche gehende Ordnungsliebe in ſeinem Berufe, und eine bedächtige,

17) Ebendſ. S. 73—83, wo dieſe Inſel als reich begabt von der Natur geſchildert wird. Dagegen Neue geograph. u. ſtat. Ephemeriden (Bd. 20, S. 475 f.)

18) Ebdſ. S. 39—47.

19) Ebendſ. S. 21—34.

20) Ebendſ. S. 48—51.

21) Ebendſ. S. 34—38.

22) Ebendſ. S. 55—58.

23) Ebendſ. S. 52—55.

Digitized by Google

kalt berechnende Klugheit, die ihn ſelten verläßt. Aber ſeine Abgeſchloſſenheit von der ganzen übrigen Welt, und das ſtolze, zur Selbſtbewunderung führende Bewußtſeyn, daß er ſeine Bildung nur ſich ſelbſt zu verdanken hat, machen ihn für alles Fremde unempfindlich [24]). Es iſt ihm ein unbehagliches Gefühl, in dieſem oder jenem Zweige die Überlegenheit Anderer anerkennen zu müſſen, und er unterdrückt lieber gewaltſam ſeine Zweifel. Daher die große Einſeitigkeit in jedem Kreiſe der Kunſt und Wiſſenſchaft, von einer thörichten, faſt abgöttiſchen Vorliebe für das Alterthum noch erhöht. Gemüth und Einbildungskraft erſcheinen bei dem Chineſen dürftig und verkrüppelt. Davon zeugen die Schöpfungen ihrer Künſtler, die bald im Ungeheueren, bald im kindiſch Kleinlichen, und einem Wuſte von abenteuerlicher Ziererei ſich gefallen, aber niemals etwas wahrhaft Großartiges, von veredeltem Geſchmacke Zeugendes ans Licht fördern. Noch am Weiteſten haben ſie es in der ſchönen Gartenkunſt gebracht [25]). Über die Leiſtungen ihrer faſt unzähligen Schriftſteller iſt an einem anderen Orte die Rede geweſen. Obgleich man bei ihnen, wie bei den übrigen Aſiaten, auf echt wiſſenſchaftliche Zuſammenſtellung und Verarbeitung des Stoffes Verzicht leiſten muß, ſo werden ſie doch, wegen ihrer ſeltenen Genauigkeit und Ausführlichkeit, beſonders inſofern Geſchichte, Erd- und Naturkunde das Ziel ihrer Bemühungen ſind, einen dauernden Werth behalten.

Die Kleidung der Chineſen iſt, was den Zuſchnitt betrifft, bei den verſchiedenen Ständen und Geſchlechtern ziemlich dieſelbe. Den Unterſchied des Standes bezeichnet der feinere Stoff, die Farbe, bedeutſame Zierrathen. Ein kurzes, aber ſehr weites Hemde, darüber ein Paar Unterhoſen, und ein langes, bis auf den Boden herabfließendes Kleid, an der rechten Seite vermittelſt einiger Knöpfe befeſtigt, mit oben weiten, unten ſehr knapp anliegenden Ärmeln, über den Hüften mit einem breiten Gürtel umwunden, deſſen Zipfel bis an die Knie hängen, ſind die weſentlichſten Stücke ihrer Kleidung. Der Hals iſt im Sommer entblößt. Ein Pelzkragen am Winterkleide ſchützt ihn gegen die Kälte. Auch pflegt man im Winter noch eine Art von Mantel, mit weiten, aber kurzen Ärmeln, überzuziehen. Bis auf die Herrſchaft der Mandſchu trugen die Chineſen ihr Haupthaar ungeſchoren. Die heutige Sitte, den Kopf, bis auf eine runde Stelle auf dem Scheitel kahl zu ſcheren, iſt ihnen von den katariſchen Kaiſern aufgedrungen. Die Scheitelhaare flechten ſie zu einem Zopfe, der bald länger, bald kürzer iſt. Ihre Kopfbedeckung iſt im Sommer eine trichterförmige Mütze, mit einem großen, bis auf den Rand herabhängenden Büſchel hochroth gefärbter Haare; im Winter ein gleichfalls trichterförmiger Filzhut mit breiten Krämpen. Standesperſonen gehen immer nur in Stiefeln, die gewöhnlich von gefärbtem Seidenzeuge ſind, und ſehr knapp anliegen. Zum Reiten hat man Stiefeln von Kuh- oder Pferdeleder. Auch ein zierlich gearbeiteter Fächer darf bei Männern von Bildung nicht fehlen. Seide, Pelz und eine Mütze ſind dem Jünglinge bis in ſein 20. Jahr unterſagt, wo ihm unter gewiſſen Feierlichkeiten die Männermütze aufgeſetzt wird. Die Gewänder der Frauen ſind noch länger als die der Männer, und die Ärmel verhüllen ſogar die Fingerſpitzen. Sie flechten ihr Kopfhaar in viele Zöpfe, mit goldnen und ſilbernen Blumen beſteckt. Vornehme Jungfrauen tragen außerdem eine Art Krone von Pappe, mit koſtbarem Seidenzeug überzogen, und mit Edelſteinen beſetzt. Der einfachſte Hauptſchmuck aber iſt ein feines um den Kopf gewundenes Stück Seidenzeug. Die ſchon in frühester Jugend gewaltſam eingeklemten, unnatürlich kleinen Füße geben dem Frauenzimmer einen unſichern, wankenden Schritt, ſo daß ſie nur in einer Sänfte, oder auf ein Paar dienende Mägde geſtützt, das Haus verlaſſen kann. Das Landvolk, die Waſſermänner und die für Lohn arbeitende Klaſſe in den Städten ſind höchſt einfach gekleidet; in ſehr heißen Gegenden halb nackt. Ein Hemde von grober Leinwand, weite, bauſchige Hoſen, die nur bis zur Wade reichen, und eine lange Weſte von Baumwollenzeug, wozu höchſtens noch Sandalen mit krummen Schnabelſpitzen kommen, ſind der Anzug des Ackerbauers. Die gelbe Farbe der Kleidung komt nur der Familie des Hoangti zu. Die Kuanfu tragen nur an Feiertagen Tafft mit rothem Grund, ſonſt gewöhnlich Schwarz, Blau oder Veilchenfarbe. Das Volk iſt ſchwarz oder blau gekleidet [26]).

Der Knabe wird ſchon im 7. Jahre von ſeinen Schweſtern getrent. Erſt mit dem 10. Jahre beſucht er eine Lehranſtalt, wo er zunächſt mit den nothwendigſten Schriftzeichen, obſchon auf eine ſehr trockene und handwerksmäßige Weiſe, bekant gemacht wird. Nach Durchleſung einiger kleinen Bücher, die das Wiſſenswürdigſte für Kinder enthalten, und deren Inhalt geſangartig hergeſagt wird, geht man zu den vier Büchern (ssé schu) oder heiligen Schriften zweiten Ranges über, dieſer Grundlage der ganzen Sitten- und Verfaſſungs-Lehre China's. Auch dieſe werden eher dem Gedächtniß anvertraut, als erklärt. Wenn der Schüler eine gehörige Zahl Schriftzeichen, bei deren Schreibung ſehr auf Genauigkeit und Sauberkeit geſehen wird [27]), ſich eingeprägt hat, ſind ihm ſchriftliche Aufſätze erlaubt, deren Gegenſtand aber der Lehrer nur mit einem einzigen Worte angibt. In den höheren Abtheilungen werden beſonders die fünf Bücher erſten Ranges erklärt und die Landes-Geſchichte wohl eingeprägt. Auch Kentniß der Tonkunſt, Reiten und Bogenſchießen wird von einem gebildeten Jüngling verlangt. Alle Zöglinge müſſen ſich wenigſtens zweimal des Jahres einer ſtrengen Prüfung unterwerfen, welcher die Landesbehörden beiwohnen. Wer eine Haupt-Prüfung gut beſtanden hat, kann ſofort in die Reihe der Amtsbewerber treten. Es gibt drei wiſſenſchaftliche Ehrenſtufen, die man mit dem Baccalaureus, Magiſter und

24) In wiefern die Beſchaffenheit des Bodens auf die Sinnesart der Chineſen Einfluß gehabt haben möchte ſ. Ritter a. a. O. S. 671 ff. 25) Sur les jardins de plaisance des Chinois (Mémoires T. VIII. p. 301 ff.)

26) Histoire générale de la Chine (T. XIII. p. 632 ff.) 27) Méthode des Chinois pour apprendre à écrire aux enfans (Mémoires T. IX.).

Digitized by Google

Doctor der alten Univerſitäts-Verfaſſung Europa's verglichen hat. Die Mädchen werden, wie bei den übrigen Aſiaten, im Frauengemache zu ſtill unterwürfigen Hausfrauen gebildet. Doch findet man auch gelehrte weibliche Weſen und Dichterinnen.

Die gezwungene Eingezogenheit der chineſiſchen Frauenzimmer, und die ſcheußlichen, auf Ehebruch oder Verführung geſetzten Strafen haben ſo viel Gutes, daß der Hausfriede ſelten geſtört wird. Eine anſtändige Frau oder Jungfrau bringt den größten Theil ihres Lebens im hintern Raume des Hauſes zu, der dieſem Geſchlechte, wie im übrigen Aſien, ausſchließlich angehört. Ein Ehebündniß wird, mit Umgehung der jungen Leute, aber vermittelſt einer Zwiſchenträgerin, von den Eltern zweier Familien geſchloſſen [28]). Iſt der junge Mann elternlos, ſo bietet ihm der Vater oder Vormund eines Mädchens die Verbindung mit letzterer auf demſelben Wege an. Man ſchickt ſich, zur Bekräftigung des neuen Familienbundes von beiden Seiten Geſchenke zu; aber die eigentliche Ausſteuer muß der Jüngling dem Mädchen geben. Am Vermählungstage wird die Braut dem Bräutigam, mit glänzendem Gefolge, in einer Sänfte zugebracht. Bei Eröffnung dieſer Sänfte erblickt er die künftige Gefährtin ſeines Lebens, wenn ihm keine verſtohlne Prüfung ihrer Reize möglich geweſen, zum erſten Mal. Sieht er ſich in dieſer Hinſicht getäuſcht, ſo hat er zwar das Recht, die Sänfte ſamt Inhalt gleich wieder zurückzuſchicken; allein die Ausſteuer iſt unwiderbringlich dahin. Die Hochzeitfeierlichkeiten, im Hauſe des Bräutigams begangen, ſind mit einigen Gebeten und Opfern abgefertigt, und ein fröhliches Gelage beſchließt das Ganze [29]). Dem Chineſen iſt klüglich nur eine rechtmäßige Frau vergönt. Sollte die Ehe kinderlos bleiben, ſo darf er, mit Bewilligung der Erſteren, noch ein Kebsweib annehmen, das aber, ſo lange die rechtmäßige Gattin lebt, in ſehr abhängigen Verhältniſſen bleibt. Nur dem Hoangti ſind mehre Kebsweiber zugleich erlaubt. Die Überfülle von Menſchen in den öſtlichen Binnenländern, beſonders Kiangnan, hat das, dem männlichen an Zahl noch überlegene weibliche Geſchlecht faſt ganz zur Ware herabgewürdigt. Sudſcheu und die benachbarten Städte ſind Hauptmärkte des Mädchenhandels, und von hier aus wird das ganze Reich mit Kebsweibern verſorgt. Die unumſchränkte Gewalt der Eltern über ihre Kinder hat dieſen und andere ſchändliche Misbräuche zur Folge gehabt. Dahin gehört beſonders auch das Ausſetzen und Tödten neugeborner Kinder, wenn auch nur der ſittenloſe Pöbel von dieſer Freiheit Gebrauch macht. Verſchnittene, deren Zahl ſich auf ungefähr 6000 belaufen ſoll, findet man blos am Hofe des Hoangti und ſeiner Familie. Sie führen die Obhut über das Frauengemach, über Gärten, Luſthäuſer, Gräber u. ſ. w. [30]).

Im häuslichen und geſelligen Leben der Chineſen ſpielen die Pflichten der Unterwürfigkeit und die darauf gegründeten Gebräuche eine Hauptrolle. Welch hoher Werth auf letztere gelegt wird, erſieht man aus dem uralten, dieſem einzigen Gegenſtande gewidmeten Geſetzbuche Li Ki, und aus dem Daſeyn des oberſten Gerichtshofes der Gebräuche in Peking. Sie ſind eine mächtige Stütze der alten Verfaſſung des Reiches, und die ſicherſte Bürgſchaft ungetrübter Ordnung im Großen wie im Kleinen. Denn ihre Ausübung wird dem Chineſen von früher Jugend an zur andern Natur, und die Gewohnheit, eine unbedingte Ergebung in den Willen des Vorgeſetzten im eigentlichſten Sinne des Wortes mit dem ganzen Körper auszudrücken, wirkt unwillkürlich auf das Innere, ſo daß er es kaum wagt, in Gedanken die Stufe zu überſchreiten, auf die ihn das Schickſal geſtellt hat. Die prächtigen, öffentlichen Aufzüge der Großen des Reichs und die häufige Anwendung des Bambusrohrs dienen nicht wenig zur Befeſtigung ſolcher Geſinnungen. Dem Chineſen iſt es heilige Pflicht, ſeinen Vorgeſetzten, wie der Sohn den Vater, und ſeines Gleichen wie den ältern Bruder zu ehren. Die letztere Vorſchrift bezweckt, wie ſich von ſelbſt ergibt, wechſelſeitige Hochachtung derer, die ſich im Range gleich ſtehen, und wirklich gehen die Geſetze des Anſtandes auch hier bei den Chineſen weiter als bei irgend einem anderen Volke. Doch wird dies unter vertrauten Freunden nicht ſo ſtreng genommen, und der gemeine Mann ſetzt ſich, wie in andern Ländern, ganz darüber hinweg. Was die Höflichkeit bei Beſuchen, Unterhaltungen, Mahlzeiten u. ſ. w. vorſchreibt, bedarf keiner, den meiſten Leſern gewiß langweiligen, Wiederholung [31]). Die Gaſtmähler der Reichen und Vornehmen, bei denen jeder Gaſt ſein beſonderes Tiſchchen hat, und bis an 24 Schüſſeln mit leckeren Gerichten aufgetragen werden, begleitet eine Poſſe, von herumziehenden Schauſpielern aufgeführt. Die Fleiſch-Speiſen ſind alle klein geſchnitten, und mit Brühen verſehen; denn man bedient ſich am Tiſche kleiner Stäbchen ſtatt des Meſſers und der Gabel. Der Nachtiſch iſt eben ſo reich und vielartig, als die eigentliche Mahlzeit [32]). Außer dem Schauſpiele, das aber nirgends ſtetig, und noch am Nächſten mit dem Puppen- oder Gauklerſpiele verwandt iſt, haben die Chineſen manche andere Volksbeluſtigung. Dahin gehören beſonders die drei Hauptfeſte des Jahres, das Neujahrs-, Frühlings- und Leuchtenfeſt. Der Urſprung des letzteren, das zwiſchen den 13. und 16. Tag des erſten Monats fällt, iſt noch nicht nachgewieſen. Städte, Dörfer, die Ufer der Flüſſe und ſelbſt die Meeresküſten werden an dieſen Tagen, ſobald die Dämmerung einbricht, mit bunt bemalten Leuchten von jeder Größe und Geſtalt geziert. Die Stelle des Glaſes vertrit ein feiner, durchſcheinender Seidenſtoff, bei den Ärmern auch wol in Öl getränktes Papier. Das Ganze ſoll von zauberiſcher Wirkung ſeyn. Die Kunſtfeuer der Chineſen, die beſonders zur Zeit des Leuchtenfeſtes häufig abgebrant werden, ſind

---

28) *Yü-kiao-li*, roman chinois, par Abel-Rémusat (T. I. cap. IV.). 29) *Yü-kiao-li* (T. IV. cap. XX.). 30) Über Vielweiberei, Verſchnittene und Kindermord vergleiche man Bemerkungen im 6., über die Kebsweiber im 9. Theile der Mémoires.

31) Schon im Du Halde kann man ſich hierüber ſattſam belehren. Vorzüglich aber gibt der bereits angeführte, einheimiſche Roman ein treues Bild des feineren, geſelligen Lebens.
32) Répas des Chinois (Histoire générale. T. XIII. p. 644 ff.

Digitized by Google

weit berühmt. Ihre Taſchenſpieler und Gaukler, denen man in volkreichen Städtrn auf allen Straßen begegnet, bringen es zu einer unglaublichen Fertigkeit. Bei Allem dem bleibt doch die Neigung zu ernſteren Beſchäftigungen, und zu einem geräuſchloſen, häuslichen Wirken in dem Chineſen vorherrſchend. Das Familienleben iſt, ſo weit es bis jetzt dem Europäer bekant geworden, einförmig und mäßig. Dies bezeugt ſchon der gänzliche Mangel an öffentlichen Beluſtigungsorten, Wirthshäuſern u. dgl. In waldreichen Gegenden iſt die Jagd eine Haupt-Ergötzlichkeit, um ſo mehr, da die Forſten überall Gemeingut ſind.

Eine Haupt-Angelegenheit des Chineſen iſt ſein ſtetes Fortleben im ehrenden Andenken der Nachwelt, ſollte dies Andenken auch nur auf ſeine Nachkommenſchaft beſchränkt ſeyn. Daher die Verzweiflung des Kinderloſen, der ſich ohne die tröſtliche Ausſicht, von geliebten Söhnen und Enkeln die ſeiner abgeſchiedenen Sele geziemende Huldigung zu empfangen, von dieſem Leben trennen muß. Eben die Unvollkommenheit ihrer Begriffe von einem Leben nach dem Tode ſcheint ihnen dieſe Art Fortdauer zum Bedürfniß und zum Gegenſtande heißer Sehnſucht gemacht zu haben. Auch war die genaue Beobachtung der Trauer-Gebräuche ſtets eine unerläßliche; von den berühmteſten Denkern und Statsmännern eingeſchärfte Pflicht. Konfuzius ſagte: „erzeiget den Todten eben ſo viel Ehre, als ob ſie noch lebend unter euch wandelten.“ Sehr viele Chineſen laſſen ſich ſchon bei Lebzeiten ihren Sarg zimmern, und bewahren ihn als das edelſte Kleinod im Hauſe. Das Meſſer des Zergliederers darf an keine Leiche kommen. Mit ſeinen reichſten Gewändern bekleidet, wird der Todte im Empfangſale zur Schau ausgeſtellt, woſelbſt er wenigſtens drei Tage lang die Ehrenbezeugungen ſeiner Familie empfängt. Dann wird er mit großem Gepränge zur Gruft getragen, wo die Begleiter ein Leichenmahl erwartet [33]). Die mit Fichten und Zypreſſen bepflanzten Begräbnißſtätten liegen außerhalb der Wohnorte. Stirbt ein Chineſe in einer entlegenen Gegend, ſo ſind ſeine Kinder verpflichtet, den Leichnam in die Heimath bringen zu laſſen. Während der dreijährigen Trauer um ſeine Eltern iſt der Sohn vom Kopfe bis zu den Füßen weiß gekleidet, genießt weder Fleiſch noch Wein, nimt an keinem Gaſtmahle Antheil u. ſ. w. Den Manen der Väter huldigen die Nachkommen in einer Art von Pagode, einem weitläufigen Gebäude, in welchem Name, Stand, Geburts- und Todesjahr der Hingeſchiedenen auf kleinen Tafeln an der Wand verzeichnet, auch wol mit beigefügten Abbildungen, zu leſen ſind, und wo ſich alle Glieder der Familie, wie zahlreich dieſelben auch ſeyn mögen, ohne Unterſchied des Standes jeden Frühling verſammeln müſſen. Außerdem werden auch die Gräber ein oder zwei Mal jährlich unter Feierlichkeiten beſucht.

Eine Darſtellung der alten, einheimiſchen Religion China's, verſparen wir uns von der Zeit gedrängt, auf den Artikel Konfuzius. Die ſpäter eingedrungenen Lehren des Buddha und Lama gehören nach Indien. Die kleine Zahl von Juden und Muhammedanern, die ſich im chineſiſchen Reiche findet, hat viel von den Eigenthümlichkeiten der herrſchenden Nation angenommen [34]).

2) Klaſſen der Bewohner. Die Unterthanen des chineſiſchen Reiches beſtehen aus dem Volke, wohin die Ackerbauer, Handwerker, der Handel- und Gewerbetreibende Stand gehören, und den Vornehmen (kuan-fu oder tà-fu, von den Portugiſen Mandarinen genant). Die Ho-ſchang oder Prieſter des Foe (Bonzen) ſpielen ihre Rolle mit wechſelndem Anſehen. Sie und die Tao-ſſe bilden den geiſtlichen oder vielmehr den Stand der Mönche. Die Klaſſe der Ackerbautreibenden [35]) iſt ſehr bedeutend; daher finden ſich unter ihnen wenig Wohlhabende. Obgleich die Regirung ihnen nicht allzugroße Steuern auflegt, ſo ſind doch ſie allein regelmäßig ſteuerpflichtig. Überhaupt iſt die Beſtellung der Äcker im ganzen Reiche ziemlich einartig. Nur das zum Leben Unentbehrlichſte wird mit großem Fleiße beſtellt, ganz vorzüglich Reis, der bei den Chineſen die minder reichlich vorhandenen übrigen Getreidearten, ſo wie auch unſere Kartoffeln erſetzen muß. Um ſeine Unterthanen zum Ackerbau aufzumuntern, zieht der Hoangti ſelbſt im Frühling, begleitet von ſeiner Familie und den erſten Räthen, einige Furchen. Dieſe, mit großem Gepränge verbundene Feierlichkeit endet mit einer glänzenden Straßen-Erleuchtung. An demſelben Tage halten die Statthalter der einzelnen Provinzen feierliche Aufzüge zur Begrüßung des Frühlings. Seit Kaiſer Schi Dſung (Yung Dſching, 1723—36) ſind die Statthalter verpflichtet, dem Hoangti alljährlich über diejenigen Landleute zu berichten, welche ſich in ihrer Beſchäftigung beſonders rühmlich hervorgethan. Dieſe werden ſofort durch angemeſſene Belohnungen und andere Auszeichnungen geehrt [36]).

Auch die Klaſſe der Gewerbsleute iſt bedeutend, und China dürfte wol in Rückſicht der Mannigfaltigkeit ſeiner Manufakturen und Fabriken, ſo wie der Güte ihrer Fabrikate von allen aſiatiſchen Reichen nur noch mit Japan zu vergleichen ſeyn. Der Hoangti hat ſeine eignen Fabriken von jeder Art, deren Arbeiten ihm vorgelegt werden, und den übrigen Gewerbsſtätten im Reiche als Muſter dienen. Am zahlreichſten ſind die Seiden-Fabriken. Nach ihnen kommen die Porzellan- und Glasfabriken u. ſ. w. [37]). Alles, was den Charakter eines Beförderungsmittels des Wohllebens und der Üppigkeit hat, iſt zwar nicht ausdrücklich verboten, aber auch nicht begünſtigt.

Was den Handelsſtand betrifft [38]), ſo findet dieſer den Hauptkreis ſeiner Thätigkeit im Innern des Reiches, wo der Verkehr durch die unzähligen Flüſſe und Kanäle, die den Mangel der Landſtraßen vollkommen erſetzen, ausnehmend begünſtigt wird. Viel unbedeutender iſt der Handel ins Ausland, weil man dabei von dem

---

33) Beſchreibung und Abbildung eines ſolchen Zuges findet man im Du Halde, Eben ſo einen hochzeitlichen Aufzug.

34) Vergl. Histoire générale (T. XIII. p. 609 ff.).
35) Mémoires concern. les Chinois T. IV. p. 610 ff.
36) Ebend. III. S. 494 ff. 37) Histoire générale T. XIII. p. 743 ff. 38) Mém. IV. 324 ff. VIII. 418 ff.

Grundſatze ausgeht, daß er nur inſofern nützlich ſeyn könne, als das Land durch ſelbigen von überflüſſigen Dingen befreit, und dagegen mit nothwendigen verſehen wird. Der lebhafteſte, durch Karawanen-Züge unterhaltene Verkehr wird mit den Nord-Aſiaten, ſeit den letzten Jahrhunderten insbeſondere mit den Ruſſen geführt, da er die Chineſen mit gutem Pelzwerk verſorgt. Sehr eingeſchränkt und den ärgſten Plackereien, ſelbſt Betrügereien ausgeſetzt ſind die europäiſchen Kaufleute in Kanton, die den Chineſen manches Nothwendige, als Thee, Porzellan und Seide entziehen (was den Preis dieſer Gegenſtände in den Provinzen erhöht), und dafür entbehrliche Dinge, wie Geld oder Gegenſtände des Luxus bringen. Als allgemeines Tauſchmittel bedienen ſich zwar auch die Chineſen des Geldes; aber nur die Kupfermünzen haben eine beſtimte Form [39]). Es ſind runde Stücke von 8½ Strich im Durchmeſſer, mit einem viereckigen Loch in der Mitte, zwei chineſiſchen Wörtern auf der Hauptſeite, und zwei tatariſchen auf der Kehrſeite, die den Regirungs-Namen des Kaiſers enthalten, unter dem ſie geprägt ſind. Den Werth der Silberſtücke beſtimt blos ihr Gewicht und der innere Gehalt, und man hat nur den feinen Karat.

Die Unze (portug. tael) wird in 10 zien, ein zien in 10 fen u. ſ. w. eingetheilt. Jede Kupfermünze wiegt 1 zien, 2 fen. Das feine Silber, oder das von 100 Karat enthält nicht $\frac{1}{100}$ Beimiſchung; das von 99 Karat hat 1 fen Beimiſchung. 4 fen Beimiſchung iſt das Äußerſte und findet nur in wenigen Provinzen ſtatt. Dieſe Differenzen ſind übrigens ohne Nachtheil, indem das Collegium der Finanzen jedes Mal die Norm feſtſetzt. Auch vereinigt man ſich beim Kaufe und Verkaufe immer zuvörderſt über den Werth des Silbergeldes. Sehr bemerkenswerth iſt übrigens noch, daß das Verhälniß der Kupfermünzen zu den andern ein unbeſtändiges iſt, und ihr höherer oder geringerer Werth ebenfalls von dem Collegium der Finanzen abhängt. Bald hat nämlich die Unze 100karatigen Silbers gleichen Werth mit 1000, bald nur mit 800 Kupfermünzen (verſteht ſich in allmälig ſteigenden oder fallenden Progreſſionen), je nachdem aus der Statskaſſe die eine oder die andere Geldſorte in Umlauf geſetzt wird. Dieſer Umſtand gibt Anlaß zu nicht unbedeutenden Geſchäften, wobei natürlich die Kaſſe niemals in Nachtheil kommen kann. Das Papiergeld iſt unter der jetzigen Dynaſtie ganz kaſſirt worden.

Die Kuanfu oder höheren Beamten [40]), der eigentliche, nur nicht erbliche Adel China's, gehören theils dem gelehrten, theils dem Kriegerſtande an. Alle bedeutenden Stellen des Reiches ſind nur von ihnen beſetzt, und das Volk bezeigt vorzüglich dem Kuanfu vom gelehrten Stande nicht viel weniger Ehrfurcht, als dem Kaiſer ſelbſt. Es gibt mehre Grade derſelben, die auch durch äußere Inſignien von einander verſchieden ſind. Kentniß der heiligen Bücher, der Landesgeſchichte, des Geſetzbuches und der Waſſerbaukunſt ſind das Weſentlichſte, was man von dem gelehrten Kuanfu verlangt. Die Hauptverdienſte der hohen Kriegsbeamten ſind taktiſche Kentniſſe und Gewandtheit im Gebrauche der Waffen.

8) Verfaſſung und Verwaltung des Landes. Die höchſte Gewalt liegt in den Händen des Hoangti (hoäng-ti, der Hocherhabene) oder Thian Dſü (thian-dsü, des Himmels Sohn), der in Europa wegen des Umfangs und der ſtarken Bevölkerung ſeiner Monarchie gewöhnlich Kaiſer genant wird. Seine Gewalt iſt im höchſten Grade unumſchränkt. Er ſchafft Geſetze ab, ſetzt neue an deren Stelle, verfügt willkürlich über Leben und Tod ſeiner Unterthanen, und ſelbſt über ſeine Nachfolger. Die Verfaſſung iſt in ganz China gleichförmig. Die innere Landesverwaltung geſchieht durch ſechs, in Peking befindliche Hauptcollegien, von denen die, nach demſelben Plane eingerichteten Ober- und Untercollegien in den Provinzen abhängig ſind. Jede Provinz hat einen oberſten Statthalter, der gewöhnlich, aber fälſchlich, Unterkönig genant wird. Dann kommen die Präfekten der Städte erſten, zweiten und dritten Ranges. Jede Stadt iſt in Viertel getheilt, über welche Polizeibeamte die Aufſicht führen.

Die 6 Hauptcollegien ſind 1) das der höhern Beamten (li-pu) [41]), Dieſes beſetzt alle hohen Ämter im Reiche, wacht über die Pflichterfüllung der Beamten, berichtet dem Kaiſer darüber, und macht zugleich wegen ihrer Beförderung oder Abſetzung Antrag. Es beſteht aus 4 Abtheilungen. Die erſte wählt Männer von Verdienſt und Fähigkeit zu Reichswürden; die zweite hält über das Betragen derſelben Aufſicht; die dritte beſiegelt alle gerichtlichen Verhandlungen; die vierte prüft das Verdienſt der Großen des Reichs im Allgemeinen. 2) Das Hauptcollegium der Finanzen (hu-pu). Dieſes bewahrt die Schätze des Hoangti, hält Rechnung über Einnahmen und Ausgaben des States, beſtimt den Münzfuß, die Zölle und Steuern im Lande. 3) Das Hauptcollegium der Gebräuche (ly-pu). Es wacht über die Aufrechthaltung derſelben, und hat die Oberaufſicht über Wiſſenſchaften und Künſte. Es ſorgt für die Erhaltung der Tempel, für die Opfer, die der Hoangti jährlich bringt, für die Gaſtmähler, die er gibt, und wacht über die verſchiedenen Religionen im Reiche. 4) Das Hauptcollegium des Kriegsweſens (ping-pu). Es führt Aufſicht über die allgemeine Ordnung im State, ſtrenge Befolgung der Subordinationsgeſetze, Übungen im Kriegsdienſte von jeglicher Art. Dieſes Collegium hat 5 Abtheilungen, nach der Eintheilung des Heeres benant. 5) Das Hauptcollegium der Strafen für geſetzwidrige Handlungen (hing-pu). 6) Das Hauptcollegium des ganzen Bauweſens (kung-pu). Es beſorgt die Unterhaltung der Paläſte des Kaiſers und der Prinzen vom Geblüte, der Oberſtatthalter und Hauptcollegien, die Tempel, Begräbnißplätze des Kaiſers und fürſtlicher Perſonen, überhaupt alle öffentlichen Gebäude und Denkmale. Außerdem hat dies Collegium die Oberaufſicht über Straßen- und Brückenbau, Seen, Flüſſe, Kanäle, die ganze Fluß- und See-Schifffahrt. Es wird von 4 Untercolle-

39) Mém. IV. S. 299 ff. 40) Hist. génér. XIII, p. 443 ff. Mém. I, p. 12 ff. 177 ff. IV, p. 95 ff. 131 ff.

41) Mém. VIII, p. 221. H. G. XIII, p. 454.

Digitized by Google

gien unterſtützt. Das erſte entwirft zu den öffentlichen Gebäuden die Plane.

Damit aber keines dieſer Hauptcollegien auf dieſen oder jenen Zweig der Verwaltung von zu großem Einfluß werde, haben ſie nicht unumſchränkte Gewalt. Die Beſtimmungen eines jeden können nur durch den Beitrit eines oder mehrer andern Hauptcollegien Giltigkeit erhalten. Um aber eine mögliche Verbindung aller Hauptcollegien gegen das Intereſſe des Hoangti zu verhüten, hat man jedem derſelben einen Cenſor gegeben, der nur die Rolle des ſtillen Beobachters ſpielt, und über Alles an den Hoangti berichtet. Dieſe, von allen Klaſſen gefürchteten Cenſoren, lauter Männer von der erprobteſten Rechtſchaffenheit, bilden wieder ein beſonderes Collegium für ſich, das ſich um alle Angelegenheiten des Reiches bekümmert, und zugleich das Recht hat, dem Kaiſer über Mängel und Misbräuche in ſeiner eigenen Verwaltung Vorſtellungen zu machen.

Die Angelegenheiten der kaiſerlichen Familie, wie z. B. Entſcheidung über Titel und Rang der Prinzen vom Geblüte, über deren Einkünfte und Belohnungen für beſondere Auszeichnungen u. ſ. w. beſorgt gleichfalls ein beſonderes Collegium. Eben ſo verdient auch die Akademie der Hanlin, obgleich nicht unmittelbar in die Verwaltung eingreifend, einer beſondern Erwähnung. Sie beſteht aus den gründlichſten Gelehrten des Reichs, deren Hauptgeſchäft die Erziehung der Thronfolger und die Abfaſſung der unparteiiſchen großen Reichsgeſchichte iſt, die alle Mal erſt nach dem Erlöſchen eines Fürſtenhauſes ans Licht trit. Aus dieſer Anſtalt werden gewöhnlich die Kuanſu erſten Ranges, und die Präſidenten der 6 Hauptcollegien gewählt. Die erſten Vor- und Beiſitzer der genanten Collegien, ſo wie auch die erſten Statsminiſter bilden den großen Statsrath des Kaiſers, der ſich nur in den wichtigſten Fällen verſammelt, ſonſt aber durch den geheimen Rath vertreten wird.

Das Geſetzbuch der Chineſen (hoei-tien) beſteht aus 250 Büchern. Unter der Regirung des Thaidſung, aus der Dynaſtie Thang (im Jahre 626 n. K.), wurde der Grund zu dieſer Samlung gelegt [42]. Die Beſtimmungen für die 6 Hauptcollegien der Verwaltung geben von Band 1—234; der Reſt enthält Vorſchriften für die Untercollegien.

Die Einkünfte [43] des States an eigentlichen Abgaben belaufen ſich auf 33—34 Millionen Tales. Sie beſtanden unter der Herrſcherfamilie Dſcheu hauptſächlich aus dem Zehnten, welchen die Ackerleute für den Hoangti bebauen mußten. Abgaben für den Transport von Natur- und Kunſtprodukten kante man noch nicht, und die ſchon damals angeſtellten Grenzaufſeher bezweckten blos die Verhinderung des geſetzwidrigen Handels. Erſt in ſpätern Zeiten wurde eine Grundſteuer eingeführt, und man legte auch Abgaben auf den Handel. Erſtere wird zum Theil durch Geld, zum Theil durch Getraide-Lieferungen gedeckt [44]. Das Getraide wird in Säcken abgeliefert, von denen jeder ein Schi (schi, eigentlich Stein) oder 140 engländiſche Pfunde faßt. Jedes Transportſchiff ladet 1000 Schi. In Beziehung auf dieſe Abgaben ſetzt die Regirung für jeden größern Kreis (fu) einer Statthalterſchaft eine beſtimte jährliche Summe feſt. Vergleicht man übrigens die Steuern jeder Provinz mit der Anzahl der Beſteuerten, ſo erſieht man deutlich, daß erſtere nur ſehr gering ſind.

Nach Pater Amiot, der in ſeiner angeführten Abhandlung die, unter Khian-lung herausgekommene ausführliche Beſchreibung des ganzen chineſiſchen Reiches, betitelt Thai-zing i thûng-dschî [45] benutzt hat, belief ſich die Zahl der Steuerpflichtigen des chineſiſchen Reichs im Jahre 1773 auf 28,516,488 Familien, die, jede Familie nur zu 5 Köpfen gerechnet, eine Summe von 142,584,440 Individuen geben, was zugleich als Beleg dazu dienen kann, daß die Berechnung der Geſamtzahl der Einwohner auf ungefähr 200 Millionen gewiß nicht übertrieben iſt. Denn frei von Abgaben ſind alle, die ſich den Wiſſenſchaften weihen, alle höhere und niedere Beamten, das ganze Heer, die Mönche, die Waſſerbewohner und der eigentliche Pöbel. Es folge hier eine genauere Angabe der beſteuerten Familien nach den einzelnen Provinzen.

Dſchili (ohne Peking)	3,340,553
Schantung	2,431,936
Leao	47,124
Kiangnan	5,353,273
Honan	2,527,456
Schanſi	1,793,895
Dſchekiang [46]	3,124,798
Schenſi	2,252,549
Kanſu	708,258
Kiangſi	1,336,270
Kuangtung	1,201,320
Kuangſi	228,690
Hukuang	852,970
Yünnan	237,965
Kueidſcheu	51,089
Sſetſchuan	3,036,342
	28,516,488

Die jährliche Grundſteuer aus dieſen Provinzen beträgt:

27,594,000 Tales.

Die Abgaben von Salz und Kohlen, ſo wie das durch die Grenzaufſeher erhobene Geld:

6,406,356 Tales.

[42] Mém. V. p. 160.

[43] Man vergleiche im Allgemeinen den 6ten Band der Mémoires (S. 275—305.) und Neue geograph. u. ſtat. Ephemeriden (Bd. XX, S. 166. u. 200 ff.)

[44] Bei den folgenden, auf Amiot geſtützten Angaben, ſind die Getreide-Lieferungen gleich zu Gelde angeſchlagen.

[45] Sie erſchien 1749 in 116 Heften mit 496 Specialkarten. Dieſelbe Quelle liegt auch bei dem, in den o. a. Ephemeriden ausgezogenen engländiſchen Werke: Chinese Courtship u. ſ. w. von Thoms (London und Makao, 1824.) zum Grunde.

[46] Dieſe Provinz (auch Schingking) haben wir, da ſie nicht mehr zum eigentlichen China gehört, in der geographiſchen Darſtellung übergangen. Sie bildet den ſüdlichſten Theil des Landes der Mandſchu, und iſt das Stammland der jetzt regirenden Familie.

Digitized by Google

So z. B. beträgt die Grundſteuer von Pedſchili (Dſchili)

	2,488,648 Tales.
Die Abgaben von Salz	437,949
— — von den Kohlen	32,520
Durch die Zollämter im Allgemeinen	41,093
Durch die 3 Grenzzollämter	78,660
	3,078,870 Tales.

Von der Grundſteuer kommen, nach Amiot, 9 Millionen Tales, als beſtimmtes Einkommen, an den Kaiſer. Außerdem gehören ihm viele Privat-Domainen, ſowol in China als in der großen Tatarei, und manches Regale, wie der Ertrag der berühmten Heilwurzel Jinſeng, der Perlenfiſcherei im Fluſſe He-lung, der Jagden in der Tatarei u. ſ. w. Die Beamten erhalten ihre Beſoldung theils in baarem Gelde, theils in Naturalien. Für das Heer und für Zeiten des Mangels wird von dem eingehenden Getraide und Reis jährlich in den Speichern der Diſtrikte jeder Provinz eine beſtimte Summe zurückbehalten.

Das ganze chineſiſche Heer, ohne die Officiere, berechnet Thoms auf 1,263,000 Mann, von denen 31,000 auf die Marine kommen. Die Reuterei iſt ziemlich halb ſo ſtark, als das Fußvolk; denn erſtere zählt 410,000, letzteres 822,000 Mann. Der Officiere ſind 7552. Die Bewaffnung des Reuters beſteht in Helm, Panzer, Spieß und einem breiten Säbel. Das Fußvolk hat Pike, Säbel und Schießgewehr, welches letztere bald eine Flinte, bald Köcher und Bogen iſt. Den Gebrauch des ſchweren Geſchützes und einer beſſern Befeſtigungskunſt haben ſie chriſtlichen Miſſionaren zu verdanken. Man zählt gegen 2000 Feſtungen, und noch mehr Thürme oder Schlöſſer, alle mit Beſatzungen verſehen, die aber niemals ihren Standort verändern. So ungeheuer groß übrigens das chineſiſche Heer iſt, und ſo gut für alle ſeine phyſiſchen Bedürfniſſe geſorgt ſeyn ſoll; ſo ſtehen doch die Truppen an Mannszucht und Tapferkeit ſelbſt hinter denen des übrigen Aſiens zurück. Für die beſten Soldaten gelten noch immer die Mandſchu. Die Seemacht, nur aus ſchlechten, bewaffneten Küſten-Fahrzeugen beſtehend, verdient kaum dieſen Namen. Wer ſich über das ganze Kriegsweſen der Chineſen gründlich belehren will, dem empfehlen wir den 7ten Band der Mémoires concernant les Chinois, welcher dieſem Gegenſtande ausſchließlich gewidmet, zum Studium.

III. China in geſchichtlicher Hinſicht. Das chineſiſche Volk, welches, nächſt den Hebräern, die älteſte gewiſſe Geſchichte beſitzt, wird in Rückſicht auf Geſichts- und Schädelbildung zu den, größtentheils Hoch- und Oſtaſien bewohnenden, Völkern mongoliſchen Schlages gezählt. Allein ihre ganz eigenthümliche Sprache läßt die Trennung der Chineſen von ihren Stammesverwandten nur in der entfernteſten Vorwelt, wohin kein geſchichtliches Denkmal und kaum eine Sage reicht, annehmen. Der Anfang des chineſiſchen States fällt, nach unverbürgter Überlieferung, ungefähr in das Jahr 3082 vor Chriſtus.

Die Altvordern der heutigen Chineſen ſollen, wie alle Geſchlechter des aſiatiſchen Feſtlandes, von Bergen herabgeſtiegen ſeyn. Wie bei den Indiern der Meru, ſo iſt bei den Chineſen das hohe Schneegebirge Kuenlün (mongoliſch Kulkun) der Schauplatz ihres Sagenkreiſes. Von dieſem Gebirge, das an der Abendſeite des großen See's Chuchunoor ſich erhebt, und durch den Zungling mit dem Himmelsgebirge verbunden wird, kamen blos einige Hundert Familien, und breiteten ſich zuerſt im nördlichen China aus. Die rohen Urbewohner wurden nach und nach entweder ausgerottet oder unterworfen; doch flüchteten auch viele in die faſt unzugänglichen Waldgebirge des ſüdlichen und ſüdweſtlichen China, wo ſie noch heutiges Tages unter dem gemeinſchaftlichen Namen der Miao Sſe ihre Unabhängigkeit behaupten. Am ſpäteſten wurde der ſüdliche Theil des jetzigen China, vielleicht von Stammesverwandten der Malaien bewohnt, dem langſam ſich erweiternden State einverleibt. Die Chineſen hatten von jeher keinen umfaſſenden Volksnamen. Sie nennen ſich entweder nach dem herrſchenden Fürſtenhauſe, oder geben ſich bedeutſame Ehrentitel. So heißt China gewöhnlich dschüng kuë, Reich der Mitte, oder dschüng hwä kuë, Reich der Blume der Mitte; ein Chineſe aber dschüng kuë jin, Mann des Mittelreichs u. ſ. w. [47]).

In ihren älteſten Herrſchern verehren die Chineſen zugleich ihre erſten Bildner und Geſetzgeber. Fu Hi (um 2950 v. Chr.) und ſein nächſter Nachfolger Schin Nung, der göttliche Ackersmann, gehören, wie ſchon die ungeheuere Länge ihrer Regirungszeit (die freilich auch bei Hoang Ti und Yao noch auffallend genug iſt) wahrſcheinlich macht, mehr der Sage als der Geſchichte an. Man ſchreibt ihnen faſt alle, dem rohem Naturmenſchen nützlichen Erfindungen zu, wie die des Ackerbaues, der Arzneikunſt, des Seidenbaues, der Schrift u. ſ. w. Mit Hoang Ti, dem Erfinder der Zeitkreiſe [48]), treten wir zuerſt auf eine Art von geſchichtlichem

47) Dieſe Benennung gründet ſich auf den alten Wahn, daß unſere Erde eine viereckige, von vier Meeren umgebene Fläche ſey, in deren Mitte das edelſte Reich, die Blume aller übrigen, d. h. China, liege. Der Name China (nach ſpaniſcher Rechtſchreibung für Tſchina oder Dſchina) wurde zuerſt von den Indiern jenſeit des Ganges gebraucht, und mag von einer der drei Herrſcherfamilien Dſin, Sin oder Dſchin herrühren. Aus Indien kam dieſes Wort zu den übrigen Morgenländern (perſ. und türk. چين, arab. صين und سين, aram. als Völkername [illegible]): durch Spanier und Portugiſen nach Europa. Die Chineſen ſind auch höchſt wahrſcheinlich die Serer der Alten. Vergl. J. Klaproths Asia polyglotta, S. 358, und das 10te Heft des Journal Asiatique. 48) Der chineſiſche Zeitkreis umfaßt 60 Jahre, von denen ein jedes durch zwei Zeichen angedeutet wird. Dieſer Schriftzeichen ſind überhaupt 22, beſtehend aus 10 ſogenanten Stämmen und 12 Äſten. Über die Art ihrer Zuſammenſtellung ſ. Histoire générale de la Chine etc. T. XII, p. 2—3, und die beigefügte Tafel. Sie vertreten bei Zeitangaben die Stelle von Ziffern. De Guignes u. A. und des Hauterayes haben einen Zeitkreis zu viel (2697 v. Chr.), Du Halde aber fünfe zu wenig (2337 v. Chr.) angenommen. Von 163 v. Chr. an erhalten auch entweder die ganze Regirungszeit eines Kaiſers oder einzelne Theile derſelben einen bedeutſamen Namen (nian hao, Jahresname), mit welchem bei uns zuweilen der Kaiſer ſelbſt aus Misverſtand belegt wird.

Digitized by Google

Boden, und mit dem 61ſten Jahre ſeiner Regirung, dem erſten Jahre des erſten Zeitkreiſes (2637 v. Chr.) beginnen die Jahrbücher des Sſema Zian (ſ. Chinesische Literatur). Wir fanden übrigens ſchon Gelegenheit, zu bemerken, daß die chineſiſche Geſchichte erſt um das neunte Jahrhundert vor unſerer Zeitrechnung in genauerem Zuſammenhange erſcheint.

Bis auf Yü den Großen, Stammherrn der erſten Herrſcherfamilie Hia, blieb der Stat ein Wahlreich, d. h. die Nachfolge der Blutsverwandten war wenigſtens noch nicht geſetzmäßig. Die unbegrenzte Ehrfurcht der Nation vor ihren Oberhäuptern räumte dieſen zwar ſchon ſehr früh eine unumſchränkte Gewalt ein, aber die trefflichſten Söhne des Himmels ſteuerten ſelbſt durch eben ſo kluge als ſtrenge Geſetze, die auf ewige Zeiten gelten ſollten, und deren berufene Wächter die Großen des Hofes waren, dem Misbrauche derſelben. Yao, Schün und Yü ſind noch heutzutage als Urbilder eines weiſen und tugendhaften Fürſten ſprichwörtlich. Dem Yao (2357 v. Chr.) verdanken Mit- und Nachwelt die zweckmäßigſten Anordnungen in allen Theilen der Rechtspflege, den erſten Anbau von Kanälen zur Ableitung der Gewäſſer, die Verbeſſerung des Kalenders durch genauere aſtronomiſche Beobachtungen. In das 61ſte Regirungsjahr dieſes Fürſten (2297 v. Chr.), alſo faſt gleichzeitig mit dem Typhon des weſtlichen Aſiens, fiel eine große, verheerende Waſſerfluth, die beſonders das nördliche und mittlere China heimſuchte, und wahrſcheinlich durch das Verſanden der Mündungen großer Ströme, wie des Hoang Ho, Ta Kiang u. ſ. w. verurſacht wurde. Von Yao beauftragt, übernahm Yü, ſein mittelbarer Nachfolger, das mühſelige Geſchäft, den Überſchwemmungen ein Ende zu machen, und es gelang ihm nach zehnjähriger Thätigkeit [49]. Im 90ſten Jahre ſeiner Regirung wählte Yao, mit Übergehung ſeiner eigenen Söhne, einen ſchlichten Landmann, Schün, zum Mitregenten und ſpäter zum Nachfolger. Dieſer regirte in Gemeinſchaft mit Yao 28, und als Alleinherrſcher 50 Jahre. Er bewies ſich in jeder Tugend, als Menſch und Regent, ſeines großen Vorgängers würdig, und erhob am Abend ſeines Lebens den ſchon erwähnten, talent- und verdienſtvollen Yü zum Theilnehmer an der Statsverwaltung.

Erſte Herrſcherfamilie Hia (17 Fürſten in einem Zeitraume von ungefähr 440 Jahren). Die milde und gerechte Verwaltung des Yao und Schün hatte viele benachbarte Völker dazu beſtimt, ſich dem chineſiſchen Zepter als Unterthanen oder zinsbare Schützlinge freiwillig zu unterwerfen, und ſo ſtand Yü (um 2207) ſchon an der Spitze eines volkreichen States von bedeutendem Umfang. Er theilte ſeine Lande in 9 große Provinzen ab, und ließ Karten derſelben auf eben ſo viele eherne Gefäße eingraben, die in der Folge als Palladium der Wohlfahrt des ganzen Reiches aufbewahrt wurden.

Unter den Nachfolgern des Yü waren nur wenige durch Kraft und Einſicht ausgezeichnet. Schon ſein Enkel Thai Khang ergab ſich den zügelloſeſten Ausſchweifungen. Es gelang einem gewiſſen Heu Ye, dem zinsbaren Könige von Khiung, ſich ſeiner zu bemächtigen, und ihn ins Elend zu ſchicken. Heu Ye erhob des Thai Khang jüngeren Bruder auf den Thron, aber die bedächtige Klugheit dieſes Fürſten vereitelte ſeine verrätheriſchen Plane, die er unter dem fünften, ſchwachen und unbeſonnenen Herrſcher Ti Siang, der ihn zum erſten Günſtling wählte, deſto eher durchſetzen zu können hoffte, als Heu Ye plötzlich durch ſeinen eigenen Parteigänger Han Dſu auf der Jagd meuchlings überfallen und getödtet ward. Dieſer wußte nun auch den Kaiſer ſelbſt aus dem Wege zu räumen, und raubte die Krone, die ihm nach 40jährigem, ruhigem Beſitz durch Schao Khang, den in der Ferne bei einem Lehensfürſten erzogenen, und von deſſen Heeresmacht unterſtützten Sohn des Ti Siang, wieder entriſſen wurde. Schao Khang regirte mit Ruhm und in gefürchteter Ruhe. Seine meiſten Nachfolger aber waren, im kecken Vertrauen auf die Unerſchütterlichkeit ihres Reiches, niederträchtige Schwelger und Weichlinge, die unter Verſchnittenen und feilen Dirnen ihr Leben verträumten, bis endlich in der Perſon des Kie oder Li Kue ein kräftiger Böſewicht zur Regirung kam, der 50 Jahre lang wüthete und würgte, aber auch den Sturz der Dynaſtie herbeiführte. Tſching Thang, der Lehensfürſt [50] von Schang (1766), zog, von den erbitterten Großen dringend aufgefodert, gegen ihn zu Felde. Kie mußte, von ſeinem eigenen Heere verlaſſen, fliehen, und ſtarb in freiwilliger Verbannung.

Zweite Herrſcherfamilie Schang (28 Fürſten in 644 Jahren). Der wackere Tſching Thang wurde ohne Widerſpruch zum Kaiſer erwählt, und gab der von ihm eröffneten Dynaſtie den Namen des kleinen States, deſſen Oberhaupt er bis jetzt geweſen. Sein Enkel Thai Kia empfahl ſich anfangs nicht gut; allein der Miniſter Y In brachte ihn durch folgendes Mittel zur Sinnesänderung. Er ſchickte den jungen Fürſten auf drei Jahre nach Thungkuan, wo Thang begraben war, und belehrte ihn an dieſem einſamen Orte mit beſtem Erfolg über ſeine Pflichten. Unter den folgenden, größtentheils ohnmächtigen Herrſchern, wurden die Lehensfürſten mächtig, die fremden Schutzvölker verweigerten den Tribut, die Barbaren am ſüdlichen Ufer des Ta Kiang, der damals noch die natürliche Grenze China's bildete, thaten häufige Einfälle in das Reich, und der furchtbare Hoang Ho übertrat nicht ſelten zerſtörend ſeine Ufer, und nöthigte die Oberhäupter der Nation, ihren Regirungsſitz bald an dieſen, bald an jenen Ort zu verlegen. Von 1507 v. Chr., dem Todesjahre des Kaiſers Dſu Ye an, bis gegen 1400, bewirkten auch Streitigkeiten zwiſchen den Söhnen und Brüdern der Kaiſer

49) Seine Verdienſte zu verewigen, errichtete Yü ein ſteinernes Denkmal mit einer Inſchrift auf dem Gipfel des Berges Heng Schan (2278 v. Chr.). S. Monument de Yu, par Hager. Paris 1802. fol. Inschrift des Yü, von J. Klaproth. Berlin 1811. 4.

50) Unter den zinsbaren Fürſten der ältern Geſchichte ſind keine Ausländer zu verſtehen. Sie waren gewöhnlich Anverwandte der regirenden Familien, oder Nachkömmlinge von einer Seitenlinie früherer, bereits erloſchener Dynaſtien, die kleine Staten als Lehen erhielten. So leitete Tſching Thang ſeinen Stammbaum bis zu dem Hoang Ti.

Digitized by Google

über die Nachfolge groſse Zerrüttungen, deren endliches Ergebniß eine wahre Anarchie geweſen wäre, wofern nicht die Kraft und Klugheit eines Phan Keng (1401 — 1374) unter ſchweren Kämpfen dem Unweſen geſteuert hätte. Wu Ting (1324 — 1266) war gleichfalls ein trefflicher Regent, und hatte ſich zugleich eines Miniſters von ſeltenen Eigenſchaften, Namens Fu Yue, zu erfreuen, der früher das Maurerhandwerk getrieben hatte, und dem er, durch ein Traumgeſicht, das die Züge dieſes Mannes darſtellte, dazu bewogen, dieſe Würde anvertraute. Die folgenden, faſt ohne Ausnahme unwürdigen Regenten, überbot noch um vieles Dſcheu Sin, der letzte Kaiſer dieſer Dynaſtie (1154 — 22), ein Ungeheuer, wie Li Kue (ſ. oben).

Unter Dſu Kia's Regirung (1256 — 26) wurde der berühmte Wen Wang geboren. Er war (ſeit 1180) Lehensfürſt des kleinen States Dſcheu, in der heutigen Statthalterſchaft Schantung. Seine Weisheit und ſein Edelmuth, von welchem die alte Geſchichte manchen rührenden Zug aufbewahrt, ließen in dem kleinen Reiche Dſcheu die goldenen Zeiten des Yao und Schün wieder aufblühen. Dſcheu Sin's Greuelthaten, und die dadurch bewirkte Empörung der ganzen Nation brachten nach und nach faſt zwei Drittheile des chineſiſchen Reiches unter ſeinen Zepter; er überließ es aber ſeinem Sohne Wu Wang, die Eroberung zu vollenden. Der überwundene Dſcheu Sin gab ſich, ein zweiter Sardanapal, mit ſeinem ganzen Palaſte den Flammen Preis. Mit Wu Wang aber beginnt die:

Dritte Herrſcherfamilie Dſcheu, ebenfalls nach dem Stammlande ihrer Ahnen genant (1122 — 249 v. Chr.). Der Hauptfehler, den man dem ſonſt klugen und kräftigen Wu Wang zur Laſt legt, iſt die von ihm ausgebildete Lehensverfaſſung, deren natürliche Folge die groſse Zerrüttung des Reiches in den folgenden Jahrhunderten war. Er ſetzte nicht nur viele, unter Dſcheu Sin geſtürzte Reichsfürſten aus altem, kaiſerlichem Geblüte in ihre vorigen Rechte wieder ein, ſondern belehnte auch noch 55 ſeiner eigenen Verwandten, größtentheils zur Belohnung ihrer kriegeriſchen Verdienſte, mit kleinen Herrſchaften. Dieſe Großen wurden unter den folgenden Regirungen nach und nach ganz unabhängig; ſie gaben ihren kleinen Staten beſondere Geſetze, und ſtifteten neue Hofgebräuche. So entſtand nun eine Menge von Afterſtaten, die, ohne Rückſicht auf die kaiſerliche Oberhoheit, ſich unaufhörlich befehdeten, und in blutigen Kriegen ihre Kräfte gegen einander verſuchten. Daraus erklärt ſich auch zur Genüge, warum die chineſiſche Geſchichte dieſes Zeitraums unter der Regirung ſo manches Schattenkaiſers faſt nur die wechſelnden Schickſale dieſer ehemaligen Satrapen zu beſchreiben hat. Tſching Wang, der Sohn und Nachfolger des Wu Wang, ſtand zu Anfange ſeiner Regirung unter der Vormundſchaft ſeines Oheims Dſcheu Kung, den Konfuzius als Ideal eines Statsmannes neben Wen Wang ſtellt, und der ſich auch, gleich Wen Wang, durch ſeine Gelehrſamkeit und Verdienſte um die kanoniſchen Bücher auszeichnete. Wir übergehen die folgenden Fürſten, von denen wenige auch nur Macht genug hatten, dem Übermuthe der Unterkönige Schranken zu ſetzen, und keiner dieſes Ziel erreichte. Das Reich erweiterte ſich übrigens doch im Süden und Südoſten, hatte aber auch ſchon öftere Kämpfe mit tatariſchen Horden zu beſtehen. Unter den Dſcheu blühten die beiden größten Denker der chineſiſchen Nation, Lao Kiün und Konfuzius. Der letztere, als Sittenlehrer und wegen ſeines raſtloſen Eifers, durch Verſöhnung der Lehensfürſten und Erhöhung des kaiſerlichen Anſehens den wankenden Stat wieder zu befeſtigen, ohne Zweifel achtungswürdig, war doch in ſeinen Forſchungen zu wenig ſelbſtändig, und ein zu entſchiedener Verehrer des Alterthums, ſeiner Geſetze und Herkommen, als daß er fähig geweſen wäre, eine künftige Wiedergeburt der Nation vorzubereiten.

Der tapfere Dſchao Siang, König von Zin, vernichtete endlich die ganze Dynaſtie, und ſein Sohn Tſchuang Siang gründete die

Vierte Herrſcherfamilie Zin (249 — 206 v. Chr.). Der von Tſchuang Siang an Kindes Statt angenommene Schi Hoang Ti (246 — 210), deſſen ſeltene Geiſtesgaben ſchon in ſeinem zarteſten Alter das Erſtaunen des Hofes erregten, benutzte die innere Zwietracht der mächtigſten Reichsfürſten, um einen nach dem andern durch eben ſo kräftige als furchtbare Maßregeln zu vernichten. Als ſtolzer Alleinherrſcher wendete er nun auch gegen die Barbaren ſeine Waffen, beſiegte und unterwarf alles, wohin er ſich nur wandte, und gründete ſo ein ungeheures, von ihm ſelbſt in 36 Statthalterſchaften eingetheiltes Reich. Um den Einfällen der mitternächtlich hauſenden tatariſchen Stämme einen ewigen Damm zu ſetzen, ließ er die berühmte groſse Mauer, mit deren Erbauung ſchon einige Lehensfürſten den Anfang gemacht hatten, vollkommen ausführen. Von dem, auf ſeinen Befehl veranſtalteten, großen Bücherbrande, dieſer merkwürdigen Urkunde ſeines Abſcheues vor dem Zerſtückelungsſyſteme der Dſcheu, iſt ſchon in dem Artikel Chineſiſche Literatur die Rede geweſen. Folgte dem Schi Hoang Ti ein Herrſcher von gleichen Selenkräften, ſo war auf Jahrhunderte keine Rückwirkung des Alten möglich. Aber ſein unwürdiger Sohn Öl Schi brachte wiedrr heilloſe Verwirrungen in den Stat, die den raſchen Untergang einer ſo glanzvoll aufgegangenen Dynaſtie herbeiführten. Lieu Phang, das Haupt einer Rotte Parteigänger, ein Mann von großen, körperlichen und geiſtigen Vorzügen, wußte mit eben ſo viel Klugheit als Heldenmuth alle übrigen Empörer zu unterwerfen, und bahnte ſich den Weg zur Alleinherrſchaft.

Fünfte Herrſcherfamilie Han (206 v. Chr. bis 221 n. Chr.). Lieu Phang, der nach ſeinem Tode den ehrenden Beinamen Kao Dſu [51]) (erhabener

51) Die Kaiſer werden in der Geſchichte faſt nur mit denjenigen Namen, die ſie nach ihrem Tode erhielten, aufgeführt. Die Zahl dieſer Namen, die ſich gewöhnlich auf den Charakter des Kaiſers beziehen, iſt nicht bedeutend, und man könte außer dem geſchichtlichen Zuſammenhang, beſonders wenn der Regirungstitel (Jahrsname) unbekant iſt, in Verſuchung kommen, viele Kaiſer mit einander zu verwechſeln. Unmöglich iſt eine ſolche Verwechſelung, wenn der Name der Dynaſtie dabei ſteht, oder wenn man z. B. ſagt: Schi Dſu der erſte, zweite u. ſ. w. Schi Dſu heißt: des Geſchlechtes Stammherr; Hiao Ti,

Stammherr) erhielt, war in ſeinem ſchwachen, den Weibern und der Sinnenluſt ergebenen erſten Sohne nicht wieder zu erkennen. Deſto vortheilhafter zeigte ſich ſein zweiter Sohn Wen Ti (179—157 v. Chr.), der die Wiſſenſchaften ſehr begünſtigte, und zuerſt durchbohrte Münzen prägen ließ. Unter ihm wurden Papier und Haarpinſel erfunden; man lernte ſich zum Schreiben der Tuſche bedienen, und ſo erhielten die chineſiſchen Schriftzeichen eine freiere Geſtalt. Dem Wen Ti unterwarfen ſich das öſtliche und weſtliche Kuang (Kuang Tung und Kuang Si). Der fünfte Kaiſer Wu Ti (140—87 v. Chr.) übertraf noch den Wen Ti an Geiſt und Verdienſten. Er ließ die kanoniſchen Bücher erſten und zweiten Ranges, welche aus dem großen Brande des Schi Hoang Ti gerettet, oder aus dem Gedächtniſſe einzelner Perſonen ergänzt worden waren, ſammeln und erklären. Auch Sſema Zian, Verfaſſer der Sſe Ki (geſchichtlichen Denkwürdigkeiten), lebte zu ſeiner Zeit. Noch am Abend ſeines Lebens erfocht Wu Ti mehre glänzende Siege über die Tataren, und drang mit ſeinem Kriegsheere bis an die Grenze von Hindoſtan vor. Unter den folgenden, größtentheils wenig bedeutenden Regenten, in deren Zeit aber die Erfindung ſtehender Typen zum Drucke fällt, verdient Ming Ti (58—75 n. Chr.) eine Auszeichnung. Er verſchaffte der Lehre des Buddha (Foe) in ſeinem Reiche Eingang, was um ſo mehr zu verwundern, da er ein eifriger Anhänger der Schule des Konfuzius war. Die letzten elenden, von Verſchnittenen beherrſchten Fürſten aus dieſer, um manchen Zweig der höhern Bildung ſo verdienten Familie, mußten dem Unweſen zahlloſer Räuberbanden, die ihre Staten verheerend durchkreuzten, und ſich Gelbmützen nanten, ruhig zuſehen. Gegen das Ende der Schattenregirung des Hian Ti (190—221 n. Chr.) zerfiel China in drei Reiche: Schu Han oder Heu Han, Kuei und U, die beiläufig ein halbes Jahrhundert neben einander beſtanden. Im Beſitze der mächtigſten dieſer Dynaſtien, Kuei (220—264) waren die nördlichen Theile China's. Die Kaiſer der Dynaſtie U (222—277) behaupteten ſich in den mittäglichen Theilen, und reſidirten zu Nanking. Nur Schu Han wird als rechtmäßige Dynaſtie aufgeführt, weil ihr Stifter Lieu Phi, obgleich ein Emporkömling, von King Ti, dem vierten Kaiſer der Han (156—140 v. Chr.) abſtamte.

Sechſte Herrſcherfamilie Schu Han oder Heu Han[52] (221—264). Konte ſich der heldenmüthige Lieu Phi (Dſchao Lie Ti) nicht ohne große Opfer gegen die Verderben drohende Übermacht der Kuei aufrecht erhalten, ſo gelang dies ſeinem unwürdigen Sohne Heu Ti noch viel weniger, wenn ihn nicht ein kluger und tapferer Feldherr Ko Leang viele Jahre beſchützt hätte. Endlich aber vernichtete Teng Ngai, der ſiegreiche Anführer des Heeres von Nord-China, die Streitkräfte der Schu Han in einer einzigen Schlacht, und nahm den letzten Sprößling des Hauſes Han gefangen. Nicht beſſer erging es, nach Teng Ngai's meuchleriſcher Ermordung, dem mächtigen Yuan Ti von Kuei (260—264), den Sſema Yen, der Lehensfürſt von Dſin, zur Abdankung nöthigte, als Kaiſer der Dſin (Wu Ti) den Thron beſtieg, und im Verlaufe ſeiner Regirung (265—275) auch die Lande der U dem großen Statskörper wieder einverleibte.

Siebente Herrſcherfamilie Dſin (265—420). Die Kaiſer dieſer Dynaſtie ſuchten die Alleinherrſchaft unter unaufhörlichen Kämpfen mit Lehensfürſten und Uſurpatoren des nördlichen China, worunter auch eingewanderte Tataren, vergebens zu behaupten. Trotz der ſteten Balgereien und Befehdungen dieſer kleinen Staten unter ſich ſelbſt, die ein buntes und ſeltſames Gewirre von Begebenheiten erzeugten, konten es die Dſin nicht verhindern, daß eine nördliche Provinz um die andere verloren ging, und ſo die große Theilung des Reiches in eine ſüdliche und nördliche Hälfte vorbereitet ward, welche endlich die Topa-Tataren ausführten.

Dieſer Hirtenſtamm, deſſen Urſitze in den nördlichen Steppen der Mongolei zu ſuchen ſind, und der ſein Geſchlecht bis auf den alten Kaiſer Hoang Ti zurückführte, ward zuerſt unter Yuan Ti, dem ſchon erwähnten Kaiſer der Kuei, zinspflichtig, und Schamo Chan, der Sohn ihres damaligen Chanes Topa Kuei, kam als Geiſel an deſſen Hof. Von dieſer Zeit nanten ſie ſich ſelbſt, wegen vorgeſchützter Blutsverwandtſchaft mit dieſem Hauſe, Kuei oder Yuan Kuei. Im Jahre 310 belehnte Hoai Ti, der dritte Kaiſer aus dem Hauſe Dſin, ihren Chan Ye Lung mit einem Fürſtenthume. Schon Topa Sche Kian eroberte den größten Theil der nördlichen und öſtlichen Tatarei, und maßte ſich ſogar (338) den Kaiſertitel an. Er mußte aber gegen einen andern Steppenhelden Fu Kian, der 19 Jahre lang eine furchtbare Rolle im Norden ſpielte, ſein ganzes Reich verlieren. Fu Kian ſelbſt verlor gegen den 13ten Kaiſer der Dſin, Wu Ti (373—397), deſſen ſüdliche Staten er mit einem unermeßlichen Heere überſchwemt hatte, Schlacht und Leben. Die Topa erholten ſich wieder, griffen endlich unter ihrem Anführer Sche Kuei, dem Enkel des Sche Kian, das Reich der Pe Yen (eine unabhängige, kleine Dynaſtie in Pe Dſchili) an, verjagten deſſen Regenten, und breiteten ſich von jetzt an über das ganze nördliche China aus, als deſſen Grenze man den Ta Kiang betrachtet. Sche Kuei wurde (386) Kaiſer, und machte die Stadt Pingtſching in Schanſi zu ſeiner Reſidenz. Wu Ti von Dſin, mit ſeinem Siege über den erſten Hauptgegner Fu Kian zufrieden, blieb forthin ruhig in ſeiner Hauptſtadt, und ließ die Topa ihre Macht erweitern und befeſtigen. Der 14te und 15te Kaiſer wurden nach einander von einem helden-

der fromme Kaiſer; Honi Dſung, der gütige Ahnherr; Jui Ti, der ſcharfſinnige Kaiſer; Kao Dſu Wu Ti, der erhabene Stammherr, der tapfere Kaiſer; Sching Dſu, der geheiligte Stammherr u. ſ. w.

52) Heu Han (heú Hán) heißt: die folgenden Han, wegen Lieu Phi's Abkunft von den vorigen. Schu Han (die Han von Schu) nent man ſie, weil ſie nur über die beiden größern Gebiete Pa und Schu (von denen das erſtere einen Theil der Statthalterſchaft Sſetſchuan, das letztere einen Theil von Schenſi ausmachte) zu gebieten hatten.

müthigen Abenteuerer Lieu Yü entthront und ermordet. Dieſer ſchwang ſich ſofort auf den Thron des ſüdlichen China, und gründete eine Dynaſtie Sung (420).

Die achte, rechtmäßige Herrſcherfamilie Sung (420—479), ſo wie auch die folgenden drei: Zi, Liang und Dſchin, fallen ganz in den Zeitraum der Theilung des Reichs und laufen mit den tatariſchen Dynaſtien Kuei, Pe Zi und Dſcheu oder Heu Dſcheu parallel. Unter dem dritten Kaiſer der Sung, Wen Ti (424—454) ſcheinen die Kuei den Gipfel ihrer Macht erſtiegen zu haben. Sie machten, von ihrem Thai Wu Ti befehligt, verheerende Züge nach Süden, begnügten ſich aber mit Brand, Mord und Plünderung. Die Sung fanden durch einen liſtigen und ehrgeizigen Miniſter Siao Taotſching ihren Untergang. Dieſer wurde ſofort Kaiſer und Stammherr der Dynaſtie Zi.

Neunte Herrſcherfamilie Zi (479—502). Die Regirung dieſer Fürſten bietet faſt gar nichts Denkwürdiges dar. Sie ſtanden mit den tatariſchen Kaiſern des Nordens in ziemlich gutem Vernehmen, und kam es ja zu Feindſeligkeiten, ſo war der Erfolg nicht bedeutend. Ein Uſurpator Siao Yen vernichtete auch dieſes Fürſtenhaus und wurde Stammherr des folgenden.

Zehnte Herrſcherfamilie Liang (502—557). Siao Yen, als Kaiſer Kao Dſu Wu Ti, begünſtigte die Wiſſenſchaften, und ſtiftete ein Feſt zum Andenken des Konfuzius, welches jährlich mit großer Feierlichkeit begangen wird. Durch glückliche Kämpfe mit der tatariſchen Dynaſtie, die zu ſeiner Zeit ihrem Verfall entgegeneilte, vergrößerte er ſeine Macht; aber eine überwiegende Neigung zum asketiſchen Leben beſtimte ihn in ſeinem Alter, in den Orden der Prieſter des Foe zu treten, und ſo mußte er in der Gefangenſchaft eines Empörers Heu King, der ſich die fromme Ruhe des Kaiſers zu Nutze gemacht hatte, ſein Daſeyn elend beſchließen. Heu King ermordete den Sohn des Wu Ti nach zweijähriger Schein-Regirung, verlor aber ſelbſt gegen einen zweiten Empörer Dſchin Paſian Schlacht und Leben. Der letztere, nachdem er der Reihe nach zwei Kaiſer aus der Familie Liang auf den Thron geſetzt und ermordet hatte, verſchaffte nun ſeiner eignen Familie Dſchin die höchſte Gewalt. Noch unter Wu Ti ſpaltete ſich das ſchon längere Zeit innerlich zerrüttete Reich der Kuei oder Topa (386—534) in zwei Theile, den weſtlichen und öſtlichen. Die morgenländiſchen Kuei (534—551) verſchwanden aber ſchon mit der Entthronung ihres erſten Kaiſers durch deſſen Oberheerführer Kao Yang, welcher nun das Haus Zi (550—578) ſeine kurze Rolle ſpielen ließ [53]. An die Stelle der abendländiſchen Kuei (bis 557) brachte ein Miniſter Yü Wenhn ohne Schwertſtreich ſeine eigne Familie Dſcheu (557—581).

Elfte Herrſcherfamilie Dſchin (557—589). Der zweite Kaiſer Wen Ti (560—567) fand es der Klugheit angemeſſen, nach mehren, mit wechſelndem Glücke geführten Kriegen gegen die nordiſchen Reiche Zi und Dſcheu, einen dauerhaften Frieden zu ſchließen, und beendigte glücklich einen Bürgerkrieg. Der Sohn des Wen Ti wurde von ſeinem Vaterbruder Siuan Ti entthront. Siuan Ti (569—583) entriß dem State Zi einen Theil ſeiner Beſitzungen. Dadurch angefeuert, warf ſich auch der damalige Herrſcher von Dſcheu auf die Zi, bemächtigte ſich (578) nach einem hartnäckigen Kampfe des ganzen States, trieb ein gegen ihn geſchicktes Kriegsheer des Siuan Ti, der ihn um ſeinen Ruhm beneidete, kräftig nach den Grenzen zurück, und würde vielleicht ganz China unterworfen haben, wenn ihn nicht mitten auf ſeiner Siegesbahn der Tod überraſcht hätte. Yang Kian, ein allmächtiger Miniſter ſeines tollſinnigen Sohnes, gab der Familie Dſcheu den Todesſtoß, und wurde (581) nordiſcher Kaiſer und Stammherr des Hauſes Sui. Nachdem endlich Siuan Ti, der Kaiſer des mittäglichen Reiches Dſchin, geſtorben war, und ſein den ſchändlichſten Lüſten ergebener Sohn Tſchang Tſchingkung bereits 7 Jahre verſchwelgt hatte, hielt es Yang Kian für Pflicht, dieſem Unweſen zu ſteuern. Er überſchritt den großen Strom, und nahm die Reſidenz Nanking ohne Schwertſtreich.

Zwölfte Herrſcherfamilie Sui (581—618). Yang Kian, als Kaiſer Kao Dſu Wen Ti, wurde nach Unterwerfung der Dſchin Alleinherrſcher, und machte ſo der großen Theilung des Reichs ein Ende. Sein Sohn Yang Ti, durch Verſchwendung und Üppigkeit ausgezeichnet, bekriegte die Halbinſel Korea ohne großen Erfolg. Schon mit Kung Ti endete dieſe Familie durch einen Empörer Li Yuan, den Stammherrn der Thang.

Dreizehnte Herrſcherfamilie Thang (618—908). Der Zeitraum, während deſſen dieſes Haus den Thron behauptete, iſt nicht viel reicher an merkwürdigen Begebenheiten als die unmittelbar vorhergehenden. Das Reich behielt ſo ziemlich ſeinen bisherigen Umfang, und blieb auch auf derſelben Bildungsſtufe. Viel wurde unter einzelnen guten Regenten wenigſtens für die Erhaltung der Wiſſenſchaften gethan; Vieles durch freche Despoten, bürgerliche Kriege und die Allgewalt der Verſchnittenen wieder zertrümmert. Mehre Fürſten waren der Sekte der Tao Sſe, Andere der des Foe leidenſchaftlich ergeben, und während jene nach dem Tranke der Unſterblichkeit dürſteten, fühlten ſich dieſe im Beſitz einiger Reliquien des Foe glücklich. Die chriſtliche Religion fand, wenn man einer angeblich im Jahre 1625 aufgefundenen Marmortafel Glauben beimeſſen darf, unter den Thang zum erſten Male in China Eingang. Ihre Verkündiger waren ſyriſche Prieſter [54]. Der ausgezeichnetſte Fürſt aus

---

53) Die Kaiſer dieſes Hauſes werden, zum Unterſchiede von denen der neunten rechtmäßigen Dynaſtie, Pe Zi oder die nördlichen Zi genant.

54) Vergl. Dü Halde's Beſchreibung von China (Thl. III. S. 87 ff.) und Kirchers China illustrata.

dieſem Hauſe iſt unſtreitig Thai Dſung (627—650) der ſeine lange, friedliche Regirung nur zur Beförderung des Gemeinwohls benutzte, mehre gelehrte Hochſchulen ſtiftete, und ſich insbeſondere um Gymnaſtik und Kriegskunſt hohes Verdienſt erwarb. Einzelne Streifzüge türkiſcher und mongoliſcher Horden blieben im Ganzen ohne großen Erfolg. Ein Aufrührer Dſchu Wen machte dieſer Familie dadurch ein Ende, daß er dem Beiſpiele manches Anderen pünktlich nachfolgend, den vorletzten Kaiſer meuchleriſch ermordete, deſſen Sohn aus Politik eine Zeitlang auf den Thron erhob, dann aus der Welt ſchaffte, und nun ſelbſt als Kaiſer auftrat.

Vierzehnte Herrſcherfamilie Heu Liang[55]) (907—923). Den Thai Dſu (Dſchu Wen) ermordete nach ſechsjähriger Regirung ſein älteſter Sohn, verlor aber bald wieder Krone und Leben gegen den jüngſten Sohn Dſchü Tian, unter deſſen Herrſchaft die Chitan-Tataren im nordöſtlichen China [56]) ein mächtiges Reich gründeten, das ſich über 200 Jahre (bis 1125) erhielt, und deſſen Herrſcherfamilie, von dem Chane Apaoki geſtiftet, Leao genant wird. Dſchü Tian mußte die Krone einem kecken Empörer Dſchuang Dſung abtreten, und tödtete ſich aus Verzweiflung ſelbſt. Dſchuang Dſung erhob die:

Fünfzehnte Herrſcherfamilie Heu Thang (924—936). Dſchuang Dſung, der als Krieger ein Muſter von Tapferkeit und Enthaltſamkeit geweſen war, entartete auf dem Throne ganz. Viel würdiger zeigte ſich ſein Nachfolger und angenommener Bruder, der Tatar Ming Dſung. Deſſen Sohn gleiches Namens wurde von Sche Kingthang, dem Eidam des letzteren, mit Hilfe der Leao entthront.

Sechzehnte Herrſcherfamilie Heu Dſin (936—947). Der neue Kaiſer und Uſurpator mußte von den Leao, die ihm zu dieſer Würde verholfen hatten, und deren Feldherr nun ſelbſt Luſt zur Krone zeigte, einen ſchimpflichen Frieden erkaufen. Unter ſeinem Enkel Zi Wang beſtürmten ſie aber von Neuem das Reich. Deſſen Feldherr Lieu Dſchiyuan wußte es durch Zögerung ſo einzurichten, daß der Kaiſer ihnen zur Beute ward, und gründete jetzt eine neue, ephemere Dynaſtie.

Siebenzehnte Herrſcherfamilie Heu Han (947—951). Die immer weiter ſich ausbreitenden Zugshorden der Leao konten im Süden des Reiches nur durch den Muth einzelner Satrapen zurückgedrängt werden, doch kehrten ſie mit reicher Beute zurück. Einer ihrer kräftigſten Bekämpfer, Ko Wei, fand es für gut, nach ſeiner Rückkehr, welcher der Tod des zweiten Kaiſers ſchon vorangegangen war, ſelbſt Kaiſer zu werden.

Achtzehnte Herrſcherfamilie Heu Dſcheu (951—960). Sie hatte zwei wackere Regenten, von denen Schi Dſung, der adoptirte Sohn des Stifters, ſich beſonders dadurch merkwürdig machte, daß er in großer Geldnoth alle Götzenbilder ſeines Reiches einſchmelzen und Münzen daraus prägen ließ. An die Stelle ſeines unmündigen Nachfolgers erwählten die Großen deſſen Vormund, den verdienſtvollen Miniſter Dſchao Kuangyü, Stammherrn der Sung.

Neunzehnte Herrſcherfamilie Sung (960—1280). Die ſieben erſten Monarchen aus dieſem Hauſe, größtentheils mehr gütig und wiſſenſchaftlich, als tapfer und ſtatsklug, hatten mit den ſtets rührigen Chitan- oder Leao-Tataren manche gefährliche Händel, deren zweimaliges Ergebniß ein ſehr nachtheiliger Friede war. Unter Jin Dſung (1023—1064) bildete ſich eine neue Dynaſtie Hia in den nordweſtlichen Theilen des Reiches, die über dritthalb Jahrhunderte fortbeſtand, abwechſelnd bald mit dem chineſiſchen Kaiſerhauſe, bald mit den Leao gemeinſchaftliche Sache machte und endlich durch Tſchingis Chan zerſtört ward. Zur Zeit des Jin Dſung, Jng Dſung und Schin Dſung (1023—1086) blüheten der ſchätzbare Geſchichtſchreiber Sſema Kuang und der kühne, freigeiſteriſche Denker Wan Nganſche. Auch lebten unter dieſen Regirungen, wie im Zeitalter der Sung überhaupt, viele Dichter und gelehrte Erklärer des Konfuzius. Der achte Kaiſer Hoei Dſung verband ſich endlich zur Ausrottung der Leao mit einem verwandten tunguſiſchen Völkerſtamme, den Tſchurtſchuk, (chineſiſch Jüdſchi), deren Oberhaupt Aguda dieſen alternden Stat bereits empfindlich gedemüthigt, und (1115) den Kaiſertitel angenommen hatte. Die Leao wurden faſt gänzlich aufgerieben. Ihre Überbleibſel flüchteten nach der abendländiſchen Tatarei, wo kurz vorher ein misvergnügter Großer des letzten Königes dieſer Nation eine Dynaſtie Si Leao (d. weſtlichen Leao) geſtiftet hatte (1125—1202), die endlich von dem benachbarten State der Naiman verſchlungen ward. Die wilden, kriegeriſchen Tſchurtſchuk, deren neue Herrſcherfamilie ſich Kin (die goldene, das goldene Reich) [57]) nante, zerfielen aber bald mit Hoei Dſung, überſchwemten den größten Theil des nördlichen China, und nahmen den chineſiſchen Kaiſer gefangen, der in der Wüſte Gobi ſein Leben beſchloß. Nicht beſſer erging es ſeinem Nachfolger Khin Dſung, der ſchon nach einjähriger Regirung in die Hände der unaufhaltſam über den gelben Fluß vorrückenden Tunguſen fiel. Kao Dſung (1127—1163) glaubte in Nanking einen ſicheren Zufluchtsort zu finden; aber die ſiegreichen Kin nöthigten ihn bald zur Wahl einer noch ſüdlicheren Reſidenz, Handſcheu in der Provinz Dſchekiang. Der dritte tatariſche Kaiſer Hi Dſung (1138—1149) ein Held und Beförderer der Wiſſenſchaften, ſetzte über den Ta Kiang und erſtürmte Nanking, wurde aber bald von dem chineſiſchen Feldherrn Yo Fei wieder zurück nach Norden gedrängt. Ein zweiter, furcht-

55) Es iſt dieſe Dynaſtie die erſte der ſogenanten Heu U Tai (hóu ù taì) oder fünf ſpäteren Dynaſtien, weil ſie mit früheren einerlei Namen hatten. 56) Zunächſt hatten ſie ſich in dem heutigen Leao, das damals noch nicht zu China gehörte, feſtgeſetzt.

57) Die Kin werden von muhammedaniſchen Geſchichtſchreibern Altun Chan (التون altûn, im türkiſchen Gold) genant. Sie machten in der Folge auch einen großen Theil der nördlichen Mongolei zinsbar.

Digitized by Google

barer Zug der Kin blieb wegen einer Empörung unter den Truppen, die den Rückmarſch veranlaßte, ohne bedeutende Folgen. Die Regirungen des Hiao Dſung, (bis 1190) und Kuang Dſung (bis 119.) waren ſehr ruhig, weil der gleichzeitige Tunguſenfürſt den Frieden liebte. Dem Kuang Dſung folgte der ebenſo einfältige als gutmüthige Ning Dſung (1195 — 1225).

Gleichzeitig mit dieſem Kaiſer ſpielte der berühmte Mongole Tſchingis (geb. 1161) ſeine welterſchütternde Rolle. Das nördliche China bis zum gelben Fluſſe, das benachbarte Mandſchüland und Korea durchtobten ſeine Heere in blutigen und hartnäckigen Kämpfen mit dem State Kin, deſſen völlige Unterwerfung aber erſt ſeinem Sohne Oktai vorbehalten war. Den Stat Hia zerſtörte Tſchingis von Grund aus, und würde auch vielleicht das mittägliche China, mit dem er bloß durch ein, von Ning Dſung ihm angebotenes Bündniß in flüchtige Berührung kam, ſeinem Weltreiche einverleibt haben, wenn ihm der Tod, kurz nach ſeinem letzten Siege über die Hia, nicht zuvorgekommen wäre. Dem Nachfolger des Ning Dſung, Li Dſung (1225 — 1265) einem eben ſo unbedeutenden Menſchen, bot Oktai, der ſchon mehre Jahre in den Landen der Kin gewüthet hatte, ein Bündniß zum Vernichtungskriege gegen dieſe Letzteren an. Die Miniſter genehmigten es im Namen des Kaiſers und im Jahre 1235 war auch das goldne Reich, nach 120jähriger Selbſtändigkeit, aufgelöſt. Sofort entzweiten ſich Mongolen und Chineſen über die Theilung der eroberten Länder. Oktai Chan ſtarb 1241, aber ſeine Nachfolger ſetzten die Feindſeligkeiten rüſtig fort, und gewannen immer feſteren Fuß in China. Unter den folgenden drei Regirungen zerbröckelte ſich das ganze noch übrige Reich der Sung. Tu Dſung (bis 1275) mußte die Provinz Hukuang, das Herz ſeiner Monarchie, einbüßen. Kung Dſung (bis 1276) endete ſein Leben in mongoliſcher Gefangenſchaft. Tuan Dſung (bis 1278) war genöthigt, nach Kanton zu entfliehen, und eine blutige Seeſchlacht (1280) vernichtete die letzten Hoffnungen der Familie Sung, deren letzter Sprößling mit ſeiner Mutter und vielen Hofbeamten in den Meereswogen ein freiwilliges Grab fand.

Zwanzigſte Herrſcherfamilie Yuan (1280 — 1369). Chupilai Chan (als Kaiſer Schi-Dſu) der ſchon 1260 Mongolenfürſt und Beherrſcher des nördlichen China war, beſtieg 1280 den erledigten Thron der Sung. Seine neugeſtiftete Dynaſtie Yuan war ſeit der Gründung des chineſiſchen States die erſte ausländiſche, welche das Reich in ſeinem ganzen Umfange beſeſſen hat. Dieſe Umwälzung hatte jedoch auf Charakter und Culturzuſtand der Chineſen durchaus keinen Einfluß. Es zeigte ſich vielmehr eine ganz entgegengeſetzte Wirkung. Der benachbarte Tatar, ein roher Naturmenſch, wurde ſchon beim erſten Blick in die Verfaſſung und in die alten, ehrwürdigen Geſetze der Beſiegten von Bewunderung hingeriſſen. Alles Neue, was ſich ihm hier darbot, und deſſen Daſeyn er in ſeinen öden Steppen kaum ahnen mochte, wirkte ſo gewaltig auf ſein Inneres, daß er mit überraſchender Schnelligkeit entwilderte, auf demſelben Boden, den er als ſtolzer Sieger mit Strömen Blutes gewäſſert hatte, bald in Demuth vor den Altären des Konfuzius kniete, und ſich ſchon im Beſitz eines chineſiſchen Namens glücklich ſchätzte [58]). Kein Wunder alſo, wenn dieſe Verfeinerung bald in Überbildung und Weichlichkeit ausartete: wenn der Tatar ſeinen, dem Chineſen einſt ſo furchtbaren Muth, ſeine Gewandtheit und Körperkraft den neuen Lebensverhältniſſen zum Opfer brachte, und auf dieſe Art in weniger als einem Jahrhunderte den patriotiſchen Chineſen Gelegenheit gab, die Schmach ihrer Väter zu rächen.

Die Regenten des Hauſes Yuan werden größtentheils als mild und gütig beſchrieben. Ihre Staten zerrüttete kein folgenreicher Krieg, und ſo konten ſie, die Künſte des Friedens ruhig fördernd, ein gemächliches Leben führen, das aber bei den letzten derſelben Indolenz und unmäßige Sinnenluſt erzeugte. Schi Dſu (1280 — 1295) wählte Peking zu ſeiner Reſidenz. Er ſtellte die alte Ordnung der Dinge wieder her, und ließ jeden Statsbeamten, der nicht aus hartnäckiger Anhänglichkeit an die erloſchene Dynaſtie vom Geſchäftsleben zurücktrat, in ſeinem gewohnten Wirkungskreiſe. Berühmter als ſeine verunglückte Unternehmung gegen Japan, von der ſich ſchon wegen der großen nautiſchen Unkunde der Mongolen wenig verſprechen ließ, und ſeine glücklicheren Kämpfe mit den Bewohnern der Halbinſel jenſeit des Ganges, hat ihn die Anlegung des großen Kaiſer-Kanals gemacht, der oft, aber ſelten ohne Übertreibung, von Reiſenden geſchildert worden iſt. Merkwürdig iſt auch dieſer Zug von Schi Dſu, daß er die meiſten Schriften der ausgearteten Sekte des Lao Kiün den Flammen Preis geben ließ. Sein ungeheueres Reich begriff, außer China, der ganzen Mongolei, und einem Theile des chineſiſchen Tunguſien oder Mandſchulandes noch Tübet, Tunkin und Kotſchintſchina, einen Theil Perſiens und das ganze von türkiſchen Stämmen bewohnte Mittelaſien bis zum Dnepr. Eine Menge anderer kleiner Völker bis zum nördlichen Polarmeere waren ihm zinspflichtig. Überhaupt hat China ſeinen (jetzt wieder ſinkenden) politiſchen Einfluß auf das weſtliche und nördliche Aſien vornehmlich den Eroberungen des Tſchingis und ſeiner Nachfolger zu verdanken. Die Alles verſchlingende mongoliſche Übermacht unterwarf zwar China ſelbſt, wurde aber auch in demſelben Lande gebrochen, und was früher dem großen Mongolenreiche angehört hatte, beugte ſich, nach dem Sturze der Yuan, unter das Joch einheimiſcher Kaiſer, und trat in ſeine vorige politiſche Unbedeutendheit zurück. Gegen Schün Ti, den letzten Kaiſer der Yuan, empörte ſich ein Prieſter des Buddha, Namens Dſchü Yuandſchang. Dieſer kühne und hochherzige Mann beſiegte die Mongolen zu Waſſer und zu Lande, und ſein Kriegsheer ſchwoll,

58) Jede ausländiſche Nation, die im Laufe der Jahrhunderte längere oder kürzere Zeit über einen Theil China's oder, wie die Yuan und Tſing, über das ganze herrſchte, erſcheint gewöhnlich, noch ehe wir ſie recht kennen, faſt ganz nach chineſiſchem Zuſchnitte. Da gibt es alsbald chineſiſche Namen der Dynaſtie, Regirungsnamen, Ehrennamen nach dem Tode u. ſ. w.

Digitized by Google

gleich einer Lawine, immer gewaltiger an, je weiter er nach Norden vorrückte. Endlich hielt er ſeinen triumphirenden Einzug in Peking, das der feige Schün Ti bereits verlaſſen hatte (1368). Die Mongolen flohen wieder nach ihrem Vaterlande, wo der Sohn des Schün Ti eine Dynaſtie der nördlichen Yuan (Chalchas-Mongolen) gründete, die noch heutiges Tages als ein den Chineſen zinsbarer Schutzſtat fortbeſteht, und Dſchü Yuandſchang wurde Kaiſer. Er gab ſeiner neuen Dynaſtie den Namen Ming, und wählte Nanking zur Hofſtadt.

Ein und zwanzigſte Herrſcherfamilie Ming (1368—1662). Der Stammherr, als Kaiſer Thai Dſu genant, noch bekanter aber unter dem Regirungsnamen Hung Wu (hohe Tapferkeit) machte ſich um die Wiſſenſchaften ſehr verdient, und traf manche nützliche Einrichtungen im Reiche. Ferne Staten ehrten ihn durch Geſandtſchaften. Unter den folgenden Kaiſern erneuerten die Mongolen ihre alten Raubzüge, im Ganzen ohne bedeutenden Erfolg. Doch gelang es ihnen einmal, den Kaiſer Jng Dſung (1436—65) gefangen zu nehmen. Kecke Seeräuber beunruhigten nicht ſelten die Monarchie, und die Japaneſen landeten zur Zeit des Schi Dſung (1522—67) dreimal feindlich an China's Küſte, wurden aber mit großem Verluſte zurückgewieſen. Ein weit gefährlicherer Feind erwuchs dieſer Dynaſtie in dem tunguſiſchen Volke der Mandſchu, die von den durch Oktai Chan aus China vertriebenen Tſchurtſchuck abſtamten, und ſich bis 1586 in den Grenzen ihres alten, nördlich von der Halbinſel Korea gelegenen Vaterlandes hielten. In dieſem Jahre gab ihnen Schin Dſung (1573—1620) zuerſt Wohnſitze in der Provinz Leaotung [59]). Die verrätheriſche Ermordung ihres damaligen Chans, auf Anſtiften der chineſiſchen Regirung vollbracht, um dieſes kraftvolle und kriegeriſche Volk für China unſchädlich zu machen, reizte die Mandſchu zu einem blutigen Aufſtande. Ihr heldenmüthiger Anführer, Thai Dſu, ein Sohn des Ermordeten, eroberte (1616) ganz Leaotung, und würgte alle dortigen Chineſen nieder. Die Hauptſtadt dieſes Landes (Mukden oder Schinyang), wurde ſeine Reſidenz, und von dort aus agirten jetzt die Mandſchu mit wechſelndem Glücke gegen das Innere. Thai Dſung, der Nachfolger des Thai Dſu (1627—36), von gleichem Ehrgeiz und kriegeriſchem Muthe beſelt, überfiel mit ſeinen Scharen Petſchili, Schantung und Kiangnan. Da er keine Leibeserben hinterließ, verhielten ſich die Mandſchu, da es der großen Mehrheit weit mehr um Beute als um Länderbeſitz zu thun war, nach ſeinem Tode eine Zeitlang ruhig, wurden aber von Chineſen ſelbſt, deren letzten wirklichen Kaiſer Sſe Dſung oder Hoai Dſung ein Uſurpator Li Dſütſching geſtürzt hatte, aus Rache wieder ins Reich gelockt. In Verbindung mit einem chineſiſchen Heere, von dem tapfern und edelmüthigen U Sankuei befehligt, vertrieben ſie den Li Dſütſching, der nach Schenſi entwich, eroberten Peking, benutzten aber auch dieſe Gelegenheit, um ihre Herrſchaft über China zu begründen. Ein hoffnungsvoller Knabe aus fürſtlichem Geblüte, Schi Dſu (Regirungsname Schün Dſchi) wurde Kaiſer der neu geſtifteten Dynaſtie Zing oder Thai Dſing (die großen Zing).

Zwei und zwanzigſte Herrſcherfamilie Zing, 1644 gegründet, aber erſt ſeit 1662 im ungeſtörten Beſitze des ganzen States. Schi Dſu (1644—62) war während ſeiner ganzen Regirungszeit in blutige innere Kriege verwickelt. In den mittäglichen, noch unabhängigen Provinzen erhoben ſich nach einander zwei Sprößlinge der Ming als Kaiſer, die aber ſchon 1647 den Streitkräften der Mandſchu erlagen. Die Tataren zogen ſiegreich durch Kiangnan, Dſchekiang, Fukian und Kuangtung (Kanton), wurden aber in Kuangſi von einem neuen Prätendenten aus dem Hauſe Ming, Kuei Wang (Yung Li) aufs Haupt geſchlagen. Letzterer wählte Dſchaoking in der Provinz Kanton zu ſeiner Reſidenz, und ſpielte ſeine Rolle 15 Jahre lang (1647—62). Durch den glücklichen Erfolg des Kuei Wang angefeuert, empörte ſich nun ein großer Theil des Landes. Allein die Klugheit des jungen Kaiſers der Zing, und die Planloſigkeit in den Unternehmungen der Gegner brachte nach wenigen Jahren das ganze nördliche und mittlere China unter Mandſchuiſche Botmäßigkeit. Unter den Empörern hatte ſich beſonders ein gewiſſer Dſchang Hiantſchung durch unerhörte Grauſamkeiten ausgezeichnet, und der kühne Seeheld Tſching Tſchingkung, gleichfalls ein Anhänger der Ming, fügte den Küſtenſtädten China's und der Mandſchuiſchen Flotte ungeheuern Schaden zu. Er bemächtigte ſich endlich der Inſel Formoſa, worauf er als König ſein Leben beſchloß. Ein neuer Kriegszug der Mandſchu gegen den Prätendenten in Kuangtung, dem vier ſüdliche Provinzen noch anhingen, war für die erſteren von entſchiedenem Vortheil. Der geſchlagene Kuei Wang mußte bis an die Grenze von Pegu fliehen, wurde aber (1662) dem Kaiſer ausgeliefert und hingerichtet. In demſelben Jahre ſtarb auch Schi Dſu. Sein Nachfolger iſt der hochgefeierte Sching Dſu, weit bekanter unter ſeinem Regirungsnamen Khang Hi, allgemeine Ruhe (1662—1722), der, wenn man dem einſtimmigen Zeugniſſe der apoſtoliſchen Väter aus dem Orden der Jeſuiten, die mit ihm in nähere Berührung kamen, und die er beſonders wegen ihrer wiſſenſchaftlichen Bildung ſehr begünſtigte, Glauben beimeſſen darf, Alles in ſich vereinigte, was einen Fürſten groß und liebenswürdig machen kann [60]). Jeden Falls

---

59) Schin Dſung lernte die erſten chriſtlichen Miſſionäre kennen, unter denen ſich beſonders der Pater Riccl durch Gewandtheit und geiſtige Überlegenheit zu empfehlen wußte. Eine treffliche Abhandlung über die Schickſale des Chriſtenthums in China lieferte Mosheim zur teutſchen Überſetzung des Dü Halde (Th. II.).

60) Wie dankbar die ehrwürdigen Väter den Schutz anerkanten, den Sching Dſu ihrem geiſtlichen Wirken angedeihen ließ, erhellt wol zur Genüge daraus, daß der Pater Dü Halde kein Bedenken trägt, dieſen Kaiſer von China, der doch eben ſo gut als Heide geſtorben iſt, wie alle übrigen, den höchſtſeligen Kaiſer Khang Hi zu nennen.

Digitized by Google

war er ein Mann von ausgezeichneten Geiſteskräften, der europäiſche Bildung mit hellem, vorurtheilsfreiem Blicke zu würdigen verſtand, welche Eigenſchaft ihn ſchon allein doch über ſeine Landsleute erhebt, vielleicht aber auch hauptſächlich dem Umſtande zu verdanken iſt, daß er mehr Tatar als eigentlicher Chineſe war. Die erſten zwanzig Jahre ſeiner Regirung fehlte es nicht an Bürgerkriegen, die oft einen für die Selbſtändigkeit der Mandſchu bedenklichen Charakter annahmen; aber die Klugheit des Herrſchers in der Wahl tüchtiger Reichsgehilfen aus dem bürgerlichen und Kriegerſtande, und, wo es anging, die kräftigſten, erſchütterndſten Maßregeln, vereitelten jede Unternehmung der Gegner, und brachten die zahlloſen Räder der ungeheuern Maſchine ſeines States in ſicheres Gleis. Sein Sohn Schi Dſung (Regirungsname Yung Dſching, hergeſtellte Eintracht, 1723—36) zeigte Muth, Thätigkeit und Eifer für das Gemeinwohl; verfolgte aber, wol hauptſächlich durch neidiſche Große dazu beſtimt, die Glaubensboten und unterdrückte das Chriſtenthum. Kao Dſung (Regirungsname Khian Lung, himmliſcher Wohlſtand, 1736—96), ein verſtändiger und wohlwollender Regent, war zugleich einer der erſten chineſiſchen Gelehrten ſeiner Zeit, welchen Ruf er durch eine bedeutende Anzahl ſchriftſtelleriſcher Arbeiten beurkundete. Während einer 60jährigen, alſo der ſeines Großvaters Khang Hi an Zeitdauer ganz gleichen Regirung, erhielt ſich der Stat, ein Paar Kämpfe gegen freie Gebirgsvölker des Innern abgerechnet, in tiefem Frieden und gefürchteter Ruhe. Mancher türkiſche und mongoliſche Stamm in Mittelaſien wurde ihm durch das Waffenglück ſeiner Feldherrn zinsbar. Andere unterwarfen ſich freiwillig. Auch gelang ihm die völlige Unterjochung des großen Reiches der Olöt oder Eleuten (Kalmüken) [61]. Die chriſtlichen Miſſionare wurden von Kao Dſung Anfangs beſchützt, dann aber, wegen der feindſeligen Geſinnung einflußreicher Großen, woran ihre Anmaßungen und Ränke und die ewigen Zwiſtigkeiten der verſchiedenen geiſtlichen Orden unter ſich keinen geringen Antheil hatten, immer heftiger verfolgt. Dem Kao Dſung folgte in der Regirung Jui Dſung (Kia Khing, 1796—1820). Der Regirungsname desjenigen Kaiſers, der 1821 den Thron beſtieg, iſt Tao Kuang [62]. In der neueren und neueſten Zeit ſchienen die Feinde des Hauſes Zing ſich wieder erheben zu wollen; auch hat es nicht an Empörungen in den Schutzländern gefehlt, und das mächtigſte derſelben, Anam (aus Tunkin und Kotſchintſchina gebildet), iſt ſelbſtändiges Kaiſerthum geworden. Lauter Beweiſe, daß auch die Mandſchuiſche Dynaſtie nicht mehr ſo gebietend daſteht, als vordem, und über lang oder kurz mit den Yuan ein gleiches Schickſal haben dürfte. So wird das alte Spiel ſich endlich wiederholen, wenn die chineſiſche Nation nicht endlich durch kräftigen Einfluß von Seiten europäiſcher Völker, der aber, wegen der ſtörriſchen Selbſtgenügſamkeit und des faſt beiſpielloſen Eigendünkels dieſer Nation, nur nach vorhergegangenen furchtbaren Maßregeln, und gänzlichem Einſturze der alten Formen, möglich iſt, einer moraliſchen Wiedergeburt, und einem friſcheren Leben entgegen reift. Aber die ſteigende Größe des ruſſiſchen Reiches und beſonders der immer weiter um ſich greifende, ſchon jetzt ungeheuere Colonial-Stat der Engländer in Oſtindien machen es wahrſcheinlich, daß auch die Stunde China's bald ſchlagen werde. (*Schott.*)

61) Ein mongoliſcher Stamm im Norden und Nordweſten China's, deſſen einzelne Horden zuerſt Seren Kaldan vereinigte, und mit denen ſchon Sching Dſu hartnäckige Kämpfe hatte. 62) Das ausführlichſte, was man bis jetzt in Europa über die Geſchichte China's beſitzt, iſt Histoire générale de la Chine, par *Mailla* u. ſ. w. (Sie geht bis Khian Lung).

CHINA CUSCO bezeichnet im Handel zwei ganz verſchiedene Fieberrinden. 1) Eine, die aus Cuſco in Peru nach England jüngſt eingeführt wurde, iſt der echten China regia ſehr ähnlich, komt in ziemlich großen 1—2 Zoll breiten, 2—3 Linien dicken und flachen Stücken vor. Sie beſitzt auf allen Flächen, wie im Querbruche eine ochergelbe Farbe, welche etwas heller, als bei der China regia (Caliſaya), aber dunkler als bei der China flava de Carthagena iſt. Die Epidermis fällt dunkler roſtfarbig, als die übrige Rinde, ziemlich glatt und flechtenleer aus. Die Rindenſchicht darunter iſt verhältnißmäßig nicht dick, und geht faſt unmerklich in die innere, dickere, hellere und faſerige über. Sie riecht rein chinartig, ſchmeckt zuerſt ſäuerlich, dann ſtark und angenehm bitter, etwas balſamiſch, keineswegs herbe und ſcharf. Nach Buchner (in deſſen Repertor. f. d. Pharm. ꝛc. 1829. XXXII, 3. S. 476 ꝛc.) iſt ſie an Chinabaſis ſehr reich, und charakteriſtiſch ihr Verhalten zu ſchwefelſaurem Eiſenoxydoxydul, welches, obgleich die Rinde nicht herbe ſchmeckt, und einen nur wenig getrübten Abſud gibt, doch einen reichlichen, blaßbläulichen Niederſchlag und eine grüne Färbung der Flüſſigkeit erzeugt. 2) Eine andere China aus Cuſco weicht von Nr. 1. ganz ab, da ihr wäßriger Auszug, nach Pelletier (ſ. Journ. de Pharm. XIV. S. 578. und Buchner a. a. O. S. 476 ꝛc.) mit Salpeterſäure ſchwärzlich wird, ſie ſelbſt nicht ſo bitter, wie die Caliſaya-Rinde, ſondern ſtechend und wie pfefferartig ſchmeckt, und, ſtatt Chinin und Cinchonin, ein anderes Kaloid nebſt einer flüchtigen Säure (wahrſcheinlich Eſſigſäure) enthalten ſoll. (Vergl. Leverköhn's Verſuche bei Buchner a. a. O. S. 478 ꝛc.) Übrigens glaubt Leverköhn, daß die China Cusco zu van Bergen's Carthagena dura gehört, und nur eine beſſere Sorte davon iſt. Vergl. meinen Artikel: Chinarinde im XVI. Theile S. 349 ꝛc. (*Th. Schreger.*)

CHIOCOCCA ANGUIFUGA, densifolia und racemosa Martii (Cainca in der Landesſprache), ſind Arten eines weſtindiſchen Strauches mit eilanzettförmigen Blättern, blaßgelben, traubenförmigen Blumen und ſchneeweißen Beeren. Die Wurzel davon iſt, nach Langsdorff, der ſie jüngſt nach Europa ſchickte, in der Provinz von Minas-Gerais in Braſilien, als ein ſehr kräftiges, nicht ſchwächendes Purgans, Diureticum und Emenagogum bekant, welches aber ſeines flüchtigen Ekelgeruchs und Übelgeſchmacks wegen oft heftiges Erbrechen macht. — Bei überreizten Nerven und in hyſteriſchen Zufällen hat ſich dies Mittel ſehr wirkſam gezeigt, vorzüglich aber, auch nach Vogel, in der Waſſerſucht, zu

Digitized by Google

2 Drachmen als Infuſum mit $1\frac{1}{2}$ Pfund ſiedenden Waſſers über Nacht ſtehend, bis auf 8 Unzen Colatur 2 — 4mal täglich zwei Eßlöffel davon zu nehmen.

Martius hält es noch überdies für nützlich gegen den Biß giftiger Schlangen, gegen Waſſerſcheu und Trübſinn. Es bleibt aber immer ein gefährliches Mittel. (Vergl. de *Martius* Spec. Mater. med. Brasiliensis I. S. 18 ꝛc., und Buchners Repertor. f. d. Parmacie. XXII, 1.) (*Th. Schreger.*)

CHIROMYS (von χεὶρ und μῦς), Fingerthier, Händeeichhorn. Eine ausgezeichnete, von Sonnerat entdeckte und von Cuvier mit dem vorſtehenden Namen belegte Gattung der Nagthiere (Glires), welche in dieſer Familie zwar allerdings dem Eichhorn am nächſten ſteht, auch von ältern Syſtematikern mit dieſer Gattung verbunden ward, andrerſeits aber ſich den Händethieren, und zwar beſonders den Proſimien oder Lemurinen ſehr nähert, und daher von einigen Naturforſchern in dieſe Familie geſtellt oder gar (wie von Schreber) als Art zur Gattung Lemur gezogen wurde. — Das Gebiß iſt im Weſentlichen das der Nagthiere: 2 meißelförmige Vorderzähne oben und unten; jederſeits 4 Backzähne oben, 3 unten; keine Eckzähne und zwiſchen Vorder- und Backzähnen ein anſehnlicher zahnloſer Raum. Die Vorderzähne ſind ſehr ſchmal gedrückt und die Backzähne haben platte Kronen. Die Ohren groß, rundlich, ſchwarz, glänzend, einzeln aber lang behaart. Die Augen groß, nach vorn gerichtet; der Orbitalrand wie bei Händethieren geſchloſſen. An allen Füßen 5 Zehen, die Zehen der Vorderfüße, außer dem kürzern Daumen, ſehr lang und der dritte oder Mittelzeh ſonderbar dürr, ſchmächtig und faſt nackt. Die Hinterfüße haben wahre Hände, indem der Daumen derſelben frei, ſehr beweglich und den übrigen Zehen entgegen ſtellbar, auch, wie bei Affen, Makis und vielen Beutelthieren, mit einem Plattnagel (lamna Illig.) verſehen iſt. Sonſt ſind die Nägel an allen Füßen krallenartig und der des hintern Zeigezeh's iſt beſonders ſpitz, wodurch auch eine Makiähnlichkeit begründet iſt. Die Milchzitzen, zwei an der Zahl, liegen in der Leiſtengegend. Der Schwanz iſt ein langer, zottiger Eichhornſchwanz.

Die einzige bekante Art dieſer Gattung:

Chiromys madagascariensis *Desmarest* (Mammalogie p. 106) mit den Synonymen: Aye-Aye *Sonnerat* (voyage aux Indes orient. II. p. 142. t. 86.) — Sciurus madagascariensis *Gmelin* (*Linn.* Syst. nat. I, 1. p. 152.) — Lemur psilodactylus *Schreber* (Säugethiere I. t. 38.) — Daubentonia *Geoffroy* (Decade philosoph. et litter. No. 28.) ward von Sonnerat auf der Inſel Madagaskar, (der Heimath mehrer ausgezeichneter und eigenthümlicher Thierformen), und zwar im öſtlichen Theil derſelben, entdeckt. Es hat etwa die Größe eines Haſen, eine Länge von 3 Fuß, wovon der Schwanz die Hälfte beträgt. Es ähnelt im ganzen Habitus, beſonders auch in der Kopfform der Eichhorngattung. Der Kopf iſt rundlich, die Stirn platt; die Augen roth; die Schneidezähne ganz weiß. Lange, ſchwarze, ſteife Taſthaare ſtehen über den Augen, an den Wangen, der Oberlippe und am Kinn. Das Grannenhaar iſt oben am Rumpfe, welcher dazwiſchen feines, weißgelbes Wollhaar trägt, braun, an Geſicht und Kehle weißgelblich, am Unterkörper rothgelblich, an den Gliedern röthlichbraun, an den Zehen ſchwärzlich und ſehr kurz, am Schwanz aber über zwei Zoll lang, ſtark, rigide und von braunſchwarzer, an der Wurzel weißer Farbe.

Das Thier iſt ein Nachtthier, ſanften Naturells und ziemlich langſam in ſeinen Bewegungen. Es klettert auf Bäume und nährt ſich vorzüglich von Würmern (?) und Inſecten, welche es mit dem langen dürren Finger aus den Ritzen der Borke hervorholt und in das Maul bringt. Zwei in der Gefangenſchaft gehaltene fraßen Reis und brauchten dabei auch den dürren Finger. Aye-Aye iſt weder der urſprüngliche Name, noch der Ruf des Thieres, ſondern ein Ausdruck der Verwunderung, den die Madagaſſen einmal beim Anblick deſſelben hören ließen. Indeſſen iſt es ſeit Sonnerat in vielen Schriften ſo genant und La Cepède hat von dieſer albernen Benennung ſogar für die lateiniſche Nomenclatur Gebrauch gemacht, indem er es unter dem Titel Ay-Aye madagascariensis in ſeine Ordnung Pedimana ſtellte, und ſonach mit den Beutelthieren gruppirte *).

Die von Froriep in Voigts Magazin für die Naturkunde (7. B. t. IX.) mitgetheilte Abbildung ſtellt, ſo wie die in einigen neuern franzöſiſchen Werken gegebenen, das in der königlichen Samlung zu Paris befindliche, ausgeſtopfte Exemplar des Chiromys, welches ich im Jahr 1827 dort geſehen habe, richtig dar. Hingegen gleicht die Sonneratiſche, von Schreber, Shaw u. A. copirte Abbildung jenem Stücke, in Hinſicht der Form der Ohren und des Kopfs und der Längenverhältniſſe der Finger der Vorderfüße, ſo wenig, daß man auf die Vermuthung, das Original der letzten ſey von jenem der Art nach verſchieden, gerathen könte. Eine Abbildung des Schädels findet man in Cuviers Règne animal. tab. II. f. 1 und 3. (*Nitzsch.*)

CHIRON (Entomologie). Käfergattung aus der Abtheilung der Pentameren und der Familie der Lucaniden, von Mac Leay †) errichtet, der Gattung Passalus verwandt, aber durch walzigen Körper, dicken Kopf von der Breite des Halsſchildes und handförmig gezackte Schienen unterſchieden. Die einzige bis jetzt bekante Art C. digitatus (Sinodendron digitatum Fabr. Scarites cylindrus Fabr. Passalus cylindrus Illig. Latr.) iſt in Oſtindien einheimiſch. (*Germar.*)

CHLADNI [1]), Ernst Florens Friedrich, Doctor der Philoſophie und Rechte, Mitglied vieler gelehrten Geſellſchaften, ein Mann, der mit Recht der Begründer einer auf Verſuchen beruhenden Akuſtik, Erfinder einer Klaſſe muſikaliſcher Inſtrumente, welche die Vorzüge der einſtimmigen Blaſe- und Geigeninſtrumente mit denen unſerer bisherigen vielſtimmigen Taſteninſtrumente vereinigen, und erſter Erforſcher der vom Himmel gefallenen meteoriſchen Maſſen genant werden kann, einer von

---

*) S. Memoires de l'Institut. national. Tom. III.

†) Horae entomol. I. pag. 107.

1) Dieſer Artikel umfaßt zugleich die Artikel Clavicylinder, Euphon, Klanglehre, Klangfiguren, Meteorsteine.

den ſcharfſinnigen und thätigen Männern, denen man die außerordentlichen Fortſchritte der Naturwiſſenſchaften in der neueren Zeit vorzüglich verdankt [2]), ward den 30. Nov. 1756 in Wittenberg geboren. Seine Familie ſtamte aus Ungern. Wahrſcheinlich wurde von da ſein Großvater nach Wittenberg berufen, wo er Propſt und Profeſſor der Theologie wurde, und nach der damaligen Sitte der Gelehrten, ihren Namen eine lateiniſche Endung zu geben, den Namen Chladni in Chladenius umänderte. Der Sohn des Propſt Chladenius, Ernſt Martin Chladenius, kurſächſiſcher Hofrath und erſter Profeſſor der Rechte in Wittenberg, Ordinarius der Juriſtenfakultät, war ein wegen der Rechtſchaffenheit, Thätigkeit und Geſchicklichkeit, die er als Director der Juriſtenfakultät und einiger andern Rechtskollegien zeigte, ſehr geachteter Mann, wie er denn auch wegen ſeiner Kentniß des teutſchen Statsrechts unter dem Kaiſer Joſeph als Reichshofrath nach Wien berufen ward, was er aber aus Anhänglichkeit an ſein Vaterland nicht annahm. Unſer Chladni war das einzige Kind dieſes Hofrath Chladenius aus der erſten Ehe, und blieb es auch, als nach dem baldigen Tode ſeiner Mutter ſein Vater ſich zum zweiten Mal verheirathete.

Ungeachtet Chladni während ſeines ganzen Lebens der dauerhafteſten Geſundheit genoß, ſo ſcheint es doch ſeinem ganzen Körperbau nach, daß er als Kind von ſchwächlicher Conſtitution geweſen ſey. Daher rührte vielleicht die Ängſtlichkeit ſeiner Eltern, die er in dem ſeine Lebensverhältniſſe ſchildernden Vorworte zur teutſchen Ausgabe ſeiner Akuſtik (Leipzig 1802) beklagt. Ein Zwang indeß, der nur während der erſten Jahre ſeines Lebens gedauert hätte, würde einen weniger bleibenden Einfluß auf ſeinen Charakter gehabt haben. Chladni wurde aber auf die ſächſiſche Fürſtenſchule nach Grimma geſchickt, und der beſondern Aufſicht eines ſeiner Lehrer übergeben. So dauerte der Zwang, dem er bisher unterworfen war, bis zu ſeinen Univerſitätsjahren fort. Ungeachtet aller Einſchränkungen aber und aller Vorſchriften für ſeine Beſchäftigungen wußte er ſchon während ſeiner Schuljahre ſeine Liebe für die praktiſchen Wiſſenſchaften und Künſte zu befriedigen. Zu dieſem Zwecke trieb er von ſeinem 19. Jahre an auf der Schule in Grimma die Muſik, beſonders Klavierſpiel und die Theorie der Tonkunſt, welches beides auf ſein künftiges Leben großen Einfluß gehabt hat. „Als ich, ſagt er, auf die Univerſität Wittenberg kam (1776), hätte ich gern Medicin ſtudirt; ließ mich aber doch durch Zureden meines Vaters bewegen, die Rechtswiſſenſchaft zu ſtudiren. Während meiner dortigen Studien war ich auch weit eingeſchränkter, als andere meines gleichen, welches mich veranlaßte, es durch mancherlei Vorſtellungen endlich dahin zu bringen, daß mir die Erlaubniß ertheilt ward, nachher noch in Leipzig zu ſtudiren. Dort war ich ganz mir ſelbſt überlaſſen, habe aber, wie jeder, der ſich meiner erinnert, wird bezeugen können, meine Freiheit auf keine Weiſe gemisbraucht. Als ich nach den gewöhnlichen Prüfungen die vorzüglichſte Cenſur erhalten, und zwei ſelbſtgeſchriebene Diſſertationen vertheidigt hatte, ward ich Doctor der Rechte (1782). Hierauf ging ich wieder nach Wittenberg, wo meine Beſtimmung zu ſeyn ſchien, juriſtiſche Geſchäfte zu treiben, und etwa in der Folge eine juriſtiſche Profeſſur oder ein anderes Amt zu erhalten." In der That hatte er in Wittenberg, bei dem großen Einfluſſe ſeines Vaters und deſſen Collegen, und bei den von ihm bewieſenen guten juriſtiſchen Kentniſſen die beſten Ausſichten, einſt als Profeſſor der Rechte angeſtellt zu werden, und dadurch ein einträgliches und ehrenvolles Amt zu erhalten. Allein nach dem Tode ſeines Vaters, deſſen Wünſchen er ſich ſo lange gefügt hatte, behielt die ihm angeborne Neigung zu den Naturwiſſenſchaften und ſein Talent dazu bald die Oberhand. Er bewarb ſich um die eben erledigte 2te mathematiſche Profeſſur und hielt auch ſogleich Vorleſungen über phyſiſche und mathematiſche Geographie, über Geometrie, und machte ſogar mit einigen Zuhörern botaniſche Excurſionen. Mit mehren von dieſen Fächern, z. B. mit der Lehre vom Schalle und mit der Mathematik, hatte er ſich ſchon auf der Schule in Grimma mit Vergnügen beſchäftigt, andere hatte er auf der Univerſität, vorzüglich in Leipzig, neben ſeinen juriſtiſchen Studien getrieben. Schon im 19. Jahre, als er Muſik zu treiben anfing, las er mehre Schriften über die Tonkunſt, in welchen einige ſehr intereſſante phyſiſch-mathematiſche Lehren über tönende Schwingungen der Körper mangelhaft vorgetragen waren. Es gelang ihm ſpäter durch eigenes Nachdenken und Beobachten, mehre nicht unwichtige Verbeſſerungen über dieſe Gegenſtände zu machen; ein Reiz zu weiterer Nachforſchung. So ſuchte er bald die Quellen auf, woraus die Verfaſſer jener Schriften geſchöpft hatten, und las in den Schriften der Pariſer, Petersburger und Berliner Akademien der Wiſſenſchaften, Daniel Bernoulli's Unterſuchungen über die Luftſchwingungen in Orgelpfeifen und Blaſeinſtrumenten, über die Schwingungen eines Stabes, über die Schwingungen einer Saite und über das Zuſammenbeſtehen mehrer Schwingungsarten — und ſämtliche auf Muſik und Tonhervorbringung ſich beziehende Schriften von Leonhard Euler, — wiederholte die angegebenen Verſuche, und beabſichtigte eine Vergleichung der Theorie mit der Erfahrung, an der es noch in dieſem Theile der Naturwiſſenſchaft ſehr zu mangeln ſchien. Bei den dazu von ihm veranſtalteten Verſuchen machte er manche neue oder ihm noch unbekante Bemerkungen. Unter andern fand er, daß eine jede nicht gar zu kleine Glas- oder Metallſcheibe mannichfaltige Töne gäbe, wenn er ſie an verſchiedenen Stellen hielte und anſchlüge. Hunderte mochten vor ihm dieſelbe Erfahrung gemacht haben; aber keiner erkante das Intereſſante in dieſer Erſcheinung, keiner wußte ſie ſo glücklich zu verfolgen, und aus ihr ſo viel Nutzen für die Wiſſenſchaft zu ziehen, als Chladni's erfindungsreicher Geiſt.

Sein Plan, die 2te mathematiſche Profeſſur in Wit-

2) Der Verfaſſer dieſer Biographie ſtand in einem mehrfachen Verkehr mit Chladni, und erfreute ſich bis an ſeinen Tod der freundſchaftlichen Zuneigung deſſelben. Er kent zugleich mehre Freunde Chladni's, die ſich ſeiner noch länger, und ſelbſt von ſeinen Univerſitätsjahren her, erinnern, und welche mit ihm eine Reihe von Jahren in Wittenberg verlebten.

Digitized by Google

tenberg zu erhalten, ſcheiterte; denn dieſe Lehrſtelle wurde von der Regirung nicht wieder beſetzt, und er war ohne hinreichende Mittel zu ſeinem Lebensunterhalte: aber ſein Entſchluß, ſich ganz den Naturwiſſenſchaften zu widmen, und, wie er ſich ausdrückt, „wo nicht mit mehr Glücke, doch mit mehr Zufriedenheit und Luſt der Welt zu dienen," ſtand feſt. Er beſchloß daher, ſeine Bedürfniſſe ſo zu beſchränken, daß die Sorge um ſein Leben nicht ſeine Beſchäftigungen zu beſtimmen brauche, damit er mit verdoppeltem Fleiße ſeine Entdeckungen verfolgen und fürs Leben nützlich machen könte. Die Reſultate ſeiner Arbeiten machte er in einer Schrift: „Entdeckungen über die Theorie des Klanges" (Leipz. 1787) bekant. — Vor Chladni war ſchon evident bewieſen, daß die phyſiſche Urſache alles Tönens und alles Schalles in weiter nichts als Schwingungen liege, deren Geſchwindigkeit nicht gewiſſe Schranken überſchreiten dürfe. Wie ſollte aber ſogleich jedermann zu überzeugen ſeyn, daß die wunderbaren Eindrücke der Töne wirklich durch bloße Bewegungen hervorgebracht würden? Und da jeder Körper ſehr mannichfaltige Bewegungen und Schwingungen machen kann, warum ſollten blos Saiten, Luft in Pfeifen und Glocken zu muſikaliſchen Inſtrumenten brauchbar ſeyn? Mancher meinte, daß außer der Bewegung noch etwas anders hinter dem Tone verborgen ſeyn müſſe. Nun zeigte Chladni in ſeiner Schrift durch eine große Samlung von Verſuchen, wie faſt alle Körper in demſelben Grade tonfähig ſeyen, als ſie ſchwingungsfähig ſind, und gab den augenſcheinlichſten Beweis, wie Änderungen in den Schwingungsarten auffallende Änderungen der Töne überall mit ſich führen. Eine Unterſuchung über einen ganz neuen Gegenſtand war aber in dieſem Werke die Unterſuchung ſchwingender, tönender Scheiben, insbeſondere der frei ſchwingenden Scheiben. Die erſten Verſuche, welche ihn zu dieſer Reihe von Entdeckungen geführt haben, waren folgende. Chladni ſpante eine meſſingene Scheibe in ihrem Mittelpunkte feſt in einen Schraubſtock, und bemerkte, daß man nicht allein durch Anſchlagen verſchiedene Töne hervorlocken, ſondern noch ſtärker und anhaltender mit dem Violinbogen hervorbringen konte. — Ferner faßte er den ſcharfſinnigen Gedanken, ſolche Platten, während ſie tönten und ſchwangen, mit Sand zu bedecken, die Bewegungen der Körner zu beobachten, und aus dieſen den Sandkörnern mitgetheilten Bewegungen auf die urſprünglichen Schwingungen der Platte Rückſchlüſſe zu machen [3]). — Dieſe beiden Mittel, die Schwingungen elaſtiſcher Platten zu unterſuchen, den Violinbogen auch bei Scheiben anzuwenden, und Sand auf die Oberfläche zu ſtreuen, vereint, führten ihn zu der wichtigen Entdeckung der Klangfiguren.

Wenn ſich eine elaſtiſche Scheibe, z. B. von Glas oder Metall, nicht in allen ihren Punkten in gleichmäßiger Schwingung befindet, ſondern es Stellen gibt, die während des Schwingens der übrigen Theile in Ruhe bleiben; ſo müſſen Sandkörner, auf ſie geſtreut, während ſie ſich in horizontaler Lage befindet, von den ſchwingenden Stellen der Scheibe wiederholt in die Höhe geworfen werden, auf den ruhigen Stellen der Scheibe dagegen ruhig liegen bleiben, und dieſer Zuſtand muß damit endigen, daß aller Sand von den bewegten Theilen nach und nach verſchwindet und ſich auf den nicht ſchwingenden Stellen anſammelt. — Dieſe Erſcheinung, welche Chladni geahnet hatte, beſtätigten ſeine Verſuche auf das vollkommenſte. Die Regelmäßigkeit aller auf dieſe Weiſe beobachteten Erſcheinungen gab zugleich einen recht augenſcheinlichen Beweis, daß man bei einem Körper Bewegungen, die der Natur und Ausdehnung des Körpers am angemeſſenſten ſind, von denen, welche damit im Widerſpruche ſtehen, unterſcheiden müſſe. Die letztern verſchwinden bald aus dem Körper; die erſtern bringen eine viel bleibendere Wirkung hervor. Die letztern ſind höchſt mannichfaltig und unbeſtimbar; bei den erſtern herrſcht die höchſte Einfachheit und Symmetrie.

Durch ſeine Entdeckungen bewies Chladni augenſcheinlich, daß, wenn ein Körper von ſelbſt und frei ſchwingend einen reinen vollen Ton gibt, er ſich immer in einer ſehr regelmäßigen Schwingung, die ſeiner innern Beſchaffenheit und ſeiner äußern Begrenzung am angemeſſenſten iſt, befindet; eine Wahrheit, von der alle, welche die in Chladni's Klangfiguren überall herrſchende Symmetrie kennen gelernt und geſehen haben, ſich leicht überzeugen konten.

Die große Verehrung, welche Chladni vor Daniel Bernoulli und Euler hegte, in deren Abhandlungen er die erſten und wichtigſten, damals unbenutzten Belehrungen gefunden hatte, veranlaßte ihn, dieſe klaſſiſche Schrift über die Theorie des Klanges, da dieſe Männer ſelbſt nicht mehr lebten, der Akademie, an der ſie gewirkt hatten, zu dediciren, als eine Auffoderung, den von ihren Vorgängern eingeſchlagenen Weg weiter zu verfolgen. Dieſes gab wahrſcheinlich die Veranlaſſung, daß er zum correſpondirenden Mitgliede von derſelben ernant wurde. Zugleich aber erregten ſeine Entdeckungen bei Jakob Bernoulli, dem Neffen Daniel Bernoulli's, ſo großes Intereſſe, daß er ſogleich einen Verſuch machte, die Schwingungen einer Quadratſcheibe durch die Theorie zu beſtimmen, und in den Act. Acad. Petrop. für daſſelbe Jahr, wo Chladni's Abhandlung in Leipzig erſchienen war, ſeine Unterſuchung darüber mittheilte, deren Reſultate jedoch ſich nicht beſtätigt haben.

Dieſe Entdeckungen, ferner die Entdeckung der wahren Schwingungsgeſetze der Ringe waren die hauptſächlichſten, welche Chladni 1787 in ſeiner Schrift über die Theorie des Klanges bekant machte.

Man kann nicht beſtimmen, was er geleiſtet haben würde, wenn er in dieſen Jahren der kräftigſten Wirkſamkeit zu dem Beſitz der feinſten mechaniſchen Hilfsmittel gelangt wäre. Aber nicht allein, daß ihm dieſe Vortheile nicht zu Theil wurden, mußte er jetzt [illegible]

3) Eine entfernte Veranlaſſung hatte Lichtenberg zu dieſer Entdeckung durch eine Erſcheinung in einem andern Theile der Naturlehre, durch die Figuren gegeben, welche ſich bei dem Aufſtreuen des Harzſtaubes auf Glas und Harzſcheiben durch die verſchiedenen Electricitäten bilden.

Digitized by Google

größten Schwierigkeiten kämpfen, wie er in dem genanten Vorwort ausführlich erzählt.

„Ich ließ aber doch — ſagt er — den Muth nicht ganz ſinken, ſondern bemühte mich deſto mehr, durch eigene Kraft mir eine beſſere Exiſtenz zu verſchaffen. Ich hatte dabei den Gedanken, daß ein Künſtler, der einige Aufmerkſamkeit zu erregen weiß, weniger an einen beſtimten Ort gebunden iſt, als ein Gelehrter, der ſich dem akademiſchen Leben widmet, und hoffte es auch, dahin bringen zu können, zwar nicht durch Virtuoſentalent, weil ich ſo ſpät angefangen hatte, Muſik zu treiben, aber doch durch Erfindung eines neuen muſikaliſchen Inſtruments, welches ich eher als ein andrer ausführen zu können glaubte, weil ich die Natur ſo manchen klingenden Körpers zuerſt unterſucht hatte.“ Dies war alſo der Schritt, durch welchen er ſeine Kentniſſe und Entdeckungen zu ſeiner künftigen Exiſtenz zu benutzen hoffte, ohne diejenigen Beſchäftigungen aufzugeben, die ſein Lebensglück und Lebensziel ausmachten. Er arbeitete dahin, nicht blos ein einzelnes neues Inſtrument, ſondern eine Klaſſe neuer Inſtrumente zu begründen, wodurch im Inſtrumentenbau eine neue Bahn gebrochen würde. Denn das iſt der Unterſchied zwiſchen der Erfindung eines neuen Inſtruments und der Erfindung einer Klaſſe neuer Inſtrumente, daß dort eine einzelne praktiſche Entdeckung, die ſelten mehr als eine eigenthümliche und vorzüglich vortheilhafte Anwendung geſtattet, hinreicht; hier aber eine neue Bahn in der Wiſſenſchaft gebrochen werden muß, wo dann natürlich auch ein weites Feld nützlicher Anwendungen offen ſteht. Eine ſolche neue Bahn in der Wiſſenſchaft hatte Chladni ſich gebrochen, und es war ſehr natürlich, daß er darauf bauend eine Menge neuer Ideen fand. Nach und nach, in einem Zeitraume von anderthalb Jahren, gelangte er endlich zu einem feſten Entſchluß, auf welche Weiſe er ſeine Entdeckungen am einfachſten und zweckmäßigſten zu einem neuen Mechanismus benutzen könne, und es beſchäftigte ihn nun die gehörige Einrichtung des Inſtruments. „Dieſe Idee, ſagt er ſelbſt, hatte ſich in meiner Einbildungskraft ſo feſtgeſetzt, daß ich bisweilen ſogar im Traume auf dieſe Art ſpielen ſah, und den Klang ungefähr ſo zu hören glaubte, wie er bei meinem Euphon wirklich iſt, nämlich der Harmonika ähnlich, aber mit weniger Nachklang und mehrer Beſtimtheit. Endlich erhielt er die geſuchte Auflöſung dieſer Aufgabe am 2. Juni 1789 [4].“

Die Erfindung ſeines Euphons [5] baute er auf ſeine akuſtiſchen Entdeckungen. Saiten, die Luft in Blaſeinſtrumenten, und Glocken waren früher die einzig bekanten und brauchbaren Materialien zu muſikaliſchen Inſtrumenten geweſen. Nun hatte Daniel Bernoulli entdeckt, daß auch Stäbe ſehr wohl des Tönens fähig wären, und er und vorzüglich Euler haben die Theorie tönender Stäbe vortrefflich behandelt. Aber Chladni hat die erſte vollſtändige phyſikaliſche Unterſuchung der Ton- und Schwingungsgeſetze gerader und gekrümter Stäbe gegeben. Hiedurch, wie durch die übrigen Entdeckungen, verſchaffte er ſich eine Überſicht aller muſikaliſchen Materialien, wozu nicht blos Saiten- und Luftſäulen, ſondern überhaupt alle elaſtiſchen Körper gehören: durch Spannung elaſtiſche, Saiten, Paukenfelle und andere geſpante Membranen; durch Druck elaſtiſche, Luft in Orgelpfeifen und in Blaſeinſtrumenten; durch innere Steifigkeit elaſtiſche, gerade oder gekrümte Stäbe oder ſchmale Streifen, gerade oder krumme Flächen, Scheiben und Glocken, wovon die Unterſuchung krummer Stäbe, Streifen und Ringe, und die Entdeckung und Unterſuchung der verſchiedenen Schwingungen der Scheiben ganz ſein Eigenthum war.

Die Idee eines ſolchen Inſtruments konte vorher noch nicht da geweſen ſeyn. Denn 1) hatte kein Künſtler vorher einen Begriff, wie man von freiſchwingenden Stäben beim Inſtrumentenbau Gebrauch machen könne. Man mußte dazu einen ſchwingenden Stab an ſeinen Schwingungsknoten zu befeſtigen verſtehen, und die Lage dieſer Knoten genau beſtimmen können. Durch Aufſuchung der Schwingungsknoten gelang es Chladni, Schwingungen und Töne hervorzubringen, welche ſchwebende Stäbe und Scheiben im leeren Raume hervorbringen würden, ungeachtet er ſie halten und befeſtigen mußte. Stäbe und Scheiben, welche auf dieſe Weiſe, blos an ihren Schwingungsknoten gehalten, ſchwangen und tönten, nante Chladni frei ſchwingende Stäbe und Scheiben. — Durch dieſe freien Schwingungsarten der Stäbe, auf welche die umgebenden Körper gar keinen Einfluß haben, laſſen ſich ſchönere Töne hervorbringen, als wenn das eine Ende des Stabes feſt geklemt wird. „Hier wird alſo, ſagt Chladni ſelbſt, von praktiſchen Anwendungen der Stäbe die Rede ſeyn, und zwar hauptſächlich ſolcher Stäbe, die frei ſchwingen, d. i. die an keinem ihrer Enden befeſtigt ſind, weil dieſe empfehlungswerther ſind, als Stäbe, deren eines Ende, ſo wie bei der Eiſenvioline, feſt iſt, indem der Klang der letztern gewöhnlich, beſonders in den äußerſten Tönen, weniger ſanft und gleichförmig, und zu ſehr von der Grundlage abhängig iſt.“ — 2) Eine ſehr wichtige Entdeckung, welche Chladni zum Bau ſeines Euphons, ohne ſie bekant gemacht zu haben, benutzte, beſteht darin, wie man mit Hilfe von Longitudinalſchwingungen eines kleinen Stäbchens einen größern Stab oder eine Saite in volltönende transverſale Schwingung bringen könne. Alle Körper, welche tönen ſollten, wurden vor Chladni unmittelbar entweder gerieben oder geſtoßen. Er brachte Stäbe, Scheiben, Saiten auch mittelbar zum Tönen, indem er ſie nicht ſelbſt rieb und erſchütterte, ſondern indem er ein mit ihnen in Berührung befindliches Stäbchen rieb. Und die bloße Berührung eines ſolchen Stäbchens reichte hin, um einen größern Stab zum vollen Tönen zu bringen. Dieſe Entdeckung gehört zur Lehre von den mitgetheilten Schwingungen. 3) Endlich hat Chladni die Schwingungen gekrümter Stäbe zuerſt unterſucht, und dieſe Unterſuchung zum

---

4) Vgl. Gerber in ſeinem Tonkünſtler-Lexicon. 5) Erſt 32 Jahre nach der Erfindung hat Chladni den Bau des Euphons in ſeinen Beiträgen zur praktiſchen Akuſtik (Leipzig 1822) bekant gemacht, und zugleich die Vervollkomnungen beſchrieben, die er in der Zwiſchenzeit hinzufügte.

Digitized by Google

Vortheil ſeines Euphons benutzt. Wenn krumme Stäbe frei ſchwingen, und dabei 3 Schwingungsknoten bilden, und man beugt ſie in Form eines U ſo, daß ihre Enden eine parallele Lage erhalten, ſo ſchwingen die beiden parallelen Enden des Stabes gleichzeitig immer nach gleicher Richtung, und ein Stäbchen folglich, zwiſchen beiden Enden eingeklemt und ſeiner Länge nach gerieben, kann auf die vorhin beſchriebene Weiſe durch Mittheilung der Schwingung den größern Stab von beiden Enden aus gleichmäßig zum Tönen anreizen, und durch dieſe gleichzeitige von beiden Enden ausgehende Tonerregung hat er den Grund zu einer ſchnellern und vollern Anſprache der Töne ſeines Inſtruments gelegt. — Auf dieſer ingeniöſen Combination beruht die beſte und letzte Bauart des Euphons, welche Chladni erſt nach Herausgabe ſeiner Beiträge zur praktiſchen Akuſtik in der Allgemeinen Muſikaliſchen Zeitung 1822 bekant machte. Er ſagt daſelbſt S. 811: „die beſte Bauart des Euphons beruht darauf, daß, wenn bei irgend einer Schwingungsart eines klingenden Körpers zwei Enden, oder überhaupt zwei einander gegenüber befindliche Stellen ſich nach einerlei Richtung bewegen, der Klang ſich durch longitudinales Streichen eines dazwiſchen geklemten Streichſtabes leicht hervorbringen läßt.“

Dieſe 3 Stücken ſind die weſentlichen Entdeckungen, auf denen die Erfindung des Euphons beruht, und wir können demgemäß alle weſentlichen Eigenſchaften und Eigenthümlichkeiten dieſes Inſtruments in folgender kurzen Beſchreibung zuſammenfaſſen. Das *Euphon* beſteht aus horizontal liegenden, metallnen Stäben, deren Enden nach oben gebogen ſind. Sie ſchwingen mit 3 Knoten, welche mit dem Reſonanzboden in Verbindung gebracht werden können. Zwiſchen den beiden Enden werden Glasſtäbchen, Thermometer- oder dünne Barometerröhren eingeklemt, welche die Stelle der Taſten vertreten. Werden dieſe eingeklemten Glasſtäbchen der Länge nach mit naſſen Fingern geſtrichen, ſo tönen die Metallſtäbe augenblicklich ſehr ſchön, der Harmonika ähnlich.

Auf den wiſſenſchaftlichen Reiſen, die Chladni in den Jahren 1791 bis 1799 beſonders nach Hamburg, Wien und Berlin machte, ſuchte und benutzte er ſorgfältig alle Gelegenheiten, die zu ſeiner weitern wiſſenſchaftlichen Ausbildung beitragen konten. Insbeſondre erwarb er ſich den Umgang und die Freundſchaft aller ausgezeichneten Gelehrten ſeines Fachs in der damaligen Zeit.

In dieſen Zeitraum fallen nun aber auch 1) ſeine überaus wichtige Unterſuchung *der Längentöne an Saiten und Stäben*, welche er ſchon vor dem Jahre 1787 entdeckt hatte, in den Jahren 1792 und 1796 aber einer neuen gründlichen Unterſuchung unterwarf. 2) *Die Entdeckung der Tongeſetze der chemiſchen Harmonika*, indem er durch Verſuche nachwies, daß die chemiſche Harmonika eine Orgelpfeife ſey, die ohne Mundſtück und ohne Blaſebalg durch eine Waſſerſtoffgasflamme zum Tönen gebracht werde. Er wies nicht allein nach, daß die chemiſche Harmonika wirklich dieſelben Geſetze, wie die Orgelpfeifen befolge, ſondern auch, daß bei gleichen Dimenſionen und bei gleicher Wärme der Luft in der Orgelpfeife und in der chemiſchen Harmonika auch die abſolute Höhe ihrer Töne in allen Fällen gleich ſey (1792). 3) *Die Unterſuchung über die Geſchwindigkeit, mit welcher der Schall durch feſte Körper und durch die Gasarten fortgeleitet wird.* 4) *Die Entdeckung und Unterſuchung der drehenden Schwingungen* (1799). 5) *Die Unterſuchung des Urſprungs der Feuermeteore und der meteoriſchen Maſſen.*

Was die Longitudinalſchwingungen der Saiten und Stäbe betrifft, ſo entdeckte er, daß ein feſter Körper nach zweierlei ganz verſchiedenen Geſetzen und durch zweierlei ganz verſchiedene in ihm liegende Kräfte zwei verſchiedene Reihen von Tönen hervorbringen könte. Bis zu dieſer Entdeckung Chladni's kante man nur diejenigen Schwingungen feſter Körper, bei welchen ſie ſich vermöge ihrer Elaſticität hin und her beugen, die jetzt ſogenante transverſale Schwingung. Jetzt erfuhr man, daß feſte Stäbe und Saiten, obgleich ihre Materie durch die geringe Verſchiebbarkeit ihrer Theilchen ſo ſehr von der Luft verſchieden iſt, doch auch nach denſelben Geſetzen, wie in Röhren eingeſchloſſene Luftſäulen und Luftfäden tönen können, eine Art zu tönen, welche nicht von der Federkraft (Elaſticität), ſondern von der Expanſivkraft (von dem Grade der Zuſammenziehbarkeit und Ausdehnſamkeit) hervorgebracht wird, deren ein Körper fähig iſt. — Bei der longitudinalen Schwingung beugen ſich die tönenden Stäbe und Saiten eben ſo wenig abwechſelnd nach entgegengeſetzten Seiten, als die tönenden Luftſäulen in den Orgelpfeifen, ſondern die Materie derſelben zieht ſich der Länge nach abwechſelnd zuſammen und dehnt ſich wieder aus. — Die Höhe eines longitudinalen Tones einer Saite verändert ſich ganz und gar nicht, wenn die Saite mehr geſpant wird, ebenſo wie die des Tones einer Luftſäule ſich nicht ändert, wenn die Luft zuſammengepreßt und dadurch verdichtet wird.

Auch bei den longitudinalen Tönen der Saiten und Stäbe entdeckte Chladni, daß mehre Schwingungsarten möglich ſind. Nämlich bald gibt es blos einen Mittelpunkt in der Saite oder im Stabe, gegen welchen ſich dieſe Körper von beiden Seiten her zuſammenziehen und wieder ausdehnen (und dieſer Mittelpunkt liegt dann in der Mitte) oder es gibt deren 2, 3 u. ſ. w. Dieſe Mittelpunkte der ſich zuſammenziehenden oder ausdehnenden Abtheilungen ſind immer in Ruhe, ſind alſo Schwingungsknoten der longitudinalen Schwingungsarten.

Bei dieſen Entdeckungen iſt beſonders der ganz neue Gebrauch, den Chladni vom Violinbogen machte, zu bemerken. Um nämlich die abwechſelnden *Zuſammenziehungen und Ausdehnungen* der Saite hervorzubringen, berührte er die Saite mit dem Violinbogen, gerade wie man auf der Violine die Saite mit dem Violinbogen, um ſie aus ihrer Lage zu *verrücken* und zu *beugen*, berührt. Statt man aber den Bogen, um die *Beugung* der Violinſaite hervorzubringen, ſenkrecht gegen die Länge der Saite hält; ſo neigte dagegen Chladni den Violinbogen, um die *Zuſammenziehungen*

Digitized by Google

und Ausdehnungen der Saite bei ihren longitudinalen Schwingungen hervorzubringen, ſtets unter einem ſpitzen Winkel gegen die Saite, und ſtrich mit paſſender Geſchwindigkeit ſo an der Saite hin, daß immer dieſelbe Stelle des Violinbogens mit der Saite in Berührung blieb. Statt alſo bei einer Violine nach und nach die ganze Länge des Violinbogens mit einer Stelle der Saite in Berührung gebracht wird; komt bei longitudinalſchwingenden Saiten nach und nach die ganze Saite mit einer Stelle des Violinbogens in Berührung.

Dieſe wichtige Entdeckung der longitudinalen Schwingungen an feſten Körpern, an Stäben und Saiten, wurde um deſto intereſſanter, da Chladni durch einen ſehr ſcharfſinnigen Gedanken zu allererſt eine ſehr geniale Anwendung derſelben zur Meſſung der Geſchwindigkeit, mit welcher der Schall in verſchiedenen feſten Körpern fortgepflanzt wird, machte, welche ſchon allein ſeinen großen Erfindungsgeiſt beweiſt. Er fand nämlich aus Verſuchen, und ſahe es auch aus den Rechnungen der Mathematiker ein, daß die in einer tönenden Orgelpfeiſe eingeſchloſſene Luftſäule genau eben ſo oft in einer Secunde hin und her ſchwinge, als ein zu dieſer Luftſäule fortgepflanzter Schall dieſelbe von einem Ende zum andern hin und her durchlaufen würde, wenn er die Luftſäule mit der bekanten Geſchwindigkeit des Schalles durchliefe, an den Enden derſelben, wie beim Echo, ohne Zeitverluſt zurückgeworfen würde, und ſie auf dieſe Weiſe immer von neuem durchliefe. Er wußte nach dem von Daniel Bernoulli gefundenen Geſetze aus der bekanten Geſchwindigkeit des Schalles in der Luft den Ton einer Orgelpfeiſe zu berechnen, deren Länge ihm bekant war. Da er nun einſah, daß ſich von dieſem Geſetze eine umgekehrte Anwendung machen laſſen müſſe, und daß man folglich aus dem Tone, den die in einer Orgelpfeiſe eingeſchloſſene Luftſäule von beſtimter Länge zu geben im Stande iſt, die Geſchwindigkeit des Schalles, wenn ſie uns unbekant wäre, zu berechnen im Stande ſeyn müßte; ſo wendete er dieſen Gedanken auf eine ſehr geniale Weiſe auf die feſten Körper an.

So wie es nun mit der Erfahrung übereinſtimt, daß eine 32 Fuß lange Orgelpfeiſe, wenn ſie tönt, etwa 32 Schwingungen in einer Secunde macht, und daß der Schall im Mittel in einer Secunde 1024 Par. Fuß bei 2° C. Temperatur (1050 Par. Fuß bei 15° C. Temperatur), d. h. 32 mal 32 Fuß durchläuft; ſo erwartete Chladni mit Recht, daß man, wenn man die Höhe des Tones genau beſtimt, den ein Metallſtab von beſtimter Länge, während er longitudinal ſchwingt, gibt, und hieraus die Zahl der Schwingungen erfährt, die der Stab in einer Secunde macht, man die Geſchwindigkeit des Schalles in der Materie des Stabes zu berechnen im Stande ſeyn werde. Auf dieſe Weiſe fand er, daß der Schall durch Eiſen $16\frac{2}{3}$ mal geſchwinder als durch die atmoſphäriſche Luft fortgepflanzt wird, und daß er alſo eine ſo außerordentliche Geſchwindigkeit im Eiſen hat, daß die ungeheure Geſchwindigkeit, mit der die Erde um die Sonne ſich bewegt, ungefähr nur 6 mal größer iſt. In manchen Hölzern übertrifft die Geſchwindigkeit des Schalles die der Luft ſogar 18 mal.

Die Beobachtungen und Schlüſſe Chladni's haben ſich durch directe Beobachtungen an Eiſenröhren, die lang genug waren, um mit Uhren die Geſchwindigkeit, mit welcher ſich der Schall durch ſie hindurch fortpflanzte, zu meſſen, als richtig beſtätigt.

Man kann die Entdeckung der longitudinalen Schwingungen feſter Körper vielleicht die wichtigſte akuſtiſche Entdeckung Chladni's nennen, und noch läßt ſich nicht überſehen, welche Reihe neuer Entdeckungen in der Akuſtik und in andern phyſikaliſchen Wiſſenſchaften ſich an dieſe Entdeckung anſchließen wird. Man wird vielleicht in Zukunft die Reinheit der Metalle ſo gut durch ihre longitudinalen Töne, als durch ihr ſpecifiſches Gewicht und andere Merkmale, erkennen, man wird in der Lehre von der Wärme feſter Körper neue Fortſchritte durch Benutzung der longitudinalen Töne machen, und den Unterſchied feſter und flüſſiger Körper beſſer einſehen lernen. Denn da durch die longitudinalen Töne evident bewieſen iſt, daß die feſten und die luftförmigen Körper, ihrer übrigen großen Verſchiedenheit ungeachtet, bei der Fortpflanzung des Stoßes und bei den longitudinalen Schwingungen (denn dieſe beruhen nur auf den mit der Fortpflanzung des Stoßes verbundenen Bewegungen) genau dieſelben Geſetze befolgen; ſo öffnete nicht nur damals dieſer neue Satz den Mathematikern ein weites Feld, auf welchem ihre für die luftförmigen Körper gefundenen Naturgeſetze und Rechnungen Anwendungen fanden, ſondern es werden ſich auch nun die weſentlichen Eigenſchaften, durch welche ſich die feſten Körper von den luftförmigen unterſcheiden, beſſer einſehen laſſen, nachdem man die Eigenſchaften beider, in welchen ſie übereinſtimmen, prüfen und beſtimmen kann.

Ein ganz neuer Gegenſtand kam im Jahre 1794 durch Chladni zur Sprache, nämlich die bei Feuermeteoren auf die Erde herabgefallenen Maſſen. Während ſeine frühern Entdeckungen ganz mit den Ideen und Anſichten übereinſtimten, welche ſeit mehr als 100 Jahren von den ausgezeichnetſten Phyſikern ausgegangen waren, und daher ſogleich allgemeine dankbare Anerkennung fanden, war die Entdeckung der Thatſache, daß mit Leuchtkugeln und ähnlichen Feuermeteoren Eiſenſtein und andere Maſſen herabfielen, den damals herrſchenden Begriffen ſo zuwider, daß Chladni's Gleichmuth und Beharrlichkeit zu bewundern iſt, mit welcher er die einmal von ihm nachgewieſene Thatſache unerſchütterlich feſthielt. Dieſe Unterſuchung war vorzüglich angeregt durch ſeine oben angeführten wiſſenſchaftlichen Reiſen. „Als ich im J. 1792, erzählt er, in Göttingen war, hatte ich öfters Gelegenheit, mich mit Lichtenberg zu unterhalten, wo er denn von ſeinem Reichthume origineller Ideen gern einiges mittheilte. Ich fragte ihn, wie es denn käme, daß er in ſeiner Ausgabe von Erxlebens Naturlehre von Feuerkugeln wie von einem elektriſchen Meteore geredet habe, da doch ihr Erſcheinen zuweilen bei ganz heiterm Himmel, in einer Höhe, wo wegen der ſo geringen Dichtigkeit der Luft die Elektricität ſich zerſtreuen müßte, und

Digitized by Google

nur etwa nordlichtähnliche Erſcheinungen hervorbringen, aber ſich nicht in einem Klumpen zuſammenballen könte, ihr Brennen und Rauchen, ihr Zerplatzen u. ſ. w. zu erkennen gäben, daß ſie wol etwas anderes ſeyn möchten. Er erwiderte: er und andere Phyſiker hätten bei Gelegenheit der elektriſchen Meteore davon geredet, weil eine ſolche Erſcheinung mit dieſen wenigſtens mehr Ähnlichkeit habe, als mit etwas anderem; eigentlich wüßten ſie aber nicht recht, was ſie daraus machen ſollten. Als ich ihm weiter mit Fragen zuſetzte, wofür man ſie denn eigentlich halten könne, wenn man die vorher erwähnten Umſtände gehörig in Anſchlag bringen wolle, antwortete er: die Feuerkugeln möchten wol etwas nicht telluriſches, ſondern kosmiſches ſeyn, nämlich etwas, das nicht in unſrer Atmoſphäre ſeinen Urſprung habe, ſondern von außen in derſelben anlange und darin ſein Weſen treibe; was es aber ſey, wiſſe er nicht. Er verglich dieſe Idee damit, daß Kometen auch vormals für atmoſpäriſche Meteore wären gehalten worden, ungeachtet ſchon Seneca einen richtigen Begriff davon hatte, bis Dörfel endlich gezeigt hat, daß Seneca recht hatte, und daß ſie kosmiſch ſind. So weit Lichtenberg. Dieſe Äußerung von ihm war mir ſo auffallend, daß ich den Entſchluß faßte, der Sache weiter nachzuforſchen.“

Aber auch *Lichtenberg* konte ſich nach Erſcheinen von Chladni's erſter Schrift hierüber (1794), ſo wenig in die von Chladni hiſtoriſch nachgewieſenen Thatſachen finden, daß er zu Profeſſor Harding und zu andern ſagte: es ſey ihm bei dem Leſen dieſer Schrift ſo zu Muthe geweſen, als wenn ihn ſelbſt ein ſolcher Stein am Kopfe getroffen hätte, und er habe anfangs gewünſcht, daß Chladni ſie nicht geſchrieben hätte. Späterhin ward er davon überzeugt, und im Göttingiſchen Taſchenkalender auf 1797 äußerte er, der Mond, dem er es zuſchrieb, ſey ein unartiger Nachbar, weil er mit Steinen nach uns werfe. Und nicht blos Lichtenberg, ſondern zugleich mehre berühmte teutſche Naturforſcher überzeugten ſich bald von der hiſtoriſchen Richtigkeit der Sache und von der Ankunft ſolcher Maſſen von außen. Freiherr von *Zach* war ſogleich damit einverſtanden, lächelte zwar über Chladni's mündlichen Ausdruck, es wären Weltſpäne, fand ihn aber nicht unangemeſſen. *Olbers* zeigte ſchon im J. 1795 in einer Vorleſung im Muſeum zu Bremen, die Möglichkeit, daß ſolche Steine aus Mondvulkanen ausgeworfen ſeyen, wiewol er jetzt auch den eigentlich kosmiſchen Urſprung für wahrſcheinlicher hält. *Werner* machte ſogleich bei dem erſten Anblick der Meteorſteine die Bemerkung, da man auf der Erde keine dergleichen fände, müßten ſie wol von wo anders kommen, wo es dergleichen gäbe.

Chladni's eigenes Urtheil über den verſchiedenen Urſprung, welchen man von dieſen herabgefallenen Maſſen aufſtellen kann, war folgendes.

Zuerſt kann man ſagen, die Meteorſteine ſind Haufen von Materie, die, ſo lange ſie auf keinen größern Weltkörper niederfallen, eine eigene Bewegung im Weltraume haben. Die *Meinung* von Steinmaſſen oder gediegenen Eiſenmaſſen, wie ſie nirgends auf der Erde gefunden werden, und welche in ſehr beträchtlicher Höhe, oft von 10—20 Meilen, anfangs faſt in horizontaler, nach und nach in immer mehr geneigter Richtung mit einer Geſchwindigkeit ſich bewegen, wie ſie faſt nur den Weltkörpern zukomt, — die *Meinung*, ſage ich, daß *ſie wirklich eine Art kleiner Weltkörper ſeyen*, ſcheint allen Thatſachen auf das vollkommenſte und mit Zuziehung der wenigſten Hypotheſen zu entſprechen, zumal da hiſtoriſch nachgewieſen werden kann, daß ſie in den verſchiedenſten Jahres- und Tageszeiten faſt aus allen Weltgegenden und in faſt allen Ländern, bei dem heiterſten wie bei trübem Wetter und ohne irgend eine beſtimte periodiſche Wiederkehr angekommen ſind. Zwar iſt zu bemerken, daß man bei einer ſo ſchnell vorübergehenden Erſcheinung nicht Zeit hat, Meſſungen mit aſtronomiſchen Inſtrumenten zu machen, ſondern ſich mit einer Schätzung durch das Augenmaß begnügen muß, und daß daher die Beſtimmung der Höhe der Feuerkugeln durch correſpondirende Beobachtungen oft ſehr fehlerhaft werden kann. Dennoch iſt durch ſolche Beobachtungen ausgemacht, daß ſie ſich oft weit höher als 10 oder 20 teutſche Meilen befinden. Eben dies gilt auch von der Beſtimmung der Geſchwindigkeit der Meteorſteine. So ungewiß die Angaben davon auch ſeyn mögen, ſo erhellt doch, daß ſie die Geſchwindigkeit der ſchnellſten Kanonenkugel, wie aller auf der Erde vorkommenden Wurfbewegungen außerordentlich weit übertreffen. Ob dieſe Maſſen aber früher irgend einem größern Weltkörper angehört haben oder nicht, läßt ſich nicht ausmachen.

Weit mehr willkürliche Annahmen werden erfodert, wenn man annimt, daß die Meteorſteine aus Beſtandtheilen der Atmoſphäre gebildet ſeyen. Es wäre zwar ein ungeheuerer Gewinn für die Chemie, wenn man aus dieſen meteoriſchen Erſcheinungen als nicht zu bezweifelnde Thatſache herleiten könne, daß es Naturkräfte gäbe, welche aus der 20 Meilen und höher über der Oberfläche der Erde ſich befindenden Luft auf einmal mehre Zentner Eiſen, Nickel, Kieſelerde, Chrom, woraus die Meteormaſſen beſtehen, auszuſcheiden, oder die Luft ſelbſt in dieſe Materien umzuwandeln vermöchte, wovon die feinſte Analyſe bisher noch nicht die geringſte Spur oder Analogie hat auffinden können. Da nun aber hiebei die große Geſchwindigkeit und die horizontale oder wenigſtens ſehr von der ſenkrechten abweichende Richtung der Meteorſteine unerklärt bleiben würde, da Meteorſteine, die ſich in der Atmoſphäre erzeugten, an ſich in der Richtung der Schwere herabfallen müßten; ſo wird es wol am vernünftigſten ſeyn, eine ſo hypotheſenvolle Anſicht über den Urſprung der Meteorſteine ganz dahin zu ſtellen, bis die Chemie einige dieſer Hypotheſen in Thatſachen verwandelt hat.

Endlich die Meinung, daß die herabgefallenen meteoriſchen Maſſen von der Erde ſelbſt in die Höhe geworfen ſeyen, widerſpricht unſern mineralogiſchen und geologiſchen Kentniſſen, da durchaus keine ähnliche Miſchung von Eiſen, Nickel, Kieſelerde, Chrom u. ſ. w. von ähnlichem Gefüge, wie die Meteorſteine zeigen, auf

Digitized by Google

der ganzen Erde gefunden werden, und ganz willkürliche Hypotheſen zur Erklärung der Geſchwindigkeit und Richtung ihrer Bewegung erfodert würden.

So urtheilte Chladni über die verſchiedenen Meinungen, welche man von dem Urſprunge der Meteorſteinfälle aufſtellen kann, welche Erſcheinung er ſelbſt aus einer für fabelhaft gehaltenen Erzählung zum Range einer phyſikaliſchen Thatſache erhoben, und über die er ſelbſt die einfachſte, wahrſcheinlichſte und jetzt am allgemeinſten verbreitete Lehre aufgeſtellt hatte.

Von dieſen Entdeckungen auf ſeinen Reiſen von 1791 — 1799 werden wir wieder zur praktiſchen Akuſtik, zur Lehre vom Inſtrumentenbau, geführt. Chladni hat außer dem Euphon noch ein zweites Inſtrument erfunden, welches zwar auf den nämlichen phyſikaliſchen Entdeckungen, wie das Euphon, beruht; aber einer größern Ausführung und ſich weiter erſtreckenden Anwendung fähig iſt, nämlich den Clavicylinder.

Die Vortheile, die Chladni durch Erfindung dieſer beiden Inſtrumente, insbeſondre durch das letztere, der Muſik zu verſchaffen ſuchte, wollen wir mit ſeinen eigenen Worten ausſprechen: „die gewöhnlichen Inſtrumente, welche mit Taſten geſpielt werden, haben die Unvollkommenheit, daß man die Töne nicht, ſo lange ſie eigentlich dauern ſollen, mit anwachſender, gleichbleibender oder abnehmender Stärke fortdauern laſſen kann, ſo wie man dies auf allen Streich- und Blaſeinſtrumenten in ſeiner Gewalt hat, welchen aber die Vollſtimmigkeit der Taſteninſtrumente fehlt. Es haben ſich alſo ſeit wenigſtens dritthalbhundert Jahren mechaniſche Künſtler bemühet, die Vollſtimmigkeit der Taſteninſtrumente mit dem Singenden der Streich- und Blaſeinſtrumente zu verbinden. Meiſtens bediente man ſich hiezu der Saiten, die durch Räder oder Pferdehaare auf irgend eine Art geſtrichen wurden, wobei aber immer unvermeidliche Unvollkommenheiten ſtatt finden, z. B. das öftere Verſtimmen der Saiten und das öftere Wandelbarwerden des ſehr zuſammengeſetzten Mechanismus. Bei einigen ſolchen Inſtrumenten bediente man ſich auch eiſerner Stifte, die, ungefähr wie bei der Eiſenvioline mit Pferdehaaren geſtrichen wurden, oder auch eiſerner Gabeln. Aber auch hiebei waren beträchtliche Unvollkommenheiten nicht zu vermeiden, z. B. daß es einen ſehr zuſammengeſetzten Mechanismus und alſo viele Reparaturen erfodert, und daß man die Reibung der Pferdehaare an den Saiten, Gabeln oder Stiften allemal weit ſtärker hört, als das Streichen einer Saite mit dem in der Hand gehaltenen Violinbogen.“

Aller dieſer Verſuche ungeachtet, deren Zahl das Bedürfniß eines ſolchen Inſtruments für unſere jetzige Muſik beweiſt, hatte man auf keinem der eingeſchlagenen Wege der Muſik die Vortheile eines „vielſtimmigen Singinſtruments“, wie Chladni ſein Clavicylinder im Gegenſatz zu den „vielſtimmigen Klinginſtrumenten“, dem Klaviere und Pianoforte, und den „einſtimmigen Streich- und Blaſeinſtrumenten“ nent, verſchaffen können.

Wir haben geſehen, daß er an die Klangſtäbe des Euphons dünne Stäbchen (Streichſtäbchen) befeſtigt hatte, und daß er durch Reibung der letztern die Klangſtäbe zum Tönen brachte. An das Ende des Streichſtabes befeſtigte er nun einen Tuchſtreifen, und drückte ihn an eine naſſe, ſich drehende, gläſerne Walze oder Glascylinder, worauf ſogleich der Klangſtab zu tönen anfing. Dieſe Entdeckung benutzte er zur Erfindung des Clavicylinders. Ein naſſer Glascylinder, welcher wenigſtens eben ſo lang iſt, als die ganze Claviatur, wird ununterbrochen gedreht, und die Streichſtäbe der einzelnen Klangſtäbe werden mittelſt der Taſten mit dem mit einem Tuchſtreifen belegten Ende an den Glascylinder ſtärker oder ſchwächer angedrückt. In dieſem neuen Inſtrumente wird alſo der reibende Körper nicht erſt bei jedem einzelnen Tone in Bewegung gebracht, ſondern er iſt fortwährend in gleichförmiger Bewegung; daher iſt die Anſprache der Töne momentan, und es können auf dem Clavicylinder ſehr ſchnelle Paſſagen ausgeführt werden. Alle Kunſt beim Spielen dieſes Inſtruments beſteht blos darin, daß man den größern oder geringern Druck auf die Taſte vollkommen in der Gewalt hat.

Der einfache Mechanismus des Clavicylinders beſteht alſo darin, daß jeder Ton ſeinen Klangſtab mit einem kleinen Streichſtabe hat. Dicht oberhalb aller dieſer kleinen Streichſtäbe drehet ſich eine gläſerne oder hölzerne Walze, an welche die kleinen Streichſtäbe mittelſt der Taſten gedrückt werden können. Dieſes iſt die vollkommenere Bauart des Clavicylinders; denn man kann auch die Klangſtäbe ſelbſt unmittelbar an die Streichwalze drücken, und der Vermittlung der Streichſtäbe entbehren; jedoch gewint man dadurch nichts in der Schnelligkeit der Tonerregung, und verliert dagegen an Schönheit des Tones und Feſtigkeit des Baues.

Die Euphone und Clavicylinder, welche Chladni ſehr häufig hat öffentlich hören laſſen, ſind von keinem Inſtrumentenbauer gebauet worden, ſondern den äußern Kaſten hatte der Tiſchler und die Eiſenſtäbe der Schlöſſer verfertigt, und alles übrige, mit Ausnahme der Taſten, iſt von Chladni's eigener Hand mit ſehr wenigen Werkzeugen gearbeitet worden, ein Beweis von der Einfachheit des Baues und wie leicht er gelingt. Dennoch wäre ſehr zu wünſchen, daß zur möglichſt vollkommenen Ausführung dieſes ſo einfachen Inſtruments ein recht geſchickter Inſtrumentenbauer oder gute mechaniſche Werkſtätten ſich entſchlöſſen, um ſolche Inſtrumente in verſchiedenen Maßſtäben und zu verſchiedenen Zwecken zu bauen, z. B. von einer Größe, daß ſie Orgeln vertreten, und bei voller Orcheſtermuſik angewendet werden könten; und daß alsdann von Tonſetzern die eigenthümlichen Vortheile dieſer Inſtrumente benutzt und von Muſikdirektoren an paſſenden Stellen angewendet würden.

Das großartige Nationalinſtitut zu Paris hat die Gewohnheit, Entdeckungen und Erfindungen, die ihm vorgelegt und deſſen für werth gehalten werden, durch eine Commiſſion unterſuchen zu laſſen. Zur Prüfung von Chladni's Erfindungen wurden im J. 1808 von dieſem Inſtitute aus der Klaſſe der phyſiſchen und mathematiſchen Wiſſenſchaften Lacepède, Hauy und Prony, und

Digitized by Google

aus der Klaſſe der ſchönen Künſte Grétry, Méhul und Goſſec zu Commiſſären ernant 6).

Die Erfindung des Clavicylinders gab Chladni Gelegenheit, wieder neue Reiſen zu machen. Doch ſchon vor der Ausführung des Clavicylinders hatte er eine Arbeit unternommen, die er vor Antrit neuer Reiſen zu beenden beſchloß. Er arbeitete nämlich nun ſchon eine große Reihe von Jahren in einem Fache der Phyſik, welches in den ausführlichſten Werken über Phyſik nur mit wenig Worten berührt wurde. Er beſchloß daher, alle vorhandenen akuſtiſchen Abhandlungen zu ſammeln, alle Entdeckungen zu ordnen, und mit Hilfe ſeiner eigenen Entdeckungen ein Gebäude aufzuführen, welches neben die Optik und anderen Theile der Phyſik geſtellt zu werden verdient. Zu dieſem Zwecke hatte er im J. 1799 der Jablonowskyſchen Geſellſchaft zu Leipzig eine Abhandlung über die beſte Art, die Akuſtik abzuhandeln, eingeſandt, wofür ihm, vorzüglich durch Hindenburgs Urtheil, der Preis zuerkant wurde. Nach dieſem Plane wurde das Werk ausgeführt, und im J. 1802 vollendet. Wir haben hier nur die Verdienſte zu erwähnen, welche er ſich durch die Zuſammenſtellung des Syſtems der Akuſtik erwarb.

Zuerſt erweiterte er den ganzen Geſichtskreis, indem er die Akuſtik nicht bei der Luft abgehandelt wiſſen wollte. Die Akuſtik handelt nämlich nicht blos von den Bewegungen der Luft, ſondern auch aller übrigen Körper; ſie iſt alſo der höhere Theil der Mechanik oder der Bewegungslehre, wo zu den phyſikaliſchen Unterſuchungen auch der Gehörſinn zu Hilfe genommen wird. Die Wahrnehmung jedes Schalles wird theils durch die Schwingungen der äußern Körper, theils durch den Gehörſinn bewirkt, und daher zerfällt die theoretiſche Akuſtik in den phyſikaliſchen und phyſiologiſchen Theil. Um vom Einfachern zum Zuſammengeſetztern allmälig überzugehen, ſchickt Chladni dieſen beiden Theilen eine Abhandlung voraus, die eigentlich eine Anwendung der Akuſtik auf Muſik iſt, aber, nur auf einigen wenigen Thatſachen beruhend, ganz unabhängig von allen übrigen Theilen abgehandelt werden kann, nämlich die Lehre von den Tonverhältniſſen und den daraus zu bildenden Tonreihen, welcher Theil der Akuſtik für die Muſik von großem Intereſſe iſt, und in den Lehrbüchern des Generalbaſſes und der Compoſition unter dem Namen der Kanonik abgehandelt zu werden pflegt. — Ein großes, dieſem claſſiſchen Werke eigenes Verdienſt iſt die vollſtändige Literatur in allen Theilen der Akuſtik, und insbeſondere die Vergleichung der Theorie mit der Erfahrung, die Chladni ausgeführt hat, indem er die vortrefflichen Abhandlungen Daniel Bernoulli's, Leonhard Eulers, Lagrange's, Lamberts und Giordeno Riccati's benutzte, von denen einige ohne Chladni wahrſcheinlich lange Zeit würden unbeachtet geblieben ſeyn.

Leider trat nun bald in Teutſchland durch ununterbrochene Kriege eine Zeit ſo allgemeiner Noth ein, daß die Aufmerkſamkeit eine Reihe Jahre von wiſſenſchaftlichen Gegenſtänden ſehr abgelenkt wurde. Auch bemerkt man bei Chladni, daß dieſer rege wiſſenſchaftliche Trieb und feurige Unterſuchungsgeiſt, der ihn bisher beſelt hatte, in dieſer Kriegszeit wol etwas gedämpft wurde; die endlich wiederkehrenden, den Wiſſenſchaften günſtigern Verhältniſſe fanden ihn aber in ſchon vorgerückten Jahren, in denen er weniger geneigt war, neue Theile der Wiſſenſchaft ſich zu öffnen, als vielmehr dasjenige, was er geöffnet hatte, in die möglichſt beſte Ordnung gebracht, ſeinen Nachfolgern zu hinterlaſſen. So entſtand der ſpätere, in Paris herausgegebene *traité d'acoustique*, ſein Werk über die Meteorſteine, und zuletzt ſeine praktiſche Akuſtik. In dieſer geänderten Richtung ſeiner Beſtrebungen und ſeiner Thätigkeit in der ſpätern Hälfte ſeines Lebens macht die große Anregung, die er erhielt, durch die würdige Anerkennung ſeiner Verdienſte von den franzöſiſchen Gelehrten in Paris, von Männern, die in jeder Rückſicht im Stande waren, die Wichtigkeit ſeiner Entdeckungen im Zuſammenhange mit allen

6) „Cet instrument — ſo heißt es in dem darüber gefällten Urtheil — a, quant à la qualité et au timbre du son, beaucoup d'analogie avec l'harmonica, sans exciter, comme celui-ci dans le système nerveux, un agacement et une irritation, très-sensibles dans quelques individus, et qui les mettent en état de souffrance. — Le clavicylindre a encore sur l'harmonica l'avantage d'une graduation d'intensité de sons mieux nuancée entre les *dessus* et les *basses*; il est même, à cet égard, supérieur au *bourdon*, celui des jeux de l'orgue de chambre auquel on pourrait le comparer. — Il était important de savoir si chacun de corps sonores renfermés dans la caisse produisait le son sans perte de temps aussitôt que sa touche était baissé. Plusieurs d'entre nous, pour s'en assurer, ont mis la main sur le clavier et ont reconnu, que le clavicylindre ne laissait presque rien à desirer à cet égard. — M. Chladni assure, que l'accord de l'instrument est inaltérable lorsque ses parties intérieures ont été, une fois puor toutes, ajustées et reglées. Nous n'avons pas de peine à le croire, tant d'après la confiance qu'il mérite, que d'après les conjectures plausibles qu'on peut faire sur la nature des corps sonores qu'il emploie. — Mais ce qui distingue et caractérise essentiellement le clavicylindre, c'est la propriété précieuse qu'il a de donner des sons filés, qu'on peut, en pressant plus au moins sur la touche, graduer à volonté et par les nuances les plus insensibles. Il possède, surtout, cette qualité à un degré éminent, depuis le *medium* d'intensité jusqu'au *smorzando*. Les limites entre ce *medium* et le *maximum* du *rinforzando* ne sont pas très-étendues, vu que l'instrument a peu de force de son, et que si on veut conserver la beauté du timbre dans toute sa pureté, il ne faut pas presser trop fortement la touche. Ainsi pour l'employer dans son état actuel à des effets d'orchestre, il faudrait, pour des salles spacieuses, en réunir plusieurs. Nous avons cependant lieu de croire, que le clavicylindre peut-être perfectionné à cet égard, et même, qu'en augmentant l'intervalle du piano au forté, quant à l'intensité du son, on augmentera en même temps la différence entre la plus petite et la plus grande pression des touches, compatible avec la beauté de l'exécution. — Le clavicylinder peut rendre des successions rapides de sons, le trill, et se prêter à l'exécution de l'allégro. Mais pour lui faire produire tout l'effet, dont il est capable, il faut surtout l'appliquer aux morceaux d'un caractere tendre, mélancolique et même triste. M. Chladni nous en a exécuté plusieurs de ces divers genres, qui ont sur son instrument une expression vraiment ravissante, et qui nous ont faire concevoir tout le parti qu'un musicien habile peut en tirer, pour exprimer avec vérité et énergie le sentiment qui l'anime. Les successions d'accords, les tenues d'harmonie, froides sur l'orgue, et sèches sur le clavecin, prennent sur le clavicylindre de la vie, de la couleur, et offrent au compositeur des moyens de varier et d'enrichir ses tableaux.

Theilen der Naturwiſſenſchaften zu wägen und zu ſchätzen. Wenn auch nicht im gleichen Maße ſelbſtthätig, blieb Chladni doch bis zu ſeinem Tode für alle Fortſchritte der Wiſſenſchaften empfänglich, und wenn er in den letzten Jahren ſeines Lebens ſich ſelbſt nicht mehr der Ausarbeitung größerer Werke unterziehen mochte, ſo ſuchte er doch in Kurzem eine Überſicht von der Ordnung zu geben, die er bei Ausführung eines größern Werkes befolgt haben würde. Noch in den letzten Tagen ſeines Lebens ließ er eine kurze Überſicht der Schall- und Klanglehre, einen Plan zu einem noch größern Werke über die Akuſtik, als ſeine beiden frühern, drucken.

Bei den Unruhen, die im J. 1806 durch den Krieg zwiſchen Frankreich und Preußen ſich bald über Wittenberg erſtreckten, beſchloß Chladni, Wittenberg zu verlaſſen und eine größere Reiſe anzutreten. „Zu Anfang des Jahres 1807, erzählt Chladni, trat ich eine Reiſe in weſtlichere und ſüdlichere Gegenden an. In Holland hielt ich mich über Jahr und Tag auf, und fand dort an mehrern Orten eine freundliche Aufnahme und auch Sinn für meine Erfindung. Von Holland reiſ'te ich über Antwerpen und Brüſſel, wo ich ein Paar Monate angenehm zubrachte, nach Paris. Dort wollte ich das, was ich für die Theorie und deren Anwendung gethan hatte, nicht gern von manchen über alles abſprechenden Nichtkennern beurtheilen laſſen; wol aber ſehr gern dem Urtheile achtungswerther Perſonen unterwerfen, denen man eben ſowol Gerechtigkeitsliebe als Sachkentniß zutrauen konte." Daher wendete er ſich an das Inſtitut, welches das obige Urtheil über die von ihm erfundenen Inſtrumente, und ein ausführlicheres über ſeine wiſſenſchaftlichen Leiſtungen fällte. „Nun wünſchten mehre der vorzüglichſten wiſſenſchaftlichen Männer, beſonders der verdienſtvolle Laplace, daß ich ihnen meine Akuſtik, die, ſo wie ſie im Teutſchen iſt, nicht wohl ganz überſetzbar geweſen ſeyn würde, in ihrer Sprache gebrn möchte. Sie machten den damals regirenden Kaiſer Napoleon darauf aufmerkſam. Dieſer ließ mich zu ſich rufen, und die Herren Laplace, Berthollet und Lacépède führten mich bei ihm ein."

Der bedeutendſte, unmittelbare Erfolg von der Aufmerkſamkeit, welche die vorzüglichſten franzöſiſchen Gelehrten Chladni zuwandten, iſt geweſen, daß er nun wirklich die franzöſiſche Bearbeitung der Akuſtik unternahm, indem Napoleon ihm zu dieſem Zwecke 6000 Fr. auszahlen ließ, und daß die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſeine wichtigen Entdeckungen dadurch hingewandt wurde, daß Napoleon durch die pariſer Akademie einen außerordentlichen Preis von 3000 Fr. für die mathematiſche Theorie der Flächenſchwingungen, von welchen Chladni die phyſiſche Theorie gegeben hatte, ausſetzen ließ. Dieſe mathematiſche Theorie war aber künftigen Zeiten aufbehalten, da ſie gar zu weit jenſeit der damaligen Grenzen der höhern Analyſe zu liegen ſchien. Die Zeit zur Bewerbung ward zwei Mal verlängert; es erſchien aber keine Abhandlung, welche den Foderungen völlig Genüge geleiſtet hätte.

Außer dieſen unmittelbaren Erfolgen, wozu auch gehört, daß man ihn in Paris zum Mitglied der philomatiſchen Geſellſchaft wählte, war aber auch noch Chladni ſelbſt durch die Achtung und Ehre, welche ihm bei dieſer Gelegenheit die ausgezeichnetſten Naturforſcher widerfahren ließen, zu neuen Kraftanſtrengungen ermuthigt und angereizt worden, und ſo verdanken wir dem Einfluſſe der franzöſiſchen Naturforſcher die vortrefflichen Unterſuchungen, welche Chladni bald nachher in ſeinen neuen Beiträgen zur Akuſtik (Leipzig 1817.) mittheilte. Seine Unterſuchung ſchwingender Scheiben, insbeſondere ſeine Klangfiguren, hatten ein ganz neues Feld von Erſcheinungen eröffnet. Da tönende Scheiben bisher nur in ſehr unvollkommenen Inſtrumenten angewendet worden ſind, hat dieſes Feld der Phyſik unmittelbar noch keinen bedeutenden praktiſchen Vortheil gewähren können. Deſto intereſſanter und nützlicher iſt dieſer Theil der Akuſtik für die Bewegungslehre, da die Erklärung der von Chladni darin entdeckten Erſcheinungen lange Zeit eine Hauptaufgabe der Mechanik bilden wird.

Wir wiſſen, daß bei den Schwingungen der Scheiben alles von den Dimenſionen der Scheibe, von ihrem Gewichte und von ihrer Elaſticität abhängt. Alles dieſes kennen wir erfahrungsmäßig, und es wäre ſehr zu wünſchen, daß ausgemittelt würde, wie davon die Schwingungen der Scheibe abhingen. Wie groß das Intereſſe und zugleich die Schwierigkeit dieſer Aufgabe ſey, zeigt ſich darin, daß, ungeachtet die Akademie der Wiſſenſchaften zu Petersburg, hernach die batauiſche Geſellſchaft der Wiſſenſchaften zu Harlem, und ſpäterhin das franzöſiſche Inſtitut, welches ſogar die Zeit des Concurſes zu wiederholten Malen verlängerte, die Sache zum Gegenſtand einer Preisaufgabe gemacht haben, die vorgelegte Aufgabe dennoch bis jetzt ungelöſt geblieben iſt. „Es mag nun endlich, ſagt daher Chladni, irgend einem oder dem andern der talentvollſten Mathematiker gelingen, oder nicht (ungefähr ſo wie es Daniel Bernoulli und Leonhard Euler in Hinſicht auf die Transverſalſchwingungen gerader Stäbe gethan haben), auf dem Wege der Theorie auf eine vollkommen genügende Art zu zeigen, daß bei den Schwingungen einer Scheibe die Geſtaltveränderungen und die Tonverhältniſſe ſo ſeyn müſſen, wie ſie nach der Erfahrung wirklich ſind; ſo wird es doch alle Mal auch nützlich ſeyn, die Erfahrungen möglichſt genau anzuſtellen, und aus deren Vergleichung die Naturgeſetze derſelben zu finden. Im erſtern Falle wird man deſto beſſer die Reſultate der Theorie mit denen der Erfahrung vergleichen können; im letztern Falle wird die Erfahrung das einzige Mittel ſeyn, um die Natur dieſer Erſcheinungen gehörig kennen zu lernen.

Dieſe wichtige Unterſuchung ſchwingender Scheiben durch ihre Töne und ihre Klangfiguren hat Chladni mit bewunderungswürdiger Beharrlichkeit nach ſeiner Rückkehr von dieſer 5jährigen Reiſe durchgeführt, in einer Zeit, wo er zwar durch die große Achtung, in der er bei allen ſeinen Freunden ſtand, einen angenehmen Aufenthalt in Wittenberg hatte, der aber bald durch die Kriegsereigniſſe zu wiederholten Malen geſtört und unterbrochen wurde. Nach dem Rückzuge der Franzoſen aus Rußland wurde Wittenberg von den Preußen lange Zeit belagert und be-

Digitized by Google

ſchoſſen. Dadurch verlor Chladni einen Theil ſeiner Sachen, indem das Haus, in welchem er wohnte, abbrante. Er ſelbſt hatte, da ihn nichts dort feſſelte, ſchon vor der Blokade Wittenberg verlaſſen, und das nahe Kemberg zu ſeinem Aufenthalt gewählt. Hier hat er von 1812 an bis an ſeinen Tod 1827 ſtets eine Wohnung gehabt, wohin er ſich zurückzog, wenn er von einer Reiſe wiederkehrte, und wo er ſeine Sachen verwahrte, während er auf einer Reiſe ſich befand. Der wohlfeile Aufenthalt in einer ſo kleinen Stadt, einige Freunde daſelbſt und in der Nähe, die viele geſellige Talente vereinigten, und endlich einige ſehr geſchickte und billige Handwerker, die er dort antraf, und deren er bei ſeinen Beſchäftigungen nothwendig bedurfte, veranlaßten ihn zu dieſer Wahl. So lebte er damals 4 Jahre lang, ohne eine beträchtliche Reiſe zu machen, zurückgezogen, doch in einem angenehmen Kreiſe. Zu dieſer Zeit lieferte er nun ſeine **neuen Beiträge zur Akuſtik**.

Wir wollen hiebei nur auf die ungeheure Beharrlichkeit und große Geſchicklichkeit aufmerkſam machen, die zu dieſer Unterſuchung nothwendig geweſen war. So leicht es iſt, einzelne Klangfiguren mit großer Präciſion hervorzubringen, ſo ſchwierig iſt es für einen gewiſſenhaften Beobachter, der nicht eine dunkle Andeutung der Figur für hinreichend hält, eine zuſammenhängende Reihe Figuren hervorzubringen, die einer einzigen Schwingungsart zugehören, und mit demſelben Tone verbunden ſind. Noch ſchwieriger, als dieſe Reihe von Klangfiguren für jede einzelne Schwingungsart, wobei der Ton der Scheibe keine oder eine nur ſehr geringe Änderung erleidet, war die genaue Beſtimmung der Tonverhältniſſe der verſchiedenen Schwingungsarten. Denn es war hiezu nicht hinreichend, den Ton, den er aus einer Scheibe hervorbrachte, möglichſt genau mit Hilfe eines ganz rein geſtimten Clavicylinders zu beſtimmen, ſondern er wollte die Verhältniſſe der verſchiedenen Töne einer Platte unmittelbar mit einander vergleichen, indem er immer je 2 Töne unmittelbar hinter einander hervorbrachte und genau beobachtete, welches Intervall ſie mit einander bildeten.

Nach dieſem 4jährigen Aufenthalte in Kemberg, und nach dieſen Unterſuchungen während einer Zeit, wo ſchwerlich günſtige Gelegenheit zu reiſen ſich ihm bot, entſchloß er ſich, die erſte Zeit des hergeſtellten Friedens wieder zu einer größern wiſſenſchaftlichen Reiſe anzuwenden. Seitdem ſeine Unterſuchungen über die Meteorſteine allgemeine Anerkennung gefunden hatten, wurde er von mehren Seiten aufgefodert, dieſen Gegenſtand mit Benutzung der neuern Beobachtungen und Unterſuchungen mehr im Zuſammenhange zu bearbeiten. Im Mai 1816 faßte er daher den Entſchluß, die Unterſuchung der Feuermeteore, und insbeſondere der mit ihnen herabgefallenen Maſſen zum Hauptgegenſtand ſeiner Beſchäftigungen und zum Hauptzweck ſeiner Reiſen zu machen. Die beſondere Gabe, die er hatte, die umfänglichſten Werke mit der größten Geſchwindigkeit zu durchlaufen, und dabei alles ihn Intereſſirende ſehr genau herauszufinden, benutzte er nun, um auf allen Bibliotheken aus einer großen Anzahl Chroniken, politiſchen und andern hiſtoriſchen Schriften, alle Thatſachen ausfindig zu machen, welche zur Beurtheilung des Gegenſtandes wichtig werden konten. In dieſer Abſicht blieb er 2 Monate in Gotha und 3 Monate in Göttingen, um in den dortigen Bibliotheken alles hieher gehörige nachzuſehen; benutzte beſonders in Hamburg, Bremen und Wien viele ausländiſche Zeitſchriften; machte im Julius 1818 eine Excurſion von Carlsruhe nach Paris, um in den dortigen Bibliotheken und Naturalienkabinetten manches nachzuſehen. Seine Reiſe nach Wien hatte endlich noch den beſondern Vortheil, daß Schreibers, Director des Wiener Naturalienkabinets, Abbildungen und Erklärungen einiger in Wien befindlichen Arten von Meteoreiſen beifügte. Nach dieſen Vorbereitungen erſchien das Werk in Wien ſelbſt im J. 1819 unter dem Titel: **Über Feuermeteore und über die mit denſelben herabgefallenen Maſſen**, nebſt 10 Steindrucktafeln und deren Erklärung von **Karl von Schreibers**. Nach dieſem den Gegenſtand auf das vollſtändigſte behandelnden Werke ſind im Verlauf der folgenden 8 Jahre noch einige Abhandlungen darüber in **Gilberts** Annalen, **Schweiggers** Jahrbuche und in den Annales de chimie et de physique erſchienen.

Wie Chladni durch dieſes Werk ſeine Unterſuchungen über die Meteormaſſen in ein Ganzes zuſammengearbeitet, und wie er ſchon früher alles, was von ſeinen Arbeiten der reinen oder theoretiſchen Akuſtik zugehörte, auf ähnliche Weiſe zuſammengeſtellt und geordnet hatte; ſo wünſchte er nun auch bei herannahendem Alter Muſe zu gewinnen, um etwas Vollſtändiges und Ganzes über die praktiſche Akuſtik zu liefern, welches ſeine Unterſuchung in Betreff des Clavicylinders und des Euphons umfaßte. Dieſe Unternehmung einer praktiſchen Akuſtik war um ſo verdienſtvoller, da über Inſtrumentenbau bis jetzt noch gar kein wiſſenſchaftliches Werk vorhanden war. Dieſe Arbeit machte er im J. 1820 zum Gegenſtand ſeiner Beſchäftigung, und es erſchien 1821 die letzte ſeiner größern Schriften unter dem Titel: **Beiträge zur praktiſchen Akuſtik und zur Lehre vom Inſtrumentenbau**, enthaltend die Theorie und Anleitung zum Bau des Euphons und Clavicylinders und damit verwandter Inſtrumente — welches Werk zugleich mehre akuſtiſche Unterſuchungen enthält, die auch ohne Rückſicht auf Praxis ſehr intereſſant ſind, ein Werk, welches allen Freunden der Akuſtik und Muſik zu empfehlen iſt, und von allen mit großem Vergnügen wird geleſen werden.

Auch eine Unterſuchung über die Hervorbringung der menſchlichen Sprachlaute, welche er früher gemacht, und ſowol in ſeiner teutſchen als in ſeiner franzöſiſchen Akuſtik mitgetheilt hatte, nahm er in den letzten Jahren ſeines Lebens noch ein Mal auf und vervollkomnete ſie nach Kräften. Er war zu dieſer Unterſuchung in mehrer Rückſicht vorzüglich geſchickt; denn er kante nicht nur den Bau der menſchlichen Sprechwerkzeuge, ſondern beſaß auch eine durch Übung ſehr ausgebildete Fertigkeit, die Sprachlaute, ſo wie ſie in den Sprachen der verſchiedenen Völker vorkommen, möglichſt genau nachzuahmen. Hiebei kam es ihm ſehr zu ſtatten, daß er, außer den griechiſchen und lateiniſchen Sprachen, in welchen er ſehr gündlich unterrichtet und gewandt war, das Franzöſiſche und Italieniſche vollkommen ſprach, und zwar auch verhältniß-

Digitized by Google

mäßig als Ausländer gut ausſprach, das Engländiſche getrieben und auch mit der niederländiſchen, ſpaniſchen, ruſſiſchen, neugriechiſchen und mit der hebräiſchen Sprache ſich einiger Maßen beſchäftigt, und bei ſeinen Reiſen ſo viel Gelegenheit gefunden hatte, die Ausländer beim Sprechen zu beobachten. Er achtete nun auf den Zuſtand ſeiner Sprechorgane, während er verſchiedene Laute ausſprach, mit der ihm eigenthümlichen Beobachtungsgabe. Die geathmete Luft geht beim Sprechen durch den Sprechkanal, der hinten einfach iſt, ſich aber alsbald in den Gang der Mundhöhle und in den Gang der Naſenhöhle theilt, hindurch. Dieſer Gang kann an gewiſſen Stellen durch vorſpringende Theile, die einander genähert werden, verengt und in manchen Fällen ganz verſchloſſen werden. Iſt die Verengung ſehr ſtark, ſo bringt die Luft, die zwiſchen den verengenden Theilen durch oder neben ihnen vorbeiſtreicht, ein Geräuſch hervor, welches man mit dem Namen der verſchiedenen Conſonanten bezeichnet. Bei den Vocalen werden dagegen jene vorſpringenden Theile einander nicht ſo ſehr, ſondern nur mäßig genähert, ſo daß die durchgehende Luft kein ſo beſtimtes Geräuſch, ſondern mehr ein Hallen hervorbringt (welches Ausdrucks ſich jedoch Chladni nicht bedient hat). Einige Conſonanten, *Verſchlußlaute*, werden dadurch hervorgebracht, daß, nachdem der Luft der Durchgang durch die Mund- und Naſenhöhle verſchloſſen worden, und ſie in einen gepreßten Zuſtand gekommen iſt, dieſes Hinderniß an einigen beſtimten Stellen plötzlich gehoben, oder von ihr überwunden wird, wo dann die Luft plötzlich mit einem kurzen Geräuſch hervorbricht, welches nicht fortdauern kann, ſondern nur im Augenblicke der Öffnung ſtatt findet, z. B. zwiſchen den verengerten Lippen, *Lippenverſchlußlaute*, b und p; zwiſchen dem harten Gaumen und der Zunge, *Gaumenverſchlußlaute*, d und t; zwiſchen der Kehle, *Kehlenverſchlußlaute*, k und weich ausgeſprochen als g. Andere Conſonanten, *Naſenlaute*, entſtehen dadurch, daß, indem man der Luft den Durchgang durch die Mundhöhle plötzlich verſchließt, ſie genöthigt wird, den Weg durch die *offene* Naſenhöhle zu nehmen. Dieſes Verſchließen geſchieht mit den *Lippen*, *Lippennaſenlaut*, bei m, mit der gegen den vordern Theil des Gaumens angedrückten Zungenſpitze, *Gaumennaſenlaut*, n, und endlich durch Verſchließung der Kehle, *Kehlennaſenlaut*, bei dem Conſonanten, den man teutſch ng oder nk ſchreibt, wie in den Worten *eng* und *Anker*. Eine dritte Abtheilung Conſonanten wird durch Anſtemmung eines vorſpringenden Theiles im Sprechkanale an einen benachbarten Theil hervorgebracht, und die Luft genöthigt, neben oder zwiſchen den an einander geſtemten Theilen mit einem Geräuſch hindurch zu gehen, *Stemmlaute*: der *Lippenſtemmlaut* iſt f, der *Zungenſtemmlaut* iſt l, der *Gaumenſtemmlaut* iſt j und g, wenn das letztere ähnlich wie j, und auch das ch, wo es dem g ähnlich geſprochen wird. Die vierte Abtheilung der Conſonanten bilden die *Ziſchlaute*, bei welchen ein vorſpringender Theil des Sprechkanals einem benachbarten Theile deſſelben ſo genähert wird, daß er ſich zwar nicht an ihn anſtemt, nicht an ihn angedrückt, aber doch in dem Grade genähert wird, daß der Luftſtrom mit einem Geräuſche zwiſchen den genäherten Lippen hindurch gedrängt wird. Der *Lippenziſchlaut* iſt w, der *Zungenziſchlaut* iſt s, der *Gaumenziſchlaut* iſt sch, der *Kehlenziſchlaut* endlich iſt ch. Die letzte Abtheilung der Conſonanten iſt die der *Zitterlaute*. Der *Lippenzitterlaut*, das br der Kutſcher, komt in den Sprachen der cultivirten Völker nicht vor. Der *Zungenzitterlaut* iſt das r, der *Kehlenzitterlaut* iſt das ſchnarrend ausgeſprochene r. Das h kann man mehr für eine Aſpiration, als für einen Conſonanten halten. Bei ihm iſt der Sprechkanal noch mehr erweitert, als bei den Vocalen, und nur durch ein ſehr ſchnelles Austreiben der Luft aus der Lunge wird ein ſchwaches Geräuſch hörbar.

So wie die mannigfaltigen Conſonanten dadurch entſtehen, daß der Sprechkanal, während die Luft durchgeht, an gewiſſen Stellen verengert wird; eben ſo findet dieſes, aber nur in geringerem Grade, bei den Vocalen ſtatt. Bei dem a iſt der Sprechkanal hinten und vorne offen. Wenn man vom a allmälig zum ò (ao), ó und u übergeht, verengt er ſich ſtufenweiſe an ſeinem vordern Ende, an den Lippen, immer mehr und mehr, bleibt aber hinten offen. Wenn man vorn a zum è (ae), é und i übergeht, verengt er ſich ſtufenweiſe an ſeinem hintern Ende, am Gaumen, immer mehr und mehr, bleibt aber vorn offen. Wenn man vom a zum ö, ö und ü übergeht, ſo verengt ſich der Sprechkanal ſtufenweiſe zugleich vorn an den Lippen und hinten am Gaumen.

Nachdem Chladni ſo alle ſeine Entdeckungen der Welt mitgetheilt, ſie in ihrem Zuſammenhange mit den vorhandenen Entdeckungen dargeſtellt, und ſie alle in die beſte und ſyſtematiſche Ordnung gebracht hatte, blieb ihm nur noch übrig, wenn irgend eine ſeiner mit der größten Gewiſſenhaftigkeit angeſtellten Verſuche und Beobachtungen von neuen Experimentatoren angegriffen wurden, ſich zu vertheidigen, und gegen deren Beſchuldigungen ſich kräftig zu verwahren, wie dieſes bei einer Reihe von Aufſätzen nöthig wurde, die ein ſehr geſchickter Experimentator, *Felix Savart* in Paris, über Gegenſtände der Akuſtik herausgab. Als ein Beweis ſeiner Unparteilichkeit für die neuern Entdeckungen dient endlich ſeine letzte Schrift: *Kurze Überſicht der Schall- und Klanglehre*, in welcher er den Zuſammenhang anzugeben und die Übereinſtimmung nachzuweiſen ſucht von allen ſpätern, und von ſeinen früher gemachten Entdeckungen, und den Plan mittheilt, wie er in den letzten Jahren ſeines Lebens das Syſtem der Akuſtik, wenn er Zeit dazu gehabt hätte, behandelt haben würde.

In dieſen letzten Jahren ſeines Lebens, von 1820 bis 1827, hat er, außer einer Reiſe nach Göttingen, Bremen und Hamburg, auf welcher er vorzüglich den Zweck hatte, denjenigen, welche Clavicylinder zu bauen unternommen hatten, mit Rath und That beizuſtehen, mehrmals einzelne bedeutende Städte Teutſchlands beſucht, z. B. Berlin, Frankfurt a. M. und Breslau, und Vorleſungen über die Akuſtik gehalten.

Chladni gehörte zu den Menſchen, die man Originale nent. Ohne originell ſcheinen zu wollen, und zum Theil ſogar, ohne es zu wiſſen, daß er es ſey, ging er in den

Wiſſenſchaften und durch das Leben ſeinen eigenen, von andern noch nicht betretenen Weg. Namentlich waren ſeine Vorſtellungen von dem, was man ein glückliches Leben nent, gänzlich abweichend von denen, die ſich die meiſten andern Menſchen davon bilden. Die Bedürfniſſe und Wünſche für ſein geiſtiges und körperliches Leben, ſo wie die von ihm im Handeln ſtreng befolgten Grundſätze, von dem was gut und recht ſey, ſtimten aber auch ſo vollkommen mit ſenen Vorſtellungen überein, daß er ein in ſich abgeſchloſſenes Ganzes bildete, in welchem alles nothwendig zuſammenhing, und welches auch mit dem Looſe, das er ſich ſelbſt bereitete, in keinem Widerſpruch ſtand. Sein größter Wunſch, nach welchem ſich alle andere Wünſche bequemen mußten, war, ein freier Weltbürger zu ſeyn, und als ſolcher, ohne durch Verpflichtungen an einen Stat, an ein Amt, an eine Familie, an einen Freund gebunden zu ſeyn, ein freies, ſorgenloſes Leben zu führen, dieſes weite Vaterland der Erde kennen zu lernen, und für daſſelbe in irgend einem Fache etwas Ausgezeichnetes und Denkwürdiges zu leiſten. Ein ſolcher Menſch zieht andere Menſchen unwillkürlich an, und nimt, wenn er, wie Chladni, zugleich ſehr viele andere liebenswürdige Eigenſchaften beſitzt, und wenn er ſelbſt die Geſellſchaft liebt, in Geſellſchaften, die Erheiterung und Belehrung zum Zweck haben, einen vorzüglichen Platz ein, ſelbſt wenn er mancher Eigenſchaften entbehrt, durch welche ſonſt viele in der Geſellſchaft ſich geltend zu machen wiſſen.

Die Erziehung und die geſelligen Verhältniſſe theilen auf der einen Seite vielen Menſchen Eigenſchaften mit, die ſie außerdem nicht erwerben würden; aber ſie unterdrücken auch häufig eine ganz naturgemäße und harmoniſche Entwickelung der in einem Menſchen liegenden Kräfte und Anlagen. Denn die Menſchen nehmen in der Kindheit früher Vorſtellungen und Urtheile Anderer in ſich auf, und gewöhnen ſich Begierden und Handlungsweiſen von Andern an, als ſie ſie prüfen können. Dieſe Summe von früher Jugend erworbener Vorſtellungen und Neigungen bilden dann einen Grund, auf welchen nicht alle ſpäteren Eindrücke Wurzel faſſen können. Wenn aber die Richtung, die jemand durch die ihn umgebenden Menſchen erhalten ſoll, die ihn theils abſichtlich zu ziehen ſuchen, theils abſichtslos durch ihr Beiſpiel ziehen, derjenigen gar zu ſehr widerſpricht, die ſeinen urſprünglichen Anlagen gemäß iſt, ſo kann bei Menſchen von kräftigem Charakter der Fall eintreten, daß die Menſchen, die auf ihn einwirken, faſt ohne Einfluß bleiben, und höchſtens ſeine Entwickelung hier und da aufhalten, ſo daß er ſich dann mitten unter andersartigen Menſchen eigenthümlich entwickelt. Dies war Chladnis Fall. Manche ihn mehr oder weniger auszeichnende Angewohnheiten ſcheinen in der Art ſeiner Erziehung ihren Grund gehabt zu haben. Durch die Beſchäftigung mit ſich allein ſcheint er ſich das Sprechen mit ſich ſelbſt angewöhnt zu haben, das ihm, wenn er allein war, bis in ſein höchſtes Alter eigenthümlich blieb. Daher ſchreibt ſich auch wol eine gewiſſe Unbeholfenheit in ſeinem Benehmen gegen Andere, ferner das ununterbrochene, fortdauernde, ſehr lebhafte Minenſpiel und mancherlei faſt unwillkürliche Bewegungen, durch die er Andern, an die er ſich noch nicht gewöhnt hatte, auffiel. Vielleicht hat auch die Gewohnheit, ſich allein zu beſchäftigen, und ſeine Plane für die Zukunft allein zu entwerfen, bewirkt, daß er, ungeachtet ſeines menſchenfreundlichen und geſelligen Sinnes, das Bedürfniß, ſich in den wichtigſten Angelegenheiten ſeines Lebens einem Freunde offen mitzutheilen, und ſich mit ihm zu berathen, weniger als viele andere Menſchen gefühlt hat.

Chladni war ein kleiner, breitſchulteriger, keinesweges verwachſener Mann, dem es, um ziemlich groß zu ſeyn, nur an Füßen von verhältnißmäßiger Länge fehlte, mit lebhaften, kleinen, freundlichen, in den Augenwinkeln zuſammengezogenen Augen und einem noch viel lebendigeren Minenſpiel [7]. In ſeinem Geſichte trat nie Ruhe ein. In einem gewiſſen Grade zeigte ſich dieſe Unruhe der Muskeln auch in ſeinem übrigen Körper, z. B. durch eine Art von unwillkürlichem Achſelzucken. An ſeinem Äußern ſahe man, daß er niemals auf ſeine Haltung aufmerkſam war; wenn er ſtand oder ging, hingen oft ſeine Arme feſt, wie es ihre Schwere mit ſich brachte, herab. Wenn er aber ſprach, geſticulirte er lebhaft und mit ſo ſchnellen und abgebrochenen Bewegungen, als manche Juden, denen er zum Scherz ihre Eigenthümlichkeiten gern und mit Geſchicklichkeit nachahmte. Seine Sprache war im Teutſchen etwas ſtockend, zuweilen ſelbſt bis zum Stottern. In andern Sprachen ſcheint er von dieſem Fehler freier geweſen zu ſeyn.

Chladni beſaß einen unerſchöpflichen Schatz intereſſanter Notizen aus allen Fächern der Naturwiſſenſchaften. Er war allgemein gebildet in der Kentniß des Himmels, der Erde, der Völkerkunde, Zoologie, Botanik und Mineralogie. In ſeinem glücklichen, treuen Gedächtniſſe bewahrte er von der Schule her ganze Rhapſodien der Odyſſee und Iliade, aus vielen andern ältern Schriftſtellern hatte er zahlreiche, ſinnvolle Gedanken in Bereitſchaft. Er kante die beſten Werke der Dichtkunſt, der Malerei, der bildenden Künſte, der Compoſition, er konte genaue Nachweiſungen über die Lebensverhältniſſe berühmter Künſtler und Schriftſteller und überhaupt intereſſanter Menſchen geben. So vieler Länder Sitten, ſo viele Natur- und Kunſtmerkwürdigkeiten hatte er ſelbſt geſehen, und wußte dieſelben mit der größten Treue und Lebendigkeit zu ſchildern. Wo irgend etwas darauf ankam, oft auch, wo nichts darauf ankam, wußte Chladni ſeine Notizen genau mit Jahrszahl und Datum zu belegen;

7) Es exiſtiren von ihm 4 Bilder. Ein nicht gelungener, kleiner Kupferſtich als Vignette en face vor der 1ſten Ausgabe ſeiner teutſchen Akuſtik; ein eben ſo wenig getroffener Kurferſtich in aqua tinta von Chrétien in Paris 1809 gezeichnet, auch in Form einer Vignette; ein in vieler Beziehung ähnliches Portrait auf Stein von Ludwig von Montmorillon gezeichnet in groß Fol., auf welchem indeſſen die liebenswürdige Freundlichkeit Chladni's und ſeine Lebendigkeit nicht ausgedrückt iſt. Es iſt indeſſen das gelungenſte Bild, was es gibt. Nach dieſem Bilde iſt die Titelvignette vor der 2ten Ausgabe der teutſchen bei Breitkopf und Härtel in Leipzig erſchienenen Akuſtik gearbeitet, ſo jedoch, daß mit Zuziehung einiger Freunde Chladni's einige Fehler jenes Bildes von dem Lithographen verbeſſert wurden. Dieſes Bild iſt daher in der Statur und der Hauptſache nach im Geſichte ähnlich. Außerdem hat der Sohn von Lavater Chladni gezeichnet, und es wird ſich dieſes auch getroffene Portrait in Chladni's Nachlaſſe finden.

Digitized by Google

und da er ſich immer ſehr ſtreng an die Wahrheit band und ganz zuverläſſig war, ſo war ſeine Unterhaltung und Belehrung von größerem Werthe als vieler, welche ſich in geſelliger Unterhaltung auszeichnen. In den Jahren der franzöſiſchen Revolution war er der eifrigſte Politiker. Er brante für die Freiheit der Völker. Später war er einer der erſten Bewunderer Buonapartes, bis dieſer lebenslänglich das Conſulat annahm. Von dieſer Zeit an hat er ſich mit ihm nicht wieder ausgeſöhnt, ſelbſt dann nicht, als er von ihm ſo ehrenvoll aufgenommen wurde, und die franzöſiſchen Journale Napoleons Ausſpruch: „dieſer Mann läßt die Töne ſehen" durch die ganze gebildete Welt trugen. Er beſaß das beſte Zutrauen zu allen Menſchen, ſchätzte den Bauer, den Handwerksmann und das Mitglied jedes Standes in ſeiner Art, ſetzte jeden, von dem er glaubte, er leiſte etwas gutes in ſeiner Art, ſich gleich. Er ſuchte die gemeinſten Leute mit eben der Aufmerkſamkeit angenehm und lehrreich zu unterhalten, als den gelehrteſten und angeſehenſten Mann. Niemandem ſchmeichelte er, und gebrauchte ſelbſt die herkömlichen Complimente nicht leicht. Er tadelte mit Vorſicht und mild, und enthielt ſich des Urtheils, wo es die Klugheit erfoderte, oder wo er ſein Urtheil nicht für hinlänglich begründet hielt. In ſeinem Lobe, das er den Bewohnern von Städten und manchen einzelnen Perſonen zu Theil werden ließ, war er zuweilen nicht ganz unparteiſch. Es geſchah unwillkürlich, daß ihm die Leute gefielen, denen er gefallen hatte, und die ihn gaſtfreundlich, und ſeine Entdeckungen mit dem Intereſſe, das ſie verdienten, aufgenommen hatten. Gegen Vernachläſſigungen oder Spöttereien war er fühllos oder wollte es ſeyn. Gefälligkeiten und Ehrenbezeugungen empfing er gern, nahm mit Vergnügen an geſelligen Zirkeln Antheil, und folgte auch der Einladung ſolcher Menſchen, die er eben nicht gerade zu achten Urſache hatte. Allein er verpflichtete ſich dadurch niemandem, erwies deswegen niemandem eine Ehre, und machte ihm keine Complimente, ſondern hielt gewiſſermaßen ſeine Schuld durch das Vergnügen und den Nutzen getilgt, den ſein geſelliger Umgang andern gewährte. Selbſt ſeinen Freunden, die ihm am nächſten ſtanden, hielt er ſich nicht für verpflichtet, legte aber auch ihnen, wenn er ſich um ſie verdient gemacht hatte, keine Verpflichtungen auf; denn er wollte vollkommen frei ſeyn.

Manche hielten die Art, wie er auf Reiſen durch öffentliche Vorleſungen und Vorzeigung ſeiner Inſtrumente und Meteorſteine und ſeiner akuſtiſchen Verſuche ſeine Subſiſtenz zu ſichern ſuchte, eines ſolchen Mannes für unwürdig, und ließen ihm dieſe Meinung nicht undeutlich merken. Er war vorurtheilsfrei, und ſahe keinen Unterſchied darin, ob man ſich mit dem, was man leiſtet und gelernt hat, einem Fürſten oder einem Volke, einer Stadt oder einer Familie, für immer oder für längere Zeit verpflichtet, oder ob man es herumreiſend auf kurze Zeit, wie Maler und Sänger, für einzelne Geſellſchaften thut. Er wollte der Wiſſenſchaft und den Menſchen nützen, dafür ſollten ſeine Mitmenſchen für ihn ſorgen, und dieſes Verhältniß hielt er für das ehrenvollſte und vortheilhafteſte, durch das er ſelbſt von Andern am wenigſten abhängig würde.

So wie er ſelbſt den Verdienſten und Entdeckungen Anderer ſtrenge Gerechtigkeit widerfahren ließ, und z. B. wenn ihm die Idee eines andern mündlich oder ſchriftlich bekant geworden war, in ſeinen Schriften und Erzählungen deſſen Namen anführte; ſo war er zuweilen auch mit Recht ungehalten über die Diebſtähle, welche man an ſeinen Ideen begangen hatte. Er bezeichnete dieſes Verfahren, wo die Ideen anderer, ohne die Urheber zu nennen, als eigene benutzt werden, mit dem Namen der *Ideencaperei*.

Von ſeinem Vaterlande hatte er keine beſondere Unterſtützung gefodert und erhalten. Wenn er ein beſtimtes Amt hier oder in andern Ländern geſucht hätte, würde es ihm nicht gefehlt haben. Er war daher mit einer Grabſchrift, die ihm Oken noch bei ſeinem Leben in der Iſis in der Vorſtellung, als würde er einſt in ſeinem Vaterlande verhungern müſſen, ſetzte, gar nicht einverſtanden, und glaubte vielmehr, in einer vorzüglich glücklichen Lage zu ſeyn. In ſeinem Alter beſaß er ſo viel, daß er von ſeinen Intereſſen, auch ohne weitere Einnahme, eingezogen, und wenn er ſein Vermögen als 70jähriger Greis auf Leibrenten gegeben hätte, ſogar reichlich hätte auskommen können.

Er vermied in ſeinem Alter nicht von ſeinem Tode zu ſprechen; ſuchte aber auch nicht die Gelegenheit dazu. Als er im J. 1827 in Breslau in einer Geſellſchaft im Hauſe des Profeſſor Steffens ſich befand, war das Geſpräch auch auf dieſen Gegenſtand gekommen. Er hatte ſich darüber geäußert, was für einen Tod er ſich wünſche, und wenige Augenblicke darauf ward ihm in ſeiner Wohnung dieſes Glück zu Theil, nämlich ein ſchneller Tod ohne Krankheit und ohne Schmerzen. Man fand ihm am folgenden Tage halb ausgekleidet und ſitzend. Die abgelaufene Uhr, welche er unſtreitig in der Nacht, bei ſeiner Rückkunft nach Hauſe in der Hand gehabt, um ſie aufzuziehen, lag neben ihm auf dem Fußboden.

Weil er niemandem, keinem ſeiner Verwandten und näheren Freunde etwas ſchuldig zu ſeyn glaubte, vermachte er ſein kleines Vermögen, das ſich über 5000 Thaler belief, ſeinem biedern und rechtſchaffenen Hauswirthe in der Stadt, wo er lebte, und verordnete der Stadt ſelbſt ein Legat von 1200 Thalern theils für Arme, theils zur Abſchaffung von Übelſtänden, die ihn in ſeinem Leben viel incommodirt hatten, zur Verbeſſerung der Thurmuhr und des Pflaſters. Seine Meteorſteinſamlung konte zum Beſten der Wiſſenſchaft nirgend mehr beitragen, als in den Händen der Akademie der Wiſſenſchaften in Berlin, an welche ſie ſeinem Willen gemäß abgegeben worden iſt [8].

(*Prof. W. Weber.*)

8) Außer den ſchon genanten Schriften Chladni's ſind noch folgende von ihm zu bemerken:

1. Schriften über Gegenſtände der Akuſtik.

Über die Längentöne einer Saite. In der berliner muſikaliſchen Monatsſchrift Auguſt 1792. — Über die durch brennendes Waſſerſtoffgas in einer Röhre hervorzubringenden Töne. In den Schriften der berliner Geſellſchaft naturforſchender Freunde 1797. — Beiträge zur Beförderung eines beſſern Vortrags der Klanglehre. Ebendaſelbſt. — Über die Longitudinalſchwingungen der Saiten und Stäbe. In den Schriften der kurmainziſchen Akademie der Wiſſenſchaften zu Erfurt 1796. — Beobachtungen über die durch brennenden

Digitized by Google

CHOLEUA (Entomologie). Käfergattung, von Latreille errichtet, von Fabricius und Paykull Catops, von Illiger Ptomophagus genant, aus der Abtheilung der Pentameren und der Familie Clavicornes. Es ſind kleine, eirunde, oben gewölbte, unten platte, ſehr behende Käfer, mit langen Beinen und herabhängendem Kopfe verſehen, die ſich durch ihre ſpitzwärts verdickten Fühler, bei denen das achte Glied auffallend kleiner iſt, als die übrigen ausgezeichnet. Man findet dieſe größtentheils düſterfarbigen Thierchen unter Steinen, an Schwämmen, am Aas, im Schutt und an modernden Subſtanzen, und kent gegen zwanzig in Europa einheimiſche Arten, von welchen Spence *) eine Monographie lieferte.

Latreille trente unter dem Namen Myloechus diejenigen Arten, bei denen die Fühler kurz und an der Spitze ſehr dick ſind. (*Germar.*)

CHOR im attiſchen Drama, iſt eine Geſamtheit von mehren, gewöhnlich funfzehn Perſonen, welche in den griechiſchen Tragödien, Komödien und Satyrſpielen vorkomt, aber meiſtentheils nicht zu den in die Fabel des Stückes verwickelten Perſonen gehört, ſondern ſich den eigentlich Handelnden gegenüber nur wie eine Schar unbetheiligter, zufällig anweſender Zuſchauer verhält, und daher auch in den Dialog nur ſelten mit eingreift, dagegen die Zwiſchenräume deſſelben mit Geſängen und Tänzen ausfüllt.

So ſehr auch die Anfänge der dramatiſchen Kunſt bei den Griechen, wie die Anfänge aller Künſte, im Dunkeln liegen, ſo iſt doch ſoviel gewiß, daß feſtliche Geſänge und Tänze, zu Ehren des Dionyſos angeſtellt, den erſten Anſtoß dazu gaben. Zuerſt bildete wol der zufällig verſamelte Volkshaufen den Chor, der unter Reihentänzen Lieder zu Ehren des gefeierten Gottes anſtimte, bald Beſtimte, die ſich kunſtmäßig dazu eingeübt hatten. Wie und wann zu dieſen rohen Anfängen ein mimiſches Element trat, von wem zuerſt Wechſelreden zwiſchen die Geſänge des Chores eingeſchoben wurden, ob den dithyrambiſchen oder den phalliſchen Chören die Tragödie oder die Komödie oder das Satyrſpiel ihren Urſprung verdanken und welchen Einfluß das in ſchwankenden Nachrichten erwähnte doriſche Drama auf die Entſtehung des attiſchen gehabt hat, iſt hier nicht der Ort zu unterſuchen und wird wol nie mit Gewißheit nachgewieſen werden können [1]): ſoviel ſteht feſt, daß aus jenen Anfängen die drei genanten Gattungen, in welche bei den Griechen die dramatiſche Poeſie zerfiel, hervorgegangen ſind, und ſie tragen die Spuren dieſes Urſprunges grade in dem Chor, von welchem hier die Rede ſeyn ſoll, unverkennbar an ſich. Daß eine Menge ſtufenweis ſich vervollkomnender und durch eine Reihe von Veränderungen ſich allmälig zur Form von Kunſtwerken veredelnder Verſuche zwiſchen jenen urſprünglichen rohen Geſängen und den erſten uns erhaltenen dramatiſchen Schöpfungen, denen des Äſchylos, in der Mitte lagen, beweiſt die hohe Vollendung, in welcher dieſe uns plötzlich ſchon ſo glänzend vor die Augen treten, daß die Namen des Theſpis, Phrynichos, Pratinas und Choirilos, welche als Vorgänger des Äſchylos genant werden, kaum genügen. Aber es iſt uns nicht mehr vergönt, den Entwickelungsgang, durch welchen aus den einfachen Chorgeſängen das vollendete Drama entſtand, durch ſeine einzelnen Momente zu verfolgen, und wir können nur zuerſt aus den Tragödien des Äſchylos abnehmen, welche Beſchaffenheit und Bedeutung der Chor im attiſchen Drama gewonnen hatte.

Die urſprüngliche Beſtimmung, die Feier der Dionyſosfeſte zu verherrlichen, verblieb auch den Tragödien, die nur an den Dionyſien dargeſtellt wurden, und ſomit

Waſſerſtoff in einer Röhre hervorzubringenden Töne. Im 1ſten Bande der neuen Schriften der berliner Geſellſchaft naturforſchender Freunde. — Auszug aus der Schrift: über die Longitudinalſchwingungen, nebſt einigen Bemerkungen über die Geſchwindigkeit, mit welcher der Schall durch feſte Körper fortgeleitet wird. Im 1ſten Stück von Voigts Magazin für das Neueſte aus der Phyſik. — Über die Theorie einer Pfeife in verſchiedenen Gasarten. Ebendaſelbſt, 3. Stück. — Über die Schwingungen eines Stabes. Im 2. Bande der neuen Schriften der berliner naturforſchenden Freunde. — Eine neue Art, die Geſchwindigkeit der Schwingungen bei einem jeden Tone durch den Augenſchein zu beſtimmen, nebſt einem Vorſchlage zu einer feſten Tonhöhe. In Gilberts Annalen der Phyſik Bd. V. Stück. 1. — Über die wahre Urſache des Conſonirens und Diſſonirens. In der Leipziger muſikaliſchen Zeitung. III. S. 337. 353. — Über vortheilhafte Einrichtung eines Locales für gute Wirkung des Schalles. Ebendaſelbſt. 1828. S. 565. — Über die gleich ſtarke Schallverbreitung in der Richtung der Schwingungen und in die Quere, und über die ſchwächere in dazwiſchen liegenden Richtungen, nach gemeinſchaftlich mit Herrn Dr. Wilhelm Sömmering angeſtellten Unterſuchungen. In Kaſtners Archiv für die geſamte Naturlehre Bd. 7. Heft 1.

II. Über Chladnis neue muſikaliſche Inſtrumente.

Ein nothwendiger Nachtrag zu den Beiträgen zur prakt. Akuſtik, mit 1 Steindrucktafel. In der allgemeinen muſikaliſchen Zeitung. 1822. Nr. 49. 50. 51.

III. Über Feuermeteore und über die mit denſelben herabgefallenen Maſſen.

Über den Urſprung der von Pallas entdeckten Eiſenmaſſe und einige damit in Verbindung ſtehende Naturerſcheinungen. Riga und Leipzig 1794. 4. Eine franzöſiſche Überſetzung im Journal des mines. 1804. Nr. 88. 90.

IV. Vermiſchte Schriften.

Beiträge zu dem Gerberſchen Tonkünſtlerlexikon. Im 2. Stücke des Kochſchen Journals der Tonkunſt. — Einige Nachrichten, die Geſchichte ſeiner akuſtiſchen Entdeckungen betreffend. In Voigts Magazin für das Neueſte aus der Phyſik und Naturgeſchichte. 4. Stück. IX. Bd. — Über das ſpaniſche Gedicht: La Musica von D. Thomas de Yriarte. In der allgemeinen muſik. Zeitung I. S. 821. — Über das Fehlerhafte und Willkürliche in der alten griechiſchen Muſik und über die Vorzüge der neuern. In der allgem. muſik. Zeitung. 1826. No. 40. 41. 42. 47. — Über die Hervorbringung der menſchlichen Sprachlaute. In Gilberts Annalen der Phyſik. Bd. 76. Stück 2. — Eine große Menge kleiner Aufſätze ſind außer den angeführten in ſehr vielen wiſſenſchaftlichen und andern teutſchen, franzöſiſchen und italieniſchen Zeitſchriften zerſtreuet, die zum Theil nur ein temporäres Intereſſe gehabt haben, zum Theil ſpäter in ſeinen größern Werken ihren Platz fanden.

*) Transact. of the Linn. Society Vol. XI. Pars I. 1813.

1) Die Zeugen aus dem Alterthume werden hierüber abgehört von Caſaubon de satyrica Graecorum poesi, Bentley respons. ad Car. Boyle, Eichſtädt de dramate Graecorum comico-satyrico, Pfaff tragoediae graecae primordia, Balett num Thespis tragoediae auctor haberi possit, Kanngießer die komiſche Bühne in Athen I., Genelli das Theater zu Athen II., Wilh. Schneider de originibus tragoediae graecae und de origg. comoediae graecae, Jakob Quaest. Sopol. vol. I., Dinger de dramatis Graecorum satyrici origine, Gryſar de Doriensium comoedia, Kolſter de parabasi S. 54 ff.

blieb auch der Chor, ohnedies durch die Gewohnheit geheiligt, als der eigentliche Träger der religiöſen Handlung, unerläßlich, und ſo wie der urſprüngliche, ſo der Hauptbeſtandtheil der Tragödie, um den ſich der Dialog nur als ausſchmückendes Nebenwerk anreihte, ein Verhältniß, das erſt allmälig ſich umkehrte. Dieſen Fortſchritt der dramatiſchen Kunſt können wir noch durch die uns erhaltenen Stücke verfolgen, ja zwiſchen den Tragödien des Äſchylos ſelbſt iſt in dieſer Hinſicht ein Unterſchied bemerkbar. Denn während in den ältern, wie den Schutzflehenden und den Perſern, die Chorgeſänge auch äußerlich als Haupttheil hervortreten und die größere Hälfte des Stückes ausmachen, treten ſie in den ſpäter geſchriebenen allmälig mehr gegen den Dialog zurück und werden ſeltener und kürzer, und daſſelbe geſchieht bei Sophokles und Euripides in zunehmendem Maße. Sie aber ganz wegzulaſſen, wäre eine unheilige Handlung geweſen, und wir müſſen die Kunſt bewundern, mit welcher die dramatiſchen Dichter der Griechen dieſen in der Idee des Drama ſelbſt gar nicht begründeten und nur durch eine äußere Zufälligkeit aufgedrängten Beſtandtheil ſo zu behandeln wußten, daß er uns faſt nothwendig und als der Glanzpunkt der Tragödie erſcheint. Natürlich konte der Chor ſeiner urſprünglichen Beſtimmung, Loblieder zu Ehren des Dionyſos zu ſingen, nicht mehr treu bleiben, ſondern nachdem der Inhalt des Dialogs ſich auf irgend eine Begebenheit aus der Zeit des griechiſchen Heroenlebens bezog, mußten auch die Chorgeſänge dieſem Inhalte ſich anſchließen, und die Mitglieder des Chors beſtimte Perſonen vorſtellen, die mit jener Fabel in Verbindung ſtanden. Es kam hiebei den tragiſchen Dichtern die Beſchaffenheit des Lebens zu Statten, das auf der Bühne darzuſtellen war; denn da das Leben der Griechen größtentheils ein öffentliches war, und ſonach auch die auf der Bühne darzuſtellende Handlung ſtets unter freiem Himmel vorging, ſo wurde es dadurch möglich, dem ganzen Verlauf derſelben eine Anzahl von Perſonen aus dem Volke beiwohnen zu laſſen, was in jedem andern Falle an großer Unwahrſcheinlichkeit gelitten haben würde. Und ſo beſteht in den meiſten uns erhaltenen Tragödien der Chor aus dem an dem Orte der Handlung zufällig anweſenden Publikum; nur in wenigen ſind es Perſonen, die in das Intereſſe der Handlung ſelbſt verflochten ſind, wie in den Schutzflehenden und Eumeniden des Äſchylos, und in den Schutzflehenden des Euripides, in welchen die Perſonen, die den Stücken den Namen gegeben haben, den Chor ausmachen. Im Prometheus des Äſchylos ſind es die Okeaniden, die den Prometheus beſuchen kommen, in den Sieben gegen Theben thebaniſche Jungfrauen, die ſich grade auf dem Markte befinden, in den Perſern perſiſche Greiſe, im Agamemnon alte Argeier, in den Choephoren Dienerinnen des Königshauſes. Sophokles läßt im Aias den Chor aus Matroſen des Helden beſtehen, in der Elektra aus argeiſchen Jungfrauen, im König Ödipus und der Antigone aus thebaniſchen, im Ödipus auf Kolonos aus attiſchen Greiſen, in den Trachinierinnen aus trachiniſchen Jungfrauen, im Philoktetes aus Schiffern des Neoptolemos. Bei Euripides bilden den Chor in der Hekabe trojaniſche Sclavinnen, im Oreſtes argeiſche Jungfrauen, in den Phöniſſen phönikiſche Sclavinnen, in der Medea korinthiſche, im Hippolytos trözeniſche Frauen, in der Alkeſtis Greiſe von Pherä, in der Andromache phthiotiſche, in der erſten Iphigenia chalkidiſche Frauen, in der zweiten Dienerinnen der Iphigenia, in den Troerinnen trojaniſche Sclavinnen, in den Bakchen dieſe ſelbſt, in den Herakliden atheniſche Greiſe, in der Helena gefangene Griechinnen, im Ion Dienerinnen der Kreuſa, im wüthenden Herakles thebaniſche Greiſe, in der Elektra Bäuerinnen, in der Danae argeiiſche Jungfrauen.

Was nun den Inhalt der Geſänge betrifft, die dieſem Chor in den Mund gelegt werden, ſo ſchließt er ſich, wenigſtens bei Äſchylos und Sophokles (denn erſt Euripides erlaubte ſich bisweilen den Misbrauch, den Chor Lieder anſtimmen zu laſſen, die in gar keiner Beziehung zu der Fabel des Stückes ſtehen) immer an die unmittelbar vorhergehende Handlung an und enthält allgemeine Reflexionen, die ſich als Reſultat derſelben dem Chor aufdrängen, Klagen über das Schickſal der handelnden Perſonen oder über die Wandelbarkeit des menſchlichen Looſes überhaupt, Ausbrüche der Freude über glückliche Ereigniſſe, allgemeine Betrachtungen über die menſchliche Natur, ihre Tugenden und Fehler, Warnungen und Belehrungen über den Zorn und die ſtets waltende Gerechtigkeit der Götter, Loblieder zu Ehren der Götter, welche helfend einſchreiten, Gebete, in denen ihr Schutz erfleht wird, und Ähnliches [2]). So war der Chor, außerhalb oder über der auf der Bühne dargeſtellten Handlung ſtehend, nach Schlegels Ausdruck [3]), der perſonificirte Gedanke über dieſelbe, die verkörperte und mit in die Darſtellung aufgenommene Theilnahme des Dichters als Sprechers der geſamten Menſchheit, der idealiſirte Zuſchauer. Er trat verſöhnend, warnend und beruhigend als Vermittler zwiſchen die Menſchen und das Schickſal, und indem er, auf der Bühne ſtets gegenwärtig, die handelnden Perſonen durch alle im Verlauf der Tragödie ihnen zuſtoßenden Schickſale begleitete, mit den Fröhlichen ſich freute, mit den Trauernden trauerte, die Übermüthigen oder Verzweifelnden auf die Macht und Gerechtigkeit der Götter hinwies und nach längern Abſchnitten, wo Wendepunkte in dem Schickſale der Helden des Stückes eintraten, in längern Geſängen ſeine Gedanken über das Geſchehene ausdrückte oder auf das Bevorſtehende ahnend vorbereitete, ſprach er gleichſam im Namen der Zuſchauer die Empfindungen aus, die in ihnen erregt wurden, oder erregt werden ſollten [4]). So ſind die uns erhaltenen Chorgeſänge, abgeſehen von aller Verſchiedenheit, die in Hinſicht auf ihre Behandlung zwiſchen den drei uns bekant gewordenen Tragikern ſtatt findet [5]), ſowol durch

2) Den Inhalt aller uns erhaltenen Chorgeſänge hat angegeben und nach Klaſſen geordnet Heeren dissertatio de chori Graecorum tragici natura et indole, Göttingen 1784, wieder abgedruckt in Seebode's Miscellanea critica V. I. P. IV. p. 593 sqq.
3) A. W. Schlegel dram. Vorleſungen Th. I. S. 113 f.
4) Vergl. außer Schlegel a. a. O. Ilgen chorus graecorum tragicus qualis fuerit in deſſen Opuscul. T. I. p. 61 seqq. und Süvern über Schiller's Wallenſtein S. 36 f. S. 212 f. 5) Ilgen S. 64 f. Süvern S. 38 f. Mohnike Geſch. der Lit. d. Griechen Th. I. S. 348.

Digitized by Google

die Trefflichkeit ihres Inhaltes als durch die Vollendung der Form, namentlich bei der ſchonungsloſen Vernichtung, welche die Zeit über die Schöpfungen der griechiſchen Lyrik verhängt hat, neben Pindaros Siegesgeſängen, mit denen ſie auch durch den Gebrauch freierer, vielfach wechſelnder Versmaße vergleichbar ſind, die unſchätzbarſten Überreſte der lyriſchen Poeſie der Griechen.

Wir kommen zu der äußeren Erſcheinung des Chores in der griechiſchen Tragödie. Über die Anzahl der Perſonen, aus welchen er beſtanden hat, ſind die Meinungen lange ſehr getheilt geweſen und wol auch jetzt noch nicht ganz vereinigt. Die Hauptſtelle darüber iſt bei Pollux [6]), welcher berichtet, der tragiſche Chor habe anfangs aus funfzig Perſonen beſtanden, bis bei der Aufführung der Eumeniden des Äſchylos der Schreck über den Anblick einer ſo großen Menge von Furien die unglaublichſten Wirkungen bei den Zuſchauern hervorgebracht, und dadurch Veranlaſſung zu dem Geſetz gegeben habe, daß der Chor künftig nie mehr als funfzehn Perſonen enthalten ſolle, und dieſe Nachricht iſt allgemein auf Treue und Glauben angenommen worden [7]), bis Hermann die Unhaltbarkeit derſelben bewieſen hat [8]). Daneben hat ungeachtet ihrer inneren Unwahrſcheinlichkeit eine andere Erzählung [9]) Glauben gefunden, Sophokles habe die Zahl der Chorglieder von funfzehn auf zwölf herabgeſetzt. Endlich hat man aus der Beſchaffenheit des Chores in einzelnen Tragödien, wo die Sache ſelbſt eine beſtimte Zahl von Perſonen vorzuſchreiben ſchien, auf einen großen Wechſel in dieſem Punkte ſchließen wollen. So ſoll in den Schutzflehenden des Euripides der Chor nur vierzehn Perſonen gezählt haben, weil er aus den Müttern der ſieben gefallenen Heerführer beſtand, von denen jede eine Dienerin bei ſich hatte [10]), und in den Eumeniden, Kab[illegible]en, Phorkiden, Heliaden des Äſchylos, wo die Perſonen, welche der Titel beſagt, den Chor bildeten, ſoll er gar nur aus drei Perſonen beſtanden haben, weil die herkömliche Vorſtellung nur drei Eumeniden u. ſ. w. kante [11]). Alle dieſe Annahmen beruhen auf irrigen Vorausſetzungen. Die Angabe von funfzig Perſonen rührt von einer Verwechſelung mit den dithyrambiſchen Chören her, die aus einer ſolchen Anzahl zuſammengeſetzt waren [12]). Die tragiſchen Chöre haben nach vielen ausdrücklichen Zeugniſſen zu allen Zeiten aus funfzehn Perſonen beſtanden [13]), und es beſtätigt ſich dies durch alle die Stellen vorhandener Tragödien, an denen die Chorglieder einzeln redend oder ſingend aufgeführt werden [14]), denn es finden ſich dann allemal funfzehn einzelne Verſe oder Strophen. Ja ſogar diejenigen Stücke, in welchen die Beſchaffenheit des Chores eine größere Anzahl erwarten läßt, machen hievon keine Ausnahme. So beſteht in den Schutzflehenden und Danaiden des Äſchylos der Chor zwar aus den Töchtern des Danaos, deren die herkömliche Sage funfzig angibt, aber im Chor erſchienen ihrer demungeachtet nur funfzehn [15]).

Dieſe funfzehn Perſonen nun, von denen eine der Chorführer (ἡγέμων, χορηγός, μεσόχορος, κορυφαῖος) war [16]), zogen in feierlichem Aufzuge, gewöhnlich nachdem das Spiel auf der Bühne ſchon begonnen hatte, in das Theater, und nahmen ihren Platz in der Orcheſtra ein. Nur in zweien der uns erhaltenen Stücke, in den Schutzflehenden und Perſern des Äſchylos, die auch hierdurch ihr höheres Alter bekunden, erſcheint der Chor gleich von Anfang und begint die Handlung (beidemal aber nicht mit einem lyriſchen Geſange, ſondern mit Anapäſten); in allen übrigen Tragödien iſt ſchon ein Monolog oder Dialog auf der Bühne vorhergegangen, bevor der Chor mit ſeinem erſten Geſange einzieht. Verſchieden von den dithyrambiſchen Chören, welche κύκλιοι waren [17]), d. h. in Kreisform tanzten und ſangen, waren die tragiſchen Chöre ſtets τετράγωνοι [18]), d. i. in Colonnen, die ein Viereck bildeten, aufgeſtellt. Die gewöhnliche Art der Aufſtellung des Chores bei dem Einzuge war entweder κατὰ στοίχους, in fünf Gliedern jedes zu drei Mann, ſo daß der Chorführer im erſten Gliede zu jeder Seite einen Choreuten hatte, (die Koryphäen der beiden Halbchöre, ἀριστεροστάτης und δεξιοστάτης) [19]), oder κατὰ ζυγά, in drei Rotten jede zu fünf Mann, ſo daß der Chorführer in der erſten zwiſchen vier Chorgliedern in der Mitte ging [20]). Nur in einzelnen Fällen erſchienen ſie bei ihrem erſten Auftreten einzeln, wie in den Eumeniden des Äſchylos, wo die Furien, wie ſie nach einander erwachen, ſo auch einzeln und nach einander in die Orcheſtra ſtürmen, was die Grammatiker σποράδην nennen [21]). In der Orcheſtra war der Platz des Chores bei der Thymele, einer im Mittelpunkt des ganzen Theaters ſtehenden, altarähnlichen, viereckigen Erhöhung, auf welcher der Chorführer gewöhnlich ſtand, während die übrigen Chorglieder zu beiden Seiten derſelben aufgeſtellt waren, in ἡμιχόρια zu ſieben Mann abgetheilt, oder in den vorher erwähnten Abtheilungen κατὰ στοίχους oder κατὰ ζυγά, oder auf andere Weiſe. Eine dieſer verſchiedenen Stellungen nahmen ſie auch bei dem Singen ihrer Geſänge

6) Pollux IV, 15. 7) Petit legg. Att. p. 138 Wessel. Ilgen S. 55. Böttiger die Furienmaske S. 2. Böckh graecae tragoediae princip. etc. S. 43 u. A. 8) Hermann de choro Eumenidum in ſeinen Opusc. vol. II. p. 129 sq. 9) Böckh S. 57, widerlegt von Hermann S. 141. 10) Böckh S. 75 ff. Wenn dies auch Hermann a. a. O. S. 141 und Vorr. z. Eur. Schutzfl. S. 17 zugeſteht, ſo kann er nicht allgemeine Beiſtimmung finden. Die Zahl der Chorglieder kann überhaupt nie eine gerade geweſen ſeyn, weil der Chor ſonſt nicht, ſeinen Führer abgerechnet, in zwei gleiche Hälften zerfallen konte, was ſtets nothwendig war, vergl. Genelli S. 137. Bei jenen vierzehn in den Schutzflehenden iſt offenbar der Chorführer nicht mitgezählt. S. Genelli a. a. O. Art Quindecim in Eur. Suppl. esse chori personas. Cleve 1826. Vergebens widerſpricht Bach in Jahn's Jahrb. 1827. B. 2. H. 4. S. 433 ff. 11) Blomfield Vorr. z. Äſch. Perſ. S. XXI. f., vergl. Hermann Opusc. II. S. 125. Lindner über den Chor im Äſch. in Jahn's Jahrb. 1827. Bd. 1. Heft 3. S. 107 f. 12) Simonides in Brunck's Analekten Th. 1. S. 137. Schol. z. Äſchin. Red. Th. 3. S. 721 Reisk.

13) Pollux IV, 108. Schol. z. Äſch. Eum. 588. Schol. z. Ariſtoph. Vögeln 282. Rittern 586. 14) Äſch. Agam. 1317 ff. Schutzflehende 996 ff. Eumeniden 135 ff. Soph. Öd. auf Kol. 117 ff. Eur. Jon 187 ff. Medea 131 ff. u. a. m. 15) Hermann de Aesch. Danaidibus in ſeinen Opusc. II. S. 325. 16) Pollux IV, 106. 17) Perizon. z. Älian verm. Geſch. X, 6. 18) Etymolog. S. 764, 4. Pollux IV, 108. 109. 19) Pollux IV, 104. 20) Lindner S. 100 ff. Kelſter S. 14 ff. 21) Hermann Opusc. II. S. 134 ff.

an, und wechſelten damit während des Singens auf die mannigfaltigſte Weiſe und in den künſtlichſten Verſchlingungen, worauf ſich oft aus der Beſchaffenheit der Chorgeſänge ſchließen läßt [22]), ein Umſtand, auf welchen von den Herausgebern der Tragiker noch nicht überall hinreichend Rückſicht genommen iſt. Das erſte Erſcheinen des Chores auf der Bühne hieß πάροδος, und denſelben Namen hatte auch der erſte gemeinſchaftliche Geſang des ganzen Chores [23]), alſo nicht nothwendig überhaupt der erſte Chorgeſang in jeder Tragödie, da die Chorglieder zuerſt auch einzeln oder in einzelnen Abtheilungen ſingen konten. So iſt in den Eumeniden des Äſchylos erſt der dritte Chorgeſang von V. 311 an die πάροδος. Jeder folgende Geſang des ganzen Chores hieß στάσιμον. Alle dieſe πάροδοι und στάσιμα waren antiſtrophiſch, d. h. es folgte auf den erſten Geſang (στροφή) ein zweiter von gleich viel Verſen und genau in demſelben Versmaß gedichtet (ἀντιστροφή), oder, wenn der Chorgeſang länger war, auf jede von der vorigen im Versmaß verſchiedene Strophe eine mit ihr übereinſtimmende Gegenſtrophe. Dieſe Geſänge haben bisweilen auch einen Schlußgeſang (ἐπῳδός), dem keine Gegenſtrophe entſpricht, und der bei dem Staſimon immer am Ende des ganzen Geſanges ſteht, bei der Parodos auch in der Mitte deſſelben ſtehen kann [24]). Sie können entweder alle von dem ganzen Chore geſungen werden, oder Strophe und Gegenſtrophe von den Halbchören, Epodos vom ganzen Chor oder umgekehrt, und zwar mit abwechſelnden Stellungen, Strophe und Gegenſtrophe wahrſcheinlich unter entgegengeſetzten Bewegungen, Epodos unter Stillſtehen in der Mitte der Orcheſtra. Hievon verſchieden ſind diejenigen Geſänge, welche κόμμοι und ἀπὸ σκηνῆς genant, und entweder von einzelnen Chorgliedern, oder abwechſelnd von dieſen und von Perſonen auf der Bühne, oder blos von den letzteren geſungen wurden. Sie waren entweder ἀπολελυμένα, wenn die Heftigkeit der Leidenſchaft die Wiederkehr deſſelben Versmaßes in Gegenſtrophen verſchmähte, oder gleichfalls ἀντιστροφικά. In dem letzten Falle folgten aber die ſich entſprechenden Strophen und Gegenſtrophen nicht regelmäßig auf einander, ſondern es fand ſowol in der Reihenfolge der Strophen als in dem Wechſel der ſingenden Perſonen die mannigfaltigſte und künſtlichſte Verſchlingung ſtatt, doch ſo, daß immer die wunderbarſte und ſorgfältigſte Symmetrie darin herrſchte, indem Strophen- und Perſonenwechſel entweder in gleicher oder umgekehrter Wiederkehr oder in noch künſtlicheren Ordnungen ſich entſprachen. Die tragiſchen Dichter verwandten hierauf eine ſo große Sorgfalt, daß bisweilen ſogar in Stellung und Gleichklang der Worte eine Übereinſtimmung zwiſchen Strophe und Gegenſtrophe bemerkbar iſt, und wo in der Strophe ein Perſonenwechſel eintrit, derſelbe in der Gegenſtrophe an derſelben Stelle, ja in demſelben Fuße deſſelben Verſes ſtatt findet [25]). — Während des Dialoges auf der Bühne ſtand der Chor ruhig in der Orcheſtra, und wo er in den Dialog eingriff, ſprach nur der Chorführer in ſeinem Namen, außer in wenigen Fällen, wo ausnahmsweiſe jedes einzelne Chorglied zu ſprechen hatte, wie im Agamemnon des Äſchylos V. 1317 ff., wo es darauf ankam, daß jedes einzelne Mitglied des Chores ſeine Meinung abgab [26]).

Über die Beſchaffenheit und Bedeutung des Chores in den Satyrſpielen haben wir weit weniger befriedigende Nachrichten, da uns von dieſen nur ein einziges, der Kyklops des Euripides, erhalten iſt. Daß die Zahl der Mitglieder dieſes Chores der des tragiſchen gleich war, erfahren wir aus einer Angabe des Tzetzes [27]). In dem uns erhaltenen Stücke beſteht der Chor aus Satyrn unter Anführung des Silenos, und aus dieſen ſcheint er in allen Satyrſpielen beſtanden zu haben [28]). Die Scene war immer auf freiem Felde, in Hainen und Wäldern, wo ja die Satyrn ſich aufzuhalten pflegten, und es war die Sache des Dichters, ſie auf irgend eine Weiſe mit den auf der Bühne erſcheinenden Perſonen in Berührung zu bringen. Die Chorglieder ahmten in Geſtalt und Bekleidung die herkömliche Vorſtellung von den Satyrn nach und führten einen eigenthümlichen, ſatyriſchen Tanz auf [29]).

Auch die alte attiſche Komödie entbehrte nicht ihres Chores, den ſowol ihr mit der Tragödie gemeinſchaftlicher Urſprung und der gleiche Zweck, zur Verherrlichung von Götterfeſten zu dienen, nothwendig machte, als ihre Abſicht, die Tragödie zu parodiren, und den ſie noch weniger als dieſe entbehren konte, da ſie ganz eigentlich das öffentliche Leben der Gegenwart zum Gegenſtande ihrer Darſtellung machte, und dieſes ohne eine verſammelte Menge nicht beſtehen konte. Offenbar aber mußte der komiſche Chor von einer ganz andern Natur ſeyn als der tragiſche; er hat nichts von dem würdevollen Äußern dieſes, beabſichtigt keinen von den ernſten Zwecken, die dieſer erreicht, ſondern ſo wie die Komödie ganz dem Scherze huldigt, ſo iſt auch er dieſem gewidmet, und weit entfernt, ein idealiſirtes Bild der Menſchheit darzuſtellen, lebt er mitten in den Thorheiten der Gegenwart und legt ſie häufig offen zur Schau. Er iſt noch weit weniger in die auf der Bühne vorgehende Handlung verwickelt, als der tragiſche Chor, er betrachtet ſich ganz als bloßen Zuſchauer derſelben und verfolgt ſie mit Neugier und Leidenſchaft; kaum aber haben die Schauſpieler die Bühne verlaſſen, ſo vergißt er alles, was daſelbſt verhandelt worden, und iſt nur für ſich da und betreibt ſeine eignen Angelegenheiten. Daher iſt er auch noch weniger, als der Chor in der Tragödie, während des Spieles auf der

22) Hermann Vorr. z. Eur. wüthendem Herakles S. XVI f. XXI f. Derſ. z. Soph. Öd. auf Kolonos V. 208. 224. 553.
23) Ariſtoteles Dichtkunſt. XII, 7. Schol. z. Eur. Phön. 210.
24) Hermann Elem. doctr. metr. S. 725. Übrigens wurde auch das Staſimon, nicht ſtillſtehend, wie einige Grammatiker aus dem Namen geſchloſſen haben, ſondern tanzend geſungen, ſ. Kelſter de parabasi S. 11 f.

25) Die unglaubliche, uns oft kleinlich erſcheinende Sorgfalt, welche die Tragiker auf dieſe Symmetrie verwandten, gibt auch dem Geſetze einige Wahrſcheinlichkeit, das Lachmann de choricis systematis tragicorum graecorum gefunden haben will, wonach alle Chorgeſänge aus ſieben Verſen oder aus einer durch die Zahl 7 theilbaren Anzahl von Verſen beſtehen. — Über den Tanz des Chores und die muſikaliſche Begleitung ſeiner Geſänge ſ. Genelli VI.
26) Vergebens läugnet dies Lindner a. a. O. S. 103, vergl. Kolſter S. 15 f.
27) Tzetzes prolegom. ad Lycophr.
28) Caſaubon de satyrica Graecorum poesi. S. 109. Genelli S. 101 f.
29) Pollux IV, 18. Caſaubon S. 104 ff.

Digitized by Google

Bühne thätig und läßt ſeine Theilnahme daran nur ſelten in kurzen Geſängen laut werden. Seine eigentliche Thätigkeit beginnt, wenn mitten im Stücke die Bühne leer geworden iſt, und er ſich nun in der Parabaſe an die Zuſchauer wendet. Dieſe Parabaſe[30] iſt ein ganz eigenthümlicher Beſtandtheil der attiſchen Komödie, der eigentliche Überreſt von der älteſten Form derſelben, in welcher der Chor noch allein mit ſeinen Geſängen und Anreden an die Zuſchauer die ganze Handlung ausmachte[31]. Daher iſt ſie auch von bedeutendem Umfange, obgleich ſie durch die Fremdartigkeit ihres Inhaltes die an ſich lockere Handlung der Komödie mehr trent als verbindet. Der Name bezeichnet eigentlich die Bewegung, mit welcher der Chor, der bis dahin das Geſicht der Bühne zugekehrt hatte, einſchwenkt, um ſich den Zuſchauern zuzuwenden, denen ſeine Rede jetzt gilt[32]. Dieſe ſelbſt beſtand regelmäßig aus ſieben Theilen, obgleich nicht in jeder Komödie alle ſieben vollſtändig vorkommen mußten[33]. Der erſte iſt das Kommation, ein kurzes Liedchen, das der Chor noch in ſeiner vorigen Stellung ſingt, und in welchem er den abgehenden Schauſpielern gewöhnlich ſeine Wünſche nachſchickt; es iſt die Vorbereitung auf die Parabaſe, und dient dazu, dieſe an das eben auf der Bühne Vorgegangene anzuknüpfen. Hierauf beginnt die Schwenkung und ſomit die eigentliche Parabaſis, welche gewöhnlich in Anapäſten geſprochen wird, wenigſtens haben alle uns erhaltenen Parabaſen bis auf eine dieſes Versmaß. In ihr erklärt ſich der Chor gegen die Zuſchauer über ſich ſelbſt und ſeine Beſchaffenheit oder noch häufiger über den Dichter und ſeine Komödien, ihre Vorzüge und Zwecke. Sie ſchließt mit einem kurzen, dem Inhalt nach mit ihr zuſammenhängenden und in demſelben Versmaß aber kürzeren Verſen (anapäſtiſche Dimeter, wenn die Parabaſe Tetrameter hatte) abgefaßten Liede, welches Makron oder Pnigos heißt. Hierauf ſetzt ſich der Chor, der während der Parabaſe ſtill geſtanden hatte, zu einer neuen Schwenkung in Bewegung, und ſtimt ein lyriſches Lied an, das von jener Bewegung Strophe oder von ſeinem Inhalte Ode heißt, denn es feiert in lyriſchen Versmaßen gewöhnlich das Lob einer oder mehrer Gottheiten. Ihm entſpricht eine metriſch genau übereinſtimmende Antiſtrophe oder Antode verwandten Inhaltes, die aber nicht unmittelbar darauf folgt, ſondern durch das Epirrhema von der Strophe getrent iſt. Dieſes iſt eine an die Zuſchauer gerichtete trochäiſche Anrede, in welcher der Chor wieder ganz ſeine eignen Geſinnungen ſich frei ausſprechen läßt, und mit größerer Leidenſchaftlichkeit und Ausgelaſſenheit als in der eigentlichen Parabaſe ſich ſelbſt und ſeine politiſche Geſinnung erhebt, einzelne bekannte Männer, die fehlerhaften Anſichten und Zwecken in der Statsverwaltung huldigen, mit Spott verfolgt und in Beziehung auf die neueſte Zeitgeſchichte ſeinen Mitbürgern patriotiſche Rathſchläge ertheilt. Dieſem entſpricht ein in demſelben Versmaß und gleich viel Verſen abgefaßtes und ähnliche Gegenſtände behandelndes Antepirrhema, das auf die Antiſtrophe folgt. Dies ſind die einzelnen Theile dieſer ganz eigenthümlichen Schöpfung der attiſchen Komödie, welche dieſe in ſo enge Verbindung mit dem freieſten öffentlichen Leben ſetzte, daß ſie mit dem Aufhören deſſelben nothwendig auch verſchwinden mußte. Daher fehlt die Parabaſe ſchon in den letzten Komödien des Ariſtophanes, und ihr Verſchwinden zieht nothwendig auch den Untergang des Chores ſelbſt nach ſich, der daher in der neuen attiſchen Komödie und ſomit auch bei den römiſchen Nachahmern nicht mehr erſcheint. — Von der äußern Erſcheinung dieſes Chores gilt übrigens faſt ganz daſſelbe, was von dem tragiſchen Chor geſagt worden iſt. Er hatte gleichfalls ſeinen Koryphäos, beſtand aber aus vier und zwanzig Perſonen[34], welche ebenfalls κατὰ ζυγὰ oder κατὰ στοίχους geordnet auftraten, ſo daß ſie hier ἐν στοίχῳ ſechs Mann hoch und ἐν ζυγῷ vier Mann hoch ſtanden[35].

Die Ausrüſtung des Chores gehörte, da die Aufführung von Chören zugleich ein öffentlicher Gottesdienſt und eine öffentliche Beluſtigung war, zu den Statsleiſtungen oder Liturgien, welche den reicheren Bürgern zufielen[36]. Die hier in Rede ſtehende hieß Choregie und beſchaffte alle Arten von Chören, nicht blos die tragiſchen, komiſchen und ſatyriſchen, ſondern auch die lyriſchen Chöre von Männern oder Knaben, Pyrrhichiſten, kykliſchen Tänzern, Flötenſpielern und anderen, und der ſie leitete, hieß Choregos. Vor dem Eintrit der zur Aufführung dramatiſcher Dichtungen beſtimten Dionyſien mußten von den Stämmen, an denen die Reihe war, Choregen geſtellt werden[37], und der Dichter, welcher eine Tragödie oder Komödie auf die Bühne bringen wollte, hatte ſich an den Archon zu wenden, der ihm, wenn ſein Stück bei der Prüfung eines χορηγός würdig befunden worden war, ſowol drei Schauſpieler durch das Loos zutheilte, als auch einen Choregen. Dieß hieß χορὸν διδόναι und umgekehrt vom Dichter χορὸν λαβεῖν. Der Chorege hatte nun die Verpflichtung, die Mitglieder des Chores zuſammenzubringen, und ihnen einen χοροδιδάσκαλος zu halten, der ihnen die Geſänge und Tänze einübte. Sowol jene als dieſer mußten für ihre Mühe bezahlt und nicht nur während der Lehrzeit unterhalten, ſondern auch mit guten, die Stimme ſtärkenden Speiſen und Getränken verſorgt werden, ſo wie der Chorege auch für den Platz zum Unterrichte in ſeinem eigenen oder einem fremden Hauſe ſorgen mußte. Für die Aufführung ſelbſt gab er die oft koſtbare Kleidung für ſich und den Chor, goldene Kränze, wo dieß nöthig war, die Masken und anderes der Art. Daß alles dieſes ordentlich geleiſtet wurde, dafür ſorgten theils die Behörden, die den Säumigen dazu anhielten, theils war es Gegenſtand wetteifernden Ehrgeizes, denn weſſen Chor am beſten gefallen hatte,

30) Kannegießer kom. Bühne S. 354 ff. Hermann Elem. doctr. metr. S. 720 ff. Kolſter de parabasi Altona 1829.
31) Thierſch Vorr. z. Pindar S. 168. Kolſter S. 48 ff.
32) Hephäſt. S. 71. Schol. z. Ariſtoph. Rittern V. 512.
33) Schol. z. Ariſtoph. Wolken V. 518. Pollux IV, 111.
34) Schol. z. Ariſtoph. Rittern 586. Vögeln 298.
35) Über die verſchiedenen Stellungen des Chores ſ. Kolſter S. 7 ff.
36) Böckh Statshaushaltung der Athener Thl. 1. S. 480 ff.
37) Zur Choregie an den Lenäen ſollen die Schutzverwandten verpflichtet geweſen ſeyn nach Schol. z. Ariſtoph. Plut. 954.

der wurde als Sieger gekrönt. Und allerdings machte dieſe Ausrüſtung nicht unbedeutende Koſten, die eines Tragödenchors mehr als die eines komiſchen, denn bei den letzteren wurde weniger Aufwand an Gold, Purpur u. dgl. gemacht. Soviel ſich aus einzelnen Beiſpielen ſchließen läßt, koſtete die Choregie bei einer Tragödie 2500—3000, bei einer Komödie 1600 Drachmen. Als nach dem peloponneſiſchen Kriege der Wohlſtand der Athener einen empfindlichen Stoß erlitten hatte, fehlte es für die letzten Stücke des Ariſtophanes an Choregen, und bald wurde auch die Choregie durch das Verſchwinden des Chores aus der Komödie überflüſſig. Für die Tragödie dauerte ſie noch länger fort. (*A. Wellauer.*)

CHORDAULODION iſt der Name, welchen Friedrich Kaufmann aus Dresden ſeinem akuſtiſch-mechaniſchen Kunſtwerke gegeben, in welchem, als einer veredelten und in großem Style gedachten Spieluhr, mittels eines Walzenwerkes, ein Pianoforte und ein aus einem Paar Flötenregiſtern beſtehendes Orgelwerk, zuſammen mehre Stücke, mit großer Vollkommenheit und oft hinreißend ſchön, abſpielen. Der Name, aus Chorda (Saite), und Aulos (Pfeife, Flöte), vielleicht auch noch aus Aulodos (was zur Flöte ſingt), und Ode (Geſang), zuſammengedacht, iſt, wie man ſieht, für das Saiten- und Flötenſpiel vereinigende Inſtrument, paſſend genug. — In Anſehung der Einrichtung der Maſchine, iſt beſonders merkwürdig, daß ſie, auf dem Pianoforte, nicht allein durch Anwendung der auf wirklichen Pianoforten üblichen verſchiedenen Dämpfungen, ſondern auch, gleich einem verſtändigen und fühlenden Spieler, durch bald ſtärkeren bald ſchwächeren Anſchlag der Hämmer an die Saiten, den genaueſten Ausdruck und Vortrag erzielt, und daß auch ſogar das Pfeifenwerk mit piano, crescendo, forte und decrescendo abwechſelt, welches durch einen Windſchweller bewirkt wird, wobei aber, um das mit dem Verſtärken des Windes ſonſt eintretende Höherwerden des Tones zu verhindern, eine eigene Vorrichtung angebracht iſt, welche der Meiſter, wie er mir beim Vorzeigen derſelben bemerkte, nach einer von mir in meiner Akuſtik der Blasinſtrumente ausgeſprochenen Idee angebracht hat, deren Anwendung er übrigens, meines Wiſſens, noch nicht öffentlich bekant gemacht wiſſen will. (*Gfr. Weber.*)

CHOREGRAPHIE nent man die Kunſt, Tänze durch Zeichen zu beſchreiben, wie die Muſik durch Noten. Thoinet Arbeau, Domherr von Langres hatte die erſte Idee dazu, und gab darüber 1588 eine Abhandlung heraus*). Er ſchrieb unter die Noten der Tanzmelodien die Stellungen, Schritte, Bewegungen und Wendungen, wie er ſie für jeden Tanz paſſend hielt. Beauchamps, der erſte Tanzmeiſter unter Ludwig XIV., welcher ſpäterhin auf dieſem Grunde fortarbeitete und Zeichen für die Schritte, Bewegung der Arme und Wendungen des Körpers erfand, wurde durch einen Ausſpruch des Parlements für den Erfinder dieſer Kunſt erklärt. Sein Nachfolger Feuillet, der ſie mit allem Fleiß ſtudirte, und ihr mehr Vollkommenheit gab, hat darüber 1701 ein weitläufiges Werk herausgegeben, unter dem Titel: Chorégraphie. Die Tanzmeiſter benutzten ſie, um ſich gegenſeitig neue Tänze, und die dazu gehörigen Pas zuzuſenden. Die Tanzſchritte ſind durch Linien bezeichnet, die Elemente der Schritte, woraus ſie beſtehen, ſind durch Zeichen auf der Schrittlinie angegeben, wie auf der hiezu gehörigen Kupfertafel zu erſehen iſt. (S. dieſe im XXI. Thl. und die dazu gegebene Erklärung in dieſem Bande). (*Roller.*)

*) Orchésographie etc. Langres, J. de Preys. 1589. 4. mit Kpf. Der wahre Name des Vfs. iſt J. Tabourot. Vgl. Ebert bibliogr. Lex. I, 82.

CHOTSCH, hoher Berg in Niederungern dieſſeit der Donau, Liptauer Geſpanſchaft, nach dem Kriwan der höchſte Berg der karpatiſchen Gebirgskette in der Liptauer Geſpanſchaft, von deſſen Gipfel man über hundert Ortſchaften der Geſpanſchaften Liptau, Thurocz und Arva zählen kann. Am Fuße deſſelben liegt das wohlgebaute Dorf Lucska (ſpr. Lutſchka) oder Lutſchky mit einem ſchönen, 3 Klafter hohen Waſſerfall, einem warmen Bade, das zu den eiſenhaltigen, mit vorwaltendem Schwefel und ſalzſauren Kalken geſättigten Waſſern gehört, bei Contracturen mit Nutzen gebraucht und ſtark beſucht wird, einem gemauerten Badegebäude, zwei hölzernen Wohngebäuden für Badegäſte, einem Gaſthauſe und einer katholiſchen Kirche. (*Rumy.*)

Christich ſ. Ostoja.

CHROMA. CHROMATISCH. Das lateiniſche Wort Chroma, vom griechiſchen χρῶμα, zu teutſch Farbe, wird auch in der muſikaliſchen Kunſtſprache gebraucht, und zwar in einem ziemlich uneigentlichen und ſelbſt mehrfach wandelbaren Sinne. 1) Schon die alten Griechen gebrauchten das Wort chromatiſch, um damit ein gewiſſes Tonſyſtem, das chromatiſche Syſtem, genus chromaticum, zu bezeichnen, ein Ding, wovon wir indeſſen heut zu Tag keinen Begriff mehr haben können, deſſen Tonleiter übrigens folgende geweſen ſoll:

oder

Der bildliche Name: chromatiſches, d. i. farbiges Syſtem oder Klanggeſchlecht ſoll daher entſtanden ſeyn, daß man die zu dieſem Syſteme gehörigen Töne mit einer anderen Farbe als die übrigen zu ſchreiben pflegte. 2) Auch in ſpäteren Zeiten pflegte man, zum Theil in Gefolge einer gewiſſen Ideenähnlichkeit, die kurzen Obertaſten unſrer Claviaturen, welche man, wie auch noch jetzt, durch andere Farbe von den langen oder Untertaſten unterſchied, farbige Taſten, (gelehrter „chromatiſche" Taſten), und die Töne derſelben chromatiſche Töne zu nennen. In der Folge wurden 3) dieſe Benennungen auch auf andere Inſtrumente übertragen, indem man diejenigen Töne, welche auf den Claviaturen durch chromatiſche Taſten angegeben wurden, ein für allemal chromatiſche Töne nante, auch wenn ſie auf anderen Inſtrumenten angegeben oder geſungen wurden, und ſo hießen denn z. B. die Töne cis, dis, b, as etc. ein für allemal chromatiſche Töne, welcher Name demnach jeden ſogenanten Semiton, d. h.

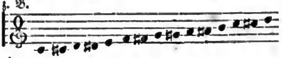
Digitized by Google

jeden Ton bezeichnete, der nicht in der Reihe der ſogenanten natürlichen Töne enthalten war. Dieſem Sprachgebrauche zufolge konte denn auch 4) die Erhöhung oder Erniederung eines Tones durch ein chromatiſches Verſetzungszeichen eine chromatiſche Erhöhung, oder chromatiſche Erniederung, oder überhaupt chromatiſche Verſetzung heißen, und ebenſo konten 5) die Anhängeſylben is und es chromatiſche Anhängeſylben, chromatiſche Sylben genant werden. 6) Auch die Verſetzungszeichen ♯, b, x, bb, konten in dieſer Bedeutung chromatiſche Zeichen genant, und dieſer Name auch wol 7) auf das chromatiſche Widerrufungszeichen ♮ ausgedehnt werden, (wiewol freilich gewiſſermaßen uneigentlich); ſo wie auch 8) auf die chromatiſche Vorzeichnung am Anfange eines Stückes, — und ſolchem Sprachgebrauche ganz folgegleich kann man denn auch 9) jede transponirte Tonart, jede Tonart, in deren Tonleiter ein oder mehre ſogenante chromatiſche Töne befindlich ſind, welche daher eine chromatiſche Vorzeichnung verlangt, eine chromatiſche Tonart nennen. 10) Dem angenommenen Sprachgebrauche gemäß konte man ferner auch den Unterſchied, die Tonentfernung, (Intervall), um welchen ein ſogenanter natürlicher Ton durch eine (einfache) chromatiſche Verſetzung erhöht oder erniedert wird, einen chromatiſchen Tonunterſchied, chromatiſches Intervall nennen, und ſo wären denn z. B. ges-g oder g-gis, chromatiſche Intervalle; (ges-gis, as-ais, f-fisis u. dergl. könte alsdann eine doppelte chromatiſche Tonentfernung heißen); — und in dieſem Sinne iſt denn der Name chromatiſches Intervall gleichbedeutend mit dem Namen: übermäßige Prime oder auch wieder mit dem (an ſich ſelbſt freilich auch wieder vieldeutigen) Namen halber Ton, oder Semiton, welcher eben darum auch oft chromatiſcher halber Ton benant wird (vergl. m. Theor. d. Tonſetzkunſt §. 38. d. 2. u. 3. Auflage.) — 11) Wieder in einem anderen Sinne kann auch jedes Intervall (jede Tonentfernung), welche ſich in der Reihe der ſogenanten natürlichen Töne gar nicht darſtellen läßt, ſondern allemal wenigſtens ein chromatiſches Verſetzungszeichen fodert, und alſo nicht blos, wie eben bei No. 10. erwähnt, die übermäßige Prime, ſondern auch alle übermäßige Secunden, übermäßige Sexten, verminderte Septimen u. ſ. w. chromatiſche Intervalle heißen, ſo wie auch 12) jeder Accord, welcher auf gleiche Weiſe ſich nicht ohne chromatiſches Zeichen darſtellen läßt, z. B.

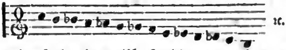
und dgl., ein chromatiſcher Accord heißen kann. (Vergl. m. Theor. d. Tonſetzk. §. 86, 93.) 13) Da übrigens auch Töne der langen Taſten als chromatiſch verſetzte Töne vorkommen können, wie z. B. his, ces, eis, fes, fisis, deses u. ſ. w., ſo müſſen in ſolchen Fällen auch dieſe Töne den Namen chromatiſch erhalten.

14) Man nent ferner jede ſich durch chromatiſche Intervalle bewegende Tonreihe z. B.

eine chromatiſche Tonreihe, eine chromatiſche Melodie, und ſagt auch von einem Tonſtücke, es ſey chromatiſch oder ſehr chromatiſch, wenn darin viele chromatiſche Zeichen, nämlich viele chromatiſche Accorde, oder viele Ausweichungen (welche natürlich gleichfalls allemal zu chromatiſchen Verſetzungszeichen Anlaß geben), vorkommen. — Was man außerdem nicht ſelten von einer chromatiſchen Tonleiter, von einem chromatiſchen Klanggeſchlecht, genus enharmonicum fabeln hört, läßt ſich, ſoweit es etwas mehres als das vorſtehend unter Ziff. 1. u. 14. bezeichnete beſagen will, durchaus auf keinen haltbaren Begriff zurückführen; (Vergl. m. Theorie der Tonſetzkunſt. §. 127 und 369) und wenn man auch jede chromatiſche Tonreihe, d. h. jede Reihe von Tönen, deren jeder von dem anderen theils um eine übermäßige Prime, theils um eine kleine Secunde (welche beide Intervalle in unſerem temporirten Syſteme einander praktiſch gleich ſind), entfernt iſt, z. B.

 ꝛc.

oder

 ꝛc.

wol auch eine chromatiſche Tonleiter nennen kann, und oft genug wirklich ſo nennen hört, ſo vergeſſe man dabei wenigſtens nicht, daß ſolche Benennung einer, theils aus chromatiſchen, theils aus diatoniſchen ſogenanten halben Tönen, beſtehenden Tonreihe etwas durchaus Anderes als eine Tonleiter (Tonartleiter), im eigentlichen Sinne des Wortes iſt. 15) Nicht ſelten wird der Titel chromatiſch auch wol noch anderen Dingen beigelegt. So legt man z. B. einem Inſtrumente, auf welchem ſich chromatiſche Töne und Tonreihen ausführen laſſen, den Ehrentitel, eines chromatiſchen Inſtrumentes bei, und titulirt z. B. das mit Klappen verſehene Waldhorn chromatiſches Horn, weil man auf einem ſolchen die ſogenanten chromatiſchen Töne leichter als auf dem gewöhnlichen Horne angeben kann. (Vergl. übrigens den Art. Enharmoniſch).

Etwas ganz anderes als unter Chroma pflegt man unter Croma (ſ. d. Art.) zu verſtehen. (*Gfr. Weber.*)

CHROMSAURE VERBINDUNGEN [1]). Das ſiſch chromſaures Blei als Präzipitat für Baumwollen- und Leinen-Gewebe. Oraniengelbe Farbenabſtufungen. Für die Darſtellung dieſer ſchönen und glänzenden Farbenabſtufungen, die

1) Nachtrag zu dieſem Artikel im XVII. Thl. S. 138. ff.

durch kein anderes Agens ſo vollkommen erreicht werden können, beſitzen wir nachſtehende Verfahrungsarten.

A. Die Gewebe werden mit baſiſch eſſigſaurem Blei imprägnirt und im heißen Bade von neutralem chromſaurem Kali, dem 6 bis 8 mal ſo viel kauſtiſches Ammonium zugeſetzt, als chromſaures Kali verwendet wird, ſo lange durchgenommen, bis die oraniengelbe Farbe durch ſteigende Temperatur vollſtändig erſcheint. Dunkler oder heller werden die oraniengelben Abſtufungen erzielt, je nachdem das baſiſch eſſigſaure Blei mehr oder minder concentrirt in Anwendung gebracht wird.

B. Verläßlicher werden jene Abſtufungen erzielt, wenn die Gewebe zuerſt auf der Grundirmaſchine mit einer ſchwachen, neutralen chromſauren Kaliauflöſung imprägnirt und nach dem Abtrocknen mit der baſiſch eſſigſauren Bleiauflöſung grundirt werden. Die trockne Ware wird jetzt durch ein Waſſerbad, dem ätzendes Ammonium zugeſetzt worden, paſſirt, und unmittelbar danach in dem neutralen, 36° warmen, chromſauren Kalibade bei einer ſteigenden Temperatur zwiſchen 60 — 70° R., je nachdem die Farbe heller oder dunkler erſcheinen ſoll, ausgefärbt.

Für die illuminirte Ausarbeitung eignen ſich nachſtehende Applicationsfarben: 1) Applicationsſchwarz; 2) Gelb, Stärkepaſte mit Salpeterſäure; 3) Lilas, liquides ſalzſaures Zinn mit dem Pigment des Kampeſchenholzes; 4) Grünbeize; 5) Blaubeize; 6) Weiß, mit liquidem ſalzſaurem Zinn, bei vorwaltender freier Säure.

In der Hand- und Walzendruckerei laſſen ſich die ſchönen orangefarbigen Abſtufungen als örtliche Farben auf nachſtehende Weiſe darſtellen: Man druckt mit Gummi in druckförmigen Zuſtand verſetztes baſiſch eſſigſaures Blei auf, und färbt nachgehends die Ware in einem neutralen chromſauren Kalibade, dem kauſtiſches Ammonium zugeſetzt worden, bis zur beliebigen Schattirung.

Intereſſant iſt das Verfahren, welches der Indiennenfabrikant Thomſon in Mancheſter zuerſt bekant machte, nämlich weiß auf grünem Grunde darzuſtellen. Man gibt den baumwollenen Geweben zuerſt in der Indigoküpe einen mehr oder weniger dunkelblauen Grund, je nachdem das Grün, welches man hervorbringen will, mehr oder weniger intenſiv ſeyn ſoll. Die blaugefärbten Zeuge werden mit einer 7 Grad ſtarken, eſſigſauren Thonerde imprägnirt, durch heißes Waſſer genommen, getrocknet, hierauf in einer Auflöſung von kryſtalliſirtem ſaurem chromſaurem Kali, 5 Loth Chromſalz auf 4 Pfund Waſſer, grundirt und nachfolgends Reſervage aufgedruckt:

Mit geröſteter Stärke verdicktes Waſſer 4 Pfund, Weinſteinſäure 20 Loth, Zuckerſäure 12 Loth, Salpeterſäure 4 Loth.

Der Zuſatz von Salpeterſäure iſt nicht nöthig, wenn das Deſſein aus großen Gegenſtänden beſteht.

In dem Augenblick, wo der Model die Reſervage auf dem Zeuge aufdruckt, wird das Blau entfärbt, wobei ein eigenthümlicher Geruch hervorgebracht wird. Nach dem Druck wird das Zeug im fließenden Waſſer ausgewaſchen und im Quercitron oder Waubade ausgefärbt; wonach der Grund grün und das aufgedruckte Deſſein weiß erſcheint.

Zum Gelingen dieſes Fabrikats iſt weſentlich erfoderlich: a) daß man die mit dem ſauren chromſauren Kali imprägnirten Zeuge bei gelinder Wärme trocknet, weil ſie ſich bei erhöhter Temperatur verändern; b) daß jeder Zutrit der Sonnenſtrahlen vermieden werde, ſo wie möglichſt weniges Tageslicht zuzulaſſen, damit die blaue Farbe nicht geſchwächt werde.

Die durch den Ausdruck der Reſervage bewirkte Zerſtörung der vegetabiliſchen Farbe beruht auf folgender allgemeiner Thatſache: So oft chromſaures Kali mit Weinſteinſäure oder Zuckerſäure in Berührung komt, oder auch chromſaures Kali mit einer neutralen vegetabiliſchen Subſtanz und einer Mineralſäure, wie z. B. Schwefelſäure, Salpeterſäure u. ſ. w., entſteht eine ſehr lebhafte Einwirkung, wobei Wärme frei wird und ſich Gasarten entwickeln. Das Hauptprodukt dieſer wechſelſeitigen Zerſetzung iſt die Bildung eines neuen Körpers, welcher alle Eigenſchaften einer Säure beſitzt, und wahrſcheinlich chromichte Säure iſt. Die Zerſtörung der vegetabiliſchen Farben mittelſt ſauren chromſauren Kalis und einer Säure läßt vermuthen, daß die Chromſäure, welche bei dieſer Reaction in dem Zuſtande auftrit, wo ſie aus einer Verbindung frei wird, ſich zerſetzt und chromichte Säure (acide chromeux) darſtellt, während ihr Sauerſtoff an die vegetabiliſche Subſtan, trit und dieſelbe entfärbt. [2]).

Grünes Chromoxyd als Körperfarbe. Das grüne Chromoxyd läßt ſich nach Dr. Wöhler ſehr leicht durch Reduktion der Chromſäure vermittelſt Ammonium darſtellen, wenn das rothe ſaure chromſaure Kali mit ungefähr gleichviel gepulvertem Salmiak und etwas wenigem kohlenſauren Kali oder Natron, in einem bedeckten Tiegel ſo lange geglüht wird, bis keine Salmiakdämpfe mehr entweichen. Die erkaltete Maſſe wird mit Waſſer ausgelaugt, welches das Salz auflöſt und das reine, grüne Chromoxyd zurückläßt [3]).

(*Kurrer.*)

CHRONIK, im A. T., iſt der Titel der beiden urſprünglich und nach der innern Anlage nur eins ausmachenden Bücher, welche den Kanon des A. T. ſchließen. Der hebräiſche Name דִּבְרֵי הַיָּמִים Zeitgeſchichte, ſcheint gewählt zu ſeyn, weil dieſe Schrift ſich nicht blos auf einen beſtimten Theil der hebräiſchen Geſchichte beſchränkt, wie z. B. die Bücher der Könige; die Alexandriniſchen Überſetzer unterſcheiden zwei Bücher unter dem Namen *Παραλειπόμενα*, Supplementa, welcher dem Zweck des Verf. inſofern entſpricht, als er ſein Werk wol für eine Ergänzung und Berichtigung früherer ähnlicher gehalten wiſſen will; Hieronymus endlich läßt

2) Vgl. Köchlin Schouch in dem Bulletin de la Societé industrielle de Muhlhausen Nr. 2. p. 83, und Dinglers polytechniſches Journal Bd. 27. S. 40 — 44. 3) Vergl. Dr. Wöhler in den Annalen der Phyſik und Chemie. Bd. 10. S. 46.

in der Bezeichnung Chronica oder Chronicorum libri den hebräiſchen Namen wiederkehren, und die ihm folgende teutſche Benennung empfiehlt ſich dadurch, daß die Geſchichtserzählung des Buches mit der der Chronikenſchreiber des Mittelalters, wie ſich unten zeigen wird, manche Ähnlichkeit hat [1]).

I. Bei der Frage nach der **Abfaſſungszeit der** Chronik iſt man mehr, als bei irgend einem andern Buche auf das Zeugniß innerer Gründe beſchränkt, nach welchem ſie ſich jedoch immer nicht ganz genau und überhaupt nur relativ, d. h. in Vergleichung mit andern Büchern des A. T. wird beſtimmen laſſen. Nach den ſicherſten Anzeichen möchte nur erweislich ſeyn, daß das Buch nicht geſchrieben ſeyn könne, bevor die chaldäiſche Sprache auf die der Hebräer, die babyloniſch-perſiſche Bildung auf ihre Ideen eingewirkt haben; oder genauer: es ſey geſchrieben geraume Zeit nach dem Ende des babyloniſchen Exils und nach den Siegeszügen Alexanders von Macedonien. 1) Die Sprache des Buchs, und zwar a) in ſeiner Schriftart oder orthographiſchen Eigenthümlichkeit, verräth: α) durch Spuren der ausſterbenden Sprache ein relativ-ſpätes Zeitalter. Dahin ſind nämlich alle die Hilfsmittel zu rechnen, durch welche beim Mangel der Vocale die richtige Ausſprache, welche beim vollen Leben der Sprache durch den täglichen Gebrauch hinlänglich geſichert war, unterſtützt werden ſollte, alſo namentlich die Anwendung der matres lectionis. β) Spuren des Gebrauchs der Quadratſchrift, deſſen Urſprung zwar nicht mit Sicherheit bekant iſt, vor dem Ende des Exils aber doch nicht angenommen werden kann. Man findet ſie darin, daß ſich häufig vorkommende Buchſtabenverwechſelungen daraus am leichteſten erklären laſſen, daß man annimt, der Chroniſt habe in ſeinen Quellen Quadratſchrift vor ſich gehabt, und ſich auch ſelbſt derſelben bedient. b) Die Ausdrucksweiſe der Chronik zeigt einen ſchon ziemlich chaldaiſirenden Styl, welcher dem der Bücher Nehemia und Esra nahe komt, wenn er auch noch beſſer iſt, als der in den hebräiſchen Kapiteln des Buchs Daniel. Dies läßt ſich an zwei Klaſſen von Stellen nachweiſen: α) an denen, in welchen der Verf. mehr ſelbſtändig iſt, indem ſich wenigſtens kein hebräiſches Original aufzeigen läßt, welchem er folgte. β) Faſt noch überzeugender ſind die Stellen, wo der Chroniſt, in der Erzählung abhängig von älteren Büchern, ihre correcteren Ausdrücke mit mehr oder weniger chaldaiſirenden vertauſcht, wozu er doch nur dadurch veranlaßt worden ſeyn kann, daß die letztern zu ſeiner Zeit gewöhnlicher und alſo verſtändlicher waren [2]). — 2) Die Betrachtung des Inhalts, inſofern er dem Buche eigenthümlich iſt, führt weit mehr, als die der Sprache, welche nur im Allgemeinen die Entſtehung der Chronik in den Zeiten der Ausartung vermuthen laſſen konte, auf beſtimte Ergebniſſe; denn die Zeit, zu welcher gewiſſe Gedanken erſt entſtehen konten, läßt ſich nicht ſelten genauer angeben. a) 1 Chron. XVI, 8—36, wird dem David ein Lob- und Danklied zugeſchrieben, welches er dem Aſſaph und den Levitiſchen Sängern übergeben haben ſoll, es nach Zurückführung der Bundeslade nach Jeruſalem abzuſingen. Dieſer Lobgeſang iſt aus mehren noch vorhandenen Pſalmen zuſammengeſetzt, nämlich V. 8—22

1) Von einer Geſchichte der Auslegung dieſes Buchs kann erſt von der Zeit an die Rede ſeyn, wo man anfing, die Grundſätze der hiſtoriſchen Kritik auch auf die angeblich geſchichtlichen Bücher des A. T. anzuwenden; denn vorher hatten Ausleger und Hiſtoriker, wenn auch einzelne auffallende Verſehen bemerklich gemacht wurden, ſich damit begnügt, die Angaben der verſchiedenen Bücher möglichſt in Übereinſtimmung zu ſetzen, und wol gar unkritiſch das eine aus dem andern ergänzt. Erſt de Wette widmete der Chronik eine ausführliche Unterſuchung (vgl. deſſen Beiträge zur Einleitung ins A. T.), deren Reſultate zwar vielfache Anerkennung fanden, aber, weil ſie für das hiſtoriſche Anſehen der Chronik ſehr nachtheilig ausfielen, auch Widerſpruch erregten. Sie wurden im Weſentlichen beſtätigt durch die verwandten Forſchungen von Berthold (hiſtor. krit. Einl. in ſämtliche Bücher des A. u. N. T., Th. III, S. 981 ff.) und Geſenius (Geſch. der hebr. Sprache und Schrift, §. 12. Commentar zum Jeſaia, Th. I, S. 268 f. 503 u. a. Vgl. Encyclop. Art. Ahas, Ahasja u. a.), von denen die des letztern Gelehrten um ſo wichtiger ſind, weil ſie auf grammatiſchem Wege mit dem übereintreffen, was de Wette aus Inhalt und Darſtellungsweiſe gefolgert hatte. Gegen de Wette's erwähnte Unterſuchung richtete J. G. Dahler (Prof. in Strasburg) die Schrift: de librorum Paralipomenῶν auctoritate atque fide historica. Argent. 1819. 8., und auch Dr. J. M. Hertz (Biſchof zu Ripen) ſuchte in der Abhandlung: Sind in den Büchern der Könige Spuren des Pentateuchs und der moſaiſchen Geſetze zu finden? (Altona 1822. 8.), jedoch mehr gelegentlich, das Anſehen der Chronik gegen ihn zu ſchützen. Beide Schriften verfahren nicht rein kritiſch, indem ſie ſich durch das dogmatiſche Intereſſe leiten laſſen, welches ihre Verf. daran nehmen, daß durch die angeblich genauern Nachrichten der Chronik die Meinung geſtützt werden ſoll, als ſeyen wenigſtens von Davids Zeit an die in den levitiſchen Büchern des Pentateuch theoretiſch aufgeſtellten Anordnungen über den Cultus und die heilige Kaſte in voller Kraft geweſen, — wodurch ſie denn natürlich oft befangen werden, und die Unbefangenheit und Gründlichkeit vermiſſen laſſen, welche ſolche Unterſuchungen fodern. Dieſe Fehler ſuchte der Unterzeichnete zu vermeiden in der Schrift: „Die Chronik nach ihrem geſchichtlichen Charakter und ihrer Glaubwürdigkeit neu geprüft (Halle 1823. 8.); bei welcher er es ſich zur Hauptaufgabe machte, die durch Geſenius und de Wette erforſchten Ergebniſſe in einer möglichſt ſyſtematiſchen Ordnung durch eine aus der Prüfung aller Beiſpiele hervorgehende, vollſtändige Induction noch mehr zu befeſtigen. Es mag dem Verf. auch gelungen ſeyn, in de Wette's Geiſt zu arbeiten, denn dieſer hat in der dritten Ausgabe ſeines Lehrbuchs der hiſtor. krit. Einl. in das A. T. (Berlin 1829), Kap. VI, §. 187 ff. obige Schrift beifällig erwähnt und benutzt; eine ſehr gründliche und lehrreiche Recenſion von Dr. von Cölln (Allg. Lit. Zeit. 1825. Nr. 192—194) ſtimt mit einigen Modificationen, welche meiſtens Milderungen zu ſchroff ausgeſprochener Urtheile ſind, den Ergebniſſen derſelben größtentheils bei, erwirbt ſich aber durch gelegentliche Ergänzungen und Berichtigungen ein bedeutendes Verdienſt um die ganze Unterſuchung. Auf die Geſchichte derſelben hat übrigens Eichhorn, den man hier gewiß erwähnt zu ſehn erwartet, ſo wenig Einfluß gehabt, als ihn ſelbſt dieſe Forſchungen berührt zu haben ſcheinen; ſeine Hypotheſe nämlich: „daß ſowol der Verf. der Chronik, als der des B. Sam. und der KK., wo ſie von dem nämlichen Gegenſtande reden, aus einer gemeinſchaftlichen Quelle geſchöpft, die ſie dann beiderſeits nach andern ihnen verſchieden zugekommenen Nachrichten auf abweichende Weiſe weiter ausgeführt hätten," eine Hypotheſe, welche zur Vermittelung mancher Gegenſätze dienen ſollte, findet ſich nicht blos in den ältern Ausgaben ſeiner Einleitung ins A. T., ſondern unverändert eben ſo in der vierten (Th. III, §. 488 ff.) vom Jahre 1823, woraus erhellt, daß dieſer übrigens um die Wiſſenſchaft der Einleitung ſo verdiente Gelehrte aus Vorliebe für ſeine Erfindung einer Urgeſchichte auf Unterſuchungen, die ihn darin hätten wankend machen können, gar keine Rückſicht genommen hat.

2) Beweisſtellen zu dieſem allem ſ. in des Verfaſſers dieſ. Art. angeführter Schrift.

Digitized by Google

aus Pſ. 105, 1—15; V. 23—33 aus Pſ. 96 mit einigen Veränderungen und Auslaſſungen; V. 34—36 aus Pſ. 106, 1. 47. 48. Da nun V. 35 (nach Pſ. 106, 47) lautet: Hilf uns, Gott unſrer Hilfe, ſamle und rette uns aus den Völkern; ſo muß er urſprünglich von einem Dichter herrühren, der mit ſeinen Genoſſen im Exil lebte; konte aber der Chroniſt einen im Exil gedichteten Pſalm benutzen, ſo muß er ſelbſt noch weit ſpäter geſchrieben haben. b) 2 Chron. 36, 22. 23. ſind genau die nämlichen Worte, welche ſich Esr. 1, 1. 2. finden. Daraus hat man ſchließen wollen, Esra ſey Verf. des Buchs der Chronik; in dieſem wird aber, wie weiter unten zu zeigen iſt, das Buch Esra oft benutzt, und zwar mit bedeutenden Abweichungen, woraus folgt, daß es ſpäter geſchrieben iſt, als jenes. 1 Chron. IX, 2—16. 18—34. wird Nehem. XI, 3 ff. 19 ff. ausgeſchrieben, doch nicht ohne Abweichungen; demnach iſt die Chronik ſpäter verfaßt, als die geraume Zeit nach dem babyloniſchen Exil in ihre jetzige Geſtalt, in welcher der Chroniſt ſie doch kante, gebrachten Bücher Esra's und Nehemia's. c) 1 Chron. 29, 7 heißt es von den Fürſten Davids, ſie hätten zum Bau des künftigen Tempels 10,000 Dariken nebſt vielen Talenten Goldes, Silbers u. ſ. w. beigeſteuert. Die Dariken, d. h. Goldmünzen des Darius I. Hyſtaſpis, werden zwar auch Esr. 8, 27 erwähnt, aber nur bei Gelegenheit der vom König und ſeinen Großen gegebenen Geſchenke, woraus noch nicht folgt, daß die Juden damals nach Dariken gerechnet haben; zur Zeit des Chroniſten, welche demnach als eine viel ſpätere zu betrachten ſeyn wird, muß das aber wol gewöhnlich geweſen ſeyn, da er unbedenklich dieſe Berechnungsart auf die Zeit Davids anwendet. d) 1 Chron. 3, 19—24 wird das Geſchlechtsregiſter des Serubbabel, welcher zur Zeit des Cyrus (Esr. 2, 2.) die Juden nach Jeruſalem zurückführte, obwol nicht ohne Lücken, bis auf die Zeiten Alexanders von Macedonien hinabgeführt. Der letztere Zeitpunkt wird freilich nicht beſtimt angegeben; aber da noch Glieder der Genealogie fehlen; indem V. 21. die Verbindung des Sachanja mit den Söhnen des Chananja ausgelaſſen iſt, ſo möchte man aus der Reihe der Enkel, Urenkel u. ſ. w. eher auf eine ſpätere, als auf eine frühere Zeit ſchließen; demnach hat der Chroniſt nicht vor Alexander von Macedonien, d. h. nach 330 v. Chr. geſchrieben. e) Der Chroniſt verräth ſehr häufig, wie unten an Beiſpielen wird gezeigt werden, einen glühenden Religionshaß gegen das Reich Iſrael; dieſer konte bei einem Bürger des Reichs Juda nicht entſtehen, ſo lange beide Reiche währten und in ihnen der Cultus des Jehova nur neben dem der Götter beſtand, ſondern erſt, als nach dem Exil der Cultus der Juden zu Jeruſalem durch die Errichtung eines beſondern Heiligthums für die Samaritaner, wie die mit Heiden vermiſchten Iſraeliten nun hießen, von dem der letztern völlig getrent worden war. Veranlaßt wurde die Trennung zu Esra's und Nehemia's Zeit durch grauſame Verfolgungen von Seiten der Juden, bei denen beſonders Nehemia thätig war (Esra 4, 2 ff. Neh. 13, 28.), und die Samaritaner erbauten ihren Tempel auf Garizim mit Erlaubniß Alexanders von Macedonien, nach deſſen Zeit uns mithin dieſer Charakterzug des Chroniſten wieder hinabführet [3]. f) In der Dämonologie, welche dem Chroniſten eigenthümlich iſt, verräth ſich gleichfalls wenigſtens die Zeit nach dem Exil und der Einfluß babyloniſch-perſiſcher Ideen. 2 Chron. 11, 15. gibt der Verf. dem Jerobeam I. von Iſrael Schuld, er habe ſich Prieſter erwählt für die Göttercapellen (בָּמוֹת), für die Böcke (שְׂעִירִים), für die Kälber (עֲגָלִים), die er gemacht. Das Erſte iſt bekant genug, unter dem Dritten ſind die beiden Bilder des Jehova-Apis zu verſtehen, welche Jerobeam I. (1 Reg. 12, 29) zu Dan und Beth-El errichtete; aber was ſind שְׂעִירִים? Unter dieſem Namen finden wir bei dem im Exil lebenden Pſeudo-Jeſaia (Jeſ. XIII, 21. XXXIV, 14.) als Geſchöpfe der Volksſage, bocksgeſtaltige Dämonen, welche mit Schakalen, Straußen und andern die Einſamkeit liebenden Thieren öde Gemäuer und Wüſten bewohnen und heulend tanzen. Woher die Idee iſt, läßt ſich leicht vermuthen, denn Münter [4]) hat auf babyloniſchen Bildwerken die Geſtalten mehrer thierähnlicher Dämonen nachgewieſen, und durch den nun erſt recht ſich entwickelnden Gegenſatz gegen das Heidenthum mag ſich bei den Juden im Exil ſchon die Idee erzeugt haben, die Götter der Heiden ſeyen ſolche bocksgeſtaltige Dämonen. Dafür ſpricht, daß der früher im Exil ſelbſt lebende Dichter von Leviticus, indem er, Levit. 17, 6. 7. die Pflicht einſchärfen will, nur bei dem einen, orthodoxen Heiligthum dem Jehova zu opfern, hinzuſetzt: ſie ſollen nicht mehr ihre Opfer den שְׂעִירִים bringen, welchen ſie nachhuren. Vor dem Exil hatten die Iſraeliten alleſamt vielen Göttern der Nachbarvölker geopfert; der Chroniſt nun, der dieſe Abgötterei dem Reiche Ephraim allein zuſchreibt, denkt wahrſcheinlich an jene Stelle des Leviticus, indem er den Jerobeam I. zum Stifter des Cultus der bocksgeſtaltigen, böſen Dämonen macht. — Nach der alten, anthropopathiſchen Redeweiſe, nach welcher Jehova ſelbſt die Menſchen zum Böſen verſucht, wie wir ſie z. B. Exod. 10, 1 u. 2 in dieſem Buche finden, hieß es 2 Sam. 24, 1: Da entbrante von neuem der Zorn Jehova's gegen Iſrael, und er reizte (וַיָּסֶת) den David, indem er zu ihm ſprach: Auf, zähle Iſrael und Juda! Das ſchien dem Chroniſten mit der Ehrfurcht gegen Jehova unverträglich: obwol er übrigens die ganze Erzählung dieſes Capitels mit nur kleinen Änderungen abſchreibt, macht er doch hier eine bedeutendere, indem er 1 Chron. 21, 1. ſagt: Satan (שָׂטָן) erhob ſich gegen Iſrael, und reizte den David, das Volk zählen zu laſſen. Das Wort שָׂטָן ſelbſt iſt freilich den ältern Schriftſtellern nicht unbekant, wird aber nur von Menſchen in der Bedeutung Widerſacher, Feind gebraucht (z. B. 2 Sam. XIX, 23). An einen menſchlichen Widerſacher der Iſraeliten kann aber der Chroniſt ſchon deswegen nicht gedacht haben, weil er ihn an die Stelle Jehova's ſetzt, ſondern man wird hier un-

---

3) Vergl. de Wette Beitr. Th. I, S. 202. 215. Paulus Comment. z. N. T., Th. IV, S. 227. zu Joh. IV, 5. Geſenius Comment. zu Jeſaia, bei Jeſ. XI, 15. 4) Religion der Babylonier. Kopenhagen 1827. 4.

ter שָׂטָן den boshaften Geiſt zu verſtehen haben, welcher den frommen Hiob verleumbet, und Zach. 3, 1. 2. den Hohenprieſter Joſua vor Jehova anklagt, nur erſcheint hier die Idee deſſelben noch mehr ausgebildet, da er ſelbſtändiger auftrit; im B. Hiob iſt er noch einer der Diener Jehova's, und hat auch nur über Güter und Geſundheit, nicht aber über das Gemüth des Hiob Macht: hier bewirkt er durch ſeinen Einfluß, daß David gegen den Willen Jehova's ſich vergeht, alſo böſe wird. Demnach wird man der Chronik eine ſpätere Zeit anweiſen müſſen, als jenen beiden Büchern, von welchen das eine doch ganz gewiß, das andere höchſt wahrſcheinlich am Ende des Exils verfaßt worden.

II. Die Frage nach den Quellen der Chronik hat ein um ſo größeres Intereſſe, da es auf den erſten Blick einleuchtet, daß die Geſchichtserzählung derſelben lauter Gegenſtände betrifft, welche in andern Geſchichtsbüchern des A. T. ſchon abgehandelt ſind, daß ſie aber von deren Darſtellung nicht ſelten bedeutend abweicht. Ließe es ſich nun zeigen, daß der Chroniſt neue, früher unbenutzte, den Begebenheiten gleichzeitige Quellen hatte, ſo dürfte man bei ihm wichtige Ergänzungen und bemerkenswerthe Aufſchlüſſe erwarten; wäre das aber nicht der Fall, ſo würde er ſeine Abweichungen von der ältern Geſchichte ſelbſt zu vertreten haben, und nicht wegen ihres Alterthums, ſondern etwa nur wegen ihrer innern Glaubwürdigkeit Vertrauen auf dieſelben erwarten dürfen. Daß der letztere Fall hier eintrete, davon überzeugt man ſich leicht durch genauere Prüfung. Am bequemſten laſſen ſich folgende beiden Klaſſen der Quellen der Chronik unterſcheiden. 1) Angebliche Quellen, d. h. ſolche, welche der Chroniſt als Bürgen für die ihm eigenthümlichen Nachrichten anzugeben, und gleichſam als Mittel, das Gegebene zu vervollſtändigen, ſeinen Leſern zu empfehlen ſcheint. a) 1 Chr. 29, 29: „Die Begebenheiten Davids, des Königs, ſind aufgezeichnet neben den Begebenheiten Samuels des Sehers, und Nathans des Propheten, und Gad des Schauers." Da von Gad 1 Sam. 22, 5. 2 Sam. 24, 11, und von Nathan 2 Sam. 7, 2. 12, 1 ff. erzählt wird, ſo ſcheint der Chroniſt wirklich unter dem Buche, welches die Geſchichte dieſer Propheten nebſt der des Samuel und David enthalte, unſer kanon. Buch Samuels zu verſtehen, nicht aber Schriften, die von Samuel, Gad und Nathan verfaßt wären. b) 2 Chron. 9, 29. „Die übrigen Angelegenheiten Salomo's, die erſten und letzten ſind geſchrieben neben den Angelegenheiten Nathans, und neben der Prophezeihung Achija's des Siloniters, und in den Geſichten Jedo's (oder Jeddo's יֶעְדִּי) des Sehers gegen Jerobeam, den Sohn Nebats." Von Nathan leſen wir 1 Reg. 1, von Achija 1 Reg. 11, und dem Ausdruck nach könte der Chroniſt auf dieſen Theil des Buchs der Könige als ſeine Quelle verweiſen; aber dem Jeddo, den nur er kent, und von welchem er nichts Glaubwürdiges erzählt, ſcheint er ein eigenes Buch zuzuſchreiben. c) 2 Chron. 12, 15: „Die Geſchichte Rehabeams ſteht geſchrieben in den Reden Semaja's, des Propheten, und Iddo's, des Sehers." Die Reden Semaja's finden ſich 1 Reg. 12, 22 ff.; עִדּוֹ aber ſcheint nur ein Name zu ſeyn mit יֶעְדִּי, iſt eben ſo unbekant, wie dieſer, und gewint durch das, was der Chroniſt von ihm erzählt, nur einen mythiſchen Charakter; demnach wird auch hier keine zuverläſſige neue Quelle aufgeſchloſſen, ſo wenig wie d) 2 Chron. 13, 22, wo dem Propheten Iddo eine Erklärung (מִדְרַשׁ) zugeſchrieben wird, worunter man wol eine mit Erklärungen verſehene Geſchichtserzählung verſtehen müßte, ein Werk, welches ſchon ſeines Titels wegen einem alten Propheten nicht angehören könte, ſondern höchſtens ihm untergeſchoben wäre. e) 2 Chron. 20, 34: „Die übrige Geſchichte Joſaphats ſteht geſchrieben in den Reden (בְּדִבְרֵי, oder: in der Geſchichte) Jehu's, des Sohnes Hanani's, welche aufgenommen ſind in das Buch der Könige Israels." Nach 1 Reg. 16, 1 ff. hat dieſer Prophet nicht in Juda, deſſen Geſchichte der Chroniſt hier allein behandelt, ſondern in Israel gelebt, und gegen K. Baeſa geweiſſagt. Die Nachricht ſoll entlehnt ſeyn (V. 5.) aus dem Buche der Tagesgeſchichte der Könige von Israel. Ob nun der Chroniſt dieſe alten Reichsannalen oder eine prophetiſche Schrift des Jehu citiren will, bleibt zweifelhaft; die ihm in dieſem Kapitel (V. 1 ff. V. 35—37) eigenthümlichen Nachrichten ſind aber von der Art, daß ſie unmöglich aus echten, der Zeit Joſaphats nahen Schriften abgeleitet werden können, alſo gewint man hier keine Nachweiſung einer neuen Quelle. f) 2 Chron. 32, 32: „Die Geſchichte Hiskia's ſteht geſchrieben in den Geſichten Jeſaia's, des Sohnes Amoz, des Propheten, außer dem Buche der Könige von Juda und Israel." Bekantlich wird 2 Reg. 18, 13—20, 19 in einer etwas jüngern Recenſion wiederholt Jeſ. 36—39; der Chroniſt gibt alſo hier an, daß er außer dem kanon. Buche der Könige auch das Buch Jeſaia in ſeiner jetzigen, aus dem Exil herrührenden Geſtalt kante, nent mithin keine neue ſelbſtändige Quelle, und hat ſeine Abweichungen von beiden Relationen ſelbſt zu vertreten. g) 2 Chron. 26, 22: „Die übrige Geſchichte Uſia's ſchrieb Jeſaia, der Sohn Amoz, der Prophet." Die Sage iſt nicht ganz unwahrſcheinlich, obwol im prophetiſchen Buche Jeſaia nur Uſia's (Aſarja's) Tod erwähnt wird, Jeſ. 6, 1; der Chroniſt ſagt aber nicht einmal, daß er dieſe Biographie noch gekant habe, und ſeine wunderbare Erzählung vom Ausſatz dieſes Königs konte er ſchwerlich aus der Schrift eines Zeitgenoſſen deſſelben ſchöpfen. h) 2 Chron. 33, 18. 19: Die übrige Geſchichte des Manaſſe, worin Nachricht von ſeiner Abgötterei und ſeiner Bekehrung gegeben und ſein Gebet mitgetheilt werden, ſoll im Buche der Könige von Israel und in den Reden des Hoſai (חוֹזָי) enthalten ſeyn. Dieſer Prophet iſt ganz unbekant; 2 Reg. 21, 1 ff. komt von der Bekehrung des Manaſſe, die augenſcheinlich eine ſpätere Erdichtung iſt, nichts vor, und die Darſtellung des Chroniſten ſcheint erſt einem noch ſpätern Dichter Veranlaſſung gegeben zu haben, den bekanten Cento aus Pſalmen zuſammenzuſchreiben, welcher unter den Apokryphen den Namen „Gebet des Manaſſe" hat. Demnach ſind dieſe Angaben, aufs gelindeſte geſagt, höchſt unzuverläſſig. i) 2 Chron. 24, 27: Weiſſagungen gegen Joas, und genauere Nachrichten von ſeinen Schickſalen

und Thaten ſollen in einer Erklärung des Buchs der Könige vorkommen. Eine ſolche Erklärung vom kanoniſchen Buche der Könige, welches 2 Reg. 12. nichts von Weiſſagungen gegen Joas berichtet, gibt allerdings der Chroniſt ſelbſt; ſollte er aber auch eine fremde gekant haben, ſo kann dieſe doch ſchwerlich für eine alte, glaubwürdige Quelle gegen das Buch der Könige geltend gemacht werden. k) 2 Chron. 25, 26. 27, 7. 28, 26. 35, 27. 36, 8 verweiſ't der Chroniſt auf die Bücher der Könige Juda's und Israels, worunter denn wol ohne Zwang die kanoniſchen Bücher der Könige verſtanden werden können, und eben dahin iſt höchſt wahrſcheinlich das Citat 2 Chron. 33, 18 zu deuten, welches behauptet, Nachrichten von Manaſſe, der doch König von Juda war, ſeyen in der „Geſchichte der Könige Israels" enthalten.

Ein Urtheil, welches alle dieſe angeblichen Quellencitate in einem Überblick umfaßte, würde, aufs gelindeſte ausgedrückt, doch darauf hinauskommen, daß ſie, wo ſie über die kanoniſchen Bücher des A. T. hinausgehen, höchſt unſicher und ſchwankend ſind, und vielleicht hie und da auf pſeudonyme, alten Propheten untergeſchobene, nirgends aber mit Glaubwürdigkeit auf uralte, echte, den Begebenheiten nahe oder gleichzeitige Quellen führen, die dem Chroniſten eigenthümlich geweſen.

2) Erweisliche Quellen der Chronik ſind mehrere Bücher des A. T., vorzüglich aber die Bücher Samuels und der Könige, von denen ſich nachweiſen läßt, daß der Chroniſt nach einem gewiſſen, nicht-hiſtoriſchen Plane unſern jetzigen maſorethiſchen Text derſelben, welchen er ſchriftlich vor ſich hatte, großen Theils buchſtäblich abſchrieb, ohne ihn jedoch mit ängſtlicher Gewiſſenhaftigkeit zu ſchonen, wenn er in ſeinen Anſichten zu Änderungen, Auslaſſungen und Zuſätzen Veranlaſſung fand. Eine genaue Parallele dieſer Quellen mit der Chronik ſ. b. Gramberg S. 67 fgg.

Wer aufmerkſam vergleicht, dem kann nicht entgehen, daß die Charakteriſtik Davids ganz verſchieden ausfallen müßte, je nachdem man dabei dem Verf. des Buchs Sam. oder dem Chroniſten folgte. Der Erſtere ſchildert den David ſehr unparteiiſch: er läßt ſeinen großen Thaten und allen Zügen, in denen ſich ſein hoher, edler, großmüthiger Sinn zeigt, Gerechtigkeit widerfahren, aber er verhehlt auch ſeine Schwächen nicht, und dies ſpricht für die innere Wahrheit des Bildes. Der Chroniſt läßt manche wahre Tugend Davids unerwähnt, ſchmückt ihn aber mit erkünſtelten, die nur eine durch Hierarchie verderbte Zeit als ſolche achten kann; und dieſes Beſtreben wird nicht weniger befördert durch das, was er ausläßt, als durch das, was er zuſetzt, wie bei Gramberg S. 75 fgg. gezeigt iſt.

In der Geſchichte Salomo's (ſ. bei Gramberg S. 79.) ſind die Zuſätze des Chroniſten unbedeutend, aus dem doppelten Grunde, weil die ihm wichtigſten Dichtungen ſchon in die Geſchichte Davids hineingetragen waren, und weil der Charakter Salomo's kaum der Änderung bedurfte, um ihm zu genügen. Von dem ausgelaſſenen Geſpräch 1 Reg. 2, hängt größtentheils 1 Reg. 2, 13 ff. ab, alſo fiel natürlich auch dies weg, wozu als Grund der Auslaſſung noch komt, daß Salomo nach V. 29 ff. ſelbſt das Heiligthum mit Mord befleckt. Die anfangs übergangene Heirath der Tochter des Pharao wird 2 Chron. 8, 11 mit einer abergläubigen Anſpielung gelegentlich erwähnt. Die Erzählungen von Salomo's klugem Urtheil, von dem Ruhm ſeiner Weisheit und ſeinen prächtigen Bauten intereſſiren den Chroniſten nicht, weil das alles weltliche Dinge ſind, und er überhaupt die eigentlich perſönlichen Verdienſte nicht hoch achtete. Was 1 Reg. 11 von Salomo's Abgötterei und Jehova's Zorn gegen ihn ſagt, das ſchien dem Chroniſten, der in dem Salomo das Ideal eines levitiſch-frommen Königs erblickt, wol ſo unglaublich, daß er es ſchon darum ausließ; dagegen hat er durch einzelne kleine Züge Salomo's Ergebenheit gegen die heilige Kaſte noch in ein helleres Licht zu ſetzen geſucht.

In der übrigen Geſchichte bis zum Exil (ſ. b. Gramberg S. 82 fgg.) ſind die Zuſätze des Chroniſten bei der bloßen Überſicht weniger auffallend, als früher, weil ſie ſich meiſtens der übrigen Erzählung genauer anſchließen und mit ihr in Verbindung gebracht ſind; nur das Paſſa des Hiskia tritt als ein beſonderer Abſchnit deutlich hervor. Die wichtigſte der Auslaſſungen beſteht darin, daß der Chroniſt die Geſchichte des Reiches Ephraim, welche im B. der KK. unparteiiſch neben der des R. Juda fortgeführt wird, ganz ausläßt. Die Urſache liegt in dem Grundſatze des Chroniſten, daß nur in der Theilnahme an dem orthodoxen Jehova-Cultus von Jeruſalem Heil zu finden ſey; weil das Reich Ephraim ſich von dieſem losgeſagt hat, ſo kann er es nicht über ſich gewinnen, von Königen deſſelben zu erzählen, welche mit Glück gegen die Ausländer gekämpft haben, z. B. Ahab und Joab, und von Elia und Eliſa, den großen Propheten dieſes Reichs, welche durch ihre großen Thaten und ihre Menſchenfreundlichkeit ſich bei Volksgenoſſen und Ausländern Liebe und Achtung erwerben, und welche zwar gegen den Götterdienſt für den Jehova-Cultus eifern, aber nicht gerade für den orthodoxen von Jeruſalem, da ſie ſelbſt einem freiern folgen.

III. Der Unterſuchung über den geſchichtlichen Charakter der Chronik iſt nun durch die bisher betrachteten Gegenſtände hinlänglich vorgearbeitet; doch möchte es paſſend ſeyn, ehe wir zu derſelben übergehen, einen vergleichenden Blick auf die ſämtlichen kanoniſchen Bücher, welche ſich als hiſtoriſche geben, und von welchen die Chronik das jüngſte iſt, zu werfen. Eine rein objective hiſtoriſche Darſtellung möchte ſich nur in der Familienſage des Buches Ruth und in der Samlung von Volksſagen im Buche der Richter finden; der Samler des letztern hat nämlich ſeinen Grundſatz: daß Jehova dem Volke, wenn es ſich in der höchſten Noth bekehrte, einen Retter zu ſenden pflege, wirklich aus der Sagengeſchichte abſtrahirt, ohne dieſe danach zu verändern. Am nächſten ſteht dieſem das Buch Samuels, in welchem die Volksſagen auch unverkünſtelt erſcheinen, aber eben deswegen mit dem Grundſatze, daß Jehova mit beſonderer Sorgfalt die Angelegenheiten ſeines Volks leite, zuweilen in auffallenden Widerſpruch treten, z. B. wenn der von Jehova (d. h. von Samuel) ſchon verworfene Saul (1 Sam. 15, 23.) doch noch lange in ungeſtörtem Beſitz der Königsge-

Digitized by Google

walt bleibt, indeß man ſich ſchon mit Recht wundert, wie Jehova in der Wahl dieſes Königs einen ſolchen Misgriff hat thun können, daß er denſelben ſo bald verwerfen muß. Der Verf. des Buchs der Könige erkante dieſe Widerſprüche wol, und da er den theokratiſchen Grundſatz nicht fahren laſſen konte, zugleich aber zu ehrlich war, demſelben zu Liebe die geſchichtlichen Data zu ändern, ſo erfand er den Ausweg der Stellvertretung, um den Widerſprüchen auszuweichen; z. B. Jehova läßt dem Jerobeam durch den Propheten Achija ſagen (1 Reg. 11, 29 ff.), daß er ihn zum Könige der zehn Stämme, die er dem Davidiſchen Hauſe entziehe, gewählt habe; weil aber Jerobeam den theokratiſchen Wünſchen nicht entſpricht, ſo muß der nämliche Prophet ihm (1 Reg. 14, 9 ff.) in Jehova's Namen Ausrottung ſeiner Familie verkündigen; dieſe trit jedoch erſt ein, indem Baeſa (1 Reg. 15, 27.) ſich gegen Jerobeams Sohn Nadab empört und ihn tödtet; eben ſo werden die Übelthaten Ahabs nicht an dieſem, ſondern an ſeinem Sohne Joram und deſſen ganzer Familie gerächt (2 Reg. 9, 6 ff.); doch als der zu dieſer Rache und zum Königsthrone von Jehova berufene Jehu dem Jehova wieder misfällig wird (2 Reg. 10, 30. 31.), beſchränkt Jehova ſeine Herrſchaft auf vier Geſchlechter, und Jehu's vierter Nachkomme Sacharja (2 Reg. 15, 10—12.) fällt von der Hand des Empörers Sallum. Man ſieht hier leicht, daß der Erzähler die Prophetenreden und die theokratiſchen Beziehungen, welche Jehova's Gerechtigkeit darthun ſollen, ex eventu den Begebenheiten angepaßt hat, wobei ſein Bericht über die letztern darum nicht weniger wahrſcheinlich bleibt. Die Bücher Esra und Nehemia kommen hier nicht in Betracht, denn ihre Verfaſſer haben die theokratiſche Idee faſt aufgegeben, und wenn man gegen einige ihrer Nachrichten gerechtes Mistrauen hegt, ſo liegt die Urſache nur in ihrer Ruhmredigkeit, Ungenauigkeit u. dgl. Zwei Schriften ſind noch übrig, welche eine theils theokratiſche, theils hierarchiſche Theorie mit Conſequenz in freiern Dichtungen durchführen, ſich aber in der Methode weſentlich unterſcheiden, die fünf moſaiſchen Bücher und die Chronik. Die Verf. der erſtern kommen darin mit einander überein, daß ſie in eine Zeit, aus welcher man nur einige unbeſtimte Sagen haben konte, an die Stelle der Geſchichte eine Reihe von Dichtungen ſetzen, die in ihrer jetzigen Geſtalt ziemlich gut mit einander in Verbindung ſtehen, wobei die Verf. von Geneſis und Exodus theokratiſche, die der drei übrigen Bücher aber mehr hierarchiſche Zwecke verfolgen. Den Übergang von ihnen zur Chronik macht inſofern das Buch Joſua, als es ſeinen rein hierarchiſchen Zwecken, z. B. Verherrlichung des Prieſterſtandes und des orthodoxen Cultus, durch Dichtungen nachſtrebt, welche in eine Zeit geſetzt ſind, aus der es auch keine ſichern hiſtoriſchen Nachrichten gibt. Die Chronik hat ſich die nämlichen hierarchiſchen Zwecke geſetzt, wie die Dichter von Leviticus, Numeri und Joſua, aber ſie unterſcheidet ſich dadurch weſentlich von ihnen, daß das Feld, auf welchem ſie ihre Theorie praktiſch durchzuführen ſucht, nicht wie bei jenen das gleichſam offen und unangebaut daliegende, jedem zu beliebigem Gebrauch freie Feld der mythiſchen Sagengeſchichte iſt, ſondern das von den durchgängig glaubwürdigen Nachrichten der BB. Samuels und der KK. ſchon eingenommene, auf welchem alſo neue Dichtungen nur Platz gewinnen können, indem die wahrhaften Berichte entweder unterdrückt oder umgeſtaltet werden. Wenn alſo alle die andern, mehr oder minder von Vorurtheilen getrübten, geſchichtähnlichen Darſtellungen des A. T. in Vergleich mit einer geprüften und gründlichen Geſchichtserzählung immer noch mildere Namen verdienen, ſo muß die der Chronik geradezu Geſchichtsverfälſchung genant werden [5]. Der Chroniſt ſucht durch ſeine neue Bearbeitung der Geſchichte ſeines Volks die ältern Geſchichtsbücher überflüſſig zu machen, oder ganz zu verdrängen; er begint daher ſein Buch mit Adam, und füllt die ganze Zeit, wo ſich nicht füglich hierarchiſche Dichtungen einſchalten ließen, mit magern Genealogien aus; er ſcheint ſich aber an Esra anſchließen zu wollen, weil er die Geſchichte über das Exil hinausführt, und mit den erſten Verſen des Buchs Esra ſchließt. Was er ausläßt, übergeht er in der nämlichen Abſicht, in welcher er anderes hinzuſetzt, nämlich um zu zeigen, die größte Tugend ſey, Jehova auf levitiſche Weiſe in Jeruſalem zu verehren, der heiligen Kaſte alle Ehrerbietung zu beweiſen, und ſie mit Geſchenken zu überhäufen; nur in dem Reiche Juda ſey dies nach Davids und Salomo's Vorgange geſchehen, und alle Könige, welche ſich ſo gezeigt hätten, ſeyen glücklich, alle andern, beſonders aber die Ephraimiten, welche von dem alleinſeligmachenden Cultus und dem alleinrechtmäßigen Herrſcherſtamme Davids abgefallen, ſeyen von Jehova verdamt und unglücklich geweſen; und dieſen Grundſätzen paßt er nun durchaus allenthalben ſeine Geſchichtserzählung an, mag nun den Nachrichten, welche die Bücher Samuels und der KK. mittheilen, dadurch auch noch ſo ſehr Gewalt geſchehen. Dr. v. Cölln bemerkt ſehr treffend (a. a. O. Sp. 707.), daß der Chroniſt darin ſeinen Namensverwandten im Mittelalter, welche nach ähnlichen hierarchiſchen Vorurtheilen die Geſchichte ihrer Zeit in den Chroniken bearbeiteten, ſehr ähnlich ſey; doch möchte dieſe Analogie wenig dazu beitragen, zwei ziemlich wichtige, aber ſchwer zu entſcheidende Nebenfragen zu erledigen. 1) Hat die Chronik mehre oder nur einen Verfaſſer? Daß die angegebenen hierarchiſchen Grundſätze mehren ſelbſt in Anwendung auf die Geſchichte gemeinſchaftlich ſeyn können, zeigt ſchon die Übereinſtimmung mit Leviticus, Numeri und Joſua, und man wird deshalb richtig ſagen: die Chronik gibt die Bearbeitung der Geſchichte im Geiſt eines hierarchiſchen Zeitalters, der ſich in ihr ausſpricht. Aber daraus folgt noch nicht, daß dieſe Bearbeitung auch gewiſſermaßen eben ſo nothwendig, wie aus Zeitumſtänden jener Geiſt ſich bilden mußte, von ſelbſt aus traditionellen Bruchſtücken allmälig entſtanden, und etwa nur von Einem, dem ſie zuſagte, ſo angeordnet ſey; vielmehr macht der Umſtand, daß manche Dichtungen ganz conſequent durchgeführt, und oft, ehe ſie ſelbſt auf-

5) Ausführlich ſind dieſe kurzen Andeutungen begründet in Grambergs krit. Geſch. der Religionsideen des A. T., Th. II., Theokratie u. Prophetismus, §. 4. 5. 7. 10. 16.

Digitized by Google

treten, durch kleine, faſt unmerkliche Züge vorbereitet werden, es ſehr wahrſcheinlich, der Chronik liege ein beſtimter, in den einzelnen Theilen ſich entſprechender Plan zum Grunde, den nur ein Schriftſteller ſo entwerfen und ausführen konte, — alſo: die Chronik habe nur einen Verfaſſer. Allerdings kommen Fehler und Widerſprüche vor; allein dieſe würden oft ohne Vergleichung der Originale kaum bemerkt werden, und ſind auch meiſtens daraus entſtanden, daß der Chroniſt, einmal ſeinem Grundſatze gemäß, die Nachricht des Originals umgeſtaltete, ein anderes Mal aus Nachläſſigkeit eine ganz ähnliche Stelle wörtlich abſchrieb. Fragt man auch hier nach Analogien, ſo ſtimt das ganze Buch der Chronik völlig ſo gut in ſeinen Theilen überein, wie z. B. das Buch Joſua in ſeinen Theilen, oder die dem Jehoviſten angehörenden Erzählungen in der Geneſis unter einander, — ſo kommen Widerſprüche von der Stärke, wie wenn z. B. nach Exod. 17, 1—7 Moſe im erſten Jahre des Auszugs, und nach Num. 20, 1—13 im 40ſten Jahre des Auszugs an ganz verſchiedenen Orten und unter ganz andern Umſtänden Waſſer aus dem Felſen ſchlägt, — in der ganzen Chronik nicht vor. — 2) In wie weit iſt die Chronik glaubwürdig? Daß ſie an den Orten, wo ſie ihre kanoniſchen Quellen unverändert abſchreibt, den Grad der Glaubwürdigkeit mit dieſen theilt, bedarf kaum der Erwähnung, und auch dem Grundſatze: daß ſie an allen den Orten durchaus gar keine Glaubwürdigkeit habe, wo ſie den kanoniſchen Quellen auf eine Weiſe widerſpricht, die aus ihrer hierarchiſchen Theorie zu erklären und abzuleiten iſt, — wird man ſchwerlich mit Grund widerſprechen können. Wie iſt's aber mit den Nachrichten, bei welchen Abhängigkeit von hierarchiſchen Rückſichten nicht in die Augen fällt? Bei einem Schriftſteller, welcher es nicht als ſeine Pflicht zu erkennen vermag, die Wahrheit zu ſagen, muß im Allgemeinen Alles unzuverläſſig werden, wenn es nicht durch gewichtigere Zeugen beſtätigt wird; zudem lebt der Chroniſt von den geſchilderten Zeiten durch einen Raum von Jahrhunderten getrent, ſo daß aus ihnen ſchwerlich viele glaubwürdige Traditionen zu ihm kommen konten: mithin möchten ſeine ſelbſtändigen, nicht hierarchiſchen Berichte immer mit Vorſicht zu behandeln ſeyn, und das, was wir Neues aus ihnen lernen können, ſich auf einige geographiſche, antiquariſche und dgl. Notizen, auf einige durch Tradition erhaltene, glückliche Erklärungen ſchwieriger Stellen in den Originalwerken u. ſ. w. beſchränken. Dergleichen findet ſich allerdings in der Chronik (vgl. Gramberg's Schrift §. 18.), doch würde es überflüſſig ſeyn, uns damit aufzuhalten, da die Hauptaufgabe vielmehr ſeyn muß, die oben von der Geſchichtsdarſtellung des Chroniſten gegebene Charakteriſtik durch Darlegung von überzeugenden Beiſpielen zu rechtfertigen.

Da der Raum jedoch hier eine ausführliche Darlegung nicht geſtattet; ſo bezieht ſich der Verfaſſer auf das, was in ſeiner beſondern Schrift über die Chronik 1) von Nachläſſigkeit und Unwiſſenheit des Chroniſten, 2) ſeiner Vorliebe für das Außerordentliche und Wunderhafte, beſonders inſofern es mit levitiſchem Aberglauben zuſammenhängt, wodurch er theils zu Zuſätzen, theils zu Veränderungen veranlaßt wurde; 3) von ſeinem Levitismus, und zwar a) von Einführung der heiligen Kaſie am unrechten Orte, b) zur Vertheidigung der angeblichen Vorrechte der heiligen Kaſte; 4) von der Begünſtigung des orthodoxen Cultus von Jeruſalem, und deshalb theils ſeiner Verhehlung des Nachtheiligen, theils ſeinen Ausſchmückungen, ſo wie von den Belohnungen der Gönner und den Strafen der Widerſacher dieſes Cultus; 5) von ſeiner Parteilichkeit für Juda und gegen Iſrael ausführlich abgehandelt iſt. Hiedurch wird ſich das Endurtheil über die Arbeit des Chroniſten hinlänglich rechtfertigen. Der Chroniſt erfüllt ſehr wenig von den Foderungen, die man mit Recht an einen kritiſchen, treuen und zuverläſſigen Geſchichtſchreiber macht; er kann mithin für ſich nicht als ein zuverläſſiger, geſchichtlicher Zeuge gelten, und alles, was er nicht aus alten kanoniſchen Schriftſtellern geſchöpft hat, iſt bis auf anderweitige Beſtätigung für zweifelhaft zu halten. Damit ſoll nun jedoch nicht behauptet werden, daß alles Einzelne auf den erſten Blick ſich als unglaubwürdig darſtelle: was aber nicht ſo erſcheint, wird doch immer ſo zu betrachten ſeyn, wie z. B. einzelne Erzählungen der Bücher Geneſis und Exodus, die an ſich und außer dem Zuſammenhange glaubwürdig genug ſind, die aber, weil ſie mit Mythen in enger Verbindung ſtehen, kein beſonnener Kritiker für beglaubigte Geſchichte halten kann. Eben ſo würde man aber zu urtheilen haben, wenn ſich in den Büchern der Chronik eine über die rein-antiquariſche Tradition [6]) hinausgehende, wichtigere Nachricht fände, von welcher nicht einleuchtete, aus welchem hierarchiſchen Grundſatz der Chroniſt ſie eingeſchoben haben könte.

(*Gramberg.*)

CHRONOMETER, d. i. Zeitmeſſer (von χρόνος und μέτρον, Maß), heißt in der Muſik eine mechaniſche Vorrichtung, welche dazu beſtimt iſt, das Tempo eines Tonſtückes anzugeben. Man hatte, bis in neuere Zeiten, um den Grad von Geſchwindigkeit, das Tempo, anzuzeigen, in welchem ein Tonſtück aufgeführt werden ſollte, ſich überall keiner weiteren Bezeichnung bedient, als daß man den Tonſtücken die bekanten Kunſtwörter: „Allegro," oder „Andante," oder „Adagio" u. dgl. voranſchrieb, oder auch die Überſchriften: „In langſamer," — „in gemäßigter Bewegung" u. dgl. Da dieſe Bezeichnungen aber ſehr unzuverläſſig und wandelbar ſind, ſo wurde ſchon längſt das Bedürfniß eines zuverläſſigeren Maßſtabes gefühlt.

Man hat dazu ſchon ſeit dem 17. Jahrhundert allerlei Maſchinen, unter den Namen Taktmeſſer, Taktuhren, muſikaliſche Zeitmeſſer, Chronometer, Rhythmometer, Metrometer, Taktweiſer, Tempoweiſer u. dgl. vorgeſchlagen, welche, je nachdem man ſie auf dieſe oder jene Nummer richtet, geſchwinder, oder langſamer ſchlagen ſollten; und in Beziehung auf dieſe Schlagmaſchinen ſollten nun die Ton-

6) Einer ſolchen allerdings glaubhaften Tradition würde man z. B. Nachrichten zuzuſchreiben haben, wie die 2 Chron. 3, 1, daß der Ort, wo der Tempel errichtet worden, Morija geheißen habe.

Digitized by Google

ſetzer, ſtatt der Kunſtwörter „Allegro“ oder „Andante“ u. dgl., vor die Tonſtücke künftig blos ſetzen:

♩ 36. oder 𝅗𝅥 45.

u. dgl., das heißt: „in jenem Tonſtücke ſoll eine Viertelnote ſo geſchwind genommen werden, wie ein Schlag der Maſchine, wenn ſie auf No. 36 gerichtet iſt, — in dieſem die halben Noten ſo geſchwind, wie die Schläge auf No. 45 der Maſchine,“ u. d. gl. Die erſte Erwähnung eines ſolchen Inſtrumentes findet man in Loulié's Elémens ou principes de musique (Paris 1698). — Später machte Sauveur eine ähnliche Maſchine, in der Geſtalt einer Pendeluhr, in ſeinen Principes d'acoustique et de musique bekant. (Siehe Rousseau dict. de mus. art. Chronomètre.) — Im Jahr 1720 kündigte Chriſtian Gemmler aus Halle eine taktſchlagende Maſchine an (vergl. Wiener muſikal. Zeitung 1817. S. 35.) — und ein Jahrzehend ſpäter wollte wieder ein Franzoſe, D'ons-Enbray, eine Verbeſſerung der Louliéſchen erſonnen haben, (Memoires de l'acad. des Sciences, 1732. p. 182.) — Die demnächſt, wie es ſcheint, eine geraume Zeit vergeſſen geweſene Sache wurde dann wieder zur Sprache gebracht von einem Herrn Gabory, in einem Buche unter dem Titel: Manuel utile et curieux sur la mesure du tems, Paris 1771. — Eine andere Erfindung dieſer Art machte 1775 der berühmte John Harriſon bekant, in einer Schrift unter dem Titel: Description concerning such a mechanism as will afford a nice and true mensuration of time, as also an account of the discovery of the scale of music. London 1775. — Im Jahr 1783 rühmte ſich, nach einer im Kramerſchen muſikaliſchen Magazin vom gedachten Jahre enthaltenen Notiz, ein Mechaniker, Pelletier, eine vorzügliche Einrichtung einer Takt-Maſchine erfunden zu haben. — Im Juni 1784 ließ der Pariſer Componiſt Davaux im Journal encyclopédique, S. 534 einen Aufſatz über eine ſolche Pendeluhr einrücken; — und 1787 übergab der dortige Mechaniker Duclos der königlichen Singſchule einen neuen Rhythmometer, — indeß Renaudin und Richard zu derſelben Zeit ähnliche Erfindungen bekant machten. (Vergl. Wiener muſikal. Zeitg. 1817. S. 35, woſelbſt aber zugleich mehre ganz unrichtige Nachrichten über die Geſchichte des Chronometers enthalten ſind, wie z. B. daß in Rouſſeau's Diction. nichts über die Brauchbarkeit des Chronometers erwähnt ſey, indeß man dort doch gerade das Gegentheil findet; — eben ſo ſind mehre Namen, Druckorte, Seitenzahlen ꝛc. unrichtig angegeben.) — Im Jahr 1790 gab demnächſt ein Berliner Profeſſor Abel Burja eine Beſchreibung einer (gleichfalls auf die Verlängerung und Verkürzung eines Uhrenpendels berechneten) Maſchine heraus, (ſ. Forkels Literatur der Muſik S. 265, woſelbſt jedoch über den fraglichen Gegenſtand nur allein die Schrift von Davaux, die von Burja und beiläufig auch die nachſtehend erwähnte aufgeführt iſt); — und auch der Dom- und Stadtcantor zu Meißen, G. Weiske, kündigte (nach Forkel am angef. O.) faſt um dieſelbe Zeit eine ähnliche Erfindung an, in einem bei Breitkopf erſchienenen Werkchen, betitelt: Weiskens 12 geiſtliche Geſänge, nebſt Beſchreibung eines Taktmeſſers ꝛc.

Wieder eine andere Maſchine, wieder in der Geſtalt einer Pendeluhr, erfand und verkaufte nachher der herzogl. gothaiſche Secretär Dr. A. H. Wenk, das Stück à 1 Louisd'or, worüber er die gedruckte Ankündigung im Jahr 1798 verbreitete (Gerbers neues Tonkünſtler-Lexikon, 4. Bd. S. 545). Es war eine Wanduhr, auf deren Zeigerblatt die Worte Adagio, Andante, Allegro, Presto eingeſchrieben waren; je nachdem man nun den Zeiger auf eines oder das andere dieſer Wörter richtete, ſchlug das Werk langſamer oder ſchneller! — Im Jahr 1800 machte der Cantor J. G. C. Stöckel in Burg bei Magdeburg (in der Leipz. muſikal. Zeitg. II. Jahrgang. S. 657) ein von ihm erfundenes Chronometer in der Geſtalt einer Wanduhr bekant, welches die Takttheile durch Schläge eines oder zweier Hämmer auf eine helltönende Glocke anzeigen ſollte; — und im Jahr 1803 eine verbeſſerte Maſchine derſelben Art, pr. Stück ad 2 Louisd'or (Leipz. muſik. Zeitg. VI. Jahrg. S. 49 ff.). — Wieder eine andere ſchlug ein Herr F. Gutmann im Jahr 1806 vor (ebendaſelbſt IX. S. 117 ff.), und wieder ein anderer Vorſchlag wurde 1813 (ebendaſ. XV. S. 305 ff.) von einem Unbekanten gemacht.

In demſelben Jahre machte ich (in der Leipziger muſikal. Zeitg. von 1813. S. 441) darauf aufmerkſam, daß man den, durch alle bisherige Maſchinen beabſichteten Zweck, noch weit beſſer und ſicherer ohne alle Maſchine erreichen könne, blos dadurch, daß man vor jedem Tonſtücke die Länge eines Pendels angebe, deſſen Schlägen die Dauer der Takttheile gleich ſeyn ſolle.

Ein einfaches Pendel, z. B. eine an einem Faden aufgehängte Bleikugel von beliebiger Größe (ein Werkzeug, was jeder ſich in zwei Minuten ſelbſt anfertigen kann), ſchwingt nämlich deſto geſchwinder, je kürzer der Faden iſt, und je länger er iſt, deſto langſamer. Man darf alſo vor ein Tonſtück z. B. nur hinſchreiben

𝅗𝅥 = 38″

ſo heißt das: die halben Noten dieſes Tonſtückes ſollen ſo lange dauern, als der Schlag eines einfachen Pendels, deſſen Faden 38″ (d. h. 38 Zoll) lang iſt. Man braucht dann, um das Tempo, in welchem der Tonſetzer das Tonſtück aufgeführt wiſſen wollte, zu erkennen, nur den Faden des Pendels 38″ lang zu nehmen, und jede Pendelſchwingung zeigt dann das Maß der Geſchwindigkeit aufs unzweideutigſte an. (Vergl. Leipz. muſik. Zeitg. 1815. S. 571.) — Beſſer und zweckmäßiger als jede Bezeichnung nach Graden einer Maſchine mußte ſolche Bezeichnungsart darum erſcheinen, weil jeder Tonſetzer ſein Tonſtück alſo bezeichnen, und jeder Leſer dieſe Bezeichnung verſtehen und benutzen kann, ohne eine Maſchine kaufen und zur Hand haben zu müſſen, weshalb alſo die Bezeichnung nach Pendellängen ein ohne Vergleich leichteres und daher den beabſichteten Zweck weit mehr förderndes Verſtändigungsmittel iſt; — es iſt aber auch ein weit zuverläſſigeres als jede Maſchine, weil eine Maſchine auch unrichtig angefertigt, oder durch Zufall alterirt ſeyn kann, ſo daß ſie zu ſchnell oder zu

Digitized by Google

langſam läuft, welches alles offenbar nicht ſo leicht alsbald zu entdecken und zu berichtigen iſt, als es leicht iſt, jeden Augenblick die Länge eines Pendelfadens zu meſſen. Ungefähr um dieſelbe Zeit beſchäftigte ſich aber der Wiener Hofmechanikus Joh. Mälzel (der rühmlichſt bekante Erfinder des ſogenanten Panharmonicon, ſo wie eines ſchönen Trompeter-Automaten), auch wieder mit der Verfertigung einer neuen Chronometermaſchine (wieder einem Uhrwerke, welches die Takttheile mittelſt eines künſtlichen Armes auf einem kleinen Ambos hörbar anſchlug (Leipz. muſik. Zeitg. 1813. S. 785). Er entſchloß ſich aber, nachdem er meine Bekantmachung (in der angef. Leipz. muſik. Zeitg., auch nachgedruckt in der Wiener muſik. Zeitg.) geleſen und ſich mit mir in Mannheim darüber beſprochen hatte, — oder (wie er ſich in ſeiner gedruckt verbreiteten Ankündigung ausdrückt:) er ließ ſich von mir überreden, gleichfalls nur ein einfaches Fadenpendel als Chronometer zu gebrauchen, und verfertigte nun, von London aus, — Chronometermaſchinen, — beſtehend aus einem, auf einem Geſtelle aufgerichteten Stabe, von welchem herab eine Kugel an einer willkürlich zu verlängernden oder zu verkürzenden Schnur pendelte. An dem Stabe war nun aber nicht das Zollmaß angeſchrieben, ſondern — die Anzahl der Schwingungen, welche während einer Zeitminute geſchehen, wenn man die Kugel bis zu dieſem oder bis zu jenem Punkte herabhängen ließ. Da z. B. ein Pendel von circa 38″ rheiniſchen oder Wiener Maßes (oder 1 franzöſ. mètre, oder 39, 125 engl. Inchs) gerade 60mal binnen einer Minute ſchwingt, ſo war an dem beſagten Stabe, an der Stelle, wo der Faden die Länge von 38″ hatte, nicht dieſe Länge, nicht 38″ angeſchrieben, ſondern es ſtand hier die Ziffer 60, d. h. daß hier die Kugel binnen einer Minute 60 Schläge vollbringe, — und eben ſo war z. B. bei 55″ nicht angeſchrieben 55″, ſondern 50 (d. h. 50 Schläge während einer Minute), bei 5″ nicht 5″, ſondern 160 — u. ſ. w. — Man ſieht wol, daß dieſe Einrichtung mit meinen Abſichten gerade im allerweſentlichſten Punkte nicht übereinſtimte, nämlich darin, daß die Bezeichnung eines Tonſtückes nach den Graden dieſer Maſchine allemal eine danach eingerichtete Maſchine vorausſetzte, und nicht ohne Weiteres ohne Maſchine, blos mittelſt eines jeden einfachen Fadenpendels verſtanden werden konte.

In der Folge ging Hr. Mälzel auch wieder vom einfachen Fadenpendel ab, und verfertigte in Paris wieder förmliche Uhrwerke, deren Pendel hörbar ſchlug, wobei er aber immer wieder die Eintheilung nach Quoten einer Zeitminute beibehielt. (Leipz. muſik. Zeitg. 1815. S. 81 und 315, auch 1821 Intell. Bl. Nr. 8.).

Dieſe Maſchine, von Hrn. Mälzel Metronom (wie Manche wollen, abgeleitet von μέτρον, Maß, und νόμος, Ordnung, Formel, Geſetz, — auch Lied oder Sang, und inſofern paſſender: Nomometer, oder wol richtiger vom griechiſchen Maßaufſeher, μετρονόμος, wörtlich überſetzt metri modus, Vorſchrift des Zeitmaßes) benamſet, hat denn in der That jetzt bereits ſehr allgemeine Aufnahme gefunden, und es iſt dem genanten Erfinder gelungen, auf ſeinen vielfältigen Reiſen in Teutſchland, Holland, England, Frankreich u. a. m. eine große Anzahl jetzt lebender Tonſetzer zu einer förmlichen Subſcription zu vermögen, worin ſie ſich ihm ordentlich verbindlich machten, die Tempi ihrer Compoſitionen künftig nicht mehr anders, als nach den Graden ſeiner Maſchine anzuzeigen, wodurch er in den Stand geſetzt wurde, ergibige Fabriken ſolcher Metronome anzulegen.

In der That verdiente dieſe Mälzelſche Maſchine dieſes Glück jedenfalls mehr als jede bis jetzt erſonnen geweſene Maſchine, theils wegen ihrer ſchönen inneren und äußeren mechaniſchen Structur, theils auch darum, weil ſie in der Hauptſache den Zweck allerdings erreicht. Denn iſt einmal vor einem Tonſtücke das Tempo auf ſolche Weiſe angeſchrieben, z. B.

♩ = 60 Mälzel. Metron.

ſo iſt dieſes Tempo, wie man ſieht, nicht nur für ewige Zeiten unzweideutig beſtimt, ſondern es kann auch jeder Leſer die alſo angedeutete Geſchwindigkeit oder Langſamkeit alsbald erkennen und ausführen; wenn er ſich nur im Beſitz eines Exemplars dieſer Maſchine befindet, daſſelbe in dem Augenblicke, wo er es gebrauchen ſoll, gerade zur Hand hat, und dies Exemplar ebenſo wie dasjenige, deſſen ſich der Tonſetzer beim Abmeſſen und Anzeichnen ſeines Tempo bedient hat, richtig angefertigt und juſtirt, und nichts daran verrückt oder verdorben iſt, (was alles freilich nicht immer leicht zu entdecken iſt).

Schade, daß dieſer Vorausſetzungen, wie man ſieht, ſo viele ſind, und namentlich, daß ſolche metronomiſche Zeichen nicht nur allen Nichtbeſitzern ſolcher Maſchinen unnütz, ſondern ſelbſt dem Beſitzer einer ſolchen nur da ausführbar ſind, wo er dieſelbe gerade neben ſich ſtehen hat.

Je wichtiger und beachtungswerther die Sache an ſich ſelber iſt, deſto lebhafter muß man dieſen Übelſtand bedauern, und deſto mehr wünſchen, denſelben umgehen zu können.

Es kann dies aber in der That geſchehen, indem man ſich, ſtatt der Mälzelſchen Maſchine, vollkommen genügend auch blos meines vorhin erwähnten, einfachen Fadenpendels bedienen kann.

Bekantlich ſchwingt ein Pendel von 38 rheinl. oder Wiener Zoll Länge, gerade Einmal in einer Sekunde, mithin gerade ſo geſchwind, wie das Mälzelſche Metronom auf No. 60, — ein Pendel von 9 Zoll ſo, wie Mälzel 120, — von 55 Zoll wie Mälzel 50 u. ſ. w. Die nachſtehende Tabelle enthält eine vollſtändige Vergleichung und Zurückführung der Mälzelſchen metronomiſchen Grade auf Pendellängen, ſowol in rheiniſchen oder Wiener Zollen, als in franzöſiſchen Centimètres. Sie iſt alſo zu leſen: Die Schläge der Mälzelſchen Maſchine, wenn ſie auf No. 50 gerichtet iſt, ſind gleich den Schlägen eines Pendels von 55 Zoll, oder 143 Centimètres. — Mälzel No. 52 iſt gleich den Pendelſchlägen von 50 Zoll, oder 132 Centimètres. — Mälzel 80 iſt gleich Pend. 21 Zoll, oder 56 Centimètres. — Mälzel 160 iſt gleich Pend. 5 Zoll, oder 14 Centimètres u. ſ. w.

Digitized by Google

Mälzel.	Rh. Zoll.	Metriſch.	Mälzel.	Rh. Zoll.	Metriſch.
50 =	55″ =	1,43.	100 =	14″ =	0,35.
52	50″	1,32.	104	13″	0,33.
54	47″	1,22.	108	12″	0,30.
56	44″	1,14.	112	11″	0,28.
58	41″	1,06.	116	10″	0,26.
60	38″	1,00.	120	9″	0,25.
63	34″	0,90.	126	8″	0,22.
66	31″	0,82.	132	7½″	0,20.
69	29″	0,75.	138	7″	0,18.
72	26″	0,70.	144	6½″	0,17.
76	24″	0,62.	152	6″	0,15.
80	21″	0,56.	160	5″	0,14.
84	19″	0,50.	(Weiter als bis 160 geht der Metronom nicht.)		
88	18″	0,46.			
92	16″	0,42.			
96	15″	0,38.			

Um alſo z. B. die Bezeichnung: Mälzel 𝅗𝅥 = 60, auch ohne Hilfe eines Metronomen ausführen zu können, braucht man nur den Faden eines Pendels 38 Zoll (oder 1,00 Mtr.) lang zu nehmen, und die Kugel daran ein paarmal, allenfalls aus freier Hand, hin und herſchwingen laſſen: jeder Pendelſchlag gibt dann die, der Bezeichnung: Mälzel 𝅗𝅥 = 60 entſprechende Zeitdauer der halben Noten an.

Es iſt dieſes Verfahren um ſo leichter ausführbar, da ſolche Manipulation mit dem Pendel auch durchaus keine beſondere Genauigkeit und Sorgfalt erfodert, als nur etwa die, daß man das Pendel nicht gar zu große, weite Schwingungen machen laſſe, weil bei dieſen die Kugel ſich um ein Unmerkliches verſpätet. Dagegen iſt es nicht einmal nöthig, die Zolle ſehr genau abzumeſſen; denn auch ſelbſt eine ziemlich große Verſchiedenheit der Länge, z. B. der Unterſchied zwiſchen 15″ und 16″ iſt muſikaliſch noch gar nicht, — und ſelbſt zwiſchen 15″ und 17″ oder 18″ noch kaum bemerkbar.

Eben darum ſind denn auch in der obigen Vergleichungstabelle alle verwickeltere Bruchzahlen von Zollen, z. B. von ⅓″ u. dgl., weil ſolche Feinheiten in der Anwendung durchaus nicht empfindbar ſind, theils ganz unterdrückt, theils blos annähernd auf einfachere Brüche (auf halbe Zolle) zurückgeführt; und ſelbſt dieſe darf man in der Anwendung unbedenklich wegwerfen, und z. B. ſtatt 6½″, kurzweg nach Belieben 6″ oder 7″ nehmen. Eben ſo ſind Millimètres u. ſ. w. unbeachtet geblieben.

Äußerſt genau gerechnet, wären die den Mälzelſchen Graden entſprechenden Pendellängen folgende:

Mälzel.	Rh. Zoll.	Metriſch.	Inchs.
50 =	54,708 =	1,4298 =	56,340
52	50,581	1,3220	52,090
54	46,903	1,2258	48,302
56	43,613	1,1399	44,914
58	40,657	1,0626	41,870
60	37,992	0,9929	39,125
63	34,459	0,9006	35,487
66	31,398	0,8205	32,334
69	28,727	0,7508	29,584
72	26,383	0,6895	27,170
76 =	23,679 =	0,6188 =	24,385
80	21,369	0,5585	22,007
84	19,383	0,5065	19,961
88	17,661	0,4615	18,188
92	16,156	0,4225	16,638
96	14,839	0,3878	15,283
100	13,677	0,3574	14,085
104	12,645	0,3305	13,022
108	11,725	0,3064	12,075
112	10,903	0,2844	11,228
116	10,164	0,2656	10,467
120	9,498	0,2482	9,781
126	8,615	0,2251	8,872
132	7,848	0,2051	8,083
138	7,181	0,1877	7,396
144	6,595	0,1723	6,792
152	5,918	0,1547	6,096
160	5,342	0,1396	5,502
(168	4,845	0,1266	4,990)
(176	4,415	0,1154	4,547)
(184	4,039	0,1056	4,159)
(192	3,709	0,0969	3,820)

Noch unbemerkbarer, als die erwähnten geringen Unterſchiede der Länge des Fadens, iſt der ſo viel wie Nichts betragende Unterſchied, welcher aus dem größern oder geringern Gewichte der Kugel entſteht, oder gar der Einfluß der barometriſchen, oder thermometriſchen Beſchaffenheit der Luft, oder der Umſtand, daß ein Pendel nahe beim Äquator langſamer ſchwingt, als näher gegen die Erdpole hin u. dgl. Alle dieſe höchſt feinen Unterſchiede ſind in der Muſik ganz und gar nicht empfindbar.

Man ſieht aus dieſem Allen, wie ganz füglich ein kunſtloſes Fadenpendel die Stelle eines Metronomen vertreten kann; und daß es eben darum auch nicht übel wäre, wenn die Tonſetzer, neben der Angabe ihrer Tempi nach metronomiſchen Graden, auch zugleich die entſprechenden Pendellängen beiſchrieben, z. B.

Andante, Mälzel Metron. ♩ = 60 (Pend. 38″ Rh.)

denn eine ſolche Tempobezeichnung wäre ſowol mittelſt eines einfachen Fadenpendels, als, nach Belieben, auch mittelſt des Metronomen, einem Jeden ſofort ausführbar, und könte daher von Tauſenden von Leſern, Spielern oder Dirigenten verſtanden werden, für welche ein, blos allein nach metronomiſchen Graden angeſchriebenes Tempo unverſtändlich bleibt, weil es ihnen an Gelegenheit gebricht, das Orakel eines Metronomen, oder eine Reductionstabelle, zu conſultiren. — Zum Überfluß könte man für diejenigen, welche vielleicht das gebrauchte Zollmaß nicht kennen, oder es nicht gleich bei der Hand haben, einen Zollſtab dabei mit abdrucken laſſen. Alsdann iſt es ſogar ganz gleichgiltig, ob man rheiniſche, oder Pariſer Zolle, engländiſche Inchs, franzöſiſche Mètres, oder was ſonſt für ein Maß gebrauchen will: denn ein alſo bezeichnetes Tonſtück bringt, überall, wohin ein Exemplar davon gelangt, ſeinen Taktmeſſer ſamt dem Zollmaße dazu gleich ſelber mit.

Ja, am Ende wär es wol gar das Kürzeſte, das

Digitized by Google

Tempo *allein nach Pendellängen* anzugeben, und alſo kurzweg zu ſchreiben:

Andante, ♩ = 38″ Pnd.

wie ich, ehe man noch an das *Metronom* dachte, im J. 1813, in No. 27 der Leipz. allgem. muſ. Zeit. S. 441, vorgeſchlagen hatte.

Aus eben dieſem Geſichtspunkte betrachtet, ſollte man auch wol wünſchen, daß Hr. Mälzel auf die Scale ſeines Metronomen da, wo z. B. 60 ſteht, wo ſeine Schläge grade ſo lang ſind, wie die eines einfachen Pendels von 38″, oder 1 Metr., auch hingeſchrieben haben möchte: 38″, oder 1 Metr., — da wo 100 ſteht, auch 14″, oder 0,35 Metr., — bei 50 auch 55″, oder 1,43 Metr. u. ſ. w. Seine Maſchine würde dadurch den weiteren Vortheil gewähren, daß ſie alsbald zum Erkennen ſowol eines, nach Quoten einer Zeitminute angegebenen Tempo, als auch eines nach Pendellängen bezeichneten, dienen könte; und eben ſo könte die alſo eingerichtete Maſchine dem Tonſetzer dienen, um ſein beabſichtetes Tempo mittelſt derſelben alsbald, und ohne einer Reductionstabelle zu bedürfen, nach Quoten der Minute und nach Pendellängen zugleich, anzugeben, — ſo wie auch jeder Tonſetzer, welcher ſeine Tempi nach Pendellängen anzeichnet, dadurch ſofort den Vortheil gewint, keineswegs allein denenjenigen verſtändlich zu ſeyn, welche eine Mälzelſche Maſchine vor ſich ſtehen haben, ſondern einem jeden, der nur ein einfaches Fadenpendel zur Hand nehmen will. Vergl. Leipz. muſikal. Zeitg. 1814. S. 446 ff.

Zum Schluß, und als Beleg und Erläuterung der in den obigen Tabellen enthaltenen Angaben, mögen noch folgende Lehrſätze aus der Dynamik hier ſtehen.

1) Pendel von gleicher Länge ſchwingen in gleichen Zeiten, wenn auch ihre Gewichte ungleich ſind.
2) Bei Pendeln von ungleicher Länge, verhalten ſich die Zeiten, in denen ſie ſchwingen, wie die Quadratwurzeln ihrer Länge: alſo die Länge der Pendel wie die Quadrate der Zeiten, in denen ſie ſchwingen.

Darum muß ein Pendel, welches z. B. *noch einmal ſo langſam* ſchwingen ſoll, als das andere, *viermal ſo lang* ſeyn, und umgekehrt *nur* $\frac{1}{4}$ ſo lang, um noch einmal ſo geſchwind zu ſchlagen.

Darum iſt z. B. (nach der obigen erſten Tabelle), Mzl. 56 = 44″, Mzl. 112 aber = $\frac{1}{4}$ von 44″, alſo = 11″; — Mzl. 50 iſt = 55″, Mzl. 100 aber = $\frac{1}{4}$ von 55, = $13\frac{3}{4}$″ oder Mzl. 80 = 21,369″ Rh., Mzl. 160 aber iſt = $\frac{1}{4}$ von 21,369″, alſo = 5,342″; und Mzl. 40 wäre = 4 mal 21,369″, alſo = 85,476″. —

Mzl. ♩ 120, oder ♩ 9,498″ Rh. wäre = Mzl. 𝅗𝅥 60, oder = 𝅗𝅥 37,992″ Rh.

Es haben, auch nach dieſem allen, andere Herren mein einfaches Fadenpendel wieder hervorgezogen, wie namentlich unſer *Neukomm*, (Leipz. Muſik. Zeitung. 1815, S. 572), welcher jedoch der ſo höchſt einfachen Sache durch ſehr verwickelte Eintheilungen und Unterabtheilungen geſchadet und ſie ziemlich allgemein unverſtändlich gemacht hat.

Auch in Wien erfand ein Herr *Nicolaus von Zmeskal* im Jahr 1817 eine Maſchine, um an derſelben mein einfaches Fadenpendel aufzuhängen und die Pendellängen daran abzumeſſen, (alſo immer wieder eine Maſchine! —) und machte dieſe Erfindung in der Wiener Muſ. Ztg. 1817 S. 293 ff. bekant.

In demſelben Jahre wurde aber auch wieder eine neue Chronometermaſchine in Taſchenuhrengeſtalt, vom Mechanicus *Sparrevogn* (in der Leipz. Muſ. Ztg. 1817 S. 233) bekant gemacht; — und im folgenden Jahre wurde (in der Leipz. Muſ. Ztg. 1818 S. 35) bemerkt, daß ein Künſtler in Amſterdam, Namens *Winkel*, die Mälzelſche Maſchine ſchon vor Mälzel erfunden gehabt, und dieſer die Winkelſche Erfindung wol benutzt haben möchte.

Im Jahr 1821 erfand der Muſiklehrer *Lockſtedt* in Berlin, um (wie die Leipz. Muſ. Ztg. 1821 S. 868 ſagt) die Mälzelſche Maſchine, durch Anwendung der Gfr. Weberſchen Bezeichnungsart in Pendellängen entbehrlich zu machen, wieder eine andere — Maſchine. — Auch neuerlichſt erfahren wir aus Lichtenthals Dizionario della musica, daß ein Dottore Giovanni Finazzi di Omegna in Mailand gleichfalls eine Maſchine erfunden und Plessimetro getauft hat, welche äußerſt künſtlich vorgerichtet, gar deutlich und noch ſchöner als der Mälzelſche Metronom jeden Taktheil jeder beliebigen Taktart ſchlage. —

Alle dieſe Maſchinen ſind indeſſen ohne Aufnahme geblieben, die Mälzelſche hingegen, mit ihrer Bezeichnungsart nach Quoten einer Zeitminute, iſt und wird üblich bleiben, ſo lange man ſich der bequemeren nicht bedienen will.

In den vorſtehenden Beleuchtungen iſt übrigens das Chronometer nur nach ſeiner *Haupt- und einzig zweckmäßigen Beſtimmung* betrachtet worden, nämlich als Mittel zu einer beſtimten, unzweideutigen und unwandelbaren *Bezeichnung* des Tempo. Manche haben das Chronometer auch zu *anderen* Dingen ge- und wahrhaft misbrauchen wollen. Es haben manche gemeint, man ſolle während der Aufführung eines Tonſtückes ein Chronometer beſtändig fortſchlagen laſſen und fortwährend nach ſeinen Schlägen ſpielen, — dies ſollte ſowol bei größeren Muſikaufführungen, als auch namentlich während der Übungen der Scholaren geſchehen, um dieſelben an genau taktmäßiges Spielen zu gewöhnen (vgl. dagegen meinen Aufſatz in der Leipz. Muſ. Ztg. 1813 S. 441) — und in der That ſind von den vorhin beſchriebenen Maſchinen einige mehr auf dieſen, als jenen Zweck berechnet. — Solcher Mis- und Unverſtand hat lange Zeit der Aufnahme der guten Sache geſchadet; heut zu Tage aber denkt hoffentlich wol niemand mehr an ſolche, nicht nur unnütze, ſondern ſogar mehrfältig zweckwidrige Pedanterei. Nichts anderes ſoll das Chronometer, als den Dolmetſcher machen zwiſchen dem Componiſten und dem Ausführer. Nicht ſoll bei einer Muſikaufführung ein Chronometer erſcheinen und den Takt ſichtbar (oder gar hörbar! —) angeben. Nein! Verbant bleibe es von jeder Auffüh-

Digitized by Google

rung, und ſelbſt auch von der Probe; es bleibe blos der Maßſtab, deſſen der Componiſt ſich bedient, um dem Spieler, oder, für vollſtimmige Muſiken, dem Dirigenten, genau bezeichnen zu können, in welchem Tempo er ſein Werk aufgeführt haben will. Dieſen Maßſtab lege der Dirigent für ſich allein zu Hauſe an, mache ſich da die Willensmeinung des Componiſten bekant, präge ſich das alſo gefundene Tempo ins Gedächtniß, und gehe dann zur Probe, laſſe das Chronometer zu Hauſe, und dirigire nach der ihm bekant gewordenen Intention des Componiſten. Blos als ſolches Verſtändigungsmittel, gleichſam als Telegraph zwiſchen dem Componiſten und dem Ausführer, hat das Chronometer Brauchbarkeit und wirklich unſchätzbaren Werth; allein thöricht genug wollte man es beim wirklichen Vortrage wirken laſſen, misbrauchte es dadurch zu einem Dienſte, zu dem es nicht taugte, und nie taugen kann, und machte dadurch lange Zeit ſeinen wirklichen Werth verkennen, machte, daß man die ganze Sache lange Zeit als unbrauchbar zurückgelegt ließ, weil es ſich zu einer Verrichtung nicht misbrauchen laſſen wollte, zu welcher es nicht erſchaffen war *). (*Gfr. Weber.*)

CHRYSALIS. Mit dieſem Worte bezeichneten die alten griechiſchen Schriftſteller die Puppen der Schmetterlinge, vorzüglich diejenigen, welche mit metallfarbigen Punkten oder Flecken beſetzt ſind. Die römiſchen Schriftſteller brauchten dafür das Wort aurelia. Beide Bezeichnungen ſind von den neuern Schriftſtellern theils für die Puppen der Schmetterlinge, theils für alle Puppen von Inſekten, die ſich nicht durch freie Beine fortbewegen können, angewendet worden. (*Germar.*)

CHRYSIPPOS. Leben und Charakter [1]. Chryſipp, Sohn des Apollonios, geb. in Tarſus am Ende der 124ſten oder am Anfange der 125ſten Olympiade (etwa 282 v. Chr. Geb.), kam mit ſeinem Vater ſchon als Knabe nach Soli [2]), weshalb er gewöhnlich der Solenſer genant wird. Da er Zenon, der Ol. 130. 1. (260 v. Chr. Geb.) ſtarb, noch gehört haben ſoll, ſo muß er vor dieſer Zeit, alſo etwa 20 Jahre alt, nach Athen gekommen ſeyn. Er verließ ſein Vaterland, wie es heißt, nachdem ſein Vermögen für den königlichen Schatz eingezogen worden. Wahrſcheinlich iſt mit der Confiscation, wie es zu geſchehen pflegte, das Exil verbunden geweſen. Die Art der Strafe deutet auf ein politiſches Vergehen, was nach den Zeitumſtänden in jenen Gegenden nicht unmöglich iſt; denn es ſtritten damals Antiochus I. von Syrien und Eumenes I. von Pergamus um den Beſitz Kleinaſiens. Nach Zeno's Tode wurde er Schüler des Kleanthes, den er an 10 Jahre gehört zu haben ſcheint; denn ſchon vor Ol. 134. 4. (246) benutzte er den Unterricht der Akademiker Arkeſilas und Lakydes und fing an, ſie zu bekämpfen. Nachher ſoll er, wie Diogenes berichtet, durch Kleanthes vom Ptolemäos Philopator eine Einladung nach Ägypten bekommen haben, welche von ihm zwar abgelehnt, von ſeinem ältern Mitſchüler Sphäros aber angenommen ward. Allein da Ptolemäos Philopator [3]) erſt 221 zur Regirung kam, zu welcher Zeit Chryſipp über 60 und Sphäros, der Ol. 130 [4]) blühte, d. h. etwa 40 Jahre alt, hoch in den Siebzigen geweſen ſeyn muß, ſo ſcheint der Beiname des Ptolemäos unrichtig zu ſeyn. In dieſem Zweifel werden wir beſtärkt, wenn wir bedenken, daß nicht auf den Charakter des Ptolemäos Philopator paßt, was von dem Ptolemäer erzählt wird, zu dem Sphäros kam und Philopator überhaupt wenig für die Wiſſenſchaften that. Dazu komt, daß Kleanthes, der 80 Jahre alt geworden iſt, 221 ſchwerlich mehr gelebt hat. Ich vermuthe daher, daß Ptolemäos Euergetes, der 246 zur Regirung kam, den Kleanthes eingeladen habe, an deſſen Stelle Sphäros hinging, der früher am Hofe des Antigonos Gonnatos von Macedonien gelebt hatte, aber nach deſſen Tode 243 nach Athen zurückgekehrt ſeyn mag. Für Chryſipps Leben iſt dieſe Beſtimmung von Wichtigkeit, da dieſer, bald nachdem er jenen Ruf abgelehnt hatte, noch bei Lebzeiten des Kleanth, eine eigne Schule in einem Lyceum errichtete, wo er unter freiem Himmel lehrte. Nach Kleanths Tode erhielt er als deſſen Nachfolger den Lehrſtuhl in der Stoa. Hier lehrte er nach meiner Rechnung an 40 Jahre und ſtarb im 73ſten Jahre ſeines Lebens Ol. 143 ungefähr 209 v. Chr. Geb.

*) Nach Beendigung dieſes Artikels komt mir ſo eben ein altes Büchlein zur Hand unter dem Titel: **La musique rendue sensible par la mécanique, ou nouveau système pour apprendre facilement la musique soi-même. Paris, 175?** (deſſen Verfaſſer ſich in der Dedication *Choquel* nent, und welcher, der beigedruckten **Approbation de l'académie** zu Folge, **avocat au parlement de Provence** war), aus welchem zu erſehen, daß dieſer Schriftſteller ſchon ein halbes Jahrhundert vor mir dieſelbe Idee, von Bezeichnung des Zeitmaßes durch Angabe der Länge eines einfachen Fadenpendels, gehabt. Er führt nämlich in ſeinem Büchlein die originelle Idee aus, ſeinem Lehrlinge die Elemente der Kunſt auf eigene, gewiſſermaßen rein mechaniſche Weiſe zu conſtruiren, oder vielmehr ihn dieſelben ſelbſt conſtruiren zu laſſen. So lehrt er denſelben z. B. die Tonhöhen folgendermaßen kennen: Nimm, ſagt er, eine Meſſingſaite vom Kaliber No. 6, ſpanne ſie zwiſchen zwei Stege, welche 30 (Pariſer) Zolle von einander entfernt ſind, gib ihr gerade ſo viel Spannung, daß ein auf die Mitte der Saite aufgelegtes Gewicht von 6 Unzen (ſoll heißen 4½ Unzen), ſie gerade um 2 Linien niederdrücken kann, und ſchlage ſie an: der Ton, den ſie dir ſolcher Geſtalt geben wird, heißt a und iſt derjenige, nach dem man im Concert die Inſtrumente einzuſtimmen pflegt. — Auf ähnliche Weiſe lehrt er ſeine Schüler das Taktſchlagen: Nimm, ſagt er, ein Fadenpendel, laſſe es hin und her ſchwingen, und bewege deine Hand gleichzeitig mit den Pendelſchlägen, ſo wirſt du dadurch die Fertigkeit erwerben, deine Schläge in ganz gleichen Zeiten zu vollbringen; und wenn du dir dann nach dieſen Pendelſchlägen den Takt ſchlägſt: ſo wirſt du in gleichförmigem Takte bleiben. Er gibt ſodann mehre Muſikſtückchen, an denen der Lehrling ſich üben ſoll, und merkt dabei überall an: um dieſes Exempel einzuüben, mußt du den Faden des Pendels 1′ 6″ lang nehmen, — bei jenem 4′ lang ꝛc. — Man ſieht wol, daß dieß virtualiter ganz dieſelbe Idee iſt, wie die meinige; und, weit entfernt mich darüber zu wundern, meine ich vielmehr, es würde doch auch gar zu ſehr zu verwundern ſeyn, wenn auch noch gar Niemand vor mir auf dieſe, ſo höchſt einfache und nahe liegende Idee ſollte gekommen ſeyn.

1) Diogenes Laert. VII. §. 179 etc. Suidas und Eudoxia (Villois. Anecd. T. I. p. 437) s. h. v. ſind die Hauptquellen, was daraus entnommen, habe ich nicht beſonders citiet. 2) So vermuthe ich aus der Angabe des Alexander beim Diog. — Strabo p. 671. ed. Casaub. meint, es könne in Soli, ſein Vater in Tarſus geboren ſeyn. 3) Den Beinamen nent Diog. nur im Leben des Sphäros §. 177., im Leben des Chryſipp läßt er ihn weg §. 185. 4) Diog. Laert. VII. §. 6.

Gewiß ward dem Chryſipp eine ausgezeichnete Erziehung zu Theil, wenigſtens fehlte es weder in Tarſus noch in Soli an Gelegenheit, ſich auszubilden; denn beide Städte zeichneten ſich ſchon vorher und auch noch ſpäter durch wiſſenſchaftliche Bildung aus. Wenn es heißt, daß Chryſipp, ehe er ſich zur Philoſophie wandte, den Wettlauf (δόλιχος) getrieben habe, ſo bedeutet das wol nichts anders, als daß er dieſen Theil der Gymnaſtik mit beſonderer Liebe übte. Er muß, wie die geringen Überbleibſel ſeiner Werke zeigen, eine ungeheure Gelehrſamkeit beſeſſen haben, was auch die glaubwürdigſten Zeugniſſe [5]) beſtätigen. Unter den früheren Philoſophen ſcheint er den Pythagoreern, dem Platon, Ariſtoteles, den Kynikern und Megarikern, dem Demokrit und Epikur und den Akademikern ſeiner Zeit die größte Aufmerkſamkeit geſchenkt zu haben. Nicht geringern Eifer zeigte er im Studium der poetiſchen Literatur; faſt alle bedeutenden Dichter von Homer bis Euripides kommen ſelbſt in den Fragmenten häufig vor. Es machte ihm wenig Mühe, den Vortrag ſeiner Lehrer zu faſſen, und der langſam fortſchreitende Kleanth entſprach bald ſeinem bis in die feinſten Unterſchiede eindringenden Verſtande nicht mehr. So verlangte er bald nur die Lehrſätze, die Beweiſe wollte er ſelbſt finden, und als einſt ein Sophiſt ſeinem Lehrer Trugſchlüſſe vorlegen wollte, ſagte er, die laß uns Jüngere löſen, halte damit den Alten nicht von wichtigeren Dingen ab. Er ging zuletzt ſelbſt in die Schulen ſeiner Hauptgegner, der Akademiker, und disputirte ſiegreich mit Arkeſilas und Lakydes, ja er übertraf ſie noch in den Einwürfen gegen ſeine eigne Anſicht. Gewiß fing er bald nach dem Tode des Arkeſilas (246), wenn nicht ſchon früher, an, gegen die Akademiker zu ſchreiben, entdeckte aber bald bei conſequenter Verfolgung des Zenoniſchen Princips manche Widerſprüche in der ſtoiſchen Lehre, über die er mit Kleanth in Streit kam, der aber erſt, als Chryſipp eine eigne Schule anlegte, in perſönliche Feindſchaft überging, in welcher Chryſipp indeß nie die Grenze, welche Achtung gegen ſeinen Lehrer ihm gebot, überſchritten zu haben ſcheint; ſonſt hätte Plutarch es nicht zu bemerken vergeſſen. Das zeigt auch die Art, wie Chryſipp ſich über dieſes Verhältniß äußerte:

„Im Übrigen ward mir ein glückliches Geſchick,
Nur im Verhältniß zum Kleanth geht mir es ab."

Auch mit den Schülern Kleanths muß er in gutem Vernehmen geblieben ſeyn, da er nach deſſen Tode den Lehrſtuhl in der Stoa erhielt. Das Aufſehen, welches er nun machte, muß um ſo größer geweſen ſeyn, je unbedeutender damals die Häupter der andern Schulen waren. An der Spitze der Akademiker ſtanden Lakydes, Euander und Telekles, von den Peripatetikern zeichnete ſich allein Ariſton von Keos aus, in Epikurs Gärten hatten Dionyſios Metatithemenos (der Abtrünnige, weil er von der Stoa zum Epikur übergegangen war) und Baſilides den Vorſitz. Gegen alle dieſe mag er ſowol mündlich als ſchriftlich gekämpft haben, obgleich er ſich in ſeinen meiſten Schriften mehr gegen die Stifter der Schulen, als gegen ſeine Zeitgenoſſen gewendet zu haben ſcheint. Sein Unterricht ſcheint theils dialogiſch, theils zuſammenhängender Vortrag geweſen zu ſeyn, gewiß war derſelbe ſehr lebhaft und mit faſt mimiſchen Geberden begleitet [6]). Er hatte eine zahlreiche Schule, in der ſich beſonders Zeno von Tarſus, Diogenes aus Babylon und ſein eigner Neffe Ariſtokreon auszeichneten. Mit ſeinen früheren Mitſchülern, welche die Lehre des Zeno in andern Orten verkündeten, namentlich mit Sphäros, lebte er in dem beſten Vernehmen. Seine Mitbürger bewieſen ihm ihre Zuneigung durch Ertheilung des atheniſchen Bürgerrechts, und ſeine Schüler und Verehrer ihm noch nach ſeinem Tode ihre Dankbarkeit durch Errichtung mehrerer Statuen [7]).

Chryſipp war bis an ſein Ende im mündlichen und ſchriftlichen Unterricht unermüdet thätig. Er lebte ſehr einfach und zurückgezogen, nachſtrebend dem Ideal des forſchenden Weiſen, das er ſelbſt in ſeinen Schriften ſo hoch geſtellt und bis ins Kleinſte ausgemalt hatte. Deshalb gelang es ihm, bei einem kleinen, ſchwächlichen Körper doch ein hohes Alter zu erreichen. Je mehr er von andern verlangte, deſto mehr dürfen wir von ihm ſelbſt verlangen; doch auch nach dieſem ſtrengen Maßſtabe hat er, wie Seneca berichtet [8]), gelebt, wie er lehrte. Dennoch hat es ihm nicht an Verläumdern und Tadlern gefehlt. Plutarch [9]) nent ihn undankbar gegen ſein Vaterland, weil er das atheniſche Bürgerrecht annahm, das Zeno und Kleanth abgelehnt hatten, aber hatte er als Vertriebener noch Pflichten der Art gegen ſein Vaterland? Er verpflichtete andere, ſagt Plutarch, den Stat zu verwalten und that es ſelbſt nicht! — nein, er wollte, jeder ſollte ſeiner Individualität gemäß praktiſch oder theoretiſch wirken, und er hielt ſich, wol nicht mit Unrecht, fürs wiſſenſchaftliche Leben mehr geeignet [10]). Er verlangte Bezahlung von ſeinen Schülern: wie ſollte er anders leben? und war das damals nicht allgemeine Sitte? erlaubt er es ſelbſt nicht dem idealen Weiſen? Daß er ſeine Bücher keinem Könige, ſondern nur ſeinen Freunden zueignete, wird ihm jetzt nicht leicht einer als Stolz auslegen. Eben ſo wenig kann ihm dieſer Fehler deshalb vorgeworfen werden, weil er, als jemand ihn bat, ſeinem Sohne einen Lehrer zu empfehlen, antwortete: wenn ich einen beſſern wüßte als mich, ſo würde ich ſelbſt zu ihm in die Schule gehen. Dieſe Antwort zeihet den Frager offenbar der Dummheit, ohne ein Beweis zu ſeyn für des Antwortenden Stolz. Seine Beſcheidenheit, die ausdrücklich von ihm gerühmt wird, zeigte er unter andern darin, daß er ſeine als falſch erkanten Meinungen zurücknahm und bei ſeiner großen Gelehrſamkeit geſtand, nicht einmal alle Schriften ſei-

5) Cic. de Fin. I, 2. Galen. de Plat. et Hippocr. decret. Athenaeus VIII, p. 335. ed. Casaub. Origin. c. Celsum ed. Cantabr. p. 31.

6) Cic. Acad. I, 12. Fin. I, 11. III, 12. Plut. de Stoic. repugn p. 1036. F. Sidon. Apollin. IV. ep. 3. 7) Plut. Stoic. repugn. p. 1033. Paus. I. c. 17. Cic. Fin. I. c. 11. 8) De otio sapient. c. 32. 9) De Stoic. rep. p. 1034. A. 10) Johannes Damasc. ad calc. Stob. Serm. ed. Gaisford.

Digitized by Google

ner eigenen Sekte zu kennen. Er ſoll aber dem Trunk ergeben geweſen ſeyn[11]). Dieſe Nachricht mag daraus entſtanden ſeyn, daß man den Witz ſeiner Sclavin: nur ſeine Beine wären betrunken (er pflegte nämlich bei Trinkgelagen ſeine Beine zu bewegen) misverſtanden hat. Es liegt vielmehr in eben dieſem Witz, daß er ſich nie übernommen habe, wofür auch von ſeiner Todesart kein Beweis entnommen werden kann. Daß er am Lachen erſtickt ſey, als er einen Eſel ſeine Feigen verzehren ſah und ihm auch Wein zu geben befahl, iſt freilich ſchon deshalb nicht glaublich, weil dieſelbe ſonderbare Todesart[12]), auch vom Philemon, dem Komiker und andern erzählt wird. Die Nachricht des Hermippos iſt allerdings die beglaubigtſte, daß er nämlich von ſeinen Schülern zu einem Opfer geladen, nachdem er ſüßen Wein getrunken, in einem Odeum vom Schwindel befallen und 6 Tage nachher geſtorben ſey. Aber dieſer Schwindel war keine Trunkenheit, denn theils war, wie Menage aus Ariſtoteles bemerkt, der ſüße Wein nicht im allergeringſten betäubend, theils litt Chryſipp, wie Galen[13]) berichtet, am Harnzwang. Wenn Lactantius[14]) ſagt, daß er ſich, wie Zeno und Kleanth, ſelbſt ums Leben gebracht habe, ſo mag er durch Enthaltung von Nahrungsmitteln ſeinen Tod beſchleunigt haben, ſeinem Grundſatz getreu, ein Leben aufzugeben, das mehr Naturwidriges als Naturgemäßes enthalte. Dazu ſtimt endlich Seneca's[15]) Andeutung, daß er mit der größten Ruhe unter beſtändigen Glückwünſchen ſeiner Freunde geſtorben ſey. Er ſcheint überhaupt dem geſelligen Leben und deſſen Gewohnheiten keineswegs abgeneigt geweſen zu ſeyn; aus dieſem Geſichtspunkt muß ſeine Theilnahme an Trinkgelagen betrachtet werden. Sein häufiger Genuß des Nießwurzes, der zum Sprichwort ward, mag diätetiſche Urſachen gehabt haben. Sonſt lebte er mäßig und keuſch, iſt indeß, wie ich vermuthe, nicht verheirathet geweſen, und hatte nur eine alte Sclavin zu ſeiner Aufwartung; er war ſtets beſonnen, unerſchrocken beim Zorn anderer, freimüthig gegen jedermann, konte aber auch ſelbſt Tadel ertragen[16]), war endlich freundlich und umgänglich und deshalb bei Schülern und Mitbürgern beliebt; daß man mit Homers Worten Od. X, 495. von ihm ſagte:

„Er allein iſt beſeelt, die andern irren als Schatten;"

und ſonſt:

„Wär' nicht Chryſipp geweſen, wär' die Stoa nicht."

Schriften. — Die ungeheure Menge von Schriften, welche unſer Philoſoph hinterließ, ſcheint weniger der Nachahmung Epikurs zugeſchrieben werden zu müſſen, wie Karneades meinte[17]), als dem Beſtreben, ſein Syſtem bis ins Einzelne und Beſondere durchzuführen. Die Möglichkeit ſoviel zu ſchreiben, erhellt theils aus einer reichen Muße, die ihm zu Theil ward, ehe er einer Schule vorſtand, theils aus ſeinem Fleiße; denn er ſoll täglich 500 Zeilen geſchrieben haben[18]). Die Schriften, deren Zahl auf 705[19]) angegeben wird, ſind weder einzelne Bücher noch ganze Bände oder Rollen, ſondern durch beſondere Überſchriften bezeichnete Werke, die, wie Cicero's Schriften, bald aus einem, bald aus mehren Büchern beſtanden[20]). Gewöhnlich waren mehre Werke in eine Rolle zuſammengeſchrieben. Von dem Umfange der einzelnen Bücher gibt Galen Nachricht[21]), von der Beſchaffenheit der Rollen dürfen wir aus Herculanum Aufſchluß erwarten, wo die, welche die Bücher über die Vorſehung enthält, gefunden und entziffert ſeyn ſoll. Solche Rolle koſtete zu Arrians Zeit 6 Denare (1 Thlr. Preuß.)[22]). Die Schriften Chryſipps wurden nämlich früh ſyſtematiſch geordnet und in beſtimte Rollen vertheilt, in deren Vervielfältigung man den Originalen, ſelbſt in Länge und Anzahl der Reihen, gleich blieb[23]). Obgleich er die Grundſätze der Anordnung ſchon ausgeſprochen hat[24]), ſo kann er die Samlung doch nicht ſelbſt veranſtaltet haben, weil ſich nach dem Verzeichniß beim Diogenes in einzelnen Rollen unechte (ψευδεπίγραφα) finden[25]). Doch können ſchon ſeine nächſten Schüler dieſe Samlung veranſtaltet haben, wenn wir annehmen, daß dieſe unechten Schriften entweder Hefte ſeiner Schüler, oder ſelbſtändige Entwickelungen mündlicher Belehrungen ſind, die ſie der Neuheit oder Vollſtändigkeit wegen hinzufügten. Chryſipp ſelbſt unterſchied eine doppelte Anordnung ſeiner Schriften, eine ſyſtematiſche und eine methodologiſche; doch ſcheinen beide in den aus mehren Rollen beſtehenden Unterabtheilungen übereingekommen zu ſeyn, ſo daß nur die Folge dieſer Unterabtheilungen und der größeren Theile verſchieden war, die Folge der Werke und Rollen in den Unterabtheilungen für Syſtem und Methode im Ganzen dieſelbe blieb. Wir wiſſen, daß im Syſtem die Logik den erſten, die Phyſik den zweiten, die Ethik den dritten Platz einnahm, daß er aber ſeinen Schülern empfahl, die Ethik vor der ſchwerern Phyſik zu ſtudiren, mit der Bemerkung, daß ſie ſich eine vorläufige Überſicht aller Theile verſchaffen ſollten, bevor ſie ſich auf das Einzelne jedes Theils einließen. Das ſyſtematiſche Verzeichniß ſcheint folgende Anordnung[26]) gehabt zu haben:

Logiſche Schriften. I. Allgemeine Dialektik. A. Von den Objekten der Erkentniß (περὶ τυγχανόντων). 1) Über die Regeln der Erkentniß und die Kennzeichen der Wahrheit (περὶ κανόνων καὶ κριτηρίων). 2) Von der gemeinſamen Vernunft und den auf derſelben beruhenden Künſten und Vollkommenheiten (περὶ τὸν κοινὸν λόγον καὶ τὰς ἐκ τούτου συνισταμένας τέχνας καὶ ἀρετάς). II. Beſondere Dialektik. B. Von dem Bezeichnenden (περὶ σημαινόντων). 1) Über die Wörter und die aus ihnen beſtehende Rede (περὶ τὰς λέξεις καὶ τὸν κατ' αὐτὰς λόγον). 2) Von den Be-

11) Fronto ep. 3. §. 18. ed. Niebuhr. 12) Aegid. Menag. ad Diog. §. 185. 13) Ed. Basil. IV. p. 404. 14) De falsa sapient. III. c. 18. 15) Ep. 56. 16) Anton Melissa I, 53. 17) Diog L. IX, 26. 18) Id. VII, 181.

19) Id. ib. 180. Suid. s. v. Χρ. 20) Diog. L. VII, 189. etc. 21) Galen. de Pl. et Hipp. decr. I. p. 293. 22) Arrian. diss. Epist. I. 4. 16. 23) Diog. VII. 187. d. Art. der Citation. 24) Plut. de Stoic. repugn. c. 9. p. 1035. 25) Diog. VII, 90. etc. 26) Die Gründe der Zuſammenſtellung ſind angegeben in meiner Schrift: Phil. Chrysipp. Fundam. P. IV. Ich bin hier indeß abgewichen in der Theilung des jedesmaligen erſten oder allgemeinen Theiles.

Digitized by Google

griffen und deren Verhältniſſen (περὶ τὰ ἐννοήματα). C. Von dem Bezeichnetem (περὶ σημαινομένων). 1) Von den Ereigniſſen (oder Urtheilen) (περὶ τὰ πράγματα). 2) Von den Schlüſſen und deren Formen (περὶ τοὺς λόγους καὶ τοὺς τρόπους).

Phyſiſche Schriften. I. Allgemeine Phyſik. A. Von den Elementen (περὶ τῶν στοιχείων). 1) Von den Principien und Elementen (περὶ τὰς ἀρχὰς καὶ τὰ στοιχεῖα). 2) Von den Körpern überhaupt (περὶ τῶν σωμάτων). II. Beſondere Phyſik. B. Von der Welt (περὶ τοῦ κόσμου). 1) Von der Welt nach ihrer Materie (περὶ τὴν οὐσίαν τοῦ κόσμου). 2) Von den Göttern (περὶ τῶν θεῶν). C. Von den Urſachen (περὶ τῶν αἰτιῶν). 1) Von den Naturerſcheinungen und deren wirkenden Urſachen (περὶ τὴν μετεωρολογικήν). 2) Von der Endurſache aller Dinge oder der göttlichen Vorſehung (περὶ τὴν πρόνοιαν).

Ethiſche Schriften. I. Allgemeine Ethik. A. Vom Triebe (περὶ ὁρμῆς). 1) Von der Entſtehung und Anordnung der ethiſchen Begriffe (περὶ τὴν διόρθωσιν τῶν ἠθικῶν ἐννοιῶν). 2) Von den Leidenſchaften und deren Beherrſchung (περὶ τῶν παθῶν). II. Beſondere Ethik. B. Vom Guten und Böſen (περὶ τοῦ ἀγαθοῦ καὶ κακοῦ). 1) Von den Gütern und Übeln (περὶ τῶν ἀγαθῶν καὶ κακῶν). 2) Von den Tugenden und Laſtern (περὶ τῶν ἀρετῶν καὶ κακιῶν). C. Von den Handlungen (περὶ τῶν πράξεων). 1) Vom höchſten Gut oder dem Princip des Guten (περὶ τέλους). 2) Von den Pflichten und deren Übertretung (περὶ καθηκόντων).

Außer den philoſophiſchen Schriften werden noch hiſtoriſche und grammatiſche erwähnt [27]); von jenen kennen wir nur ein Buch über Italien [28]); unter dieſen ſind wahrſcheinlich Commentare über Homer, Heſiod und Pindar zu verſtehen [29]).

Schickſal der Chryſippeiſchen Schriften. — Obgleich die Samlung aller Werke ziemlich koſtbar geweſen ſeyn mag (wenn wir 100 Rollen annehmen, etwa eben ſo viele Preuß. Thaler), ſo waren ſie doch gewiß vollſtändig nicht nur in den großen Bibliotheken des Alterthums, ſondern auch in den Händen vieler ſeiner Verehrer. Bei der großen Ausbreitung der ſtoiſchen Sekte und bei dem großen Anſehen, das Chryſipp in derſelben genoß, mußten ſeine Bücher im Ganzen und Einzelnen ungeheuer vervielfältigt werden. Wir hören auch, daß ſie in Rom zu den wohlfeilſten gehörten. Hier wurden ſie nicht nur, wie ſchon früh von ſeinen unmittelbaren Schülern [30]), ſchriftlich commentirt, ſondern auch häufig mündlich erklärt, beſonders zu Antonins Zeit [31]). Dennoch ſcheinen ſie in Italien mit der geſamten griechiſchen Literatur bald nach der Theilung des römiſchen Reichs durch die Verwüſtungen der Gothen und Vandalen zu Grunde gegangen zu ſeyn. Zwar lebte Chryſipps Andenken durch Bildniſſe gefeiert noch bis ins 5te Jahrhundert in den Schulen der Rhetoren fort [32]); ſchwerlich aber hatte man noch ſeine Werke und noch weniger verſtand man ſie. Sein dialektiſcher Geiſt mag indeß nicht ohne Einfluß geblieben ſeyn zur Hervorbringung der Scholaſtik. Länger wurden Chryſipps und ſeiner Schüler Werke in Griechenland geleſen. Simplicius [33]) ſagt ausdrücklich, daß ſie bis auf ſeine Zeit d. h. bis ins 6te Jahrhundert erhalten waren. Photius hatte ſie im 9ten Jahrhund. nicht mehr. So gingen in der Barbarei des 7ten Jahrhund. mit ſo vielem Vortrefflichen auch Chryſipps Geiſteserzeugniſſe verloren. Je bedeutender ſie waren, deſto mehr muß man ſich wundern, daß ihre Überbleibſel ſo wenig Berückſichtigung gefunden. Eine Samlung derſelben iſt: Baguet de Chrysippi vita, doctrina et reliquiis, Lovanii 1822. Ein Verſuch über die Principien ſeiner Lehre iſt: Philosophiae Chrysippeae fundamenta restituit Chr. Petersen, Altonae 1827.

Lehre. — Philoſophie iſt die Liebe zur Weisheit; die Weisheit iſt die Wiſſenſchaft von den göttlichen und menſchlichen Dingen; die in der Ausübung der Weisheit beſtehende Kunſt iſt die Tugend [34]).

In der Betrachtung der Dinge können wir entweder ihre Entwickelung und allmälige Ausbildung beſonders ins Auge faſſen, oder ihre Vollkommenheit, die vollendete Stufe ihres Daſeyns. Die Entwickelung iſt entweder eine ungeſtört regelmäßige, nach innern, nothwendigen Geſetzen fortſchreitend, oder durch gewiſſe Störungen modificirt, ſich aber herſtellend zur Vollkommenheit. In der Vollkommenheit iſt das Beharrliche von dem Wandelbaren zu unterſcheiden. Das Beharrende bleibt theils als unbeſtimte Kraft, die eine Menge der Materie bindet, das Subſtrat, theils in einer beſtimten Geſtaltung als weſentliche Eigenſchaft, Qualität. Das Wandelbare iſt entweder nur einfach in ſich wirkſam, ſich verändernd, Modalität, oder im Zuſammenhange mit anderem auf anderes bezogen, Relation.

Dies iſt die Form der Wiſſenſchaft von göttlichen und menſchlichen Dingen, die, je nachdem ſie vom Göttlichen oder Menſchlichen oder von dem, was beiden gemeinſam iſt, ausgeht, d. h. dem Objecte nach eine andere wird. Die letzte Betrachtungsweiſe gibt die Logik, die zweite die Phyſik, die erſte die Ethik. Die Form iſt für alle dieſelbe nach den 6 gegebenen Hauptbegriffen 1) der abſtractgeſetzmäßigen, 2) der unterbrochenen aber hergeſtellten Entwickelung, 3) des Subſtrats, 4) der Qualität, 5) Modalität und 6) Relation, die paarweiſe zuſammen genommen, drei Begriffe geben, Bildung, Vollkommenheit, Wirkſamkeit. So iſt jeder Theil der Philoſophie ſowol drei- als ſechstheilig und er kann auch zweitheilig ſeyn, indem ſowol die beiden erſten Theile als Körperliches behandelnd, dem letzten, der vom Unkörperlichen ſpricht, entgegengeſetzt werden können, als auch die beiden letzten, die den vollkommenen Zuſtand beſchreiben, dem erſten, der von der Entſtehung deſſelben handelt. Die ſechs Unterabtheilungen können demnach auch zu ver-

27) Suid. s. v. Χρ. 28) Plut. Vit. Paral. p. 312. 29) Cf. Schol. zu dieſen Schriftſtellern. 30) Suid. s. v. Ἀριστοκλῆς. Diog. VII, 190. 31) Arrian. l. 4. 10. Epict. Euch. 73.

32) Sidon. Apollin. c. IX. ep. 9. 33) ad Arist. Cat. f. 964. 34) Plut. Plac. Philos. I, 1.

Digitized by Google

ſchiedenen Zwecken, beſonders aus methodologiſchen Rückſichten eine verſchiedene Folge erhalten [35]).

Logik. — Die Vollkommenheit oder Tugend, als Göttern und Menſchen gemeinſam, iſt die vernünftige, logiſche, deren Wiſſenſchaft, Logik, das Wahre und Falſche und was weder wahr noch falſch iſt, zu unterſcheiden hat. Die Fähigkeit, dies unterſcheiden zu können, iſt die Vollkommenheit der Vernunft, Weisheit. Zu dieſer Weisheit erhebt ſich der Menſch erſt allmälig; denn ſeine Sele iſt bei der Geburt eine leere Tafel, welche die Eigenſchaft hat (ἕξις), die ganze Außenwelt in ſich aufzunehmen. Die Sele empfängt zuerſt vermittelſt der Sinne ſinnliche Wahrnehmungen (αἰσθήσεις), die in ſie aufgenommen Bilder der Dinge (φαντασίαι) hervorbringen, gewiſſe Affectionen der Sele (ἑτερώσεις), von denen mehre zu gleicher Zeit ſtatt finden können, wie die Luſt zugleich von verſchiedenen Schällen erſchüttert werden kann [36]). Von dieſen Abbildungen ſind zu unterſcheiden ſelbſtgeſchaffene Bilder (φαντάσματα), die an ſich nur in Gottes ſchaffendem Denken Wahrheit haben, im Menſchen aber, wenn ſie nicht jenen nachgebildet ſind, Einbildungen (φανταστικά) werden. Die öftere Wiederholung deſſelben Bildes gibt eine Vorſtellung (ἔννοια), die von Naturgegenſtänden gefaßt allgemein natürliche ſind (προλήψεις). Die ganze Samlung derſelben macht die Vernunft (λόγος) aus, deren Thätigkeit, der Verſtand (διάνοια), ſie wieder erzeugt, gleichſam neu ſchafft zu Begriffen (νοήματα und ἐννοήματα), welche in Worte ausgeprägt werden. Bilder, Vorſtellungen und Begriffe bekommen wir nun nicht blos durch unmittelbare Wahrnehmung (κατ᾽ ἐμπέλασιν, κατ᾽ ἐναργῆ περίπτωσιν), ſondern auch mit Hilfe des Verſtandes (κατὰ μετάβασιν) durch Gleichheit, Analogie, Verſetzung, Zuſammenſetzung, Entgegenſetzung und Beraubung [37]). So erfüllt ſich die Sele mit Bildern, Vorſtellungen und Begriffen aller Art, nicht blos von ſinnlich wahrnehmbaren Gegenſtänden, von den Körpern ſelbſt, ſondern auch von deren Eigenſchaften, Theilen, Veränderungen, Thätigkeiten und Verbindungen, von unkörperlichen, ja ſelbſt von unwahren, nur eingebildeten Dingen. Alle dieſe Begriffe werden durch Wörter bezeichnet, Begriff und Wort ſind innig verbunden (ἐκφορικόν) und entſprechen dem Gegenſtande (τυγχάνον), deſſen Veränderungen ebenfalls vom Geiſte aufgefaßt werden und ſich darſtellen in der zuſammenhängenden Rede (als λεκτά) [38]).

So kommen falſche und wahre Begriffe in den Menſchen, die in Verbindung mit der Vieldeutigkeit der Wörter die Unwahrheit hervorbringen, welche zu vernichten die Aufgabe der Logik iſt. Dazu müſſen gewiſſe Kriterien der Wahrheit gefunden werden. Dieſe ſind ſinnliche Wahrnehmung (αἴσθησις) und Auffaſſung der Sele (κατάληψις), wenn ſie als geſetzmäßig erkant werden; beide ſind zuſammengefaßt in richtiger Auffaſſung des Bildes (καταληπτικὴ φαντασία) d. h. nach einem wirklich vorhandenen Object, wie dies vorhanden iſt. Die ſinnliche Wahrnehmung liefert den Stoff, und die Sele hat vermöge ihrer Willensfreiheit das Vermögen (συγκατάθεσις), denſelben als wahr anzunehmen oder als falſch zu verwerfen. Bei einer andern Theilung der Thätigkeiten können demnach auch drei Kriterien aufgeſtellt werden: Wahnehmung, Auffaſſung, Erkentniß. Auf jeden Fall iſt der Irrthum Schuld des Irrenden, denn er iſt ein Act der Freiheit. Der Weiſe kann als abſolut Freier daher gar nicht irren oder meinen, er erkent und weiß vielmehr alles der Wahrheit gemäß [39]). Der Inbegriff aller wahren Vorſtellungen macht die Vernunft des Weiſen aus. Er erhebt ſie zu Begriffen und ſondert ſie nach ihrer Entſtehung und ordnet ſie nach ihrem Zweck und Gegenſtand, ob ſie logiſch, phyſiſch oder ethiſch [40]). Er braucht ſeine Vernunft, die Wahrheit zu finden und zu verbreiten, weiß daher den richtigen Weg im Lernen und Lehren fortſchreitend vom Leichtern zum Schwereren oder vom Allgemeinen zum Beſondern [41]). Zur Mittheilung gehören zwei Wiſſenſchaften und Künſte, Rhetorik für die zuſammenhängende Rede, Dialektik für die Unterhaltung in Frage und Antwort. Vermöge der Dialektik weiß der Weiſe, wann er eine Vorſtellung als wahr anerkennen muß (ἀπροπτωσία), welche Überlegung er zu dieſem Zweck anſtellen muß (ἀνεικαιότης), wie er kraft ſeiner Vernunft den Irrthum abwehrt (ἀνελεγξία) und endlich alles auf den richtigen Grund der Vernunft zurückführt (ἀματαιότης) [42]). Die Rhetorik, die Kunſt von der Ordnung und dem Schmuck der Rede, lehrt zu erklären, zu beſchreiben, hervorzuheben, vorzubauen, zu wiederholen, in Bildern zu ſprechen, Perſonificationen zu gebrauchen, wenn es die Umſtände erfodern, ohne jedoch der Wahrheit untreu zu werden [43]). Die Dialektik im weitern Sinne iſt die Wiſſenſchaft und Kunſt, das Wahre und Falſche zu unterſcheiden. Sie hat mit dem Bezeichnenden und Bezeichneten zu thun. Das Bezeichnende iſt die Sprache (φωνή), das Bezeichnete der Gedanke (λεκτόν). Die Sprache als das Ausſprechende (ἐκφορικόν), umfaßt die Sprache (Stimme) im engern Sinne und den Begriff (ἐννόημα). Das Bezeichnete zugleich Gedanke (λεκτόν) und Ereigniß (πρᾶγμα), umfaßt das Urtheil (ἀξίωμα) und den Schluß (λόγος) [44]).

Die Stimme iſt eine gegliederte Erſchütterung der Luft durch ein Geiſtiges, das von der Sele ausgeht, ſo zugleich leidend und thätig; daher ein Körper und als Träger der Gedanken das Subſtrat in der Logik [45]). Die Stimme iſt, inſofern ſie aus Buchſtaben beſteht, ein Wort (λέξις), inſofern ſie einen Sinn hat, Rede (λόγος). Das Wort iſt zu betrachten 1) nach ſeiner Materie, 2) nach ſeiner Form. Der Materie nach beſteht das

35) Dieſe Andeutung der ſtoiſchen Methode, welche bloße Abſtraction aus dem Ganzen iſt, habe ich vorausgeſchickt zum Verſtändniß der oben gegebenen Eintheilung der Schriften, und um mir im Folgenden die Angabe des Zuſammenhangs zu erſparen. 36) Sext. Emp. VII, 227. 37) Diog. VII, 52. Sext. Emp. IX, 393. Plut. Plac. Phil. IV, 12. Sen cap. 20. 38) Sext. VIII, 11. M. Joh. Philop. ad pr. Anal. Ven. 536. c. 60. Diog. VII, 57.

39) Diog. 54. Sext. M. VIII, 397. Gell. XIX, 1. Cic. de fato. c. 18. Acad. IV, 12. Plut. Stoic. repugn. p. 1055. 40) Galen. ed. Bas. I. p. 287. Diog. 39. 40. 41) Plut. Stoic. rep. p. 1045. 42) Diog. 46. 47. 43) Plut. Stoic. rep. 1034—1047. Fronto epp. p. 86. 44) Diog. 43. 55. 62. 45) Plut. Plac. Phil. IV, 20—31.

Wort aus Buchſtaben. Dieſe ſeine Elemente, 24 an der Zahl, ſind 7 Vocale, 5 Halbvocale, 6 einfache Conſonanten und 6 doppelte. Der Form nach werden die Wörter theils declinirt, theils conjugirt, theils beides, theils keines von beiden; hierin muß man dem Sprachgebrauch (συνήθεια) folgen, der freilich inconſequent iſt, indem er ähnliche Dinge, durch unähnlich gebildete Formen und unähnliche Dinge durch ähnliche Wörter bezeichnet; daher in der Sprache das Syſtem der Anomalie herrſcht (ἀνωμαλία). Die Elemente der Rede ſind die Redetheile, aus deren Verbindung ſie auf die mannigfaltigſte Weiſe gebildet wird, um die Gedanken auszudrücken. Deshalb muß es einen Redetheil für das Subſtrat geben, welches der Artikel iſt, aber das Pronomen mit umfaßt (ἄρθρον); einen zur Bezeichnung der weſentlichen Eigenſchaft, der Qualität, der iſt das Nomen, (ὄνομα), Subſtantiv und Adjectiv umfaſſend. Dem Ausdruck des Gedankens iſt ferner die Prädication eigenthümlich, um die Modificationen der Subſtrate und ihrer Qualitäten auszudrücken, dazu dient das Verbum (ῥῆμα). Der Gedanke ſtellt aber auch den Zuſammenhang der Dinge vor und erfodert deshalb Wörter, die eine Relation anzeigen, die Conjunction (σύνδεσμος), welche unſere Conjunction und Präpoſition und wahrſcheinlich auch die allgemeinen Adverbia umfaßte; die beſtimteren Adverbia wurden zu den Verbis gezählt. Chryſipp bemerkte ferner, daß das Nomen proprium auch ein Subſtrat ausdrücken könne, trente es daher unter dem Namen ὄνομα im engern Sinne von den übrigen Nominibus, die er Appellativa (προσηγορίαι) nante. Die Rede nun hat Wahrheit zum Zweck, muß daher verſtändlich ſeyn und beſonders die Zweideutigkeit vermeiden. Die gute Rede hat 5 Vollkommenheiten: Richtigkeit, Deutlichkeit, Kürze, Angemeſſenheit und Reinheit [46]).

Es folgt die Lehre von den Begriffen. Ein Begriff (ἐννόημα) iſt das vom Verſtande ſelbſtthätig wiederholte Abbild eines Allgemeinen und heißt deshalb Idee, die aber nur eine Modification des Geiſtes iſt. Die Extenſion eines Begriffs wird durch den Namen ausgedrückt, die Intenſion durch die Definition (ὅρος), welche das Wiedergeben des Eigenthümlichen (ἀπόδοσις) iſt [47]). Die von einander gleichen Einzelweſen abſtrahirte Idee iſt eine Art (εἶδος); die Zuſammenfaſſung mehrer zuſammengehörigen und inſofern untrenbaren Ideen, die Arten ausdrücken, iſt eine Gattung (γένος). Mehre Gattungen laſſen ſich wieder unter andere allgemeine Gattungen zuſammenfaſſen, bis wir zuletzt auf eine höchſte Gattung kommen, das Etwas (τί). Die ihm untergeordneten Begriffe laſſen ſich auf vier höchſte Klaſſen bringen, das Subſtrat (ὑποκείμενον), Qualität (ποιόν), Modalität (πὼς ἔχον) und Relation (πρός τί πως ἔχον). Dieſe vier Betrachtungsweiſen der Dinge werden nicht immer, obgleich ſehr oft, durch verſchiedene Wörter ausgedrückt, können auch nicht eigentlich definirt werden, indem ſie ſelbſt die Grundlage aller Definitionen bilden, ſie müſſen daher theils durch ihre Unterſchiede von einander, theils durch ihren Inhalt beſtimt werden. Das **Subſtrat** iſt der allgemeine Träger der Beſonderheit (Qualität), ſelbſt ohne Beſonderheit, ſowol im Ganzen, als im Einzelnen, und beſteht aus der todten, ſtets wechſelnden Materie, als ſeiner Weſenheit (οὐσία), und dem dieſe Weſenheit zur Einheit bindenden Leben, als ſeinem Weſen (ὄν); im Menſchen z. B. als Subſtrat iſt der Körper die wechſelnde Weſenheit, die Sele das beharrende Weſen. Die Subſtrate ſind nun entweder geeinigt (ἡνωμένα) oder nicht; in beiden werden nach der geringern oder größern Lebendigkeit des Beharrlichen gewiſſe Stufen unterſchieden: 1) die unorganiſchen laſſen ſich zuſammenfügen z. B. zu einem Schiff, 2) die organiſchen häufen ſich an, wie der Same mancher Pflanzen, 3) die unvernünftig beſelten bilden Scharen, 4) die vernünftigen, die Menſchen, wohnen in Städten und Staten zuſammen, 5) die Götter machen die Weltordnung aus. Das körperliche Subſtrat beruht auf einem unkörperlichen, das doppelt iſt, Ort und Zeit [48]). Die **Qualität** iſt eine lebendige, individualiſirte Kraft, Träger aller Veränderungen und Beziehungen, alſo eine weſentliche Eigenſchaft, ein Nachbild des in Gott bleibenden Urbildes (λόγος σπερματικός) und inſofern zugleich Wirkung (ἑκτόν) und Urſache (ἕξις). Die Qualität vereinigt in ſich die beſondere Erſcheinung (πτῶσις) mit der Individualität (ἰδιότης) und die abſtract gedachte Form (ἰδέα) mit der Allgemeinheit (κοινότης). Die Qualität kann ferner als Kraft (ἕξις) gedacht werden, die angeſpant und nachgelaſſen werden kann, wie jede Kunſt, und als Vollkommenheit (διάθεσις), die ſich immer gleich bleibt, wie die Tugend. Eigentliche Qualität (ποιότης), d. h. Einheit des Lebens und Seyns, iſt nur in geeinigten Subſtraten, die nicht geeinigten ſind bloße Subſtrate mit gleichen Qualitäten (ποιά). Die Steigerung der Qualitäten iſt wie bei den Subſtraten, nur iſt zu bemerken, daß jede höhere Stufe in der Entwickelung die niedere durchwandert und in der Vollkommenheit in ſich ſchließt. Die körperlichen Qualitäten beruhen wieder auf unkörperlichen, d. h. auf gewiſſen Modificationen des Orts und der Zeit [49]). Die **Modalität** iſt der Inbegriff aller Modificationen, welche die beharrende Qualität in ſich trägt. Sie iſt entweder Verhältniß, relative Ruhe (σχέσις) oder Bewegung (κίνησις). Das **Verhältniß** iſt entweder eine Lage (κεῖσθαι), wie das Sitzen, Stehen, oder ein **Beſitz** (ἔχειν), wie Beſchuhet ſeyn. Dieſe beiden Begriffe in Beziehung auf das Unkörperliche genommen geben das **Wo** (ποῦ), Lage des Orts, und das **Wann** (ποτέ), Beſitz der Zeit. Die **Bewegung** iſt wieder zweifacher Art, entweder ein **Leiden** (πάσχειν), wie trauern, oder ein **Thun** (ποιεῖν), wie ſchneiden. Dieſe beiden Begriffe im Körperlichen gedacht, geben das **Wie viel** (ποσόν), denn die Materie, welche vermehrt und vermindert werden kann, iſt leidend, und

46) Diog. 55—59. Varro VII. p. 109. 144. VIII. init. u. p. 133. Apollon. Alex. de pron. p. 9. Galen. I. p. 322, wo geſagt wird, Chryſ. habe 4 Redetheile angenommen, wogegen Diog. ihm 5 beilegt. 47) Schol. ad Dion. Bekk. anecd. II, 647. Simpl. f. 61. B.

48) Simpl. f. 12 Plut. de comm. not. c. 44. Plot. Ennead. VI. 1. 25 etc. Antonin. VI, 14. IX, 9. Sen. ep. 102. Sext. M. IX, 78—81. 49) Simpl. f. 26. 55—58. 61. Cic. N. D. II, 9. 24. und 12. 33. Stob. Ecl. I, 13. 1.

Digitized by Google

das Wie beſchaffen (ποιόν), die unweſentliche Eigenſchaft, eine vorübergehende Thätigkeit oder Kraft. Alle Arten der Modalität ſind wieder verſchieden nach den Stufen der Qualität [50]). Wird das Subſtrat durch ſeine Modalität mit andern Subſtraten, oder eine Qualität mit der andern in Berührung geſetzt, ſo entſteht die Relation. Dieſe iſt einfach (πρός τι) oder zuſammengeſetzt (πρός τί πως). Die einfache Relation iſt nach einer eigenthümlichen innern Beſtimmung, entweder gegenſeitig durch den Gegenſatz, wie bitter und ſüß, oder ohne Gegenſatz und nicht gegenſeitig, wie die Wiſſenſchaft und das Wißbare, hier kann auch jeder Begriff für ſich genommen werden und bildet ein Unterſcheidungsmerkmal. Die zuſammengeſetzte oder beſtimte Beziehung bildet einen charakteriſtiſchen Unterſchied und iſt nichts an ſich, kann da ſeyn und fehlen, ohne eine innere Veränderung hervorzubringen. Auch dieſe iſt theils mit einem Gegenſatz, wie Feindſchaft und Freundſchaft, rechts und links, und dieſes unmittelbar oder in Beziehung auf ein drittes, letzteres wieder an ſich oder gradweiſe z. B. höher und niedriger; theils ohne Gegenſatz aber doch auch gegenſeitig, und zwar zwiſchen Gleichen, wie bei Freunden, oder zwiſchen Ungleichen, wie Vater und Sohn. Alle dieſe Relationen ſind theils natürlich, wie zwiſchen Bruder und Bruder, theils willkürlich, wie zwiſchen Freunden, oder gemiſcht, wie zwiſchen Mann und Frau [51]). Die Begriffe, inſofern ſie Arten und Gattungen bezeichnen, unterſcheiden ſich nach der Modalität des Seyns, und ſo entſteht die Eintheilung der Dinge, gewöhnlich dichotomiſch durch einen Gegenſatz, aber auch trichotomiſch durch Hinzunahme der Gattung, die beide Gegenſätze vereinigt, oder tetrachotomiſch durch Aufnahme alles deſſen, was nicht in den Gegenſatz fällt. Durch Aufſteigen kommen wir zu einer höchſten Gattung, dieſe iſt das Etwas (τί), das ganz Allgemeine, das entweder ein blos Gedachtes, nicht an ſich Seyendes (μὴ ὄν), oder ein Wirkliches, Daſeyendes (ὄν). Dieſes iſt entweder ein Unkörperliches (ἀσώματον) oder ein Körperliches (σῶμα). Jenes iſt zwar nichts Beſtimtes, an ſich ſinnlich Wahrnehmbares, aber doch nothwendig Gedachtes, theils die Baſis der Körperwelt, Ort und Zeit (τόπος und χρόνος), oder Modification deſſelben (λεκτόν, πρᾶγμα), d. i. Ruhe (μονή) und Bewegung (κίνησις). Die Körper können betrachtet werden als Quantitäten und als Qualitäten, ſie ſind belebt oder leblos, die belebten unvernünftig oder vernünftig, die vernünftigen Menſchen oder Götter. Nur die Körper ſind wahrhaft, der Raum oder Ort exiſtirt nur (ὑπάρχει), von der Zeit exiſtirt nur die Gegenwart, Vergangenheit aber und Zukunft ſubſiſtiren nur (ὑφεστᾶσι), daſſelbe gilt von Ruhe und Bewegung [52]).

Die Eintheilung deutet auf Gegenſätze, welche die Relation der Begriffe angeben. Gegenſatz iſt die in den Merkmalen liegende Verſchiedenheit eines Begriffs von dem andern; er iſt 1) widerſtreitend (conträr), 2) beraubend (limitirend), 3) verneinend (negativ, contradictoriſch), 4) beziehend (relativ). Der conträre Gegenſatz (ἐναντιότης) iſt in den Begriffen, welche in derſelben Gattung am weiteſten von einander entfernt ſind, wie Klugheit und Unklugheit. Dieſen Gegenſatz nehmen zunächſt die Qualitäten, doch auch die Modalitäten und deren nähere Beſtimmungen an. Den primitiven Gegenſatz hat dasjenige, was ſeiner Natur nach eine Eigenſchaft haben ſollte, ſie aber nicht hat (ἕξις und στέρησις), wie Geſicht und Blindheit. Uneigentlich gehört hieher Gewohnheit und deren Verſäumniß, wie beſchuhet, unbeſchuhet; Pflicht und deren Übertretung, wie geladen und ungeladen, Abweichung der Natur von der Regel, wie Blindheit des Maulwurfs, oder bloße Verſchiedenheit, wie Gefühlloſigkeit der Pflanzen. Der contradictoriſche Gegenſatz drückt immer Wahrheit oder Falſchheit aus: er ſitzt, er ſitzt nicht, das Gegentheil des Wahren iſt Falſch und das gilt für Vergangenheit und Zukunft ſo gut, als für die Gegenwart. Die Negation ſetzt Einem alles Übrige entgegen, Tugend, Nicht-Tugend. Relativ entgegengeſetzt iſt was von einander ausgeſagt werden kann und ſich gegenſeitig erklärt, das Doppelte des Halben, das Halbe des Doppelten; die Wiſſenſchaft des Wißbaren; doch nur im erſten Beiſpiel iſt die Beziehung gegenſeitig und gleich, im letzten nicht gegenſeitig, weil das Wißbare nicht vom Wiſſen abhängig, wol aber umgekehrt [53]).

Durch Zuſammenſetzung der Begriffe entſtehen Urtheile (ἀξιώματα), die etwas behaupten oder poſtuliren [54]); ſie ſind ſubjectiv betrachtet Behauptungen (λεκτά), indem ſie ausſagen, was in der Sele vorgeht [55]), objectiv gefaßt Begebenheiten (πράγματα), inſofern ſie Veränderungen der Dinge betrachten [56]). Die Betrachtung der Dinge durch die Sele liegt ihnen zum Grunde und danach ſind ſie einfach oder zuſammengeſetzt. Jene ſind ihrer veränderlichen Weſenheit nach behauptend oder verneinend, ausſagend, erzählend, widerſprechend, unbeſtimt oder beraubend; dem bleibenden Weſen nach wahr oder falſch, folgerecht oder folgewidrig, möglich oder unmöglich, nothwendig oder nicht, wahrſcheinlich oder unwahrſcheinlich [57]). Die zuſammengeſetzten ſind bedinglich, folgernd, verbindend, trennend, urſachlich oder vergleichend. Ihrer Darſtellungsform nach ſind die Urtheile, wenn wir die größere oder geringere Kraft berückſichtigen: Behauptung, Frage, Erkundigung, Befehl, Schwur, Wunſch, Annahme, Anrede und Ausruf; wenn nicht in den erſten drei Formen bloße Vollſtändigkeit des Satzes ohne Steigerung iſt (vielleicht die διάθεσις) [58]). Wir kommen zur Modalität des Satzes, die ſich nicht blos im vollſtändigen Urtheil (αὐτοτελές), ſondern auch im unvollſtändigen (ἐλλιπές), d. h. im bloßen Prädicat zu erkennen gibt (κατηγόρημα). Hier wird den

50) Simpl. f. 78. 94. Plot. Enn. c. 30. 51) Simpl. f. 42. 79. ad Epict. Ench. c. 37. 52) Diog. 61. Sen. ep. 58. Sext. X, 218. 234 etc. Alexand. Aphrod. ad Arist. Top. ed. Ald. p. 155. Stob. Ecl. 1, 9. 42. Cic. de off. II. c. 3.

53) Simpl. f. 98—107. Sext. VIII, 8. 189. 54) Procl. ad Eucl. II. Simpl. ad Epict. c. 58. Diog. 65. 55) Sext. M. II. p. 232 ed. Gen. 56) Philop. ad Arist. anal. pr. II. 12. Diog. 42. 57) Diog. 69—75. 58) Diog. 65—67.

Digitized by Google

möglichen Modificationen der Dinge gemäß entweder Ruhe oder Bewegung ausgedrückt; die Ruhe iſt entweder Lage, wie Alcibiades ſitzt, oder Beſitz, Alcibiades iſt bewaffnet; die Bewegung iſt entweder ein Leiden (dann heißen die Sätze ὕπτια), z. B. Sokrates wird getödtet, oder ein Thun, wie, er hört (ὀρθά). Alle vier Arten der Urtheile laſſen nach Verſchiedenheit des Subjects die ihnen analoge Steigerung zu. Demnach ſind die Urtheile, welche eine Bewegung ausdrücken 1) rein paſſiv oder rein activ, das Meſſer ſchneidet das Holz, das Holz wird geſchnitten, 2) weder activ noch paſſiv, neutral, aber mit einer Neigung zu einem von beiden, er trauert, er denkt, 3) activ und paſſiv zugleich mit Vorwalten des einen, das Schaf läßt ſich ſcheren, er läßt das Schaf ſcheren, 4) mediativ, der Menſch läßt ſich ſcheren, und ſchert ſich ſelbſt. Dieſelbe Steigerung findet bei der Ruhe ſtatt, die eine andere, je nachdem das Subject todt, organiſirt, willkürlich oder vernünſtig iſt, z. B. der Stein liegt, die Pflanze ſteht, das Thier ruht, der Menſch ſitzt. Nur iſt zu bemerken, daß das Object einer höhern Stufe, auch die der niedern Stufe zukommenden Prädicate haben kann, nur in einem modificirten Sinn, nicht umgekehrt, wenigſtens nicht eigentlich. Dies ſind alles Verbalſätze, die Adjectivſätze drücken nach denſelben Geſetzen Zahl und Beſchaffenheit, Ort und Zeit aus, welche Begriffe in Verbalſätzen hinzugefügt durch Adverbia ausgedrückt werden [60]). Ein vollſtändiges Urtheil hat endlich immer eine beſtimte Relation, entweder blos auf ein Subject, das im Nominativ oder Vocativ ſteht, oder zugleich auf ein Object, das im Casus obliquus, Genitiv, Dativ oder Accuſativ, bisweilen auch im Infinitiv ſteht, z. B. Sokrates lehrt; Sokrates lehrt die Philoſophie; Sokrates lehrt die Philoſophie der Sitten; Sokrates lehrt philoſophiren [61]).

Der Schluß (λόγος) beſteht aus der Annahme oder dem Vorderſatz (λῆμμα), dem Nachſatz (πρόσληψις) und dem Schlußſatz (ἐπιφορά), z. B. wenn es Tag iſt, ſo iſt es hell, nun iſt es Tag, alſo iſt es hell. Von dem wechſelnden Inhalt (Weſenheit) des Schluſſes iſt zu unterſcheiden die in demſelben liegende Wendung (τροπός) (τρόπος, Form, Weſen): wenn a, ſo iſt auch b, nun iſt a, alſo iſt auch b. Wenn der Vorderſatz nun vollſtändig iſt, ſo können die andern Theile durch die bloße Wendung erſetzt werden, z. B. wenn Plato lebt, ſo athmet er, nun iſt das erſte, alſo auch das zweite. Dem Inhalte nach ſind die Schlüſſe genügend (περαντικοί), oder ungenügend (ἀπέραντοι); letztere ſind diejenigen, in denen das Gegentheil des Schlußſatzes der Verbindung des Vorderſatzes widerſpricht, z. B. wenn es Tag iſt, ſo iſt es hell, nun iſt es Tag, alſo ſpazirt Dion. Von den genügenden führen einige insbeſondere dieſen Namen, z. B. es iſt falſch, daß Nacht und Tag zugleich ſey, es iſt aber Tag, es iſt alſo keine Nacht; vollkommen genügend ſind aber nur (συλλογιστικοί), die entweder keines Beweiſes bedürfen, oder auf ſolche zurückführen, z. B. wenn Dion ſpazirt, ſo bewegt er ſich, nun ſpazirt er, alſo bewegt er ſich. Unvollkommen (ἀσυλλογιστικοί) ſind nun diejenigen, die den eben genannten Syllogismen ähnlich ſind, aber nichts folgern, z. B. wenn Dion ein Pferd iſt, ſo iſt er ein lebendiges Weſen, nun iſt er kein Pferd, alſo auch kein lebendiges Weſen. Im Betreff der Wendung (Weſen) ſind die Schlüſſe wahr oder falſch; wahr ſind die, welche aus wahren Vorderſätzen folgern, z. B. wenn die Tugend nützt, ſo ſchadet das Laſter; falſch, theils die unwahre Vorderſätze haben, theils die ungenügenden. So ſind auch einige möglich, andere unmöglich. Nach der Denkweiſe (Form, Qualität) ſind die Schlüſſe theils ſolche, die keines Beweiſes bedürfen, (in ihnen ſcheint ſich die Vollkommenheit (διάθεσις) zu zeigen), theils ſolche, die erſt bewieſen werden müſſen (in dieſen iſt bald geringere bald größere Kraft, ἕξις). Der vollkommenen Schlüſſe gibt es fünf Formen, zwei hypothetiſche, ein copulativer, zwei disjunctive 1) wenn a, ſo iſt b, nun iſt a, alſo b. 2) wenn a, ſo auch b, nun iſt aber das Gegentheil von b, alſo auch nicht a. 3) es kann nicht zugleich a und b ſeyn, nun iſt das eine, alſo das andere nicht. 4) es iſt entweder a oder b, nun iſt das eine, alſo das andere nicht. 5) es iſt entweder a oder b, nun iſt das eine nicht, es iſt alſo das andere [62]). Alle verſchiedenen Ausdrucksweiſen der Schlüſſe laſſen ſich auf die hypothetiſche (ὑπόθεσις), den eigentlichen Syllogismus, zurückführen, er allein hat Beweiskraft, ſo mannigfaltig auch die behandelte Begebenheit (Modalität) ſey. In der Auflöſung der Schlüſſe, d. h. in ihrer Zurückführung auf die hypothetiſche Form (vielleicht durch Betrachtung der Qualität, Quantität, Leiden und Thun, Ort und Zeit, Lage und Beſitz) iſt der Grundſatz feſt zu halten, daß aus Wahrem nur Wahres, aus Falſchem aber nicht blos Falſches, ſondern auch Wahres gefolgert werden könne. Im hypothetiſchen Satze ergibt ſich durch die Bezeichnung (σημεῖον) die Wahrheit; der erſte Theil nämlich des Vorderſatzes muß ein Zeichen enthalten, der zweite Theil ein Bezeichnetes, nun kann das Zeichen nicht ſeyn ohne das Bezeichnete, ſo ſchließen wir richtig von der Wahrheit des Zeichens, das der Nachſatz angibt, auf die Wahrheit des Bezeichneten im Schlußſatz, z. B. hat eine Frau Milch, ſo hat ſie geboren, nun hat ſie Milch, alſo muß ſie geboren haben. Doch gibt es einzelne Trugſchlüſſe, die ſich ſo nicht auflöſen laſſen (ἄποροι), deren Entlarvung daher unſerer Willensfreiheit in Anerkennung der Wahrheit zufällt. Von der Art ſind: die Soriten (σωρείτης oder κατὰ μικρόν), z. B. machen zwei viel? oder drei? oder zehn? u. ſ. w., wo unſere Willkür zu entſcheiden hat. 2) der Verhüllte (ἐγκεκαλυμμένος): Kennſt du deinen Vater? ja; kennſt du dieſen Verhüllten? nein; das iſt dein Vater, alſo kennſt du deinen Vater nicht. 3) der Verborgene (διαλεληθώς): wer den Ungeweiheten die Myſterien ſagt, handelt gottlos; der Hierophant thut dieſes, alſo handelt er gottlos. 4) der Hornſchluß (κέρατις), was du nicht verloren haſt, haſt du noch; du haſt keine Hörner verloren, alſo haſt du Hörner? 4) der Niemand

60) Dieſe Zuſammenſtellung iſt bloße Vermuthung, nur die drei erſten Arten der Sätze, welche eine Bewegung ausdrücken, beruhen auf ausdrücklichen Zeugniſſen, für das Übrige ſind nur wenige Andeutungen vorhanden Simp. p. 110. — Simpl. 79. 84. Diog. 64—65. 61) Diog. 64. 192. Apoll. Herm. in Arist. Cat. p. 230. ed. Lat. Ven. 1559.

62) Diog. 76—81.

Digitized by Google

(οὔτις), durch den ſich die Cyclopen täuſchen ließen Od. IX, 405 u. f. [63]). Des Schluſſes Zweck iſt Beweis der Wahrheit, dieſer wird nur vollſtändig erreicht, wenn die Beweislichkeit ſelbſt dargethan iſt. Die Relation der Wahrheit zur Falſchheit zeigt durch den Gegenſatz auch einen beſtimbaren Unterſchied. Wahrheit iſt aber die Wiſſenſchaft des Wahren und dieſes ein Gedanke. Iſt nun der Gedanke im Syllogismus richtig verknüpft und aus der Wahrheit des Zeichens auf die Wahrheit des Bezeichneten geſchloſſen, ſo muß doch auch die Wahrheit des allen Ereigniſſen gemeinſamen Zeichens, der Sprache, erwieſen werden. Der Gedanke wird ausgeſprochen und iſt durch ein Bild in die Sele gekommen, das Bild beruht auf ſinnlicher Wahrnehmung und dieſe bezieht ſich auf ein Object; es iſt aber keine Wahrnehmung möglich ohne Wahrgenommenes, eben ſo kein Bild ohne Wahrnehmung, kein Gedanke ohne Bild und kein Satz ohne Gedanke. Wie nun die Objecte ein Ganzes bilden, ſo auch der Inbegriff aller Gedanken, die Wiſſenſchaft. Aber, wendet man ein, die Worte, die Träger der Gedanken, ſind nicht geſetzmäßig (analog), ſondern anomal, wie iſt in ihnen der Gedanke vor Willkür geſichert? Die Sprache hat eine zwiefache Seite (Relation), ſie iſt nicht ganz willkürlich, ſondern auch natürlich, d. h. nothwendig, und dieſe Seite iſt der Schutz der Wahrheit; und ſelbſt im Willkürlichen iſt doch Übereinſtimmung, Gleichheit des Sprachgebrauchs, daß die Wahrheit doppelt geſichert iſt durch Erweislichkeit der Wiſſenſchaft und Feſtigkeit des Sprachgebrauchs [64]).

Phyſik. — Die Erkentniß der Natur hat es beſonders mit der ihr inwohnenden Gottheit zu thun; ſie iſt ſchon enthalten in den Fabeln der Mythologie und in dem Wortreichthum der Sprache; der Philoſoph hat das Geſchäft, ſie aus beiden begriffsmäßig zu entwickeln und in einem zuſammenhängenden Ganzen darzuſtellen [65]). Dieſe Wiſſenſchaft aber iſt, als der einzig richtige Weg zur Unterſcheidung des Guten und Böſen und zur Tugend, der Forſchung würdig, für die es nothwendig iſt, Hypotheſen zu machen, die Anſicht des Gegners zu bekämpfen, und bis zu einer beſſer begründeten Erfahrung das Überlieferte für wahr anzunehmen, damit kein Schwanken komme in die davon abhängige Ethik [66]). Eine unbezweifelte Erfahrung lehrt, daß alle einzelne Dinge nur eine Zeit lang dauern, aber ſelbſt bei dieſer Dauer ſich mannigfaltig verändern. In ihnen muß alſo außer dem Veränderlichen etwas ſeyn, was daſſelbe trägt und bewirkt; das ſind die beiden Principien (ἀρχαί), ein Leidendes (πάσχον), die Materie (ὕλη), und ein Thätiges (ποιοῦν), die alles durchdringende Gottheit (θεός). Dieſe Principien ſind in allen dieſelben, und müſſen daher von Anfang geweſen ſeyn, aber ſtets ungetrent und untrenbar. Sie waren alſo auch in dem erſten Äther, der rein und feurig, zuerſt allein war ohne allen Unterſchied, das erſte und eigentliche Element aller Dinge. Aus ihm entwickelten ſich die vier Elemente, zu denen er ſelbſt gehört, aber verändert durch die Ausſcheidung der andern. Aus dem urſprünglich Warmen, dem Äther, ging zuerſt ſein Gegenſatz, das Kalte hervor, die Luft. Aus dieſer ſonderte ſich das Feuchte, das Waſſer, und aus dieſem, ſich bis zum Kern zuſammenziehend, das Trockne, die Erde. Aber ſo in einander geſchachtelt verharrten ſie nicht in abſoluter Trennung, ſondern bildeten durch die mannigfaltigſten Übergänge die Welt. An der Grenze des unendlich Leeren hielt ſich der Äther, rein ſich verdichtend in der Sonne, mit Luft gemiſcht in den Fixſternen, mit Waſſer in den Planeten, am meiſten im Monde. Innerhalb des Äthers ſammelte ſich die reine Luft, in den Wolken mit Äther und Waſſer gemiſcht; innerhalb der Luft nun iſt das Waſſer, das zugleich den feſten Kern der Erde durchdringt, auf deren Oberfläche durch Miſchung aller Elemente ſich die mannigfaltigſten Formen entwickeln. Die Erde iſt überwiegend in den Steinen, das Waſſer in den Pflanzen, die Luft im Thiere, das ätheriſche Feuer im Menſchen, der dadurch der Gottheit ſelber verwandt, die in Geſtalt des ätheriſchen Hauches die ganze Welt durchdringt [67]).

Der Mittelpunkt iſt der Menſch, gleich entfernt vom höchſten Gott, wie von der todten Erde, beſtimt, die Anſchauung des Ganzen in ſich aufzunehmen und ſelbſtthätig zu wiederholen. Aber langſam und erſt nach mannigfaltigen Verirrungen arbeitet er ſich zu dieſer Einſicht empor. Zuerſt zeigt ſich ihm nur Unordnung, aber mit dem Zunehmen ſeiner Erkentnißkraft dringt er auch immer tiefer in den Geiſt der Natur; denn zur Grundlage dienen die ewigen Geſetze der Zahl und der Größe, durch deren Anerkennung ſchon die vermeintliche Unordnung verſchwindet. Schon in der leidenden Materie erkent er die Gegenſätze des Warmen und Kalten, des Trocknen und Feuchten; aus der leidenden Materie ſchließt er auf den thätigen Geiſt, der ihr inwohnt, und erkent, da nur ein Körper wirkſam ſeyn kann, auch ihn als Körper und den Geſetzen der Körperwelt folgſam. Von den Körpern unterſcheidet er die unkörperlichen Bedingungen ihres Daſeyns, Raum und Zeit, wie ihre [illegible]tionen, Ruhe und Bewegung, in allen aber daſſelbe Geſetz der Mathematik. Die Körper und deren Theile berühren ſich nicht unmittelbar, ſondern im Raum und durch den Raum, daher gibt es keine kleinſten Theile (Atome), und es läßt ſich nicht ſagen, aus welchen und wie vielen Theilen ein Körper beſteht; mathematiſch iſt er ins Unendliche theilbar, wie Fläche und Linie, aber nicht phyſiſch; hier muß man ſagen, daß die Zahl der Theile weder endlich noch unendlich. Aus dieſer Anſicht vom Raum folgt ferner, daß die Seiten einer regelmäßigen Pyramide zwar ungleich ſind, aber nicht über einander hervorragen; ferner daß die beiden Flächen eines Kegelſchnits weder gleich noch ungleich; daß endlich ein Körper für ſich weder Anfang oder Ende, Grundlinie und Spitze habe, ſondern dies ſich nur nach dem Anfaſſenden beſtimmen laſſe [68]). Dieſes ſind einige

63) Diog. 81. 82. u. d. Ausleger cf. 186 u. 196 u. Sext. Hyp. II, 104—117. 64) Diog. 187 u. 197. Sext Al. VIII, 48. Hyp. II, 8. 65) Diog. 187. Orig. c. Cels. IV, 196. 66) Stob. I, 15. p. 180. ed. H. Plut. Plac. Phil. I, 28. Stoic. repugn. c. 9. 10. u. 29.

67) Stob. Ecl. I. 16. p. 212. Plut. de primo frigid. c. 9. Diog. 135. Censor. fragm. 68) Stob. I, 15. 1. Plut. comm. not. c. 43—45.

Sätze aus der Chryſippeiſchen Mathematik, die, wie man daraus ſieht, ganz eigenthümlich muß geweſen ſeyn. Sie erſtreckte ſich bis zur Lehre von den Kegelſchnitten, welche (wie Procl. ad Eucl. IV. p. 103 ed. Bas. zeigt) ſehr ſpeciell muß ausgebildet geweſen ſeyn. Von der Arithmetik wiſſen wir ſo gut als nichts. So viel iſt aus dem Angegebenen klar, daß Chryſipp die Mathematik nicht ſo abſtract behandelte, als es jetzt geſchieht, ſondern in ihrer Bedeutſamkeit für die Phyſik im Ganzen und Einzelnen. Ich vermuthe, daß ſich hier zum Schluß des erſten Haupttheils der Phyſik auch allgemeine phyſiologiſche Beſtimmungen gefunden über die Abſtufungen des Lebens, wie es, ungeachtet einer gegenſeitigen Störung, doch ſeiner Beſtimmung entgegen geht, ſich zu ſeiner Vollkommenheit erhebt, aber ſich auch zuletzt wieder in den uranfänglichen Äther auflöſt.

Die Welt in ihrer Ausbildung beſteht, wie im Anfange, nur aus den beiden genanten Principien, dem Leidenden und Thätigen, die ſich einander entgegengeſetzt, aber doch eins ſind. Die Materie, das Leidende, d. h. die veränderliche Weſenheit iſt körperlich, und, weil dieſe als Wirkung mit ihrer Urſache gleichartig ſeyn muß, ſo iſt auch das thätige Weſen körperlich, welches für ſich zwar nicht wahrnehmbar, doch, mit der Materie verbunden, das wahre Seyn, das Subſtrat, ausmacht Die Materie und die Weſenheit (οὐσία) ſind der Sache nach gleich, werden im Begriffe aber ſo unterſchieden, daß man unter Weſenheit die urſprüngliche reine Materie verſteht, unter Materie im engern Sinn den Träger der Qualität, denn ſie iſt, obgleich ſelbſt qualitätslos, doch im Stande, alle Qualitäten anzunehmen; nimt im Ganzen weder zu noch ab, wechſelt aber beſtändig, geht gleichſam ſtets zu Grunde und entſteht wieder. Die Urſache dieſes Wechſels iſt der in jedem einzelnen Dinge bleibende Geiſt, ein Hauch feuriger Natur, der in Rückſicht der wechſelnden Materie ab- und zunimt, das Weſen der Dinge, das Leben der Welt, in ſeinem Ganzen Gott ſelbſt, der Beſamer, der alles durchdringt und geſtaltet. Dieſes ſo beſtimte Subſtrat erſcheint uns ſeinem Urſprunge am nächſten in den 4 Elementen, deren jedes aus beiden Principien beſteht; in der Erde iſt die Maſſe überwiegend, aber nicht ohne das einigende Weſen; im Waſſer iſt die Materie noch deutlich genug, das belebende Weſen aber durch ſeine Thätigkeit ſchon kentlicher; in der Luft iſt ſchon das Thätige überwiegend, doch auch die Materie nicht zu verkennen; das Feuer ſcheint lauter Leben, kann aber auch ohne brennende Materie nicht ſeyn [69]. Wie aber die Materie nie formlos, ſo kann das lebendige Weſen nicht eine bloße Abſtraction ſeyn; es muß ſich daher qualificiren, geſtalten und zunächſt potenziiren. Selbſt die geringſten Kräfte der Natur (ἕξεις) ſind lebendige Geiſter, erzeugt aus dem Samen des Allgegenwärtigen, die den Körpern ihre Eigenſchaften geben und ihre Thätigkeit beſtimmen. In der Pflanze gelangt dieſe Kraft zur individuellen Geſtaltung; durch die innere Kraft des Samens gehen unter Vorausſetzung der Feuchtigkeit und der Wärme, Wurzel, Stamm, Zweige, Blätter und Blüthen hervor. Das Thier iſt noch ſelbſtändiger durch freie Bewegung nach ſeinem Inſtinkt. Über dem Thier ſteht der Menſch frei handelnd nach dem göttlichen Geſetz, aber dem Abfall unterworfen. Noch höher ſind unzählige Genien, Heroen und Götter, die fehllos nach dem Willen des Unendlichen die Natur beherrſchen. Jede Stufe geht vermöge ihrer ſchöpferiſchen Kraft in eine unendliche Menge Geſchlechter und Arten über, bis zur Unterart und Individualität; aber nach inneren nothwendigen Geſetzen, ſo daß in jedem Individuum die Stufe nicht blos, ſondern auch der Charakter des Geſchlechts feſt ſtehen bleibt (διάθεσις); ſo weit auch die Dogge und das Bologneſer-Hündchen von einander entfernt ſind, ſo bewähren doch beide die charakteriſtiſchen Zeichen des Hundegeſchlechts [70]. Das Syſtem des Himmels und der Erde, und der in ihnen enthaltenen Naturen, oder der Götter und Menſchen und deſſen, was ihrentwegen da iſt, heißt die Welt, welche wegen des ſteten Wechſels nur ein Zuſtand, eine Modalität iſt. Die Grundveſte der Welt iſt die Erde, welche in der Mitte ruhet; auf ihr bewegt ſich in beſtimten Räumen das Waſſer und ganz um ſie die Luft; über der Luft iſt der Äther mit den unzähligen Himmelskörpern, die belebt ſich nach beſtimten Geſetzen bewegen. Das Waſſer dünſtet beſtändig aus; die Luft vertheilt den Dunſt, führt ihn theils zum Äther hinauf, tränkt theils damit die Erde. Im Äther ſchweben in 7 Sphären um die Erde die Irrſterne, von denen der Mond, der Luft am nächſten und verwandteſten, am meiſten auf die Erde wirkt, dann Sonne, Venus, Merkur, Mars, Jupiter, Saturn; an der Grenze des unendlich Leeren iſt die Sphäre der Fixſterne. Die Ausdehnung der Welt iſt Raum, welcher durch das Leere begrenzt wird; die Regel der Bewegung gibt die Zeit [71]. Das Leere gibt der Welt Einheit und macht ſie zum Ganzen, welches geordnet iſt in ſeinem Innern, und in Ordnung erhalten wird durch den körperlich allgegenwärtigen Zeus, die allgemeine Weltſele, ein lebendiges, bewußtes Weſen, ohne deſſen Willen nichts geſchehen kann, der den Menſchen berufen hat zum Bewußtſeyn dieſer Ordnung, zu des Menſchen Beſtem alles fügt, und ſelbſt die Thorheit deſſelben in Heil umwandelt [72].

Die Welt iſt die Weſenheit Gottes, und Gott das Weſen der Welt, aber nicht ein Unbeſtimtes, ſondern Geſtaltetes; die individuelle Qualität der Welt und deshalb die Welt ſelber, ſtrenger der unentſtandene, unvergängliche Urheber und Regirer, der ſie in beſtimten Perioden erſchafft, vergehen läßt und wieder erſchaffet. Das Daſeyn dieſes Gottes wird aus dem Daſeyn der Welt ſelbſt erwieſen; wir ſchließen von der Wirkung auf die Urſache zurück, denn des Menſchen Macht und Klugheit reicht nicht hin, ſie zu ſchaffen und zu regiren. Wir ſehen auch überall, daß eins vollkommener, als das andere; es iſt eine Stufenfolge der Dinge, Stein, Pflanze, Thier, Menſch; nun iſt aber die Welt noch vollkommener, alſo

69) Chalcid. ad Tim. p. 283—90 Plut. de Stoic. repugn. c. 37.

70) Plut. Stoic. rep. c. 43. de comm. not. c. 37. Simpl. ad Arist. Cat. s. 61. 78. Diog. 148. 71) Stob. I, 15. p. 180. 72) Cic. Nat. Deor. I, 18. Plut. de Stoic. repugn. 13. de comm. not. 33. 34.

auch, der ſie bewohnende Geiſt, Gott, der vernünftig ſeyn muß, weil die Vernunft das Vollkommenſte. Das Daſeyn Gottes wird auch bezeugt durch den übereinſtimmenden Glauben der Völker; überall finden wir Altäre, und dieſes Zeichen beweiſt das Vorhandenſeyn des bezeichneten Gottes. Auch ſind Götter oft den Menſchen erſchienen, und verkünden ihnen noch immer die Zukunft durch Zeichen und reden durch den Mund heiliger Seher und Prieſter[73]. Die Welt als ein eigenthümliches, mit beſondern Kräften und Eigenſchaften begabtes Ganze iſt alſo G o t t, der nach verſchiedenen Betrachtungsweiſen die Menge der Götter ausmacht. Nach der Potenzirung ſeines göttlichen Bewußtſeyns iſt er 1) die vernünftige Weltſele (Ζεύς), deren höchſte Intenſität, das Selbſtbewußtſeyn (ἡγεμονικόν) im Äther wohnt; 2) die allgemeine Natur der Dinge (φύσις), welche Betrachtung hier vorherrſcht, die ſich als Einheit in der Mannigfaltigkeit offenbart; 3) das Schickſal (εἱμαρμένη), der Einen Zweck mit Nothwendigkeit verfolgt; 4) Vorſehung (πρόνοια), dieſer Zweck als Föderung des Guten unter den Menſchen im Ganzen und Einzelnen. Eine Menge von Göttern entſtehen, indem die allgemeine Natur nach dem Ort ihrer Wirkſamkeit verſchiedene Namen empfängt; im Äther Zeus, in der Luft Juno, im Waſſer Neptun, in der Erde Pluto, und nach der Art der Thätigkeit, wie Mars, Minerva, Veſta, Apollo, Diana Lucina, Venus. Daher ſind auch Tugenden und Bedürfniſſe, ja ſelbſt Laſter perſonificirt und vergöttert: Gerechtigkeit, Vergnügen, Liebe, Geſundheit und Ehre; ferner die unſterblichen Selen der Menſchen, gute und böſe Dämonen u. ſ. w. In dieſem Sinne ſind die Dichter zu erklären, und ſo erhalten die ſcheinbar ſchmutzigſten Fabeln den reinſten Sinn[74]. Alle untergeordneten Götter leben ſelig, ſind aber nicht unſterblich, und bedürfen der Nahrung, die ihnen durch den Zuſammenhang des ſtets bewegten Ganzen zu Theil wird; denn alle Götter bilden ein großes Gemeinweſen durch das gemeinſame Geſetz der Natur. Die Elemente ſind durch ihre verſchiedenartige Schwere geſchieden, ſtehen aber durch die herrſchenden Kräfte in mannigfacher Verbindung. Die beſtimte Trennung macht die Beſtimmung des Orts möglich, die Bewegung der Himmelskörper bezeichnet die Zeit, und bewirkt den Wechſel der Jahreszeiten. Dabei bleibt alles gegen einander in Ordnung, die Kugelgeſtalt gibt dem Ganzen Haltung, in der Erde iſt träge Ruhe, in Waſſer und Luft herrſcht die Bewegung von oben nach unten, im Äther die kreisförmige Bewegung vor; Erde und Waſſer ernähren die mannigfaltigſten Geſchöpfe, die Luft enthält wunderbare Erſcheinungen, und der Äther die allein regelmäßigen Himmelskörper. Je feiner und feuriger das Element, deſto mehr Leben und Bewegung; dieſe daher zunehmend nach oben, wo ſie zugleich regelmäßiger wird; unten erhalten ſich nur Arten und Gattungen, die Einzelweſen vergehen, oben im Äther bleiben dieſelben Individuen, welche zugleich Götter ſind[75]. So iſt die Natur E i n s, erhält ſich ſelbſt, aber dieſer Zweck erhält erſt Bedeutung durch die Beziehung auf den Menſchen, zu ſeiner Vervollkommenung iſt alles eingerichtet. Er hat eine Wohnung, wie ſie nöthig war für einen vernünftigen Geiſt, der frei handelnd ſich die Natur unterwerfen ſollte, ſie zu regiren nach den göttlichen Geſetzen, nachſtrebend dem Guten, daß er den Göttern ähnlich werde, die ihn in Erreichung ſeines Zweckes unterſtützen, ſelbſt, wenn er fehlt, das Böſe geſchehen laſſen, weil dieſes ein Fortſchrit ſeiner Freiheit und Bedingung des Guten iſt. Die Weisheit aber und Tugend macht den Menſchen dem Zeus an Seligkeit gleich, nur nicht ewig[76].

Aus der Einheit dieſer lebendigen Naturkraft gehen alle V e r ä n d e r u n g e n hervor, die wir verfolgen können von dem Wechſel der groben Materie bis zu den Bewegungen der Geſtirne. Das erſte Geſetz in Rückſicht der Subſtrate iſt, daß Gleichartiges ſich anzieht, wodurch vier Verbindungsarten entſtehen: 1) äußere Anfügung (παράθεσις), Berührung der Oberfläche, wie in einem Haufen von Bohnen; 2) Miſchung (μίξις), Vereinigung zweier oder mehrer flüſſigen Körper, die aber ihre Eigenthümlichkeit behalten, ſo daß ſie wiedee getrent werden können, wie Wein und Waſſer, die Verbindung des Äthers und der Luft mit Waſſer und Erde; 3) Durchdringung (σύμφυσις), wenn Körper von entgegengeſetzter Beſchaffenheit, ohne Aufopferung ihrer Eigenthümlichkeit, ſich ſo verbinden, daß ſie in ihren kleinſten Theilen neben einander ſind, wie Feuer und Eiſen, Körper und Geiſt; 4) Vermiſchung (σύγχυσις), die gänzliche Vereinigung zweier Körper, ſo daß ſie ihre frühern Eigenthümlichkeiten verlieren und einen Körper mit ganz neuen Eigenſchaften bilden, wie bei Medicamenten und andern chemiſchen Auflöſungen[77]. So iſt die Natur in einem ſtetem Zerſtören und Schaffen begriffen, obgleich es nicht ſo genant zu werden pflegt, denn es beharrt die Qualität, welche das Einzelweſen ausmacht, aber auch nicht unveränderlich, ſondern ſich nach gewiſſen Perioden entwickelnd, herausgetreten aus der allgemeinen Weltſele durch die beſamenden Kräfte (λόγοι σπερματικοί), und einem beſtimten Geſchlechte angehörend, bildet das Einzelweſen ſich durch die ihm inwohnende Kraft beſtimmender Eigenſchaften (εἰδοποιοί) zur Art und zum Individuum (ἰδιοποιός). Bekomt ein anderes Individuum dieſelbe individuelle Beſtimmung, ſo verliert das erſte ſie, und wir müſſen einen andern Unterſchied ſuchen. Wie die Geſchlechter, Arten und Individuen aus der allgemeinen Vernunft hervorgegangen ſind, ſo geht dieſe Kraft beim Untergange des Individuums in die allgemeine Kraft der Gattung zurück, und die Kraft der Gattung beim Untergange aller Dinge in das Urweſen[78].

Doch nicht blos auf der Erde wechſelt Materie und Form, alle Theile der Welt ſtehen durch beſtändigen Austauſch der Materie in Verbindung. Die Luft macht hier die Vermittelung, ſie verflüchtigt das Waſſer, trägt Wolken und Nebel, und läßt dieſe bald als Thau, Regen,

73) Cic. N. D. I, 15. II, 2—16. Diog. 137—38. 74) Cic. N. D. II, 16—32. Diog. 147 u. 151. 75) Cic. N. D. II, 32—53.

76) Cic. N. D. 53—67. Plut. Stoic. repugn. c. 12—22. de comm. not. 12. 13. 77) Stob. Ecl. I, 18. p. 374. Alex. Aphr. ad Arist. de mixt. Ald. p. 142. 78) Plut. com. not. 44. Philo Jud. de mundi incorrupt. ed. Mangeg. Vol. II, pag. 501.

Digitized by Google

Wolkenbruch, Hagel oder Schnee niederfallen [79]), oder verbindet es mit dem Feuer des Äthers, daß durch Reibung der Wolken Blitz und Donner entſtehen, die oft bis zum Einſchlagen ſtark ſind, oft nur als Wetterleuchten erſcheinen, oft mit Sturm und Waſſer verbunden Waſſerhoſen bilden [80]). Die Dünſte dringen aber ſelbſt in den Äther, das Flußwaſſer ernährt den Mond, der an ſich dunkel durch die Sonne erleuchtet wird, daher er durch den Schatten der Erde bisweilen ſich verfinſtert [81]). Die Sonne iſt eine Samlung des Meerdunſtes, mehr feuriger Natur, ſelbſt Licht und der ganzen Welt Licht mittheilend, nur verfinſtert durch das Zwiſchentreten des Mondes [82]). Auf die Sonne folgen die Sphären der Jrrſterne, welche, wie die Fixſterne, aus einer ätheriſch-feurigen Subſtanz beſtehen. Die Jrrſterne bewegen ſich in der Ekliptik, welche den Äquator ſchneidet, und ſo die Wendekreiſe und Polarkreiſe beſtimt, durch die der Himmel in Zonen getheilt iſt, welche nebſt den Sphären und Sternbildern den Raum beſtimmen [83]). Alle Geſtirne bewegen ſich von Oſten nach Weſten, und beſchreiben in Tag und Nacht einen Kreis um die Pole des Himmels; ihr Aufgang iſt die Erhebung über den Horizont, Untergang ihr Verbergen hinter der Erde [84]); alle, außer den Fixſternen, haben auch eine rückgängige Bewegung von Weſten nach Oſten, dieſe gibt beim Monde den Monat, deſſen Lichtwechſel zugleich die Wochen ausmachen; die Sonne beſtimt ſo das Jahr, und durch ihre Stellung im Thierkreiſe die Jahreszeiten. Die Jrrſterne haben eine noch zuſammengeſetztere Bewegung, die erſt nach 18000 Jahren in dieſelbe Stellung zurücktreten, wodurch das große heraklitiſche Jahr entſtehet [85]). Die Lage der Sphären iſt durch das Geſetz der Schwere beſtimt, je weiter nach unten, deſto ſchwerer; den feſten Kern der Welt bildet die Erde, das Äußerſte iſt der feine Äther, umgeben vom leeren oder dem unendlichen Nichts, das, weil es keinen Widerſtand leiſtet, die Bewegung möglich macht [86]). Die Bewegung nimt noch in den niedern Sphären hin ab, im Äther iſt ſie am ſtärkſten, und beſonders in der Richtung des Kreiſes, in der Luft ſowol im Kreiſe, als auf und nieder, im Waſſer beſonders auf und nieder, in der Erde gar nicht. Die einfachſten Bewegungen ſind die geraden und krummen, aus deren Miſchung die mannigfaltigſten Arten entſtehen; Bewegung wird veranlaßt durch Anziehung des Gleichartigen und den die Materie belebenden Geiſt. Das Schwere ſtrebt zur Erde, das Leichte zum Äther [87]). Wir ſind ſo auf Einen Urſprung aller Bewegung zurückgewieſen, weil alle Arten derſelben nach beſtimten Geſetzen geſchehen, und mit einander in Harmonie ſtehen; das führt nicht blos auf denſelben Urſprung, ſondern auf einen und denſelben geſetzmäßigen Fortgang; das iſt das **Schickſal** (εἱμαρμένη), d. i. die Beſtimmung, nach der das Geſchehene geſchah, das Geſchehende geſchieht und das Bevorſtehende geſchehen wird; alſo die Kette der nach dem Willen Gottes verknüpften Urſachen, die als das jedes Mal Beſtimte Verhängniß (πεπρωμένη) heißt, in welches ſich die drei Parzen: Klotho, die Beſtimmende, Lacheſis, die Vertheilende, und Atropis, die Unabwendbare, theilen. Jhrer Herrſchaft iſt alles unterworfen durch Wahrheit, Urſachlichkeit, Natürlichkeit und Nothwendigkeit. Wahr iſt das Zukünftige ſo gut, als das Vergangene, und daher Vorherverkündigung möglich. Eine Urſache iſt durch die andere begründet, alle durch die Natur der Dinge, weshalb auf den Charakter eines Menſchen nicht blos Stellung der Geſtirne, ſondern auch Luft, Boden, Waſſer u. dergl. Einfluß hat. So bedingt iſt alles Nothwendigkeit und Zwang. Dabei bleibt doch dem Menſchen Freiheit des Willens; es geſchieht vieles als Selbſtbeſtimmung, aber der Menſch iſt ein Theil der Welt, und ſo war dies zugleich mitbeſtimt. Daher gibt die feſte Beſtimmung des Schickſals uns nicht Urſache, die Hände in den Schoos zu legen, denn was wir wollen und thun, iſt des Schickſals Mitbeſtimmung, und es verlangt ſelbſt unſere Wirkſamkeit [88]).

So weiſt die ganze Schöpfung auf den **Menſchen** hin, das erhabenſte Geſchöpf der Erde. Zuerſt als Embryo lebt er nur wie eine Pflanze, im Augenblick der Geburt wird er durch die Erkältung beſelt und gleicht dem Thiere. Doch komt die Sele nicht von außen hinein, ſondern wird mit geboren, wie die Ähnlichkeit in Sitten und Grundſätzen zwiſchen Eltern und Kindern beweiſt. Dann entwickelt ſich die Sele in Perioden von 7 Jahren zu einem vollkommeneren Zuſtande, dem gemäß auch der Körper eingerichtet iſt. Dieſer beſteht, wie alle Materie, aus den Principien des Trocknen und Feuchten, Kalten und Warmen, deren harmoniſche Miſchung die Geſundheit des Körpers ausmacht; deren gehörige Sonderung und Geſtaltung die Gewandheit (ἀρτιότης) gibt; zu der, wenn die Nerven die gehörige Spannung haben, die Stärke (ἰσχύς) komt; doch erſt in dem gehörigen Verhältniß der Glieder zu einander und zum Ganzen iſt die Vollendung möglich, welche in der Schönheit beſteht. Nach den vier Elementen gibt es ferner vier Hauptkrankheiten, durch Übermaß des einen oder andern Elements. Hier iſt eine Steigerung von der Krankheit, zur Kränklichkeit und zum Siechthum; die beiden erſten können durch den Arzt gehoben werden, die letzte nicht [89]). Der Tod iſt die Trennung des Geiſtes von dem Körper, den er bewohnt. Seinen Hauptſitz hat er im Herzen, wo er ſich aus dem Blute nährt, und durch die Athmung das Leben erhält. Der Geiſt oder die Sele beſteht aus acht Theilen: 1) dem Leitenden (ἡγεμονικόν), der Vernunft (λόγος), die auch Verſtand (διάνοια) und Wille (κύριον) genant wird; 2—6) den fünf Sinnen; 7) der Sprache, und 8) dem Samen (σπερματικόν), oder der Zeugungskraft. Vom Herzen

79) Append. ad Joh. Dam. Serm. ed Gaisf. p. 8. 80) Stob. Ecl. I, 30. p. 596. 81) Stob. Ecl. I, 27. p. 556. 82) Stob. Ecl. I, 25. p. 540. 83) Stob. Ecl. 19. p. 390. Diog. 155. 84) Stob. I, 25. p. 516. 85) Stob. I, 9. p. 258. 26. p. 540. Plut. com. not. c. 41. 86) Diog. 140. Alex. Aphr. ad Arist. de coelo p. 66. Them. paraphr. phys. Arist. IV, init. p. 37. Ald. 87) Stob. I, 20. p. 404. Plut. Stoic. repugn. 42. 44. Themist. I. l. p. 37.

88) Cic. de fat. Stob. Ecl. I, 15. p. 180. Euseb. praep. Ev. IV, c. 8. p. 262. Theod. Opp. T. IV. p. 850. ed. Schultz. Plut. Stoic. rep. 47. Nemes. Nat. hom. p. 258. ed. Ox. 89) Plut. Stoic. repugn. c. 41. Stob. Ecl. II, p. 110. Galen. ed. Bas. I, p. 286. Cic. Tusc. IV, 13.

aus lenkt die Sele den Körper, empfängt durch ihn Kunde von den Außendingen, entſcheidet, ob das Gemeldete wahr und gut, erinnert ſich des Vergangenen und ſieht das Zukünftige vorher. Überlegung iſt die innere vernünftige Bewegung des Geiſtes; die Vernunft unterſcheidet den Menſchen vom Thiere, das nur die Kraft hat, zu unterſcheiden und zu vergleichen. Aus dem Sitze der Sele komt auch die Stimme, Sprache, die ihren Urſprung hat im Zwerchfell, durch die Lunge und andere Werkzeuge nur modificirt wird. Vom Herzen aus miſcht ſich auch der Geiſt zum Samen, um neue Individuen hervorzubringen. Wie aber in den Samen der ganze Geiſt übergeht, ſo ſind auch die andern ſogenanten Theile nicht trenbar und abgeſondert, ſondern nur Modificationen eines und deſſelben Weſens, das in ſich Eins iſt. Da nun die Leidenſchaften, Verirrungen von der Vernunft, offenbar im Herzen wohnen, ſo muß, die Einheit des Geiſtes vorausgeſetzt, auch die Vernunft da ihren Sitz haben: dafür ſpricht auch, daß ſich dort alle Nerven vereinigen und von demſelben Orte die unmittelbare Äußerung der Vernunft, die Sprache, ausgeht. . Ins Herz ſetzt auch die in dem Sprachſchatz niedergelegte Übereinſtimmung der Menſchen die Sele in dem Ausdruck herzlos (ἀκάρδιος), eben dahin die Dichter, die Geberden bei Betheurungen, dahin zeigen ſelbſt die Lippen, wenn wir das Wort ich, das die Sele andeutet, ausſprechen. Dieſe Sele nun, da ſie den Körper durchdringt und bewegt, muß auch ſelbſt ein Körper ſeyn, kann daher nach dem Tode fortleben, was indeß nur bei den Weiſen der Fall, die ſich Selbſtändigkeit errungen haben. Dieſe werden erſt bei Verbrenung der Welt in die allgemeine Weltſele zurückgenommen, und führen erneut in den wiederholten Schöpfungen ein unſterbliches Leben. Die übrigen Menſchen verlieren ſich mit dem Tode in die allgemeine Vernunft [90]). Der Menſch iſt alſo ein Theil der Gottheit, und ſelbſt im Leben nicht ganz von ihr losgeriſſen, ja ſoll ſchon im Leben durch Erkentniß und Befolgung ihres Geſetzes mit ihr eins ſeyn. Dieſem Geſetze gemäß vereinigen ſich die Menſchen zur Freundſchaft, zur Liebe, bilden durch die Ehe Familien, und durch dieſe Staten, deſſen König das Geſetz iſt, deſſen Bürger alle Menſchen ſind, die zuſammenwirken zur Vervollkommenung der Welt in der Tugend. Zur Erreichung dieſes Zweckes wirken die Götter thätig mit, indem ſie den Menſchen ſich auf mancherlei Weiſe offenbaren, an beſondern Orten durch Orakel, zu beſondern Zeiten durch Träume, die zu deuten vermag, wer ihr Geſetz erkant, das beſonders die Analogie iſt. Hieher gehört auch die Weiſſagung aus Opferthieren, Naturerſcheinungen und der Stellung der Geſtirne; denn erfolgt alles aus nothwendigen Geſetzen nach einer vorherbeſtimten Analogie, ſo läßt ſich aus einer Erſcheinung auf die andere ſchließen, denn dieſelben Urſachen haben dieſelben Wirkungen [91]). Denn die ganze Welt iſt von Gott erfüllt, ſie iſt ein lebendiges Weſen, deſſen Sele Gott iſt, der als vernünftiges, nach Zwecken handelndes Weſen Zeus, als in ſich Eins, obgleich vielfach getheilt, die Natur, als nothwendiges Geſetz, Schickſal, und als weiſer und heiliger Vater der Menſchen die Vorſehung (πρόνοια) heißt. Die Vorſehung hat von Anfang her die Welt zum Wohnplatz der Menſchen und Götter beſtimt, daher iſt dieſe ein geordnetes Ganze, das ſich in ſich ſelbſt entwickelt und wieder vergeht, aber ſich ſtets wieder erneuet, denn da die Welt ſich durch ſich ſelbſt erhält, der Tod aber Trennung des Leibes und der Sele iſt, die bei ihr nicht ſtatt findet, ſo iſt ſie unvergänglich, und ſo gewiſſermaßen alles unſterblich. Während ſeines Lebens aber ſoll der Menſch durch Tugend glücklich ſeyn, dem gemäß iſt ſeine Sele eingerichtet. Zwar iſt jedes nur durch ſeinen Gegenſatz denkbar, Tugend nicht ohne Laſter, Glück nicht ohne Unglück, das Gute nicht ohne Übel, und die Wahrheit nicht ohne Lüge; aber die Wahrheit, das Gute, Tugend und Glück ſteht in unſerer Macht, und was nicht in unſerer Macht iſt, kann nichts zu unſerem Wohl und Wehe beitragen. Die ſogenanten Übel, als Krankheit, Armuth, Tod, Verluſte ſind zwar nothwendige Begleiter ihrer Gegentheile, ſo z. B. iſt die Krankheit eine Folge der Feinheit und Vollkommenheit des menſchlichen Körpers, von der ſich die Zerbrechlichkeit nicht trennen ließ, und der Tod iſt ſelbſt oft Folge der Pflichterfüllung, aber hat auf die Tugend, welche allein das Glück des Menſchen beſtimt, keinen Einfluß, iſt alſo ein Gleichgiltiges, das der Vorſehung nicht zum Vorwurf gereichen kann, und das um ſo weniger, da an demſelben eben die Tugend geübt wird. Ja nicht einmal das Laſter iſt der Vorſehung beizumeſſen, denn indem ſie dem Menſchen die freie Selbſtbeſtimmung gab, ließ ſie die Möglichkeit des Böſen zu, das aber nur für den böſe iſt, der es begeht, denn für das Ganze gibt es kein Böſes; was für den Einzelnen böſe iſt, iſt für das Ganze ſogar nothwendig, durchs Schickſal beſtimt und durch die Vorſehung zum Guten umgewandt, welche ſtets das Beſte fördert, ohne dem Einzelnen zu ſchaden; zwar muß dieſer des Ganzen wegen zu Grunde gehen, das iſt aber kein Nachtheil, kein wahres Übel für ihn, ſo wenig als die Zurücknahme der Welt ins ewige Feuer [92]).

Ethik. — Der Menſch liebt, wie jedes lebendige Geſchöpf zuerſt nur ſich ſelbſt und ſtrebt, im Bewußtſeyn des Lebens, ſich zu erhalten, was zur Selbſterhaltung beiträgt, ſich zu erwerben, was derſelben nachtheilig iſt, abzuwenden; jenes iſt alſo für ihn das Naturgemäße (κατὰ φύσιν) dieſes das Naturwidrige (παρὰ φύσιν). Dieſer Unterſchied ergibt ſich nicht immer von ſelbſt, wodurch zuerſt der Wunſch nach Erkentniß erwacht. So lernt der Menſch nicht blos das Naturgemäße ſelbſt kennen, ſondern auch die Mittel, durch welche er ſich daſſelbe erwirbt. Dies iſt die höchſte Stufe, welche das Thier ſeiner Eigenthümlichkeit nach erreichen kann, der Menſch aber, als vernünftiges Geſchöpf, kann auf derſelben nicht ſtehen bleiben, er muß höher ſteigen; ſeine eigenthümliche Natur iſt die Vernunft, welcher gemäß zu leben er mit zu-

90) Chalcid. ad Plut. Tim p. 306—10. Galen de Hipp. et Plat. decret. Nemes. Nat hom. p. 53. Diog. 151. Plut. Plac. phil. IV, 1. Tertull. de anima. c. 5. 6. Lact Just. Dei. VII, 23. 91) Cic. Nat. D. II, 47. Plut Stoic. repugn. 11, Marcian. I, II, D. de legg. Cic. Divin. Suid. s. v. νεοττός.

92) Plut Stoic. repugn. 39. 45. Diog. 135, 142. Gellius VI, 1. 2.

nehmendem Alter immer deutlicher als ſeine Beſtimmung erkent. Erſt der Jüngling lernt das Gute gehörig vom Naturgemäßen, das Böſe vom Naturwidrigen unterſcheiden; indem er denkend die Handlungen anderer beobachtet und vergleicht, wird er durch einige zur Bewunderung hingeriſſen, vergißt das ihnen beigemiſchte Mangelhafte und gelangt ſo durch Abſtraction und Idealiſirung zum Begriff des Guten. Auf dieſelbe Weiſe wird er ſich des Böſen bewußt durch die Handlungen, gegen welche er einen natürlichen Abſcheu empfindet. Nach dieſen Idealen beurtheilt er nun alle Handlungen der Menſchen und erkent in der ſich gleich bleibenden Übereinſtimmung mit der Natur die Tugend. In ihr iſt Einheit, Anſtand, Beſtändigkeit und Erhabenheit, ſie macht ſich unabhängig von allem Äußeren und findet in ſich ſelbſt ihren Lohn, das wahre Glück; denn im Bewußtſeyn ihrer Würde verachtet ſie alles Irdiſche und weicht nur den Göttern. Dieſe Vollkommenheit, wie ihr Gegentheil, das Laſter, wohnt nur in der menſchlichen Sele, ſonſt kann nichts ſo hoch ſteigen oder fallen, denn das Naturgemäße und Naturwidrige zeigt ſich nur als ein Gleichgiltiges (ἀδιάφορον), das ſowol ſchaden als nützen kann, während das Gute allein wahrhaft nützlich (ὠφέλιμον), das zugleich ſittlich (καλόν), und das Böſe allein wahrhaft ſchädlich (βλάπτον), das zugleich unſittlich (αἰσχρόν), von denen, da es entgegengeſetzte Begriffe ſind, nur eins zu gleicher Zeit in dem Objekt, welchem ſie zukommen, ſeyn kann, eins aber auch ſeyn muß. Daher ſind alle Menſchen entweder gut (ἀγαθοί) oder böſe (κακοί), ſtrebſam (σπουδαῖοι) oder läſſig (φαῦλοι), Weiſe (σοφοί) oder Thoren (ἄφρονες). Der Weiſe handelt in allen Dingen der Natur gemäß, der Thor ihr entgegen, der Weiſe iſt im Beſitz der Tugend, der Thor dem Laſter unterworfen [93]).

Der Menſch hat Neigung (κλίσις) und Abneigung (ἔκκλισις) Trieb (ὁρμή) und Abſcheu (ἀφορμή) als ſeiner Sele angeboren zur Erwerbung des Naturgemäßen und Vollbringung des Guten, zur Abwendung des Naturwidrigen und Unterlaſſung des Böſen. Dieſer Trieb iſt ein doppelter, nach Erkennen (λογική) und zum Handeln (πρακτική). Aus jenem Erkentnißtriebe geht die Überzeugung (συγκατάθεσις) hervor, deſſen Prädikat (κατηγόρημα) Ziel des Handlungstriebes iſt z. B. der Weiſe beherrſcht ſich ſelbſt iſt ein Reſultat des Erkentnißtriebes; deshalb ſtrebt der Handlungstrieb die Selbſtbeherrſchung ins Werk zu richten. Dieſer Trieb veranlaßt nun erſt Willenswahl (αἵρεσις), Entſcheidung (προαίρεσις), Wunſch (βούλησις) und zuletzt Wille (θέλησις); oder mehr äußerlich betrachtet iſt der Fortſchrit der Handlung in folgenden Begriffen enthalten: Vorſatz (πρόθεσις), Entſchluß (ἐπιβολή), Vorbereitung (παρασκευή) und Handanlegung (ἐγχείρησις). Alle Triebe und Beſtrebungen, ſind alſo zugleich Urtheile, Beſtimmungen (κρίσεις) der Erkentnißkraft und, in ſofern dieſe dem Irrthum unterworfen iſt, nehmen auch jene falſche Richtung, werden Leidenſchaften (πάθη), welche, eben weil die Sele Eins iſt, nur in der Vernunft ſelbſt ihren Grund haben können. Es gibt vier Grundleidenſchaften 1) (übermäßige) Traurigkeit (λύπη), die falſche Meinung von einem gegenwärtigen Übel; 2) Furcht (φόβος), die falſche Meinung von einem zukünftigen Übel; 3) Luſt (Wolluſt) (ἡδονή) die falſche Meinung von einem gegenwärtigen Gut; 4) Begierde (Gier) (ἐπιθυμία) die falſche Meinung von einem zukünftigen Gut. Alle Leidenſchaften beruhen alſo darauf, daß man etwas für ein Gut oder Übel hält, was es nicht iſt, daher entſtehen Trauer und Furcht als Bedrängniſſe (συστολαί), Luſt und Begierde als Erhebungen (ἐπάρσεις); alle ſind zuerſt Urtheile, werden dann leicht Meinungen (δόξαι) und zuletzt Bewegungen (κινήσεις, φοραί) gegen das Geſetz der Vernunft, deſſen Gleichgewicht ſie daher ſtören. Durch Wiederholung derſelben Leidenſchaft, entſteht ein Hang zu derſelben (εὐεμπτωσία), welcher, wenn er nicht zur rechten Zeit überwunden wird, in eine Krankheit der Sele übergeht (νόσημα), wie übermäßige Gier nach Wein, die bei einem erlittenen Schaden leicht ins Gegentheil, wie Haß des Weines, übergeht. Die höchſte Stufe iſt gänzliche Schlaffheit und Schwäche des Geiſtes (ἀῤῥώστημα), das wahnſinnige Streben nach etwas und deſſen Gegentheil. Dieſe Schwächen ſind die Quellen der Laſterhaftigkeit. Wie aber dieſe Ausartung des Geiſtes den Krankheiten des Körpers ganz ähnlich iſt, ſo muß es, wie für dieſe, auch für jene eine Heilkunde geben, das iſt die Philoſophie, deren Aufgabe iſt, dem Geiſte Geſundheit, Behendigkeit, Stärke und Schönheit zu geben. Da Irrthum der Grund der Leidenſchaften iſt, ſo müſſen ſie durch Belehrung gehoben werden; dieſe Belehrung muß aber nicht in der Hitze der Leidenſchaft angewandt werden, ſondern wenn dieſelbe nachläßt; man muß ſich dabei zur Anſicht des Zubelehrenden herablaſſen und ihm zeigen, daß er mit ſich ſelbſt im Widerſpruch ſey, möge er nun das Naturgemäße oder die Begleiter des Guten (ἐπιγεννήματα) mit den Gütern verwechſeln. Die Leidenſchaften ſind, weil ſie in der Sele ihren Sitz haben, in unſerer Gewalt und müſſen gänzlich vertilgt werden, wie der Krankheitsſtoff aus dem Körper herauszuſchaffen iſt. Iſt das geſchehen, ſo erfolgt die Leidenſchaftsloſigkeit (ἀπάθεια) und ein Wohlbefinden des Geiſtes (εὐπάθεια), das in Freude (χαρά), Vorſicht (εὐλάβεια) und gutem Willen (βούλησις) beſteht. Der Inbegriff dieſer Eigenſchaften iſt der Zuſtand des Weiſen, der nur alles Guten theilhaftig iſt, Tugend übt, der Natur gemäß lebt und alle ſeine Pflichten erfüllt in richtiger Unterſcheidung deſſen, was in unſerer Gewalt iſt und, was nicht, des Naturgemäßen und Naturwidrigen [94]), des Guten endlich und des Böſen.

Alle Dinge ſind entweder Güter (ἀγαθά) oder Übel (κακά) oder gleichgiltig (ἀδιάφορα); ein Gut iſt, was ſeiner Natur nach alſo immer nützt, ein Übel, was ſeiner Natur nach d. h. immer ſchadet; gleichgiltig, was bald nützt, bald ſchadet. Nutzen und Schaden iſt von

93) Sen. Ep. 118. 120. 124. Diog. 185. 186. 199. Cic. Fin. III, 5. 6.

94) Stob. Ecl. II, 7. p. 162 etc. Diog. III, etc. Orig. c. Cels. p. 50 u. 411. Cic. Tusc. III, 25. IV, 6. etc. Sen. Ep. 20. 89.

Digitized by Google

uns ſelbſt abhängig, mithin die wahren Güter und Übel der Sele angehörig. Was nützlich iſt, iſt zugleich gerecht, das Gerechte aber ſittlich (καλόν), alſo das Nützliche auch *ſittlich*; das Sittliche ferner iſt lobenswerth, das Lobenswerthe erſehnt, das Erſehnte zu ergreifen, das Zuergreifende aber gut. So ſind gut, nützlich und ſittlich gleichbedeutende, unzertrenliche Begriffe, welche dieſelbe Sache aber von verſchiedenen Seiten bezeichnen, das *Sittliche* iſt das Bewegende, Thätige (das Weſen), das *Nützliche* das Bewegte, Leidende (die Weſenheit) und das *Gute* die Einheit beider; was aber thätig iſt, muß ein Körper ſeyn, das Sittliche iſt alſo ein Körper, dann auch ſein Product, das Nützliche, und nicht weniger das Gute, was auch wegen der Körperlichkeit der Sele nicht anders ſeyn kann. Der Gegenſatz des Guten iſt das Böſe, die Einheit des Schädlichen und Unſittlichen, der Inbegriff aller wahren Übel, die in falſchen Begriffen und Gedanken ihren Grund und durch böſe Beiſpiele ihren Urſprung haben [95]. Das Gute nun als Nützliches, welches der Sele zu Theil wird, iſt 1) die Affection derſelben, welche dadurch entſteht, daß andere Gute das Gute in uns anerkennen, alſo das Bewußtſeyn des Guten ſelbſt; 2) das Bewußtſeyn, daß wir von andern wegen des Guten in uns geliebt werden; 3) das Bewußtſeyn, daß wir von den Guten deshalb geehrt und gelobt werden, ihren Beifall beſitzen; 4) das Bewußtſeyn, daß ſie uns auch thätlich alles Gute erweiſen, und alles Böſe abzuwenden ſuchen [96]. Hieher gehören alle Güter, die zwar keine Tugenden, aber doch beſtändige Modificationen der guten Sele ausmachen. Das Gute und Nützliche iſt zwar in ſich ein und daſſelbe, nimt aber nach Verſchiedenheit der Lage, in welcher der Menſch ſich befindet, eine andere Form an. Betrachten wir die Sele nach der Verſchiedenheit des Berufs, ſo ſind alle Geſchicklichkeiten (ἐπιτηδεύματα) Güter in jedem Umfange und Grade, inſofern die Sele in ihnen ihre Befriedigung findet, durch ſie für ihre Bedürfniſſe geſorgt ſieht; Muſik und Grammatik, Reitkunſt und Jagd dienen inſofern dem wahren Nutzen [97]. Daß wir uns ferner in Ort und Zeit finden, daß wir mit dem Landleben ſo gut, als mit dem Stadtleben, mit dem Alter ſo gut, als mit der Jugend zufrieden ſind, vermöge des uns inwohnenden Guten, iſt auch eine beſondere Erſcheinung des Nützlichen [98]. Iſt die Sele in Ruhe, ſo zeigt ſich das Gute als innerer Friede in Gleichmuth, Standhaftigkeit, Beharrlichkeit und Ausdauer [99]. Iſt endlich die Sele bewegt, ſo wird ſie von Vergnügen durchdrungen in Freudigkeit, Heiterkeit, Muth und Willigkeit [1]. Betrachten wir endlich die Güter in Beziehung auf einander und zu den gleichgiltigen Dingen, ſo bemerken wir, daß die Güter theils in ſich Zweck ſind, wie alle bisher genanten, theils jene hervorbringen, wie die Tugenden in uns und andern, wie die Tugendhaften ſelbſt, beſonders die Freunde. Hieher gehört der Unterſchied zwiſchen den einfachen, wie die genanten, und den zuſammengeſetzten Gütern, wie ein gutes Leben, ein gutes Alter und dergl. Betrachten wir ferner die beſtimte Relation auf Freiheit und Nothwendigkeit, ſo iſt jene als in der Sele vorhanden, ſelbſt ein Gut, beruhend auf der Wahrheit; dieſelbe entzieht die Sele allen Beleidigungen und waffnet ſie mit der Vorſicht gegen die Nothwendigkeit, lehrend, das Künftige vorherzuſehen und ihm auf die rechte Weiſe zu begegnen. So können auch innerliche und äußerliche Güter unterſchieden werden, doch ſind dieſe es nur, inſofern ſie innere hervorbringen. Die Güter als ſolche ſind ganz gleich; nach ihrer Beziehung ſind die erſten, welche ſich auf das Naturgemäße beziehen, die zweiten, die ſich am Naturwidrigen offenbaren, die dritten, die auf das ganz Gleichgiltige gehen [2]. — Auf dieſelbe Weiſe laſſen ſich die Übel behandeln, die ich der Kürze wegen übergehe. —

Die Vollendung der Sittlichkeit als eigenthümliche Qualität der menſchlichen Sele iſt die *Tugend* (ἀρετή), eine innere, lebendige Kraft der Sele, die ſich ſelbſt erzeugt und gewiſſe, ihr eigene Begriffe umfaßt, unfehlbar im Erſtreben und Vollbringen deſſen, was ihr zukomt. Als Qualität läßt ſich die Tugend doppelt betrachten, ſie iſt als innere Kraft der Sele eine Kunſt (τέχνη), als Vollkommenheit aber eine Wiſſenſchaft (ἐπιστήμη). Die der Tugend eigenthümliche Kunſt gründet ſich auf die Naturanlage des Geiſtes, die der Tugend vorhergeht, und kann angeſpant und nachgelaſſen werden, iſt aber untrenbar von der Wiſſenſchaft, welche ein Syſtem künſtleriſcher Begriffe ausmacht, die in ſich Sicherheit haben; die Wiſſenſchaft iſt daher ſtets auf der Spitze und kann weder zu, noch abnehmen [3]. Die Tugend muß als Qualität, obgleich immer Wiſſenſchaft und Kunſt zugleich, doch in ſich gewiſſe Unterſchiede haben, deren, wie überall, vier Hauptformen ſind: ſittliche Klugheit (φρόνησις), Gerechtigkeit (δικαιοσύνη), ſittliche Stärke (ἀνδρεία) und Mäßigung (σωφροσύνη). Die *Klugheit* iſt die Wiſſenſchaft vom Guten, Böſen und Gleichgiltigen oder von dem, was zu thun, nicht zu thun und gleichgiltig iſt. Als untergeordnete Tugenden gehören hieher: Planmäßigkeit, Scharfſinn, Genauigkeit, Sicherheit und Gewandheit des Erkennens. Die *Gerechtigkeit* iſt die Wiſſenſchaft von dem, was andern zu geben und nicht zu geben iſt, oder jedem nach ſeinem Verdienſt zu geben; dieſe iſt der Grundſtein aller Tugend, findet nur zwiſchen Menſchen ſtatt, nicht gegen Thiere, die nach ihren verſchiedenen Klaſſen unter ſich verſchiedene Geſetze

95) Plut. Stoic. repugn. 13. Diog. 99. 100. Galen. Pl. et Hipp. decr. ed. Bas I, p. 290. Sen. Ep. 66. 106. 118.
97) Dieſe hier behauptete Steigerung in den Arten des Nützlichen findet ſich nirgends ausdrücklich angeführt, läßt ſich aber dem Sinne nach herſtellen aus Cic. De Off. II. in Verbindung mit Sen. Ep. 102. die griechiſchen Ausdrücke mögen geweſen ſeyn: εὐπροδοξία, Stob. p. 204. conscientia boni, εὔνοια benevolentia, εὐδοξία gloria, εὐεργεσία beneficentia. 97) Stob. II, 7. 122. 98) Stob. II, 130. 99) Stob. 126. 1) Stob. ibid. Diog. 100.

2) Stob. II, 7. p. 126—130. Sen. Ep. 6. 66. 102. 106. const. c. 19. de otio sap. Diog. 95. etc. 3) Plut. vita Mor. p. 447. Galen. Pl. et Hipp. decr. ed. Bas. I, p. 291. Simpl. ad Arist. Cat. 62. 70 u. 73. Stob. II, 7. p. 124 etc.

haben. Zunächſt muß jeder gegen ſich ſelbſt Gerechtigkeit üben, dann gegen andere, jede Ungerechtigkeit aber gegen andere iſt es zugleich gegen uns ſelbſt, da wir unſerer Sele dadurch Schaden zufügen. Gerechtigkeit iſt nur möglich, wenn der Natur gemäß zu leben höchſter Zweck iſt, geht aber zu Grunde, wenn Vergnügen für das höchſte Gut, ja ſelbſt, wenn auch nur ein Gleichgiltiges für ein Gut gehalten wird. Die der Gerechtigkeit untergeordneten Tugenden ſind: Frömmigkeit, Liebe, Gleichſetzung und Umgänglichkeit. Die Stärke iſt die Wiſſenſchaft von dem, was zu fürchten und nicht zu fürchten iſt, oder des Furchtbaren nicht Furchtbaren und Gleichgiltigen, da ſie ſich zunächſt auf die Geſinnung bezieht, findet ſie beſonders im nächſten Abſchnit ihre Anwendung; ihr untergeordnet ſind: Ausdauer, Muth, Selengröße, Gleichmuth und Arbeitsliebe. Die Mäßigung endlich iſt die Wiſſenſchaft von dem, was zu erſtreben und zu fliehen iſt, hat es alſo mit den Trieben und Begierden zu thun und findet beſonders in der Pflichterfüllung ihre Anwendung; zu ihr gehören Ordnungsliebe, Anſtand, Beſcheidenheit, Selbſtbeherrſchung [4]. Der Zweck aller dieſer Tugenden iſt der Natur gemäß zu leben, welchen zu erreichen, jede dieſer Tugenden beiträgt. Denn von der Natur erhalten ſie Anlaß, die Pflichten zu finden, wann und wo zu handeln ſey, jedem das Seinige zu beſtimmen, was und wie viel ihm zukomt, in jeder Lage Ausdauer zu beweiſen, wie gut oder übel wir uns auch befinden, wie wenig oder viel wir beſitzen, bei jeder Bewegung der Sele endlich ein Gleichgewicht zu beachten. Bei Auffindung der Pflichten müſſen wir beſonders unſern Beruf beachten und unſere Geſchicklichkeiten, im Allgemeinen alle Bildungsmittel (ἐπιτηδεύματα, αἱ ἐγκύκλιοι τέχναι); bei Beſtimmung des jedem Zugehörigen iſt beſonders Verwaltung des Eigenthums zu beachten; zur Ausdauer gehören unter andern Kraft (ῥώμη) und Selengröße (μεγαλοψυχία); die vollſtändige Steigerung des Begriffs iſt nur vom Gleichgewicht der Sele (εὐστάθεια) zu erhalten, dazu gehören 1) Geſundheit, die Harmonie in den Kenntniſſen, Anſichten und Urtheilen der Sele; 2) Gewandheit (ἀρτιότης), Schnelligkeit in den Urtheilen und Handlungen mit Feſtigkeit verbunden; 3) Nachdruck (ἰσχύς), eine gewiſſe Anſpannung der Selenkräfte im Handeln und Denken; 4) Schönheit der Sele endlich, die Harmonie in der Vernunft unter den Selenkräften und mit dem Ganzen. Obgleich ſo bei jeder naturgemäßen Handlung beſonders eine Tugend in verſchiedenen Abſtufungen thätig iſt, ſo ſind doch alle anderen zugleich mitthätig, indem alle wieder in einander greifen [5]. Alle Tugenden ſind ferner untrenbar ſchon wegen ihres gemeinſamen Subſtrats, das die Sele ſelbſt iſt, der ſie dem Weſen nach als vernünftige lebendige Weſen gleichartig ſind. So haben die Tugenden zunächſt eine Beziehung auf die Sele, dann aber auch auf die Außenwelt. Werden die vier Haupttugenden in ihrer Relation betrachtet, ſo entſtehen aus der Klugheit, Verſtand (νοῦς) und Einſicht (φρένες), aus der Gerechtigkeit, Freigebigkeit und Barmherzigkeit (μεταδοτική und ἐπιδοτική), aus der Stärke, Unerſchütterlichkeit (ἀταραξία) und Furchtloſigkeit (ἀφοβία), aus der Mäßigung, Schmerzloſigkeit (ἀλυπία) und Ordentlichkeit (εὐταξία), eben dahin gehören auch noch Milde (πραότης) und Ruhe (ἡσυχιότης). Ganz beſonders gehört hieher die Freundſchaft, inſofern wir ſie andern erzeigen, vermöge deren die Güter gemeinſchaftlich ſind. Da kein Mittleres zwiſchen Tugend und Laſter, ſo müſſen wir uns alle mit einem Mal aneignen und lernen, daß aber die Tugend lernbar ſey, zeigt die Beſſerung der Böſen. Wer im Beſitz der Tugend iſt, kann ſie nicht ſo verlieren, daß er ins Laſter zurückſinke, wol aber durch Wahnſinn; denn auf die Vernunft gegründet, muß ſie mit der Vernunft verloren gehen [6].

Aus der Tugend geht eine ihr entſprechende Geſinnung, Handlungsweiſe, hervor; denn die lebendige Sele muß wirkſam ſeyn und Entſchlüſſe faſſen, die im Weiſen nicht anders als tugendhaft d. h. dem Geſetz der menſchlichen Natur gemäß ſeyn können. Jede Natur hat ihre Eigenthümlichkeit, ihr Geſetz, ein anderes die Pflanze, ein anderes das Thier. Der Menſch muß alſo in der Geſinnung, welche ſeiner Vollkommenheit d. h. der Tugend angemeſſen iſt, ſeine Befriedigung finden, das iſt das Glück (εὐδαιμονία), inſofern wir uns einen paſſiven Zuſtand der Sele dabei denken; die Geſinnung aber als activ gedacht, inſofern ſie aus freier Entſchließung dem Naturgeſetz folgt, iſt die Übereinſtimmung mit dem Naturgeſetz (ὁμολογία). Wie das Geſetz in ſich conſequent, ſo auch die Befolgung deſſelben und vollkommen der Tugend entſprechend, daher dieſe hier nicht für das Glück, das gleich zu achten der Seligkeit Jupiters, nur durch die Vergänglichkeit von derſelben unterſchieden, wodurch aber das Glück nicht geringer wird, denn der Weiſe iſt ſo mit Allem zufrieden, bedarf ſo wenig eines Äußeren oder irgend eines Dinges, welches er ſich nicht ſelbſt geben kann, daß er nicht einmal Verlängerung dieſes Zuſtandes wünſcht [7]. Glück und Naturgemäßheit, in ihrer Einheit das höchſte Gut, Zweck des Guten (τέλος), ſind alſo nicht das die Tugend begleitende Vergnügen, ſondern das Gute in ſeiner Lebendigkeit, die Tugend in ihrer Kraftäußerung, ſie vereinigen in ſich Freude, Heiterkeit, Muth und Willigkeit, Geſundheit, Gewandheit, Kraft und Schönheit der Sele, ſich gleich, ob uns Naturgemäßes oder Naturwidriges widerfährt, in jenem Unerſchütterlichkeit, Feſtigkeit, Beharrlichkeit und Sieg bringend, in dieſem Frohſinn, Wohlbefinden, Selenruhe und Freiheit. Dieſe Geſinnung in ihren einzelnen Erſcheinungen gibt die vollkommenen Pflichten (τέλεια καθήκοντα), welche von dem allherrſchenden Naturgeſetz befohlen werden, die ſich unterſcheiden nach ihren Quel-

4) Stob. II, 7. p. 102—108. Diog. 90—93. 5) Stob. II, 7. 108—114. Cic. Tusc. IV, c. 13.

6) Stob. Ecl. II, 7. p. 124. 132. 188. 240. Arrian. Diss. II, 4. Diog. 90—93. 7) Stob. II, 7. p. 132. Diog. 87. Cic. Fin. III. Senec. De vita beata. Plut. Virt. moral. p. 450.

Digitized by Google

len, den Tugenden und entweder kluge (φρονιμήματα) oder gerechte (δικαιώματα) oder ſtarke (ἀνδρειήματα) oder mäßige Geſinnungen; vielleicht auch nach den Gütern in anerkennende, wohlwollende, rühmende, wohlthuende getheilt werden können. Selbſt alle an ſich gleichgiltigen Handlungen nehmen den Charakter einer dieſer Geſinnungen an und werden vollkommene Pflichten, z. B. klug fragen, antworten, reden u. ſ. w., und ſelbſt die einzelnen willkürlichen Veränderungen des Körpers, wie Mienen und Geberden [8]). Die guten Geſinnungen (κατορθώματα), als die der geſunden Vernunft gemäßen Regungen des Geiſtes, ſind in ſich vollkommen und eben deshalb einander gleich, ihre Vollkommenheit beſteht aber in der Vereinigung aller möglichen Weiſen des Geiſtes thätig zu ſeyn, deren Einheit eben Glück und Erfüllung des Geſetzes iſt. In ihnen zeigt ſich daher Beobachtung der Ordnung (εὐτάκτημα), Wahl des gehörigen Orts [9]) und Ergreifung der Gelegenheit (εὐκαίρημα), Benutzung der richtigen Zeit zur Handlung; die richtige Haltung des Geiſtes (εὐσχημόνημα), gehöriges Maß des Eifers [10]); Geſchicklichkeit (εὐεπιτήδευμα), daß die Handlung den Eigenſchaften und Fertigkeiten unſers Geiſtes angemeſſen ſey [11]); Glückſeligkeit (εὐδαιμόνημα), daß die Sele darin ihre Befriedigung finde [12]); glücklicher Erfolg (εὐτύχημα), daß der Zweck der Handlung erreicht wird; Wohlwollen (εὐνόημα), daß unſer gute Wille anerkant werde und Übung der Gerechtigkeit (δικαιοπράγημα), daß jeder dadurch im Beſitz ſeines Eigenthums erhalten werde. Die dieſer guten Geſinnung entgegenſtehende böſe iſt die Sünde (ἁμάρτημα), von der alles Entgegengeſetzte gilt [13]). Da das Glück und das naturgemäße Leben nur in der Thätigkeit des Geiſtes beſtehen, ſo hat nur die Freiheit unmittelbar Einfluß auf dieſelben; die Naturnothwendigkeit nur mittelbar d. h. nur inſofern ſie überwunden wird. Denn des glücklichen Lebens ſtiller Strom beſteht im Beſitz aller wahren Güter, welche zu erwählen (αἱρετέον), zu erſtreben (ὀρεκτέον), zu wollen (βουλητέον) und zu empfangen (ἀποδεκτέον) ſind. Dieſer Beſitz iſt aber nur eine Accidenz des Guten (κατηγόρημα), aber muß deshalb ſtets thätig erhalten und bewahrt werden (ὑπομενετέον καὶ ἐμμενετέον). So komt es für das Glück zunächſt nur auf den Unterſchied des Guten und Böſen (διαφέρον) an, alles übrige iſt unmittelbar gleichgiltig (ἀδιάφορον) d. h. für das Glück, aber nicht für den Trieb (ὁρμή), für den ſind die gleichgiltigen Dinge naturgemäße (κατὰ φύσιν), bevorzugte (προηγμένα) oder naturwidrige, zurückgeſetzte (παρὰ φύσιν, ἀποπροηγμένα); unter dem Bevorzugten ſteht am höchſten, was ſich auf die Sele bezieht, das Körperliche wieder höher als das Äußere, zu dem erſten gehört Leben, zum zweiten Geſundheit, zum dritten Reichthum; mit dem Naturwidrigen iſt es ebenſo, die letzteren ſind immer nur der frühern wegen zu nehmen (ληπτά), die erſten nur ihrer ſelbſt wegen. Ebenſo ſind nur die guten Geſinnungen an ſich zu erwählen, die Freundſchaft, weil ſie jene bewirkt, die Weisheit zugleich an ſich und als jene bewirkend. Die Beziehung der gleichgiltigen Dinge auf das Glück geſchieht durch die richtige Schätzung (ἀξία), die ſubjectiv nur dem Guten, objectiv als Werth theils den Dingen, theils ihrer gegenſeitigen Vergleichung zukomt [14]).

Zwar iſt die vollkommene Pflicht, inſofern ſie auf das Glück geht, an ſich nicht auf die gleichgiltigen Dinge bezogen, das muß aber geſchehen in der Betrachtung des ſittlichen Triebes, der auf das Naturgemäße und Naturwidrige geht; durch dieſe Verbindung entſteht die mittlere oder eigentliche Pflicht, jede Handlung, von der man Rechenſchaft geben kann. Pflichtmäßig (καθῆκον) iſt, was die Vernunft zu thun erwählt, pflichtwidrig (παρὰ τὸ καθῆκον) was ſie nicht erwählt. Die erſte Bedingung des Handelns iſt das Leben, daher die Selbſterhaltung die erſte Pflicht, doch nur, ſo lange mehr Naturgemäßes als Naturwidriges uns zu Theil werden kann; im entgegengeſetzten Fall iſt es Pflicht, freiwillig das Leben aufzugeben. Um uns nun in Beſitz des Naturgemäßen zu ſetzen und durch daſſelbe nützen zu können, müſſen wir 1) anerkennen, daß uns nur durch andere Menſchen wahrhaft genützt werden kann und die äußeren Dinge nur inſofern Werth haben, als auch wir ſelbſt durch ſie nützen können; 2) daß zu dieſer äußeren Thätigkeit ein gegenſeitiges Wohlwollen erfodert wird; 3) öffentliche Anerkennung des Werthes, ohne welche kein gegenſeitiges Vertrauen ſtatt findet; 4) endlich thätiger Austauſch der äußern Güter; alle dieſe Pflichten beſtimmen ſich im Einzelnen nach den Umſtänden, und die Nützlichkeit iſt das Entſcheidungsprincip; alle dieſe Pflichten laſſen ſich nicht üben ohne den Beſitz der Tugend [15]). Die Natur hat uns nicht blos die Pflicht der Selbſterhaltung auferlegt, ſondern durch Ertheilung der Zeugungswerkzeuge auch die Fortpflanzung des Geſchlechts empfohlen, daraus folgt die Stiftung der Familie, Verkettung der Familien und Liebe zu andern. Um nun ſo das wahre Wohl unſerer Nebenmenſchen zu fördern, d. i. die Sittlichkeit, müſſen wir 1) erforſchen, was in jedem einzelnen Fall das Wahre und Gute iſt, doch müſſen wir uns nicht ſo von der Wißbegierde hinreißen laſſen, daß wir die That vergeſſen. Die Forſchung führt ſelbſt zur Lehre. Die Weisheit ſtellt uns über die andern und gebietet 2) die Herrſchaft d. h. als allgemeine Pflicht, die Sorge für Erhaltung und Verbeſſerung der menſchlichen Geſellſchaft durch Gerechtigkeit und Freigebigkeit. Dieſes muß 3) mit Stärke geſchehen, daß wir durch Selengröße alles wahre Gute zu erſtreben ſuchen, ſo weit es in unſerer Macht iſt, alles Kleinliche und Äußere verachten. In allen Handlungen aber müſſen wir uns 4) nicht übers rechte Maß hinreißen laſſen, daß ſich Ordnung und Schönheit in unſern Handlungen offenbaren. So gehen die Pflichten aus dem

8) Stob. p. 184. 192. 194. Cic. Fin. III, 18. Senec. Felic. c. 9—15. 9) Cic. Off. I, 40. Fin. III, 14. 10) Stob. p. 144. 11) Stob. p. 128. 12) p. 144. 13) Stob. Ecl. II, p. 160. 193. Cic. Off. I, 7. Plut. Stoic. rep. c. 9. 12.

14) Stob. p. 142—156. 194. Diog. 104—106. Cic. Fin. III, 15 etc. Plut. Stoic. repugn. c. 20. 15) Diog. 108—110. Cic. Fin. III, 17. 18. Off. II. Stob. p. 158. Plut. Com. not. c. 23.

Digitized by Google

Sittlichen hervor, das als zweites Princip nicht mit dem Nützlichen in Widerſpruch kommen kann, da beide Eins ſind im Guten; ſcheint es, daß ſie ſich widerſprechen, ſo iſt das Sittliche der ſichere Leitſtern [16]. Dem Ganzen zu nützen iſt unſer Zweck, das geſchieht durch Lehre und Thätigkeit, die Lehre findet ihre größte Anwendung in der Erziehung der Jugend, hier muß man den Zweck, die Weisheit, nie aus den Augen verlieren, man muß dafür ſorgen, daß die Kinder nur Gutes ſehen, haben ſie Böſes angenommen, ſo muß es ſelbſt mit körperlicher Strenge verbant werden. Wäre es möglich, ſo müßten nur die Weiſen erziehen, in der Wahl ſelbſt der Ammen iſt große Vorſicht nöthig, daß ſie Anſtand des Körpers, Reinheit der Sprache und Tugend des Geiſtes haben. Im Handeln ſey die allgemeine Stütze das Geſetz, denn die Welt iſt ein Stat, deſſen Abbild ſich in den einzelnen Staten, obwol unvollkommen, wiederfindet, hier waltet das menſchliche Recht, in jenem das göttliche. Das göttliche Geſetz erlaubt Gemeinſchaft der Weiber, Verheirathung zwiſchen Vater und Tochter, Mutter und Sohn, Bruder und Schweſter, Verzehrung der verlornen Glieder; das Geſetz der einzelnen Staten und die Gewohnheit der Völker verbietet dieſes, und als Bürger des beſondern States müſſen wir deſſen Geſetze befolgen, doch nur ſo lange, als ſie nicht gebieten, was die göttlichen verbieten. Wenn das nicht der Fall, wird der Weiſe, wenn er ſich dazu im Stande fühlt, auch an der Verwaltung Theil nehmen, als Richter, Redner, Regent. Geſtattet es ſeine Eigenthümlichkeit oder Lage nicht, ſo darf er ſich zurückziehen und in Muße für die Belehrung und Beſſerung anderer ſorgen. Für den Stat der ganzen Menſchheit iſt das göttliche Geſetz der König, der befiehlt, was zu thun, verbietet, was zu unterlaſſen iſt. Weil vor dieſem Geſetz alle gleich ſind, ſo müſſen die Menſchen einander ſo lieb ſeyn, als ſich ſelbſt, ja ſelbſt für die Nachkommen ſorgen. Deshalb iſt für den einzelnen Stat auch eine Miſchung von Monarchie, Ariſtokratie und Demokratie die beſte Verfaſſung [17]. Die Sittlichkeit verkörpert ſich im Weiſen, dem Ideal der Ethik. Der Weiſe iſt im Beſitz aller Güter, des Nützlichen und des Sittlichen, der Wiſſenſchaften und der Künſte, ſeine Geſinnung iſt ſeiner Vernunft gemäß, er iſt glücklich und dem göttlichen Geſetz gehorſam, bedient ſich des Naturgemäßen zur Erfüllung ſeiner Pflichten, er bleibt ſeiner Weisheit treu in allen Lagen und Verhältniſſen des Lebens, nimt Theil an geſelligen Freuden, gibt ſich der Liebe hin, heirathet, zeugt und erzieht ſeine Kinder, er findet den Weg zur Tugend durch die verwickeltſten Regirungsgeſchäfte ſo gut, als wenn er Privatmann iſt, im Reichthum ſowol, als wenn er wie ein Kyniker leben muß, obgleich der Kynismus ein kürzerer Weg zur Tugend, er benutzt die angenehmen und unangenehmen Zufälle (εὐχρηστήματα und δυσχρηστήματα), Tugend zu fördern, das Laſter zu bekämpfen, er iſt überall frei, ſelbſt in Ketten, fühlt ſich reich im Mangel, da er

16) Cic. Fin. III, 19. De off. I. Sext Emp H. III. p 248. 17) Quinct. Inst I Cic. fin. III, 20. legg I. Diog. 131. Stob 190. 201. 228. Plut. Stoic. repugn. c. 21. Marcian De legg D 1. 2.

ſich ſelbſt genug iſt, iſt der wahre König, da er ſich ſelbſt beherrſcht; er geht in den Tod, wenn ſeine Pflicht es fordert, und friſtet kümmerlich ſein Leben, um in der Tugend zu verharren. Er liebt alle Menſchen, iſt aber nur Freund des Weiſen durch Eintracht und Gleichheit der Geſinnungen. Freundſchaft der Weiſen iſt an ſich Zweck, wird nicht des Eigennutzes wegen geſucht, denn es iſt ein Austauſch der Liebe, der alles gemeinſam iſt; in der wahren Freundſchaft gibt es keine Grade, ſonſt nimt die Liebe ab nach den Graden der Sittlichkeit; Fehler und Sünden der Freunde ſind bald ſo, bald ſo zu beſſern, nur Laſterhaftigkeit läßt die Freundſchaft abbrechen. Iſt dem Weiſen der Unterhalt geſichert, ſo ſucht er ein eigenes Hausweſen zu begründen und heirathet. Zwar kann er ſich befriedigen mit Brod und Waſſer, allein, da Reichthum der Armuth vorzuziehen, darf er danach ſtreben auf drei Hauptwegen, durch das Königthum, durch Freundſchaft und durch Unterricht. Kann er nicht ſelbſt König ſeyn, ſo darf er in eines Königs Dienſte treten, ſoll auch darum in die Fremde reiſen, denn die ganze Welt iſt unſer Vaterland, er kann den Mächtigern als Geſellſchafter und Rathgeber, als Beamter oder als Feldherr dienen. Von ſeinen Freunden, die mächtiger oder reicher ſind, als er, darf er ſeinen Unterhalt nehmen, denn die Güter der Freunde ſind gemeinſam. Endlich auch durch Unterricht der Jugend und Belehrung der Erwachſenen, indem er für Verbreitung der Philoſophie Bezahlung nehmen darf. Hat er Vermögen und kann er nicht in öffentliche Verhältniſſe eintreten, ſo kann er ſich auch in Muße den Wiſſenſchaften ergeben, die Natur der Dinge und das Weſen des Guten erforſchend, Wahrheit durch ſeine Schriften verbreitend und befeſtigend in Dankbarkeit und Frömmigkeit gegen die Götter [18]. (*Petersen.*)

CHRYSOLORAS, Manuel oder Emanuel (*Μανουὴλ ὁ Χρυσολωρᾶς*), einer der erſten Gelehrten Griechenlands, die im 15. Jahrhundert die Kentniß und Liebe der griechiſchen Literatur, deren letzter Schimmer ſich in Conſtantinopel erhalten hatte [1], nach dem Weſten von Europa verpflanzten, und hier das neu erwachte Aufſtreben nach einer geſunden wiſſenſchaftlichen Bildung beförderten. Das Jahr ſeiner Geburt iſt unbekant, ſo wie überhaupt die ganze Chronologie ſeines Lebens, theils durch Mangel an Nachrichten, theils durch Namenverwechſelungen und zufällige Irrthümer anderer Art, dunkel und verwirrt iſt [2]. Er gehörte einer der angeſehenen

18) Cic. Fin. III, §. 68—73. Plut Com. not c. 20. de Stoic. rep. 2. 9. 10. 14. 17. 20. 22. Diog. 117—130. Stob. p. 188—224.

1) Franciscus Philelph. Epist. anni 1451: Graeci, quibus lingua depravata non sit, et quos ipsi tum sequimur, tum imitamur, ita loquuntur vulgo ut Aristophanes comicus, aut Euripides tragicus. — Nam viri aulici veterem sermonis dignitatem atque elegantiam retinebant. Derſelbe in einem Briefe an Saxolus Pratensis an. 1441: si me audias, non Peloponnesus tibi, sed Thracia h. e nova Roma Constantinopolis petenda est Illic enim et viri eruditi sunt nonnulli, et culti mores et sermo etiam nitidus In Conſtantinopel, ſagt Gibbon, war eine größere Menge Bücher und mehr Kentniß eingeſchloſſen, als über die weiten Länder des Weſten verbreitet waren. Aber die Griechen ſtanden ſtill oder gingen zurück, die Lateiner ſchritten mit raſchem Eifer vor. 2) Die ſicherſte Quelle,

Digitized by Google

Familien Conſtantinopels an, die ihren Urſprung auf die römiſchen Edeln zurückführten, welche mit Conſtantin dem Großen nach dem von ihm gewählten Sitze der Regierung gezogen waren [3]. Kenntniſſe und Gelehrſamkeit waren in dieſer Familie einheimiſch [4], und Manuel, der nach einigen ein Schüler des Gemiſtus Pletho war, zog die Beſchäftigung mit den Wiſſenſchaften einer Hofſtelle vor, die ſein Oheim Joannes Eudämon Paläologus bekleidete, und auf ſeinen Neffen hätte übertragen können [5]. Sein vorzüglichſtes Studium war Philoſophie, worunter man damals auch encyclopädiſche Kenntniſſe verſtand, wie man denn an Chryſoloras auch ſeine Kentniß der Natur rühmte [6]; doch entzog er ſich deshalb dem Dienſte ſeines Vaterlandes nicht, wenn es ſeiner Hilfe bedurfte. Von Bajazet hart bedrängt, ſendete ihn der griechiſche Kaiſer an die Fürſten des weſtlichen Europa, Hilfe an Geld und Truppen zu erbitten, und dieſe Sendung war, wie es ſcheint, nicht ohne Erfolg. Er brachte Geld nach Conſtantinopel zurück [7], und Frankreich ſendete Hilfe auf vier Schiffen unter der Führung des Marſchalls Boucicault, welcher den Kaiſer veranlaßte, nach dem Occident zu reiſen, und die Hilfe, deren er bedurfte, ſelbſt zu betreiben. Nach vollbrachter Sendung, die einen Zeitraum von drei Jahren ausgefüllt zu haben ſcheint, hatte Chryſoloras von dem Senate von Florenz eine Einladung bekommen, in dieſer Stadt eine Schule der griechiſchen Literatur zu errichten, wonach die frühern Verſuche von Barlaam und Leontio Pilato das Verlangen nur gereizt, nicht aber befriedigt hatten; und er folgte dieſem Rufe, der ihn für einen jährlichen Gehalt von hundert Florinen zu einem zehnjährigen Dienſte verpflichtete [8]. Er nahm ſeinen Weg über Venedig, ertheilte, nach Einigen, auch hier Unterricht, und kam gegen das Ende des Jahrs 1396, oder im Anfange des folgenden, nach Florenz [9], wo er ſeine Schule unter den günſtigſten Vorbedeutungen eröffnete. Nach Verlauf von drei Jahren aber veranlaßte ihn die Anweſenheit des griechiſchen Kaiſers in Italien [10], vielleicht auch Verdruß von einem ſeiner frühern Beförderer und Freunde [11], der ſich in einen Feind umgewandelt hatte, Florenz zu verlaſſen. Er kam mit dem Kaiſer in Mailand zuſammen; erwarb ſich hier die Achtung des Herzogs Johann Galeazzo, und wurde von dieſem veranlaßt, eine Lehrerſtelle an der neuerrichteten Schule in Pavia anzunehmen. Auch in Mailand ſoll er Unterricht gegeben haben [12]. Nach dem Tode des Herzogs (1402) wich Chryſoloras den Unruhen, die in der Lombardei entſtanden waren, nach Venedig aus; und verweilte hier noch, als Geſchäftsträger des griechiſchen Kaiſers, wie es ſcheint, als er durch Vermittelung eines ſeiner Schüler, Leonardo Aretino, damals Secretär des Papſtes Gregor XII., nach Rom eingeladen wurde [13]. Anfänglich zwar nahmen die Römer an dem ungewöhnlichen Coſtüm des Mannes Anſtoß, der wahrſcheinlich, wie andere Griechen jener Zeit, der alten philoſophiſchen Tracht treu blieb, und mit halbgeſchorenem Kopfe und langem Haare einherging [14]. Doch ſiegte das Verdienſt über das Vorurtheil. Er eröffnete auch hier eine Schule [15]; aber nicht lange nachher, wahrſcheinlich im Jahre 1409, wurde er von dem Papſte (Alexander V.?) mit einem Briefe an den Patriarchen von Conſtantinopel geſchickt, um die große Sache der Kirchenvereinigung zu

die aber des Hiſtoriſchen nur allzu wenig enthält, iſt die zu Venedig gehaltene Leichenrede des Andreas Julianus, und einige Briefe eines der eifrigſten Schüler Manuels, Guarinus von Verona, welcher den Vorſatz, ein umſtändliches Leben ſeines Lehrers zu ſchreiben, nicht ausgeführt zu haben ſcheint. Mit Benutzung dieſer und anderer, zum Theil handſchriftlicher Quellen hat ſich um die Aufklärung der Lebensumſtände Chryſoloras vorzüglich Humphry Hody (Hodius) verdient gemacht, in ſeinem von Samuel Jebb herausgegebenen Werke: De Graecis illustribus, linguae graecae literarumque humaniorum instauratoribus libri duo. Londini 1742, ſo wie auch Christ. Frid. Boerner De doctis hominibus graecis. Lipsiae 1750, wo Hody benutzt iſt. Von dem letztern hat Tiraboschi Storia della Letteratura italiana (Firenze 1807). Tomo VI. Parte II. Gebrauch gemacht. Vergl. Fabricii Bibl. graeca. Tom. XI. p. 409 s. ed. Harles.

3) So beſagt die Grabſchrift in Coſtnitz, und das Epitaphium von Aeneas Sylvius: Roma meos genuit majores, me bona tellus Byzantina tulit. Faſt Alle, die ihn erwähnen, ſprechen auch von ſeiner edeln Abkunft. Am beſten ſagt Ja. Phil. Bergomas: vir nobilis, sed omni doctrina et virtute nobilior. 3) Bullartus nent ihn mit Unrecht einen Athenienſer.

4) Guarinus in einem Briefe an Joannes Chryſoloras bei Hody (S. 52): At is ex nobilissima ac honestissima Chrysolorarum familia ut sidus aliquod enituit, quae cum egregiis ac prudentibus viris affluat, tum vero id praecipue habuit insigne, ut neminem ferme, nisi optimis studiis et liberalibus institutum artibus procreet.

5) So ſagt Nicolaus Comnenus Papadopoli in Histor. Gymn. Patavini. Tom. II. c. IV. p. 162.

6) Orat. funebris: Sed ut haec nobis et toti orbi nota praeteream, nonne inter naturalis historiae ac philosophiae principes Manuel annumerandus est?

7) Oratio funebris: Quanta fide, quanta integritate pecuniam ex Europa exactam, quam totam paene lustravit, quum ex Byzantii obsidione legatus ad ipsius principes missus est, imperatori suo designavit. Papadopoli (Histor. Gymn. Patav.) will wiſſen, daß er vor dem Antritte ſeiner Geſandſchaftsreiſe zu Padua Unterricht im Latein genommen habe. So viel iſt aus andern Zeugniſſen gewiß, daß er der lat. Sprache vollkommen mächtig war.

8) Domen. Giorgi Vita di Manuello p. 150.

9) Einige haben dieſe Zeit bis zum Jahr 1399 hinaufs, andere bis zu 1392 herabgerückt; noch andere meinten, es laſſe ſich nur ſo viel beſtimmen, daß er ſeinen Unterricht zwiſchen den Jahren 1390 und 1400 angefangen habe. Das im Texte angegebene Jahr hält Tiraboschi für das wahrſcheinlichſte (Storia della Letteratura italiana. Tomo VI. Parte II. Libr. 3. p. 781. ediz. 1807). Vergl. Furiettus Praef. ad Opera Barziziorum p. 15. (S. weiter unten bei den Schriften des M. Chryſoloras).

10) Manuel Paläologus kam im J. 1400 nach dem Occident; und nachdem er den Herzog von Mailand begrüßt, von da Paris und London beſucht hatte, kehrte er nach drei Jahren in ſein Reich zurück, deſſen Untergang indeß durch die Schlacht bei Angora um 50 Jahre hinausgeſchoben war.

11) Niccolò Niccoli, nach einer von Leonardo Bruni ſtammenden Nachricht. S. Mehus Vita Jacobi Angioli. p. 32. Vergl. Tiraboschi a. a. O. p. 781 f.

12) Joh. Anton. Sasso de studiis Mediolan. c. VIII. p. 104.

13) Ehe er nach Rom ging, ſcheint er im Auftrag des Kaiſers einige Reiſen gemacht zu haben. Im Jahe 1408 ſoll er in Paris geweſen ſeyn; wogegen Tiraboschi p. 783 Einwendungen macht, die doch ſchwerlich hinlänglich feſt ſtehen möchten. S. Boerner de doct. hom. gr. p. 12. not. ****.

14) Selbſt ſein Schüler und Freund, Leonardo Aretino, ſchreibt in einem ſeiner Briefe: Vestes nequaquam gravi homine dignas attulit. Quare populus concursat, curia ridet, ego digito compesco labellum, et quo me vertam nescio; vereor enim, ut nunc mores sunt, ne ut olim Chaldaei ex urbe Roma, ita nunc Graeci ob has ineptias e curia pellantur. Vergl. Hodius p. 31.

15) Bartholom. Facius de Viris illustr. p. 8.

betreiben [16]). Er ſelbſt war ganz für die lateiniſche Kirche gewonnen worden. Von ſeinem Leben nach der Rückkehr von Conſtantinopel bis zum Jahre 1413 iſt nichts bekant. In dieſem Jahre ging er als Begleiter zweier Cardinäle nach Teutſchland, um mit dem Kaiſer über den Ort des zu haltenden Conciliums Rückſprache zu nehmen [17]); und da Coſtnitz hiezu beſtimt war, begleitete er den Papſt Johann XXIII. nach dieſer Stadt [18]). Die Hoffnungen, die ſich der römiſche Hof von ſeinem Einfluſſe auf das Concilium in Beziehung auf die griechiſche Kirche gemacht hatte [19]), wurden durch den Tod vereitelt, indem er kurz nach ſeiner Ankunft in Coſtnitz, den 16. April 1415, ſtarb, nicht, wie manche glauben, aus Gram über die Abſetzung des Papſtes, in deſſen Gefolge er war, welche erſt einen Monat nach ſeinem Tode ſtatt fand, ſondern, wie es nicht unwahrſcheinlich iſt, an den Folgen der beſchwerlichen Reiſe. Sein Alter iſt unbekant [20]). Er wurde im Dominikaner-Kloſter zu Coſtnitz begraben, und ſein Grab durch einen ſeiner Schüler, Petrus Vergerius [21]), mit einer Inſchrift geziert [22]). — Von den Verdienſten des Mannes ſprechen Alle, die ihn erwähnen, mit Hochachtung. Sie rühmen ſeine Gelehrſamkeit, ſeinen Eifer im Unterricht, ſeine unbefleckte Sittlichkeit; auch von ſeiner Geſtalt und der Anmuth ſeiner Rede wird mit Lob geſprochen. Aus ſeiner Schule gingen zahlreiche Schüler hervor [23]), die zum Theil auch den Unterricht des Johannes von Ravenna in der lateiniſchen Literatur genoſſen hatten, und nun die Kentniß des griechiſchen und römiſchen Alterthums ſchriftlich und mündlich mit dem lebhafteſten Eifer verbreiteten. Von dieſer Zeit an vermehrten ſich die Freunde der griechiſchen Literatur in Italien, und was Chryſoloras mit Glück begonnen hatte, wurde nun theils von Griechen, die ſich aus dem unterjochten Vaterlande nach dem Occident wendeten, theils von Italienern mit dem größten Erfolge weiter geführt. Doch hat die gerechte Dankbarkeit nie geſtattet, daß der Name des erſten Vorgängers in Vergeſſenheit ſänke [24]).

Seine Schriften ſind nicht zahlreich. Nur folgende ſind bekant: I. Erotemata, die Anfangsgründe der griechiſchen Sprache in Frag und Antwort. Die vier älteſten Ausgaben, die man kennt, ſind ohne Ort und Jahr, aber ſämtlich vor 1500 gedruckt. S. Ebert bibliograph. Lexic. S. 324. No. 4174 ff. Die erſte mit einer Jahrszahl iſt Venet. per Peregrin. Bononiensem 1484. 4. gr. lat. Vincentiae. per Magistrum Leonard. de Basilea. 1490. 4., und dann wiederum Ebendaſ. 1491. 4. unter dem Titel: Chrysolorae grammatica gr. Paris. ap. Gourmont. 1507. 4. Argentorati 1516. 4. Öfters in Verbindung mit andern griechiſchen Grammatikern. Zuerſt Venetiis in aed. Aldi. 1512. 8. und wiederum mit einigen Vermehrungen Florentiae. ap. Phil. Junta. 1514. 8. und 1516. 8. Alle dieſe Ausgaben ſind bibliographiſche Seltenheiten. Eine Ausgabe Ferrariae 1509 enthält von Ponticus Virunius ein Leben des Chryſoloras, das voll von Irrthümern iſt. Übrigens enthalten dieſe Erotemata nichts als die Elementar-Grammatik, und blos den etymologiſchen Theil in einer Kürze, die unſerm Zeitalter ärmlich erſcheinen müßte. Reuchlin, Erasmus und andere Gelehrten der frühern Zeit legten ſie bei ihrem Unterrichte zum Grunde. II. Epistola ad Joannem Imperatorem de comparatione veteris et novae Romae. von Lambecius als Anhang zu Georg. Codinus de Origine CPolios in den Scriptoribus Historiae Byzantinae edirt [25]). Es erhellt aus dieſem Briefe, in welchem ſich Chryſoloras auf die an den Kaiſer geſendeten Geſchäftsbriefe bezieht, daß diejenigen irren, welche die Sendung dieſes Gelehrten in das Jahr 1393 ſetzen, da der Kaiſer Johannes Paläologus ſchon 1391 ſtarb; ferner, daß dieſer Brief während ſeiner erſten Anweſenheit in Rom geſchrieben iſt, wo der Eindruck, den der Anblick der ewigen Stadt auf ihn machte, noch neu war; endlich, daß er (nach p. 113 C.) zwei Jahre vor Abfaſſung deſſelben, zu London geweſen; welches Alles mit der von Hody angenommenen Chronologie beſſer als mit der von Tiraboſchi zuſammenſtimt. III. Briefe an Johannes und Demetrius

16) Demetr. Sguropulo Hist. concil. Florent. Sect. II. c. 7. p. 5. 17) Raynald Annal. eccl. ad ann. 1413. n. 22. 18) Hody p. 15 ſagt: er ſey von dem griechiſchen Kaiſer zu dem Concilio geſchickt worden, was Börner S. 14 beſtreitet. Andreas Julianus ſagt ausdrücklich: cum summus pontifex ire Constantiam statuisset, nonnullosque summae auctoritatis viros et sapientiae, et erga nostram hanc religionem insigni quadam pietate affectos sibi delegisset, Manuelem inter primos habere statuit etc. 19) Orat. funebr. Quae cum, ut cogitarat, perfecta fuissent, inveteratos Graecorum errores ad Romanam religionem sua opera ac diligentia deduxisset. 20) Daß er noch rüſtig geweſen, läßt ſich aus der Leichenrede abnehmen: Ea enim aetate nobis ereptus est, qua bonis artibus, optimis disciplinis et graecis et nostris haud parum prodesse poterat: nam ut primum ab iis se curis, quas toto animo conceperat, solvisset, omnem ad scribendi studium operam atque otium contulisset. 21) Tiraboſchi ſchreibt ſie dem Guarinus zu, was durch einen Brief dieſes Gelehrten an Jacob. de Fabris bei Hody S. 58 f. nicht beſtätigt wird. 22) Dieſe Inſchrift findet ſich unter andern bei Hody S. 23 und wiederum mit Abweichungen S. 59. Die Varianten ſ. bei Börner S. 14 f. 23) Von dem Eifer, mit dem ſich Viele dem Studium der griech. Sprache unter Chryſoloras Anleitung ergaben, gibt Leonardus Aretinus im Commentario rerum suo tempore in Italia gestarum ein anziehendes Bild, welcher auch mehre ſeiner Mitſchüler namhaft macht. Die ausgezeichnetſten nent Börner S. 11, mit dem Tiraboſchi S. 785 f. zu vergleichen iſt, welcher hauptſächlich die Verdienſte von Palla Strozzi, der aus Eifer für die gute Sache, da es an griechiſchen Autoren in Italien fehlte, auf ſeine Koſten Bücher aus Griechenland und Conſtantinopel kommen ließ; von Ambrogio Camaldoleſe, und Leonardo Giuſtiniani ins Licht ſtellt.

24) Unter den Wohlthaten, die ſich unter mannigfaltigem Unglück der Zeit bemerklich gemacht, nent Platina (Vitae Pontificum) in dem Leben Bonifacius IX. die Ankunft des Chryſoloras. In tantis malis, quibus provincia nostra afflictabatur, unum tamen bonum in Italiam advectum est. Ad nos enim Chrysoloras Byzantius Graecas litteras attulit, quae annis jam quingentis in Italia conticuerant. Hinc graecae latinaeque linguae scholae exortae sunt, Guarino, Philelpho, Ambrosio monacho, Leonardo Aretino Caroloque ac plerisque aliis tamquam ex equo Trojano prodeuntibus. 25) Abſchriften dieſes Briefes finden ſich in mehrern Bibliotheken. S. Fabric. Bibl. gr. Tom. VII. p. 803. ed. Harl. Tom. XI. p. 410. 26) In der Handſchrift der St. Marcus-Bibliothek befand ſich vordem eine Anmerkung, in welcher es vom Chryſoloras hieß: natione quidem graecus et CPolitanus patria, fide vero catholicus, et magnae probitatis et sanctitatis vir. S. Jac. Morelli Bibl. gr. et lat. Nr. XXXVIII. p. 51.

Digitized by Google

Chryſoloras, von Lambecius edirt; andere an Guarinus, herausgegeben von Rohmini in dem Leben von Guarinus. Breſcia 1806. IV. Griechiſche Überſetzung der lateiniſchen Liturgie des Gregorius M. nebſt einer Zuſchrift an einen gewiſſen Maximus. S. Leo Allati de Georg. p. 362. V. Capita, quibus probatur Spiritum S. etiam a filio procedere ganz im Sinne der römiſch-katholiſchen Kirche gegen die Lehre der griechiſchen geſchrieben. S. Jac. Morell. Bibl. gr. et lat. p. 89. VI. Einige Reden, in obitum fratris sui. De Trinitate. De Pace. VII. Lateiniſche Überſetzung von einem Theile der Geographie des Ptolemäus. S. Hody p. 62. (*F. Jacobs.*)

CHRYSOLORAS, Johannes. Der Neffe des Vorigen, nicht, wie Einige [1]) geglaubt haben, ſein Sohn. Er war der Lehrer des Franciscus Philelphus und Guarinus, die, um Griechiſch zu lernen, nach Conſtantinopel gereiſt waren [2]); denn daß Johannes ſeinen Oheim nach Italien begleitet, und hier ebenfalls Unterricht gegeben habe, iſt nicht erwieſen. Während der erſten Reiſe Manuels Chryſoloras war er in Conſtantinopel, wie aus dem Briefe erhellt, der um jene Zeit geſchrieben, zugleich mit der Vergleichung des alten und neuen Roms von Lambecius an das Licht geſtellt worden iſt; und auch zu der Zeit des Todes von Manuel. Er war mit einer Piſanerin aus der vornehmen Familie Auria vermählt, und verheirathete ſeine Tochter Theodora an ſeinen Schüler Philelphus. Die Lobſprüche, die ihm ſeine Schüler und andre ertheilen [3]), zeigen, daß er mit ſeinem Oheim an Tugend und Verdienſt wetteiferte. Schriften von ihm ſind nicht bekant. Er iſt zwiſchen den Jahren 1425 und 1427 geſtorben. (*F. Jacobs.*)

CHRYSOLORAS, Demetrius, aus Theſſalonice, wie es ſcheint, lebte unter dem Kaiſer Manuel Paläologus, und wird als Philoſoph und Aſtronom gerühmt. Die von ihm in Catalogen erwähnten Schriften betreffen die theologiſchen Materien, über die damals zwiſchen der lateiniſchen und griechiſchen Kirche lebhaft geſtritten wurde; daher auch ſein Name in der Geſchichte des florentiniſchen Concilii bisweilen genant wird. Ihm ſcheint dasjenige anzugehören, was Canisius Antiqq. Lectt. Tom. VI. unter dem Namen des Demetrius Thessalonicensis an das Licht geſtellt hat †). (*F. Jacobs.*)

CHRYSOPTERA. Latreille *) trent aus der Familie der Nachtſchmetterlinge, Zunft der Eulen (Noctuaelites) und Unterabtheilung der Eulen mit zwölfbeinigen Raupen, diejenigen, die ſich durch ſehr große vorſtehende Taſter auszeichnete, und belegt ſie mit obigem Gattungsnamen. Es gehören dahin Plusia Concha *Treitschke*, deaurata, moneta und Jota. (*Germar.*)

CHRYSOSTOMUS, Johannes, nimt unter den ausgezeichnetſten Kirchenlehrern, welche das Chriſtenthum hervorgebracht hat, eine der erſten Stellen ein. Nie iſt es von Unbefangenen geleugnet worden, daß ſein Leben ein wahrhaft heiliges geweſen, und ein echtes Muſter chriſtlicher Frömmigkeit; daß ſeine Lehre rein, in der heiligen Schrift einzig gegründet, und in der vollkommenſten Harmonie mit ſeinem Leben geblieben ſey; daß er wahrhaft vertraut mit allen menſchlichen Intereſſen und allen Bedürfniſſen unſerer Natur nicht auf ſeine Zeitgenoſſen allein, ſondern auf alle folgende Jahrhunderte bis auf unſere Tage herab wahrhaft ſegensreich eingewirkt habe; daß er durch die Schönheit und den Glanz ſeiner Rede viele ſeiner Zeitgenoſſen weit übertroffen, keinem aber, auch dem Trefflichſten nicht, nachgeſtanden: kurz es iſt nie in Abrede geſtellt worden, daß unter den chriſtlichen Heiligen und Helden keiner mit mehr Recht auf dieſen Namen Anſpruch machen darf, als er [1]). Wenn es unter uns gewöhnlich geworden iſt, uns mehr ſeines Beinamens Chryſoſtomus [2]), als ſeines Taufnamens Johannes zu ſeiner Bezeichnung zu bedienen: ſo iſt freilich ein natürlicher Grund dazu in der Menge derer, die jenen Namen mit ihm gemein haben, vorhanden. Will man aber lieber ihn mit dem Namen benennen, welcher das Eigenthümliche in ihm, und ſeinen wahren Werth ankündigt: ſo müſſen wir den Namen Johannes wählen. Denn an reiner Liebe zu Chriſtus und chriſtlicher Lehre, an Innigkeit des Gemüths, an Kraft und Wirkſamkeit ſeiner Predigt, an Heiligkeit ſeines Lebens, und in tauſend andern Beziehungen iſt er ein wahrer Johannes, ein Nachfolger des Jüngers Jeſu geworden [3]). Wenn dennoch

---

1) Tiraboſchi S. 784 behauptet, der Brief von Guarinus (bei Hodius S. 51) an Jo. Chryſoloras, wo er ſagt: quum moestissimus e Constantia nuntios de suavissimi *patris* obitu delatus esset beweiſe hinlänglich, daß Johannes der Sohn von Manuel geweſen. Gegen ein ſolches Argument hat Hody S. 49[b] (deſſen Buch Tiraboſchi zwar S. 725 einmal anführt, aber nicht benutzt hat) genügend geantwortet. An einer andern Stelle, wo Guarinus die Verdienſte der beiden Chryſoloras rühmt, unterſcheidet er ſie als avunculus (ſt. patruus) und nepos. S. Hody S. 64. 2) S. Boerner Praefat. Guarinus ſchreibt in einem Briefe an Leonard. Juſtinianus: ut alios taceam meritos bene de me Venetos, Paulus Zane, cujus exhortatione, ductu, liberalitate *Byzantium petens*, ad graecarum me litterarum disciplinam contuli, et sub utroque Chrysolora quantulumcunque operae impendi. 3) Andr. Juliso. in Orat. funebri: Hic est (Johannes) qui generis tui dignitatem, studiis, honores, caeteraque patriciae familiae tuae ornamenta lacerata paeneque extincta non modo clara sobole, sed optimarum artium disciplina, quas ab te olim didicerat, favente deo reficiet und Guarinus: Johannes quoque Chrys. et doctissimus et prudentissimus hac aetate homo, et vere patruo Manuele dignissimus etc.

†) S. Robert Gerius Append. ad Gu. Cave Hist. litt. p. 519. Fabric. Bibl. Gr XI, p. 411 f. ed. Harl.

*) Fam. nat. du regne anim. p. 476.

1) Daher iſt es als untadelhaft anzuerkennen, daß A. Neander ſchon in der Überſchrift ſeines Buches daran erinnert, und ihn den heiligen Joh. Chryſoſtomus genant hat; obwol das Werk zunächſt den evangeliſchen Chriſten angehört, die dieſen Ausdruck anders, als ihre katholiſchen Brüder verſtehen werden. 2) Die Bedeutung des Beinamens Goldmund iſt von ſelbſt klar. Man nante ihn außerdem μελιτταγής den Honigtriefenden (ſ. Auctor vitae Stephani iunioris in Catelerii monument. IV, p. 410), ὁ τὴν γλῶτταν χρυσοῦς, mit goldener Zunge (Philotheus CPol. in tres Hierarchas), χρυσορρήμων, mit goldenen Worten, und mit andern Namen. Wenn der Name, Goldmund, ihm beigelegt worden ſey, läßt ſich nicht genau beſtimmen. Aus den Handſchriften des Sozomenus hat ihn Valeſius entfernt, und als ſpätern Zuſatz bezeichnet. Nicephorus und Suidas kennen ihn. Man nimt mit Recht an, daß er ſeit der ſechſten, zu Conſtantinopel gehaltenen Synode im Jahre 680, in allgemeine Anwendung gekommen ſey. Beſſer und treffender hätte man ihn χριστόστομος genant. 3) Neander, Vorrede zum Chryſoſtomus, S. III, ſetzt das Verhältniß zwiſchen Auguſtinus und Chryſoſtomus ſo feſt,

Digitized by Google

auch er nicht ohne gerechten Vorwurf geblieben iſt, wenn die Art ſeiner Beredſamkeit, die Farbe ſeiner Frömmigkeit, wenn ſein Leben und Lehren bisweilen an die Eigenthümlichkeiten ſeiner Zeit erinnern, die uns nicht nachahmungswürdig erſcheinen können; ſo müſſen wir gerecht ſeyn, und indem wir das Herrliche, was er geſagt und gethan, vor unſerm innern Auge vorübergehen laſſen, ſeine Schwächen, die ja mehr Schwächen ſeiner Zeit, als ſeine eigenen ſind, zwar nicht überſehen, aber doch in dem rechten Lichte betrachten. Denn hat er irgendwo gefehlt, ſo ſind ſeine Fehler alle nue aus zu hoher Steigerung wahrer Tugenden hervorgegangen; und Tadel des Mannes muß immer einſeitig und ungerecht erſcheinen.

Joh. Chryſoſtomus Vater hieß Sekundus, bekleidete eine bedeutende Stelle im Stabe des erſten militairiſchen Befehlshabers der öſtlichen Provinzen des römiſchen Reichs, ſtarb aber bald nach der Geburt ſeines einzigen Sohnes. Seine Mutter, Anthuſa, ſtamte aus einer ziemlich angeſehenen und begüterten Familie. Als ſie ihren Mann verlor, war ſie zwanzig Jahre alt, und beſchloß von nun an Witwe zu bleiben, um ihr Leben ganz dem Andenken ihres Gemahls und der Erziehung ihres Sohnes zu widmen [4]. Der heidniſche Rhetor Libanius lernte ſie durch ihren Sohn in ihrem vierzigſten Jahre kennen, und wurde, da er dieſen Entſchluß erfuhr, und deſſen Ausführung ſah, zu dem Ausruf hingeriſſen: „welche Weiber haben doch die Chriſten", welcher eben ſo ehrenvoll für Anthuſa, wie für die damalige Sitte bezeichnend iſt [5]. Beide Eltern gehörten vielleicht urſprünglich der heidniſchen Religion an. Ob der Vater Chriſt geworden, iſt zweifelhaft; auch über die Zeit, in welcher die Mutter zum Chriſtenthume übergetreten, herrſcht einiges Dunkel [6]; wäre ſie aber auch erſt mit ihrem Sohne zugleich von Meletius getauft worden, ſo hindert dies nicht, anzunehmen, daß ſie ſchon früher Chriſtin war, und vom Anfang an ihren Sohn chriſtlich erzog [7]; wohin beſonders die Eigenthümlichkeit des Chryſoſtomus, welche frühe Bekantſchaft mit der Bibel vorausſetzt, zu führen ſcheint [8]. Seine Vaterſtadt Antiochia in Syrien, die Geburtsſtadt des Chriſtennamens [9], in welcher Chriſti Lehre ſchon früh Eingang gefunden hatte, und jetzt etwa hunderttauſend Chriſten wohnten [10], war die Hauptſtadt des ganzen römiſchen Aſiens; ausgezeichnet durch die Schönheit der Gegend, in welcher ſie lag, durch die Blüthe ihres Handels und ihrer Gewerbe, aber auch durch das Sittenverderbniß ihrer Bewohner. Zugleich war ſie Hauptſitz der Literatur für Aſien, und Sitz einer chriſtlichen Schule, welcher Chryſoſtomus und die damalige Kirche beſonders eine geſunde Bibelerklärung verdankte [11].

Unentſchieden iſt noch der Streit über ſein Geburtsjahr, welches einige in das Jahr 344, andere 347, noch andere 354 geſetzt haben. Nehmen wir die mittlere Zahl als die wahrſcheinlichere an, ſo wurde er geboren, als der Kaiſee Conſtantius Herr des orientaliſchen Reiches war; ein Jahr nachdem dieſer mit Conſtans, dem Kaiſer des occidentaliſchen Reiches, in Verbindung durch ein Geſetz alle Tempel verſchloſſen, alle Opfer unterſagt, und ſo die Ausrottung des ganzen heidniſchen Aberglaubens geboten hatte [12]. In dieſer Zeit des ſiegenden Chriſtenthums wurde Chryſoſtomus geboren, um mehr, als alle kaiſerlichen Befehle es konten, für das Wohl der Menſchheit und das Eindringen Jeſu in die Herzen der Menſchen zu wirken. Es war nach dem Tode ſeines Vaters der Mutter heiligſte Sorge, ihrem Sohne eine edle literariſche Bildung zu geben, damit er ſich ſpäter frei ſeinen Stand wählen könte [13]. So benutzte Johannes den Unterricht des Libanius, eines der berühmteſten Rhetoren oder Sophiſten jener Zeit, der früher in Conſtantinopel und Nikomedia unterrichtet hatte, jetzt ſich aber in Antiochia aufhielt. Einer Nachricht des Sozomenus zufolge erklärte ihn dieſer geradehin für den talentvollſten und geſchickteſten ſeiner Schüler, indem er ſterbend verſicherte, ihn wünſche er ſich vor allen zum Nachfolger, wenn ihn nicht die Chriſten an ſich geriſſen hätten [14]. Außerdem unterrichteten ihn Andocranthus und Euſebius von Emeſus in der Philoſophie [15]. Nachdem er ſeine Studien vollendet hatte, betrat er das Forum, und trente ſich von dem innigſten ſeiner Freunde, Baſilius; verließ aber ſehr ſchnell dieſe Laufbahn wieder, da er einſah, daß das weltliche Treiben ſeinem Geiſte nicht zuſagen werde. Er ging nun den Weg, welchen Baſilius eingeſchlagen. Nachdem er

daß der eine mehr den paulinischen, der andere mehr den johanneiſchen Geiſt darſtelle. Er ſelbſt ſoll ſich einſt mit Johannes dem Täufer verglichen haben; mit welchem man überhaupt die Mönche gern zuſammenſtellte; vergl. Isid. Pelus. lib. 1, c. 5. und ep. 216. In dieſem Betracht iſt alſo Chryſoſtomus als Nachfolger des Täufers zu betrachten. 4) Chrysost. de sacerdot. I, 1. Von ſeinem Reichthume: „οὔτε ἐμοὶ μου πλοῦτος ὑπέρογκος ἦν." Von ſeinem Geſchlechte: „καὶ γένος ἡμῖν ὁμότιμον ἦν." 5) Derſelbe, εἰς νεωτέραν χηρεύσασαν (vol. IV, p. 458. ed. Francof. a. 1698.) „βαβαί, οἷαι παρὰ χριστιανοῖς γυναῖκές εἰσι." Chryſoſtomus nent den Libanius nicht, beſchreibt ihn aber genau. Die Stelle iſt wichtig, weil ſie uns zugleich das Todesjahr des Vaters, und das Alter des Chryſoſtomus lehrt, als er in Libanius Schule kam. 6) In Photius Auszug des Lebens des Chryſoſtomus von Georg, Biſchof von Alexandrien, heißt es cod 96. p. 78, b. 39. ed. Bekk. ſo: „Ἕλληνας, δὲ αὐτοὺς τὴν θρησκείαν ὄντας ὁ ἐξ Ἀρμενίας Μελέτιος τῇ Ἀντιοχέων ἐγκαταστὰς ἐκκλησίᾳ, ἐμύησέ τε καὶ τοῦ σωτηριώδους μεταςχεῖν βαπτίσματος κατηξίωσε, τὸν υἱὸν πρότερον μυσταγωγήσας καὶ βαπτισάμενος" wo auf merkwürdige Weiſe der Sohn früher getauft ſeyn ſoll, und doch von beiden Eltern die Rede iſt, ungeachtet des frühen Todes des Sekundus. 7) In jener Zeit war nämlich die Kindertaufe zwar als heilſam anerkant, wurde aber im Leben nicht immer geübt. Neander Kirchengeſch. Bd. II Abth 4. S. 682.

8) Neander im Chryſoſtomus nimt entſchieden I, S. 3 fgg. Anthuſa als Chriſtin, und chriſtliche Erziehung ihres Sohnes an, ohne ſich, ſeinem Plane gemäß, genau über die Verwerfungsgründe der entgegengeſetzten Anſicht zu erklären. Der genante Grund ſcheint ihn am meiſten geleitet zu haben. 9) Vergl. Chryſoſt. Hom. in Act. Ap. 17. 10) Derſelbe Hom. in Matth. 85. Neander Chryſoſt. I, S. 120 u. 300. 11) Vgl. des Rhetors Libanius ἀντιοχικόν. Vol. I. ed. Reisk. Neander Geſch. der chriſtl. Rel. u. Kirche. Bd. I Abth. 3. am Ende. Chryſoſt. I, p. 1 und p. 68. 12) Neander Geſch. der chriſtl. Relig. Bd. II, Abth. I, S. 64. 13) Vergl. ihre eigene Anrede an den Sohn, de Sacerdot. I, 1. 14) Sozom. VIII, 2: „εἰ μὴ χριστιανοὶ τοῦτον ἐσύλησαν", vergl. einen Brief des Libanius an Chryſoſtomus bei Isidorus Pelus. II, 42. 15) Ueber Andocnathus iſt kein Zweifel. Euſebius wird genant von Suidas s. v. Ἰωάννης und von Hieronymus de Script. Eccles. 129.

Digitized by Google

noch drei Jahre von dem Biſchof Meletius in der Religion unterrichtet worden war, ließ er ſich taufen, und trat in den geiſtlichen Stand über. Da ſeine Mutter durch Thränen und Bitten ihn abhielt, ſie zu verlaſſen, und Mönch zu werden, wozu ihn ſein Freund Baſilius auf alle Weiſe zu bewegen ſuchte; übernahm er das Amt eines Anagnoſten oder Lectors, welches ihm Meletius übertrug [16]. Schon jetzt hätte er, trotz ſeines unzulänglichen Alters, die Würde eines Biſchofs erlangen können, wenn er nicht durch die Größe und Schwierigkeit des Amtes und den Gedanken eigener Schwäche abgehalten, es verſchmäht und abgelehnt hätte. Während er dieſes Amt bekleidete, ſtarb ſeine Mutter; weswegen er, da ihm Nichts mehr im Wege ſtand, ſeinen frühern Entſchluß ausführte [17], und ſich zu den in der Nähe von Antiochien lebenden Mönchen begab, im Jahr 374; bei denen er 6 Jahre, bis zum Jahre 380 verweilte. Die hier verlebten Jahre ſind inſofern die wichtigſten ſeines Lebens, als er hier vollkommene Muße und Gelegenheit hatte, zu dem großen Wirkungskreiſe, den die Zukunft ihm darbot, ſich vorzubereiten. Er ſelbſt beſchreibt das einfache Leben dieſer Mönche, unter denen er ſich aufhielt, auf eine Weiſe, aus der man ſchließen muß, daß er nicht ohne Freude ſich an jene Zeit zurückerinnerte [18]. Hier genoß er den Umgang ausgezeichneter Freunde, wie des Theodorus, nachher Biſchofs von Mopſueſtia in Cilicien, des Maximus, nachherigen Biſchofs von Seleucia, und des Heſychius, eines Syrers. Hier wurde er von trefflichen Männern unterrichtet, deren Einfluß durch ſein ganzes Leben ſich zeigt; wie von Evagrius, Canterius, Diodorus [19], welcher nachher Biſchof von Tarſus wurde. Zumal dem letzten verdankt Chryſoſtomus ſehr viel, nämlich ſeine Methode der Bibelerklärung, welche ihn eben ſo weit von zu fleiſchlicher, als zu geiſtiger Auffaſſung des Buches der Bücher entfernte. Hier trat er auch zuerſt als Schriftſteller auf. Veranlaßt durch ein vom Kaiſer Valens im J. 365 gegen die Müſſiggänger, die ſich dem Mönchsvereine anſchloſſen, gegebenes Geſetz, unternahm er es, das Mönchsweſen zu vertheidigen, und gab zwei Schriften über dieſen Gegenſtand heraus, in welchen er die Feinde deſſelben zu bekämpfen und es auf alle Weiſe zu empfehlen verſuchte. Zuerſt griff er die Gegner deſſelben in der Schrift an: πρὸς τοὺς πολεμοῦντας τοῖς ἐπὶ τὸ μονάζειν ἐνάγουσιν, in drei Büchern [20]. Ihr ließ er eine andere folgen, in welcher er zu beweiſen unternahm, daß Mönch zu ſeyn etwas Höheres und Glückſeligeres wäre, als der Beſitz der Kaiſerwürde [21]. Außerdem hat er auch zwei Ermahnungsſchreiben an Theodor von Mopsveſtia von hier ausgehen laſſen, als dieſer ſich entſchloſſen hatte, ſeine Mönchsgelübde zu brechen. Gezwungen kehrte er im J. 380 nach Antiochia zurück, da beſonders in den letzten zwei Jahren durch zu große aſcetiſche Anſtrengungen ſeine Geſundheit bedeutend gelitten hatte [22].

Kaum nach Antiochia zurückgekehrt, wurde er von Meletius zum Diakonus ernant im Jahr 381. Dieſer ſein Freund und Beſchützer ſtarb jedoch ſchon in demſelben Jahre. Chryſoſtomus benutzte die Muße, welche dieß Amt ihm ließ, um als Schriftſteller zu wirken, weil es ihm die Verpflichtung zu predigen nicht auflegte und ihm geſtattete, ſich wieder zu den Mönchen zurückzubegeben. Unter den Schriften, welche dieſer Zeitperiode angehören, nennen wir ſeine Troſtſchrift an den jungen Stegirius, welcher Mönch geworden und in eine ſchwere Krankheit verfallen war [23]; ſeine Troſtſchrift für eine junge Witwe, die ihren Mann Theraſius in der Blüthe der Jahre verloren hatte; ſeine Vertheidigung des eheloſen Lebens der Jungfrauen [24]; ſeine Schrift über den Märtyrer Babylas und über die Zerknirſchung. Die Zeitbeſtimmung der letzten Schrift iſt nicht ganz ſicher, fällt aber doch beſtimt entweder in die Zeit, wo er Mönch, oder wo er Diakonus war. Indem ich das Letztere annehme, folge ich Neander gegen Montfaucon; der jedoch zugeſtehen zu müſſen meint, daß er ſie auch als Presbyter geſchrieben haben könne [25]. Vielleicht fällt in die Zeit ſeines Diakonats auch die Schrift, welche als die beſte, welche er verfaßt, von einigen ausgezeichnet wird, die Schrift über das Prieſterthum, worin er ſeine Anſichten von den Pflichten, der Würde, und der Schwierigkeit dieſes Berufs niederleg-

16) Nach Einigen war es nicht Meletius, ſondern Zeno, der, von Jeruſalem kommend, ihm das Amt übergab. So erzählt Sokrates, und nach ihm Georg bei Photius, S. 79. 17) Neander ſagt, Ebendaſ. S. 12: „vielleicht nach dem Tode ſeiner Mutter." Bei Photius ſteht entſchieden: „τελευτᾷ δὲ μετ' οὐ πολὺ ἡ μήτηρ Ἰωάννου, καὶ οὗτος — τοῖς ἔξω ταύτης μοναστηρίοις ἑαυτὸν ἐκδίδωσι." 18) Man vergleiche z. B. Hom. in Matth. 68. Timoth. 1, hom. 14. und andere Stellen. 19) Ihm iſt auch unter ſeinen Schriften eine geweiht, die eine Lobrede auf ihn enthält; herausgegeben v. Emericus Bigetius zu Palladius, Leben des Ebendaſ. Paris 1680. 4. S. 224. 20) Adversus vitae monasticae vituperatores, überſetzt von Ambroſius Camaldulenſis. 21) Comparationem regis et Monachi, zuerſt von Erasmus herausgegeben, Baſel 1526; als Anhang zur Ausgabe zweier Homilien auf den Brief an die Philipper. Ins Lateiniſche übertragen von Polydorus Virgilius. 22) Er ſoll die letzten zwei Jahre das Kloſter verlaſſen, und in einer Höhle gewohnt, in welcher er meiſt ſchlaflos zubrachte, und dort ſeine bedeutende Krankheit ſich zugezogen haben; ſ. z. B. Photius p. 29, 35. 23) De providentia dei, lateiniſch erſchienen Alosti in Flandria 1487; in's Franzöſiſche überſetzt von Godfried Hermentius. 24) De virginitate. zuerſt griechiſch herausgegeben von Jo. Livinejus, welcher lateiniſche Überſetzung und Anmerkungen beigefügt, Antwerpen 1575. 4. 25) Ich glaube mich entſchieden für dieſe Zeit ausſprechen zu müſſen. Denn daß er ſie als Lector nicht ſchrieb, hat Neander erwieſen; wie auch daß er als Diakonus den Ausdruck wir, wo er von denen redet, welche die Unwürdigen zur Taufe zulieſſen, gebrauchen konte; ſiehe Ebendaſ. I, p. 103. Entſcheidend ſind nun die Worte: „ὅτι καὶ πρώην ἐγνώκειν τὴν πόλιν ἀφεὶς ἐπὶ τὰς σκηνὰς τῶν μοναχῶν ἐλθεῖν" v. IV, p 109 extr. an ſich wegen Unbeſtimtheit des Ausdrucks πρώην nicht; aber das davorſtehende καί, welches Neander aus Verſehen mit γάρ vertauſcht hat, darf nicht überſehen werden; indem es dem πρώην die Bedeutung beſtimt: noch unlängſt. Verbindet man nun hiemit die Erzählung, z. B. bei Photius p. 80. 4., daß er nach dem Tode des Meletius ſich wieder zu den Mönchen zurückbegeben, ſo wird nach dem Geſagten faſt nothwendig die Schrift in die Zwiſchenzeit zwiſchen ſeinem erſten und zweiten Aufenthalte unter den Mönchen verlegt. Dann könte man den Ausdruck zu Anfang des zweiten Buches v. IV. p. 121: „ἡμεῖς μέντοι γὰρ τὴν ἀπὸ τῆς γλώττης παρεξόμεθα διακονίαν" als Anſpielung auf das Amt, welches er bekleidete, nehmen. Was aber die Hauptſache iſt, die ganze Art und Weiſe, mit welcher dies Buch geſchrieben iſt, führt uns un-

te [26]). Bald nach ihrem Erſcheinen wurde ſie weit in die chriſtliche Welt verbreitet, und hat vielleicht vorzüglich ſeinen Ruhm befördern helfen.

Fünf Jahr nach Meletius Tode verſetzte ihn deſſen Nachfolger Flavienus in einen angemeſſenen und höhern Wirkungskreis, indem er ihn im Jahr 386 zum Presbyter für ſeine Kirche ernante; in welchem Amte er vom Jahr 386 bis zum Jahr 398, alſo 12 Jahre wirkte. Es iſt gewiß für den Charakter des Chryſoſtomus von hoher Bedeutung, daß er es ſich gleich nach dem Antrit ſeines Amtes, unzweifelhaft in dem erſten Jahre ſeiner Wirkſamkeit, angelegen ſeyn ließ, das Andenken des Meletius zu ehren und ſeine Liebe zu dieſem trefflichen Manne in einer Rede an ſeine Gemeinde zu beurkunden [27]). Die Einwirkung ſeiner Predigt auf ſeine Zuhörer mußte bei den für Schönheit der Rede ſo empfänglichen Griechen durch ſeine große Beredſamkeit, mit welcher er die Wahrheiten des Chriſtenthums vortrug, um ſo gewaltiger ſeyn. Menſchen aus allen Ständen drängten ſich zu ſeinen Vorträgen. Deswegen arbeitete Chryſoſtomus ſie alle mit großem Fleiße, und fand ſicher nur wenig Zeit zu andern Schriften. Einen Beweis der Kraft ſeiner Rede, wie der herrlichen Gabe, die Ereigniſſe des Tages zu den ausgezeichnetſten Predigten zu benutzen, und durch ſie in das Herz der Menſchen zu greifen, legte er ab, als im Jahr 387 ein Aufruhr in Antiochia ausgebrochen und Unruhe und Schrecken über die ganze Stadt verbreitet worden war [28]). Außerdem iſt zu rühmen, wie er ſich in den Kirchenſtreitigkeiten, welche auch in Antiochia die chriſtliche Gemeinde in Parteien trenten, zu benehmen wußte. Dahin gehört die Meletianiſche Spaltung [29]); indem einige den Meletius nicht anerkennen wollten, weil er von Arianern geweiht ſey, ob er ſelbſt gleich nichts weniger als Arianer war, und dies auch auf ſeinen Nachfolger übertrugen, den Biſchof Flavienus. Dahin gehört ferner die Partei der Eunomianer [30]), welche ihn ſelbſt auffoderte, ſeine Gründe gegen ihre Lehre in Predigten zu entwickeln. Dahin gehörten außerdem noch andere kleinere Sekten.

Nachdem er zwölf Jahre lang Antiochia durch ſeine Beredſamkeit ausgezeichnet hatte, wurde ihm ein anderer höherer Wirkungskreis angewieſen. Der Eunuch Eutropius [31]), welcher nach dem Tode des Rufinus der Günſtling des ſchwachen Arkadius geworden war, und ihn ſeit dem Jahr 396 völlig beherrſchte, hatte bei einer Reiſe durch Aſien in Antiochia den berühmten Redner gehört, und den Fluß ſeiner Rede bewundert. Als daher im Jahr 397 der Erzbiſchof Nektarius von Conſtantinopel, der Nachfolger Gregors von Nazianz, geſtorben war, und viele ſich um die anſehnliche Stelle bewarben, und ſich nicht ſcheuten, ſie durch ſchlechte Künſte zu gewinnen, gedachte der Miniſter des Kaiſers des Chryſoſtomus, und erklärte ihn für den Würdigſten, dem das Erzbisthum übertragen werden könne. Sein Wunſch und Wille wurde erfüllt. Weil indeß die Einwohner von Antiochia, des Chryſoſtomus Mitbürger, ihm mit wahrer Liebe anhingen, wurde ein geheimer Befehl an den Statthalter von Syrien abgeſchickt. Chryſoſtomus unter einem andern Vorwand aus der Stadt gelockt, und nach Conſtantinopel geſchickt. Auch ſeiner Perſon wollte man ſich verſichern, da man nicht wußte, ob er geneigt ſeyn werde, das höhere Amt anzunehmen. So wurde er zu Ende des Jahres 397 den Antiochianern entriſſen, und begann im J. 398 ſein wichtiges Amt zu verwalten. Wie das Ganze für Chryſoſtomus ſelbſt höchſt ehrenvoll iſt, ſo war es auch für Eutropius nicht minder empfehlend, und iſt vielleicht die beſte That ſeines Lebens.

So ſind wir zu der wichtigſten Epoche des Lebens des Johannes gekommen. Seinem vorigen Lebenswandel getreu lebte er mit einer kurzen Unterbrechung von 398 — 404 ganz und in vollem Umfange den Verpflichtungen ſeines Berufs. Er ſelbſt kante die Schwierigkeiten deſſelben und die Gefahr wohl [32]); ließ ſich aber durch nichts abſchrecken. Das Bewußtſeyn der Heiligkeit ſeiner Abſichten ſtärkte und kräftigte ihn. Das Chriſtenthum in das Leben einzuführen, war ſein Hauptzweck, den er mit unermüdlicher Sorgfalt durch Lehre und Beiſpiel verfolgte. Darum kämpfte er mit Macht gegen die Laſter der damaligen Zeit, welcher ſich die Chriſten im Allgemeinen, oder einzelne Klaſſen derſelben insbeſondere ſchul-

fehlbar darauf hin, daß ſie zu den frühern gehören muß. Wie man die erſte Schrift gegen die Feinde des Mönchthums ſicher als die erſte anerkennen müßte, wenn man es auch nicht anderswoher wußte, ſo erkent man hier aus der Anlage, daß ſie nicht viel früher geſchrieben ſeyn kann. Außerdem mache ich beſonders aufmerkſam auf den Anfang des zweiten Buches, in welchem er von dem ſchwachen und kalten Zuſtand ſeiner Sele ſpricht, welcher ihn unfähig mache, über Zerknirſchung zu ſchreiben. Da wünſcht er ſich das Feuer, welches πᾶσαν μὲν ἀνθρωπίνην ἀναλίσκειν εἴωθε, πάντα δὲ ὕπνον καὶ ἀηδίαν καὶ βαρύτητα σαρκικὴν περιχόψαι. Als Presbyter kente er ſo nicht mehr von ſich reden; wol aber als Diakonus, zumal in dem erſten Jahre, in welchem er noch an der Krankheit litt, welche er ſich bei den Mönchen zugezogen. Mit mehr Worten kann ich mich an dieſer Stelle über dieſen Gegenſtand nicht erklären. Gleich nach ſeinem ſechsjährigen Aufenthalte unter den Mönchen ſcheint mir das Ganze am beſten zu paſſen, wo er noch ganz in den dort gefundenen Ideen und mit den Männern, die er dort geſehen, lebte. 26) Wie die Schrift von den Beurtheilern des Chryſoſtomus gemeiniglich für die beſte erklärt wird, ſiehe z. B. Suidas unter dem Worte: Ἰωάννης; ſo war es die einzige, welche Hieronymus, als er das Leben der Kirchenſchriftſteller beſchrieb, geleſen hatte. Hieronymus ſchrieb aber, als Chryſoſtomus Presbyter war. Sie ſcheint mir in die letzte Zeit ſeines Diakonats zu gehören. Griechiſch erſchien ſie Lovanii, 1529. 4., fernee mit Jac. Ceratinus und Brixius Überſetzung und Herſchels Anmerkungen, Augsburg, 1599. 8., ferner mit den Abhandlungen von Joh. Hughes, Cambridge, 1710 — 12. Ins Franzöſiſche überſetzt wurde ſie von le Blanc, Paris 1551, und v. Lanti, 1650. Ins Teutſche neulich von Haſſelbach, mit Unterſuchungen über Veranlaſſung und Zweck des Buches. Eine lateiniſche Überſetzung hat man auch von Jan. Cornarius, Baſel 1544. Dazu Ausgabe von Bengel, Stutg. 1725. 27) Er erzählt darin die auffallendſten Beweiſe der Liebe, womit die Antiochianer ihren verehrten Biſchof überhäuften. 28) Die Beſchreibung dieſer ſeiner Wirkſamkeit iſt ein Haupttheil des trefflichen Buches von Neander, Chryſoſtomus I, p. 123 ff., und muß dort ganz nachgeleſen werden.

29) Vergl. Chryſoſt. in Ephes. Hom. XI. Neand. Chryſoſt. I. p. 200. 30) Vgl. Chryſoſt. περὶ ἀκαταλήπτου, de incomprehensib. Hom. I. ff. 31) Vgl. Gibbon Geſch. des Verfalls, nach der Schreiter'ſchen Überſetzung. Bd. VII. p. 197. VIII. 4. u. f. 32) Er entwickelt ſie nicht allein in der Schrift de Sacerdotio, ſondern auch anderwärts, z. B. Hom. III. act. ap.

dig machten. Reiche und Vornehme ſchonte er nicht; vielmehr machte man es ihm zum Vorwurf, daß er ſie vorzüglich ins Auge gefaßt habe, und faſt ſtets gegen ſie rede und eifere. Er für ſeine Perſon lebte ſtill und eingezogen, in ſeinem Haushalte ſparſam; wie er es, ſeit er Mönch geworben, gewohnt war, ſeinem früher gegebenen Gelübte treu [33]. Es war eins ſeiner erſten Geſchäfte, alle unnöthigen Ausgaben aufzuheben, und das dadurch gewonnene Geld zu milden Zwecken anzuwenden. Davon, daß er Almoſen gab und ſie zu geben rieth, gab man ihm einen Beinamen [34]. Auf ſeine eigenen Koſten legte er Hoſpitäler an, in welchen fremde Kranke verpflegt wurden, und Ärzte und Handwerker angeſtellt waren. Er begünſtigte die Mönche, welche ihm ähnlich waren; die entarteten aber griff er mit der ganzen Macht ſeiner Beredſamkeit an. Natürlich war es, daß wie die einen ihn unterſtützten, die andern den bitterſten Haß gegen ihn in ihren Herzen trugen. Ähnlich war ſein Verhältniß zu den vornehmen Damen, von denen einige ihm mit ganzer Sele anhingen, ihn mit ihrem Vermögen in ſeinen wohlthätigen Zwekken unterſtützten, und zu allen Anſtrengungen bereit waren; andere hingegen, welche es nicht ertragen konten, daß ihre Putzſucht, Eitelkeit und Thorheit immer von neuem angegriffen wurden, ihn bis auf den Tod haßten. Zu den erſten gehörten Prokle, Pentedia, Silvane, vorzüglich aber Olympias, die bis an ſeinen Tod für ihn wirkte; zu den letztern Marſa, Kaſtricia und Eugraphia, welche die Oberhäupter ſeiner Verfolgung waren [35]. Nicht minder theilten ſich die Geiſtlichen in zwei Parteien für und gegen ihn. Theophilus von Alexandrien hatte ſich bereits ſeiner Wahl widerſetzt; der Macht des Eutropius zwar nachgeben müſſen, und ſich ſogar mit dem Chryſoſtomus, der ihm die Hand zur Freundſchaft bot, zur Ausgleichung einiger Mishelligkeiten, welche zwiſchen der griechiſchen und lateiniſchen Kirche entſtanden waren, vereinigt; aber er trug doch noch immer den Stachel der Eiferſucht im Herzen.

In Conſtantinopel führte Chryſoſtomus auch nächtliche Verſamlungen in der Kirche ein in Wochentagen; und ſuchte überhaupt den Kirchenbeſuch auf alle Weiſe zu heben, den Beſuch der Theater und des Cirkus zu mindern. Da das Volk häufig in kirchliche Streitigkeiten ſich miſchte, ohne doch damit Streben nach Sittlichkeit zu verbinden, ſuchte er jenes zu verhindern, dieſes zu erhöhen. Achtzehn Jahre vor des Chryſoſtomus Ankunft in Conſtantinopel hatten die Arianer daſelbſt noch geherrſcht; Gregor von Nazianz hatte zuerſt ſich ihnen entgegengeſtellt; in der Kirche der Auferſtehung wurde von ihm zuerſt die katholiſche Lehre vorgetragen, und verbreiteee ſich von da über die Stadt. Schon der Kaiſer Theodoſius hatte der Sekte ihre Kirchen genommen und ſie gezwungen, vor der Stadt ihre kirchlichen Zuſammenkünfte zu halten. Ihren Aufzügen und Geſängen ſetzte Chryſoſtomus andere entgegen. Zwiſchen den beiden Chören entſtandene Kämpfe bewirkten, daß den Arianern die ihrigen unterſagt wurden. So wirkte Chryſoſtomus gegen die Arianer. Eine andere Sekte waren die Novetianer, auch *οἱ καθαροί* genant. Indem ſie die Gnade Gottes beſchränken wollten, kamen ſie mit Chryſoſtomus in Kampf; in welchem beide Theile ſich vielleicht zu Extremen verleiten ließen. Ihr Biſchof Siſimius ſchrieb ein heftiges Buch gegen Chryſoſtomus [36].

Nach außen hin ließ ſich Chryſoſtomus vorzüglich das Geſchäft der Heidenbekehrung angelegen ſeyn. So richtete er ſein Augenmerk auf die Gothen, welche theils noch heidniſch, theils arianiſch geſint waren. Chryſoſtomus ſendete Miſſionare zu ihnen nach dem ſchwarzen Meere, faßte ſchon den Gedanken, aus dem Volke ſelbſt Miſſionare zu bilden, auf; und richtete in Conſtantinopel eine Kirche ein, in welcher gothiſche Geiſtliche gothiſch predigten und die Bibel in der Landesſprache vorlaſen. Außerdem richtete er ſeine Blicke nach Phönicien, wo ein ſinnloſer Götzendienſt überhand genommen hatte. Da die hingeſchickten Mönche gemishandelt wurden, bat er ſich den Schutz der Regierung aus, ohne doch von ihr Geld oder andere Hilfsmittel zu brauchen, da ihn die Frauen im Dienſte der Kirche unterſtützten. Durch alle dieſe vielfachen Bemühungen gewann er doch mehr die Liebe und Ehrfurcht der Geringeren, als der Vornehmen und Reichen, die er zu oft zu ſtrafen Urſache hatte, als daß ſie ihm nicht hätten abhold ſeyn ſollen. Da er auch die erſten nicht ſchonte, ſo trafen ſeine Predigten, auch den erſten Miniſter des Landes, den Eunuch Eutropius, ſeinen Gönner, und nach ihm ſogar die Kaiſerin Eudoxia.

Da Chryſoſtomus den von Eutropius verfolgten Männern Schutz in ſeiner Kirche angedeihen ließ, und das alte Recht der Kirchen, als Aſyle für Unglückliche zu dienen, nicht verletzen laſſen wollte, bewirkte Eutropius ein Geſetz, welches dieſes Recht aufhob; war aber bald gezwungen, ſelbſt zu dieſem Rechte ſeine Zuflucht zu nehmen. Die Empörung des Oſtgothen Tribigild, die Niederlage des ihm entgegengeſchickten General Leo, der früher das Handwerk eines Wollkrämplers getrieben; die Liſt des Gaines, welcher ſtatt ſich dem Tribigild entgegenzuſtellen, ihm überall auswich und im geheimen Einverſtändniß mit dem Aufrührer lebte, brachten ihm den Untergang. Gaines gab vor, er ſey unfähig, den Krieg gegen Tribigild fortzuſetzen; trat mit ihm nach erhaltener Erlaubniß vom Kaiſer Arkadius in Friedensverhandlungen, und bewirkte, daß dieſer zuerſt den Kopf des Eutropius foderte. Da die Foderung durch die Thränen der Eudoxia unterſtützt wurden, gab Arkadius nach, und unterzeichnete des Eutropius Verurtheilung. Eutropius entfloh zu den Füßen des Altars und Chryſoſtomus nahm ihn in ſeinen Schutz. Im Angeſicht des geſtürzten Miniſters,

33) S. Palladius Tom. XIII, p. 40 folg.

34) Phot. p. 80, a. 38: „ἦν δὲ καὶ ἐλεήμων σφόδρα, ἐξ οὗ παρὰ πολλοῖς ὁ τῆς ἐλεημοσύνης ἐπεκλήθη Ἰωάννης."

35) S. Gibbon. VIII, p. 47. Phot. 83, b. 11, ed. Bekk.

36) Beſonders gegen Chryſoſtomus Ausſpruch: „χιλιάκις μετανοήσας ἐλθέ“, welchen er in einer Predigt gebraucht haben ſollte.

hielt er an das verſammelte Volk eine mächtige Rede, in welcher er beſonders bemüht war, Verachtung gegen den Mann zu erregen, um die Wuth des Volkes zu mildern [37]). Wirklich erlangte Chryſoſtomus, was er wollte. Eutropius verließ aber dennoch die Kirche, nachdem er das eidliche Verſprechen erhalten hatte, daß ſein Leben geſchont werden ſollte, wurde verbant und zuletzt doch getödtet [38]). Auch hinſichtlich des nun heranrückenden Gaines zeigte Chryſoſtomus, was er vermöge. Denn da dieſer den Kopf mehrer Vornehmen, beſonders des Conſuls Aurelian verlangte, ging Chryſoſtomus ihm entgegen und wußte zu bewirken, daß Gaines mit Aurelians Verbannung zufrieden war. Als ferner derſelbe die Foderung einer beſondern Kirche für die Arianer in der Stadt vortrug, war der Kaiſer nicht abgeneigt; Chryſoſtomus aber ſtellte ſich auch hier entgegen, und wußte Gaines von ſeinem Vorhaben abzubringen [39]), der übrigens bald darauf ſelbſt Conſtantinopel zu verlaſſen genöthigt und hingerichtet wurde. Aurelian wurde nach Gaines Sturz zurückgerufen.

Bald darauf wurde Chryſoſtomus perſönlich in unangenehme Streitigkeiten verwickelt. Im Mai des Jahres 400 verſammelte ſich eine Anzahl Biſchöfe, zum Theil angeſehener und ausgezeichneter Männer, welche eine Synode bildeten. Vor ihr brachte ein Biſchof Euſebius von Valentinopolis eine Klage gegen Antoninus, Biſchof von Epheſus vor, dem er die ärgerlichſten Dinge Schuld gab. Mit großer Mäßigung ſuchte Chryſoſtomus den Kläger von ſeinem Unternehmen abzubringen, oder wenigſtens die Erbitterung deſſelben zu mildern. Da es nicht ging, ließ er die Sache ihren Gang gehen; die Richter aber, welchen er die Entſcheidung übertragen hatte, wurden von dem Kläger, wie dem Beklagten getäuſcht. Erſt nach dem Tode des Antoninus, am Ende des Winters 401, konte Chryſoſtomus ſeinen ſchon früher gefaßten Plan ausführen und ſelbſt nach Epheſus und Kleinaſien reiſen. Indeß gehorchte er nur den dringendſten Bitten; obwol er ſich nicht wohl befand, und gleich von vorn herein von der Ausübung der Pflichten ſeiner kirchlichen Oberaufſicht Haß und Störungen befürchten mußte, eilte er doch dahin, wo ſeine Gegenwart nöthig war. Dort ſah er ſich genöthigt, ſechs Biſchöfe, welche ihre Stellen gekauft hatten, zu entſetzen, verfuhr aber dabei mit der größten Mäßigung und Schonung. Außerdem entſetzte er noch ſieben Andere, und in Epheſus ſelbſt, wo wegen Wiederbeſetzung der Stelle des Antoninus Parteien ſich bildeten, griff er auch durch, und ſetzte einen ihm wohlbekanten, ſtrengen Mann, den Heraklides, ein. Auf ſeiner Rückreiſe entſetzte er noch Gerontius, Biſchof von Nikomedien, der beſonders als Arzt ſeiner Gemeinde ſich unentbehrlich gemacht hatte, zu Liebe der Kirchengeſetze; konte aber durch Einſetzung des Panſophius den Unmuth der Bürger jener Stadt nicht ſtillen. Außerdem hatte es, während ſeiner Abweſenheit, auch im Innern ſeiner Kirche unangenehme Störungen gegeben. Insbeſondere traten Misverhältniſſe mit einem fremden Biſchof ein, dem Severian, welche durch einen vertrauten Diakonus des Chryſoſtomus, Serapion, noch vermehrt wurden. Eudoxia ſtiftete zwiſchen Chryſoſtomus und Severian Verſöhnung.

Außerdem kam er auch mit Eudoxia ſelbſt in Kampf. Sie hatte einen vornehmen Mann verfolgt, Chryſoſtomus ihn aber in Schutz genommen. Die erzürnte Eudoxia verſöhnte ſich zwar hierüber wieder mit ihm, konte aber leicht wieder zur Rache aufgereizt werden, und verband ſich mit einer Partei, welche den Sturz des Johannes beabſichtigte. An die Spitze derſelben ſtellte ſich Theophilus von Alexandrien [40]), der ſchon durch ſeine Stellung gegen Chryſoſtomus vom Anfang an ihm feindlich geweſen war. Der Streit entſtand urſprünglich in Ägypten und betraf den Origines. In den Parteiungen, welche ſich theils gegen, theils für dieſen ausgezeichneten Kirchenlehrer ausſprachen, theils die Mitte zwiſchen feurigen Enthuſiaſten und Feinden des Origines hielten, hatte ſich Theophilus an die Freunde des Origines angeſchloſſen. Unter ihnen verehrte er vorzüglich vier Brüder, Dioskur, Ammonius, Euſebius und Euthymius, welche unter dem Namen der langen Brüder bekant ſind (ἀδελφοὶ μακροί), und ſuchte ſie für den Dienſt der Kirche zu gewinnen. Sie kamen; aber durch ſeine Geldgier bewogen, verließen ſie ihn wieder, und erbitterten ihn. Die Erbitterung wurde vermehrt, als Iſidor, Presbyter zu Alexandrien, von Theophilus ungerecht verfolgt, zu ihnen floh. Nun beſchloß Theophilus zur Rache die origeniſtiſchen Streitigkeiten zu benutzen. Eine Synode, von ihm berufen, verdamte den Origines und verbot ſeine Schriften. Auch die Mönche in der Einöde von Nitrin ſollten ſich fügen, und weigerten ſich. Da ſich Theophilus Bewaffnete gegen ſie zu Hilfe nahm, verjagte er ſie Alle, achtzig an der Zahl. Sie flohen nach Paläſtina, und auch von da weggetrieben nach Conſtantinopel. Chryſoſtomus nahm ſie zwar auf, that aber alles Mögliche, um den Theophilus nicht zu beleidigen, und die Streitigkeiten auszugleichen. Er ließ ſie nicht einmal zur Kirchengemeinſchaft zu, räumte ihnen aber eine Wohnung in der Kirche Anaſtaſia ein; eine fromme Frau ſorgte für ihren Unterhalt. Die ganze Streitigkeit bekam eine neue Wendung, als die origeniſtiſchen Mönche ſich der Kaiſerin Eudoxia genähert und durch ſie erlangt hatten, daß Arkadius einen Befehl gab, Theophilus ſolle vor einem in Conſtantinopel niedergeſetzten Gerichte unter Chryſoſtomus Vorſitz erſchei-

37) S. die Homilie, Tom. III. p. 381—386 ed. Montf.
38) Gibbon. VIII, p. 31. Anm. 30.
39) Dagegen ſpricht Gibbon daſ. p. 35. Anm. 35., behauptend, Theodorets Vorſpiegelung, als ſeyen Chryſoſtomus Gegenvorſtellungen nicht ohne Erfolg geweſen, würden durch Thatſachen widerlegt. Einen andern ähnlichen Fehler deſſelben Geſchichtſchreibers berichtigt Neander, Chryſoſt. II, p. 153. Doch erzählt Neander daſ. p. 73 das von Gibbon für widerlegt Gehaltene. Auch die andern Lebensbeſchreiber erzählen es, ſ. Phot. 80, 6.

40) Die Erzählung von dem Urſprung dieſer Streitigkeiten und ihrem Verlauf findet man am trefflichſten ausgeführt von Neander, Chryſoſt. II, 164; vielleicht dem wichtigſten Theile dieſes ausgezeichneten Buches.

Digitized by Google

nen und ſich gegen die Anklage derſelben vertheidigen. Theophilus wurde hiedurch von den Mönchen abgewendet, und war von nun an blos darauf bedacht, Chryſoſtomus zu ſtürzen. Er ſchloß ſich nun zunächſt an den Biſchof Epiphanius an, um mit dieſem gegen die Origeniſten zu kämpfen. Mit dem von dieſem wieder ausgeſprochenen Verdammungsurtheil des Origenes ging Theophilus nach Conſtantinopel, und verſammelte dort eine neue Synode. Mit ihm kam auch Epiphanius und benahm ſich gegen ihn vom Anfang an auf das Feindlichſte; verließ aber bald darauf die Reſidenz wieder, wahrſcheinlich weil er das Unreine der Unternehmung erkante. Theophilus vereinigte ſich nun vorzüglich mit Akacius von Beroea, Antiochos und Severian, welche alle aus Syrien und Landsleute des Chryſoſtomus waren; und dem Biſchof Quirinus, einem Ägyptier. Sie bildeten eine Synode auf einem Landgute bei Chalcedon, welches unter dem Namen der Eiche bekant war [41]. Die dieſer Synode übergebenen Beſchuldigungen, welche in ſieben und vierzig Punkten beſtanden, ſind alle ſo beſchaffen, daß ſie als eine Lobrede auf den Beklagten gelten können. Sie enthalten Verdrehungen und Übertreibungen, auch völlig erdichtete Dinge. Die Berathungen dauerten vierzehn Tage. Chryſoſtomus wurde aufgefodert, zu erſcheinen und ſich zu vertheidigen. Die ihn umgebenden Biſchöfe ließen den Theophilus an das Ungeſetzmäßige ſeines Gerichts erinnern, und daß er ſich erſt ſelbſt vertheidigen müſſe. Chryſoſtomus aber verſprach zu kommen, wenn nur ſeine vier erklärten Feinde aus der Zahl ſeiner Richter austräten, und blos als Ankläger erſchienen. Die viermalige Wiederholung der Vorladung und die Auffoderung eines kaiſerlichen Notars änderte in dem Entſchluß des Chryſoſtomus nichts. Nun wurde das Urtheil geſprochen, Chryſoſtomus entſetzt, und der Kaiſer aufgefodert, das Verbrechen der beleidigten Majeſtät, was er auch begangen, ſelbſt zu beſtrafen. Chryſoſtomus wollte nur der Gewalt weichen, und als er hörte, daß ſie gebraucht werden würde, verließ er heimlich die Kirche, übergab ſich einem Polizeiofficianten, wurde auf ein Schiff gebracht und landete bei Poänetos in Bithynien [42]. Allein ein plötzlich erfolgendes Erdbeben ſchreckte das Gewiſſen der Eudoxia auf; ſie drang auf Chryſoſtomus Zurückberufung, ſchrieb ſelbſt an ihn, und bewirkte ſo ſeine Rückkunft. Mit den lauteſten Freudensbezeugungen aufgenommen, ließ er ſich nur durch das ungeſtüme Verlangen der Menge bewegen, in die Stadt und zu ſeinem geiſtlichen Beruf zurückzukehren, ohne vorher, was er hätte thun ſollen, ſeine Sache in einer größern Synode von Neuem unterſuchen zu laſſen.

Auch dieſer Friede mit Eudoxia dauerte nur kurze Zeit. — Eine der Eudoxia geſetzte ſilberne Bildſäule führte den Kampf wieder herbei. Indem Chryſoſtomus gegen die dabei vorgefallenen Luſtbarkeiten ſich erklärte, hielt ſich Eudoxia für beleidigt, und ihr Haß wurde vermehrt, als man ihr den Anfang einer Predigt hinterbrachte, in welcher er ſie mit der tanzenden Herodias verglichen haben ſollte. Jetzt kam die Kirchenverſamlung, auf welche Chryſoſtomus ſchon immer gedrungen, wirklich zu Stande, aber ganz, wie Eudoxia es wünſchte. Sie berief ſich auf das Geſetz vom Jahr 341, gegen welches Chryſoſtomus gefehlt hatte, und entſetzte ihn. Nachdem Chryſoſtomus ſeine Geiſtlichen und ſeine Gemeinde noch ermahnt, verließ er heimlich die Kirche, und übergab ſich der gegen ihn abgeſendeten Polizei. Dieſe Unterwerfung erkante er mit Recht als ſeine Pflicht an. Sie geſchah am 9. Juni des Jahres 404. Der Tag der Verbannung wurde durch den Brand der Kathedralkirche, des Rathhauſes und anderer Gebäude merkwürdig, welches Alles man den Johanniten — ſo nante man des Chryſoſtomus Partei — Schuld gab. Er wurde zuerſt nach Nicäa geführt, konte aber Cyzikus oder Nikomedia nicht als Verbannungsort erhalten, ſondern mußte unter unſäglichen Leiden [43] ſich bis nach Kukuſus in Armenien bringen laſſen. Trotz ſeiner daſelbſt ausgeſtandenen unſäglichen Leiden blieb er in ununterbrochener Verbindung mit ſeinen Getreuen in Conſtantinopel, und behielt ſeine Wirkſamkeit für das Miſſionsweſen in ſeinem ganzen Umfange bei [44]. Dagegen ruheten auch ſeine Feinde nicht. Theophilus gab eine ſchändliche Schrift gegen ihn heraus [45]. Man verſuchte Alles, um ihn auch da nicht zu laſſen, und die für ihn geſtimten in Conſtantinopel zu mishandeln und zu unterdrücken. Während deſſen wurde Chryſoſtomus von einer Krankheit niedergebeugt, und durch die Iſaurier genöthigt, nach Arabiſſum zu flüchten [46]. Außer den Briefen, welche er von Kukuſus aus nach allen Seiten ſendete, ſchrieb er auch Einiges Andere: „daß niemand dem ſchaden kann, der ſich nicht ſelbſt Unrecht thut" [47], und „an diejenigen, welche ſich an den Unglücksfällen der Gegenwart ärgern." Auch der Biſchof Innocenz von Rom trat nun für Chryſoſtomus auf, und ſogar der Kaiſer Honorius ſchrieb deshalb an ſeinen Bruder. Endlich wirkten ſeine Feinde, daß man ihn an einen noch ödern Ort, nach der Stadt Pitynus ſchickte [49], die am öſtlichen Ufer des ſchwarzen Meeres unweit Colchis lag. Aber bei der Stadt Comene angekommen, erlag er ſeinen Leiden, und ſtarb in der Kirche des Märtyrers Baſiliskus, am 14. September des Jahres 404, nachdem er den Wahlſpruch ſeines Lebens: „Gelobt ſey Gott für Alles" zum letzten Male ausgeſprochen [50].

41) Die Verhandlungen der Synode, ſiehe ausführlich bei Photius cod. 59. 42) Über die Unruhen, welche dabei vorgefallen ſeyn ſollen, ſiehe Gibbon VIII, p. 51.

43) Die Leiden ſeiner Reiſe beſchreibt er im vierzehnten ſeiner Briefe. 44) Sogar mit ſeinem Gegner Maruthas von Tegris verband er ſich zur Ausbreitung des Chriſtenthums in Perſien. 45) Er nent ihn darin hostem humanitatis, sacrilegorum principem, immundum daemonum. Der heilige Hieronymus hat ſie in das Lateiniſche überſetzt. S. Gibbon VIII, S. 56. 46) Hierauf gründet ſich die falſche Nachricht des Palladius, daß er von Kukuſus abgerufen und nach Arabiſſum verwieſen worden ſey; welche Neander berichtigt II, S. 339. 47) „ὅτι τὸν ἑαυτὸν μὴ ἀδικοῦντα οὐδεὶς παραβλάψαι δύναται." 48) „πρὸς τοὺς σκανδαλισθέντας ἐπὶ ταῖς δυσπραγίαις ταῖς γενομέναις." 49) Pitynus war damals als ſchrecklicher Aufenthalt bekant, und wurde öfters als harter Verbannungsort angewieſen; ſo dem Abundantius. Gibbon VIII, S. 15. 50) Vor ſeinem Tode, dem er mit vollem Bewußtſeyn entgegenſah, bekleidete er ſich mit reinen Kleidern, vertheilte was er hatte, genoß ruhig das heilige Abendmahl und hielt ſein letztes Gebet.

Digitized by Google

Man ſuchte ſpäter das ihm zugefügte Unrecht wieder gut zu machen. Im Jahre 438 wurden ſeine Gebeine nach Conſtantinopel zurückgeführt [51]). Der Kaiſer Theodoſius ging ihnen entgegen, und bat, vor dem Sarge ſich hinwerfend, die Manen des heiligen Chryſoſtomus um Vergebung der ihm von ſeinen Eltern angethanen Beleidigungen. Die Gebeine wurden in der Kirche der Apoſtel in dem Begräbniſſe der Kaiſer beſtattet, ſpäter nach Rom geführt und im Vatikan beigeſetzt. Seiner Heiligſprechung hatte ſich Cyrill, Nachfolger des Theophilus in Alexandrien, vergebens widerſetzt. Die griechiſche Kirche feiert ſein Feſt den 27. Januar, dem Tage ſeiner Rückkehr nach Conſtantinopel [52]), die römiſche den 13. November.

Sein Leben iſt vielfach beſchrieben worden. Unter den kirchenhiſtoriſchen Schriftſtellern ſind für die Kentniß ſeines Lebens von Wichtigkeit: Sokrates im ſechſten Buche, Sozomenus im achten, Theodoret im fünften. Wenn der letztere zu ſehr Enthuſiaſt für ihn war, ſcheinen die erſten beiden, beſonders aber Sokrates, nicht ganz von Parteiſucht gegen ihn frei geweſen zu ſeyn [53]). Unter denen, die ſein Leben beſonders beſchrieben, ſind auszuzeichnen: 1) Palladius B. von Helenopolis, vom Leben des Chryſoſtomus. Sein Buch enthält eine Vertheidigung des Chryſoſtomus in dialogiſcher Form abgefaßt — der Verfaſſer redet mit einem röm. Diakonus Theodorus mehre Tage hintereinander — verräth aber an vielen Stellen zu ſehr den leidenſchaftlich für Chryſoſtomus eingenommenen Mann, iſt auch von Irrthümern nicht frei [54]). 2) Georg von Alexandrien, der des Palladius Buch und die genanten Kirchenſchriftſteller benutzte. Schon Photius, der einen Auszug aus ſeinem Buche machte, erkante ſeine Unzuverläſſigkeit, die auch offen bezeugt wird durch eine Menge von Wundererzählungen, die ſich als Dichtungen von ſelbſt kentlich machen [55]). Er benutzte unter andern auch ein Buch des Cyrillus über Chryſoſtomus Leben, welches uns verloren gegangen iſt [56]). 3) Simeon der Metaphraſt [57]); 4) Suidas [58]); 5) ein Ungenanter [59]); 6) Theodor von Trimithus in Cypern [60]); 7) Hieronymus in dem Buche von den Kirchenſchriftſtellern [61]), und 8) verſchiedene Männer, welche einzelne Theile ſeines Lebens berührt haben, unter welchen wir beſonders aufmerkſam machen auf die Briefe des Iſidor von Peluſium, auf die Reden des Theodoret [63]) und Proklus [64]), die Schriften des Conſtantinus Prophyrogeneta über die Zurückführung ſeiner Überreſte; und auf die Lobreden des Leo des Weiſen und des Johannes von Damascus [65]).

An dieſe ältern Schriftſteller ſchließen ſich ausgezeichnete neuere an. Zuerſt Erasmus. Gibbon rühmt ſeine Mäßigung, Lebhaftigkeit und ſeinen richtigen Verſtand; und entſchuldigt ſeine Irrthümer mit der noch geringen Bearbeitung der kirchlichen Alterthumskunde ſeiner Zeit [66]). Ihm zunächſt Heinrich Savilis, welcher die ältern Schriftſteller über das Leben geſammelt, und ſehr viel für Berichtigung im Einzelnen gethan hat [67]). Als den Dritten nenne ich Tillemont, der mit großer Gelehrſamkeit die Schriften des Chryſoſtomus mit den Nachrichten der andern verglichen hat [68]). Ihm folgte Montfaucon, der daſſelbe nochmals gethan, und mit großer Genauigkeit ausgeführt hat [69]). In der neueſten Zeit hat A. Neander [70]), auf die Unterſuchungen ſeiner Vorgänger geſtützt, und in nicht wenigen Beziehungen ſie erweiternd, in ihm das Leben eines chriſtlichen Helden beſchrieben, eben ſo fromm als gelehrt, und ſo ein Buch gegeben, welches durch Reichthum praktiſcher Lebensweisheit und Erweckung zu chriſtlicher Tugend ausgezeichnet, wenn es

51) Sein Name war ſchon von Alexander von Antiochien in die Diptyche der Kirche von Conſtantinopel wieder eingerückt worden; dann von Atticum, ſeinem Nachfolger, ſ. Siemond. zu Facund. II, 4. p. 505. Tillemont Memoires Ecclesiastiq. XIV, p. 277 sqq. 52) S. Heineccius griech. Kirche, III, S. 228. Baſilius, Gregorius und Chryſoſtomus haben einen Tag. Darauf beziehen ſich mehre Bücher in tres Hierarchos von Johannes, Philotheus, Nikolaus, Theodorus Melochita, Matthäus Camariotes und Theodorus Prodromus Buch de vita trium Hierarchorum. 53) Theodoret vom 27ſten Kapitel an; vergl. Gibbon VIII, S. 41 u. 46, aber auch Neander, Chryſoſt. II, S. 339 fgg. Auch Nicephorus, XIII, 2. muß ihnen beigezählt werden. 54) Gibbon a. a. O. und m. Anmerk. Nr. 46. Es iſt Streit über den wahren Verfaſſer des Buches geworden. Latein. überſetzt hat ihn Ambroſius Camaldol. Vened. 1533. Den griechiſchen Text mit latein. Überſetzung und andern Schriften gab Emericus Bigotius, Paris 1680, und in den größern Ausgaben des Chryſoſtomus von Savilis und Montfaucon. 55) In Photius cod. 96. findet ſich ein Auszug. Das Buch ſelbſt gab zuerſt Savilis heraus. T. VIII, p. 157—265. Latein. Überſetzung gab Titmannus. Paris. 1557. Wer der Verfaſſer geweſen, weiß ſchon Photius nicht. 56) Vergl. Savil. VIII, p 293. Montf. XIII. 57) Zuerſt herausgegeben von Savil. VIII, 373—428. 58) Suid. s. v. Ἰωάννης, der auch Iſidor und Sokrates benutzte.

59) Zuerſt von Savil. VIII, 293, 371. Siehe über ihn H. A. Niemeyers treffl. Schrift: de Isidor. Pelus. Hal. 1825. p. 18., beſonders einige ſeiner Verhältniſſe zu den übrigen Biographen des Chryſoſt. 60) „De vita, exilio et calamitatibus J. Chrysost. cfr. Bigot. praef. ad Pallad. 61) Als Hieronymus ſchrieb, war Chryſoſtomus Presbyter in Antiochien; ſchon damals hatte er viel geſchrieben. 62) Siehe des zweiten Buches 42. Brief. Hierauf bezieht es ſchon Fabricius, wenn der Anonymus über Chr. Leben ihn unter den Schriftſtellern über das Leben anführt, mit Recht. Auch Suidas citirt den Iſidor. Siehe hierüber Niemeyer: de Isid. p. 35. In dieſer Schrift iſt auch die Frage erörtert, S. 4 fgg., inwiefern man Iſidorus des Chryſoſt. Schüler nennen könne! 63) S. Phot. cod. 273. 64) Sie iſt nur noch lateiniſch übrig, und findet ſich in Proklus Werken, S. 164, die Ausgabe von Elmenhorſt. 65) Vergl. Fabric. Bibl. Gr. L. V, p. 25. 66) Erasm. Epist. lib. XXVIII, 4, 23, 24. XXIX, 83 sq. Gibbon VIII, p. 41. 67) In der Ausgabe ſeines Chryſoſtomus, und in der admonitio de scriptoribus rerum Chrysostomi et praesertim Georgio caeterisque βιογράφοις caute legendis bei Cave. 68) Tillemont Memoires Ecclesiastiq. tom. XI, p. 1—405, 547—626. Gibbon a. a. O. 69) Montfaucon Opp. Chrysost. Tom. XIII, p. 91—177. 70) Neanders, der heilige Joh. Chr. und die Kirche, beſonders des Orients in deſſen Zeitalter. Berlin bei Dümmler 1821, 22. Ein dritter Band iſt in der Vorrede des zweiten Bandes verſprochen, welcher Abhandlungen über die eigenthümlichen theologiſchen Geiſtesrichtungen des Chryſoſt. und der antiochiſchen Schule geben ſollte, aber noch nicht erſchienen. Da der Verfaſſer ſeitdem ſeine Vorarbeiten geſchloſſen, und die eigentliche Aufgabe ſeines Lebens, eine vollſtändige Geſch. der chriſtl. Religion und Kirche begonnen hat, wird vielleicht eine ſolche Schrift dadurch erſetzt, und darum nicht erſcheinen. — Was endlich Gibbon's Darſtellung betrifft, ſo iſt ſie natürlich höchſt geiſtreich und ausgezeichnet; aber zeigt auch hier, daß Sinn für moraliſche Größe in ihm nicht das Hervorſtechende war.

Digitized by Google

in das Leben eingeführt wird und durchdringt, die Segnungen erneuen wird, welche Chryſoſtomus Predigten und ſein Leben den Zeitgenoſſen brachten. Mit großer Mäßigung findet man hier die Tugenden des Mannes in ihrem wahren Lichte, und erkent auch ſeine Mängel und Schwächen, die nirgends verdeckt oder verhüllt ſind [71]).

Als Menſch, als Prediger und als Schriftſteller verdient Chryſoſtomus die größte Bewunderung. Sein Leben iſt der Beweis, wie er in jeder Rückſicht ein Chriſt war. Mehr zu ſagen iſt nicht nöthig. Bei der Lebendigkeit ſeines Charakters iſt die Selbſtbeherrſchung, welche er vom Anfange ſeines Lebens bis an ſein Ende geübt hat, um ſo höher zu achten. Nur ſelten wurde er heftig und leidenſchaftlich, aber nie anders, als gegen das Schlechte. Nur ſelten wurde er durch ſeinen Eifer verleitet, ſich unvorſichtiger Ausdrücke zu bedienen, welche ihm hernach gemisdeutet, und, aus dem Zuſammenhange geriſſen, zum Vorwurfe gemacht wurden. Es läßt ſich zweifeln, ob ſein Verfahren immer und in jedem Falle aus einer Betrachtung aller Verhältniſſe und Erwägung aller Umſtände entſprang; daß er aber jedes Mal die beſten Abſichten hatte und nur das Gute wollte, daran kann niemand zweifeln. In ihm findet ſich, was ſonſt wol ſelten in ſolcher Gemeinſchaft vereinigt iſt, nämlich ein Herz voll Mitleid und Liebe gegen die Sünder und rückſichtsloſer Eifer gegen die Sünde ohne Anſehen der Perſon. Das Urtheil des Sokrates über ihn, der nicht zu ſeinen feurigen Verehrern gehörte, iſt doch äußerſt ehrenvoll. Er ſagt, nach Neanders Überſetzung: „er ſoll aus Eifer für Sittenreinheit zu hart in ſeinen Urtheilen geweſen ſeyn, und er pflegte, wie einer ſeiner genaueſten Bekanten von ihm ſagte, mehr dem Zorne ſich hinzugeben, als ſich vor irgend jemand zu ſcheuen; im Bewußtſeyn ſeines tadelloſen Lebens dachte er nicht daran, ſich in Rückſicht der Folgen ſeiner Handlungen für die Zukunft ſicher zu ſtellen; wegen der Einfalt ſeines Charakters gab er ſich leicht jedem hin; er überließ ſich gegen diejenigen, mit denen er zuſammenkam, übermäßiger Freigebigkeit, und in ſeinen Lehrvorträgen ließ er es ſich ſehr angelegen ſeyn, zur Beſſerung ſeiner Zuhörer zu wirken; im Umgange aber wurde er von denen, die ihn nicht kanten, für hochmüthig gehalten" [72]). — Körperlich wird er nach einem Gemälde in Conſtantinopel ſo beſchrieben: „modica statura, magno capite, ampla et rugosa fronte, oculis introrsum recedentibus, venustis tamen et gratiosis, pressis ob maciem genis, rara brevi et canescente barba" [73]).

Als **Prediger** gehört er zu den ausgezeichnetſten nicht ſeiner Zeit allein, ſondern aller Zeiten. Alle ſeine Predigten bezogen ſich auf das Heil der Zuhörer, und waren mit Rückſicht auf die Erſcheinungen des Lebens abgefaßt; alle können daher als Geſchichtsdenkmale zugleich betrachtet werden. Ihre Wirkſamkeit mußte um ſo ſtärker ſeyn, je mehr Leben und Lehre bei ihm in Harmonie und Einklang ſtanden. Meiſtens arbeitete er ſie ſorgfältig vorher aus; einige enthalten augenblickliche Änderungen, andere ſind ganz unvorbereitet gehalten. Man bemerkt überall die größte Sorgfalt in der Darſtellung, obgleich ihm der Inhalt natürlich viel wichtiger war, als die Form. Er iſt ſtets originell, ungemein reich an Ideen, und beſaß die Fertigkeit, ſie im verſchiedenen Lichte zu zeigen, um ihre Faßlichkeit zu vermehren. Erlangt hat er dies alles durch das eifrigſte Studium der heiligen Schrift, von der ſeine Predigten immer das Abbild ſind. Immer geht er von ihr aus, und kehrt wieder zu ihr zurück, ſo daß man ſieht, er hatte ſie ganz in ſeine Seele aufgenommen, und ſich zu eigen gemacht. Nichts kann man tadeln, als eine etwas zu üppige Fülle, zu großen Reichthum an Bildern; die aber immer wahr, nie an unrechter Stelle ſtehen. Da ſie von Schnellſchreibern nachgeſchrieben wurden, ſind ſie meiſtens auf uns gekommen. Gegen tauſend Homilien beſitzen wir, und können daher ſein Talent mit ſeinen Zeitgenoſſen bewundern. Sie beziehen ſich auf die ganze heilige Schrift. Wir beſitzen Homilien über das erſte Buch Moſis, die Pſalmen, die Römerbriefe, die Evangelien Johannis, und ſehr viele andere, welche zugleich für die Erklärung dieſer Schriften noch in unſern Tagen vielfach benutzt werden, und zu dem Beſten gehören, was darüber vorhanden iſt. Wiederholungen kommen in ihnen natürlich zwar vor, doch erſcheint, was er ſagt, immer in neuem Lichte [74]).

Als Schriftſteller haben wir ihn bereits kennen gelernt; ſeine Schriften ſind alle chriſtlich praktiſchen Inhaltes, und in der Zeit verfaßt, als er Mönch und Diakonus war, und nachher, als er in der Verbannung lebte. Wir haben die vorzüglichſten ſchon angegeben, und erwähnen nur noch die große Zahl herrlicher Briefe, die wir von ihm beſitzen [75]).

71) Vergl. z. B. II, S. 10, 33, 38; aber dagegen auch S. 175 und 342. 72) Wir finden dieſe Anſicht des Sokrates auch bei Georgius und Suidas wiederholt. 73) Das Bild hat die Umſchrift: „ὁ ἅγιος Χρυσόστομος· ἔχου τῶν πνευματικῶν· ὑπερορᾶ τῶν βιωτικῶν.

74) Beurtheilungen über Chryſoſtomus als Prediger haben vorzüglich gegeben: Eraſmus, Tom. III, p. 1344. Dupin, Biblioth. Ecclesiast. Tom. III, p. 38. Siehe, wie Gibbon über dieſe urtheilt, VIII, p. 43. 75) Wir können hier die einzelnen Homilien, Briefe und kleinern Schriften nicht vollſtändig angeben, und verweiſen deswegen auf Fabric. Bibl. Gr. lib. V, c. 15, wo man die verlorenen und vorhandenen angegeben findet; auch die Homilien einzeln in alphabetiſcher Ordnung. Hier berühren wir nur noch einen einzelnen Punkt, hinſichtlich des Styls des Chryſoſtomus. Man hat ihn mit Demoſthenes verglichen. Eine ſolche Vergleichung iſt an ſich unſtatthaft. Aber wenn von Kraft und Einwirkung der Rede geſprochen wird, kann ſie zugegeben werden. Die Mittel aber und Wege, deren ſich beide bedienten, ſind ſo verſchieden, daß an eine äußere Ähnlichkeit gar nicht gedacht werden darf. Hinſichtlich der Darſtellung ſieht man recht deutlich, wie verſchiedene Zeitalter Verſchiedenes hervorbringen, und ſchön finden. Die Griechen von Chryſoſtomus Zeit waren ganz andere, als die Athener zur Zeit des Demoſthenes. Daß einzelne Ausdrücke an Demoſthenes erinnern, zeigt ſein früheres Studium der heidniſchen Redner; ſonſt nichts. Eine andere Sage verbindet ihn auf eine merkwürdige Weiſe mit Ariſtophanes, dem Komiker. Chryſoſtomus ſoll deſſen Komödien geleſen, und aus ihnen die Kunſt gewonnen haben, die Fehler und Gebrechen der Zeit zu rügen. Die ganze Sage ſcheint mehr von Freunden des Ariſtophanes, als des Chryſoſtomus auszugehen, iſt aber jedenfalls erſonnen. Der Styl der beiden Männer iſt ſo verſchieden, als nur möglich. Einzelne übereinſtimmende Redensarten können nichts beweiſen. Daß er ihn geleſen, beweiſt J. Jenſius in einer Anmerkung zu Lil. Gyrald. de historia poëtarum. p 383. durch Anführung der Stelle: „τοῦτο γοῦν τις καὶ τῶν ἔξωθεν κωμῳδῶν τὸν ἀντίδι-

Digitized by Google

Es bleibt uns nun nichts übrig, als die wichtigſten Ausgaben ſeiner Werke zu verzeichnen. Sie erſchienen zuerſt, aber nur unvollſtändig, lateiniſch im Jahre 1503 zu Venedig in zwei Bänden bei Aldus; dann ebenfalls lateiniſch zu Baſel 1504, welche ehemals für die älteſte Ausgabe gehalten wurde; ein Abdruck der Venediger, und ebendaſelbſt 1517 und 1522 wieder. Griechiſch erſchienen ſie zuerſt im J. 1529 in Verona in vier Bänden. Dieſe Ausgabe enthielt die Homilien auf die Pauliniſchen Briefe. Der Biſchof Gibert war für ſie ſehr thätig, Maximus Donatus begleitete ſie mit einer Vorrede. Dann zu Eton 1612 bei J. Norton in acht Bänden von Heinrich Savilis beſorgt, zuerſt vollſtändig und ſehr ausgezeichnet, und lange unübertroffen. Sie enthält die Homilien auf Geneſis und Pſalmen (1. Bd.), Matthäus und Johannes (2.), den Brief Pauli (3, 4.), verſchiedene Art. (5.); andere Abhandlungen und Homilien und Briefe (6, 7.), noch einige andere Schriften und die Biographie des Chryſoſtomus, nebſt Anmerkungen verſchiedener Gelehrten. Zunächſt erſchienen griechiſch und lateiniſch die Homilien zum neuen Teſtament 1591—1603 in Heidelberg bei Commelin. Dann folgte eine pariſer Ausgabe, beſorgt von Fronto Ducäus. Zuerſt wurden 6 Bände herausgegeben von 1609—1624 bei Friedr. Morell, dann 1633 die 6 folgenden Bände bei Carl Morell, und 1636 die erſten 6 Bände noch einmal gedruckt. Dieſe Ausgabe in 12 Bänden wieder abgedruckt in Frankfurt bei Wuſt 1698. Die beſte Ausgabe der ganzen Werke iſt aber von Montfaucon, welche dieſer auf Befehl der Benedictiner in 13 Foliobänden zu Stande brachte. Paris 1738 [76]). (*Ranke.*)

CHUNI [1]), ein uguriſches Volk, welches ſamt einem andern uguriſchen Stamm, Var genant, nach den byzantiniſchen Geſchichtſchreibern zufällig den Namen Awaren erhielt, und daher als Pſeudoawaren vorkomt. Die Türken, welche ſich bis an das kaspiſche Meer ausgebreitet hatten, brachten dieſen beiden uguriſchen Völkerſchaften eine ſchwere Niederlage bei, und zwangen ſie, ſich ihnen zu unterwerfen. Viele von ihnen flohen, aus Liebe zur Freiheit, aus ihrem Vaterlande, kamen, nachdem ſie lange umhergeirrt waren, zu den Alanen, und baten den alaniſchen Heerführer, ſie dem byzantiniſchen Kaiſer zur Unterſtützung zu empfehlen. Der Heerführer der Alanen ließ ſich dazu bewegen, und ſandte ſeine und ihre Abgeordneten an den kaiſerl. Statthalter in Lazica oder Mingrelien und nach Conſtantinopel. Der Kaiſer gab ihnen Geſchenke nebſt beſtimten Geldſubſidien, und trug ihnen auf, einige aſiatiſche Völker von ſeinen Grenzen abzuhalten. Dieſer Auftrag war ihnen willkommen. Sie überfielen ſogleich die Sabiren und die Unoguren (ein hunniſches Volk), von welchen ſie für die alten mächtigen Awaren gehalten wurden, weswegen ſich beide unter ihr Joch beugten. Sie beſchloſſen, dieſen Irrthum zu unterhalten, und gaben ſich nun ſelbſt für Awaren aus [2]). Nachher wanderten ſie zu den kuturguriſchen Hunnen jenſeit des Fluſſes Don und zogen immer weiter nach Oſten. Auf dem Wege maßen ſie ſich mit allen Völkern, auf die ſie ſtießen, und endlich geriethen ſie an diejenigen Alanen, die in Beſſarabien ſtanden, durch deren Bezwingung ſie ſich den Weg zum Übergang über die Donau bahnten. Ein gewiſſer Vorfall, der ſich kurz zuvor zwiſchen den Wenden und doniſchen Hunnen zugetragen hatte, erleichterte ihnen den Zug und Übergang über die Donau [3]). Zabergan oder Zamergan, der Anführer der kuturguriſchen Hunnen dieſſeit des Don, oder, wie andere Berichte anzudeuten ſcheinen, ein Chan der Sabiren, führte Kuturgurer und Wenden im Winter 559 über die zugefrorene Donau nach Scythien, Möſien, Thracien und bis vor Conſtantinopel. Der byzantiniſche Kaiſer beſchwerte ſich bei Sandlich, dem ihm treuen Heerführer der Uturguren über ſeine Trägheit, und drohte ihm die Jahrgelder zu entziehen, wenn er nicht die Kuturguren durch Verheerung ihres Landes zum Rückzuge zwänge. Zu gleicher Zeit ging der alte Praefectus Praetorio Orientis, der

---

τὸν αὐτοῦ τέθεικε λέγων, θαυμάσιον καθεὶς ἄχρι τῶν ἀγρῶν." Auch iſt dies nicht zu verwundern, da er Libanius zum Lehrer und die Heiden ſtudirt hatte; vergl. meine Abhandlung: de vita Aristophanis im erſten Bande des Ariſtoph. von Thierſch, p. LXXXI.

76) Vergl. Longuemann Tom I. p. 203. Außerdem verweiſen wir vorzüglich auf Eberts allgem. bibliogr. Lexicon, I, p 325 ff., wo mit der gewohnten Genauigkeit die Ausgaben verzeichnet ſind; und fügen noch Folgendes, zum Theil aus Ebert, hinzu: Chr. in omnes Pauli epistolas interpretatio (ed Bn Donatus). Veronae 1529. erſte und ſchöne Ausgabe. Homiliae IV, ed. Ch. F. Matthaei. Misniae 1792. Tib Hemsterhus Orarr Praefiguntur II. oratt. Ch in laudem Pauli cum versione Aniani, L. B. 1784. De educandis liberis, liber aureus, ex vetust. Mazarini codd Fr. Combefis interprete Par. 1656. Chr. Orazioni volgarizzate da Ant Fantoni, Ven. 1784. Trattati due della compunzione del cuore di Chr. Roma 1817. Predd u kl Schrift. a. d Gr. übersetzt m Abhandl u Anmerk versehen v J A Cramer. Lpz. 1748—51. 10 Bde. — Reden, üb das Evang des h Matth von J Mch Feder, Augsb 1786—88. Red üb. das Evang des h. Johannes, von Schneider 1788—89. 3 Bde. Nov Eclogae LII, stud. F. Matthaei. Moskau u. Lpz 1807. Chr. Spiritus, s doctrin. moral. ex aureis operibus hui. S. P. coll. Augsb. 1776. Ch. Geiſt od. Sittenlehre für alle Tage des Jahres. 2. Th. 1781

1) Nicht zu verwechſeln mit Cuni (Kumanier, Künol).

2) Theophil. Simocattes lib. VII. cap. 8. Die angegebene Veranlaſſung des angenommenen awariſchen Namens ſcheint ſehr unwahrſcheinlich, zumal, da dieſe Pſeudoawaren ſich ſchon früher durch ihre Abgeordnete an den griechiſchen Kaiſer für Awaren ausgegeben haben ſollen. Gebhardi ſagt daher in ſeiner Geſchichte von Ungern Bd. I. S. 432: „Die Pſeudoawaren waren Unterthanen der Türken, ſo wie die echten Awaren. Die Pſeudoawaren gehörten zum Stamm der Uguren, und wurden doch von dieſen für ein ganz fremdes Volk gehalten. Endlich die Pſeudoawaren ſchickten als Awaren Geſandte an den griechiſchen Kaiſer und bekamen dennoch erſt nachher den awariſchen Namen. Alles dieſes widerſpricht ſich. Wie, wenn die Türken, die die Awaren beſiegten, nicht, wie ſelbſt Thunmann glaubt, vom Gebirge Altai, ſondern aus dem turkomaniſchen Reiche gekommen wären? Dann wären die wahren Awaren da, wo ihre Nachkommen, die heutigen Avari, noch jetzt wohnen, von ihnen bezwungen worden, und die Pſeudoawaren müßten Überreſte der alten Awaren mit Ungern oder Barchumiten vermiſcht geweſen ſeyn. Damit wäre es allerdings möglich geweſen, daß die Uguren ihre Landsleute (vielmehr nur Stammverwandte. R.) für Awaren gehalten, und dieſe von zwei gleichmäßig giltigen Nationalnamen, die ſie zuvor ohne Unterſchied zugleich gebraucht hatten, dem awariſchen den Vorzug gegeben hätten." Nach meiner Meinung löſt ſich der ſcheinbare Widerſpruch am beſten durch die Annahme, daß der Name Var des einen uguriſchen Stammes die Verwechſelung mit den Awaren, durch den gleichen Klang veranlaßt habe. (Vergl. Rommel unter Awaren.) 3) Agathias lib. V.

Digitized by Google

tapfere Beliſar, dem nächſten Haufen der Hunnen entgegen, und erfocht über ſie einen glänzenden Sieg, der ihm den Neid aller kaiſerl. Hofbeamten zuzog. Die geſchlagenen Hunnen flohen zu dem zweiten Heere des Zabergan oder Zamergan, welcher ſich zwar an die Donau zurückzog, aber trotz ſeiner Schwäche nicht eher Illyrien verließ, bis er vom Kaiſer Geſchenke oder ein Löſegeld für die Gefangenen, und ein eben ſo großes Jahrgeld, als Sandlich zu bekommen pflegte, ertrotzt hatte. Sandlich ergriff inzwiſchen die Waffen und empfing den Zabergan in ſeinem Lande mit ſolcher Tapferkeit, daß ihm alle Beute zu Theil wurde. Dieſes Unglück ſchmerzte die Kuturguren ſo ſehr, daß ſie nicht eher aufhörten zu fechten, bis ſie und ihre Feinde gänzlich vernichtet waren. Der Kaiſer gewann durch dieſen mörderiſchen Kampf zwar ſehr viel, weil dadurch die ihm furchtbaren Kuturguren und Uturguren weggeſchafft wurden; allein da die Pſeudoawaran (die Chuni und Var) den Überreſt an ſich zogen, ſo ward die gebrauchte Statsliſt ihm durch die Folge ſchädlich. Sobald die Pſeudoawaren im J. 563 die Donau erreicht hatten, ſchickten ſie abermals Abgeordnete nach Conſtantinopel, und verlangten Land, welches ſie ſich ſelbſt auswählen wollten, Waffen und Subſidien. Der Dux Juſtinus in Thracien warnte zwar den Kaiſer Juſtinian, ſich nicht zu übereilen, weil dieſe Pſeudoawaren ſehr raubgierig, ſchlau und argliſtig wären, und dabei einen unerſchrockenen Muth beſäßen. Dieſer Rath veranlaßte den Kaiſer, die pſeudoawariſchen Geſandten lange aufzuhalten und dem Juſtinus insgeheim Befehl zu geben, ihnen die Waffen, die ſie in Conſtantinopel gekauft hatten, abzunehmen. Der Kaiſer wollte dieſen Pſeudoawaren die Gegend der Pannonia Secunda, die ehedem den Herulern gehört hatte, einräumen; allein ſie waren geneigter, in Scythien, jenſeit der Donau, zu bleiben, und nahmen einen Theil deſſelben, in der Moldau und in Siebenbürgen, den älteren Bewohnern ab. Juſtinus vollſtreckte den Befehl des Kaiſers Juſtinian, ſeines Oheims, und erregte durch Hinwegnehmung der Waffen bei ihnen eine große Abneigung gegen alle Römer. Dennoch unternahmen ſie keine bedeutende Feindſeligkeiten, ſo lange der Kaiſer Juſtinian lebte 4). *(Rumy.)*

CHUR, das **Bisthum**, gehört zu den älteſten in der Schweiz; denn es wird ſchon in Urkunden des 8. Jahrhunderts erwähnt. Keine gibt indeſſen Auskunft über den eigentlichen Stifter, woher es komt, daß der eine Schriftſteller 1) ſogar den Apoſtel Petrus ausdrücklich als ſolchen bezeichnet, während Andere ſich damit begnügen, als erſten Biſchof entweder einen gewiſſen in der erſten Hälfte des 5. Jahrhunderts lebenden Puritius oder den Aſimo zu nennen, deſſen Unterſchrift bei der vierten calcedoniſchen Kirchenverſamlung im Jahre 451 vorkommen ſoll 2). Dem ſey nun wie ihm wolle, immer ſind die Schickſale des Bisthums Chur mit der rhätiſchen Geſchichte innig verflochten und insbeſondere mit der des Gotteshausbundes (la Chiaade de Dieu). Zu den Zeiten, wo es durch Käufe, Schenkungen, ja ſelbſt Eroberungen mächtig geworden war, wo deſſen Biſchöfe Sitz und Stimme auf dem teutſchen Reichstage hatten und ſie ſich in dieſer Beziehung, ſeit 1710, Fürſten des heiligen römiſchen Reichs nanten 3), übte daſſelbe einen nicht zu verkennenden Einfluß auf ganz Graubündten aus. Dieſe Macht blieb ſich nicht zu allen Zeiten gleich. Es gab Augenblicke, in welchen ſie ohne den ausdrücklichen Schutz des Gotteshausbundes noch tiefer herabgeſunken wäre. Verſchwendungen von Seiten der Biſchöfe, der Verluſt früherer Gerechtſame, die Reformation, unglückliche Fehden u. dgl. m. verſetzten dem Anſehen und der Macht dieſes geiſtlichen Hirten die empfindlichſten Wunden. Liegende Güter, ſelbſt außerhalb Rhätiens 4), Zölle, Bodenzinſe, geiſtliche Gefälle, endlich das Münzrecht, über deſſen Urſprung auch nichts Gewiſſes bekant iſt 5), bildeten die nicht unanſehnlichen Einkünfte des dem Erzbiſchof von Mainz untergebenen Biſchofs, deſſen Kirchſprengel, mit Ausnahme von Puſchlaf und Bruſch, ganz Graubündten, einen Theil von Tyrol und einige italieniſche und ſchwäbiſche Ortſchaften umfaßte. Außer dem Domcapitel zu Chur, dem er vorſtand, hatte er daſelbſt eine eigene Hofhaltung 6), ſo wie das Bisthum ſeine Erz- und Erbämter, deren hier nur gedacht wird, um anzuführen, daß die Erzherzöge von Öſtreich als Beſitzer der Grafſchaft Tyrol Erbmundſchenke waren. Mit geringen Abänderungen währten dieſe Verhältniſſe bis zur letzten ſchweizeriſchen Statsumwälzung. In den neueſten Zeiten iſt der Sprengel des Bisthums anders begrenzt worden, indem, nach Auflöſung der frühern Beziehungen des Bisthums Conſtanz zur Schweiz, die ſchweizeriſchen Stände Ury, Schwyz, Unterwalden 7), Zug, St. Gallen, Thurgau und Appenzell J. R. ſich an Chur angeſchloſſen haben, daß jetzt auch ganz Graubündten mit alleiniger Ausnahme von zwei Pfarreien umfaßt, die unter das Bisthum Como gehören. Dieſe neue Begrenzung beruhet auf einer von den genanten Ständen, unter päpſtlicher Genehmigung, mit dem Fürſt-Biſchof 1822 abgeſchloſſene Über-

4) Die ferneren Schickſale der Pſeudoawaren ſ. unter den Artikeln: Justinus, Priscus, Karl der Grosse, Pseudoawaren. Vergl. den Artikel: Awaren, und die Werke von Thunmann (Unterſuchungen zur Geſchichte der öſtlichen Völker), Gebhardi, Engel, Feßler.

1) Siehe Catalogus oder ordentliche Series der Biſchöffen zu Chur, ſo viel in Nachſchlag der alten Geſchrifften, Monumenten oder auß bewehrten Hiſtorien zu finden geweſen, von dem Hochwürdigen Fürſten und Herren, Herrn Johann, Biſchoffen zu Chur, Herrn zu Groß-Engſtingen ꝛc. zuſammengezogen. Embs 1645. Nach Hallers Bibliothek der Schweizer-Geſchichte III. No. 875 gehörte der Verfaſſer zu dem Geſchlechte der Fluog von Aſpermont.

2) Siehe J. C. Fäſi's Stats- und Erdbeſchreibung der helv. Eidgenoßſchaft. IV. S. 136. H. L. Lehmann: Die Republik Graubünden. I, 92. 138—147. Ildephons Fuchs, Egidius Tſchudi's von Glarus Leben und Schriften. St. Gallen 1805. II, 34. No. 6. 3) Siehe J. C. Füeßlins Stats- und Erdbeſchreibung der ſchweiz. Eidgenoßſchaft III, 181. 4) Siehe Salomon Vögelin: das alte Zürich. Zürich 1829. S. 47 und 199 (114.). 5) G. E. von Hallers Schweizeriſches Münz- und Medaillenkabinet. II. Bisthum Chur. S. 308—337. 6) Helvetiſcher Calender fürs Jahr 1787. Zürich bei Geßner. Regierungs-, Kirchen-, Kriegs- und Literar-Etat. S. 101. 7) Schweizeriſche Jahrbücher. Aarau 1823. I. S. 423—427. Meyer von Knonau's Abriß der Erdbeſchreibung und Statskunde der Schweiz S. 68. Schweizeriſche Monats-Chronik. Zürich 1823. S. 170.

Digitized by Google

einkunft [8]. Seit 1823 führt der letzte den nachſtehenden Titel: Se. hochfürſtliche Gnaden der Biſchof zu Chur und St. Gallen, Herr zu Fürſtenburg und Fürſtenau, infulirter Propſt zu Wiſcherade nächſt Prag, Prälat des Königreichs Böhmen [9] u. ſ. w., weil das neu errichtete Bisthum St. Gallen [10] dergeſtalt mit dem zu Chur vereiniget worden iſt, daß er, ſo viel thunlich, die eine Hälfte des Jahres in der einen, die andere aber in der andern Diözeſe reſidiren muß, und von den beiden im übrigen ganz geſchiedenen Domcapiteln gewählt wird. Das Domcapitel zu Chur beſtehet aus reſidirenden und auswärtigen Domcapitularen [11]. Zu den erſten gehören der Dompropſt, der Domdechant, der Domſcholaſticus, der Domcuſtos und der Theſaurarius oder Dom-Sextar; zu den Andern ernent Schwyz zwei, Ury einen und jeder Landestheil von Unterwalden (Obwalden und Nidwalden) einen Domherrn aus ihrer Landesklerisei. Dafür entrichten aber auch dieſe Stände einen jährlichen Beitrag von 1600 Gulden zur biſchöflichen Menſa (Tiſche). Der Biſchof beſitzt, wie in dem Artikel Chur (Thl. XVII. S. 169) geſagt ward, in Chur den biſchöflichen Hof (la Cuorth). Er hat daſelbſt ein biſchöfliches Seminar, in St. Gallen einen General-Vicarius und biſchöfliche Commiſſarien in den übrigen Diözeſenſtaten. Über ſeine Einkünfte ſind die Angaben zu verſchieden, um hier eine kritiſche Aufzählung derſelben verſuchen zu wollen. Ob dem Gotteshausbunde, wie er es von jeher behauptet, die Kaſtenvogtei und das Schirmrecht über das Bisthum ausſchließlich zuſtehe, darüber ſcheinen zwar die Stimmen getheilt, doch übt der große Rath des Kantons Graubündten die Oberherrlichkeit des States über daſſelbe aus [12]. (*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

CIGALA, I. Sinan genant (eigentlich Scipio), Paſcha und Generalcapitain der türkiſchen Flotte, geb. 1549, ſtamte aus Sicilien und gerieth 1561 in türkiſche Gefangenſchaft, in welcher er, um frei zu werden, den mohammedaniſchen Glauben und den Namen Sinan annahm, worauf er in türkiſche Militärdienſte trat und in kurzem avancirte. Als türkiſcher Feldherr trug er viel zum Siege in der Schlacht von Erlau (Eger) in Ungern im J. 1596 bei. Er wurde im J. 1599 Paſcha, aber im J. 1604, wegen einer in Perſien verlorenen Schlacht, auf Befehl des Sultans Achmed zu Bruſa ſtrangulirt. In der Geſchichte von Ungern wird ſeiner mehrmals erwähnt.

II. Johann Michaël, ein Renegat, geb. zu Tergowiſcht in der Walachei, wurde von dem walachiſchen Woywoden Matthias mit deſſen Reſidenten nach Conſtantinopel geſchickt, trat nach dem Tode ſeines Gönners zur mohammedaniſchen Religion über, und reiſte dann unter dem Namen Mohammed-Bey durch mehre europäiſche Länder und gab ſich für den Sohn des Paſcha Scipio oder Sinan Cigala und einer Tochter des Sultans Achmet, und für den geweſenen Paſcha von Paläſtina, Karamanien, Magneſia und Trapezunt und Generaliſſimus der türkiſchen Truppen in der Nähe des ſchwarzen Meeres, aus. In Polen wurde er am Hofe mit Güte überhäuft und machte einen Feldzug gegen den Sultan Mohammed mit, und in Rom erhielt er vom Papſte anſehnliche Geſchenke. Im J. 1670 begab er ſich Paris und von da nach England, wo er endlich als Betrüger entlarvt wurde. (*Rumy.*)

CILICIA wurde von den Römern, Κιλικία von den Hellenen die Landſchaft Kleinaſiens genant, welche zwiſchen dem Gebirge Tauros im Weſten und Norden, dem Amanos im Oſten, dem mittelländiſchen Meere im Süden, welches dort eben den Namen kilikiſches Meer und iſſiſcher Meerbuſen erhielt, eingeſchloſſen, der Inſel Kypros gegenüber liegt. Strabon [1] und nach ihm Stephanos [2] von Byzantion unterſcheiden ein Kilikien außerhalb und innerhalb des Tauros — Κιλικία ἡ ἔξω τοῦ Ταύρου καὶ ἡ ἐντὸς τοῦ Ταύρου [3] — und verſtehen unter dem letzteren eine Provinz — στρατηγία — Kappadokiens um das Gebirge Argäos, mit der Hauptſtadt Mazaka [4]. Unter dem erſteren aber iſt das ſo eben beſchriebene zu verſtehen, und dieſes theilten die Alten wieder ein in das Hochland — τραχεῖα, aspera — und das flache Land — πεδιάς, campestris. Doch bezieht Stephanos den Ausdruck τραχεῖα zugleich auf das angrenzende Iſaurien, wie auch andere [5]. Das Hochland nun fängt Strabon weſtlich bei der Stadt Korakeſion an und ſetzt ihm gegen Oſten ſeine Grenze beim Fluſſe Lamos; von dort bis zur Stadt Iſſos bezeichnet er darauf den Küſtenſtrich bis an die Tauros-Kette mit dem Namen des flachen Kilikiens. Der Periplus geht etwas weiter gegen Weſten und nimt dort den Fluß Melas als Grenze an. Plinius nent den Melas die alte Grenze Kilikiens. Ptolemäos und Skylax rechnen Korakeſion noch zu Pamphylien; Pomponius Mela aber fängt Kilikien

8) Archiv für das katholiſche Kirchen- und Schulweſen Frankfurt 1815. Bd. III. S. 113. 166. Schweizeriſches Muſeum 1816. Henke's öffentliches Recht der ſchweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft S. 329. 9) Regimentsbuch der XXII. Kantone ſchweizeriſcher Eidgenoſſenſchaft. Schaffhauſen 1829. S. 179. 10) Die diesfallſige päpſtliche Bulle vom 2. Juli 1823 iſt in einer teutſchen Überſetzung abgedruckt in J. J. Zollikofers Samlung der gegenwärtig in Kraft beſtehenden Geſetze und Verordnungen des Cantons St. Gallen. St. Gallen 1826. S. 79. 11) Ihre Anzahl wird ganz verſchieden angegeben. Das Regimentsbuch nent deren 9; Lutz vollſtändige Beſchreibung des Schweizerlandes. 1827. II. S. 10 ſagt, es wären 15 an der Zahl, Andere behaupten dagegen, das Dom-Capitel habe 24 Domherrn. 12) S. Kreisſchreiben des großen Raths an die Gemeinden vom 12. Juli 1824, abgedruckt in der ſchweizeriſchen Monats-Chronik. Zürich 1825. S. 131.

1) Str. XIII p. 668. 2) Steph. s. v. τραχεῖα. 3) Über den Ausdruck überhaupt ſ. Strab. XI. p. 491. 4) Strab. XII. p. 535. 538. Dieſes Kilikien meint auch Herodotos (I, 72.) bei der Beſchreibung des Laufes des Halys. 5) So nach ihm Eustath. ad Iliad. II, 633. — Nicht anders Flor. III, 6., welcher Isauros ipsa arx Ciliciae nent und Epit. Liv. 93: P. Servilius in Cilicia Isauros domuit. — Ammian. Marc. XIV, 8. verbindet Iſaurien völlig mit Kilikien. Denn wenn er gleich ſagt: ejusque (Ciliciae) lateri dextro adnexa Isauria, ſo läßt er dann wieder den Kalykadnos mitten durch Iſaurien fließen und ſpricht von Seleukeia und Klaudiopolis auf gleiche Weiſe, als von zwei Städten Iſauriens. — Der Grund hievon liegt zum Theil wol in der gleichen Beſchaffenheit der beiden Landſchaften und in derſelben Lebensweiſe ihrer Bewohner, zum Theil fingen wirklich ſchon zu Ammianus Zeit die Iſaurer an, das Hochland Kilikien zu überſchwemmen, und ſo ging der Name Iſaurien allmälig auf dieſe Gegend über.

Digitized by Google

beim Vorgebirge Anemurion an; Artemidoros bei der Stadt Kalenderis, und rechnet von dort bis zu den ſyriſchen Thoren (der Oſtgrenze Kilikiens) 1260 Stadien [6]. Ptolemäos [7] theilt das Land in noch kleinere Theile, wie ſie denn wol zu ſeiner Zeit, da das ganze Land unmittelbar unter der römiſchen Herrſchaft ſtand, der Verwaltung wegen beſtehen mochten; es ſind folgende von Weſten nach Oſten: Selentis, Ketis, Dalaſis, Charakine, Lamotis, Lakaniſtis, Bryelike, und das eigentliche Kilikien — Cilicia propria. Der letztere Ausdruck für den des flachen Kilikiens entſtand ohne Zweifel, ſeitdem die Römer auch das Hochland zur Provinz machten.

Die Länge der ganzen Küſte wird von den Alten nicht angegeben; doch findet ſich bei Strabon die Beſtimmung einzelner Strecken nach Stadien, als von der pamphyliſchen Grenze bis zum erſten Vorgebirge Anemurion 820 Stadien und von da bis Solö 500, nach Artemidoros aber betrug die Entfernung von den ſyriſchen Thoren bis Kelenderis, welches zwar weſtlich über Solö hinauslag, 1260 Stadien. Nach ſolchen Angaben und den neueren Charten kann man die ganze Länge auf etwa 60 geogr. Meilen annehmen. Die Breite des Landes war unſtreitig ſehr ungleich, auch ſcheint überhaupt im Tauros gegen Iſaurien, Lykaonien und Kappadokien keine ſcharfe Grenze beſtanden zu haben. Strabon gibt uns nur an einer Stelle die Breite des Landes an; von der kilikiſchen Grenze bis Tarſos wären 120 Stadien, und von da bis zur Mündung des Kydnos nicht mehr als 5 Stadien; dabei hat er aber nicht den Abſtand von der Mündung des Fluſſes bis zur Meeresküſte, d. h. das ſogenante Rhegma oder die Lagunen, in denen der Kydnos mündete und die wenigſtens eine ſolche Ausdehnung hatten, daß Tarſos für keine Seeſtadt galt, mitberechnet. Die Länge dieſes Rhegma wird aber von dem Periplus auf 70 Stadien angegeben. Somit würde die ganze Breite ſich auf 195 Stadien oder 5 geogr. Meilen belaufen. Dies ſcheint nun aber auch das geringſte Maß der Breite zu ſeyn, und man darf an anderen Orten wol an 15 Meilen annehmen. Danach betrug alſo der Flächeninhalt gegen 600 Q. Meilen. Die jetzige osmaniſche Provinz Itschil (Cilicia) umfaßt zwar gegen 800 Q. Meilen, doch breitet ſie ſich auch über die Grenzen des alten Kilikien aus.

Nach dem Zeugniſſe des Herodotos [8] erhielt das Land ſeinen Namen von dem Phöniker Kilix, Agenors Sohn. Daß ein König Kilix in Kilikien geherrſcht habe und vom Zeus überwunden ſey, hatte auch Dioboros [9]. Auf ähnliche Weiſe behauptet Joſephos [10], die Stadt Tarſos habe ihren Namen von Tarſos, dem Enkel Japhets, erhalten. Bochart [11] will daher nach ſeiner Art den Namen aus dem phönikiſchen חלקים = challekim oder challukim ableiten und auf das ſteinigte Kilikien beziehen. — Unſere Hauptquelle bleibt Herodotos, welcher zu dem ſchon Angeführten hinzuſetzt: vor Alters — τὸ παλαιὸν — hätten die Kiliker Hypachäer — Ὑπαχαιοί — geheißen. Mehr glauben wir nicht zu bedürfen, um uns zu überzeugen, daß in den urſprünglichen Kilikern ein dem pelasgiſch-helleniſchen verwandter Volksſtamm angenommen und Mannerts [12] Anſicht, daß dieſe Verwandtſchaft erſt von den Hellenen zu Alexanders Zeit erfunden ſey, verworfen werden müſſe. Kiliker erwähnt ſchon Homeros [13] und läßt ſie in der thebäiſchen Ebene am Fuße des Berges Plakos wohnen; ſomit beſaßen ſie die Küſte von Adramyttion bis zum Kaikos, und waren Nachbarn der Leleger, die ihnen nordwärts um Aſſos herum wohnten. Sie waren in zwei Herrſchaften getheilt, in die des Eetion und die des Mynes, mit den Hauptſtädten Thebä und Lyrneſſos [14]. Strabon erklärt ſich deswegen ausdrücklich dahin, daß dieſe homeriſchen Kiliker eines Stammes wären mit dem ſpäter ſo genanten Volke [15], und ſtützt ſich auch darauf, daß man an der pamphyliſchen Küſte zwiſchen Phaſelis und Attalia noch die Spuren der Städte Thebä und Lyrneſſos zeige [16], wobei er auch das Zeugniß des Kalliſthenes anführt. So nent auch Plinius [17] noch Cilices Mandacadeni, welche unter der Jurisdiction von Adramyttion ſtanden. Ferner beruft ſich Strabon auf das aleiſche Gefilde Ἀλήιον πεδίον — deſſen auch ſchon Herodotos VI, 95. in Kilikien erwähnt. — Nicht anders iſt es mit den Homeriſchen Arima — τὰ Ἄριμα ὄρη —; Xanthos und Demetrios von Skepſis [18] ſetzten dieſelben in die Landſchaft Katakekaumene in Myſien, und das wol nicht ohne Grund. Poſeidonios aber hielt das εἰν Ἀρίμοις für den Namen eines Volks, und ſchloß nun auf Aram und Aramäer, und hielt daher Syrien für die von Homeros bezeichnete Gegend [19]. So verſündigte man ſich ſchon in früheſter Zeit an den einfachen Sagen der Vorwelt.

Aber noch mehr Spuren der alten Kiliker finden ſich in der ſpäter nach ihnen benanten Landſchaft. Die Homeriſchen Keteier ſaßen in der Landſchaft Elaitis am Kaikos zwiſchen den Kilikern und Pelasgern [20]; auch noch in dem ſpätern Kilikien hieß eine Landſchaft Ketis. Hieher gehören die Sagen vom Amphilochos, der mit dem Mopſos und Kalchas von Troja zu dieſen Küſten gekommen ſey [21]; ſo iſt es mit dem korykiſchen Gebirge, welches ſich auch in Lydien der Inſel Chios gegenüber findet; und ausdrücklich wird behauptet, daß Solö von Achäern und Rhodiern, Tarſos von Argivern gegründet ſey [22];

6) Strab. XIV. p 670. 7) Ptolem. V. 8. 8) Herod. VII, 91. vergl. mit Apollod. III, 1. und Hygin. fab. 178. 9) In Euseb. praep. evang II, 2. — Diod. ed. Wessel. T. II. p. 634. 10) Ant. Jud. I, 6. vergl. damit Steph. Byz. s. v. Ταρσός, der den Joſephos jedoch nur wegen der aſpirirten Schreibart des Namens citirt. Joſephos kann aber überhaupt in ſolchen Dingen keine entſcheidende Quelle für uns ſeyn, wie denn auch Stephanos ſich um ſeine Ableitung weiter nicht bekümmert. 11) Chanaan I, 5.

12) Geograph. 6. Th. 2. Abth. S. 37. 13) Iliad. VI, 396. 415. 14) Strab XIII. p. 611. 15) XII. p. 572. 16) XIV. p 667. Damit zu vergleichen, was Herodotos (VII, 91.) über die Abkunft der Pamphyler ſagt. 17) H. N. V, 32. Es wird auch wirklich in der not. episc. prov. Hellesponti p. 27 in Myſien ein Ort Mandacada aufgeführt. (Nach Harduins Note.) 18) Str. XII. p. 579. XIII. p. 626. Diod. V, 71. 19) Strab. XVI. p. 784. vergl. p 750. Die Hauptſtelle bleibt XIII. p. 626. — Eustath. ad Il. II, 782. Der Scholiaſt zu Äſchylos Prometheus v. 351. läßt den Typhon in Kilikien geboren, in Sicilien aber gezüchtigt werden. 20) Strab. XIII. p. 616. 620. 678. 21) Strab XIV. p. 668. 670. Herod. VII, 91. 22) Strab. XIV. p. 671. 673. Darüber unten

Digitized by Google

und eine Stadt deſſelben Namens fand ſich auch noch ſpäter in Bithynien. Übrigens ſoll mit dieſer Annahme nicht geläugnet werden, daß in Kilikien nicht auch Barbaren vom ſyriſchen Volksſtamm ſaßen und wol hauptſächlich das Gebirge einnahmen, wie ſich denn auch die Bewohner des eigentlichen Hochlandes immer weſentlich unterſchieden von denen des Flachlandes.

Von der Beſchaffenheit des Bodens im flachen oder eigentlichen Kilikien macht Xenophon eine glänzende Beſchreibung [23]). Er verſichert, die Ebene ſey groß, ſchön und bewäſſert, ſie ſey voll von Bäumen aller Art und von Weinſtöcken, bringe viel Seſam, Hirſe (panicum miliaceum L.), Schwaden (panicum Italicum L.), Weizen und Gerſte hervor. Ein ſteiles und hohes Gebirge umſchließe ſie allenthalben von einer Seite am Meere bis zur anderen. Mit ihm ſtimmen überein Diodores, Curtius und Ammianus Marcellinus [24]).

Kilikiens Erzeugniſſe im Pflanzenreiche ſcheinen ſich am meiſten ausgezeichnet zu haben, denn aus dem Thierreiche führt Ariſtoteles [25]) nur Ziegen an, welche in jenem Lande wie Schafe geſchoren würden — alſo die angoriſche Ziege. Unter jenen iſt der Safran am bekannteſten geworden [26]). Der kilikiſche Roſinenwein ſtand nur dem kretiſchen nach [27]). Auch lieferte das Land den beſten Yſop [28]) und daher auch den beſten Yſopwein zu mediciniſchem Gebrauche [29]). Die Granatäpfel gediehen in Kilikien gut, und hatten bei Solö keine Kerne [30]). Dort, wie auf Kreta und am Haliartos, fand ſich der Styraxbaum (Styrax officinalis) [31]). Auch die Smilax (Smilax aspera L.) wird von Plinius vornehmlich Kilikien zugeſchrieben, wiewol ſie ſich auch in Hellas fand [32]). Die kilikiſchen Feigen findet Plinius wenigſtens der Erwähnung werth [33]). Bei Iſſos bauete man eine Art Zwiebeln, die gleich den ſardiniſchen für die weißeſten gehalten wurden [34]). Ferner wurde das kilikiſche Irinum (eine wohlriechende Salbe aus der Iris Florentina) vornehmlich gelobt [35]). Endlich wuchs auf den kilikiſchen und peiſidiſchen Bergen das beſte Teukrion oder Hemionion, ein wirkſames Heilkraut, welches entweder Grammitis Ceterach oder Scolopendrium hemionitis zu ſeyn ſcheint [36]). — Aus dem Mineralreich laſſen ſich nur gute Wetzſteine nennen [37]), doch ſcheinen ſie nicht zu den feinſten gehört zu haben. Außerdem fand man in Kilikien eine asphalthaltige Erde, womit man die Weinſtöcke beſtrich und gegen Ungeziefer ſchützte [38]).

Gebirge. An den weſtlichen Küſten Kleinaſiens, zwiſchen den Flüſſen Mäandros, Hermos, Sangarios, erheben ſich Gebirgszüge von mäßiger Höhe und verſchiedenen Namen, nehmen eine öſtliche und ſüdöſtliche Richtung und vereinigen ſich bei den Quellen des Mäandros und Sangarios. Dieſer rauhe Gebirgsknoten, höher als ſeine Arme, nördlich begrenzt durch den Halys, öſtlich durch den Kalykadnos, erhielt bei den Alten den Namen Tauros. In dem Bereiche dieſes Gebirgsknotens lagen die Landſchaften Peiſidien, Iſaurien und das Hochland Kilikien. Bei dem Kalykadnos zieht ſich der Tauros wieder zuſammen, ſetzt ſeine Richtung gegen Oſten fort, entſendet nördlich einige Flüſſe zum Halys, ſüdlich die kilikiſchen zum Mittelmeer und theilt ſich bei den Quellen des Pyramos, nachdem er das Flachland Kilikien gegen Norden umzogen hat, in zwei Arme. Der eine von denſelben zieht ſich gegen Nordoſt und nimt den Namen Antitauros an, der andere wendet ſich gegen Südoſt und Süden und hieß Amanos. An Höhe übertrifft der erſtere den letzteren, und ſteht in Verbindung mit den armeniſchen und kaukaſiſchen Gebirgen, aber an Rauhheit ſcheinen beide ſich gleich geblieben zu ſeyn [39]), und beſonders ſchroff iſt die Abdachung gegen Süden. Aus manchen Schilderungen von dieſem Gebirge bei den Alten möchte man es für ein Alpen-Gebirge halten; das iſt es aber nach einzelnen Bemerkungen alter Schriftſteller und neuerer Reiſenden durchaus nicht, ſondern nur ſo viel geht aus ihnen hervor, daß es zwar ſehr rauh und voller Klippen und wilder Thäler, jedoch nur in den Wintermonaten mit Schnee bedeckt iſt und ſich wol nicht über 6000 Fuß erhebt. Strabon [40]) ſpricht von Hochebenen, welche fruchtbar und tauglich für Öl- und Weinbau wären, und welche gute Viehtriften hätten. Die Anhöhen ſelbſt waren mit Waldung aller Art bedeckt. Strabon [41]) berichtet ferner, daß auf der Bergkuppe Olympos das gleichbenante Raubſchloß des Zeniketos gelegen, und daß man von dort aus eine Ausſicht über ganz Lykien, Pamphylien und Peiſidien gehabt habe. Am deutlichſten beweiſen aber die verſchiedenen Heerzüge über den Tauros, daß derſelbe kein Eisgebirge war.

Da nämlich das eigentliche Kilikien ringsum von der tauriſchen Gebirgskette eingeſchloſſen war und durch daſſelbe die Hauptſtraße von dem weſtlichen Kleinaſien nach Syrien und Meſopotamien führte, ſo waren drei Hauptpäſſe [42]) in jener Gebirgskette im ganzen Alterthume bekant und in ſtrategiſcher Rückſicht von hoher Bedeutung. Der erſte dieſer Päſſe führte von Kappadokien aus gen Süden zur Stadt Tarſos am Fluſſe Kydnos. Nach Strabon [43]) nahm die Gebirgsſtraße nördlich in der Land-

eine weitere Erörterung. 23) Xen. anab. I, 2, 22. 24) Diod. XIV, 20. Curt. III, 4. Ammian. XIV, 8. 25) Arist. h. anim. VIII, 28. Auch könte man den Bandwurm hier nennen, von welchem die Kiliker häufig gelitten haben ſollen. Theophr. h. pl. IX, 20. Plin. XXVII, 12. 26) Plin. XXI, 17. prima nobilitas Cilicio (croco) et ibi in Coryco monte. Dioscor. I, 25. Theophr. h. pl. VI, 6. mit Sprengels Anmerk. 27) Plin. XIV, 11. 28) Plin. XXV, 87. XIV, 19. Dioscor. III, 30. V, 50. 29) Colum. XII, 35. 30) Theophr. h. pl. II, 2. caus. pl. I, 9. 31) Dioscor. I, 79. Strab. XII. p. 570. Plut. Lysand. 28. 32) Plin. XVI, 63. Theophr. h. pl. III, 18. Dioscor. IV, 144. 33) Plin. XVI, 49. 34) Theophr. h. pl. VII, 4. Plin. XIX, 32. 35) Plin. XXI, 19. Theoph. caus. pl. VI, 18. Diosc. I, 1. Athen. XV. p. 686. Strab. XII. p. 571. 36) Plin. XXV, 20. Dioscor. III, 151. 152. vergl. Sprengel zum Theophr. S. 389. 37) Plin. XXXVI, 47.

38) Theophr. Fr. de lapid. 49. Dioscor. V, 181. Strab. VII. p. 316. 39) Strabon berichtet nur weniger Genaues über das Tauros-Gebirge — XIV. p. 651. XI. p. 520. 666; Ausdehnung deſſelben XI. p. 490; Amanos XII. p. 535; die höchſten Gipfel des Tauros gibt er bei den Selgiern an I. p. 21. XII. p. 569. 40) Strab. XII. p. 570. 41) Strab. XIV. p. 671. 42) So viele erwähnt Curtius III, 4. 43) Strab. XII. p. 537.

ſchaft Tyanitis ihren Anfang; damit iſt aber für die genaue Beſtimmung dieſer Straße nichts gewonnen. Xenophon [44]) erzählt, Kyros der Jüngere ſey nach Ikonion, der letzten Stadt Phrygiens gekommen, ſey von da durch Lykaonien 30 Paraſangen — ungefähr 22 Meilen — weiter gezogen und habe die Gegend den Hellenen zur Plünderung Preis gegeben. Von dort (alſo offenbar am Ende der 30 Paraſangen, von einem ungenanten Orte aus; vielleicht war es auch nur ein Lager) entſendete Kyros die ihn begleitende kilikiſche Königin Epyaxa auf dem kürzeſten Wege nach Kilikien und gab ihr den Heertheil des Menon (nach Anab. I, 2, 6. waren es 1500 Mann) mit. Kyros aber zog mit dem Hauptheer noch 25 Paraſangen weiter und kam nach der Stadt Dana, welche groß und wohlhabend genant wird. Von hieraus ſuchte er durch die Gebirgspäſſe in Kilikien einzudringen. — Die Schwierigkeit für die Beſtimmung der Straße liegt in Folgendem: daß nirgends eine Stadt Dana in Kappadokien genant wird und doch ſoll ſie bedeutend geweſen ſeyn; daß aber Strabon in der Landſchaft Tyanitis, welche nach ſeiner Angabe vor den kilikiſchen Gebirgspäſſen lag, nur drei Städte, Tyana, Kaſtabala und Kybiſtra anführt, und zwar nachdem er zuvor von den Landſchaften Kappadokiens behauptet hat, nur zwei von ihnen hätten Städte und davon ſey Tyanitis die eine. Man darf alſo annehmen, daß jenes Dana für dieſes Tyana zu halten ſey. Denn daß Tyana die Metropole der Landſchaft war, beweiſt ihr Name ſchon; dazu ließ Kyros in Dana einen königlichen Statthalter hinrichten, und nach Strabon XII. p. 539 fand ſich auch noch in der Gegend von Tyana ein *στρατόπεδον τοῦ Κύρου*.

Es entſteht ferner die Frage, weshalb Kyros nicht ebenfalls auf dem kürzeſten Wege und alſo in Begleitung der kilikiſchen Königin in Kilikien eindrang, da ſie doch beide ihre Richtung auf Tarſos nahmen und wohin, eben des kürzeren Weges wegen, die Königin fünf Tage eher kam. Kyros kam erſt in 4 Märſchen bis Dana, raſtete dort 3 Tage, verſuchte den Übergang über das Gebirge und wartete einen Tag am Fuße deſſelben auf den Abzug des kilikiſchen Königs. Für den Durchzug durch den Engpaß — bei einer Ausdehnung von 20 Stadien — darf man wieder einen Tag rechnen; zu dem Zuge abwärts bis Tarſos — 25 Paraſangen — wurden nach Xenophon 4 Tage gebraucht. Kyros hatte alſo von dem Orte aus, wo er ſich von der Königin trente, wenigſtens 13 Tage gebraucht, wenn man für den Marſch von Dana bis an das Gebirge und für den Raſttag daſelbſt nur einen Tag rechnet. Von dieſen 13 Tagen würden 9½ Marſchtage geweſen ſeyn. Die Königin kam 5 Tage eher als Kyros nach Tarſos, ſie muß alſo 8 Tage zu ihrem Zuge gebraucht haben und doch war ſie auf dem kürzeſten Wege entſendet. Sie hatte zwar auch neben ihrer eigenen Bedeckung von Kilikern und Aſpendiern [45]) noch 1500 Mann Hellenen bei ſich, welches ebenfalls auffallend erſcheinen könte, allein dieſe Mannſchaft kann doch nimmermehr in Vergleich mit dem Hauptheer des Kyros geſtellt werden.

Dieſe Umſtände mögen Reichard beſtimt haben, die Königin ſich ſchon in Ikonion vom Kyros trennen und nach Pamphylien wenden zu laſſen. Dabei bleibt aber unbegreiflich, wie ſie dann in 8 Tagen nach Tarſos kommen konte, und ferner bleibt es ſogar ungewiß, ob es zu der Zeit auch eine Heerſtraße durch das Hochland Kilikien, welches ſie durchziehen mußte, gab. Alexandros wenigſtens kam nur bis zur Stadt Aſpendus und zuletzt ſchon auf gefahrvollen Wegen. Ferner rechnet Reichard die 30 Paraſangen, welche Kyros von Ikonion aus durch Lykaonien marſchirte, nicht zur ganzen Summe mit, ſondern ſetzt auf ſeiner Charte hinzu: ab Iconio Cyrus circumduxit exercitum 30 parasangis in Lycaonia praedandi causa. Das kann aber ſchwerlich in den Worten Xenophons liegen: *Ἐνθεῦτεν διελαύνει διὰ τῆς Λυκαονίας σταθμοὺς πέντε παρασάγγας τριάκοντα. Ταύτην τὴν χώραν ἐπέτρεψε διαρπάσαι τοῖς Ἕλλησι, ὡς πολεμίαν οὖσαν.* — Mannert dagegen will in dem ptolemäiſchen Tanadaea, ſpäter Cocuſus oder Cocuſum genant, des Xenophon Dana wieder erkennen. Dieſer Ort muß aber auf der Oſtſeite des Fluſſes Pyramos geſucht werden, und liegt alſo für die gegebenen Maße viel zu weit öſtlich. Aber auch angenommen, Kyros ſey wirklich durch das Thal des genanten Fluſſes in Kilikien eingedrungen, ſo hätte er den Weg vom Pyramos über den Saros zum Kydnos bei ſeinem Marſche von Tarſos nach Iſſos zum zweitenmale machen müſſen, welches doch von dem Augenzeugen Xenophon ſchwerlich unbemerkt geblieben wäre.

Unſere Anſicht iſt nun dieſe: 1) da Kyros die Königin außer ihrer eigenen Bedeckung noch von 1500 Mann Hellenen begleiten ließ, ſo hatte er dabei keine andere Abſicht, als dem kilikiſchen Könige eine Diverſion zu machen, die auch nicht ohne Erfolg blieb, beſonders da ſich zugleich auch die Flotte des Kyros an den kilikiſchen Küſten zeigte. Deshalb übereilte auch Kyros ſeinen Marſch nicht, und raſtete am Fuße des Gebirges einen Tag. 2) Läßt ſich daraus, daß der kilikiſche König den Paß, durch welchen Kyros mit dem Hauptheer eindrang, ſelbſt beſetzt hielt, ſchließen, daß dies wirklich auch der Hauptübergang war. Denn beſetzt muß wol der andere Paß auch geweſen ſeyn, denn bei dem Übergange der Königin gingen zwei Compagnien — *λόχοι* — von Menons Heertheil verloren [46]). 3) Wenn die Königin mit ihrer viel geringeren Mannſchaft den kürzeſten Weg nach Tarſos einſchlug, und doch nur höchſtens 2 Tage weniger zu ihrem Marſche gebrauchte, als Kyros mit dem Hauptheere auf großem Umwege, ſo muß jener kürzere Weg um ſo beſchwerlicher geweſen ſeyn. — Wir glauben daher das Thal des Fluſſes Kydnos, an deſſen Mündung Tarſos lag, für die Straße, welche die Königin einſchlug, nehmen zu müſſen. Kyros aber ſcheint uns weiter gegen Oſten durch das Thal des Fluſſes Saros gezogen zu ſeyn, der bei weitem größer als der Kydnos im Antitauros entſpringt und ſich einen Durchbruch durch den Tauros, Kilikiens Grenzgebirge, erzwungen hat; wogegen der Kydnos ſeinen Urſprung nur auf dem Tauros nimt. Die Itinerarien haben auf jener großen Straße die Orte Podandos und Mopſukrene, deren Lage aber anderweitig nicht zu beſtim-

44) Xen. anab. I, 2, 19. 45) Xen. anab. I, 2, 12. 46) Xen. anab. I, 2, 25.

Digitized by Google

men iſt, doch hat Ptolemäos das letztere dem Saros näher. Der Paß ſelbſt wird uns von Xenophon, Diodoros, Herodianos und Curtius [47]) alſo geſchildert: er war ſehr ſteil, zwiſchen hohen, nicht zu überſteigenden Felſen, enge (nach Curtius konten kaum 4 gewappnete Männer neben einander gehen), doch fahrbare Heerſtraße — ὁδὸς ἁμαξιτός — 20 Stadien lang (doch wol nur die beſchwerlichſte Stelle) und durch Mauern, die mit Thoren verſehen waren — αἱ Κιλίκιαι πύλαι, — gegen feindliche Angriffe geſichert. Seine militäriſche Wichtigkeit war unſtreitig ſchon ſehr frühe erkant; ſo verſichert Strabon [48]), Tyana liege an der ſtark befeſtigten Schanze der Semiramis, welche zur Deckung dem Paſſe mag vorgelegt worden ſeyn. Das beſte Zeugniß von der Schwierigkeit des Paſſes hat aber Alexandros abgelegt, verſichernd, der Feind würde ſein Heer mit Steinen haben todt werfen können, wenn er die Höhen gehörig beſetzt hätte. Alexandros nämlich betrat ohne Zweifel dieſelbe Straße, wie er denn auch gleichfalls zuerſt nach Tarſos kam. Das läßt ſich daraus entnehmen, daß er zuvor nach dem Lager des Kyros kam, welches Arrianos [49]) richtiger als Curtius auf den jüngeren Kyros bezieht, von wo er noch 50 Stadien bis zum Engpaſſe hatte. Zum Dritten ſchlug der Kaiſer Severus dieſen Weg ein, als er gegen den Peſcennius Niger auszog.

Aus Kilikien führten nun wieder hinaus zwei andere Päſſe [50]), der eine gegen Süden nach Syrien, der andere oſtwärts nach Kommagene und zum Euphrates. Der erſte iſt der wichtigere und komt bei den alten Schriftſtellern unter dem Namen αἱ Συρίαι πύλαι vor [51]). Er lag zwiſchen der Stadt Iſſos, der Grenzſtadt Kilikiens nach dieſer Seite hin und der Stadt Alexandreia (jetzt Scanderoun). Der andere Paß führte durch das Amanos-Gebirge und erhielt daher ſeinen Namen [52]); ſchwieriger aber iſt es ſeine Lage zu beſtimmen. — Hieher gehört des Arrianos Erzählung von dem, was der Schlacht bei Iſſos voranging. Alexandros war durch Iſſos und die ſyriſchen Päſſe gezogen; Dareios umging ihn auf ſeiner rechten Seite, drang durch die amaniſchen Päſſe in Kilikien ein, beſetzte Iſſos und hob dort das Lazareth der Makedoner auf, und ſchnitt überhaupt den Alexandros von ſeiner Rückzugslinie und ſeinem Rückhalt ab. Dieſer Marſch war offenbar mit Verſtande angelegt, allein er wurde ohne denſelben ausgeführt, indem Dareios mit ſeiner Hauptmacht in Kilikien eindrang und die Entſcheidung in den Engen ſuchte. Daß ſich aber Alexandros ſo umgehen und hintergehen ließ, iſt ſehr auffallend, und ſein Glück iſt bei dieſen Ereigniſſen mehr zu bewundern, als ſeine Feldherrntalente. — Aus dieſem Berichte wird uns die Lage beider Päſſe gegeneinander ziemlich deutlich gemacht; wenden wir uns alſo zuerſt zu dem ſyriſchen Paſſe. Am vollſtändigſten beſchreibt ihn Xenophon [53]); neben ihm iſt Kalliſthenes, als Augenzeuge des Treffens bei Iſſos, Hauptquelle [54]). — Südlich vor Iſſos drängt ſich ein ſchroffes Gebirge [55]) mit unerſteiglichen Felſen — πέτραι ἠλίβατοι — hart an das Meer und geſtattete an zwei Stellen nur einen ſchmalen Durchgang. An dieſen beiden Stellen ſtanden zu Xenophons Zeit zwei Kaſtelle, das eine an der kilikiſchen, das andere an der ſyriſchen Seite; ihre Entfernung von einander betrug 3 Stadien. Zwiſchen beiden floß der Fluß Kerſos, gegen 100 Fuß breit. Der Durchzug durch dieſe Enge mußte daher an ſich ſchon für ein Heer überaus ſchwierig ſeyn; dazu beherrſchten die Kaſtelle die ganze Küſte [56]). Deshalb zog auch der jüngere Kyros ſeine Flotte dort an ſich, um nöthigenfalls dieſe Feſten umgehen laſſen zu können. Das Schlachtfeld nun, wo Alexandros ſiegte, lag zwiſchen Iſſos und dem Paſſe; dort nämlich zieht ſich das Gebirge weiter vom Meere zurück und es entſteht eine Thalebene am Meere, die nach Kalliſthenes nur 14 Stadien breit war. Sie wurde vom Fluſſe Pinaros [57]) durchfloſſen, hinter welchem Dareios ſeine Stellung nahm. Schwieriger iſt die Lage der Stadt Iſſos zu beſtimmen, von welcher alles übrige abhängt. Bisher fand man ſie auf den Charten an dem nördlichen Winkel des iſſiſchen Meerbuſens; auf Niebuhrs Charte [58]) iſt alles ſüdlicher gerückt und Reichard nimt daher den Ort Orſeler auf jener Charte für Iſſos, und ſo ſcheint es bei genauer Vergleichung allerdings zu ſeyn. Bei den Alten finden ſich übrigens keine an ſich entſcheidende Stellen, und ſo muß alles den Unterſuchungen neuerer Reiſenden überlaſſen bleiben.

Was nun den Paß durch den Amanos betrifft, ſo hat Strabon [59]) zwar die Lage dieſes Gebirgszuges deutlich genug beſchrieben, wenn er ihn einen Arm des kilikiſchen Tauros nent, der ſich von Kataonien aus gegen Oſten und Süden an dem kilikiſchen und ſyriſchen Meere ausdehne, und ſomit den Meerbuſen von Iſſos und das flache Kilikien bis zum Tauros umſchließe; allein eine genaue Beſtimmung der Lage und Richtung des Paſſes iſt aus ſeinen Worten nicht zu gewinnen. Aus den Berichten über die Schlacht bei Iſſos und Cicero's [60]) Er-

47) Xen. I 1. Diod. XIV, 20. Herod. III, 3. Curt. III, 4. 48) Strab. XII p. 537. 49) Arrian II, 4. vergl. damit Strab. XII p. 534., und was ſchon darüber beigebracht worden iſt. Mannert läßt den Alexandros demungeachtet eine andere Straße betreten. 50) Cic. ad div. XV, 4. duo sunt aditus in Ciliciam ex Syria, quorum uterque parvis subsidiis propter angustias intercludi potest. 51) Bei Strabon nur αἱ πύλαι ὅριον Κιλίκων τε καὶ Σύρων. Bei Caſſius Dion (74, 7.) Κιλίκιαι πύλαι. 52) Ἀμανίδες πύλαι Strab. Callisthen. — Ἀμανικαὶ πύλαι Arrian. Ptolem. Curtius.

53) Anab. I, 4, 4. Damit ſtimt Diodoros (14, 21) im Ganzen überein; aber 17, 32. iſt er weniger genau. 54) Polyb. XII, 17. Dazu vergl. Arrian. II, 6. und Curt. III, 8. Plutarchos im Leben des Alexand. (c. 20.) iſt ungenügend und erläutert die Sache nicht. 55) Diodoros nent es unrichtig Libanon, vielmehr wurde es das pieriſche Gebirge genant, und iſt unſtreitig ein Zweig des Amanos. So hieß denn auch die dort gelegene Stadt Seleukeia zum Unterſchiede von anderen gleich benamten Städten, die Pieriſche. 56) Auch Pococke (Th. 2. S. 252 ff.) beſchreibt die Gegend ziemlich genau. 57) Strabon (14. p. 676.) nent ihn fälſchlich Pindos; alle: Kalliſthenes, Arrianos, Stephanos, Curtius haben Pinaros; Plutarchos durch Schreibfehler Pindaros. — Man nimt den heutigen Fluß Maherſy für denſelben, ſo wie man den Merkes für den Kerſos hält. 58) Am Ende des zweiten Theils der Reiſebeſchreibung; die Erläuterung derſelben ſollte im dritten Theile nachfolgen. 59) Strab. XII p. 535. 60) Cic. epp. ad Att. V, 20. ad. div. XV, 4. 61) Strab. XIV. p. 676. Μετὰ δὲ Μαλλὸν Αἰγαῖαι πολίχνιον ὕφορμον ἔχον· εἶτ' Ἀμανίδες πύλαι ὕφορμον ἔχουσαι, εἰς ἃς

Digitized by Google

wähnung jenes Paſſes geht hervor, daß derſelbe ſeitwärts von Iſſos, und wie es ſcheint nordöſtlich davon in geringer Entfernung, geſucht werden müſſe, denn Dareios kam nach ſeinem Übergange über das Gebirge ſogleich nach Iſſos. Doch kann man nach Strabon [61]) wieder nicht annehmen, daß die Straße, auf welcher dieſer Paß lag, bei Iſſos ihren Anfang genommen habe, ſondern vielmehr bei Ägää. Dieſer Ort muß aber nördlich oder nordweſtlich von Iſſos gelegen haben, und man möchte glauben, daß er an der Stelle lag, wo man auf den bisherigen Charten Iſſos fand, alſo an dem innerſten Winkel des iſſiſchen Meerbuſens. Nur ſo läßt ſich Strabon verſtehen, denn dann würde die Straße des amaniſchen Paſſes bei Ägää auf die große Heerſtraße, welche von Ägää auf Iſſos führte, geſtoßen ſeyn und der Paß in der oben angenommenen Lage gegen Iſſos beſtehen können. Setzt man aber Ägää an die weſtliche Seite des Meerbuſens, wie gewöhnlich geſchieht, ſo müſſen entweder beide Straßen zuſammenfallen oder der amaniſche Paß muß ungebührlich weit von Iſſos entfernt werden. Ein großer Übelſtand liegt darin, daß uns nirgends geſagt wird, zu welcher Stadt die Straße dieſes Paſſes führte. Mannert nimt Samoſata am Euphrates dafür an, und will dies aus der peutingerſchen Tafel ſchließen; allein dieſelbe iſt gerade in Kilikien verwiſcht und verdorben, und daher mit überzeugender Gewißheit nichts aus ihr zu entnehmen; die Itinerarien aber haben dort keine Straße. Es mag alſo ſeyn, daß zu einer Zeit unter der römiſchen Herrſchaft in jener Gegend eine Heerſtraße beſtand [62]); zu Cicero's Zeit ſcheint es wenigſtens noch keine Hauptſtraße geweſen zu ſeyn, woraus ſich denn ſchließen ließe, wie Alexandros ſie nicht beachtete. Nothwendig wurde ſie vielleicht den Römern durch die parthiſchen Kriege, und daher möchte man glauben, daß ſie in Auguſtus Zeit oder doch bald nach ihm gebahnt wurde.

Flüſſe. Die 8 Flüſſe, welche in Kilikien namhaft gemacht werden, folgen von Weſten gegen Oſten in dieſer Ordnung auf einander: der Arymagdos, Kalykadnos, Lamos, Kydnos, Saros, Pyramos, Pinaros und Kerſos.

1) Der **Arymagdos** — Ἀρύμαγδος — wird vom Ptolemäos allein genant, der ihn zwiſchen dem Vorgebirge Anemurion und der Stadt Arſinoe hat.

2) Der **Kalykadnos** — Καλύκαδνος — von einigen auch Kalydnos genant [63]), ſcheint ſeinen Urſprung, wenn Olivier [64]) wirklich ſeinen Weg an ihm hinnahm, in den nördlichen Theilen der Kette des Tauros zu nehmen; er mündete öſtlich nahe bei dem ſarpedoniſchen Vorgebirge [65]). Bei Seleukia trug er eine Brücke, und hatte Waſſer genug, um ſchiffbar zu ſeyn [66]). Für die Teutſchen hat der Fluß eine traurige Denkwürdigkeit erhalten durch das Bad, welches in ſeinen Fluthen dem großen Kaiſer Friedrich dem Erſten den Tod brachte [67]).

3) Der **Lamos** — Λάμος — alſo von Ptolemäos und Stephanos [68]), von Strabon aber fehlerhaft Latmos genant [69]), mündete weſtlich unweit Solö, und Strabon macht ihn zur Grenze von Hoch-Kilikien. Die Länge ſeines Laufes iſt nach den Angaben der Alten nicht zu beſtimmen. Reichard läßt ihn vom Argäos-Gebirge herabkommen, wonach er bei weitem der größte Fluß Kilikens ſeyn würde. Allein als ſolcher ſcheint er von den Alten nicht genug ausgezeichnet zu ſeyn.

4) Der **Kydnos** — Κύδνος — entſpringt in dem Tauros, wo er die nördliche Grenze des eigentlichen Kilikiens bildete [70]), und hat nur einen Lauf von 125 Stadien; er floß reißend durch ein tiefes Thal [71]), hatte ein klares und kaltes Waſſer; Bäder in demſelben hielt man gegen Gicht und Podagra für heilſam. Indeß hätte ſich Alexandros, weil er erhitzt in dem eiſigen Fluſſe badete, beinahe den Tod zugezogen. Übrigens durchfloß der Kydnos die Stadt Tarſos und zwar neben dem Gymnaſion vorbei, wo er nach Xenophon 2 Plethren d. h. nicht völlig 190 Pariſer Fuß breit war. Er mündete 5 Stadien unterhalb der Stadt in den Lagunen — Rhegma genant — welche der Stadt zum Hafen dienten.

5) Der **Saros** — Σάρος — entſpringt im Antitauros, alſo in der alten Landſchaft Kataonien, floß dann durch die Stadt Komana, darauf durch die Thäler des Tauros und das Flachland-Kilikien [72]) neben der Stadt Adana hinweg, und mündete 120 Stadien von der Mündung des Pyramos. Er war bei Adana, denn dort führte die Straße über ihn, 3 Plethren oder 284 Pariſer Fuß breit [73]). An ſeiner Mündung erlitt die Flotte des ſyriſchen Königs Antiochos durch Sturm einen großen Verluſt [74]).

6) Der **Pyramos** — Πύραμος — in früheren Zeiten Leukoſyros genant [75]), iſt der größte Fluß Kilikiens, ſo daß ihn Abulfeda ſogar dem Euphrates vergleicht [76]). Er entſpringt ebenfalls in Kataonien auf einer Ebene,

τελευτᾷ τὸ Ἀμανὸν ὄρος. Wie hier den amaniſchen Päſſen ein Hafen beigelegt werden kann, iſt nicht zu begreifen. Denn wären dieſe Päſſe unmittelbar am Meere geweſen, alſo daß ein Ankerplatz neben ihnen ſeyn konte, ſo würden ſie ja offenbar auf derſelben Straße, die zu den ſyriſchen Päſſen führte, gelegen haben und mit dieſen zugleich erwähnt worden ſeyn. Ich wage es daher in jener Stelle Strabens eine Verſetzung der Worte vorzuſchlagen, welche wegen der Ähnlichkeit der Ausdrücke nicht zu gewagt ſcheint: μετὰ δὲ Μαλλὸν, πολίχνιον, ὕφορμον ἔχον, Αἰγαίαι, ὕφορμον ἔχουσαι· εἶτ' Ἀμανίδες πύλαι, εἰς ἃς κ. τ. λ. — Mannert ſucht ſich dadurch zu helfen, daß er zwei verſchiedene amaniſche Päſſe annimt, den einen, durch welchen Dareios in Kilikien eindrang, nordöſtlich von Iſſos und den anderen an der nördlichen Spitze des iſſiſchen Meerbuſens. Allein des letzteren thut kein Schriftſteller Erwähnung, und Xenophon iſt doch in ſeinem Berichte ſo ſehr genau und ſchreibt als Augenzeuge. 62) Vgl. Cass. Dion. 48, 41.

63) Steph. Byz. s. v. Ὑρία. 64) Thl. 3. S. 377 ff. 65) Strab. XIV, p. 670. 66) Amm. Marcell. XIV, 2. Basil. de Thecla. 1. 67) Vgl. Bünau's Leben Friedr. S. 334 und die dort angeführten Quellen. 68) Steph. s. h. v. nach der Lyliaka des Alexandros; doch weicht er von Ptolemäos in der Benennung der umliegenden Landſchaft ab, die er anſtatt Lamotis (Ptolem.) Lamuſia nent. 69) Strab. XIV, p. 671. 70) Strab. XIV, p. 673. Arrian. II, 4. 71) Ταχύ ohne Zweifel bei Strabon anſtatt τραχύ wegen Euſtath. ad Dionys. v. 869, der in allem Übrigen den Strabon ausgeſchrieben hat. 72) Strab. XII, p. 535. 73) Xen. anab. I, 4. 74) Liv. XXXIII, 41. App. Syr. 4. 75) Steph. Byz. s. h. v. 76) Abulfed. tab. Syr. p. 153.

Digitized by Google

fließt eine Zeitlang unter der Erde fort, komt dann wieder mit großer Heftigkeit hervor und hat ſich durch die Felſen des Tauros einen Durchbruch erzwungen, der, nach der Verſicherung der Alten, ſo enge war, daß ein Hund oder Haſe über das ausgeriſſene Thal hinwegſpringen konte. Daher hörte man ſchon aus der Ferne das Brauſen des Stromes wie Donnergekrach [77]. Da, wo die große Straße über ihn hinführte, war er ein Stadion oder 569 Pariſer Fuß breit iſt [78]. Seine Richtung von Norden gen Süden veränderte er im flachen Kilikien und wendete ſich etwas gegen Weſten. Übrigens führte er viel Schlamm und Sand mit ſich zum Meere und ſo entſtanden an ſeiner Mündung Sandbänke und Untiefen, die ſich bis zur Mündung des Saros erſtreckt zu haben ſcheinen [79]. Daher war folgender Orakelſpruch auf ihn im Munde des Volks:

Einſt wird kommen die Zeit, da Pyramos wirbelnde Fluthen
Durch des Geſtad's Anhäufung zur heiligen Kypros gelangen.

7 und 8) Der **Pinaros** und **Kerſos** floſſen, wie ſchon erwähnt iſt, zwiſchen Iſſos und den ſyriſchen Päſſen. Der erſtere, der durch den Sieg der Makedoner über die Perſer bleibenden Ruhm gewonnen hat, hatte ſteile Ufer, die aber dem entſchloſſenen Sturm der makedoniſchen Phalanx nicht wehren konten [81]. Vielleicht hörte beim Pinaros der Name des Gebirges Amanos auf, und galt von dort bis zur Mündung des Orontes die Benennung Pierios. — Der Kerſos war nach Xenophon ein Plethron oder 94 Pariſer Fuß breit.

Vorgebirge. Von Weſten nach Oſten reihen ſich folgende Vorgebirge an einander: der Kragos-Felſen, das erſte Anemurion, Mylas, Sarpedon, das erſte Zephyrion, der Felſen Pökile, das zweite Anemurion, Korykion, das zweite Zephyrion, Ammodes, und Januaria. — **Kragos** war ein vorſpringender ſchroffer Felſen [82], öſtlich von der Stadt Selinus. Der Periplus bezeichnet ihn als eine Feſte, doch ohne einen Namen anzugeben. Nach Ptolemäos aber lag eine Stadt auf demſelben, Antiocheia — *Ἀντιόχεια ἐπὶ Κράγῳ* — ſpäter auch die iſauriſche Antiocheia oder mit dem Zuſatze Lamotis benant. An den Kragos ſchloß ſich der Berg **Andriklos** über der Stadt Charadrus (wahrſcheinlich eins mit dem 30 Stadien landeinwärts liegendem Androkos des Periplus) und die felſichte Küſte **Plataniſtos** an. Darauf folgt das erſte Vorgebirge **Anemurion**, 350 Stadien von dem kypriſchen Vorgebirge Krommyon entfernt. Die Entfernung von der pamphyliſchen Grenze bis Anemurion gibt Strabon auf 820 Stadien, und von dort bis Solö auf 500 Stadien an. — Livius [83] erwähnt ein Vorgebirge **Nephelis** und Ptolemäos eine Stadt gleiches Namens. Mannert und Reichard ſetzen dieſelbe auf die äußerſte Spitze von Anemurion. Dagegen ſtreitet offenbar bei Livius das *id quoque* der zweiten Parentheſe. Auch führt Ptolemäos Nephelis als Küſtenſtadt der Landſchaft Selentis auf, dagegen er Anemurion zum Bezirk Ketis zieht. Danach muß Nephelis weſtlich unweit Anemurion angenommen werden. Außerdem werden bei dem Vorgebirge Anemurion noch zwei Städte genant, nämlich von Plinius und Skylax [84] die Stadt Anemurion, von Strabon, Stephanos und Mela [85] die Stadt Nagidos. Mannert und Reichard halten ſie für verſchiedene Städte und mögen ſich auf Skylax ſtützen, der aber nicht Nagidos hat [86]. Unter ſo bewandten Umſtänden muß es unentſchieden bleiben, ob es nicht Namen für eine und dieſelbe Stadt ſind.

Das Vorgebirge **Mylas** mit einem Städtchen gleiches Namens nent nur der Periplus und bezeichnet es 160 Stadien weſtlich vom Vorgebirge Sarpedon. Plinius nent nur eine Stadt Myle [87]. — Weſtlich vom Sarpedon gibt Ptolemäos noch ein **Aphrodiſias** an, welches als Ort auch bei Livius und Diodoros [88] vorkomt; und Plinius hat ein promontorium et oppidum Veneris; Skylax: λιμὴν Ἀφροδίσιος. Alſo ſcheint die Sache außer Zweifel zu ſeyn.

Das Vorgebirge **Sarpedon** *) bildet mit dem Vorgebirge Zephyrion einen Meerbuſen, in deſſen innerſtem Winkel der Kalykadnos mündet [89]. Allein da Strabon in der Folge, nachdem er über die Stadt Seleukeia Bericht erſtattet hat, fortfährt: auf den Kalykadnos folgt — aus dem Zuſammenhang ergibt ſich, oſtwärts — der Felſen Pökile, ſo haben Neuere, durch Vergleichung des Ptolemäos, gezweifelt, daß das Vorgebirge Zephyrion jenen Meerbuſen auf der Oſtſeite ſchließe. Indeß folgt Danville ganz dem Strabon, und nimt man nur an, daß Strabon, anſtatt Zephyrion zu nennen, den Kalykadnos genant hat, welches entweder aus Übereilung oder ſogar mit Abſicht geſchehen konte, denn der Kalykadnos gilt ihm offenbar für den wichtigeren Punkt, ſo ſteht alles im beſten Zuſammenhange. Ein Irrthum in Rückſicht des Namens Zephyrion iſt bei Strabon durchaus nicht anzunehmen, da er, S. 671 gegen Ende, wiederholt: *εἶτα Ζεφύριον ὁμώνυμον τῷ πρὸς Καλυκάδνῳ.* — Hiſtoriſche Merkwürdigkeit hat die Küſte um den Kalykadnos durch den Frieden des Antiochos mit den Römern erhalten, worin feſtgeſetzt wurde, daß jener nicht über das Vorgebirge des Kalykadnos hinausſegeln ſollte — *ἐπὶ τάδε τοῦ Καλυκάδνου ἀκρωτηρίου* [90].

---

77) Strab. XII, p. 536, vergl. auch Tzetz. ad Lycophr. v. 440. 78) Xen. l. l. 79) Strab. I, 52. XII, p. 536. Eustath. ad Dionys. v. 867. 80) Strab. l. l. 81) Arrian II, 10. 82) Strab. XIV, p. 669. 83) Liv. XXXIII, 20: Rhodii legatos ad regem miserunt Nephelida (promontorium Ciliciae est, inclitum foedere antiquo Atheniensium, und weiter unten in demſelben Capitel hat er: superato Anemurio (promontorium id quoque Ciliciae est).

84) Plin. V, 22. Scyl. p. 46. ed. Gron. 85) Strab. XIV, p. 670. Mel. I, 13. Auch Münzen kommen vor mit der Inſchrift *Ναγιδέων* oder *Ναγιδικόν*. — Eckhel. doctr. num. I, 3. p. 61. 86) Die Stelle lautet alſo: *Ἀνεμούριον ἄκρα καὶ πόλις ... Ναγιδὸς πόλις καὶ νῆσον ἔχει.* Wenn die Stelle nur nicht lückenhaft iſt. 87) Vielleicht die Stadt *[illegible]* in der notit. eccles. Isaur. hieher. Nach Harduins Note. 88) Liv. XXXIII, 20. Diod. XIX, 64. *) Mela hat die Sage erhalten, nach welcher dieſes Vorgebirge dem Reiche des troiſchen Helden Sarpedon die Grenze ſetzte. 89) So ohne Bedenken nach Strab. XIV. p. 670. 671. 90) Polyb. XXII, 26. Liv. XXXVIII, 38. App. Syr. 39.

In der Nähe jenes erſten Vorgebirges Zephyrion, doch öſtlich davon, nent Strabon den Felſen Pökile, in welchen Stufen eingehauen waren, die nach Seleukeia am Kalykadnos führten — ſicherlich doch von der Küſte zu, um einen Umweg durch das Innere des Landes zu vermeiden. Der Periplus nent den Felſen auch, und in der Nähe den Hafen Kalon Korakeſion, alſo mochte zur leichteren Verbindung der Stadt mit dieſem Hafen jener Fußweg in den Felſen gehauen ſeyn. — Etwas weiter öſtlich muß das zweite Vorgebirge Anemurion nach Strabon geſucht werden; und ſeine Worte: εἰτ' Ἀνεμούριον ἄκρα, ὁμώνυμος τῇ προτέρᾳ laſſen an der Richtigkeit ſeiner Angabe nicht zweifeln. Mannert glaubt, daß Strabon es mit dem eben angeführten Zephyrion verwechſele, oder daß dieſes vielleicht zweierlei Namen gehabt habe, und er ſcheint alſo auf die beiden angeführten Zuſätze Strabons, wodurch er ſich gegen Vorwürfe der Selbſttäuſchung verwahrt, keine Rückſicht genommen zu haben. — Darauf folgt dann das korykiſche Vorgebirge, bekant genug durch die 20 Stadien davon entfernte und wegen ihres vortrefflichen Safrans im Alterthume geprieſene korykiſche Höhle. Nach Strabons[91]) umſtändlicher Beſchreibung war ſie ein rings geſchloſſenes, rauhes Felſenthal, deſſen Höhen umher mit Waldung und dichtem Geſtrüpp bewachſen waren. In demſelben war aber auch eine Grotte mit einer Quelle klaren und reinen Waſſers, welches unter dem Namen Bitterwaſſer bekant war und ſich wieder unter der Erde verlor.

Das zweite Vorgebirge Zephyrion lag nach der peutingerſchen Tafel 13 Millien öſtlich von der Stadt Solö, nach Strabon in der Nähe von Anchiale, alſo wol ziemlich in der Mitte zwiſchen den Flüſſen Lamos und Kydnos. — Das von Mela allein genante Vorgebirge Ammodes nimt Mannert an der Küſte zwiſchen den Flüſſen Saros und Pyramos an, und er hat wol Recht, wenn man aus dem Namen ſelbſt und den Angaben von Verſandung jener Küſte ſchließen darf. — Endlich nent der Periplus noch die Landſpitze zwiſchen den Städten Mallos und Aigäa das Vorgebirge Januaria; es ſchloß alſo den Meerbuſen von Iſſos auf der nordweſtlichen Seite.

Städte Kilikiens. Folgen wir dem Strabon[92]), ſo iſt gegen Weſten Korakeſion die erſte Feſte von Hoch-Kilikien, auf ſchroffen Felſen gelegen, einſt Waffenplatz des Diodotos mit dem Beinamen Tryphon (144—139 vor Chr. Geb.), der in Syrien einen verderblichen Bürgerkrieg anfachte. Ptolemäos nent es fehlerhaft Korakenſion und er, wie Skylax, rechnen es noch zu Pamphylien. Feſt war der Ort gewiß, denn nach Livius (33, 20) hielt er allein ſich lange gegen Antiochos. Auf Korakeſion folgte Sydre oder Syedra[93]) — Σύεδρα — ſcheint ein unbedeutender Ort geweſen zu ſeyn, der nur wie ſo viele andere an jener Küſte als Feſte einigen Ruf hatte[94]). Danach Hamaxia — Ἀμαξία — auf einer Anhöhe gelegen mit einem Hafen, aus welchem Handel mit Schiffbauholz getrieben wurde, beſonders mit Cedern, woran die Umgegend reich war. Daher ſchenkte M. Antonius dieſen Diſtrict der Kleopatra zum Schiffsbau[95]). Die Bergfeſte Laertes — Λαέρτης — (im Periplus Laergos) nent Strabon allein; Plinius, Ptolemäos und Hierokles haben dagegen ein Jotape — Ἰωτάπη.

Darauf läßt Strabon Selinus — Σελινοῦς — folgen und nent es unrichtig einen Fluß, da er ſelbſt es doch ſpäterhin[96]) als Stadt behandelt, welche 1000 Stadien von Kypros entfernt ſey. Es war eine Seeſtadt auf einer Anhöhe, und der Hauptort des ganzen weſtlichen Diſtricts im Hochlande, Selentis genant. Als der Kaiſer Trajanus dort geſtorben war, führte ſie den Namen Trajanupolis[97]); bei dieſer Gelegenheit führen ſie das Chron. Paſchal. und Euſebios mit dem Zuſatz τῆς Σελινουσίας auf, hergenommen von der damaligen Hauptſtadt Iſauriens. Von Selinus lag 210 Stadien öſtlich Antiocheia am Kragos, ſpäter mit dem Zuſatz das Iſauriſche. Darauf Charadrus — Χαραδροῦς — eine Feſte am Berge Andriklos mit einem Hafen. Zwiſchen dieſem Orte und Kalenderis hat Skylax noch den Hafen Seton — Σητόν — und die Orte Salon — Σάλον — und Mous — Μυοῦς — (Plinius Myanda?), wahrſcheinlich kleine Seeorte. Öſtlich vom erſten Vorgebirge Anemurion folgten nach Strabon: Nagidos — Ναγίδος[98]) —, Arſinoe — Ἀρσινόη —, Melania — Μελανία — und Kelenderis — Κελένδερις. Arſinoe mit einem Landungsplatze ſcheint ſeinem Namen nach eine ägyptiſche Anlage zu ſeyn[99]). Bekanter iſt die feſte Stadt Kelenderis mit einem Hafen geworden[100]), nach der peuting. Tafel 22 Millien weſtlich von Seleukeia. Mela nent es eine ſamiſche Colonie; Apollodoros[1]) behauptet, es ſey vom Sandakos, Urenkel des Tithonos erbaut worden. — Darauf läßt Strabon Holmö — Ὅλμοι[2]) — folgen. Skylax hat Ὄλμοι, πόλις Ἑλληνίς — doch wol derſelbe Ort. Die Einwohner von Holmö zogen in der Folge nach Seleukeia.

Seleukeia — Σελεύκεια — hieß früher Olbia und Hyria[3]), und beweiſt damit ihren helleniſchen Urſprung. Der König Seleukos Nikator erweiterte ſie und benante ſie nach ſeinem Namen[4]). In der Folge erhielt ſie verſchiedene Beiwörter, um ſie von den vielen Städten gleiches Namens zu unterſcheiden — τραχεῖα κατὰ τὴν Ἰσαυρίαν oder τῆς Ἰσαυρίας[5]) oder πρὸς Καλυ-

91) Strab. XIV, p. 670. 671. Mela I, 13. Steph. Byz. s. v. Κώρυκος. 92) Strab. XIV, p. 668. 93) Das Letztere bei Steph., Ptolem. und Hierokles.

94) Flor. IV, 2. Lucan. VIII, 259. In deserto Ciliciae scopulo. 95) Strab. l. l. 96) XIV, p. 682. 97) Dion. 68, 33. Eutrop. VIII, 5. mit Tzſchucke's Bemerkungen. 98) So ſchreibt den Namen Stephanos. 99) Außer Strabon haben ſie auch Ptolem. und Stephanos. 100) Tac. ann. II, 80. Joseph. A. J. 17, 5. 1) Apollod. III, 14, 3. 2) So p. 661, aber p. 670 Ὅλμοι. cf. Steph. Byz. s. h. v. Plin. hat Holmoe und Holmia. 3) Steph. Byz. s. v. Σελεύκεια und Ὑρία. 4) Vgl. außer Steph. a. a. O. auch Euſtath. (ad Iliad. II, v. 496) nach welchem Steph. zu emendiren iſt. 5) Epiphan. haeres. 73, 23. 25.

Digitized by Google

κάδνῳ, wie auf Münzen. Die Stadt war ſehr volkreich und erhielt ſich rein vom Einfluß der rohen kilikiſchen und pamphyliſchen Sitten der umwohnenden Landbewohner. Berühmt war der dortige Tempel des ſarpedoniſchen Apollon mit einem Orakel [6]). Unter ihren Bürgern findet Strabon den Athenäos und Xenarchos, zwei Peripatetiker ſeiner Zeit, der Erwähnung werth. Seit dem vierten Jahrhundert, als ſich die Iſaurer über das ganze Hochland ausgebreitet hatten, war ſie die erſte unter den iſauriſchen Städten. Als ſolche wird ſie häufig von den Kirchenſchriftſtellern genant und Ammianus [7]) gibt ihr das Prädicat „der Städte Mutter“ – Metropolis, — und verſichert, daß in ihr eine Beſatzung von drei Legionen liege. In der mittleren Zeit komt ſie unter dem Namen castrum Seleph vor, wo Kaiſer Friedrich der Erſte am 10. Juni 1190 ſtarb.

Achtzehn Millien öſtlich von Seleukeia traf man nach der peuting. Tafel auf Korykos, welches Strabon nur als Vorgebirge, andere Schriftſteller aber auch als Stadt aufführen [8]), Plinius und Mela legen ihr auch einen Hafen bei. Bedeutend ſcheint ſie indeß erſt unter den römiſchen Kaiſern geworden zu ſeyn [9]). In der ſpäteren Zeit wird ſie Curco genant, und ihre weitläufigen Ruinen ſollen ihre ehemalige Größe beweiſen. — Nach der peuting. Tafel lag 20 Millien weiter gegen Oſten in der Nähe der Mündung des Lamos die Inſel und Stadt Eläuſſa — Ἐλαιοῦσσα [10]) — ganz nahe dem feſten Lande, ſo daß Stephanos [11]) ſie eine Cherſoneſos nennen kann. Ihre Gründung verdankte die Stadt dem kappadokiſchen Könige Archelaos, als er Herr von Hoch-Kilikien geworden war; er machte ſie zu ſeiner Reſidenz. Dem römiſchen Kaiſer zu Ehren nante er ſie Sebaſte [12]).

Die erſte Stadt im Flachlande war Solò — Σόλοι, latein. Soloe; gewöhnlich zugenant: Κιλίκιοι [13]), zum Unterſchiede der gleichnamigen Stadt auf Kypros. Nach Strabon war ſie von Achäern und Lindiern von der Inſel Rhodos gegründet, und er weiß nichts von der fabelhaften Beziehung ihres Urſprungs auf den Athenäer Solon, von welcher viele der Alten geſchrieben haben [14]). Mit Strabon übereinſtimmende Nachricht findet ſich bei Polybios [15]): die Rhodier erbaten vom römiſchen Senat die Freiheit ihrer ſtammverwandten Stadt, des kilikiſchen Solò, denn ſie wären beiderſeits Abkömlinge der Argeier. — Solò lag an der See, öſtlich von der Mündung des Lamos [16]). Die Stadt muß wohlhabend geweſen ſeyn, ſonſt hätte ſie wol Alexandros, weil ſie die Partei der Perſer gehalten, nicht mit 200 Talenten brandſchatzen können [17]). Sie ward in der Folge, ſo wie noch eilf andere helleniſche Städte in jenen Gegenden, durch den Tigranes von Armenien verwüſtet und entvölkert [18]); aber wieder bevölkert und zu neuem Glanze erhoben durch Pompejus Magnus nach Beendigung des Seeräuber-Krieges [19]). Seitdem führte ſie den Namen Pompeiupolis — Πομπηϊούπολις — latein. Pompejopolis. Unter ihren Bürgern zeichneten ſich der Stoiker Chryſippos, der Komiker Philemon und der Aſtronom Aratos aus; des letzteren Grabmal in Solò erwähnt Mela. — Von ihr wurde auch der grammatiſche Ausdruck Solöcismus hergeleitet, weil nämlich ihre urſprünglich helleniſchen Bewohner durch den Umgang mit den Barbaren ihre Sprachrichtigkeit in der Wortverbindung [20]) verloren hätten. Jedoch beruht die Ableitung dieſes Ausdrucks keineswegs auf feſtem hiſtoriſchen Boden, und ſchon die alten Grammatiker waren nicht einig darüber [21]).

Etwas weſtlich vom Fluſſe Kydnos, nicht weit vom Meere entfernt, lag Anchiale — Ἀγχιάλη — bei Arrian Anchialos. Nach Ariſtobulos [22]) war dort eine ſteinerne Bildſäule des Sardanapalos, welche die Finger der rechten Hand, in der Stellung des Schnippchenſchlagens hielt, mit der aſſyriſchen Unterſchrift: Sardanapalos, der Sohn des Anakyndaraxes, habe Anchiale und Tarſos an einem Tage erbaut. Dieſer Angabe ſoll eine Empfehlung aller phyſiſchen Genüſſe angehängt ſeyn, mit der Bemerkung, daß das Übrige nicht ſo viel werth ſey — nämlich als ein Schnippchen. Chörilos überſetzte dieſe Inſchrift folgendermaßen:

Wohl dir bewußt, daß ſterblich du biſt, erhebe die Seele
Stets beim feſtlichen Mahl; nicht bleibt nach dem Tode Genuß dir.
Denn auch ich bin Aſche, der mächtigen Ninos Beherrſcher;
Das nur iſt mein, was einſt ich verſchlang und geſchwelgt und in Wolluſt
Freuden genoß; doch all' dieſe Herrlichkeit blieb mir dahinten.
Dies allein iſt den Menſchen die weiſeſte Lebens-Vermahnung.

Daß Anchiale zu einer großen Stadt angelegt, oder es wirklich einſt war, bewieſen zu Alexandros Zeit Umfang

6) Zosim. I, 57. 7) Amm. Marcell. XIV, 2. 8) Steph., Ptolem., der Periplus und Münzen bei Eckel. Vgl. auch Oppian III, 205. 9) Steph. Byz. s. v. Κώρυκος und Σεβαστή. die Lage der letzteren Stadt bezeichnet er nach der erſteren, alſo bekannteren. 10) So ſchreibt Steph. und Strabon XII, p. 537; ſo findet es ſich auf Münzen. Allein XIV, p. 671 ſchreibt Strabon Ἐλαιοῦσα. cf. Oppian III, 210. 11) Steph. Byz. s. v. Σεβαστή. 12) Steph. l. l. Joseph. A. J. 16, 4. 13) Polyb. XXII, 7. Plin. l. l. 14) Diogen. Laert. vit. Solon., Euphorion bei Stephanos, Eustath. ad Dionys. v. 875. An einer andern Stelle kehrt Euſtath (ad Iliad. p. 1332 ed. Rom.) die Sache um: Solon habe ſeinen Namen von Solò erhalten. Plutarchos (vita Sol. 26) behauptet, Philokypros ein Fürſt auf Kypros, habe dem Solon zu Ehren die Stadt Aepeia nach ſeinem Namen Solò genant. Der Verfaſſer der vit. Arati ſagt, unſer Solò habe ſeinen Namen von dem Lindier Solon erhalten; alſo doch ein Zuſammenhang mit der lindiſchen Colonie. Unter ſolchen Umſtänden macht es Suidas (s. v. Σόλων) am Beſten, wenn er behauptet, zuerſt habe Solon die kilikiſche Stadt, dann die kypriſche gebaut und ſey dort geſtorben.

15) Polyb. XXII, 7; nach ihm Liv. XXXVII, 56. 16) Ptolem., Xen. I, 4, 24. Tac. ann. II, 58. Wenn daher Theophraſtos (h. pl. II, 2, 7.) und nach ihm Apollonios Dyskolos (hist. mirab. 41.) vom Fluſſe Pinaros in der Nähe von Solò reden, ſo iſt das falſch und es muß dort Iſſos geleſen werden, welches die Herausgeber doch auch ſchon aus Theophraſtos ſelbſt (caus. pl. I, 9, 2.) hätten erſehen mögen. 17) Arrian. II, 5. 18) Strab. XI, p. 532. Dion 36, 20. Plut. vit. Pomp. 28. 19) Strab. XIV, p. 671. App. Mithrid. 115. Steph. Byz. s. h. v. 20) [illegible] Choerobosc. in etymol. magno. 21) Eustath. ad Dionys. v. 875, der ſelbſt ſeinen Bericht mit φασί einleitet. Etymol. mag. s. v. Σόλοικος. Suidas Σόλοι. 22) Strab. XIV, p. 672., auch Hellanikos bei Schol. ad Aristophan. av. v. 1022.

und Gröſſe der Mauern, aber Tarſos unterdrückte es. Was es aber mit der Gründung durch den aſſyriſchen Sardanapalos und mit der aſſyriſchen Inſchrift für eine Bewandtniß habe, iſt völlig dunkel. Vergleicht man die Sagen über die Gründung von Tarſos, ſo muß man die Beziehung auf den Aſſyrer aufgeben.

Am Kydnos lag die viel bedeutender gewordene Stadt Tarſos — *Ταρσός* bei Strabon und Arrianos, *Ταρσοί* bei Xenophon [23]), fünf Stadien oberhalb der Mündung des Fluſſes [24]), volkreich, wohlhabend und die Hauptſtadt Kilikiens. Je bedeutender die Stadt war, deſto vielfacher waren die Sagen über ihre Entſtehung; die meiſten beruhten jedoch auf unglücklichen Etymologien [25]). Strabon ſagt, ſie ſey erbaut worden von den Argivern [26]), die mit dem Triptolemos umherſchweiften, die Jo zu ſuchen; und an einer andern Stelle nent er nach dem Ariſtobolus den Sardanapal als Erbauer. Ammianus [27]) führt an, ſie ſey vom Perſeus, der Danae Sohn, oder von einem gewiſſen Sandan, einem mächtigen Manne, der aus Äthiopien gekommen, angelegt [28]). Stephanos erwähnt auch noch eine andere Stadt Tarſos in Bithynien, und beruft ſich auf des Demoſthenes Bithyniaka. Dieſe bithyniſche Stadt kennen auch noch die Byzantiner [29]). — Aus alle dem ergibt ſich ein hohes Alterthum der Stadt, und mag ſie auch zu einer Zeit von Syrern beſetzt ſeyn, ihr Urſprung gehört dem helleniſchen Alterthume an, und knüpft ſich an die urälteſten Wanderungen der Äthioper vom Pontos her, die überall in Hellas ihre unläugbaren Spuren zurückgelaſſen haben. — Ihre Größe und Bedeutung [30]) verdankte ſie aber wol nicht blos ihrem Alter, als vielmehr ihrer vortheilhaften Lage. Sie lag nämlich auf der großen Heer- und Handelsſtraße aus dem nördlichen und inneren Kleinaſien an das mittelländiſche Meer und nach Syrien. Sie hatte einen alten Tempel des Zeus Terſios [31]), wird von Plinius libera genant, auf Münzen *μητρόπολις*; daher auch auf denſelben von einem *κοινόν* die Rede; denn M. Antonius erhob ſie 713 zu einer Munizipalſtadt [32]). Weil ſie in den Bürgerkriegen die Partei der Cäſaren hielt, ſo führte ſie auch den Namen Juliopolis [33]); ſpäter heißt ſie auf Münzen auch Adriana. Auch in wiſſenſchaftlicher Beziehung zeichnete ſie ſich aus; *εἰσὶ σχολαὶ παρ' αὐτοῖς παντοδαπαί, τῶν ἄλλων περὶ λόγον τεχνῶν* ſagt Strabon von ihr. Derſelbe nent als ausgezeichnete Männer die Stoiker Antipatros, Archedamos und Neſtor, ferner die beiden Athenodoros, von denen der eine mit dem Beinamen Kordylion bei M. Cato lebte, der andere, Sohn des Sandan, mit dem Beinamen Kananites im Hauſe der Cäſaren lebte; ferner der Peripatetiker Neſtor, Lehrer des jungen Marcellus, des Auguſtus Neffen; und Plutiades, und Diogenes, ein Improviſator, welche zur Verbeſſerung der Schulen ihres Landes beitrugen; auch die Grammatiker Artemidoros und Diodoros und der Tragiker Dionyſides. Endlich war bekantlich auch der Apoſtel Paulus aus Tarſos gebürtig. Nach Strabons Bemerkung war es eigenthümliche Sitte der Gelehrten dieſer Stadt, ſich nach andern Hauptſtädten zu begeben und ſo ihren Ruf zu verbreiten. Beweiſe genug für die Blüthe und das friſche innere Leben von Tarſos; allein ſchon im dritten und vierten Jahrhundert war ſie geſunken, und nur noch die Steinmaſſen zeugten von einer beſſern Zeit. So zeigte man denn auch in einer ihrer Vorſtädte das Grabmal des hochberühmten Kaiſers Julianus, der dort 363 beſtattet war [34]).

Nördlich von Anchiale, alſo nordweſtlich von Tarſos, lag nach Strabon [35]) die Feſte Kyinda — *Κύινδα*, bei Plutarchos *Κουίνδα*, — in welcher des Alexandros Schätze, die er auf ſeinem Zuge durch Aſien zuſammengebracht hatte, niedergelegt waren, und von denen ein großer Theil an den Antigonos überging [36]). Nach dem Diodoros [37]) begab ſich Ptolemäos mit einer Flotte nach dem Vorgebirge Zephyrion, ſchickte von da an die Befehlshaber in Kyinda und ließ ſie auffodern, dem Eumenes weiter kein Geld aus dem Schatze verabfolgen zu laſſen. Dieſe Erzählung ſpricht ganz für Strabons Beſtimmung der Lage des Ortes. Mannert glaubt ſich auf den Bericht eines neueren Reiſenden [38]), welcher behauptet, der Fluß Pyramos heiße noch jetzt bei Anuaſy (Anazarbos der Alten) Quinda, ſtützen zu können, und hält deswegen Anazarbos für Kyinda. Gegen Strabons Anſicht iſt das gewiß, denn ſeine Angabe beſtätigt er auch noch durch die Beſtimmung von Olbe — *Ὄλβη* — oder Olbos. Strabon ſagt, ſie liege über, d. h. nördlich von dem Kaſtell Kyinda und der Stadt Solö im Gebirge; unmöglich kann man doch das im äußerſten Oſten liegende Anazarbos hieher ziehen [38b]). In Olbe nun war ein uralter Tempel des Zeus, der von Ajas, des Teukros Sohn, erbaut ſeyn ſollte, und bei welchem alte Prieſterherrſchaft

23) Auch bei Heſychios und Philoſtratos — vit. Apollon. I, 7. VI, 34. 24) Cellarius hält dieſe Angabe Strabons für verdächtig, weil Ptolem. ſie zu den Städten des inneren Landes rechnet, und Plinius ſie procul a mari ſetzt, und er ſchlägt daher vor, 50 anſtatt 5 zu leſen. Mit Unrecht; man bedenke, daß die Stadt durch die Lagunen — Rhegma genant, — (nach den Itinerarien 70 Stadien) vom Meere getrent war. 25) Stephanos hat ſie geſammelt (s. v. *Ταρσός*). Er bemerkt zugleich, daß Tarſos auch noch andere Namen gehabt habe, als: Krania, Hiera und Antiocheia nach dem Antiochos Epiphanes. 26) Nach ihm Stephanos: *ἔστι δ' ἄποικος Ἀργείων, κτίσμα Σαρδαναπάλου.* 27) Amm. Marcell. XIV, 2. Ebenſo Solin. 41. Schol. ad Juvenal. III, 118. Nonn. XVIII, 292—295. Suidas s. v. *Μέδουσα.* Malal. Chronogr. p. 15. Glyc. ann. P. II, p. 108. — auch auf Münzen bei Eckhel. 28) Vergl. Basil. de Thecl. II, 15. *Σάνδα τοῦ Ἡρακλέους.* Eben ſo iſt oben ein Sandalos als Erbauer von Kelenderis genant. Auch fehlt es nicht an einer Verknüpfung zwiſchen dem Perſeus und dem Sardanapal; jener erſchlägt nämlich den üppigen Mann. Suidas s. v. *Σαρδανάπαλος.* 29) Conſtantin Porphyrog. und Niketas (S. 123 u. 209.), welcher ſie in der Nähe von Nikomedien anführt. 30) Bei Diod. XIV, 20. heißt ſie die größte kilikiſche Stadt. Actor. app. XXI, 39. *οὐκ ἄσημος πόλις.* Xen. anab. I, 2, 23. *μεγάλη καὶ εὐδαίμων.* 31) Eustath. ad Dionys. v. 867.

32) App. b. c. V, 7. 33) Dion. 47, 24. 34) Ammian. XXV, 9. 35) Strab. XIV. p. 672. 36) Diod. XIX, 56. Plut. Eumen. 13. Demetr. 32. 37) Diod. XVIII, 62. 38) Siehe Pococke Thl. 2. S. 255. 38b) Bei ſolcher entſchiedenen Gewißheit bei Strabon kann auch Suidas Angabe, daß Anazarbos früher Kyinda geheißen habe, nichts ausſchlagen, zumal ſich in jenem Artikel — s. v. *Ἀνάζαρβος* — auch noch eine andere Unrichtigkeit zu erkennen gibt. Davon unten mehr.

Digitized by Google

beſtand, denn der Vorſteher des Tempels war Herr vom ganzen Hochlande Kilikien, und zu Strabons Zeit hießen die Beſitzungen und das Prieſterthum noch die teukriſche Herrſchaft, wie denn auch die Prieſter gewöhnlich den Namen Teukros oder Ajas führten.

Öſtlich von Tarſos lag Adana — *τὰ Ἄδανα* — in einer Entfernung von 10 Paraſangen, d. h. 7—8 Meilen, am Saros und auf der Heerſtraße. Xenophon und Strabon nennen ſie nicht, ſie mag erſt ſpäter bedeutend geworden ſeyn, wozu ihre Lage ſehr geeignet war. Caſſios Dion [39]) nent ſie die beſtändige Feindin von Tarſos. Pompejus ſiedelte auch dort Seeräuber an [40]). Im Mittelalter war ſie eine Zeitlang Reſidenz der armeniſchen Könige.

Mopſueſtia — *Μοψουεστία* — am Pyramos, wahrſcheinlich 5 Paraſangen von Adana, wird von Xenophon nicht genant; Strabon hat nur den Namen, Plinius: Mopsos liberum Pyramo impositum. Stephanos ſchreibt den Namen getrent *Μόψου ἑστία*. Daß ihre Gründung an die troiſchen Sagen geknüpft wurde, können wir aus Strabons Erzählung von den Niederlaſſungen des Amphilochos, Kalchas und Mopſos ſchließen. Zu denſelben Sagen gehört auch wol Mopſukrene (Ptolem. u. die Itinerarien), deſſen oben ſchon gedacht iſt. Von jenen Männern wurde auch die Gründung von Mallos — *Μαλλός* — hergeleitet, wenigſtens wird ſie eine argiviſche Pflanzſtadt genant [41]). Amphilochos hatte dort auch ein Orakel [42]); zu Pompejus Zeit war ſie aber verödet [43]). Sie lag nicht weit vom Pyramos auf einer Anhöhe; die Entfernung von dem Fluſſe mochte ſo groß nicht ſeyn, daher Mela und Stephanos ſie an den Fluß ſetzen. Zu ihr gehörte, als Hafenſtadt, das nahe und an der Mündung des Pyramos gelegene Magarſa (Strab.), oder Magarſos (Steph.), oder Margaſos (Arrian.), oder Megarſos (Lykophr.). Stephanos nent es eine bedeutende Anhöhe, bei welcher man die Grabſtätten des Amphilochos und Mopſos zeigte. Anſehnlich war der Tempel der Athenäa daſelbſt. Über Mallos hinaus lag das aleiſche Gefilde. Aus Mallos waren der Grammatiker Krates und zwei ſtoiſche Philoſophen, Namens Proklos, gebürtig [44]).

Spätere nennen in der Nähe der Mündung des Pyramos noch einen *portus palorum*, vielleicht ſo genant von den Pfählen, welche das Fahrwaſſer zwiſchen den Sandbänken bezeichneten, allein ſeine Lage läßt ſich eben ſo wenig beſtimmen, als die der Stadt Antiocheia am Pyramos [45]), nach dem Periplus lag ſie 70 Stadien von der Mündung des Fluſſes; doch komt es bei keinem andern Schriftſteller vor. Nicht anders ſteht es um Antiocheia am Saros, welches einige Münzen nennen. Mannert iſt der Meinung, daß unter dem letzteren vielleicht Adana zu verſtehen ſey; ſo mag denn auch ein ſonſt unbedeutender am Pyramos gelegener Ort von einem Könige Antiochos mit Beilegung ſeines Namens beehrt ſeyn, und wer weiß, ob es nicht Mopſueſtia war, woran Mannert noch zweifelt.

Ganz im öſtlichen Kilikien zwiſchen dem Pyramos und dem Gebirge Amanos muß Anazarbos gelegen haben. Plinius hat: Anazarbeni, qui nunc Caesarea, und nach Münzen [46]) ſoll ſich die Gründung auf 735 a. U. c. zurückführen laſſen; das würde denn allerdings mit der Zeit zuſammenfallen, da der Kaiſer Auguſtus den Orient bereiſte, und ſo könte man wenigſtens den Namen Käſareia von ihm herleiten. Ptolem. hat *Καισάρεια πρὸς Ἀναζάρβῳ*; Steph. *Ἀναζαρβά, πόλις Κιλικίας, κέκληται ἀπὸ τοῦ προκειμένου ὄρους*. Darf man danach urtheilen, ſo war Anazarbos urſprünglich eine Anhöhe, vielleicht mit einer Bergfeſte, die in der Zeit des Auguſtus als feſter Punkt gegen die wilden Bergvölker im Amanos erweitert wurde. Auf Suidas Nachricht, ſie habe urſprünglich Kyinda geheißen, darauf Diokäſareia, und da ſie als ſolche von einem Erdbeben viel gelitten hatte, ſo habe der Kaiſer Nerva einen Senator Anazarbos hingeſandt, um für ihre Wiederherſtellung Sorge zu tragen, und von dieſem habe ſie dann den Namen erhalten, iſt wegen des Widerſpruchs mit Plinius nicht zu bauen. Daß der Ort übrigens von Erdbeben zuweilen verwüſtet wurde, wiſſen wir aus anderen Quellen; ſo zur Zeit des Kaiſers Juſtinianus [47]), und unter dem Kaiſer Juſtinus Thrax [48]). Bei der ſpätern Eintheilung in das erſte und zweite Kilikien ward ſie die Hauptſtadt des letzteren.

Von Mallos 25 Millien entfernt, lag das Städtchen Ägää — *Αἰγαῖαι* Strab. [49]) — mit einem Hafen. Zwiſchen Ägää und Mallos hat Ptolem. Serrepolis, im Periplus verdorben Serretile; in deren Nähe das Vorgebirge Januaria.

Auf Ägää folgte dann Iſſos — *Ἰσσός* Strab. — bei Xenoph. *Ἰσσοί* —, welches Strabon nur als ein Städtchen mit einem Hafen kent. Xenophon nent es noch volkreich, groß und wohlhabend. Wahrſcheinlich ſank es ſeit Alexandros Zeit durch die Anlage von Alexandreia in ſeiner Nähe — *Ἀλεξάνδρεια κατ' Ἰσσόν*. Stephanos irrt, wenn er behauptet, es ſey von Alexandros nach ſeinem Siege Nikopolis genant. Strabon unterſcheidet beide Städte deutlich, doch ſcheint er mit Ptolem. im Widerſpruche zu ſtehen, da dieſer Nikopolis als eine Stadt des innern Landes anführt, er aber am Meerbuſen von Iſſos. Mit Ptolem. ſtimmen die Itinerarien überein; es muß am Gebirge gelegen haben, alſo vielleicht weiter hinauf am Pinaros, denn an dieſem fiel die Entſcheidung.

Nördlich einige Meilen von Iſſos lag auch noch die Stadt Epiphaneia [50]); nach Plinius hieß ſie früher Öniandos. So muß die Veränderung ihres Namens wol auf Antiochos Epiphanes zurückgeführt werden. — Den übrigen hie und da, beſonders erſt bei Späteren, angeführten Städten im Innern des Landes: Olbaſa, Nekika, Flaviopolis, Domitiopolis, Ireno-

39) Dion. 47, 26. 40) App. Mithr. 96. 41) Arrian. II, 5. 42) Pausan. I, 34. Dion. 72, 2. 43) Appian Mithr. 96. 44) Suidas s. h. v. 45) Steph. Byz. s. h. v.

46) Bei Eckhel, III, p. 41. 47) Procop. hist. arc. 18. 48) Zonar. XIV, 5, welcher Anabarzos ſchreibt, ſo auch Nicephor. Phoc. p. 161 u. Philostorg. III, 15. 49) Tac. ann. XIII, 8. Bei Stephanos und Philoſtratos (vit. Apollon. I, 12. II, 4.) *Αἰγαί*. Dion. 47, 30. *Αἰγαιαί*. 50) Ptolem., Stephan., Ammian. (XXII, 11.)

polis, Davara und Flavias iſt mit Sicherheit ihre Lage nicht nachzuweiſen.

Geſchichte Kilikiens. Nach dem Obigen nehmen wir an, daß die urſprünglichen Kiliker ein pelasgiſcher, alſo den Hellenen verwandter, Volksſtamm waren. In welchem Verhältniſſe aber dieſe früheſten Anſiedler zu den Umwohnenden geſtanden, und wie ſie gediehen, iſt leider nicht auf uns gekommen. Die Kiliker treten erſt dann in der Geſchichte auf, als ſie theils ſchon dem Einfluſſe der rohen Gebirgsbewohner erlegen, theils in die wiederholten großen Umwälzungen, welche Vorderaſien trafen, hineingezogen waren. Ein Unterſchied fand gewiß immer ſtatt zwiſchen den Städtebewohnern des Flachlandes und den Bewohnern des Gebirges, und bei manchen Städten wird uns ausdrücklich bemerkt, daß ſie der helleniſchen Sitte treu geblieben wären. Man mag daraus auch ſchließen, daß nur von den gebildeteren Städtern ein reines Helleniſch geſprochen worden iſt, und im Munde des Volks mag es ein wunderliches Gemiſch geweſen ſeyn, da Einwirkungen von Syrien ohne Zweifel ſtatt gefunden haben. Es unterſchieden ſich aber auch noch in ſpäterer Zeit dieſe Gebirgsbewohner durch die Benennung Eleutherokilikes, welche ſie, wie Diodoros [51]) erzählt, auf ihre Fügſamkeit gegen die Amazonen-Königin Myrina bezogen, die ihnen dafür die Freiheit ſchenkte. Wichtig iſt dieſe Bemerkung darum, weil ſich darin auch bei den Gebirgsbewohnern das altpelasgiſche Element zu erkennen gibt, denn in den alten Pelasger-Sitzen finden ſich auch die Amazonen. Es beruhte alſo jene Freiheit, die ſie ſogar mit ihrem Namen verſchmolzen, auf dem urſprünglichen Charakter des Volks, und ſie vermochten dieſelbe in ihren unzugänglichen Wohnſitzen zu behaupten. Mit ihnen führten die Römer noch blutige Kriege, als lange ſchon alles umher ſich vor denſelben gebeugt hatte. Unterworfen und behauptet ward von den Perſern und Römern eigentlich nur das flache Kilikien; auch behielt Kilikien größtentheils ſeine eigenen Herrſcher, die nur als Vaſallen unter den größeren aſiatiſchen Herren ſtanden. Der allgemeine Name dieſer kilikiſchen Fürſten ſcheint Syenneſis geweſen zu ſeyn; wenigſtens finden wir einen ſolchen zur Zeit des Meders Kyaxares [52]), dann des Dareios und Xerxes [53]) und beim Zuge des jüngern Kyros [54]); zuweilen wird er *βασιλεύς* daneben genant. Seitdem ſich aber die Kiliker nebſt den Pamphyliern, Lykiern und andern Völkerſchaften gegen Artaxerxes Mnemon — um 360 vor Chr. Geb. — empört hatten [55]), ſcheinen ſie von Statthaltern regirt worden zu ſeyn, denn bei des Alexandros Invaſion iſt nur von einem Statthalter Arſanes die Rede [56]). Als aber des Alexandros Herrſchaft nach der Schlacht bei Ipſos — 301 vor Chr. Geb. — zerfiel, ſo kam Kilikien an Syrien und den König Seleukos Nikator. Allein dadurch ward das Land nicht der Beunruhigung durch den Ptolemäos von Ägypten, der das Hochland wegen des Reichthums an Schiffsbauholz gern erworben hätte, überhoben, und ſchon 308 hatte er ſich mehrer Orte bemächtigt [57]). Nachher verlor Antiochos Theos im Frieden mit Ptolemäos Philadelphos Kilikien — 248 — bis Antiochos der Große das Land während der Unmündigkeit des Ptolemäos Philopator wieder eroberte [58]). Der Friedensſchluß zwiſchen den Römern und Antiochos 189, in welchem der Kalykadnos dem letztern als das Ziel ſeiner Ausdehnung geſetzt wurde, iſt ſchon erwähnt. Die nachfolgenden traurigen Zeiten von der Mitte des zweiten Jahrhunderts vor Chriſti Geburt bis zum Untergange des ſyriſchen Reichs fühlte auch Kilikien, denn nicht ſelten wurde es Schauplatz jener verheerenden Bürgerkriege, z. B. des Tryphon. Darauf folgte der mithridatiſche Krieg, worin auch Kilikien vom Mithridates überzogen wurde [59]). Als aber Mithridates vom Pompejus aus Pontos vertrieben war, ſo beſetzte Tigranes von Armenien den beſſern Theil Kilikiens — 66 — [60]); wie er es aber behandelte, iſt bei der Stadt Solö gezeigt worden. Doch nahm Pompejus ſchon wenige Jahre nachher — 63 — Beſitz von dieſem Theile Kilikiens — *Κιλικίας ὅσα οὔπω Ῥωμαίοις ὑπήκουε* — alſo das Flachland und machte es zur römiſchen Provinz [61]).

Unter ſo ſchnell wechſelnden Verhältniſſen und bei der allgemeinen Auflöſung der Dinge in Kleinaſien iſt es wol zu begreifen, wie die Kiliker ſtets ein kühnes und tüchtiges, mit den Gefahren der See vertrautes Volk, zum Trotz und Übermuth hinweggeriſſen, und aus ihnen die verwegenſten und gefürchtetſten Seeräuber werden konten. In dieſer Zeit der Entartung und Verwilderung des Volks entſtand das bekante Sprichwort:

Καππάδοκες, Κρῆτες, Κίλικες τρία κάππα κάκιστα.

Doch ſcheinen ſich auch in dieſer Zeit noch die Bewohner des Flachlandes vor denen des Hochlandes vortheilhaft ausgezeichnet zu haben. Den Urſprung dieſer kilikiſchen Seeräuberei leitet Strabon [62]) aus der Zeit der Bürgerkriege her, die Theodotos mit dem Beinamen Tryphon in den letzten Zeiten der Herrſchaft der Seleukiden in Syrien erregte. Gerade das Hochland Kilikien und dort die ſtarke Feſte Korakeſion wurde der Mittelpunkt ſeiner aufrühreriſchen Unternehmungen. Tryphon ging zwar unter in ſeinem geſetzloſen Streben — 139 — allein die Schwäche der Seleukiden und der gänzlich zerrüttete Zuſtand Syriens, die Eiferſucht unter den Staten am öſtlichen Theile des Mittelmeeres, Ägypten, Kypros, Rhodos und Pergamos, unter einander und beſonders gegen Syrien, und die verruchte Politik der Römer, die es gern ſahen, wenn die Staten, denen ſie ſelbſt den Untergang bereiteten, zuvor in den zerrüttetſten Zuſtand verſanken, trugen dazu bei, daß die auf den Seeraub hingewieſenen Bewohner des Hochlandes Kilikiens denſelben mit immer größerer Energie fortſetzten, zumal da ſich ihnen die Inſel Delos als ein ſicherer Markt für ihren Sklavenhandel darbot. Der Luxus der Römer bot auch hier zu dieſem Unweſen die Hände, da ſie nicht immer mit den Sklaven zufrieden

51) III, 55. 52) Herodot. I, 74. 53) Herodot. V, 118. VII, 98. 54) Xen. anab. I, 2. 55) Diodor. XV, 90. 56) Arrian. II, 4. Curt. III, 4.

57) Diodor. XX, 19. 58) Appian. Syr. 1. Liv. 33, 19. 59) App. Mithrid. 75. 112. 60) App. Syr. 48. Mithrid. 105. 61) App. Mithr. 106. 118. 62) Strab. XIV, p. 668.

Digitized by Google

waren, die ihnen ihre Kriege zuführten, ſondern ihr Hausgeſinde aus allen Weltgegenden und aus allen Nationen zuſammenſuchten. So geſchah es denn, daß unter dieſen eingreifenden Urſachen die kilikiſchen Seeräuber zu immer ausgedehnterer Macht gelangten und daß ſich an ſie jeder, der ihren Betrieb für beneidenswerth anſah, anſchloß; die buchtenreiche Küſte des rauhen Kilikiens, welche ohnehin ein Bergſchloß neben dem anderen zum Zufluchtsort darbot, wurde nach und nach der allgemeine Sammelplatz aller Seeräuber des Mittelmeeres, die dort eine Art Raubſtat bildeten. Ihre Verwegenheit ſtieg nun mit jedem Tage, denn je größer ihre Zahl geworden war, deſto geringer war der Erwerb des Einzelnen. Sie begannen daher Landraub mit Seeraub in Verbindung zu ſetzen, denn ſie ſetzten ſich in einem Küſtenorte feſt und durchzogen das Land meilenweit raubend und verheerend. Italien ſelbſt blieb von ihnen nicht verſchont; ja ſogar den Hafen Roms, Oſtia, beſetzten ſie, verbranten die dort ſtationirten Schiffe, plünderten Ort und Gegend aus und ſperrten überhaupt der weltgebietenden Stadt Rom die ihr unentbehrliche Kornzufuhr aus Sicilien und Ägypten [63]).

Da nun wurde zuerſt im Jahre 676 d. St. R. oder 78 vor Chr. Geb. der Proconſul P. Servilius Vatia gegen ſie ausgeſandt [64]) und dieſer führte drei Jahre Krieg in Lykien, Pamphylien und Kilikien, worin er eine Anzahl von Städten und Burgen eroberte, und unter den letzteren auch die oben genante Feſte Olympos, in welcher der Dynaſt Zeniketos nach hartnäckiger Gegenwehr ſich ſelbſt und ſeine Familie verbrante. Servilius kehrte zwar 679 triumphirend nach Rom zurück und erwarb ſich den Beinamen Iſauricus, allein der Seeräuberei hatte er durch dieſen Krieg noch kein Ende gemacht, denn unangetaſtet waren die Raubſchiffe auf dem Meere geblieben. Darauf ward der Prätor M. Antonius, Vater des Triumvirn, 673=71 gegen Creta ausgeſandt, weil dieſe Inſel theils den Mithridates ſollte unterſtützt, theils den Seeräubern zum Zufluchtsort und Sammelplatz gedient haben. Allein ſein Angriff war kraftlos und er zog ſich nur einen bedeutenden Verluſt zu. Nachdrücklicher wurde der Krieg von dem Conſul Q. Cäcilius Metellus, ſeitdem mit dem Beinamen Creticus, 685 = 69 fortgeſetzt und Creta wurde während dieſes dreijährigen Krieges verwüſtet [65]).

Weil nun dieſe Angriffe ohne Erfolg geblieben waren, ſo trat 687=67 der Plebstribun A. Gabinius mit der Rogation auf — lex Gabinia, — einen Mann zum Befehlshaber über das ganze Mittelmeer auf drei Jahre zu wählen; demſelben ſollten alle römiſche Flotten und die Küſten 400 Stadien oder 10 Meilen landeinwärts untergeben ſeyn; ihm ſollten Geld, Heeresmacht und alle ſonſtige Kriegsbedürfniſſe, wo und wie er wolle, zuſtehen. Wie ſehr ſich auch der Senat und alle Patrioten gegen ein ſolches Geſetz ſtemmen mochten, dem Cn. Pompejus wurde in der That dieſe ungeheure Macht, wie ſie noch kein römiſcher Bürger gehabt hatte, in die Hände übergeben. Er aber wußte ſie zu gebrauchen; ſchnell und ſiegreich beendigte er das große Unternehmen. Zugleich auf allen Hauptpunkten ließ er die Seeräuber angreifen und in 40 Tagen war der Krieg glänzend beendigt, dem man drei Jahre hatte beſtimmen zu müſſen geglaubt. 10000 der Seeräuber waren bei dieſem Kampfe umgekommen; 1300 Raubſchiffe ließ Pompejus verbrennen, die Raubſchlöſſer zerſtören. 20000 Gefangene brachte er zuſammen, mit denen er menſchlich verfuhr; er bevölkerte mit ihnen die durch den mithridatiſchen Krieg verödeten Städte, wies ihnen Ländereien an und machte ſie zu Ackerbauern. So wurden ſie in Mallos, Adana, Epiphaneia, Solö, Mazaka, Dyme und in anderen Orten angeſiedelt [66]). Einen Theil des rauhen Kilikiens gab Pompejus dem Könige Ariobarzanes von Kappadokien [67]); einen anderen Theil des Gebirges erhielt ein kleiner Fürſt Tarkondimotos [68]). Der beſſere Theil Kilikiens ward aber römiſche Provinz und zuerſt von Appius Claudius Pulcher, dann von Cicero verwaltet. Seine Briefe aus der Provinz beweiſen indeß, wie unruhig und ungezügelt die Gebirgsbewohner noch immer waren.

Darauf folgten die Bürgerkriege. Es fehlte nicht, daß nicht auch Kilikien in dieſelben hineingezogen wurde. Zuerſt zwang Caſſius den Tarkondimotos und die Tarſenſer ſich mit ihm zu verbinden; als aber Dolabella nach Kilikien kam, ſo ging Tarſos wieder freiwillig zu ihm über [69]), und ergriff ſelbſt die Waffen gegen die alte Feindin Adana [70]). Für ihren Abfall wurde dieſelbe aber von Caſſius Partei um 1500 Talente geſtraft, eine Summe, die ſie nur durch den Verkauf ihrer Tempelgüter, ja ſogar der Kinder, Weiber und Greiſe, aufbringen konnte [71]). Was aber den Tarkondimotos betrifft, ſo trat auch er zu der Partei der Triumvirn über, und ſtarb dann 723 [72]). Nach der Schlacht bei Actium erklärten ſich ſeine Söhne für die Partei des Octavianus [73]). Dieſer aber nahm dem Philopator die Herrſchaft und gab ſie dem jüngeren Tarkondimotos, doch mit Ausnahme einiger Diſtricte an der See, die er dem Archelaos von Klein-Armenien zutheilte, der dann ſeine Reſidenz auf der Inſel Eläuſſa nahm [74]). So hatte früher auch Antonius der Kleopatra einen Diſtrict an der See gegeben [75]) und einen anderen dem Amyntas von Galatien; aber von langer Dauer ſind dieſe Beſitzungen nicht geweſen. Auch des Archelaos Herrſchaft wurde ſchon durch den Tiberius auf-

63) Vgl. Dion. 36, 3—20. Cic. pro lege Manil. 11. seq. Vellej. 2, 31. seq. Flor. III, 6. Liv. epp. 99. App Mithrid. 92. seq. Plut. vit. Pomp. 24. seq. 64) Eutrop. VI, 1. Oros. V, 23. Strab XIV p. 671. Val. Max. VIII, 5, 6. Sext. Ruf. 12. Frontin III, 7, 1. 65) App. excerpt de legat. 30. ed Schweigh. T. I. p. 98. Flor. III, 7. Eutrop. VI. 11. Vellej. II, 31. 34. Plut. vit Pomp. 29. Diodor. excerpt. T. II. p. 631. ed. Wesseling. Oros. VI, 4.

66) App. Mithr. 96. 115. Plut. Pomp. 28. Dion. 36. Strab XIV. p. 665. 67) App. Mithrid. 105. 68) Dion. 41, 63. 54, 9. Cic. ad. div. XV, 1. Strab. XIV. p. 676. Plut. vit. Anton. 61. 69) Dion. 47, 26. 30. App. b. c. IV, 52. Cic. ad. div. XII, 13. 70) Dion. 47, 31. 71) Dion. l. l. App. b. c. IV, 64. 72) Dion. 50, 14. 73) Dion. 51, 7. 74) Dion. 54, 9. 75) Strab. XIV, p. 671. Dion. 49, 32.

Digitized by Google

gehoben und zur römiſchen Provinz gemacht [76]). Übrigens war das Flachland oder das eigentliche Kilikien von ſolchen Schenkungen ausgeſchloſſen geblieben und Auguſtus hatte bei der Theilung der Provinzen mit dem Senat Kilikien für ſich genommen [77]). Durch Tiberius ſcheint dann Alles d. h. auch das Hochland mit eingeſchloſſen, römiſche Provinz geworden zu ſeyn, und nur noch unter der Regirung des Claudius komt ein König Polemon in einem Theile Kilikiens vor [78]), von deſſen Schickſalen aber weiter nichts bekant iſt. Als nun in der Folge das Hochland unter Iſaurien mitbegriffen ward, ſo wurde das Flachland unter Kaiſer Theodoſius dem Zweiten in das erſte und zweite Kilikien eingetheilt, welche der Fluß Saros von einander ſonderte, gegen Weſten aber das Vorgebirge Zephyrion und die Stadt Korykos und auf der Oſtſeite der Amanos begrenzte. Ihre Hauptſtädte waren Tarſos und Anazarbos. So mag es denn geblieben ſeyn, bis es, beim allmäligen Zuſammenſturz des byzantiniſchen Reichs, wieder an das Königreich Armenien kam, und dieſer König von Armenien hielt ſich, unterſtützt von den Tempelherren, lange Zeit gegen die Saracenen. (*L. Zander.*)

CIMBRI werden von den meiſten Italienern die Bewohner der Gebirgsgegend zwiſchen der Etſch und Brenta, nördlich von Verona und Vicenza bis gegen Trento hinauf — dem alten paese cimbrico — genant, welche, ihrem Urſprung getreu, bis jetzt teutſche Sprache und Sitte unter ſich bewahrten. Vgl. den Artikel Gemeinden. (*Leonhardi.*)

CIMBRIANA, Cimbrianae, Cimbrianis (im Ablativ), Cimbrianum, römiſche Stadt in Pannonien, 25 Mill. von Triccianа (in der Nähe des heutigen Fleckens Mező Komárom) entfernt, wo heut zu Tage die Stadt Stuhlweiſſenburg (Székes Fejérvár, Alba Regalis) in Niederungern iſt *). Ob dieſe Stadt ihren Namen von den alten Kimbern hat, die hier vielleicht eine Beſatzung zurückließen, kann nicht entſchieden werden. Ptolemäus kent den Namen noch nicht. (*Rumy.*)

Cinapequaro ſ. S. Pedro y S. Pablo C.

CINCIA lex de donis et muneribus gehört zu den mehr oder minder unter Marcus Cato's Einfluß entſtandenen Geſetzen des 6. Jahrhunderts, welche die Reinheit und Einfachheit der ältern Sitte gegen den allmächtig eindringenden Luxus zu verwahren ſuchen und in dieſer Beziehung nicht unpaſſend mit teutſchen Statuten des 16ten Jahrhunderts verglichen worden ſind.

Von der äußern Geſchichte dieſes Plebiſcits iſt bekant, daß der Vorſchlag dazu im Jahr der Stadt 550 unter dem Conſulat des Sempronius Tuditanus und Cornelius Cethegus und während der Prätur des Marcus Porcius Cato von einem Volkstribun Marcus Cincius Alimentus [1]) gemacht, und von dem väterlichen Freunde des Cato, dem Quintus Fabius Maximus, eifrig unterſtützt und ſuadirt worden iſt.

Da weder dieſe Rede des Q. Fabius bei irgend einem Geſchichtſchreiber erhalten, noch auch das Buch des Paullus über die Lex Cincia, ein einziges unbedeutendes Fragment abgerechnet, auf unſere Zeit gekommen iſt, ſo beſtand unſer ganzer bisheriger Quellenvorrath in einigen beiläufigen Erwähnungen juriſtiſcher und unjuriſtiſcher Klaſſiker, von denen noch obendrein die erſtern meiſt verſtümmelt oder corrumpirt waren, die letztern aber keine ſehr bedeutende Ausbeute gaben. Dennoch hat ſchon im 17ten Jahrhundert Friedrich Brummer in ſeinem Commentarius ad L. Cinciam Lutet. Par. 1668. aus ihnen den Inhalt des Geſetzes herzuſtellen verſucht. Er nimt drei verſchiedene Vorſchriften derſelben an, von denen die erſte für die Leiſtung rechtlichen Beiſtandes Geſchenke anzunehmen verboten, die zweite alle Schenkungen überhaupt auf eine gewiſſe Summe eingeſchränkt, die dritte endlich die Vollziehung aller Schenkungen unter der Form der Mancipation oder Tradition anbefohlen haben ſoll, ſo daß die erſte mehr eine politiſche, die beiden letzteren eine mehr privatrechtliche Beziehung gehabt hätten. An dieſer allerdings fleißigen und gelehrten Arbeit haben die neuern Juriſten in Rückſicht des politiſchen Theils des Geſetzes ſich ſämtlich genügen laſſen, für den privatrechtlichen Abſchnit dagegen hat theils die treffliche Darſtellung Savigny's [2]), theils aber die Entdeckung einer neuen Quelle [3]) ein ſo allgemeines Intereſſe erregt, daß dieſer binnen zwei Jahren nicht weniger als fünf neue Bearbeitungen [4]) erlitten hat, die beiläufigen Erörterungen einzelner Punkte und die vielen Anzeigen und Recenſionen in juriſtiſchen Zeitſchriften gar nicht einmal gerechnet.

Der erſte Abſchnit der Lex Cincia ſtehet, wie bereits erwähnt wurde, im Zuſammenhang mit dem öffentlichen Recht. Nach altrömiſcher Sitte war es ein Ehrengeſchäft der angeſehenſten Freien, die Rechtsſachen ihrer Freunde und Clienten vor den Richtern in mündlicher Rede zu vertheidigen. Für einen ſolchen Dienſt einen Geldlohn anzunehmen, wie das attiſche Recht verſtattete, wurde des freigeborenen Römers un-

76) Tac. ann. II, 42. Dion. 57, 17. Philostrat. vit. Apollon. 1. 12. 77) Dion. 5.', 12 78) Dion. 60, 8.

*) Nach andern das heutige Weſprim.

1) Die Cincii ſind ein altes plebejiſches Geſchlecht, deſſen Name vom 6. Jahrh. der Stadt bis in die Zeit des Commodus herab, ſowol bei Schriftſtellern als auf den erhaltenen Grabſchriften der Statuae Cinciae (bei der ſpäteren porta Romana) häufig geleſen wird, und welchem außer mehren andern berühmten Männern, auch der als Schriftſteller ſo bekante Prätor Lucius Cincius Alimentus angehört. 2) Zeitſchrift für geſchichtl. Rechtswiſſenſch. Bd. IV. S. 1—59. 3) Die von Mai entdeckten Vaticaniſchen Fragmente enthalten in 2 Titeln (Quando donator intelligatur revocasse voluntatem und ad L. Cinciam) Bruchſtücke aus Papinian, Ulpian und Paullus (nur nicht aus dem eben erwähnten Buche) und kaiſerl. Conſtitutionen aus der Blüthezeit des Privatrechts bis auf Diocletian einſchließlich, welche ſich auf den privatrechtlichen Abſchnit unſers Volksſchluſſes beziehen. 4) Nämlich: 1) *Rudorff* Diss. de L. Cincia. Berol. 1825. 2) *Wenck* Praefat. ad Hauboldi Opusc. acad. Lips. 1826. p. 37—61. 3) Francke Civiliſtiſche Abhandlungen. Göttingen 1826. S. 1—64. 4) *Klinghamer* de donationibus Amstelod. 1826. p. 1—89. 5) Haſſe Rhein. Muſ. Jahrg. 1827. Heft 2. S. 185—248.

Digitized by Google

würdig, ja faſt einer Beſtechung gleich gehalten. Bald aber, — vielleicht nach dem Vorbild der großen griechiſchen Redner — fingen auch die römiſchen causarum patroni an, wenn auch nicht geradezu in der Form eines Miethgeldes, doch in der eines freiwilligen Geſchenkes (donum, munus) für ihre Leiſtungen ſich bezahlen zu laſſen, ſo, daß Cato in der Suaſion der Lex Oppia klagen konte, die Plebs ſey dem Senat zinsbar und pflichtig geworden. Eben dieſer Misbrauch iſt es, welchen unſere Lex Cincia durch das Verbot, für die Leiſtung gerichtlichen Beiſtandes, mit Ausnahme kleiner Gelegenheitsgeſchenke (*xenia*) von dem Clienten ſich beſchenken zu laſſen, zu zerſtören ſucht. Die ſpätere Geſchichte dieſes Verbotes iſt ein recht ſchlagender Beweis, wie wenig ein äußerlicher Zwang von oben herab auszurichten vermag, ſobald das innere Leben einer Inſtitution einmal entflohen iſt. Wenn auch während des Einfluſſes Cato's und ſeiner Gleichgeſinten auf das Geſetz gehalten ſeyn mag, ſo wurde doch ſchon in den Parteikämpfen, denen die Republik erlag, ſein Anſehn auf das Heftigſte erſchüttert und als Auguſt, nach wiederhergeſtellter Ruhe Italiens, im Jahre 737 unter dem Conſulat des Cajus Furnius und Cajus Silanus das alte Verbot herzuſtellen und durch Hinzufügung der Strafe des vierfachen Werthes des genommenen Geſchenkes noch zu erhöhen ſuchte, da war ein Geſetz wie unſeres vollends außer der Zeit. Denn ein Gebot unentgeltlicher Leiſtung des gerichtlichen Beiſtandes läßt ſich nur ſo lange durchſetzen, als der Leiſtende durch die Achtung und das Anſehen, die ihm dafür zu Theil werden, ſich hinreichend belohnt fühlt. Dieſes hört aber mit der Republik auf und ſobald die Beredſamkeit unter dem Druck des Despotismus zu einer bloßen Kunſtfertigkeit herabſinkt, iſt es billig, daß ſie gleich jeder andern Kunſt bezahlt werde, und einem Verbot hiegegen wird der Beſtand fehlen. Es war daher den gänzlich veränderten Verhältniſſen völlig angemeſſen, wenn Claudius im Jahr 798 unter dem Conſulat des M. Valerius Aſiaticus und M. Valerius Meſſala die Honorare der Rechtsbeiſtände als einen rechtmäßigen Erwerb anerkante, aber zugleich, um der Habſucht Schranken zu ſetzen, ein Maß, nämlich die allerdings anſehnliche Summe von 10 sestertia oder 10000 Seſterzen für jeden einzelnen Prozeß, beſtimte, welches ungeſtraft nicht überſchritten werden dürfe. Wenn wir dem Bericht des Tacitus mehr glauben dürfen, als der abweichenden Erzählung Suetons, ſo hat Nero im Jahre 808, alſo im Anfang ſeiner Regirung, noch einmal die Lex Cincia in ihrer urſprünglichen Strenge wieder hervorgerufen, aber ohne bleibenden Erfolg, denn noch während der Dauer derſelben Herrſchaft wurde auf das Unverſchämteſte gegen ſie geſündigt, unter Trajan im Jahre 849 aber ſogar geſetzlich das Recht des S. C. Claudianum wieder hergeſtellt. Um dieſe Zeit nämlich wurde ein an ſich unbedeutender Prozeß, den der Advocat, troß der Annahme bedeutender Summen, durchzuführen verweigerte, die Veranlaſſung, die ganze Entartung des Advocatenweſens im Senat zur Sprache zu bringen, worauf dieſer nach mehren intereſſanten Debatten, die uns Plinius im 4ten, 14ten und 21ſten Briefe des 5ten Buches aufbehalten hat, beim Kaiſer auf Hilfe gegen das durch alle bisherigen Geſetze vergeblich bekämpfte Übel antrug. Trajan verordnete hierauf in einer Oratio, welche durch ein Senatusconſult beſtätigt und von allen Criminalprätoren publicirt wurde: in jedem Prozeß ſollten beide Parteien noch vor dem Magiſtrat einen Eid ablegen, daß ſie ihren Advocaten für die Vertheidigung der Sache vor dem Judex kein Honorar gegeben, verſprochen oder zugeſichert hätten; nach beendigtem Rechtsſtreit dagegen ſollte die von Claudius beſtimte Summe von 10000 Seſterzen ungeſtraft gegeben und angenommen werden dürfen. Der erſte Theil dieſer trajaniſchen Verfügung ſcheint nicht lange praktiſch geblieben zu ſeyn; wenigſtens wird in mehren Reſcripten von Septimius Severus, Caracalla und Gordian nicht allein das Vorausbezahlen des Honorars, ſondern auch das Verſprechen deſſelben vor beendigtem Prozeß mit alleiniger Ausnahme der Zuſicherung eines Antheils an dem etwanigen Gewinn (societas futuri emolumenti, redemtio litis, ſ. g. pactum de quota litis), — als etwas unbeſtritten Giltiges behandelt, ja in einer Conſtitution Juſtinians wird die Vorausbezahlung des Honorars den Parteien ſogar ausdrücklich zur Pflicht gemacht, damit keine Verzögerung des Prozeſſes entſtehe. Dagegen ſcheint ſich der zweite Theil des trajaniſchen Senatusconſults in unverändertem Anſehen erhalten zu haben, denn in jenen Reſcripten Severs und Caracalla's iſt von einer licita quantitas, einem legitimus modus die Rede, den der Magiſtrat, welcher extra ordinem über die Honorare der Advocaten Recht ſprach — denn wenigſtens das hatte ſich als Reſt der ältern Sitte bis auf die Prozeßreformen Diocletians erhalten, daß in dieſen Sachen keine formula locati und mandati contraria gegeben wurde — nicht überſchreiten durfte, wenn ihm gleich ſonſt über die ganze Foderung des Advocaten ein ſehr freies Arbitrium zuſtand. Aber noch in der chriſtlichen Kaiſerzeit wurde, ungeachtet der gänzlichen Umbildung des Advocatenſtandes durch Conſtantin, Trajans Beſtimmung angewendet. So iſt in einer Conſtitution des Conſtantius vom Jahre 344 von einem modus die Rede, den der Advocat nicht überſchreiten dürfe, und daß ſelbſt nach Juſtinianiſchem Recht eben jene Summe als Maximum betrachtet werden muß, dürfte ſchon aus der unſtreitig von den Compilatoren herrührenden Überſetzung der 10000 Seſterzen in einer Stelle Ulpians in den modernen Ausdruck centum aurei, ziemlich ſicher zu ſchließen ſeyn. Soviel über den erſten, das öffentliche Recht betreffenden Abſchnit des Geſetzes.

Der zweite Theil bezieht ſich auf alle Schenkungen überhaupt. Unter einer Schenkung wird im Allgemeinen jede Übertragung eines vortheilhaften Rechtsverhältniſſes aus einem Vermögen ins andere verſtanden, welche in der Abſicht geſchieht, eine Freigebigkeit zu üben, ſo daß z. B. jede Mancipation, Ceſſion, Tradi-

Digitized by Google

tion des Eigenthums an einer Sache, jede Promiſſion, jede Delegation, jede Acceptilation, Expromiſſion, active und paſſive Ceſſion einer Foderung u. ſ. w., ſobald ſie mit der Abſicht, eine Liberalität zu üben, vorgenommen wird, als eine Schenkung betrachtet werden muß.

Soll aber von der Verfügung der Lex Cincia über Schenkungen die Rede ſeyn, ſo muß dieſer Begriff viel enger gefaßt werden. Zunächſt nämlich bleiben alle Rechtsübertragungen ausgeſchloſſen, welche erſt auf den Fall des Todes wirkſam werden ſollen, wie Legate, Fideicommiſſe, Schenkungen von Todeswegen; und zwar theils deshalb, weil der Leichtſinn bei Schenkungen, dem die Lex Cincia vorbeugen will, in dieſen Fällen keine nachtheilige Folgen für den Schenker hat, theils weil vielleicht ſchon damals über dieſe Schenkungen ähnliche Verbote, wie das unſerer Lex, beſtanden. Aber ſelbſt unter Schenkungen unter Lebenden hat die Lex Cincia zwei Fälle von ihrer neuen Vorſchrift eximirt: einmal alle Schenkungen an gewiſſe ausgenommene Perſonen, nämlich die durch das Band der necessitudines oder der officia verbundenen Cognaten, Affines, Patrone, Pupillen u. ſ. w., zweitens alle Schenkungen an nicht ausgenommene Perſonen, ſobald ſie eine gewiſſe Summe — nach der gewöhnlichen, aber durch nichts unterſtützten Vermuthung 20000 Seſterzen — nicht überſteigen. Alle übrigen d. h. alſo alle großen Schenkungen an nicht ausgenommene Perſonen hat die Lex Cincia ſchlechthin verboten, ſich jedoch über die Art, wie dieſes Verbot wirken ſolle, durchaus nicht erklärt, in dem Bewußtſeyn, daß nichts mehr dem Wandel unterworfen iſt, als ein Sumptuargeſetz, ſobald es nicht ſelbſt der Anpaſſung an veränderte Verhältniſſe Raum gebe. Dieſes und nichts weiter iſt der Inhalt des ſogenanten zweiten und dritten Capitels unſerer Lex. Mit welcher Strenge in älterer Zeit das Verbot gehandhabt wurde, vermögen wir nicht mehr zu beurtheilen, aber wenigſtens das Recht der Zeit des ausgebildeten Privatrechts und der unmittelbar darauf folgenden läßt ſich aus den Vaticaniſchen Fragmenten vollſtändig überſehen. Die Anſicht dieſer Zeit, wie ſie durch das Edict und Juriſtenrecht ſich ausgebildet hatte, betrachtete die ſchenkende Handlung, der Lex Cincia ungeachtet, noch immer als eben ſo giltig und wirkſam, wie ſie im ſtrengen Recht vor der Lex Cincia geweſen war. Z. B. die Mancipation übertrug noch immer Eigenthum, die Promiſſion obligirte noch immer ꝛc., ſo daß der Beſchenkte im erſten Fall vindiciren, im zweiten ex stipulatu klagen konte. Nur hatte der Schenker und deſſen Nachfolger auf den Grund des Ciniciſchen Geſetzes Anſpruch auf jedes Rechtsmittel, welches in der jedesmaligen Lage des Prozeſſes nothwendig war, um der ſchenkenden Handlung alle praktiſche Wirkung zu entziehen, ſo daß die verſchiedenſten Rechtsmittel: exceptiones, replicationes legis Cinciae und in factum conceptae, rescissoriae actiones etc. als zu dieſem Zweck geeignet erwähnt werden. Dachte man ſich aber ſo die Schenkung nicht als von ſelbſt ungiltig, ſondern nur den Schenker berechtigt, ſie zu behandeln, als ob ſie ungiltig wäre, ſo mußte man folgerecht ſagen, der Schenker könne ſich auch dieſes ſeines Rechtes begeben und dadurch die Schenkung giltig machen. Ein ſolcher Verzicht aber wird ganz ſicher dann angenommen werden dürfen, wenn der Schenker, wiſſend, er könne die geſchehene Mancipation oder Promiſſion, wenn er wolle, anfechten, dieſelbe im Gegentheil als giltig anerkent, indem er die mancipirte oder promittirte Sache dem Beſchenkten tradirt. Hier hilft ihm kein Rechtsmittel weiter, keine Vindication, denn der Beſchenkte iſt ja Eigenthümer, keine exceptio, denn der Schenker iſt nicht im Beſitz, keine indebiti condictio, denn er erfüllte wiſſentlich keine Retention des ſpäterhin etwa zufällig wiedererlangten Beſitzes, denn er hat ein für alle Mal auf ſein Recht verzichtet. Bis ſo weit iſt Alles klar. Aber eine Schwierigkeit iſt dabei noch übrig, die ſelbſt die neueſte Abhandlung über die Lex Cincia noch nicht zu erklären vermocht hat. Sie beſteht darin, daß ausdrücklich geſagt wird, eine Schenkung ſolle erſt dann durch die Erfüllung unwiderruflich werden, wenn vacua possessio auf den Beſchenkten übergegangen ſey, während doch gewiß der Schenker durch jede Uebertragung des Beſitzes, den er hatte, mag dieſer vacua possessio geweſen ſeyn, oder nicht, aufs Bündigſte verzichtet hat. Aber gewiß ſoll auch dieſes gar nicht behauptet werden, ſondern nur ein dritter ſoll dann noch ſeinen beſſern Beſitz gegen den Beſchenkten geltend machen und wenn ihm dieſes gelungen iſt, der Vindication des Beſchenkten eine popularis exceptio legis Cinciae entgegenſetzen können.

Aber eines ſolchen förmlichen Verzichtes bedarf es nur beim Schenker ſelbſt, ſein Erbe kann ſchon nach der allgemeinen Anſicht der ſpätern Zeit über (dem ſtrengen Recht nach) ungiltige Schenkungen, mit einer doli exceptio, replicatio, duplicatio zurückgewieſen werden, ſobald er ſich auf die Lex Cincia gegen das jus gentium beruft, d. h. ſobald der Schenker ſelbſt, ohne widerrufen zu haben, geſtorben iſt.

Dieſe ganze Auffaſſung der Lex Cincia muß gewiß angemeſſen und verſtändig genant werden, da ſie eine bedeutende Liberalität nicht abſolut unmöglich macht, aber doch dem Schenker Mittel an die Hand gibt, Uebereilungen wieder gut zu machen.

Eine Conſtitution, wodurch dieſes ganze Recht aufgehoben worden wäre, iſt nicht bekant. Im Juſtinianiſchen Recht iſt es aber entſchieden verdrängt und zwar durch die Ausbildung einer ganz ähnlichen formellen Beſchränkung. Juſtinian nämlich hat die ältere Sitte, über alle Schenkungen des Beweiſes halber gesta aufnehmen zu laſſen, allgemein auf große Schenkungen eingeſchränkt, und in dieſer Geſtalt konte ſie völlig als Surrogat des ältern Rechts gelten, zumal ſeit dieſes durch die Klagbarkeit des bloßen Pactum völlig umgewandelt war. Im Occident dagegen finden ſich im frühern Mittelalter in Geſetzen und Urkunden noch unverkennbare Spuren der Fortdauer des Ciniciſchen Rechts im Allgemeinen neben der neuen Form der Inſinuation, welche erſt durch die Verbreitung der Juſtinianiſchen Rechtsbücher von Bologna aus vertilgt worden ſind. *(Rudorff.)*

Digitized by Google

CISPLATINA. Bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts hatten die Spanier auf die Provinz im O. des Uraguay, die hier an die portugiſiſchen Beſitzungen grenzte, wenigen Werth gelegt und ruhig zugeſehn, daß die Portugiſen in dieſem wüſten Landſtriche Miſſionen und Niederlaſſungen anlegten. Allein als man Buenos Ayres zur Niederlage von Peru machte, als man es vorzog, über dieſen Platz das Silber und die Minenausbeute der Provinzen am Auſtraloceane zu ziehen, und ſolches nicht länger den beſchwerlichen und ſo gefährlichen Weg über den Iſthmus von Panama machen zu laſſen; da wurde man mit Schrecken gewahe, daß gerade dem Stapelplatze gegenüber unweit der Mündung des Uraguay in den Silberſtrom eine portugiſiſche Colonie belegen war, die ungebeten an dem Handel von Paraguay Theil nahm und ſich durch Schmuggelei einen beträchtlichen Theil des ſpaniſchen Gewinns zuzueignen wußte. Da gingen den Spaniern die Augen auf, und als Portugal nicht gutwillig ſeinen Schmuggelhandel und ſeine Colonie aufgeben wollte, ſo kam es zu ernſtlichen Demonſtrationen, die endlich 1750 einen Grenztractat herbeiführten, vermöge deſſen Portugal San Sacramento den Spaniern überließ, dafür aber die 7 Miſſionen abgetreten erhielt, welche die Jeſuiten zwiſchen dem Uraguay, dem Ibicuyzu und der braſiliſchen Grenze errichtet hatten. Der Tractat wurde abgeſchloſſen, aber nicht vollzogen, weil die Jeſuiten, deren Reich in Paraguay damals noch feſt ſtand, nicht darum gefragt und auch gar nicht Willens waren, auch nur das Mindeſte von ihrem Eigenthume herzugeben. Es blieb mithin beim Alten, die Jeſuiten Herrn ihrer Miſſionen, San Sacramento ſchmuggelte fort, und machte es ſo arg, daß darüber endlich der Krieg von 1776 ausbrach, den die Briten erſt 1777 beſchwichtigen konten. Der Grenztractat von 1750 wurde zur Baſis gelegt, San Sacramento ſpaniſch und nun nach und nach Ruine, die Portugiſen zogen ſich aus dem Lande zwiſchen dem Uraguay, dem Ibicuyzu, dem atlantiſchen Oceane und der Platamündung zurück. Dieſes Gebiet erhielt den Namen der Banda oriental nach der Grenze, oder von Montevideo nach dem vornehmſten Orte und wurde zur Plataprovinz Buenos Ayres geſchlagen: nur blieb der Landſtrich zwiſchen dem See Mirim und dem Oceane neutral und ſollte von keinem der beiden Nachbarn beſetzt werden. So blieb die Sache bis 1821, wo die Hauptſtadt der Provinz, der zu Buenos Ayres herrſchenden Unruhen müde, oder vielleicht durch braſiliſche Intriguen verleitet, ſich und die ganze Provinz, ſcheinbar völlig freiwillig, dem Schutze des Königs Johann VI. unterwarf und portugiſiſche Truppen in ſeine Mauern aufnahm. Zwar proteſtirte Buenos Ayres ſogleich gegen dieſe Beſitznahme, die demungeachtet erfolgte und Montevideo ging 1823, nachdem die Portugiſen es verlaſſen hatten, an Braſilien über, welches damit die anſtoßende Prov. Riogrande del Sul verband und noch in demſelben Jahre beide als Capitania Cisplatina in den Statsverband des neuen Kaiſerreichs aufnahm. Nach ihrer dieſſeitigen Lage am Plataſtrome benant, erſtreckte ſich dieſe Provinz von 319° 29′ bis 325° 14′ L. und von 27° 5′ bis 35° ſ. Br. und enthielt nach Schäfers Berechnung einen Flächeninhalt von 10,556 Q.Meilen mit 175,960 Bewohnern, wovon die Hauptſtadt Montevideo allein 36,000 zählen ſollte. — In der Folge ſcheinen indeß die Bewohner mit der braſiliſchen Herrſchaft unzufrieden geworden zu ſeyn, denn ſchon 1824 brachen Unruhen aus und am 26. Aug. 1825 erklärten ſich die Deputirten der Banda oriental zu Florida für unabhängig von dem Kaiſer von Braſilien und ihre Bereitwilligkeit, dem Bunde der Plataſtaten anzugehören, zu deſſen Congreſſe ſie auch bereits Deputirte ſandten. Hierauf erfolgte unterm 10. Decbr. 1825 Braſiliens Kriegserklärung und der Ausbruch eines von Buenos Ayres ſiegreich begonnenen Kampfes, den endlich ein von Großbritannien garantirter, am 27. Aug. 1828 zu Rio de Janeiro abgeſchloſſener Frieden beendigte, in deſſen Folge ſich Montevideo unter dem Namen Banda oriental als ſelbſtändige Republik conſtituirte *).

(*Hassel.*)

CIXERRO, Bezirk der ſardin. Prov. Cagliari, enthält auf 260 ital. Q.Meil., außer der Hauptſtadt Iglesias (ſ. dieſ.), 6 bewohnte und 20 wüſte Ortſchaften mit 5200 Einw. — In der Nähe des von herrlichen Obſtpflanzungen umgebenen Domus Noas iſt die unter dem Namen S. Giovan Aequa Rutta berühmte Grotte, welche ſich durch die ganze Breite eines Berges zieht und mit Kryſtalliſationen bedeckt iſt. (Nach Mimaut in d. Neuen geogr. ſtat. Eph. 23. Bd. S. 265). (*Leonhardi.*)

CLADOBATES (von *κλάδος*, junger Aſt, Zweig, und *βαίνω*, ich gehe), iſt ein neues, von Fr. Cuvier [1]) ſo benantes Säugethiergeſchlecht, welches unter dem barbariſchen Namen Tupaja zuerſt von Raffles [2]) und dann von Horsfield [3]) beſchrieben wurde. Auch Desmareſt [4]) nahm dieſe Benennung an. Die drei bis jetzt bekanten Arten, welche auf Sumatra und Java gefunden ſind, entdeckte der franzöſiſche Reiſende Diard, welcher jenes Genus, um deſſen Ähnlichkeiten zu bezeichnen, mit dem gegen die Geſetze unſerer Terminologie ſtreitenden Namen Sorex-Glis belegte. Später wählte Temminck [5]) dafür die allerdings nicht zu tadelnde Benennung Hylogale (von *ὕλη*, Wald und *γαλῆ*, Wieſel u. ſ. w.); da aber der erſte, von Cuvier vorgeſchlagene Name gut iſt und der ältere, ſo müſſen wir auf jeden Fall denſelben vorziehen. — Der Ausdruck Tupaja oder Tupai wird von den Malayen für mehre, beſonders für kleine auf Bäumen kletternde Thiere, alſo nicht allein für jene, ſondern auch unter andern für die Eichhörnchen gebraucht.

Die vorzüglichſten Charaktere für dieſes Genus ſind folgende:

---

*) Es iſt hier blos eine hiſtoriſche Überſicht des Landes gegeben, deſſen geogr. und ſtatiſtiſche Verhältniſſe wir unter dem Art. Montevideo darſtellen werden.

1) Des Dents des Mammifères. Livrais. 2. 1822. p. 60. 2) Transact. of the Linn. Society. Tom. XIII, p. 257. 3) Zoological Researches in Java. Lond. 1822. 4. Fasc. III. — Vergl. Okens Iſis. Jahrg. 1824. Bd. I. S. 339 u. f. Taf. 4. 4) Mammalogie. Partie seconde. Par. 1822. 4. Supplement. p. 535 sq. Desmareſt ſchlug den Namen Glisore (Glisorex) vor. 5) Monographies de Mammalogie. Tom. I. Livrais. 7. Par. 1827. 4. Tableau méthodique des Mammifères, répartis en Ordres, Genres etc. p. XIX. Der Verf. ſtellt jenes Geſchlecht zwiſchen Sorex und Mygale.

Zahnformel (nach F. Cuvier) [6]:

38 Zähne.
- 18 im Oberkiefer.
  - 4 Schneidezähne.
  - 0 Hundszahn.
  - 14 Backenzähne.
    - 8 falſche.
    - 6 wahre (Mahlzähne).
- 20 im Unterkiefer.
  - 6 Schneidezähne.
  - 0 Hundszahn.
  - 14 Backenzähne.
    - 8 falſche.
    - 6 wahre.

Die 2 hintern Schneidezähne des Oberkiefers ſind durch eine Lücke von den 2 vordern getrent; die 4 mittlern dicht anliegenden Schneidezähne des Unterkiefers ſind ſehr lang, ſtumpf, nach vorn gerichtet; die beiden andern anliegenden aber über die Hälfte kleiner als jene. Von den falſchen Backzähnen ſind die 4 erſten eines jeden Kiefers die kleinſten und einfachſten. (Obgleich die von Horsfield und Desmareſt angegebene Zahl der Zähne eben dieſelbe iſt, ſo iſt doch ihre Deutung etwas von der Cuvierſchen abweichend, inſofern ſie im Oberkiefer nur 2 Schneidezähne, dabei aber 2 iſolirt ſtehende Hundszähne, im Unterkiefer aber, außer den 6 Schneidezähnen, 2 Hundszähne, dagegen nur 12 Backzähne annehmen. Huſchke hat zwar nicht genauer die Zahl der Zähne angegeben, jedoch geht aus ſeiner Beſchreibung [7] hervor, daß F. Cuviers Angabe, namentlich in Hinſicht der Oberkieferzähne, die richtigere ſey, indem die 4 vordern Zähne im Zwiſchenkiefer ſich finden, und wir die in dieſen Knochen vorkommenden Zähne als vordere oder Schneidezähne (Dentes primores s. incisivi) betrachten). — Der Kopf iſt verlängert, plattgedrückt; die Schnauze lang, aber abgeſtumpft und nicht rüſſelförmig verlängert. Die Augen ſind groß und vorragend. Ohren groß. Barthaare kurz. Zunge lang. Der Körper iſt langgeſtreckt und cylinderförmig; mit 4 Bauchzitzen. Der Schwanz iſt lang und mit langen, beſonders ſeitlich geſtellten Haaren bekleidet. — Es ſind die Arten Plantigraden. Die Füße ſind fünfzehig, die Zehen getrent und mit zuſammengedrückten, ſpitzen Krallen bewaffnet; die Sohlen nackt. — Anatomiſch wiſſen wir nichts weiter, als daß ſich, nach Diard [8], ein einfacher Magen und ein kleiner Blinddarm findet. — Die hieher gehörenden Thiere leben in Wäldern auf hohen Bäumen, ſind ohne Zweifel muntere, ſchwippe Thiere, und ſollen ſich, was auch wahrſcheinlich iſt, von Inſecten, kleinen Vögeln u. dgl. nähren; nach Raffles aber auch, wenigſtens in der Gefangenſchaft, von Früchten und Nüſſen.

Arten: 1) *Clad. javanicus*, Tupaja javanica, *Raffl.*, Cerp, Banxring (Bangsring) oder Sinsring der Javaneſen. — Die Schnauze iſt mäßig zugeſpitzt, der Schwanz ſehr lang. Die nackten Theile, Fußſohle und Ohren fleiſchfarbig. Pelz dicht, weich, oberhalb braun, gelblich geſprenkelt; unterhalb gelblich weiß; am Halſe ein weißlicher, ſchmaler Streif, der auf der Mitte der Schulter endet. — Jedes Haar oberhalb endet mit einem oder zwei gelben und ſchwarzen Ringen. Es finden ſich Woll- und Seidenhaare, jedoch erſtere häufiger, letztere aber länger als jene. Am Schwanze ſind die längſten, wie bei Eichhörnchen. Vorderglieder etwas kürzer als die hintern. Länge von der Naſenſpitze bis zur Schwanzwurzel (nach Horsfield) 6″ 5‴. Länge des Schwanzes 6″ 5‴. — Vaterland Java. — Beſchrieben und abgebildet bei Raffles, Horsfield (Oken) in *Geoffroy* und *Cuvier* Hist. natur. des Mammifères. Tom. II. Livrais 33. Schinz Naturgeſch. und Abbildungen der Säugthiere u. ſ. w. Heft IX. Taf. 28.

2) *Clad. Tana*, Tup. Tana, *Horsf.* Tupai-Tana der Sumatraner. — Der Kopf mit der Schnauze ſehr verlängert. Schwanz länger als der Körper. Pelz weich, oberhalb dunkelbraun, ins Schwärzliche gehend; unterhalb braun, mit röthlichem Anfluge. Kehle graulich, mit röthlichbraunem Anfluge. Ein ſchiefes, röthlichbraunes Querband läuft vom Halſe über die Schultern gegen den Rücken hin. — Jedes Haar oberhalb iſt abwechſelnd grau und dunkelbraun geringelt. Vorderglieder kürzer als die hintern. Länge von der Naſenſpitze bis zur Schwanzwurzel (nach Horsfield) 10″ 5‴; Länge des Schwanzes 6″ 6‴. — Vaterland Sumatra. — S. Raffles, Horsfield (Oken).

Außer jenen genanten Arten hat man noch zwei andere kennen gelernt, nämlich 3) *Cladob. ferrugineus* (Le Prass) [9] auf Java, und 4) *Cl. vittatus*, auf Sumatra.

Aus dem Angegebenen erhellt: 1) daß dieſes Genus, noch arm an Arten und von kleinem, zartem Körperbau, ſo weit wir es jetzt kennen, ausſchließlich auf einige Inſeln des indiſchen Archipels, und namentlich die Sunda-Inſeln beſchränkt zu ſeyn ſcheint; 2) daß daſſelbe, nach dem Bau ſeiner Zähne, und ohne Zweifel auch nach der Wahl ſeiner Nahrungsmittel, zu Cuviers Abtheilung der inſectenfreſſenden Raubthiere (Carnivora, Insectivora), und zwar in die Nähe von Sorex, gehört; 3) daß es, was Lebensweiſe und äußere Geſtalt anbetrifft, in vielfacher Hinſicht bedeutend von jener Thierabtheilung verſchieden iſt, und in dieſen Punkten mehr mit einigen Nagethiergeſchlechtern, insbeſondere mit Illigers Prensiculantia agilia (Myoxus, Sciurus etc.) übereinkomt; 4) daß wir alſo das Gen. Cladobates, wie ich dies auch früher ſchon angedeutet habe [10], als ein ſehr intereſſantes Mittelglied und Verbindungsäſtchen zwiſchen jenen Inſectivoren und dieſen Nagern betrachten können.

(*Leuckart.*)

CLAPPERTON, Hugh, einer von den wenigen Reiſenden, denen es gelungen iſt, tiefer in das Innere Afrika's einzudringen, welcher aber ebenfalls als ein

6) Dents des Mammif. Livrais. 2. Pl. 17.

7) Über die Zähne von Cladobates. In Okens Iſis. Bd. XX. Heft 8 u. 9. 1827. S. 758 f. Taf. 10. — Nach Huſchke's intereſſanten Vergleichungen der Zähne von Cladobates mit verwandten Formen geht hervor, daß die Vorderzähne am meiſten denen des Igels ähneln, die oberen Backenzähne dagegen denen des Maulwurfs und einiger Spitzmäuſe, die untern Backenzähne aber größtentheils denen des Igels. — Nach H. iſt auch der Stirnbeinjochfortſatz, der bei Maulwurf, Igel und Spitzmäuſen fehlt, beim G. Cladobates vorhanden.

8) Asiatic Register. Band X.

9) S. außer Horsfield, *Geoffroy* und *Cuvier* Hist. nat. des Mammif. Livrais. 36. (Vol. II.)

10) Verſuch einer naturgemäßen Eintheilung der Helminthen, nebſt dem Entwurfe einer Verwandtſchafts- und Stufenfolge der Thiere. (Heidelb. u. Leipz. 1827. 8.) S. 75.

Opfer des ungeſunden Klima's fiel. Er war der jüngſte Sohn einer achtbaren Familie in der Grafſchaft Dumfries in Schottland, und im Jahre 1788 geboren. Sehr jung ging er auf ein Kauffahrteiſchiff, wurde jedoch in der Folge gepreßt und auf Verwenden ſeines Oheims Midſhipman. In Canada vertheidigte er gegen die Amerikaner ein kleines Fort am Huronrnſee, und als er ſich genöthigt ſah, daſſelbe aufzugeben, zog er ſich nach dem 20 Meilen entfernten York zurück, worauf er eine Lieutenantsſtelle erhielt. Seit 1817 befand er ſich auf halbem Solde; im Jahre 1820 faßte er mit dem Doctor Oudney in Edinburg den Entſchluß, eine Reiſe ins Innere Afrika's zu machen. Ihnen ſchloß ſich bald darauf der Major Denham an. Sie gingen im Februar 1822 von Tripolis aus und kamen im April in Murzuk, der Hauptſtadt von Fezzan, an. Erſt im November reiſten ſie unter einer Bedeckung von 300 arabiſchen Reutern, welche Bu-Kaſlum, ein Günſtling des Paſcha von Tripolis, commandirte, nach Süden. Mehre Monate führte der Weg durch die Wüſte. Am 4. Februar 1823 erreichten ſie Lari, die nördlichſte Stadt von Bornu. Mehre Tage hindurch behielten ſie den Binnenſee Tſad vor Augen; das Land war mit Dörfern überſäet. In Kuka, der Hauptſtadt von Bornu, wurden die Reiſenden von dem Fürſten ſehr gut aufgenommen; er wollte jedoch nicht zugeben, daß ſie über die Grenzen des Landes hinausgingen, weil er dem Herrſcher von Tripolis für ihr Leben verantwortlich ſey. Während Denham den Scheich von Bornu auf dem Zuge gegen die Fellatas begleitete, machten Oudney und Clapperton eine Excurſion nach dem See Tſad und dem in dieſen fallenden Fluß Shary. Am 14. December 1823 traten Clapperton und Oudney eine neue Wanderung nach Nyffe am Niger an. Nach zwölf Tagen erreichten ſie die weſtliche Grenze von Bornu und kamen in das Gebiet von Bender, wo der ſchon ſeit der Abreiſe aus Fezzan kranke Oudney ſtarb. Clapperton beſtattete ihn nach engländiſcher Sitte, nicht ahnend, daß auch ihm in wenigen Jahren daſſelbe Geſchick werden ſollte. Der Sultan von Houſſa, Bello, ein ausgezeichneter, kräftiger und für jene Gegenden ſehr gebildeter Fürſt, welchen er in Kano beſuchte, nahm ihn freundſchaftlich auf und gab ihm Geleite nach Sackatu. Zwiſchen Bello und Clapperton entſtand bald die innigſte Freundſchaft, und letzterer erhielt von ihm mehre intereſſante Nachrichten über das Innere Afrika's, ſo wie eine vom Sultan ſelbſt verfertigte Charte jener Gegenden. Bei ſeiner Abreiſe erhielt er ein Schreiben des Sultans an den König von England, worin er dieſen um einen engländiſchen Conſul und Arzt bat. Ohne Nyffe zu erreichen, kehrte Clapperton nach Bornu zurück und trat mit Denham die Rückreiſe über Fezzan nach England an.

Die Kunde Afrika's war durch den bald erſchienenen Reiſebericht ſehr erweitert; Gegenden, über welche wir noch gar keine Berichte von europäiſchen Augenzeugen hatten, waren genauer unterſucht; Völker waren aufgefunden, deren Charakter und deren Bildung von denen der Neger an der Küſte und der Mauren im Norden ſehr verſchieden war. Aber noch immer blieb eine große Lücke auszufüllen. Der Niger, deſſen Lauf die Geographen ſeit den Zeiten der Römer beſchäftigt hatte, war in ſeinem Laufe unterhalb Tombuctu noch immer unbekant; die unglücklichen Expeditionen von Tuckey und Mungo Park hatten den Eifer für dieſe Unterſuchung noch mehr erhöht; im Innern Afrika's hatte Clapperton nur ungenügende Nachrichten über ihn erhalten. Die Unterſuchung dieſes Gegenſtandes und die Abſchließung eines Bündniſſes mit dem Sultan Bello war der Zweck von Clappertons zweiter Reiſe, welche er von der Bai von Benin aus antreten wollte. Ihn begleiteten der Capitain Pearce, ein ſehr geſchickter Zeichner und Dr. Morriſon als Naturforſcher; außerdem befand ſich noch bei der Expedition der Schottländer Dickſon, welcher in Amerika als Wundarzt gedient hatte. Am 26. November 1825 erreichte die Expedition Whidah an der Bai von Benin. Dickſon begab ſich in Begleitung des Portugiſen Suſa, der einige Zeit in Dahomey gewohnt hatte, nach dieſer Stadt, wo er gut aufgenommen wurde und verfügte ſich ſodann nach der 17 Tagereiſen entfernten Stadt Schar, von wo er nach Yuri wollte. Seit jener Zeit haben wir nichts von ihm gehört.

Clapperton, welcher auf den Rath eines Engländers, der mit ſeinem Schiffe im Geheimen Sclavenhandel trieb, die Reiſe den Strom von Benin aufwärts aufgab, ging am 29. November nach Badagry, konte aber hier keine Nachrichten vom Sultan Bello erhalten. Am 7. December ſchiffte er ſich auf leichten Fahrzeugen ein und fuhr einem Arme des Lagosſtromes bis Gazie entgegen, wo er am linken Ufer landete. Die Eingebornen nahmen die Expedition ſehr zuvorkommend auf. Aber hier waren die Reiſenden in hohem Grade unvorſichtig und man kann wol ſagen, daß der unglückliche Ausgang der Expedition ſeinen Grund darin hat, daß ſie an den niedrigen, mit Schilf überdeckten Ufern des Fluſſes in freier Luft ſchlieſen. Schon am 10. December wurde Clapperton vom Fieber befallen, daſſelbe Schickſal hatte Morriſon am 12., Pearce am 13. und Clappertons treuer Diener, Lander, am 14. Am 27. ſtarben Morriſon und Pearce. Clapperton und Hutſon ſetzten ungeachtet ihrer Schwäche die Reiſe fort; ſie wurden von den Eingebornen etwa 14 Stunden weit in Hängematten getragen, mit vieler Theilnahme behandelt und gepflegt. Je weiter ſie ſich von der Küſte entfernten, deſto reizender wurde die Landſchaft. Endlich erreichten ſie eine Gebirgskette, welche ſie überſtiegen. In Schaki, welches auf der Höhe des Gebirges liegt, ſtrömten die Einwohner den Fremden zu Tauſenden entgegen und bewillkommneten ſie mit Geſang; ſie wurden als Friedensboten angeſehen. Es herrſcht dort nämlich der Glaube, daß bei Erſcheinung der Weißen, welche ſie als vollkommene Weſen betrachten, die kein Wohlgefallen am Morden und Blutvergießen finden, aller Krieg aufhören werde. Jenſeits des Gebirges traten ſie in eine ſchöne Ebene, die wohl angebaut und mit Dörfern der Fellatas bebaut war, welche ruhig unter den Negern lebend, ſich mit Viehzucht beſchäftigen und die milden, reinen Sitten der Hirtenvölker haben. Als er ſich Eyeo (Katunga bei den Bewohnern von Huſſa), der Hauptſtadt von Yurriba näherte, zog die ganze Volksmenge ihm entgegen; aber ſo freundſchaftlich ſich auch der Fürſt benahm, ſo wollte er den Reiſenden doch nicht die Erlaubniß geben,

Digitized by Google

den 10 Stunden öſtlich entfernten Quorra, den man für den Niger hält, zu beſuchen. Bald gab er vor, der Weg ſey nicht ſicher, weil die Fellaten das Land durchſchwärmten, bald bot er ihnen einige ſeiner Frauen an, um ſie auf dieſe Art zurückzuhalten.

Auf dem Wege von Eyeo nach Sackatu kam Clapperton durch viele Dörfer, welche von den Fellanen geplündert waren; eine Räuberhorde führte ihn zu Yarro, dem Sultan von Kiama, der ihm eine ſeiner Töchter zur Frau anbot und den Reiſenden ſpäterhin rieth, den Weg über Buſſa zu nehmen. In Wawa, einer Stadt von 18,000 bis 20,000 Einwohnern im Lande Borgo, ſuchte ihn eine arabiſche Witwe zurückzuhalten. In Buſſa, wo Mungo Park in den Stromſchnellen umkam, hat der Niger etwa die Breite wie die Themſe bei Sommerſethouſe. An der Fähre zu Komie ſah ſich Clapperton genöthigt, umzukehren, weil ihm jene arabiſche Witwe nachgereiſt war und der Fürſt von Wawa deshalb ſeine Sachen zurückbehielt. Bei Komie, wo Clapperton über den Niger ſetzte, iſt der Fluß etwa 5 Minuten breit und 10 bis 15 Fuß tief. Am andern Ufer liegt die gut bebaute Provinz Nyffe, deren Einwohner viele Eiſengruben bebauen. Von hier ging er nach Zaria, der Hauptſtadt des Landes Zeg-Zeg. Am 20. Juli 1826 erreichten die Reiſenden Kano, wo er hörte, daß Sultan Bello eben auf einem Kriegszuge gegen Bornu ſey; ſeiner ſchwächlichen Geſundheit ungeachtet wollte er ſich zu Bello begeben. Hier finden wir eine dreimonatliche Lücke in ſeinem Tagebuche. Am 12. October war er bei dem etwa 50,000 bis 60,000 Mann ſtarken, wenig oder gar nicht disciplinirten Heere Bello's; mit dieſem ging er nach Sackatu zurück. Lander, welcher mit den für den Scheich von Bornu beſtimten Geſchenken in Kano war, wurde eben dahin gerufen; der Sultan bemächtigte ſich der letzteren, vorgebend, daß Waffen und Munition in den Ballen ſeyen. Erſt ſpäter ward Bello wieder freundſchaftlicher, als die Armee von Bornu geſchlagen war. Aber Clappertons Geſundheit wurde immer ſchlechter; am 12. März 1827 endet ſein Tagebuch und nun begint das von ſeinem Diener Richard Lander. Er hielt ſeinen Herrn für vergiftet; aber dieſer verſicherte ihn, daß er ſich bei einer Jagd mit Schweis bedeckt auf den feuchten Boden niedergeworfen und daß ſeine Krankheit davon herrühre. Er quälte ſich 20 Tage lang und befand ſich jeden Morgen übler als am Abend vorher. Sein Schlummer war ſehr unruhig. Er hatte ſchreckliche Träume und ſein Mund murmelte Verwünſchungen über die Treuloſigkeit der Araber. Sein ſonſt ſo ſtarker Körper war ein Skelett geworden. Lander las ſeinem Herrn täglich einige Stellen aus der Bibel und den 98. Pſalm vor, die er mit groſſer Andacht anhörte. Am 13. April 1826 bald nach Tagesanbruch ſtarb Clapperton. Lander ließ Bello davon benachrichtigen, und der Sultan ertheilte ihm die Erlaubniß, ſeinen Herrn mit den in England gebräuchlichen Ceremonien zu begraben, was auch zu Jungari, einem kleinen auf dem Abhange eines Hügels erbauten Dorfe, beinahe zwei Stunden ſüdöſtlich von Sackatu geſchah.

Am 4. Mai reiſte Lander von Sackatu ab. Er ſchloß ſich einer Karawane von etwa 4000 Perſonen der verſchiedenſten Stände an, und ging mit dieſen nach Kaſchna. Am 15. Mai erreichte er Damoy, eine kleine geſchloſſene Stadt im Lande der Huſſanen. Er wollte ſodann nach Funda am Niger und dieſen bis Benin hinabſchiffen. In Dunrora, einer Stadt von 40,000 Einw., die nur noch 12 oder 13 Stunden von Funda entfernt iſt, wurde er von vier bewaffneten Männern angehalten und nach Zeg-Zeg gebracht; der Fürſt entließ ihn einige Zeit ſpäter und nun ging er durch dieſelben Gegenden, welche er ein Jahr früher mit ſeinem Herrn beſucht hatte, nach Badagry, wo ihn mehre portugiſiſche Sclavenhändler dem Könige als einen engländiſchen Spion bezeichneten. Nur durch Liſt rettete er ſich vor dem Tode. Einige Tage nachher ließ ihn der König mit Geſchenken abreiſen. Der Capitain Morris war mit der Brigg Maria von Whidah angekommen, um ihn nach Cape Coaſt zu bringen. Er ſchiffte ſich dort nach England ein, wo er am 30. April 1828 anlangte **). (*L. F. Kümtz.*)

CLARINO pflegt man die Reihe der höheren und höchſten Töne der Trompete zu nennen, und Clarinoſtimme die höchſte oder Prim-Trompetenſtimme, ſo wie Clarinobläſer denjenigen, welcher ſolche erſte Stimme ſpielt, und von dem man eben darum auch ein feineres, delicateres Spiel fodert. Vergl. d. Art. Trompete. Daß aus dem Namen Clarino der Name Clarinett abgeleitet worden iſt, haben wir bereits im Art. Clarinett erwähnt. (*Gfr. Weber.*)

CLARONE oder clarinetto dolce nennen die Italiener jede tiefere Art von Clarinett, namentlich das ſogenante Baß-Clarinett oder Baſſetthorn (ſ. d. Art.). (*Gfr. Weber.*)

CLAUDIANUS, Claudius, der lateiniſche Dichter. Nur dürftige Nachrichten ſind über ſein Leben vorhanden. Er war nach Suidas und Sidonius Apollinaris (9, 13.) aus Alexandrien gebürtig, womit die Bezeichnung „des vaterländiſchen Nils" in den Gedichten 43, 8. 39, 56. und der Vaterſtadt 39, 20. übereinſtimt. Dies hat zuerſt Nic. Antonius Bibl. vet. Hispan. 3, 5. nachgewieſen, nachdem Petrarcha, Politianus, Landinus und andere ihn zu einem Florentiner durch den Irrthum machten, in welchem ſie den Freund des Dichters, Florentinus, dem das Gedicht vom Raub der Proſerpina gewidmet iſt, mit dem Namen des Vaterlandes verwechſelten. S. Francisc. Bivarius ad Dextri Chronicon p. 415. Andere ließen ihn aus Spanien ſtammen. S. Antonius a. a. O. Was die Herkunft, die Eltern und die Erziehung des Claudianus anlangt, liegt alles im Dunkel. Caspar Barth (zu Claudian. p. 105.) und Clavier wollten den Vater in jenem

**) Über Clappertons erſte Reiſe werde ich das Nähere unter Denham mittheilen. Die Hauptquelle iſt für dieſelbe: Narrative of Travels and Discoveries in Northern and Central Africa in the years 1822, 23 and 24. By Major Denham, Captain Clapperton and the late Doctor Oudney, extending accross the great desert to the tenth degree of northern latitude. 4. London 1826, mit vielen Kupfern und Charten. Für die zweite Reiſe konte ich nur den Aufſatz: „Clappertons zweite Reiſe im Innern Afrika's" in v. Maltens Bibliothek der neueſten Weltkunde Thl. IV. S. 102—117. und Thl. V. S. 70—94 benutzen.

Philoſophen Claudianus erkennen, deſſen Eunapius im Leben des Maximus S. 67. erwähnt. Vergeblich forſchte man auch nach den übrigen Lebensverhältniſſen, ſo daß die Gründe nicht ausreichen, mit welchen man die Echtheit des 39. Gedichts läugnete, wenn auch die Überſchrift untergeſchoben ſeyn möchte. Nach demſelben aber hatte Claudianus ſchon in früheren Jahren einen amtlichen, wahrſcheinlich militäriſchen Beruf übernommen; was jedoch keineswegs nach v. 55 auf Alexandrien bezogen zu werden braucht. Vergl. König in Prolegom. V. 14., deſſen Gründe das Gegentheil nicht erweiſen. Die Werke des Dichters ſprechen eine frühe, vielumfaſſende Bildung, wie ſie in den Schulen der alexandriniſchen Grammatiker gewonnen wurde, aus und bezeugen ein nicht geringes Talent. In Rom finden wir ihn im Jahr 395, in welchem er das Lobgedicht auf Probinus und Olybrius vorlas. Überhaupt ſcheint er ein Pflegling angeſehener Gönner geweſen zu ſeyn, und dies Verhältniß ihn nach Rom geführt zu haben. Vielleicht war es auch der Grund für die Einbürgerung in römiſches Leben und Sprache. Des Stilicho gedenkt er nicht in den früheſten Gedichten. Eben ſo wenig beſagen ſie überhaupt einen ununterbrochenen Antheil an den Statsgeſchäften. Vor dem Conſulat des Stilicho, alſo vor dem Jahr 400 war er fünf Jahr von Rom abweſend nach 23, 23; ob aber, wie Einige annahmen, zu Mailand in der Cohorte des Stilicho, läßt ſich nicht mit Gewißheit behaupten. Nähere Dienſtverhältniſſe knüpften ihn an dieſen Statsmann (16, 5.), welcher ſtets ſein Gönner blieb, dagegen auch überall den Dichter zu dem prunkendſten Lobe und ſchmeichleriſcher Huldigung bereit fand. So vernimt man in allen Gedichten die Lobpreiſung des Stilicho und wird unſicher über die unter der ſchmückenden Färbung verborgenen hiſtoriſchen Thatſachen. Nur mit großer Vorſicht kann Claudianus von dem Geſchichtsforſcher benutzt werden. Andere Freunde unter den Großen des Reichs waren für den Dichter Probinus, Olybrius, Mallius Theodorus, Gennadius. Vgl, 41. 42. 43. Der Gemahlin des Stilicho, Serena, dankt er c. 40 für die Vermittelung einer ſtattlichen Heirath, wahrſcheinlich in Alexandrien. Iſt die von Pomponius Lätus aufgefundene und noch von Nic. Heinſius in dem Palaſt Farneſe zu Rom geſehene Inſchrift echt, ſo wurde ihm auf Antrag des Senats durch Arcadius und Honorius auf dem Forum eine eherne Bildſäule errichtet. Die Inſchrift findet ſich bei Gruter. 391, 6., bei Orelli T. I. p. 259. Apostolo Zeno in Dissertazione Vossiane T. II. und Tiraboschi in Storia della lett. Ital. T. II. p. 649. zogen die Glaubwürdigkeit des Pomponius Lätus, als habe derſelbe die Inſchrift fertigen laſſen, in Zweifel. Der Statue gedenkt der Dichter 25, 7. In der Inſchrift wird er Tribunus et Notarius genant. Ob er dem chriſtlichen Glauben, ſey es aus Überzeugung, oder um den Gönnern zu gefallen, ſich angeſchloſſen habe, wollten Einige aus einzelnen Stellen der Werke beweiſen, doch ſpricht das Gegentheil ein beſtimtes Urtheil von Auguſtinus (de Civit. dei 5, 26.) und Oroſius (7, 35.) aus. Die Anrufung alter Götter kann freilich zu keinem Beweis dienen, doch würde das Chriſtliche gewiß entſchiedener hervortreten, wenn das Herz einen entſchiedenen Antheil genommen hätte. Die griechiſchen Gedichte chriſtlichen Inhalts ſind unecht, wenn auch eingeräumt werde (nach 42, 13.), daß Claudianus zuerſt in griechiſcher Sprache zu dichten verſucht habe.

Das friſche Leben der Poeſie hatte abgeblüht, und Gelehrſamkeit der Schulen ſollte die freie Ausbildung des Genies erſetzen; aber vergraben wurde unter der aufgeſchichteten todten Maſſe von allerlei Lehren auch das beſſere Talent. Und als ein glückliches Talent müſſen wir Claudianus anerkennen und hochachten, wie er in jener der Barbarei nahen Zeit unter dem Kampfe des Alten und Neuen, und bei dem Verderbniß der Gemüther ſich aufrecht erhielt. Die Schulen der Grammatiker und Rhetoren hatten ihn zu einem großen Umfange von Kentniſſen auf dem Gebiete der Philoſophie, Geſchichte, Geographie, Mathematik und Naturwiſſenſchaft gebracht. Eine rege Einbildungskraft trieb ihn an, nach der Weiſe ſeiner Zeit, dieſen aufgeſammelten Stoff poetiſch zu verarbeiten. Da aber verſchränkte ihn die ſtrenge Regel der Schule, und wie ſehr er auch in allen Zweigen der Wiſſenſchaft bewandert war, gelangte er doch nie zu einer Belebung der Gegenſtände ſeines Denkens, noch zu einer freien Lebensanſicht, noch zu origineller Schöpferkraft der Erfindung. Auf der einen Seite hinderte ihn die Allem zum Grunde gelegte, rhetoriſche Ausbildung, welche der Poeſie das Hauptelement verlieh; auf der andern Seite lähmte das Hofleben und die moraliſche Verbildung der Zeit die emporſtrebende beſſere Kraft und hielt den Geſchmack in Verderbniß. So war auch ihm zur Aufgabe geworden, die gelehrten Kentniſſe in Verſen niederzulegen, die ſeiner Feder auch ſo ſchnell entfloſſen, daß er in einem Jahre mehr als drei Tauſend ſchrieb. Das Hiſtoriſche und Mythologiſche wurde zum Aufputz verwendet; ob bei der Darſtellung der Gegenwart mit zureichendem Erfolg oder im Widerſpruch der Zeitverhältniſſe, danach wurde nicht gefragt. Alles diente zur poetiſchen Floskel. Die Wahrheit gebrach in allem Verhältniſſe; das Hofleben war ein trügeriſches Scheinleben geworden, und ſelbſt der chriſtliche Glaube griff ſo wenig tief in die Gemüther ſeiner Bekenner ein, daß Claudianus unter ihnen mit der alten fabelhaften Religion ausreichte. Die Selenſtimmung war in jener Zeit phantaſtiſch und unklar; an die Stelle der alten hohen Einfalt war ein Spiel bunter und ſchwellender Gefühle getreten; dies ſpiegelt ſich in den Gedichten ab, die meiſtens Gelegenheitsgedichte waren und eben nur für den Tag galten, nach kurzer Zeit und der Veränderung der äußeren Verhältniſſe nicht mehr geleſen wurden. Fremdes und Altes wurde von dem Dichter dem Neuen untergelegt, weil es die ältere Literatur darbot. Daher klingt es lächerlich, wenn Claudianus vom römiſchen Freiheitsſinn und von Römertugend ſingt. Die Begeiſterung war ihm nur eine künſtliche; die Zwecke der Dichtkunſt lagen nicht in freier Erhebung zu einem Ideale, ſondern in der gedungenen Pflicht der Schmeichelei. Was die alexandriniſchen Dichter und Virgilius und Statius darboten, wurde von ihm in ſorgſamer Nachahmung benutzt. Doch iſt hiebei die Stärke und Lebendigkeit der wiederholenden und umgeſtaltenden Einbildungskraft bewundrungswürdig, und man kann unter dieſen Bedingun-

Digitized by Google

gen und im Hinblick auf Belebung und Coloritung des Einzelnen vieles neu und kräftig, und ſelbſt ſchön nennen, das Maleriſche ſowol als auch eine Menge ſentimentaler Bilder (z. B. die blumenleſende Minerva, die Beſchreibung der ſchönen Götterkinder Sol und Luna, der von Thränen beſiegte Pluto) bilden einen Gegenſatz des Alterthums, ohne für den Beſitz eines innern Reichthums des Gemüths zu zeugen.

Wie die Dichter jener Zeit pflegten, arbeitete Claudianus faſt in allen Gattungen, und galt bei der Mitwelt als der vorzüglichſte. Dennoch umfaßt das Gebiet, auf welchem ſeine erfindende Kraft ausreichte, nur den kleinen Umfang von Situationsgemälden und die Betrachtung über einen von außen gegebenen Stoff. Im Größeren mit Glück zu arbeiten, gebrach ihm geniale Kraft; einzig nur der rhetoriſch-prunkenden Darſtellung hingegeben, haſchte er nach Gemeinplätzen und nach Einzelnen, was eine ſolche künſtliche Ausſtellung und geſuchte Färbung zuließ, ohne daß er ſelbſt auf Anordnung Fleis verwendete. Die größte Zahl machen Gelegenheitsgedichte aus, in denen zur Erhöhung der Gegenſtände eine Summe von Zierrathen und allerlei Prunk ſelbſt mit Kühnheit verwendet wurde, ohne daß das Herz Antheil nahm. Claudianus ſpielte durchaus die Rolle eines Hofpoeten. Aus den Lobreden, die in jener Zeit eine Übung der Rednerſchulen und der öffentlichen Schmeichelei geworden waren, hatte man Lobgedichte geſchaffen, die ſich von den proſaiſchen Declamationswerken nur durch die äußere Form der Diction und Verſification unterſchieden und gleichem Zwecke dienten. Die ganze Behandlung und Anordnung blieb eine rhetoriſche; es gebrach Natur und Wahrheit. Claudianus ſchrieb ſolche panegyriſche Gedichte bei dem Conſulat des Probinus und Olybrius (im J. 395.), bei dem dritten, vierten und ſechſten Conſulat des Honorius (im J. 393, 398, 404.); bei dem Conſulat des Flavius Mallius Theodorus (399) und dem des Stilicho. Hiezu das Gedicht zum Lobe der Serena. In allen mangelt innere Einheit; denn es reihen ſich die Begebenheiten aus dem oft unbedeutenden Leben der Geprieſenen nur durch die Bindung der Zeitfolge an einander, und als Centralpunkt erſcheint für alle Zufälligkeiten die eine von Glanz umgebene Perſönlichkeit. Seine Begeiſterung dringt nirgends durch. Alle Kunſt iſt auf Schilderung der Thatſachen und auf Ausſchmückung derſelben verwendet; dieſe aber iſt bis zum Unnatürlichen erhöhet, und von einer ſich ſelbſt überbietenden Schmeichelei bis zum Widerlichen geſteigert. Man vergleiche die Lobpreiſung des neunjährigen Honorius 7, 85., die Vergleichung der Helden des Tages mit den Göttern und Heroen der Vorzeit; z. B. 1, 115. 21, 97. Die kleinlichſten Dinge bieten Stoff dem Lobe dar und finden ihre volle Bezeichnung. Daher kann die Darſtellung nicht ohne künſtliche Vergrößerung und geſuchten Schmuck beſtehen, und verliert ſich ins Schwülſtige und Gezierte. Dennoch iſt die Gewandheit, mit welcher der Dichter das Einzelne auffaßt und benutzt, dem Gedanken eine ſpecielle Beziehung zu geben weiß, und mit der Sprache in Aufbietung des erfoderlichen Schmucks nachzukommen ſuchte, nicht gering, ſondern ſogar ausgezeichnet und Beweis einer lebendigen Einbildungskraft und eines für Beſſeres wol bildſamen Talents der Darſtellung. Wie in den Lobgedichten, ſo zeigt ſich Claudianus in den Schmähgedichten gegen Rufinus und Eutropius, in denen, wie dort zum Lobe, alles im Leben der Gehaßten aufgeſucht und aufgereiht wird, was die Perſönlichkeit in Schatten ſtelle; ſo gebricht es auch hier nicht an Übertreibung und Unwahrheit; die Farben aber ſind oft grell und widrig die Zeichnung. Als Satyren, in denen der Abſtand gegen ein Ideales ſichtbar werde, können ſie nicht betrachtet werden. Die Gedichte vom gildoniſchen Kriege und vom getiſchen Kriege ſind nicht epiſche, ſondern declamatoriſch-beſchreibende. Sie erzählen den hiſtoriſchen Verfolg mit Unterlage von mythiſchen Fictionen, um dabei in langen Reden die an Thaten armen Heerführer declamiren zu laſſen. An Handlung iſt wenig gedacht; eine Einheit fehlt gänzlich. Glücklicher zeigt ſich der Dichter in den beiden Hochzeitgedichten bei der Hochzeit des Honorius und des Palladius. Die Erfindung kann nicht eben geiſtreich heißen, doch führt ſie Scenen herbei, in deren Schilderung die innere Seelenwelt berührt und reinmenſchliche Gefühle zur Ausſprache gebracht werden. Manches iſt ſelbſt anmuthig und zart. Unter den kleineren, durch den Namen Fescennina verbundenen Gedichten möchte das erſte und vierte zu dem beſten, was der Dichter ſchrieb, gezählt werden können. Sie zeigen, in welchem Umfang ſeine Kraft ausreichte. So auch die Gedichte, welche als Vorreden den größern vorausgeſtellt ſind, namentlich das 9te, das 32ſte und das 6te Gedicht. Wie in ihnen einzelne Schilderungen durch Wahrheit und richtige Zeichnung und durch gemäßigte Ausſchmückung gefallen, ſo enthalten auch die mit dem Namen Eidyllia bezeichneten Gedichte manches gar Schätzbare und Erfreuliche, wo der Dichter, ohne eine Genialität und höhere Begeiſterung zu affectiren, ſich auf Gemälde und Schilderung des Beſonderen beſchränkt. Da komt er Statius gleich. Die Einbildungskraft, ohne Neues zu ſchaffen, bringt dann ihm das Geſchaute und Erlebte mit friſcher Belebung und anmuthigen Farben zur Darſtellung, die zum Theil genau und klar, durch das Gemäßigte und durch den Antheil des Gefühls ergötzt, wenn freilich auch hier, da und dort der Abweg zum Rhetoriſchen nicht fehlt. Eine rein epiſche Darſtellung ſollte in dem Raube der Proſerpina gegeben ſeyn. Der fernen mythiſchen Welt das Intereſſe der Zeit zuzuwenden, war freilich eine ſchwierige Aufgabe, und der Weg, den Claudianus einſchlug, mußte ſchon deshalb von dem weit abweichen, auf welchem die alten Epiker vorausgegangen waren. Die Frage, ob die Fabel vom Raube der Proſerpina ſich zur epiſchen Darſtellung eigene, welche Walch in einer beſonderen Abhandlung verneinte, König in den Prolegom. p. 46 bejahete, hat auf die Behandlungsart des Claudianus geringe Beziehung. Ihm war ein Stoff geeignet, bei welchem er Raum für ausführliche Beſchreibungen und pathetiſche Reden gewann, und dieſe bot ihm die dreifache Scene der Unterwelt, der Erde und des Götterhimmels reichlich dar. Er nimt in der Einleitung einen

Digitized by Google

hochfahrenden Anlauf, und beginnt mit dem wenig motivirten Zorne des nach einer Gemahlin verlangenden Pluto, der dann, ohne von dem Beſchluſſe des Jupiter zu ſeinem Vortheil zu wiſſen, auf den Ort zuſteuert, wohin Proſerpina durch Minerva und Diana gebracht worden war. Daß Jupiter ſeinen eigenen Weg gehend, und Pluto aus eigener Selbſtbeſtimmung ſich Proſerpina raubt, gewint nur in dem Endpunkte des Erfolgs eine Bindung; das Ganze der Expoſition entbehrt des inneren Zuſammenhangs und der eingreifenden Motivirung. Dagegen boten ſich in den Scenen der Unterwelt, der ſiciliſchen Landſchaft und anderwärts reicher Stoff zu Schilderungen dar, den auch Claudianus nach ſeiner Weiſe benutzt, und Einzelnes vortrefflich in lebendiger, maleriſcher Zeichnung behandelt hat. Die Darſtellung ermangelt der klaren Objectivität. Die Charaktere der Handelnden treten aus dem Allgemeinen wenig hervor und entbehren der würdevollen Energie; ſelbſt der eingeführten Götterwelt iſt wenig Erhabenheit und Größe zugetheilt; die Handlung ſelbſt lebt mehr in declamatoriſchen Reden, als in der Thätigkeit großartiger Kräfte. An eigentlichen Kampf iſt nicht zu denken. Die Handelnden erſcheinen leidenſchaftlich, nur um der Darſtellung willen. So liegt der Werth des Gedichts, beim Mangel einer geiſtvollen, erhabenen Erfindung und richtiger Compoſition, nur in der Zeichnung einzelner Situationen und in der Gewandtheit des bezeichnenden Ausdrucks. Unter den Epiſteln, die nicht mit horazianiſchen zu vergleichen ſind, kann, abgeſehen von der üppigen Diction, Manches wol Billigung gewinnen; unter den Epigrammen findet ſich Witziges und Intereſſantes mit Froſtigem und Gewöhnlichem verbunden. Fünf Epigramme in griechiſcher Sprache haben geringen Werth. Die Gigantomachia, welche in einem Bruchſtücke Arſenius auffand, und in Apophthegmat. p. 137 herausgab, rührt ſicher von einem ſpäteren Überſetzer her. Von dem griechiſchen Originale exiſtirt ein Fragment.

In allen dieſen Gedichten wird eine Fertigkeit kund, die in raſcher Eile eine Menge Verſe, wo die Gelegenheit ſich darbot, hinwarf, ohne daß der Erfindung eines Ganzen Zeit und Mühe zugewendet wurde. So war das Hauptgeſchäft des Dichters Ausſchmückung und Schilderung, wobei Worte das Wichtigſte galten. Die Schönheit iſt daher meiſt eine getrübte, nicht reine. Nicht auf Rührung, ſondern auf ſtarke Erſchütterung arbeitete der Dichter hin, und häufte deshalb alle aufzubringenden Mittel der Diction in Figuren und Tropen. Wenig beachtet wurde das Geſetz für Ebenmaß und Harmonie in Vertheilung des Lichts und Schatten. So fehlt durchaus dichteriſche Correctheit, und ſelbſt die Perioden der Worte haben nur oratoriſche Geſtaltung. Bei der Anhäufung, die bis zur Schwulſt wird, erfreut nur die unerſchöpfliche Mannigfaltigkeit des Einzelnen, der Reichthum der Bilder, in denen manches auch wol neu und kunſtreich heißen kann. Auch in der Versbildung, die oft charakteriſtiſch und maleriſch iſt und eine große Gewandtheit verräth, blickt das Abſichtliche durch. So hat Überkünſtelung und das Streben nach erſchütterndem Effect ein vortreffliches Talent verderben laſſen, und Claudianus war ein für ſeine Zeit ausgezeichneter Dichter, ohne ein guter zu ſeyn.

Wie die Werke des Dichters, die als Gelegenheitsgedichte urſprünglich nur einzeln erſcheinen konten, zu der noch vorhandenen Samlung verbunden worden, bleibt, da nirgends Spuren einer ſorgſameren Überarbeitung ſichtbar werden, und nichts den Antheil des Verfaſſers verräth, ganz unbeſtimbar; wahrſcheinlich wurde die Zuſammenſtellung ſpäter, vielleicht nach des Dichters Tode, von fremder Hand gemacht, wobei es dann nicht an Gelegenheit zu Interpolationen gebrach. Unter dem Titel der Epigramme wurden dabei ſo gehaltloſe und mehre chriſtlichen Inhalts aufgenommen, wie ſie Claudianus nie geſchrieben. Die Gedichte 98 — 101 ſind erſt neuerdings in Ausgaben angereihet worden. Die Handſchriften enthalten meiſtens nicht alle größere Gedichte, daher auch die älteſte Ausgabe durch Barnabas Celſanus, Vicent. 1482 (eine frühere ſoll Venet. 1470 erſchienen ſeyn) nur die kleineren in ſich faßt. Die erſte kritiſche Ausgabe veranſtaltete Thaddäus Ugoletus, Parma 1493. Eine veränderte Geſtalt gewann der Text durch Joh. Camers (Viennae Austriae 1510), dem viele folgten, als Theodor Pulmann eine neue Recenſion, Antwerp. 1571. 16., mit den Anmerkungen von Delrius gab. Einzelne Verbeſſerungen brachte Steph. Clavier (Paris 1602) bei. Der erſte Commentar erſchien durch Caspar Barth (Hanov. 1612. 8.), doch vervollſtändigt bis zur Weitſchweifigkeit (Frankf. 1650. 4.), mit Beigabe vieles Heterogenen, nur beſtimt, gelehrte Adverſarien auszuſchütten. Nic. Heinſius war der erſte geiſtvolle Bearbeiter, der theils einen reichen Apparat von Handſchriften benutzte, theils mit Geſchmack und Sprachkentniß die Kritik handhabte. (Lugd. Bat. 1650. 12. Amstelod. 1665.) Joh. Matth. Gesner fügte dem von Heinſius conſtituirten Texte einen Commentar bei (Lips. 1759. 8.), welcher ſowol Erklärung des Sachlichen, als auch äſthetiſche Beurtheilung des dichteriſchen Ausdrucks und der Eigenthümlichkeit des Claudianus enthält, und in Abhandlungen des Dichters Leben und Charakter behandelt. Die vollſtändigſte Ausgabe iſt von Pet. Burmann, die ſein Neffe gleichen Namens (Amstelod. 1760. 4.) vollendete. Sie enthält den reichſten kritiſchen Apparat und die Anmerkungen der früheren Herausgeber, und bezeugt Burmanns volle Gelehrſamkeit und unſichern Geſchmack. Die neueſte Ausgabe von Georg Ludw. König, mit einem Sachen und Worte erläuternden Commentar, iſt nicht vollendet worden; nur der erſte Band erſchien Götting. 1808. 8. Die Prolegomena enthalten in ihrer ermüdenden Weitläufigkeit manches gute Urtheil; der Commentar iſt auf Unkundige berechnet, und häuft die Parallelſtellen unnöthig; doch gibt er auch ſchätzbare Bemerkungen, ſelbſt in kritiſcher Rückſicht. Den Raub der Proſerpina commentirte Janus Parrhaſius, Mediol. 1500. und 1505. Das vierte Conſulat des Honorius Joh. Caſp. Kühn, Argentor. 1707. 4. Überſetzungen ſind gegeben worden engländiſch: von Digges, Lond. 1628.; von den Schmähgedichten gegen Rufinus durch Will. King, Lond. 1730., und durch Hughes, Lond. 1741.; vom Raub der Proſ. durch denſelben 1715.; italieniſch: vom Raub der Proſ. durch Sanuto (1553). Bevilaqua (Palerm. 1586), Cinuzzi (Venet. 1608. 1714), Barbo (Padov. v. J.); von den Werken durch Beregani

Digitized by Google

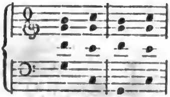
(Venez. 1716.); franzöſiſch von de la Tour (Par. 1798), vom Raub der Proſ. durch Merian (Berl. 1767.); teutſch: Gedichte wider den Rufinus von Myriander (Riedermayer), Nürnb. 1756. 8.; das Conſulat des Probinus u. a. von Duſch, in Briefen zur Bildung des Geſchmacks, 3. u. 4. Bd.; der Raub der Proſ. von Walch in ſeinen Comment. von Ch. H. Schütze, Hamb. 1784.; von Meſſerſchmid im teutſchen Merkur 1806. 2. St.; das Epithalamium auf die Vermählung des Palladius, in Wiedeburgs Magazin, 2. St. 1791. Mehre Gedichte von K. S. Kretſchmann in d. literar. Briefwechſel. 1. Th. Zittau 1797. Das Gedicht wider den Rufin von D. F. Ratſchky, Wien 1801. Erläuterungsſchriften: Bernh. Ge. Walchii Commentat. de Cl. carmine de raptu Pros. Gotting. 1771. Vie et merites de Claudian in Memoires de l'academie de Berlin. T. 20. p. 437. (*Hand.*)

CLAUSEL hieß in der Kunſtſprache der ältern Tonlehrer ungefähr ſo viel wie Schluß, Tonſchluß, oder Cadenz (ſ. d. Art.). Man bezeichnete verſchiedene Arten von Clauſeln durch verſchiedene Beinamen: Clausula principalis oder primaria nante man das, was wir ganzen Tonſchluß in der Haupttonart nennen, und zwar finalis diejenige, mit welcher ein Tonſtück ſchließt, — clausula affinalis, eine Cadenz nicht in der Haupt-, ſondern in einer ihr verwandten Tonart, — peregrina, die in einer entfernteren, clausula dominans, oder auch secundaria, die in die Tonart der Dominante; clausula tertiaria, die in die Tonart der Terz; — clausula dissecta, die ſogenante unterbrochene oder Trug-Cadenz.

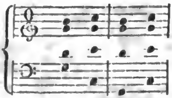
So wie in dem bisher erwähnten Sinne das Wort Clauſel überall eine Harmonienfolge bedeutet, ſo brauchte man eben dieſes Kunſtwort auch zur Bezeichnung dieſer oder jener Art, dieſe oder jene Stimme in einem gewiſſen Falle fortſchreiten zu laſſen, und ſprach in dieſem Sinne von Diſcantclauſel, Altclauſel, Tenor- und Baßclauſel; dies nämlich in folgender Hinſicht.

Es iſt bekant, daß die eigentliche natürliche Cadenz (die Harmonienfolge V⁷, I, oder V⁷, 1, ſ. den Art. Cadenz) alsdann am befriedigendſten erſcheint, wenn dabei die Baßſtimme ſich vom Grundtone der erſten Harmonie zum Grundtone der zweiten, oder mit andern Worten, vom Tone der fünften Stufe oder Dominante zu dem der erſten oder Tonica hin bewegt; oder mit andern Worten: wenn beide Harmonien in unverwechſelter Lage erſcheinen, alſo z. B. bei der Cadenz G⁷, C alsdann, wenn dabei der Baß ſich vom Tone G zum Tone C hinbewegt, alſo den Melodienſchritt (Quarten- oder Quintenſchritt) C-G vollbringt.

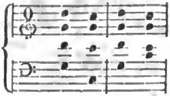
α)



β)



γ)



Aus dieſem Grunde haben die Tonlehrer dieſen Schritt des Baſſes von der Dominante zur Tonica gleichſam als die Normalfortſchreitung der Baßſtimme bei Tonſchlüſſen (Clauſeln, wie ſie es nanten) betrachtet, und ihm den eigenen Namen Baß-Clauſel gegeben.

Da ferner der Tonſchluß alsdann am befriedigendſten iſt, wenn beim letzten Accorde die toniſche Note in der Oberſtimme erklingt, ſich alſo, wie in den obigen Beiſpielen α und β von der ſiebenten Stufe (dem Unterhalbentone) zur Tonica, oder wie bei γ von der zweiten Stufe zu dieſer bewegt, ſo pflegten die alten Tonlehrer dieſe Bewegungsart der Ober- oder Diſcantſtimme bei dem Tonſchluſſe die Diſcantbewegung, den Diſcantſchluß, Diſcantclauſel, zu nennen.

Ferner nahm man an, der Altſtimme ſey es am angemeſſenſten, bei einem ſolchen Tonſchluſſe auf der Dominantnote liegen zu bleiben, wie es bei α und β geſchieht; — das nante man denn die Altclauſel; — Tenorclauſel aber die, entweder vom Tone der vierten, oder der zweiten Stufe, zur Terz der Tonica, wie bei α und γ, oder bei β.

Man ſieht wol, daß die ganze Nomenclatur von ſehr geringem Intereſſe iſt, weshalb ſie denn auch heutzutage ganz außer Gebrauch gekommen iſt. (*Gfr. Weber.*)

CLAVÄOLINE, Äoline, Äolodicon, iſt der Name eines derjenigen Taſteninſtrumente, welche man in neueren Zeiten erfunden hat, um dem Mangel an Taſteninſtrumenten mit willkürlich forthaltendem Tone zu genügen. Die Art der Klangerzeugung beſteht im Weſentlichen darin, daß dünne Streifen oder Zungen, von Stahl oder ſonſtigem Metalle, an einem Ende befeſtigt, am andern aber frei ſchwingend, mittelſt eines darauf gerichteten Luftſtromes, in Erzitterung verſetzt werden, und dadurch den ihrer Beſchaffenheit entſprechenden Ton angeben. Die weſentlichſten Stücke des Inſtrumentes ſind daher folgende: 1) für jeden Ton der Claviatur eine Zunge, deren Länge, Dicke, Steifheit ꝛc. dem verlangt werdenden Tone entſpricht; — 2) ein gewöhnlicher Orgelbalg der Art, wie man ſie für Zimmerorgeln zu bauen pflegt, alſo mit einem Schöpfbalge verſehen (vergl. den Art. Balg.) — 3) Ein Windbehältniß, in welchem ſich

Digitized by Google

für jede einzelne Zunge eine ſchmale Öffnung befindet, durch welche, wenn ſie durch den Druck der Taſte geöffnet wird, der Wind ausſtrömen und die Zunge (ſ. den Art. Blatt) zum Tönen anregen kann. Das Inſtrument iſt alſo, wie man ſieht, einem Zungenregiſter (oder ſogenanten Schnarr- oder Rohrwerke) ohne Pfeifen zu vergleichen; übrigens von ſehr ſchönem Tone und guter Anſprache *). (*Gfr. Weber.*)

CLAVECIN VIELLE. Ungefähr 1717 ſoll, nach Prof. Fétis in ſeiner revue musicale, année II.; Nr. 25. v. 17. Juli 1828, ein Pariſer Claviermacher unter dieſem Namen zuerſt ein Clavierinſtrument, mit haltendem Tone, erfunden haben, deſſen Saiten durch die Reibung eines Rades, wie bei der gewöhnlichen Leier, zur Anſprache gebracht wurden. (*Gfr. Weber.*)

Clavicylinder ſ. Chladni.

CLAVIER, der Gattungsname mehrer Taſteninſtrumente (beſonders des Flügels mit Kielen, des Spinets, Clavicytheriums u. ſ. w., und des Pantalons mit Hämmern, aus dem unſere jetzigen Pianoforte's verſchiedener Art hervorgegangen ſind) iſt im engern Sinne der Name eines Inſtruments, bei dem der Anſchlag der Saiten durch kleine Stückchen Meſſingblech, die in den Claven befeſtigt ſind, bewirkt wird. Zu der Eigenthümlichkeit ſeines angenehmen, aber ſchwachen und etwas heiſern Tons tragen ſchmale Tuchſtreifen ſehr viel bei, womit die Saiten (die tiefern gewöhnlich von Meſſing, die höhern von Stahl) zwiſchen den Stiften, an welchen ſie angehängt ſind, und zwiſchen dem Orte, wo ſie von den Tangenten berührt werden, durchflochten ſind. Dies Inſtrument, ſonſt Clavichord genant, ſoll von Guido von Arezzo erfunden ſeyn, der auf dieſe Erfindung durch das Monochord geleitet wurde. Wie roh aber, mangelhaft und beſchränkt es in ſeiner erſten Geſtalt geweſen ſeyn möge, ſieht man aus der Conſtruction der Claviere ſehr viel ſpäterer Zeit. Sie hatten z. B. ums Jahr 1600 nur den Umfang groß C bis zweigeſtrichen f, und waren von denen, welche gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts gebaut wurden, ſo ſehr in jeder Hinſicht verſchieden, wie die Pantalons mit Hämmern ums Jahr 1720 von den Flügel-Pianoforte's der neueſten Zeit. Ein gutes Clavier, bundfrei, d. h. mit beſondern Saiten für jeden Ton (bei gebundenen berühren zwei neben einander befindliche Tangenten gemeinſchaftliche Saiten) im Umfange von 5 Octaven, Contra F bis dreigeſtrichen f, drei- oder doch zweichörig — und ſonſt ſorgfältig in Anſehung des gehörigen Falles der Taſten, ſo wie der gleichen Stärke des Tons in Höhe und Tiefe u. ſ. w. gearbeitet, — hat vor dem Pianoforte darin einen Vorzug, daß auf ihm die höchſte Deutlichkeit und Nettigkeit des Spiels leichter zu erreichen iſt, und weit mehr Ausdruck in feinern Nüancen durch ein gewiſſes in der Gewalt des Spielers liegendes Fortklingen des Tons, durch Bebungen u. ſ. w. in den Vortrag gelegt werden kann. Dagegen ſteht es dem Pianoforte an Schönheit, Metall und Fülle des Tons ſo außerordentlich nach, daß es von dieſem faſt ganz verdrängt worden iſt. — Über den Bau des Claviers, mehre Veränderungen und Verbeſſerungen an demſelben, z. B. Pantalonzug, Lautenzug, Cöleſtinzug — Clavichord mit Pedal, Transpoſitionsclavier u. a. m. findet man ausführliche Nachrichten in M. Jacob Adlung muſikal. Gelahrtheit, Erfurt 1758. 8., und in deſſelben Musica mechanica organoedi, herausgeg. von Albrecht, Berlin 1768. 4. — Von den vielen Anweiſungen zum Clavierſpiel ſind auch noch jetzt für den Pianofortespieler manche lehrreich, ganz beſonders „C. Ph. E. Bachs Verſuch über die wahre Art das Clavier zu ſpielen", und „D. G. Türcks Clavierſchule, oder Anweiſung zum Clavierſpielen für Lehrer und Lernende." — Das Wort Clavier wird bei Orgeln häufig ſtatt Claviatur gebraucht, indem man Orgeln von ein, zwei und drei Clavieren unterſcheidet. (*A. F. Häser.*)

*) Vergl. Chladni's Beiträge zur praktiſchen Akuſtik. 1821. S. 6.

CLAVIERAUSZUG, (franzöſiſch Partition réduite pour le Piano, oder auch kurz Partition réduite, im Gegenſatze der vollſtändigen Partitur, grande partition), nent man die Bearbeitung eines vollſtimmigen Tonwerkes für das Clavier, und zwar vorzüglich das Arrangement der Orcheſterpartie eines Geſangſtückes, z. B. einer Oper, eines Oratorium u. dergl. für das Pianoforte, um daſſelbe mit ſolcher Clavierbegleitung, ſtatt mit Orcheſterbegleitung, aufführen zu können.

Nicht allein wegen des allgemeinen Intereſſe, mit welchem Clavierauszüge im Publikum, zumal in Teutſchland, aufgenommen zu werden pflegen, ſondern auch wegen ihrer wirklichen Nützlichkeit und ihres vielſeitig wirkſamen Eingreifens ſowol in das theoretiſch als auch ins praktiſch muſikaliſche Leben, ſcheint das Inſtitut der Clavierauszüge auch hier eine ſorgfältige und etwas ausführlichere Beachtung zu verdienen.

Es beſteht die erwähnte Nützlichkeit vornehmlich in der in jeder Hinſicht leichteren Zugänglichkeit und Brauchbarkeit, und insbeſondere in der leichteren Ausführbarkeit ſelbſt in beſchränkten häuslichen Kreiſen, wodurch nicht nur der Genuß, und vorzüglich mehrfältiger Nachgenuß, erleichtert und allgemeiner verbreitet, ſondern auch die Auffaſſung des Originalwerkes ſelbſt durch Vorgenuß des Auszuges vorbereitet, geſichert und erleichtert werden kann, übrigens ſelbſt für diejenigen, welche nie zum Anhören des Originals gelangen, und welchen ſelbſt (phyſiſch oder intellectuell) der Genuß verſagt iſt, es durch Leſen der Partitur aufzufaſſen oder zu ſtudiren, wenigſtens gleichſam durch einen Kupferſtich oder Schattenriß, ein ungefährer Begriff vom Originale gewährt wird, was Alles nicht anders als höchſt wohlthätig dahin wirken kann, Sinn, Geſchmack und Intereſſe für dramatiſche Tonkunſt zu wecken, zu nähren und aufzufriſchen, und überhaupt den Kunſtſinn nach allen Richtungen auszubilden und zu verbreiten. Als nicht unerheblich komt nebenbei noch mit in Erwägung, daß ſehr viele Bühnen, bei der Aufführung von Opern, den Clavierauszug auch als ſehr bequemes Souffleurbuch gebrauchen — ſo wie die Correpetitoren ſowol als die Sänger zu bequemſter Einlernung der Parte, und daß übrigens Clavierauszüge zuweilen ſogar bei vollſtimmigen Aufführungen die Stelle der vollen Partitur vertreten. Ja, es haben bereits bedeutende Ton-

Digitized by Google

ſetzer und Verleger angefangen, größere Vocal- und Inſtrumentalwerke in geſtochenen Auflegeſtimmen *ohne Partitur*, und ſtatt derſelben mit einem zur *Direktion dienenden Clavierauszuge*, herauszugeben.

Aus dieſen verſchiedenartigen eigenthümlichen Zwekken eines Clavierauszuges ergeben ſich von ſelbſt die Foderungen, welche man, ſowol an den Bearbeiter, als an den Verleger eines Clavierauszuges zu machen berechtigt iſt, und welchen zu genügen beide ſich beſtreben müſſen.

Fürs erſte ergibt ſich nämlich aus der bereits ausgeſprochenen Grundanſicht, daß, da der Clavierauszug nichts Anderes iſt, als ein *Surrogat* der vollſtändigen Partitur, ſo wie die Aufführung deſſelben am Pianoforte Surrogat der vollſtändigen Aufführung mit allen Stimmen iſt, ergibt ſich, ſag' ich, von ſelber die Aufgabe, daß ſolches Surrogat dem Vorbilde, wovon es eine compendiöſere Nachbildung iſt, möglichſt nahe zu kommen ſtreben muß; und aus dieſem Geſichtspunkte erſcheint denn, als erſtes Erfoderniß, die Aufgabe *möglichſter Vollſtändigkeit*, und zwar *in jeder Bedeutung dieſes Wortes*.

Wir verſtehen nämlich darunter *fürs Erſte*: daß der Auszug *das ganze Werk*, und nicht, wie zuweilen wol geſchicht, blos eine willkürliche ſogenante Auswahl von Favoritſtücken enthalte, welche letztere verkrüppelte Art, ein großes Werk in Cabinetſtückchen zerlegt zu liefern, eigentlich immer eine ſchnöde, ſehr tadelnswerthe Entweihung und Verſtümmelung, ein Zerſetzen und Zernichten des Zuſammenhanges und des Ineinandergreifens des Ganzen iſt, eine Herabwürdigung der, als harmoniſche Glieder eines Ganzen geſchaffenen Theile zu abgeriſſenen Exempeln zum Handgebrauche, und wenigſtens nicht viel beſſer, als wenn ein Zeichner einzelne Naſen, Augen, Ohren, Hände, Geſichter u. dgl. aus Raphaels Abendmahl zu Vorlegeblättern für Zeichnungsſchüler nachzeichnen und unter dem Titel eines Auszuges aus dem Hauptgemälde — oder einer auszugweiſen oder gedrängten Nachbildung deſſelben, verkaufen wollte — oder ein Buchhändler eine Samlung einzelner Verſe aus der Iliade, als Exempel zum Skandiren, unter dem Titel einer compendiöſeren Iliade — oder wie das ſchmähliche Unternehmen jenes Sudlers, welcher aus Jean Pauls Schriften eine Quantität einzelner Phraſen in ein Heft zuſammen abcopirte, und es unter dem Titel: *Jean Pauls Geiſt* (!) drucken ließ.

Ja, wir gehen in unſern Foderungen in Anſehung der Ganzheit des Werkes ſogar noch einen Schritt weiter. Unſeres Bedünkens müßte nämlich ein Clavierauszug, um allen vorhin aufgezählten Bedürfniſſen, Anfoderungen und Zwecken vollſtändig zu entſprechen, zugleich *das vollſtändige Textbuch* enthalten. Wir ſetzen nämlich voraus, daß ein *rechter* Leſer einen Opernauszug keineswegs als (wie man zu ſagen pflegt) *bloße Muſik*, nämlich nicht als Tongebilde ohne Beziehung auf die dramatiſche Situation, durchgeht, ſondern um *das dramatiſche Tonwerk als ſolches* anzuſchauen, zu empfinden und zu genieſſen, und daß auch rechte Sänger eine dramatiſche Muſik, wenn auch ohne dramatiſchen Apparat und ohne theatraliſche Action, doch mit dramatiſchem Sinne, und alſo im Sinne der dramatiſchen Situation, ſingen wollen. Um dieſes, um das Verſtändniß der Situation und des ganzen Zuſammenhanges derſelben möglich zu machen, iſt aber der Mitabdruck des vollſtändigen Textes erfoderlich, wenigſtens für alle diejenigen, welchen der Gang des Stückes nicht ſchon von früher her bekant und geläufig, ſondern die Oper vielleicht gar noch ganz neu iſt.

Wir meinen dieſes auch keineswegs allein vom *blos geſprochenen Texte*, (der ſogenanten Proſa,) bei Opern mit geſprochenem Dialog, (welcher bereits von jeher in den geſtochenen franzöſiſchen Opernpartituren mit abgedruckt iſt). Daß *dieſer*, der nicht geſungene Text, im Clavierauszuge mit abgedruckt werden ſollte, — oder *wenigſtens* eine ſummariſche Anzeige ſeines Inhalts und des Fortſchreitens der Handlung von einem Tonſtücke zum anderen, das wäre noch *das Allerwenigſte*; ſondern es ſollte, vor jedem Geſangſtücke, ſowol dieſer, als auch der ganz durchcomponirten, ſogenanten großen Oper, der Text deſſelben noch beſonders abgedruckt ſeyn, um leichter und kürzer im Zuſammenhange erfaßt und überſchaut werden zu können, als dies durch vollſtändige Durchleſung des, zwiſchen den oft zahlreichen Notenzeilen des Geſangſtückes zerſtreuten, oft durch zahlreiche Wiederholungen u. dgl. auseinandergereckten Textes, zumal in ſogenanten Enſembleſtücken, möglich iſt.

Übrigens wünſchten wir, daß auch in den Muſikſtücken ſelbſt das während ihres Verlaufes *auf der Bühne Vorfallende mit angemerkt* werde, wie man dies zwar in manchen Clavierauszügen auch ganz verſtändig befolgt, in manchen anderen aber auch, unverſtändig genug, vernachläſſigt findet. Man denke ſich z. B. das erſte Finale in Mozarts *Figaro*, in einen Clavierauszug gebracht, in welchem von all dem verſchiedenartigen Thun und Treiben, von welchem dies intriguenvolle Finale durchwebt und belebt iſt, nichts angemerkt, und nur gerade die geſungen werdenden Worte unter die Notenzeilen geſchrieben wären — man denke ſich einen Leſer, welchem die Oper noch nicht bekant, und deſſen Abſicht wäre, aus ſolchem Clavierauszuge ſich damit bekant zu machen: was würde er aus ſolchem unerklärten Gewirre wunderlichen Hin- und Herredens, Zuflüſterns ꝛc. zu entnehmen vermögen? was dabei denken? was empfinden? —

Die Ausführung alles deſſen, was wir *bis hieher*, als Erfoderniſſe oder Wünſche in Betreff der Einrichtung der Clavierauszüge, und zwar in Anſehung der nöthigen Verſtändlichkeit der Handlung, und ſomit auch der Muſik, in Anregung gebracht, *unterliegt* inſofern *keiner Schwierigkeit*, daß man nur *wollen* darf, um dieſen Erfoderniſſen zu entſprechen. Die geringe Vermehrung des Aufwandes möchte bei jedem Clavierauszuge, bei ſonſt zweckmäßiger Ökonomie der Einrichtung, vielleicht kaum mehr als etliche Blattſeiten betragen, und kaum einige Preiserhöhung nöthig machen, welche ſich übrigens ſicherlich jeder mit Vergnügen gefallen ließe, dem bei der ſceniſchen Muſik etwas daran liegt, ihren

Sinn verſtehen zu können. — Nebenbei erinnern wir nur noch, daß ein alſo ausgeſtatteter Clavierauszug insbeſondere auch zum Gebrauche als Souffleurbuch die höchſte Vollkommenheit erreichen würde, und daher auch zu dieſem Behufe wol gar manches Exemplar mehr abgeſetzt werden dürfte.

Eine keineswegs leichte Aufgabe für den Verfertiger eines Clavierauszuges iſt es hingegen, die Clavierbegleitung ſo einzurichten, daß ſie, als Surrogat der vollen Orcheſterbegleitung, dieſem *ihrem Vorbilde möglichſt nahe komme*. Hier gilt es nicht allein, ſoviel möglich, jede Figur der Inſtrumentation treu in der Clavierſtimme wiederzugeben, oder wenigſtens möglichſt anzudeuten, ſondern da, wo ſo vollſtändige Nachbildung auf dem Taſteninſtrumente nicht ausführbar, oder doch allzu ſchwierig ſeyn würde, gerade dasjenige aus der Inſtrumentalbegleitung auszuwählen und wiederzugeben, was eben am effectuirendſten, gerade hier charakteriſtiſch und daher am wenigſten entbehrlich iſt. Es iſt wol keine Frage, daß ſolcher Beurtheilung und zweckmäßigen Auswahl nur derjenige gewachſen iſt, welcher nicht allein den Effect der Inſtrumentation, ſondern auch den Sinn und Charakter derſelben und ihr Verhältniß zur ausdrückenden Empfindung ganz verſteht; und aus dieſem Geſichtspunkte betrachtet iſt es denn freilich empörend, zu ſehen, daß unſere Muſikverleger ſo häufig, nur darauf bedacht, kaufluſtigen Dilettanten wieder einmal einen neuen Pack Noten zum Ableiern aufs Pianoforte zu liefern, die Fertigung von Clavierauszügen bedeutender Werke gemeinen, meiſt anonymen Lohnſudlern anvertrauen, welche, ſtatt einer bedeutſamen, den Geiſt möglichſt concentrirt abſpiegelnden Bearbeitung, nur eben etwas hinklecksſen, was ihrem Unverſtande gut und bequem dünkt, und auf dieſe Weiſe Meiſterwerke großer Tondichter aufs unverantwortlichſte verſudeln und entſtellen.

Man möchte daher beinahe behaupten, daß ein vollkommen zweckmäßiger Clavierauszug faſt nur von dem Componiſten des Hauptwerkes ſelbſt mit Zuverläſſigkeit erwartet werden könne. Indeſſen droht von dieſer Seite wieder eine andere Klippe, indem, wie mehre Beiſpiele zeigen, der Tonſetzer, bei der Fertigung eines Auszuges ſeiner eigenen Compoſition, nicht leicht der Verſuchung widerſteht, ſeine ganze Inſtrumentation ſo vollſtändig wie möglich, und ſomit in den meiſten Fällen bei Weitem zu viel und mehr in die Clavierbegleitung zu drängen, als ein Clavierſpieler gewöhnlich zu leiſten oder doch gut und effectuirend zu leiſten vermag: und dieſer Fehlgriff ſcheint uns ſo erheblich, daß man faſt wünſchen ſollte, die Tonſetzer möchten ſich der Fertigung ſolcher Auszüge ihrer eigenen Compoſitionen doch lieber gar enthalten, weil ſie, durch ſolches Zuviel des Guten, am Ende die Leichtigkeit der Ausführung, allerwenigſtens die Sicherheit *guter* Ausführung, und dadurch einen der Hauptzwecke einer Clavierbearbeitung, den Genuß des Werkes im Privatkreiſe, erſchweren und oft unmöglich machen.

Freilich iſt dieſe Rückſicht allemal ſubjectiv, indem ſie von der individuellen, größeren oder geringeren Kunſtfertigkeit des Clavierſpielers abhängt, und inſofern müßte es eigentlich ſo viele Abſtufungen von ſchwerern und leichtern Clavierauszügen geben, als es Abſtufungen von mehr oder minder geſchickten Clavierbegleitern gibt: was freilich nicht ausführbar iſt. Allein auch hier gibt es Auskunftsmittel, und eines der wirkſamſten beſteht darin, daß man dem ſchwächern Spieler durch kleinere Nötchen auszeichnet, was er, fällt es ihm etwa zu ſchwer, am füglichſten auslaſſen und dadurch ſich den Vortrag des Nothwendigeren erleichtern und ſichern kann: eine Einrichtung, die wir mit Vergnügen ſchon bei einigen Clavierauszügen bemerkt haben.

Endlich möchten wir auch noch ſehr empfehlen, dem Clavierauszuge, ſoviel wie möglich, an betreffenden Stellen beizuſchreiben, *welches Orcheſter-Inſtrument* eben dieſe oder jene Stelle, dieſe oder jene Figur, etwa als solo hervortretendes Inſtrument, oder aber als in Maſſe wirkend, in der urſprünglichen Inſtrumentation vorzutragen hat. Solche Andeutung, welche leicht durch das Beiſchreiben weniger Worte, z. B. „Flauti“, „Oboi“, Timp.“, „Vni.“ u. dergl. geſchehen kann, ſollte um ſo weniger unterbleiben, da es einleuchtend iſt, wie erheblich es nicht allein für die Art des Vortrages dem Pianofortespieler ſeyn muß, zu wiſſen, ob z. B. eine bedeutſame Baßnote von den Baß-Inſtrumenten entweder col arco, oder etwa pizzicato, — con, oder senza sordini, ob von der klangreichen Baßpoſaune, oder etwa von der trocken markirenden Pauke solo, oder von der geſamten Maſſe aller Baß-Inſtrument angegeben werde u. dgl. — ſondern wie intereſſant und wichtig ſolche Anzeige vorzüglich auch demjenigen iſt, welcher den Auszug als Surrogat einer vollen Partitur zum Studium gebrauchen, oder ihn dazu benutzen will, ſich eine Vorſtellung von dem vollſtändig Werke daraus zu bilden; — nicht zu gedenken, daß der Auszug erſt durch ſolche Einrichtung möglichſt brauchbar wird, um nothfalls ſelbſt dem Dirigenten der vollſtändigen Aufführung als Surrogat der Partitur zu dienen.

Weiter müßten wir auch noch wünſchen, daß da, wo in der Partitur noch ſogenante trockene, d. h. blos mit *Ziffernbaß* verſehene Stellen, Recitative u. dgl. vorkommen, die Generalbaßbegleitung im Clavierauszuge allemal fein *in Noten ausgeſetzt* werden möge, um auch denjenigen zugänglich zu werden, welche nicht das Glück gehabt, den Schulſtaub der Generalbaßbezifferung zu genießen.

Nach den bis hieher ausgeſprochenen, die gewiſſermaßen *innere und weſentliche Einrichtung* eines Clavierauszuges betreffenden Wünſchen, berühren wir nur flüchtig noch einige ſich eigentlich von ſelbſt verſtehende, welche man das *Äußere* deſſelben nennen könte. Es gehören hieher, nebſt einem correcten und möglichſt deutlich ins Auge fallenden, das Leſen mehrer Perſonen aus einem und demſelben Exemplar erleichternden *Text- und Notenſtich*, vorzüglich auch die Vermeidung allzu ängſtlicher *Sparſamkeit an Noten-*

zeilen. Wer hat es nicht ſchon mit Verdruß erfahren, wie unangenehm es iſt, die Singparte zweier, ja oft noch mehrer Perſonen auf eine und dieſelbe Notenzeile zuſammengedrängt zu finden. — Noch unangenehmer und verdrüßlicher iſt es, wenn gar am Texte geſpart, derſelbe nicht unter jede Singpart geſtochen, ſondern dem Sänger zugemuthet wird, aus der für ihn beſtimten Notenzeile die Noten, den Text aber aus einer andern, wol gar ziemlich entfernten Zeile zu leſen. Es iſt klar, daß ein ſo höchſt nachläſſig ausgeſtatteter Clavierauszug zu einer einigermaßen befriedigenden Ausführung nie dienen kann.

Nachdem wir in den vorſtehenden Betrachtungen gleichſam ein Ideal eines möglichſt zweckmäßigen Clavierauszuges aufgeſtellt, hegen wir zwar den lebhafteſten Wunſch, daß unſere Erinnerungen von Einfluß auf künftig erſcheinende Bearbeitungen dieſer Art ſeyn, und ſo zur fruchtreicheren Bewirthſchaftung und Veredlung dieſes für die Kunſtcultur ſo wichtigen Feldes hinleiten mögen; wir wollen uns aber darum nicht mit den täuſchenden Hoffnungen ſo erwünſchten Erfolges ſchmeicheln, denn — wir wiſſen nur zu gut, wie Verleger und ihre Handlanger nun einmal zu ſeyn, und wie ſie ein nun einmal in ein gemeinübliches Geleiſe eingefahrenes Geſchäft unwandelbar fürder zu betreiben pflegen. Indeſſen können wir uns nicht erwehren, uns wenigſtens in Gedanken gleichſam an der bloßen Idee der Möglichkeit zu weiden, daß es uns jemals ſo wohl werden könte, ſo oft wir einen Clavierauszug ergreifen, jedesmal den rechten Geiſt und weſentlichen Inhalt eines großen Tonwerkes möglichſt vollſtändig *in nuce* in der Hand zu halten, — ſo oft uns der Auszug einer uns noch unbekanten neuen Oper zu Handen komt, denſelben als ein in ſich ſelbſt verſtändliches, zuſammenhängendes Ganzes durchgehen und durchempfinden zu können! — (*Gfr. Weber.*)

CLOCIA oder Glocke wird eine Kleidung der Großkreuz-Ritter der Johanniter oder Malteſer genant. Sie iſt ein ſchwarzer Rock mit großen Ärmeln, vorn offen. An der linken Seite, in der Gegend der Bruſt iſt an einem großen Bande von der Schulter herab das Ordenskreuz befeſtigt. Dieſes Gewand tragen ſie, wenn ſie in die Kirche gehen. Der Degen an der Seite fehlt nicht. Wenn ſie ſich dagegen in den Rath begeben, tragen ſie einen ähnlichen Rock mit dem großen Kreuz an der Bruſt; er iſt aber vorn zu, auch dürfen ſie dann keinen Degen führen. Siehe Helyot im 3. Bande. (*G. W. Fink.*)

CLUPEA ENCRASICHOLUS (vgl. Thl. XVIII. S. 101) Sardelle (Sardine), iſt jene kleine, ſelten 6 Zoll lange und 1 Zoll breite Häringsart, die ihren Namen von der Inſel Sardinien haben ſoll, an deren Meeresküſte ſie noch jetzt häufig und in vorzüglicher Güte gefangen wird. Eigentlich findet man ſie im ganzen mittelländiſchen und atlantiſchen Meere, aber nicht an einer Küſte ſo gut, als an der andern, was auch mit von deren verſchiedener Behandlung herrühren mag. Seltener komt ſie in der Oſtſee, als in der Nordſee vor. Ihr Kopf iſt goldfarbig, und die obere Kinnlade länger, als die untere; der geſtreckte Körper iſt mit kleinen, leicht abfallenden Schuppen beſetzt, und ſieht auf dem Rücken gelbgrünlich, an den Seiten aber, wie am Bauche, weiß aus.

Die Sardelle lebt faſt immer in der Tiefe des Meers, und ſtreicht nicht an allen Küſten zu gleicher Zeit, wonach ſich auch die verſchiedene Zeit ihres Fanges richtet. An den franzöſiſchen Küſten dauert dieſer vom December bis zum März, dagegen an den italiſchen und ſpaniſchen vom Mai bis zum Juli. Die Vermehrung derſelben iſt, wie beim Häringe, überaus groß, und es ſollen auf einem Zuge wol 40 Tonnen voll, jede zu 6—10,000 Stück gerechnet, gefangen werden. Der Fang geſchieht meiſt bei Lichte, durch welches man ſie, wie viele andere Fiſche, anlockt.

Die Behandlung der gefangenen Sardellen ſcheint verſchieden zu ſeyn. An den italiſchen Küſten ſchneidet man ihnen ſogleich die Köpfe ab, nimt die Eingeweide heraus, und pöckelt ſie mit Seeſalz in Tönnchen ein. Auch genießt man ſie friſch, oder räuchert ſie (Bücklingsſardellen). Hier und da werden ſie vor dem Einſalzen gepreßt, um Thran daraus zu gewinnen für die Gärbereien ꝛc. Dieſes Preſſen ſoll ſie nicht verſchlechtern, ſondern vielmehr verbeſſern und zugleich dazu beitragen, daß ſie vortheilhafter in die Tönnchen ſich ſchichten laſſen.

Man nimt an, daß ſie, gut eingelegt, ſich über zwei Jahre gut erhalten. Sie müſſen in den Tönnchen dicht geſchichtet, wie gepreßt, liegen, außen weiß und innen röthlich ausſehen, fett genug und von feſtem Fleiſche, durchaus ganz und unzerſtückelt ſeyn, wie die franzöſiſchen und portugiſiſchen Anchovetten, die ſich beſonders durch ihre Größe auszeichnen. Für die allervorzüglichſten hält man die um Livorno und Genua gefangenen, kleinen, zarten Sardellen. — Schlechter ſind die zerſtückten, oder zu kleinen, zähen, zu alten, verlegenen, die gelben von thranigem Geruch und Geſchmack, wie die ſicilianiſchen und toskaniſchen; geringer auch die nicht gehörig eingeſalzenen, und deshalb unhaltbaren engländiſchen, und die zu kümmerlichen ſpaniſchen, giftig ſogar die in Bänken von Kupferfelſen gefangenen Sardellen, in deren erwärmter Lake ein blanker Stahl ſich überkupfert.

Zum Verſpeiſen werden die Sardellen zunächſt in Waſſer abgeſpült, die größern in zwei Hälften geſpalten, und roh mit verſchiedener Zuthat bei uns auf Butterbrod genoſſen; ſie dienen vorzüglich bei Verſchleimung der Bruſt, des Magens und der Därme, führen manchmal gelinde ab, und ſchärfen den Appetit. Auch geben ſie eine pikante und geſunde Würze zu Saucen, Salaten, zu Rindfleiſch, Kartoffelbrei ꝛc. Sardellen, in Provenceröl eingelegt, galten längſt, bei den ſüdlichen Europäern für eine Delicateſſe, und ſind jetzt auch bei uns als Zukoſt eingeführt, nur muß das Öl dazu fein und möglichſt friſch ſeyn. — (*Th. Schreger.*)

Clytia vergl. Campanularia.

COAGUAYANA, der einzige Partido der mexikan. Prov. Michuacan, welcher an den ſtillen Ocean grenzt, aber wegen des ungeſunden Clima's, nur eine geringe Bevölkerung von 1350 Einw. hat, welche jetzt unbe-

Digitized by Google

deutenden Handel mit Baumwolle und Salz treiben. Vor der Revolution beſaß der Flecken Coalcaman bedeutende Eiſenhämmer und eine Stahlfabrik. — Der gleichnamige Hauptort (18° 27′ 30″ B. 4° 2′ L.) mit 584 Einw., in deſſen Nähe eine Salzquelle, hieß früher Moſtines del Oro. (Vergl. Neue geogr. ſtat. Ephemerid. 28. Bd. 1829. S. 244). (*Leonhardi.*)

COBRA de Chiametla, (Reptilia), Name einer unbeſtimten Chileſiſchen Schlangenart, nach dem Gebirge ſo benant, vielleicht Coluber Chiametla *Shaw.* — Cobra de Capello, portugiſiſcher Name der Brillenſchlange (Coluber Naja L.). (*D. Thon.*)

COCHENILLE iſt der getrocknete Körper der weiblichen Cochenille-Schildlaus, welche in Mexiko auf einigen Fackeldiſtelarten (Cactus coccinillifer, C. opuntia, C. tuna und C. peresixia) lebt. S. Coccus.

Die Erziehung und das Einſammeln geſchieht in Mexico in eigenen Plantagen von der Cochenillefackeldiſtel (cactus coccinillifer), welche die Spanier Nopal nennen, und außerdem auch unter dem Namen Nopal opuntia, indianiſche Feige, bekant iſt, die man den andern Cactusarten vorzieht, weil ſie ohne Stacheln und Dornen iſt, und die wollige Oberfläche den Thierchen mehr Schutz gegen Regen, Wind und Feuchtigkeit gibt. Achtzehn Monate, nachdem eine ſolche Pflanzung angelegt iſt, bringt man die Cochenilleſchildläuſe, die man im Larvenzuſtande bei Eintrit des Winters von den Pflanzen abgenommen, in Neſtern von Heu in den Häuſern aufbewahrt und mit Fackeldiſtelblättern genährt hat, auf die Pflanzen, oder man ſchneidet, wie in andern Gegenden, die Zweige, auf denen die Schildläuſe ſitzen, ab, und bringt ſie in Kammern, wo ſie friſch bleiben, und die jungen Thierchen auswachſen, bis ſie nach der Regenzeit wieder auf im Freien ſtehende Pflanzen gebracht werden. Bei dem Ausſetzen in die Pflanzung vertheilt man ſie ſo regelmäßig, als möglich, damit ſie ſich durch zu große Nähe nicht ſchaden, indem man immer 12 bis 15 Stück der weiblichen Thiere in etwas Coccuswolle ſteckt und dieſe auf den Stengeln befeſtigt. Man überläßt ſie ſich jetzt ohne Pflege ſelbſt. Noch vor zwei Monaten begint die Begattung, nach welcher die Männchen ſterben, die Weibchen aber geſammelt werden. Nach 3 bis 4 Monaten ſind dann die Jungen wieder groß geworden, und es begint die zweite Ernte, bei der ebenfalls die ausgewachſenen Weibchen geſammelt werden. Vor Eintrit des Winters findet dann die dritte ſtatt, und nun nimt man Alles ab, und hebt blos die Jungen auf, welche man zur neuen Zucht für künftiges Frühjahr beſtimt. Nach andern Angaben ſammelt man hingegen die Weibchen kurz vorher, ehe ſie Eier legen, ſowol um den Verluſt der Eier zu verhüten, die reich an rothem Pigmente ſind, als um zu verhindern, daß Junge aus der Pflanze auskommen, da dieſe einige Monate nöthig hat, um ſich von der durch die Schildläuſe erlittenen Ausſaugung zu erholen. Bei dem Einſammeln hält man ein keſſelartiges Gefäß mit einem ſcharfen Rand an die Pflanze (oder ein Tuch), macht die Cochenille mittelſt eines Meſſers, mit dem man von unten hinauffährt, oder mittelſt eines Pinſels los, und reinigt zugleich die Pflanze mit dem Meſſer und einem Tuch. Die eingeſammelten Thierchen tödtet man ſogleich, indem man ſie in heißes Waſſer taucht oder heißem Dampf ausſetzt und trocknet. Das Trocknen geſchieht a) an der Sonne; ſie werden dadurch braunroth und von den Spaniern Regenerida genant; oder b) im Ofen, wodurch ſie eine ins Graue fallende Farbe mit Purpuradern erhalten; die Spanier nennen dieſe Jaspeada; oder c) auf den Platten oder Pfannen, wo Maiskuchen gebacken werden; hier verkohlen ſie oft ganz und werden von den Spaniern Stegra genant. Durch das Trocknen ſchrumpfen die Thierchen ſehr zuſammen und verlieren ⅔ ihres Gewichts. Nach dem Trocknen werden ſie geſiebt und die kleineren Thiere und Abgänge beſonders unter dem Namen Granillo in den Handel gebracht.

Nach zuverläſſigen Überlieferungen ſoll ein Morgen Landes 200 Pfund Cochenille liefern, zu deren Pflege ein Mann hinreichend iſt. 70,000 weibliche Inſecten geben ein Pfund Cochenille, wenn man daher die Einfuhr nach Europa gegen 800,000 Pfund annimt, ſo können jährlich gegen 56,000 Millionen dieſer Thierchen nach Europa gebracht werden.

Man unterſcheidet zwei Arten von Cochenille, die beſſere oder zahme (Grana fina, Mestica oder Mesteque) und die geringere oder wilde (Grana sylvestra oder Capesiana). Erſtere iſt beiläufig zweimal ſo groß als letztere, vermuthlich weil ihre Geſtalt durch günſtige Einwirkung der menſchlichen Pflege und durch eine reichlichere und zuträglichere Nahrung vervollkommnet wurde. Die wilde Cochenille, welche ohne Pflege im natürlichen Zuſtande lebt, iſt mit weißen, feinen, flaumartigen Fäſerchen bedeckt, um ſich gegen Kälte, Regen ꝛc. zu vertheidigen. Sie vermehrt ſich nach Raynal leichter und geſchwinder, weil ſie kein ſo zartes Leben als die zahme hat. Man kann ſie ſechsmal in einem Jahre ſammeln, während die zahme nur drei Ernten gibt. Dagegen gewährt die zahme den Vortheil, daß ſich auf einer Staude, dem Gewicht nach, ein Drittheil mehr von ihr ernähren können, als von der wilden, welche letztere ein Drittheil weniger Pigment enthält. In Mexico hält man die beiden Arten in einer Entfernung von 100 Ruthen von einander abgeſondert, damit nicht die Männchen der wilden Art die Weibchen der zahmen Gattung ſchwängern und ſo eine Ausartung bewirken. Durch Pflege, wenn ſie in den Nopalpflanzungen kultivirt wird, ſoll die wilde Cochenille mit der Zeit faſt eben ſo groß, als die zahme werden, und den größten Theil des wolligen Überzugs verlieren.

Als die Spanier zuerſt im Jahre 1518 nach Mexico kamen, fanden ſie die Cochenille von den Eingebornen jenes Landes zum Bemalen ihrer Wohnhäuſer, Putzgeräthe u. ſ. w. und zum Färben ihrer Baumwolle angewendet. Von der Schönheit dieſer Farbe entzückt, erſtatteten ſie dem ſpaniſchen Miniſterium Bericht darüber, welches wie Hararan uns berichtet, im Jahr 1523 dem Kortez Befehl ertheilte, Maßregeln zur Vervielfältigung dieſes höchſt ſchätzenswerthen Erzeugniſſes zu treffen. Europa bezieht bis jetzt noch die Cochenille aus Mexico und Peru, obgleich die im wilden Zuſtande auf verſchiedenen Fackeldiſtelarten auch im wärmeren Amerika und in Weſtindien

Digitized by Google

lebt. Die beſte ſoll in der Gegend von Guaxaca gewonnen werden. Außer dieſer, nach Don Antonio Ulloa, die größte Menge noch in Tlascala, Chulua, Neuva, Galliſcia und Chiapa in Mexico, und zu Hambatio, Loja und Tucuman in Peru erzeugt werden.

Thierry de Menonville verpflanzte ſie im Jahr 1777 nach St. Domingo, welche aber nach ſeinem Tode einige Jahre ſpäter und aus Mangel an Unterſtützung von Seiten der Regirung ohne Erfolg geblieben. Von den Engländern wurde der Verſuch 1789 bei Madras in Oſtindien gemacht, wo man indeſſen blos eine Art Nopal und zwar nicht den cactus coccinillifer, und erſt weit ſpäter Cochenilleſchildläuſe erhielt. Anderſon glaubte in Oſtindien ſelbſt eine Art Cochenille entdeckt zu haben, es zeigte ſich aber, daß es ein anderes dem Kermes ähnliches Inſect war, das, wie Bancroft zeigte, nur chocoladenbraun färbt. Die Fackeldiſtel komt übrigens auch in Südeuropa gut fort und in Spanien, dem ſüdlichen Frankreich und der Inſel Malta hat man in der neueren Zeit gelungene Verſuche mit der Zucht der Cochenille gemacht, welche alle zu den ſchönſten Erwartungen berechtigen [1]).

Im europäiſchen Handel unterſcheidet man ſilbergraue und ſchwarze, geſiebte und ungeſiebte Cochenille, ſo wie Cochenilleſtaub. Die ſilbergraue wurde ſonſt mehr geſchätzt; da aber die wilde dieſe Farbe zum Theil hat, und die zahme oft durch Kreide oder Talg dieſe Farbe erhält, ſo ſteht ſie jetzt nach ihrer Güte theils höher, theils niedriger als die ſchwarze.

Eine gute feine Cochenille muß äußerlich glänzend, ſchwarz, weißlich oder ſilbergrau, jaspis oder aſchfarb ausſehen, kleine Querrunzeln haben, ferner auch nicht zu leicht, ganz trocken, rein geſiebt und aus dicken, platten Körpern beſtehen, gekaut den Speichel ſchnell und ſchön purpurroth färben, etwas bitterlich adſtringirend ſchmecken, auch einen kaum merklichen dumpfigen Geſchmack haben. Die käufliche ſpaniſche war ſtets unverfälſchter, als die engländiſche. Verfälſcht wird die echte zahme mexicaniſche Cochenille zuweilen im Handel angetroffen: a) mit der wilden Cochenille; b) mit bräunlicher Cochenille; c) mit Negra oder Negrilla; d) mit habartirter Cochenille; e) mit marinirter Cochenille; f) mit polniſcher oder teutſcher Cochenille; g) mit Sand oder mit dem Abfall von der geſiebten feinen Cochenille, mit Moos, Opuntiablättern, Stielen u. ſ. w. Das allergefährlichſte Verfälſchungsmittel iſt die Sylveſtreſubſtanz, eine Miſchung aus Thon, Fernambukholzabſud und Tragant, die man in England in cochenilleähnliche Körner formt. In Frankreich gibt man der ſchwarzen durch Schütteln mit feingemahlenem Talg das Anſehn der ſilbergrauen, nachdem man ſie vorher 36 bis 38 Stunden in einen Keller zum Anziehen der Feuchtigkeit gelegt hat, und ſiebt dann den überflüſſigen Talg weg. In Marſeille macht man graue Cochenille ſchwarz. Dieſes ſoll vermittelſt Eſſigdampf geſchehen. Alle dieſe Verfälſchungen laſſen ſich leicht erkennen oder ausmitteln. Gute Cochenille erhält ſich an einem trocknen Ort Jahrhunderte lang, ohne zu verderben. Hellot ſagt, daß er mit 130jähriger Cochenille eben ſo gut, als mit friſcher gefärbt habe.

Zur Prüfung des Gehalts an Pigment bedient man ſich am beſten des Chlors. Berthollet bereitete drei verſchiedene Decocte, nämlich aus der Cochenille von St. Domingo, aus der Waldcochenille und der Meſtek, filtrirte die Decocte und brachte jeden in ein cylindriſches Glas, welches in Grade abgetheilt war. Nun brachte er von einer und derſelben liquiden Chlorine ſo viel hinzu, bis alle drei eine gelbe Schattirung angenommen hatten. Die Quantität des verbrauchten Chlors, welches die Verhältniſſe des Pigments anzeigte, gab ihm folgende Scala an die Hand: 8 Theile auf die Cochenille von St. Domingo, 11 Theile auf die Waldcochenille, wie ſie im Handel vorkomt, 18 Theile auf die Meſtekcochenille. Hieraus erkent man, daß die Cochenille von St. Domingo die ärmſte von allen dreien an Pigment iſt, was aber die Farbe ſelbſt anbelangt, ſo gibt die Cochenille von St. Domingo nach Berthollets Verſuchen der Meſtekcochenille an Schönheit nichts nach.

Raynal gibt zu ſeiner Zeit die jährliche Einfuhr der Cochenille in Europa auf 4000 Centner feine, 300 Ctnr. wilde, 200 Ctnr. Granilla und 100 Ctnr. Staub an, zuſammen 9 Millionen Livres im Kaufpreis werth. Nach Fiſcher beträgt die Ausfuhr nach Spanien 10,220 Aroben feine, 926 Aroben ſchlechte und 168 Aroben Cochenillepulver; erſtere 804,903, die zweite 42,971, letztere 672 Piaſter an Werth. Nach v. Humboldt wurden 1736 für mehr als 15 Millionen Franken Cochenille nach Europa geſandt. Später nahm die Einfuhr zu und ſtieg in den drei Jahren 1788, 89 und 90 bis auf 2,200,000 Pfd., was im Durchſchnit auf das Jahr 733,333 Pfund macht. Bancroft nimt den jährlichen Verbrauch Europa's auf 600,000 Pfd. an und rechnet für England 240,000 Pfd. In England war nach offiziellen Angaben der Werth der Ein- und Ausfuhr von Cochenille (Irland ausgenommen) in Pfund Sterling:

Einfuhr	1820	59,485.	Ausfuhr	—
ſ	1821	129,551.	ſ	64,161.
ſ	1822	95,968.	ſ	54,956.
ſ	1823	105,627.	ſ	66,787.

Frankreich conſumirte vor der Revolution für eine Million Franken Cochenille. In den 7 Jahren, welche mit 1802 anfingen, betrug die mittlere Einfuhr jährlich 1½ Million Franken, in den 4 Jahren von 1809 an nur 20[illegible],000

1) Im vorigen Jahre (1828) ließ der König der Niederlande den Nopal und die Cochenille nach Java verpflanzen. Er erfuhr nämlich, daß man in Andaluſien die Fackeldiſtel und die Cochenille acclimatiſirt hatte, wo das Clima zur Anzucht beider äußerſt günſtig iſt. Der König ſandte einen Holländer nach Cadix und unterhielt ihn daſelbſt 2 Jahre lang. Dieſer unterrichtete Mann wußte nach und nach im Garten der Geſellſchaft Zutrit zu gewinnen, und die Cultur dieſer Pflanze und Thiere zu lernen. Zu Cadix ahnte man nicht das Geringſte von den wohlbemeſſenen Schritten des reiſenden Holländers, deſſen Äußeres eben ſo national phlegmatiſch war, als er mit ſchlauer Thätigkeit ſeine Sendung zu erfüllen wußte. Er verſchaffte ſich über 1000 junge geſunde Nopals und eine bedeutende Menge Inſecten, und gewann den erſten Gärtner dieſer Anſtalt ſelbſt, der ſich entſchloß, gegen eine bedeutende Summe Geldes in die Dienſte des Königs der Niederlande auf 6 Jahre zu treten und nach B[illegible]via zu gehn. Von Vließingen aus wurde eine Kriegscorvette (die Lilie) nach Cadix beordert, welche in der Nacht ihre Beute aufnahm und am folgenden Morgen mit ihren koſtbaren Schätzen nach Batavia abſegelte.

Digitized by Google

Franken, 1819 war ſie 225; 1820, 322; 1821, 168 meteriſche Centner. Jn Oſtreich belief ſich zu Anfang des 19. Jahrhunderts die Einfuhr nach einem 6jährigen Durchſchnit in den geſamten öſtreichiſchen Staten jährlich auf 24,933 Pfund. Jm Jahre 1807, einem der ſtärkſten betrug ſie 29,885 Pfund. Vom Jahre 1809 bis 1811 war ſie in den damals kleinen Staten Teutſchlands jährlich 11,592 Pfund, die Ausfuhr hingegen 4342 Pfund. Jn der neueren Zeit hat ſich der jährliche Verbrauch in allen europäiſchen Staten ſehr vermindert, da man in vielen Färbereien ſich ſtatt der Cochenille des Laklak, Lakdye und des Krapps bedient.

Chemiſche Zerlegung der Cochenille, und Verhalten gegen chemiſche Agentien.

Wir beſitzen zwei chemiſche Analyſen der Cochenille, die ältere von John, die neuere von Pelletier und Caventou. Nach erſterer enthalten 100 Theile derſelben:

Cochenilleſtoff (rothes Pigment in weicher Form)	50,00
Muskelöſer Theile	10,50
Wachsartigen Fetts	10,00
Modificirten gallertartigen Schleims . .	14,00
Häutige Theile	14,00
Phosphorſauren und ſalzſauren Alcalis, phosphorſauren Kalks, Eiſens und Ammoniums	1,50.

Den weißen Staub, mit dem die Cochenille bedeckt iſt, hält John für Fettwachs und glaubt, daß er beim Trocknen durch die Hitze ausſchwitze. Nach andern Angaben iſt er aber ſchon im lebenden Zuſtande auf dem Thiere und zwar in Geſtalt eines feinen wollartigen Überzugs, beſonders bei der wilden Cochenille [2]).

Das Pigment der Cochenille iſt von zweifacher Beſchaffenheit, der eine Theil iſt vorzüglich im Weingeiſt, der andere mehr in Waſſer löslich und ſchöner, als der vorhergehende. Man erhält den Cochenilleſtoff dadurch, daß man Cochenillepulver zu wiederholten Malen mit Waſſer bei 60° R. extrahirt, die granatrothen Auflöſungen bei gelinder Wärme bis zur Syrupsdicke verdunſtet, nach dem Erkalten mit der gleichen Menge Weingeiſt vermiſcht, die gefällte gallertartige Maſſe abſondert und dann die klare Flüſſigkeit bei 30 bis 50° R. eintrocknen läßt. Das Pigment der Cochenille bildet eine carmoiſinrothe, glänzende, ſpröde Maſſe, welche in Waſſer leicht, in Weingeiſt ſchwer und im Äther nur in geringer Menge auflöslich iſt. Die wäſſerige Auflöſung abſorbirt den Sauerſtoff aus dem Dunſtkreiſe, wenn ſie lange Zeit damit in Berührung ſteht, oder bei öfterem Verdunſten, und es ſcheidet ſich der oxydirte Farbeſtoff in unauflöslichen Flocken aus. Die Auflöſung wird durch die meiſten Metall- und Erdauflöſungen, nicht aber durch Gallusinfuſion gefällt. Die Niederſchläge ſind theils violett, theils carmoiſin, theils carmenroth gefärbt. Die ätzenden Alcalien löſen ihn mit violetter und rother Farbe auf, und die ammoniakaliſche Auflöſung kann als rothe Dinte gebraucht werden.

Kocht man Cochenille in Waſſer, ſo löſt ſich in demſelben zuerſt carmoiſinrother, ſpäter violetter Stoff auf und zugleich Gallerte. John hält es daher für zuträglich, den Färbeſtoff nur bei geringer Wärme auszuziehn, weil ſich ſonſt zu viel Gallerte auflöſt und der Färbeſtoff ſelbſt ſich oxydirt, und dann minder feurige Farben gibt.

Nach Pelletier und Caventou enthält der Cochenilleabſud außer dem Farbeſtoff ſtets thieriſchen und fetten Stoff, und erſterer gibt ihm die Eigenſchaft, mit den meiſten Körpern Niederſchläge zu bilden, die der reine Farbeſtoff nicht hat. Übrigens iſt das Waſſer nicht leicht im Stande, allen Färbeſtoff aus der Cochenille zu ziehen, und man kann durch eine alkaliſche Flüſſigkeit aus bereits ausgezogener Cochenille noch ein Achttheil Fardſtoff ausziehen, der ebenfalls zum Färben anwendbar iſt. Bei der gewöhnlichen Färbungsmethode durch Zinnſalz und Weinſtein wird jedoch faſt aller Fardeſtoff ausgezogen.

Jn der Siedhitze löſt Schwefeläther einen fetten goldgelben Stoff auf. Dieſer iſt dem thieriſchen Fette ähnlich, und die gelbe Farbe rührt von dem enthaltenen rothen Pigmente her, das die Säure dieſes Fettes gelb macht. Alkaliſche Salze machen ihn wieder roth und nur durch dieſes Fett wieder in Schwefeläther auflöslich, weil der reine Farbeſtoff ſich darin nicht auflöſt. Weingeiſt löſt das Pigment der Cochenille mit purpurrother Farbe auf, aber nur in Folge und im Verhältniß ſeines Waſſergehalts. Behandelt man Cochenille, die bereits mit Schwefeläther ausgezogen iſt, mit Weingeiſt, ſo färbt er ſich dunkelroth ins Gelbe ziehend, und läßt bei dem Erkalten und noch mehr bei dem Eindunſten rothe, etwas kryſtalliſirte Materie fallen, welche Farbeſtoff, thieriſchen Stoff und Fett enthält. Löſt man dieſe in kaltem Weingeiſt auf, ſo bleibt thieriſcher Stoff zurück. Trent man dieſen durch Seihen und ſetzt zu dem Weingeiſt eine gleiche Menge Schwefeläther, ſo ſetzt ſich binnen einigen Tagen ein herrlich purpurrother Stoff zu Boden, der ſich ſtark an die Wände des Glaſes anhängt, welchen Pelletier und Caventou als das reine Pigment betrachten, dem ſie dem Namen Carminium gegeben. Das Carminium iſt glänzend purpurroth, körnig, beinahe kryſtalliniſch, leicht in Waſſer auflöslich; eine ganz kleine Doſis färbt daſſelbe außerordentlich; es wird beim Verdunſten ſyrupartig, ohne zu kryſtalliſiren, und geht durch Säure und die meiſten ſauerwirkenden Körper ins Gelbe, durch Kalien ins Violette über. Gallusauszug fällt aus dem wäſſerigen Abſude der Cochenille einen violetten Niederſchlag, den John für Gallerte hält und dadurch den Nutzen der Anwendung gärbeſtoffhaltiger Rinden bei Bereitung des Carmins darthut, da dieſe die Gallerte entfernen, welche durch einige Salze ebenfalls gefällt wird, und der Schönheit der Farbe nachtheilig wäre. Das reine Cochenillepigment wird durch den Gärbeſtoff nicht präcipitirt. Ebenſo löſen weder fette noch ätheriſche Öle den Farbeſtoff auf. Säuren ſchlagen nach John den reinen Färbeſtoff, wenn er in Waſſer aufgelöſt iſt, nicht nieder, wol aber dann, wenn er noch mit thieriſchem Stoff verbunden iſt. Schwefelſäure löſt den Farbeſtoff mit violetter, Salzſäure mit rother Farbe auf. Salpeterſäure färbt ihn in der Kälte braun, und zerſetzt ihn in der Wärme, wobei

2) Dr. Ure, in der Tabelle über Analyſen organiſcher Körper, nimt die Cochenille zu 50,75 Kohlenſtoff, 5,81 Waſſerſtoff, 36,53 Sauerſtoff, 6,91 Stickſtoff, 39,6 Waſſer und 41,1 als Überſchuß an Waſſerſtoff an.

Digitized by Google

ſie ſich gelb färbt. Nach Pelletier und Caventou zerſetzen nur ſehr concentrirte Säuren den reinen Färbeſtoff, weniger ſtarke machen ſeine Farbe brennend roth, ſpäter gelbroth und zuletzt gelb. Kalien ſtellen die Farben wieder her, wenn nicht zu viel Säure angewendet wurde; Chlor zerſtört ihn ganz; Jod ebenfalls, aber minder ſchnell. Kalihaltiges Waſſer löſt den größten Theil der Cochenille mit violetter Farbe auf und ſcheint den Farbeſtoff etwas zu verändern, beſonders mit der Zeit, bei Zutrit der Luft, wo er nach Jahren bräunlich gefällt wird. Pelletier und Caventou bemerken, daß die violette Farbe bei Einwirkung der Kalien mit der Zeit, oder wenn man ſie erwärmt, in roth und dann in gelb übergeht, wobei das Pigment ganz verändert wird. Das kalihaltige Waſſer löſt auch viel thieriſchen Stoff auf. Setzt man der violetten, alcaliſchen Cochenilleauflöſung Säure zu, ſo entſteht ein ſchönrother Niederſchlag, der beim Trocknen ſo dunkel wird, daß er braun erſcheint, aber mit Waſſer ſeinen vorigen Glanz wieder erhält. Dieſer Niederſchlag iſt vollkommen reiner Carmin. Kalien allein bilden in dem wäſſerigen Auszuge keine Niederſchläge, machen aber die Farbe carmoiſinroth.

Wird dem Cochenilleabſude Thonerde zugeſetzt, ſo entfärbt er ſich, indem der Färbeſtoff und etwas thieriſcher Stoff ſich mit der Thonerde verbindet und in der Flüſſigkeit ein thieriſcher und fetter Stoff zurückbleibt. Man erhält auf dieſe Art ſchön rothen Lack, aber wenn man die Flüſſigkeit erhitzt, carmoiſinrothen, der um ſo mehr ins Violette fällt, je größer die Wärme war und je länger das Kochen dauerte. Setzt man aber vorher etwas Kali zu der Flüſſigkeit, ſo erhält man auch bei Wärme einen rothen Lack. Kalkwaſſer bildet einen violetten Niederſchlag; Schwer- und Strontianerde machen die Farbe carmoiſinviolett wie die Kalien, ohne einen Niederſchlag zu bilden. Kieſelhaltiges Kali färbt Schafwolle, wenn man die Abſetzung der Kieſelerde durch Zuſatz von etwas Schwefelſäure befördert, nach Bancroft purpurfarbig. Eben ſo wird Wolle, die man lange Zeit mit Kalkwaſſer und Cochenille kocht.

Die Salze erzeugen in der Auflöſung des reinen Farbeſtoffs (Carminium) keinen Niederſchlag, in dem Abſude der Cochenille erhält man aber durch die ſauren Salze (Weinſtein, Sauerkleeſalz) den bekanten carminrothen Niederſchlag (Carmin) und auf Zeugen Carmoiſinfarben. Ähnliche Reſultate gibt die citronenſaure und ſalzſaure Thonerde, mehr rothe ſalzſaure Thonerde. Die Neutralſalze (von Kali, Natron, Ammonium) machen die Farbe violett, ohne einen Niederſchlag zu erzeugen. Der ſalzſaure Kalk bewirkt einen nelkenbraunen, ſpäter ſchwärzlich und zuletzt ſchmutzig grün werdenden, eſſigſaurer Baryt einen lebhaften ponceaurothen Niederſchlag, der ſich aber langſam und in geringer Menge bildet. Weinſtein befördert die Auflöſung der farbigen Theile, wenn man ihn mit der Cochenille kocht. Hermbſtädt erhielt mit ſaurem, arſenikſaurem Natron dunkel Mordore mit baſiſchem Lila. Die meiſten Metallſalze liefern mit dem Cochenilledecoct gefärbte Niederſchläge. Hochoxydirte Zinnſalze erzeugen rothe, wenig oxydirte violette. Mit dem ſalzſauren Zinn zugleich eſſigſauren Baryt und weinſteinſaures Kali hinzugebracht, wird ein ſehr lebhaft carminrother Präcipitat gebildet, den John als Malerfarbe empfiehlt. Das eſſigſaure Blei gibt einen vortrefflichen veilchenblauen Niederſchlag, der an der Luft beſtändig iſt. Die ganze Flüſſigkeit wird zerſetzt. Mit ſtark oxydirtem Cochenilleſtoff wird der Niederſchlag violett indigoblau. Setzt man vorher etwas eſſigſauren oder ſalzſauren Baryt zu der Flüſſigkeit, ſo ſpielt er in das Rothe. Das ſchwefelſaure Zink und die Kupferſalze, ſo wie Kupferammonium bilden mit dem Cochenilledecoct violette, mit dem Carminium hingegen keine Niederſchläge; ſchwefelſaures Silber und ſchwefelſaures Chrom unvollſtändig bläulichrothe Niederſchläge. Violettbraune werden gebildet mit ſchwefelſaurem Eiſen; braune, ſpäter dunkelolivengrün werdende mit eſſigſaurem Eiſen. Mit ſalpeterſaurem Queckſilber erhielt John einen amethyſtfarbenen, Pelletier und Caventou hingegen einen ſcharlachrothen Niederſchlag. Letztere erhielten durch ſalpeterſaures Queckſilberoxydul einen violetten und im Übermaß von Säure einen carmoiſinrothen Niederſchlag. Keine Niederſchläge in dem Carminium geben ſalzſaures Mangan, ſo wie die Goldſalze. Salzſaures Silber macht die Cochenilleflüſſigkeit heller, ohne einen Niederſchlag zu bilden, der erſt ſpäter in geringer Menge erſcheint. Durch weinſteinſaures Kali wird ſeine Farbe ungemein erhöht. Alkoholiſche Morphinlöſung ertheilt dem Carminium eine Amaranthfarbe, die durch Zuſatz von gallertförmiger Thonerde einen roſenrothen Lack bildet, der durch Erhitzen nicht violett wird.

Cochenille-Carmin. Dieſes durch die Kunſt dargeſtellte Handelsproduct iſt nach Pelletier und Caventou eine Verbindung von Carminium, thieriſchem Stoff und einer zur Präcipitation angewandten Säure, zugleich mit etwas Thonerde, die jedoch nicht zur Weſenheit deſſelben gehört. Die Bereitung des reinen Carmins erfodert die größte Aufmerkſamkeit ſowol in der Wahl der Gefäße, als in den Manipulationen der Darſtellung. Gewöhnlich iſt der im Handel vorkommende ein Gemenge von Carmin und Carminlack. John und Kaſtner ſind der Meinung, daß man nach allen öffentlich bekanten Vorſchriften keinen echten Carmin darzuſtellen vermöge, daß vielmehr die Bereitung deſſelben zu den den Chemikern noch unbekanten Geheimniſſen gehöre. Die Bereitung des Carmins gründet ſich im Allgemeinen auf die Fällung durch den Säureüberſchuß eines ſauren Salzes, namentlich Alaun oder Weinſtein, und die Umſtände, auf welche bei Bereitung deſſelben im Allgemeinen zu achten iſt, ſind folgende: da es hauptſächlich darauf ankomt, den Farbeſtoff unverändert in ſeiner größten Schönheit niederzuſchlagen, ſo erfodert es ein geübtes Auge, um den Zeitpunkt, wo die Farbe am lebhafteſten iſt, nicht zu verfehlen. Da ferner der Farbeſtoff um ſo leichter niedergeſchlagen wird, je mehr er mit thieriſchem Stoff in Verbindung vorkomt, ſo muß man die Auflöſung des thieriſchen Stoffes im Abſud der Cochenille befördern, wenn man viel Niederſchlag bezweckt, was durch Zuſatz eines Alkalis geſchehen kann; muß dagegen, wenn man wenig, aber reinen Carmin verlangt, die Auflöſung des thieriſchen

Digitized by Google

Stoffs, welcher der Schönheit der erzielten Farbe Eintrag thut, theilweiſe zu hindern oder den aufgelöſten zu entfernen ſuchen, wovon erſteres durch niedere Temperatur, letzteres durch Fällen mittelſt eines gärbeſtoffhaltigen Körpers geſchehen kann. Doch darf nicht alle thieriſche Materie entfernt werden, da Säuren den reinen Färbeſtoff gar nicht fällen. Bei der Bereitung ſind noch folgende Regeln zu beobachten: 1) man nehme deſtillirtes, oder Regen- oder ganz reines Flußwaſſer, aber ja kein Brunnenwaſſer. 2) Man beobachte hinſichtlich der Geräthe, Umrührſtäbe u. ſ. w. die größte Reinlichkeit. 3) Man bediene ſich zum Kochen und Aufbewahren porcellainener oder zinnerner oder gut verzinnter kupferner Gefäße; 4) zum Seihen feiner Tücher, die mit Seife gewaſchen wurden, da dieſe gewöhnlich noch etwas Seife zurückhalten; Hanfleinen oder ein ſeidenes Sieb eignet ſich hiezu am beſten; 5) man wähle die allerbeſte Cochenille, die vorher fein gemahlen oder geſtoßen werden muß, und einen höchſt eiſenfreien Alaun.

Die zur Zeit bekanten Verfahrungsarten, den Carmin darzuſtellen, beſtehen in folgenden:

A) Altes teutſches Verfahren durch Fällung mit Alaun, ohne allen Zuſatz. Man bringe Waſſer zum Sieden, werfe die gemahlene Cochenille hinein, rühre gut um, laſſe die Miſchung 6 Minuten mäßig kochen, ſetze unter Umrühren etwas geſtoßenen, eiſenfreien Alaun hinzu, laſſe ſie noch 3 Minuten kochen, nehme dann das Gefäß vom Feuer, ſeihe und laſſe ſie in porcellainenen Taſſen 3 Tage ſtehn. Während dieſer Zeit fällt ein Bodenſatz nieder, der abgetrent und im Schatten getrocknet, den Carmin darſtellt. Sollte es nöthig ſeyn, denſelben auszuſüßen, ſo verrichte man dieſes Geſchäft mit deſtillirtem Waſſer. Die Flüſſigkeit ſetzt nach 3 Tagen neuerdings eine geringere Sorte Carmin ab, welche man auf Carminlack anwenden kann. — Die Verhältniſſe ſind nach der gewöhnlichen Angabe: 576 Theile Flußwaſſer, 16 Theile Cochenille und 1 Theil Alaun, wo man 1½ bis 2 Theile Carmin erhält. Nach einer andern Angabe: die nöthige Menge Waſſer, 12 Theile Cochenille und 1 Theil Alaun.

B) Darſtellung mit Weinſtein. Man kocht die Cochenille mit Waſſer, ſetzt nach einiger Zeit etwas Weinſteinrahm, und wenn das Gemenge hiemit 8 Minuten gekocht hat, Alaun zu, mit dem man es noch 1 bis 2 Minuten kochen läßt, dann vom Feuer nimt, in gläſerne Gefäße gießt, filtrirt und ruhig ſtehen läßt, bis der Carmin ſich abſetzt, der nach Abgießen der Flüſſigkeit im Schatten getrocknet wird. Die Verhältniſſe bei dieſer Bereitung ſind folgende: 8 Maß Waſſer, 8 Loth Cochenille, 1 Loth Weinſteinrahm, 3 Quentchen Alaun, oder: 8 Pfund Waſſer, 8 Unzen Cochenille, ½ Unze Weinſteinkryſtalle, ¼ Unze Alaun, wodurch man 1 Unze Carmin erhält.

C) Darſtellung mit Soda und Zuſatz von Eiweiß nach Alyon. In 2½ Eimer Flußwaſſer, die man ſiedend gemacht, bringe man 1 Pfund Cochenille, rühre um, ſetze eine durch Sieden mit 1 Pfund Waſſer bereitete, geſeihte Auflöſung von 6 Drachmen Soda zu, laſſe die Miſchung noch 6mal damit aufwallen, nehme den Keſſel vom Feuer und laſſe ihn geneigt ruhig ſtehen; hierauf ſetze man 6 Drachmen gepulverten Alaun zu denſelben, rühre die Flüſſigkeit, um die Auflöſung dieſes Salzes zu befördern, mit einem Pinſel um, und laſſe das Ganze 25 Minuten ruhig ſtehen. Die Flüſſigkeit, welche eine vortreffliche ſcharlachrothe Farbe hat, wird ſorgfältig vom Bodenſatz abgegoſſen, in einen andern reinen Keſſel gebracht, und in dieſelbe das Weiße von 2 Eiern, das mit einem halben Pfund Waſſer wohl geſchlagen worden, geſchüttet und mit einem Pinſel umgerührt. Der Keſſel wird abermals ans Feuer gebracht und erhitzt, wobei das Eiweiß gerint und aller Farbeſtoff zu Boden fällt. Der Keſſel wird hierauf vom Feuer genommen und 25 bis 30 Minuten hingeſtellt, damit der Carmin ſich gänzlich ſetze. Die überſtehende Flüſſigkeit wird klar vom Bodenſatze abgegoſſen, dieſer auf ein feines, in einen Rahmen geſpantes Tuch gebracht, damit er abtropfe. Man gießt die Flüſſigkeit ſo oft auf den auf dem Filtrum bleibenden Rückſtand zurück, bis ſie ganz ungefärbt durchläuft. Hat der Carmin die Feſtigkeit eines Sahnenkäſes, ſo nimt man ihn mit einem ſilbernen oder elfenbeinernen Löffel von dem Filtrum ab und trocknet ihn auf Tellern, welche man mit weißem Papier bedeckt, um den Staub abzuhalten. Ein Pfund Cochenille gibt 1½ Unze Carmin.

Faſt ganz nach derſelben Art bereitet Langlois ſeinen Carmin. Die Verhältniſſe, die er nimt, ſind 4 Eimer Waſſer, 10 Drachmen Soda, 5 ganze Eier, 1½ Pfd. Cochenille und 15 Unzen römiſchen Alaun. Langlois läßt dieſes Gemeng ½ Stunde kochen. Die Eier rührt er mit ſamt ihren Schalen mit 2 Pfund heißem Waſſer ab, und ſeiht das Abgeſchlagene durch ein Sieb. Nachdem der Carmin gebildet, ſeiht er die Flüſſigkeit und benutzt die durchgehende rothe Flüſſigkeit zu Lackfarben. Den Carmin läßt er trocknen und dann reiben. — Nach Pelletier und Caventou wird durch die theilweiſe Zerſetzung des Alauns durch das Alkali bei dieſen beiden Verfahrungsarten Carminlack mit niedergeſchlagen.

D) Darſtellung mit Pottaſche und Zuſatz von Gallert. Ein Pfund fein geſtoßene Cochenille koche man in einem kupfernen Keſſel mit 5 Handeimer Waſſer, dem etwas Pottaſche zugeſetzt wird, dämpfe das Aufwallen mit kaltem Waſſer, nehme den Keſſel, nachdem das Aufwallen einige Minuten gedauert, vom Feuer, ſtelle ihn geneigt auf einen Tiſch, ſo daß man leicht abgießen kann, und rühre geſtoßenen Alaun ein. Dieſer macht die Farbe ſogleich glänzender. Jetzt läßt man das Ganze 15 Minuten ruhig ſtehn, bis ſich die Cochenille zu Boden geſetzt, und der Färbeſtoff mit etwas Alaun in der Flüſſigkeit zurückbleibt. Man gieße jetzt dieſe, ſo weit ſie rein iſt, in einen andern eben ſo großen Keſſel, bringt dieſen aufs Feuer und rührt die in viel Waſſer aufgelöſte Hauſenblaſe ein. So wie die Flüſſigkeit kocht, ſteigt der Carmin auf die Oberfläche und bildet dort einen geronnenen Schaum. Man nimt den Keſſel ſogleich vom Feuer, rührt die Flüſſigkeit gut um, und läßt ſie dann ruhig ſtehen. Nach 15 bis 20 Minuten hat ſich der Carmin niedergeſchlagen, welchen man auf einem Seihetuch von dichter Leinwand abtropfen und trocknen läßt. Die auf dem

Digitized by Google

Carmin ſtehende Flüſſigkeit wird auf Carminlack benutzt. Wenn der Carmin nach dieſem Verfahren gut gelungen iſt, ſo läßt er ſich nach dem Trocknen zwiſchen den Fingern leicht zerreiben. Die Miſchungsverhältniſſe zu dieſem nicht ganz feinen Carmine ſind: 36½ Th. Cochenille, 1 Th. Potaſche, 2½ Th. Alaun und 1 Th. Hauſenblaſe.

E) Darſtellung mit gärbeſtoffhaltigen Körpern. Die alte franzöſiſche Encyclopädie enthält darüber nachſtehendes Verfahren: Man bringt 1280 Theile reines Fluß- oder Regenwaſſer zum Sieden, ſchüttet 2 Theile Chouankörner hinein, läßt die Flüſſigkeit 8mal unter Umrühren aufwallen, ſeiht ſie dann, bringt ſie in den gereinigten Keſſel zurück, ſetzt Cochenille zu, läßt ſie dreimal aufwallen, ſetzt 72 Theile Autourrinde [1]) und nach einmaligem Aufwallen 1 Theil Alaun zu, nimt dann das Gefäß vom Feuer, ſeiht die Flüſſigkeit und läßt ſie 7 bis 8 Tage ruhig ſtehen. Der Niederſchlag, der ſich bildet, wird getrocknet und iſt der Carmin. Bei kalter Witterung ſenkt ſich der Carmin nicht zu Boden, ſondern die Flüſſigkeit bildet eine Art Gallerte und verdirbt. — Der im Tuche bleibende Rückſtand kann zum zweiten Male ausgekocht werden, und gibt eine geringere Sorte Carmin. Außer der Autourrinde und den Chouankörnern ſetzen einige auch noch Orlean zu, um die Farbe mehr ins Gelbe zu disponiren.

F) Darſtellung vermittelſt Sauerkleeſalz nach Frau Cenette in Amſterdam. Sechs Eimer klares Flußwaſſer werden zum Sieden gebracht, 2 Pfund der feinſten, zu Pulver geſtoßenen Cochenille zugegeben, 2 Stunden gekocht, alsdann 3 Unzen raffinirter Salpeter und einige Augenblicke nachher 4 Unzen Sauerkleeſalz zugeſetzt. Nachdem man die Miſchung ungefähr 10 Minuten hat ſtehen gelaſſen, nimt man den Keſſel vom Feuer, ſtellt ihn 4 Stunden lang ruhig hin, zieht hierauf mit einem Heber das carminhaltige Waſſer ab, und vertheilt es in mehre flache Taſſen, die man ganz damit anfüllt. Dieſe ſtellt man 3 Wochen lang ruhig auf ein Bret hin. Nach Verlauf dieſer Zeit hat ſich auf ihrer Oberfläche eine ziemlich dicke Schimmelhaut gebildet. Dieſe nimt man mit einem Stück Fiſchbein, an das man ſehr feine Stücke Schwamm befeſtigt hat, hinweg. Zu dem Ende krümt man es in Geſtalt eines Bogens, und zieht ihn von dem entgegengeſetzten Ende der Flüſſigkeit auf ſich zu. Sollte das Häutchen reißen und einige Spuren davon zurückbleiben, ſo nimt man dieſe auf das ſorgfältigſte hinweg. Das Waſſer wird hierauf vermittelſt eines Hebers aus der Terrine rein hinweggeſchafft. Es ſchadet nichts, wenn man den Heber auf den Boden der Terrine aufſetzt, denn der Carmin klebt ſo feſt an, daß kein Nachtheil zu beſorgen iſt. Sollte noch Waſſer zurückbleiben, ſo nimt man es mit einer Spitze hinweg. Der Carmin wird im Schatten getrocknet und hat außerordentliches Feuer. Den Zuſatz von Salpeter bei Bereitung des Carmins halten die Herren Pelletier und Caventou für überflüſſig.

G) Darſtellung durch Zinnſalz (chineſiſcher Carmin). Man kocht die fein gepulverte Cochenille in Flußwaſſer und ſetzt römiſchen Alaun zu, nimt, nachdem das Ganze gekocht hat, den Keſſel vom Feuer, zieht vermittelſt eines Hebers die Flüſſigkeit ab oder gießt ſie durch ein feines Tuch und ſtellt ſie zum Gebrauch bei Seite. Sie wird mit der Zeit lebhafter und dichter. In dieſe gießt man nun, nachdem man ſie vorher erwärmt hat, die Zinnauflöſung tropfenweiſe, worauf der Carmin ſogleich niederfällt. Die Verhältniſſe des Zuſammenſatzes ſind: 1 Eimer Waſſer, 20 Unzen Cochenille, 60 Gran Alaun und Zinnauflöſung (aus 1 Pfund Salpeterſäure, 14 Unzen Kochſalz und 4 Unzen Zinn). Man hat auch empfohlen, Alaun und Zinnſalz zugleich anzuwenden, und alles durch Zuſatz von Kali oder Natronauflöſung zu fällen. Hiebei wird die Cochenille mit Waſſer abgekocht, der Alaun und die Zinnauflöſung zugeſetzt, und zuletzt ſo lange von der alkaliſchen Auflöſung gefällt, als noch ein Niederſchlag erfolgt. Die Verhältniſſe beſtimmen ſich zu 255 Theile Waſſer, 16 Theile Cochenille, 1 Theil Alaun, 1½ Theil Zinnauflöſung.

Zu geringerem Carmin kann man auch Cochenille mit Zinnauflöſung in einem gläſernen Mörſer reiben, deſtillirtes Waſſer zugießen, ſeihen und dann Ammonium zutröpfeln, bis die dunkelrothe Farbe in eine carminrothe übergeht. Man läßt das Ganze in einer Flaſche ſtehen, bis ſich der Carmin niedergeſchlagen hat.

Reinigung des Carmins. Man kann den gewöhnlichen käuflichen Carmin dadurch reinigen und die vortrefflichſte rothe Farbe aus ihm erhalten, wenn man ihn der Sonnenwärme mit Ätzammonium ausſetzt, bis dieſes alles Farbige aufgenommen hat. Jetzt wird die reine rothe Auflöſung abgegoſſen und die Farbe durch Zuſatz von Eſſig und Alkohol gefällt, zuletzt mit Alkohol ausgeſüßt und getrocknet.

Rothe Tinte aus Carmin. In einer gläſernen Flaſche übergieße man 6 Gran Carmin mit 6 Loth ätzendem Salmiakgeiſt und ſetze 10 Gran feingepulverten, weißen, arabiſchen Gummi hinzu, laſſe das Ganze ſo lange ruhig ſtehn, bis der Gummi vollkommen aufgelöſt iſt und die Zuſammenſetzung eine homogene Flüſſigkeit bildet. Dieſe rothe Tinte iſt zwar die koſtbarſte, aber auch ſchönſte und dauerhafteſte, welche wir kennen. Damit geſchrieben trotzt die Farbe Jahrhunderte hindurch, ohne zu verbleichen.

Carminlack. Der Carminlack ſcheint zuerſt in Florenz und zwar noch vor der Bekanntwerdung der Cochenille mit Kermes gemacht worden zu ſeyn. Er war daher lange unter dem Namen Florentiner Lack bekant. Später machte man auch guten in Wien und Paris, der unter dem Namen Wiener und Pariſer Lack in den Handel gebracht wurde.

Der Carminlack bildet eine Verbindung von Carminium und Thonerde, und iſt zufällig öfters mit thieriſcher Materie gemengt. Wir kennen verſchiedene Bereitungsarten, von denen wir folgende anführen:

a) In einem filtrirten Cochenillenabſud, dem öfters

1) Die Autourrinde iſt eine leichte ſchwammige Rinde, etwas heller und dicker als Zimmetrinde, geruch- und geſchmacklos. Sie enthält etwas Färbeſtoff. Die Chouankörner ſind grüngelb. Beide kommen aus der Levante von noch unbekanten Pflanzen. Nach Berthollet tragen dieſe beiden Pflanzenproducte nur zur Erhöhung der Carminfarbe bei, indem ſie ihr einen gelben Schein geben.

etwas Weinſtein zugeſetzt wird, bringe man nach und nach etwas friſch gefällte Thonerde, rühre um und erwärme die Miſchung etwas. Wenn die Thonerde allen Farbeſtoff angezogen, gieße man die Flüſſigkeit ab, und neuen Cochenilleabſud zu, im Falle ſie nicht hinlänglich gefärbt iſt. Iſt dies aber der Fall, ſo wäſcht man den Niederſchlag mit Regenwaſſer aus und läßt ihn trocknen. Je weniger Thonerde angewendet wird, deſto gefärbter erſcheint der Lack. Um der Farbe größere Intenſität zu geben, kann man etwas Zinnauflöſung zuſetzen. Die Verhältniſſe des Zuſammenſatzes ſind nach den Umſtänden abzuändern. Man kann z. B. nehmen 20 Pfund Cochenille, 300 Maß Waſſer, 2½ Pfd. Alaun und 24 Pfd. Thonerde.

b) Bei dem zweiten Verfahren, den Cochenillelack zu bereiten, ſetze man dem Cochenilleabſud Alaun zu und fälle das Pigment mit Potaſchenauflöſung, oder man koche die Cochenille gleich mit Waſſer aus, zu dem etwas Alaun geſetzt wurde, ſetze dann den übrigen Alaun zu, und verfahre wieder wie oben. Man kann auch gleich mit allem Alaun kochen und in dieſem Falle ungefähr 1 Theil Cochenille auf 8 Theile Alaun nehmen. Je nach der Schattirung, die man erhalten will, kann man auch gleich Anfangs etwas Weinſtein oder Zinnauflöſung zuſetzen.

Bei Bereitung des Carminlacks nimt man gewöhnlich die noch nicht ganz ausgezogenen Rückſtände der Cochenille und rothgefärbten Flüſſigkeiten, die bei Bereitung des Carmins übrig bleiben, oder wohlfeilere und geringere Sorten Cochenille, oft auch die vom Scheeren des ſcharlachrothen Tuchs übrig bleibenden Flocken.

Cochenille *preparée*, ein durch die Franzoſen vor einigen Jahren zuerſt in den Handel gebrachtes Farbenmaterial von dunkelvioletter, in Purpur ſich neigender Farbe, welches ſich ausſchließlich nur für die Seidenfärberei eignet. Es ſcheint dieſes Handelsprodukt aus geringer Cochenille, aus Cochenillefragmenten und Cochenilleſtaub bereitet zu ſeyn, indem die Cochenilleſubſtanz in fein gepulvertem Zuſtande mit einer geringen Doſis einer Salzverbindung in Waſſer gekocht, nachgehends durch dünne Leinewand gedrückt, eingedampft, in teigartiger Form zwiſchen Leinwand gepreßt, abgetrocknet und ſo in den Handel gebracht wird.

A) Anwendung der Cochenille in der Schafwollenfärberei.

a) Scharlachfarbe. In der Schafwollenfärberei wurde die Cochenille eine Reihe von Jahren hindurch mit Alaun und Weinſtein faſt ausſchließlich nur für carmoiſinfarb verwendet, bis die wichtige Erfindung allgemein bekant wurde, welche im Jahr 1630 ein Teutſcher, Namens Kuſter oder Kuffler machte, durch Anwendung von Zinnauflöſung Schafwolle ſcharlachroth zu färben. Die Geſchichte dieſer zufälligen Erfindung wird verſchieden erzählt. Einige ſchreiben ſie mit minderer Wahrſcheinlichkeit dem holländiſchen Chemiker Cornelius Drebbel zu Alkmar zu. Von dieſem ſoll ſie Färber Kuffler zu Leiden, der ſpäter ſein Schwiegerſohn wurde, gelernt haben, und die Farbe im Anfang Kufflersfarbe, ſpäter holländiſcher Scharlach genant worden ſeyn. Nach einer andern Überlieferung hätte ſie dieſer dem Maler Klock oder Gluck mitgetheilt, und dieſer dem Franzoſen Gobelin, während ein anderer Flamländer Keppler ſie 1643 nach England brachte, worauf die erſte Scharlachfärberei zu Bow bei London angelegt wurde, daher man die Farbe auch einige Zeit hindurch in England Bowfarbe nante.

Van Jülich und van der Verſt ſollen nach Andern mit Drebbel zu gleicher Zeit das Geheimniß entdeckt haben. Von letzterem lernte es Gilles Gobelin, der mit ſeinem Bruder zu Paris an dem kleinen Bache Bierre, deſſen Waſſer er vorzüglich geſchickt dazu fand, eine Färberei anlegte, die ihm unermeßlichen Reichthum verſchaffte, und ſeinen Namen in Frankreich bei dem Scharlach (Gobelins Scharlach) und der berühmten Tapetenfabrik de Gobelin verewigte. Gobelins Unternehmung wurde Anfangs als Thorheit belacht, und als es ihm gelang, glaubte man ihn, dem Geiſte jener Zeit gemäß, mit dem Teufel in Verbindung. Man erzählte, er habe ſich von dem Teufel, gegen Aufopferung ſeines ewigen Heils, die Bereitung dieſer Farbe lehren laſſen. Als er viel Geld damit gewonnen hatte, und der Termin herannahte, wollte ihn eben der Teufel abholen, als er mit einem Lichte über den Hof ging. Er bat um Friſt, aber vergebens, doch willigte Beelzebub endlich ein, noch ſo lange zu warten, bis das Licht in ſeiner Hand verbrant ſeyn würde. Gobelin warf das Licht in den Brunnen und ließ dieſen ſogleich zuwerfen. Der betrogene Teufel entwich zornig mit Hinterlaſſung eines ungeheuern Geſtankes, und Gobelin gewann Zeit, ſich durch Kapuziner vor ſeinen künftigen Anfällen zu ſichern.

Man ſieht, daß in allen dieſen Angaben, die Erfindung und erſten Überlieferungen der Scharlachfarbe betreffend, große Verwirrung, ſowol in Hinſicht der Perſonen als der Sache ſelbſt obwaltet. Anfangs bediente man ſich zur Scharlachfärberei der ſalpeterſauren Zinnauflöſung, obgleich dieſe ſich wenig dazu eignet, da ſie nur wenig Zinnoxyd ſchwebend erhalten kann und ſich leicht zerſetzt. Man gerieth daher bald auf den Gedanken, etwas Kochſalz oder Salmiak zuzuſetzen, um dadurch ſalpeterſalzſaure Zinnauflöſung zu erzeugen. Anfänglich ſetzte man dieſe Salzverbindungen in geringer Menge zu, weil man der Meinung war, daß ein Übermaß davon die Scharlachfarbe in carmoiſin modifizire. Dieſe Meinung zeigte ſich ſpäter ohne Grund, denn nicht die ſalzſaure Zinnauflöſung allein erzeugt carmoiſinroth, ſondern auch die ſalpeterſaure und ſalpeterſalzſaure, wenn man nicht andere Agentien ins Spiel treten läßt. Später bediente man ſich einer Miſchung von 2 Theilen Salpeterſäure und 1 Theil Salzſäure, in welchen das Zinn aufgelöſt wurde. Le Normand bewies, daß eine ſolche Auflöſung eine ſchönere Scharlachfarbe liefere, als eine durch Zuſatz von Kochſalz oder Salmiak erhaltene. Bei einigen Färbern blieb jedoch der Glaube vorherrſchend, daß dieſe weniger nachtheilige Wirkung auf die Faſer der Schafwolle äußere, und daher, wenn ſie auch keine ſo glänzende Farbe gebe, vorzuziehen ſey. Dieſe Anſicht iſt jedoch nicht bewieſen, ſie gründet ſich mehr auf ein eingewurzeltes Vorurtheil. Bancroft, welcher mit der Fackel der Chemie vorleuchtete, verdanken wir höchſt intereſſante Verſuche, die Vervollkommenung der Scharlachfärberei betreffend. Er ſtellte

Digitized by Google

zuerſt die Anſicht auf, daß die Farbe aus Carmoiſin und Goldgelb beſtehe, und zwar aus zwei Drittel der erſteren und einem Viertheil reines glänzendes Gelb. Der Weinſtein, den man mit der Zinnauflöſung anwendet, bewirkt, daß ein Theil der Cochenille ins Gelbe übergeht und ſo die Scharlachfarbe erzeugt, indem Zinnauflöſung allein, ſo wie der Alaun, nur Carmoiſinfarbe gibt. Da es aber Verſchwendung ſeyn würde, aus der theuern Cochenille Gelb zu erzeugen, ſo ſchlug er vor, den Weinſtein wegzulaſſen, und die benöthigte gelbe Farbe durch ein gelbfärbendes Pigment hervorzubringen, welches wenigſtens 50mal wohlfeiler, als Cochenille, zu ſtehen komt. Von dieſen Folgerungen ausgehend, ſuchte Bancroft mit dem Gelb der Quercitronrinde, das er durch ſalzſaures Zinn befeſtigte, und mit Cochenille und ſalzſaurem Zinn (ohne Weinſtein) Scharlech darzuſtellen und erhielt wirklich mit einem Viertheil weniger Cochenille ein eben ſo ſchönes und dauerhaftes Reſultat, als auf die gewöhnliche Art mit der vollen Portion Cochenille. Von der Säure, die $\frac{1}{4}$ ihres Gewichts Zinn aufgelöſt hatte, war 1 Theil Auflöſung zu 10 Theilen Schafwollentuch hinreichend. Das ſchwefelſalzſaure Zinn bot ihm ſpäter noch günſtigere Reſultate dar. Dieſe Zinnauflöſung bereitete Bancroft, indem 14 Unzen Zinn in einer Miſchung von 3 Pfund Salzſäure und 2 Pfund concentrirter Schwefelſäure aufgelöſt wurden.

Auch in Teutſchland hatte man ſchon früher gelbfärbende Stoffe zu Erſparung der Cochenille beim Scharlachfärben angewendet, aber doch den Weinſtein nicht ganz weggelaſſen. Der Weinſtein wirkt indeſſen nach andern Anſichten nicht blos als veränderndes Mittel, ſondern ſetzt ſich mit dem Pigmente der Cochenille, und mit Zinnſalz verbunden, auf der Wollfaſer ab. Hiefür ſcheint auch die Erfahrung zu ſprechen, daß bei dem langſamen Abdunſten einer mit Weinſtein verſetzten Cochenille-Auflöſung die Weinſteinkryſtalle mit weit dunklerer und lebhafterer, rubinrother Farbe kryſtalliſiren, als die Auflöſung beſitzt.

Die Art, ſcharlachroth zu färben, und die quantitativen Verhältniſſe der Salze zu den Pigmenten werden in den meiſten Werkſtätten verſchieden in Anwendung gebracht. Überall muß jedoch als erſte Bedingung zum Gelingen dieſer ſchönen Farbe darauf geſehen werden, daß das Wollentuch vollkommen gereinigt und weiß iſt, und demſelben keine erdigen Theile inhäriren. Es iſt rathſam, das Tuch vorher in einem geſäuerten Bade, z. B. in ſaurem, durchgeſeihetem Kleienwaſſer durchzunehmen und in reinem Flußwaſſer gut auszuſpülen.

Beim Färben füllt Bancroft einen Keſſel mit Waſſer, gießt 8 Pfund ſchwefelſalzſaure Zinnauflöſung in denſelben, bringt die Flüſſigkeit zum Sieden und zieht 100 Pfund Tuch auf die gewöhnliche Art eine Viertelſtunde lang durch, windet es aus und bringt in die Flüſſigkeit 4 Pfd. geſtoßene Cochenille und 2½ Pfund Quercitronrinde. Sind dieſe abgekocht, ſo bringt man das Tuch wieder hinein, macht die Flüſſigkeit ſiedend, und fährt wie gewöhnlich fort, bis die Farbe ſich erhöht hat, und die Brühe ganz erſchöpft iſt, wozu 15 bis 20 Minuten nöthig ſind. Dann nimt man das Tuch heraus und wäſcht es, wie gewöhnlich. Durch dieſes Verfahren wird eine eben ſo ſchöne Scharlachfarbe, als die durch die bisherigen Methoden erhalten, und beſitzt den Vortheil, daß die Farbe das Walken und die Einwirkung der Seife ertragen kann, ohne in Roſa verändert zu werden, was bei dem bisherigen, das kein natürliches, ſondern ein durch Säure erzeugtes Gelb hat, nicht der Fall iſt. Die Farbe erſcheint beim Tageslicht dem Scharlach ganz gleich, beim Kerzenlicht aber um mehre Grade höher und voller. Übrigens erſpart man bei dieſer Art zu färben: 1) Zeit, Arbeit und Feuerung des 2maligen Anſiedens bei der bisherigen Methode; 2) allen Weinſtein; 3) die Koſten der ſalpeterſalzſauren Zinnauflöſung, da die ſchwefelſalzſaure kaum ein Drittheil ſo viel koſtet; 4) ein Viertheil Cochenille.

Hermbſtädt gibt uns nachſtehendes Verfahren, bei welchem man mit 6 Quentchen Cochenille für 1 Pfund Schafwollentuch eben ſo weit reicht, als mit 2 bis 2½ Loth auf die gewöhnliche Art, und die ſchönſte und satteſte Scharlachfarbe erhält. Man nimt zum Abſud auf 100 Pfund Tuch 6 Pfund kryſtalliſirten Weinſtein, 3 Pfd. Curcumä (oder 6 Pfd. Viſettholz) und 16 Pfd. ſalzſaure Zinnauflöſung. Zum Ausfärben aber ein Bad von 5 Pfd. Cochenille. Das Haupterſparniß liegt in der Anwendung der ſalzſauren, ſtatt der ſalpeterſalzſauren Zinnauflöſung, und in der Behandlung des Tuchs mit derſelben ohne Cochenille; denn bei der gewöhnlichen Art fällt die ſalpeterſalzſaure Zinnauflöſung, ſo wie ſie mit der Cochenille zuſammengebracht wird, mit einem Theile des Färbeſtoffs zu Boden, der dann ganz verloren iſt. Der ſo erhaltene Scharlach iſt anfangs dunkelcarmoiſinfarb, wird aber an der Luft durch Abſorbtion des Sauerſtoffs ſchnell geſättigt und feurig ſcharlachroth.

Vitalis ſiedet 100 Pfund Tuch mit 17 bis 1800 Pfund Waſſer, 6 Pfund gereinigtem Weinſtein, 1½ Pfd. Cochenille, und 5 Pfund Zinnauflöſung 2 Stunden, und färbt mit halb ſo viel Waſſer, 5½ Pfund Cochenille und 14 Pfund Zinnauflöſung eine Stunde lang aus. Mit dieſem Verhältniß erhält man mittlern Scharlach. Soll er feuerfarbig werden, ſo ſetzt man Curcumä oder Viſettholz (Gelbholz) zu. Die Zinnauflöſung bereitet ſich Vitalis aus 10 Theilen Salpeterſäure von 24°, 22 Theilen Salzſäure von 22—24°, und 4 Th. Zinn, oder 10 Th. Salpeterſäure, 5 Th. Salzſäure, 6 Th. Waſſer und 2½ Theil Zinn.

Vincard nimt auf 1 Pfund Tuch zum Anſieden, 2 Unzen Weinſteinrahm, 2 Quentchen Cochenille, 2 Unzen Zinnauflöſung, und färbt eine Stunde zwiſchen heiß und ſiedend; zum Ausfärben eine Unze Stärkmehl, 2 Unzen Zinnauflöſung und 6 Quentchen Cochenille. Er färbt bei mittlerer Wärme eine Stunde, und bemerkt, daß der in demſelben Bade ausgeſottene und ausgefärbte Scharlach ſo ſchön iſt, als der in 2 Bädern gefärbte. Die Zinnauflöſung bereitet ſich Vincard aus 4 Liter Waſſer, 2 Pfd. Salmiak, 2 Pfund Zinnfeile, 2 Pfund Salpeterſäure von 30° und 2 Unzen Salpeter. Misglückte die Farbe, ſo würde ſie für Carmoiſinfarbe verwendet, indem man ſie in einem Bade behandelt, welches auf 100 Pfd. Wollentuch 2 Pfund Alaun aufgelöſt enthielt.

Hölterhoff nimt auf 30 Pfund Tuch zum Abſud 3 Pfund Weinſtein, 2½ Pfund Viſettholz, 1 Pfund Zinnauflöſung; zum Ausfärben 1½ Pfund Cochenille und 7 Pfund Zinnauflöſung. Zu einer feinen Schattirung ⅜ Pfd. Weinſteinrahm, ½ Pfund Viſettholz weniger; zum Anſud 3½ Pfund Zinnauflöſung mehr, zum Ausfärben ½ Pfund Cochenille mehr und 3 Pfund Zinnauflöſung weniger.

Pörner nahm zum Anſieden für 1 Pfund Wollentuch 3½ Loth gereinigten Weinſtein und 4 Loth Zinnauflöſung (aus 1 Pfd. Salpeterſäure, 3 Loth Salmiak und 4 Loth Zinn) und keine Cochenille. Zum Ausfärben aber ¼ Loth Weinſtein, 2 Loth Cochenille und 2 Loth Zinnauflöſung. Er fand, daß es beim Anſieden am beſten ſey, gleiche Theile Weinſtein und Zinnauflöſung zu nehmen; beim Ausfärben aber 1 Theil Cochenille, 1 Theil Weinſtein und 2 Theile Zinnauflöſung.

Nach einem ältern Verfahren füllt man einen zinnernen Keſſel mit reinem Waſſer, und ſetzt demſelben 8 Pfd. gereinigten Weinſtein, 6 oder 8 Unzen geſtoßene Cochenille und 12 bis 14 Pfund verdünte ſalpeterſalzſaure Zinnauflöſung (die ⅛ ihres Gewichts Zinn aufgelöſt enthält) zu. Iſt die Miſchung dem Sieden nahe, ſo legt man das vorher genetzte Wollentuch (100 Pfund) hinein, und zieht es anfangs ſchnell, dann langſam durch. Nach 1½ Stunden oder ſpäter, wobei die Farbebrühe ſiedend erhalten wird, nimt man es heraus, und wäſcht es in reinem Waſſer aus. Es hat nun eine Fleiſchfarbe angenommen, und wird kurze Zeit ſchnell, und ſpäter eine halbe Stunde oder bis zur gänzlichen Erſchöpfung der Färbebrühe langſamer durch ein Färbebad gezogen, welches folgendergeſtalt bereitet wird. In ſiedendes Waſſer bringe man 5½ Pfund Cochenille, rühre es um und ſetze 6 bis 8 Pfd. Zinnauflöſung hinzu. In dieſem Bade wird der Scharlach ausgefärbt.

Einige niederländiſche Tuchfabrikanten beobachten nachſtehendes Verhältniß beim Färben der Scharlachfarbe: zum Anſieden für 100 Pfd. Wollentuch, 4 Pfd. gereinigten Weinſtein, ½ Pfd. Curcumä, 1 Pfd. Cochenille, 4 Pfund ſalpeterſalzſaure Zinnauflöſung. Zum Ausfärben: 4 Pfd. gereinigten Weinſtein, ½ Pfd. Curcumä, 4 Pfd. Cochenille, 6 Pfd. Zinnauflöſung, 2 Pfund Stärkmehl.

Halb Scharlachfarbe wird in Verbindung mit Cochenille und Krapp dargeſtellt.

Feuerfarbe mit einer größern Doſis gelben Pigments und weniger Cochenille.

b) Carmoiſinrothe Farbe. Um Wollentuch vermittelſt Cochenille echt carmoiſinroth zu färben, kocht man daſſelbe eine Stunde in einem Bade, welchem aufs Pfund Tuch 7 Loth Alaun und 3 Loth Weinſtein zugeſetzt werden, und färbt es dann in einem Bade mit 2 Loth Cochenille und etwas wenig Zinnauflöſung aus. Je mehr Cochenille angewendet wird, um ſo intenſiver erſcheint die carmoiſinrothe Farbe. Es kann dieſe Farbe auch erhalten werden, wenn man ſcharlach gefärbtes Tuch in einer Alaunauflöſung ſiedet. Unecht in der Farbe, wenn Scharlach in einem Kalk oder Seifenbad durchgenommen wird. Erſetzt man die Hälfte der Cochenille durch Krapp, ſo erhält man halbcarmoiſin.

Die levantiſche carmoiſinrothe Farbe oder türkiſchroth auf Schafwolle, welche bei den Osmanen beliebt iſt, verdanken wir in ihrer vollſtändigen Darſtellungsweiſe Valentin Heymann, der ſein Verfahren in Dinglers Magazin der Färbekunſt, Bd. 2. S. 121. niedergelegt hat. Zwei gebaſte Tücher, beiläufig 60 Pfund ſchwer, wurden folgendergeſtalt behandelt: In einem zinnernen Keſſel, in welchem reines Waſſer erhitzt wird, löſt man 2 Pfund Potaſche auf, und gibt alsdann 1½ Pfund Weitzenkleie hinzu, und rühret alles wohl durcheinander. Wenn das Bad ſich zum Kochen anſchickt, werden die Tücher eingelaſſen, 20 Minuten lang durch Hin- und Herwinden des Haſpels bearbeitet, und alsdann eine Stunde lang in dieſer Vorbereitungsbrühe gekocht. Man nimt die Ware heraus, wäſcht ſie im Fluſſe aus und legt ſie zur folgenden Behandlung bei Seite. Hat man eine zweite Partie Tücher durchzunehmen, ſo ſetzt man dem Bade etwas weniger Potaſche zu. Es werden nun 8 Pfd. Alaun und 6 Pfund gereinigter Weinſtein in einem Keſſel in Flußwaſſer aufgelöſt, und ehe die Auflöſung zu ſieden beginnt, gibt man 1½ Pfund feinen holländiſchen Krapp, der zuerſt, nebſt 4 Loth Cochenille, in etwas Waſſer eingeweicht war, hinein, und nachdem alles wohl gerührt worden iſt, werden die Tücher eingehaſpelt und unter den gewöhnlichen Manipulationen 2 Stunden lang geſotten. In dieſer Beize erhält die Ware eine Art Roſa, welches als der Grund zu dem nachherigen Carmoiſin angeſehen werden muß. Die Tücher werden nun im fließenden Waſſer ausgewaſchen, um ſie von den oberflächlichen oder mechaniſch anhängenden Salztheilchen zu befreien. Erlaubt es die Zeit, daß man ſie einige Tage mit der Beize befeuchtet liegen laſſen kann, ehe ſie gefärbt werden, ſo erhält man eine noch ſchönere rothe Farbe. — Beim Ausfärben füllt man den Keſſel mit Waſſer, ſetzt dem Bade 2 Pfund gereinigten Weinſtein, und darauf 3 Pfund geſiebte und eingeweichte Cochenille hinzu. Nachdem das Bad ein Paar Minuten damit gekocht hat, ſetzt man 3 Pfund ſalpeterſalzſaure Zinnauflöſung und gleich darauf 6 Pfund feinen holländiſchen Krapp hinzu, vermiſcht alles wohl mit einander, und bringt die Tücher hinein. Dieſe werden in der erſten halben Stunde fleißig umgehaſpelt, worauf man ſie 1½ Stunde ſtark wallen läßt, unter welcher Zeit ſie einige Male übergedreht werden. Nun nimt man die Ware heraus, um ſie augenblicklich zu ſpülen, wobei dieſelbe, um ſie von dem darauf hängenden Krapp zu reinigen, mehre Male im Waſſer ausgeſtoßen wird.

Hat man mehr als eine Partie Ware zu färben, ſo können die Tücher, nachdem ſie auf die oben angebene Weiſe in der Kalilauge mit Weizenkleie behandelt worden ſind, in dieſer Ausmachflotte gebeizt oder angeſotten werden, wobei die Cochenille erſpart wird, indem man jetzt deren keine zu nehmen braucht. Die in der Kalilauge vorbereitete Ware muß bald möglichſt der Beize unterworfen werden, weil durch langes Liegen man ſich der Gefahr ausſetzt, daß die Ware blaue Flecken bekomt, die nicht wieder wegzuſchaffen ſind.

Heymann bereitet die Zinnauflöſung für dieſe Farbe auf nachſtehende Weiſe: 10 Loth Salmiak, 3 Loth Kochſalz werden in 1½ Pfund weichen Waſſers aufgelöſt,

Digitized by Google

6 Pfund Salpeterſäure zugeſetzt und in geringen Portionen nach und nach ¾ Pfund Zinn aufgelöſt, der Auflöſung zuletzt 5 Pfund Waſſer zugeſetzt.

c) Kirſchrothe Farbe. Um kirſchroth zu erhalten, gibt man zuerſt ein neues Anſudbad mit Weinſtein und Zinnauflöſung, und dann das Färbebad mit dem Röthungsbade, welches zum Scharlachfärben gedient hat, dem man aber Weinſtein, Zinnauflöſung und Cochenille zuſetzt. Man darf die Ware nur halb ſo lange in dem Abſud- und Rothbade laſſen, als es nöthig wäre, um ſie ſcharlachroth zu färben. Man vermindert die Zeit nach der Zartheit der Schattirungen.

d) Roſafarbe wird erhalten, wenn man mit dem Röthungsbade, welches zu kirſchroth diente, anſiedet, und dann das Rothbad mit etwas Weinſtein und Zinnauflöſung und einer geringen Menge Cochenille bereitet. Dieſe Farbe kann man dunkler oder heller machen, wenn man das Tuch unmittelbar, nachdem es gefärbt wurde, in heißem Waſſer durchnimt. Roſafarbe wurde gewöhnlich zuerſt ſcharlachroth gefärbt, und durch faulen Harn oder Ammonium bald in Roſa umgeändert. Die Farbe iſt jedoch nicht dauerhaft, am wenigſten gegen die Einwirkung der Säuren. Wird die Farbe mit Hinweglaſſung der Quercitronrinde und Anwendung der ſchwefelſalzſauren Zinnauflöſung nach Bancrofts Verſuchen ſcharlach zu färben, dargeſtellt, ſo erhält man eine ſolidere Roſafarbe.

e) Fleiſchfarbe macht man nach einem Rothbade, wenn man einen Theil des Bades weggießt, und dafür eine gleiche Menge Waſſer hinzugießt. Hierauf bringt man das Tuch hinein, und erhitzt es zum Kochen, welches man nur einige Minuten lang fortſetzt.

f) Weingrau. Das Rothbad, welches zum Scharlachfärben gedient hat, braucht man auch bisweilen zur Bereitung des Weingrau (gris vineux); man darf das Bad nur auf die angegebene Weiſe auffriſchen, und dann zuerſt etwas Galläpfel und ſpäter etwas Eiſenvitriol zuſetzen.

B) Anwendung der Cochenille in der Schafwollendruckerei.

In der Schafwollendruckerei, wo die Baſis vermittelſt Zinnauflöſung gegeben wird, und die aufgedruckten Farben nachgehends mit kochenden Waſſerdämpfen befeſtigt werden, laſſen ſich mit dem Pigment der Cochenille ſehr ſchöne rothe Farben in mehrfachen Abſtufungen darſtellen. Eine kräftige rothe Farbe wird erhalten, wenn man 3 Loth fein geſtoßene Cochenille mit 3¾ Pfund Waſſer aufkochen läßt, den Decoct ſeihet, und nach dem Erkalten 1 Quentchen Sauerkleeſalz hinzuſetzt. Dieſe Flüſſigkeit wird mit 9 Loth Stärkmehl durch Kochen verdickt, kalt gerührt und 2 Quentchen ſalpeterſalzſaure Zinnauflöſung hinzugefügt. Um hellere rothe Farben zu erhalten, wendet man zu der angegebenen Quantität Waſſer weniger Cochenille an, oder diluirt die gekochte Farbe mit dünner Stärkepaſte. Dieſe Farben werden mittelſt des Models örtlich oder topiſch aufgedrückt.

Über metalliſche Beitzen in der Schafwollenfärberei zum Fixiren des Cochenillepigments.

In dem Gebiete der metalliſchen Beitzmittel zum Befeſtigen des Cochenillepigments in der Schafwollenfärberei haben ſich Bancroft, Hermbſtädt und Kurz weſentliche Verdienſte erworben. Die vorzüglichſten derſelben, welche in der Ausführung, im Großen zu färben, theilweiſe angewendet werden können, und die nachbezeichneten farbigten Erſcheinungen darbieten, beſtehen in folgenden:

Nach Bancroft: 1) das ſäuerliche, arſenikſaure Kali, welches ein lebhaftes Purpurroth liefert; 2) die Auflöſungen des Eiſens in Säuren geben dunkelviolett, in großer Menge zugeſetzt, ſchwarz; 3) ſalpeterſalzſaures Gold: röthlich braun; 4) ſalpeterſaurer Kobalt: Purpur; 5) ſchwefelſaurer Kobalt: violett; 6) ſalpeterſaures Nickel: violettlilas; 7) ſalpeterſaures Platin: roth, das durch Zuſatz von kohlenſaurem Kalk kaſtanienbraun wurde; 8) ſalpeterſaures Silber: lebhaft röthlich orange; 9) Wismuthſalze: Lilas, doch wurde ein Theil der Farbe verhüllt; 10) Wismuth in ſtarkem Weineſſig aufgelöſt: prächtig Purpur; 11) ſchwefelſalzſaures Wismuth: Lachsfarbe; 12) Wolframoxyd: krapproth; 13) Zinkoxyd: carmoiſin; 14) ſalpeterſaures Zink: Lilas; 15) holzſaures Zinn: Scharlach, halb Roſa; 16) phosphorſaures Zinn: glänzendes gelbliches Scharlach; 17) flußſaures Zinn: ſehr glänzendes Scharlach; 18) ſalzſaures Zinn: carminroth; 19) weinſteinſaures Zinn: lebhaften, aber etwas orangeartigen Scharlach; 20) citronſaures Zinn: ſehr ſchön Scharlach, aber ebenfalls etwas in Aurorafarbe ſpielend. Bei dieſen durch Bancroft angeſtellten Verſuchen iſt zu bemerken, daß, wo er Lachs-, Aurora- oder Scharlachfarbe erhielt, ſtets vorherrſchende Säure in der Metallauflöſung war.

Nach Hermbſtädt: 1) weißer Arſenik: dunkel Lilas; 2) Arſenikſäure: brennend Scharlach, ins Gelbe ziehend, der bei dem Trocknen dunkler wird; 3) eſſigſaures Blei: violett; 4) Molybdänſäure: angenehm violett; 5) ſalpeterſaures Uran: hellgraugrün; 6) ſchwefelſaures Uran: graugrün; 7) Wolframoxyd: Ponceau.

Nach Kurz: 1) ſalzſaurer Zink: Pfirſchblüth; 2) eſſigſaures Zinn: bräunlich Roſa.

Das Pigment der Cochenille, wenn es mit Schwefelſäure geſäuertem Waſſer behandelt wird, fixirt ſich auf der Schafwolle ohne vorhergegangene Beize mit rother Farbe.

C) Anwendung der Cochenille in der Seidenfärberei.

Die Verſuche, die Seide mit Cochenille ſchön ſcharlach zu färben, führten zu keinem genügenden Reſultat. Bancroft, der ſich viele Mühe darum gab, ließ Seide 2 Stunden in ſchwefelſaurer Zinnauflöſung, die mit ihrem 5fachen Gewichte Waſſer verdünt war, weichen, und brachte die gebeizte Ware halb trocken in ein Bad von 4 Theilen Cochenille und 3 Theilen Quercitronrinde, in welchem ſie ausgefärbt wurde. Er erhielt dadurch eine Farbe, die ſich zwar dem Scharlach näherte, jedoch keine wirkliche Scharlachfarbe war. Wenn die ſo gefärbte Seide noch einmal ganz leicht in verdünnter, ſchwefelſaurer Zinnauflöſung gebeizt wurde, und nachgehends zum zweiten Male in dem Farbebade ausgefärbt, dann Saflor-

Digitized by Google

pigment aufgefärbt wurde, ſo wurde eine ziemlich ſchöne, jedoch nicht ganz dauerhafte Scharlachfarbe erzielt.

Carmoiſinfarbe. Die Carmoiſinfarbe auf Seide kann in ihrem ſchönſten Glanze erreicht werden. *Vitalis* entſchält 100 Pfund Seide mit 20 Pfund Marſeiller Ölſeife, ſpült ſie aus, alaunt ſie 10 bis 12 Stunden in einem ſtarken Alaunbade, ſpült und klopft ſie, wirft in das kochende Waſſerbad 8 bis 12 Pfund Galläpfel, nach einigem Aufwallen 12 bis 20 Pfund Cochenille (je nachdem die Seide heller oder dunkler in ihrer Farbenſchattirung erreicht werden ſoll), dann 6 Pfund gereinigten Weinſtein, und, wenn ſich dieſer aufgelöſt hat, 6 Pfund Zinnauflöſung (aus 12 Loth Zinn, 1 Pfund Salpeterſäure und 8 Loth Salmial). Man verdünt das Bad, nimt die Seide durch, bis ſie eine gleiche Farbe angenommen hat, läßt ſie dann 2 Stunden kochen, zieht ſie von Zeit zu Zeit um, nimt das Feuer weg, läßt ſie 5 bis 6 Stunden darin liegen, ſpült, klopft und trocknet ſie. Um die Farbenſchattirungen dunkler zu modifiziren, wendet man Eiſenauflöſung an; durch Zuſatz von Gelbholz laſſen ſich die Abſtufungen ins Gelbe disponiren.

Bancroft ertheilte der Seide in Verbindung mit dem Pigmente der Cochenille durch nachſtehende Beizen die hier bezeichneten ſchönen Farben: 1) durch Kalkwaſſer oder ſchwefelſauren Kobalt ein ſchönes Purpur; 2) durch ſalzſauren Baryt eine lebhafte Lilasfarbe.

D) *Anwendung der Cochenille in der Baumwollen- und Leinen Druck- und Färberei.*

Eben ſo wenig, wie in der Seidenfärberei, läßt ſich die *Scharlachfarbe* auf Baumwollen und Leinen gleichförmig (uni) im Grunde färben. Dr. *Dingler* empfiehlt ölig-alkaliſch gebeizte, nachher durch Sumach vorbereitete Ware, die er durch eine mit Waſſer verdünte, möglichſt neutrale, ſchwefelſaure Zinnauflöſung imprägnirt, nachher trocknet, auswäſcht, und zuletzt in einem Cochenillebade färbt. Einer nach dieſer Vorſchrift dargeſtellten Farbe ermangelt aber ſtets der eigenthümliche Farbenton und die Intenſität, durch welche ſich der echte Scharlach auf Wolle ſo ſehr auszeichnet.

Eine ziemlich dauerhafte *Carmoiſinfarbe* erhält man, wenn man die Garne oder Gewebe aus Baumwollen oder Leinen in einer alaunhaltigen Baſis, die mit etwas Kali verſetzt wird, anbeizt und in einem Cochenillebade ausfärbt. Die Farbe wird nachher durch ein ſchwaches Kalkwaſſer befeſtigt. Mit Waſſer verdünte Eiſenauflöſungen disponiren die Carmoiſinfarbe ins Dunkle. Übrigens wird die Cochenille ihres hohen Preiſes wegen höchſt ſelten beim Unifärben der baumwollenen und leinenen Stoffe angewendet, weil man ſich bei der Darſtellung ähnlicher Farben wohlfeilerer Pigmente bedient, wodurch eben ſo ſchöne und ſelbſt dauerhaftere Reſultate erzielt werden.

In der Kunſt, baumwollene und leinene Gewebe zu drucken, findet die Cochenille in vielen Fällen Anwendung. Erſt neuerlich haben die Engländer beim Applicationsdruck vermittelſt der *einfachen* und doppelten Walzendruckmaſchine wieder häufige Anwendung von der Cochenille gemacht. Es iſt aber leider zu bedauern, daß alle jene Farben ſich in einem hohen Grade flüchtig (unecht) erweiſen.

Um ſie darzuſtellen, bedient man ſich des *Chlorzinns* oder der *ſalpeterſauren Thonerde* als Baſis zur Fixirung des Pigments. Erſterem wird die corroſive Eigenſchaft durch Kalkwaſſer und ätzendes Ammonium entzogen, auch pflegt man öfters, um dunkle Farben zu erreichen, in verſchiedener Doſis ſalzſaures oder ſalpeterſaures Kupfer zuzuſetzen. Die auf der *Grundirmaſchine* mit dieſen Vorbereitungsmitteln imprägnirten baumwollenen Gewebe werden jetzt vermittelſt der Walzendruckmaſchine durch nachſtehende mit Gummi oder Stärke verdickten Decocte bedruckt:

a) Cochenilledecoct mit Fernambukholzdecoct in verſchiedenen Verhältniſſen gemengt für die Darſtellung der verſchiedenen rothen, Roſa und nelkenfarben Abſtufungen.

b) Cochenilledecoct in verſchiedenen Verhältniſſen mit Kampeſchenholzdecoct für die mannigfaltigen Abſtufungen der violetten Farben.

c) Cochenilledecoct mit Fernambukholz- und Kampeſchenholzdecoct zu Erreichung der verſchiedenen Lilasabſtufungen.

d) Cochenilledecoct mit den Decocten der Quercitronrinde, des Viſett- und Gelbholzes und den levantiſchen Kreuzbeeren für Iſabella- und Orange-Abſtufungen.

Für den Druck und Pinſel läßt ſich durch einen ſtarken Abſud von Cochenille, der mit Gummi verdickt wird, und eine angemeſſene Portion ſalpeterſaurer Thonerde, eine ſehr ſchöne rothe Applicationsfarbe darſtellen, die einiges Waſchen aushält.

Dauerhafter, als jene durch die Engländer dargeſtellten Farben, im Waſchen und für die Einwirkung der Luft und Sonne laſſen ſich die *carmoiſinrothen*, *roſenrothen*, *Purpur-* und *Lilasfarben*, durch Cochenille hervorgebracht, in den Indiennendruckereien herſtellen, wenn die Ware mit der aufgedruckten Baſis durch ein mäßig heißes Kleienbad paſſirt, und nachher im Cochenillebade ausgefärbt wird. Baſen hiefür ſind:

a) die ſalpeter- und ſalzſaure Thonerde ſowol für ſich, als in Verbindung mit ſalpeter- und ſalzſaurem Eiſen;

b) die eſſigſaure Thonerde, ſowol für ſich, als in Verbindung mit eſſigſaurem Eiſen;

c) das Chlorzinn und die eſſigſaure Bleiauflöſung, theils für ſich, theils mit ſalzſaurem und eſſigſaurem Kupfer.

Alle dieſe erdigen und metalliſchen Salzverbindungen werden in möglichſt neutralem Zuſtande angewendet. Dies gilt vorzüglich bei den Zinnverbindungen. Beim Färben ſetzt man dem Cochenillebade hin und wieder Galläpfelabſud zu; für *carmoiſinrothe* Abſtufungen Fernambukholzdecoct, Gallapfelabſud und kohlengeſäuertes Natron; für *Purpurfarbe* Fernambukholzdecoct; für *violette* Farben Kampeſchenholzdecoct, und für *Lilas*abſtufungen Fernambukholz und Kampeſchenholzabſud.

Um den hellen krapprothen Farben einen carmoiſinrothen Ton zu geben, wird dem Krappbade ein verhältnißmäßiger Zuſatz Cochenille-Abkochung gereicht.

D) Anwendung in der Lederfärberei.

In der Lederfärberei wird die Cochenille zum Färben des Marocco oder rothen Saffian verwendet, obgleich in Perſien, Armenien, der Berberei und andern Theilen Aſiens dieſe Farbe urſprünglich entweder mit Kermes oder Stocklack hervorgebracht wurde. Um dem Färbeſtoffe der Cochenille eine Baſis zu geben, werden nach Bancroft die Ziegenhäute, welche von ihren Haaren durch Kalkwaſſer befreit und gehörig gereinigt wurden, auf der ſogenanten Haarſeite mit einer geſättigten Alaunauflöſung getränkt, welche man mittelſt eines Schwammes öfter und gleichförmig aufträgt. Nach einer Zwiſchenzeit von 3 oder 4 Tagen wird ein Abſud von Cochenille, den man geſeihet hat, ebenfalls mit einem Schwamme auf dieſelbe Seite etwas wärmer, als blutwarm, aufgetragen; doch ſoll er nicht viel wärmer ſeyn, um nicht das Leder zu krispeln. Dieſe Auftragung wird von Zeit zu Zeit wiederholt, bis eine hinlänglich volle und gleiche Farbe dargeſtellt worden. Hernach werden die Häute in Kleienwaſſer eingeweicht, und mit einem Abſude entweder von Galläpfel, oder von Sumach, oder mit einer Miſchung von beiden gelohet.

Bancroft wendete auch verdüntes, ſchwefelſalzſaures Zinn ſtatt der Alaunbaſis an, oder auch eine Miſchung von beiden, und erhielt, wie er ſagt, eine etwas verbeſſerte rothe Farbe.

In den beſſern würtembergiſchen Saffiangärbereien wird für 50 Stück gute Ziegenhäute zum Rothfärben nachſtehendes Bad vorgerichtet: in 200 Pfund kochendem Waſſer werden der Reihe nach

6 Loth Potaſche,
26 „ Cochenille,
6½ „ gereinigter Weinſtein (Cremor tartari),
13 „ Florentiner Lack,
6 „ weißer } Arſenik,
6 „ rother }
8 „ Curcumäwurzel,

3 Pfund Stocklack gebracht, und das Ganze einige Zeit gut gekocht.

1½ Pfund Gelbholz nebſt 1 Pfund Fernambukholz werden in 20 Pfund Waſſer gut ausgekocht, und der Decoct der obigen Flüſſigkeit beigegeben. Mit dieſem Farbenbade gibt man den Ziegenhäuten auf gewöhnlich bekante Weiſe die ſchöne rothe Farbe.

Literatur. Bancroft neues engländiſches Färbebuch, herausgegeben von Dr. Dingler und Dr. Kurrer. 2 Bde. 1817. 1818. Vitalis Grundriß der Färberei, herausgegeben von Dr. Dingler und Dr. Kurrer. 1824. Hermbſtädts Grundriß der Färbekunſt. 1807. Berthollets Anfangsgründe der Färbekunſt, aus dem Franz. von A. F. Gehlen. 1806. Leuchs Beſchreibung der färbenden und farbigen Körper. 1825., und Anleitung aller Farben und Farbflüſſigkeiten. 1825. Thenard Lehrbuch der theoretiſchen und praktiſchen Chemie, überſetzt und vervollſtändigt von G. F. Fechner. Berzelius Lehrbuch der Chemie, überſetzt von F. Wöhler. Von Keeß Darſtellung des Fabrik- und Gewerbwesens rc. 1824. u. ſ. w. Phâre du Hâvre im Bullet. d. sc. techn. Juli 1828. S. 2., und Dinglers polytechn. Journ. Bd. 30. S. 203—205 u. a. m. (*Kurrer.*)

COCHLITES (Mollusca foss.). Die älteren Oryktographen, welche noch in keinen genauen Unterſchied der Gattungen und Arten verſteinerter Schalthiere eingingen, belegten mit dieſem Namen alle eingehäuſige Conchylien, beſonders aber die Schnecken, und theilten dieſelben in napfartige und gewundene ein. Bei den letztern unterſchieden ſie rechts und links gewundene. (*D. Thon.*)

COCHRANE. Lord Archibald Cochrane, Stammvater des Geſchlechtes Cochrane, wurde im J. 1744 geboren; ſein urſprünglicher Familienname war Blair. Er widmete ſich frühzeitig dem Seedienſte, trat als Freiwilliger in die königliche Marine und machte eine Reiſe nach der Küſte von Guinea. Nachdem er Lieutenant geworden war, nahm er bei ſeiner Rückkehr ſeine Entlaſſung und beſchäftigte ſich nun vorzugsweiſe mit der Chemie. Im Jahre 1774 heirathete er Anna Gilchriſt, Tochter eines Schiffscapitäns, welche ihm fünf Kinder gebar, aber im J. 1784 ſtarb. Er bemühte ſich vorzüglich eine Zuſammenſetzung zu erfinden, welche die Schiffe vor den Würmern ſchützte; er hielt die Kohle für eins der zweckmäßigſten Mittel, dieſen Zweck zu erreichen und machte hierüber im J. 1785 eine Abhandlung bekant. Ebenſo erſchien von ihm 1795 ein Werk, in welchem er die Anwendung der Chemie auf die Landwirthſchaft zeigte, von welchem er 1799 eine neue, ſehr vermehrte Ausgabe beſorgte.

Mehre ausgezeichnete Seeleute Englands führen dieſen Namen. Ich erwähne nur Alexander Forreſtee Cochrane, Contre-Admiral, Ritter des Bathordens und Bruder des vorigen, welcher 1746 geboren wurde, und ſich durch ſeine Unternehmungen gegen die Franzoſen und Dänen in Weſtindien auszeichnete. — Alexander Cochrane Sohn des Lord Archibald wurde am 24ſten December 1775 geboren und zeichnete ſich in dem ſpaniſchen Kriege aus. — Andras Cochrane Johnſtone, Bruder des eben genanten, zeichnete ſich als Gouverneur der Inſel Dominica aus. — Thomas Cochrane der bekante Admiral, welcher in England zum Pranger verurtheilt, in der Folge das Seeweſen der Chileſen und ſpäter das der Braſilier in Ordnung brachte, ſodann aber den Griechen Hilfe leiſten wollte, ohne daß er eine einzige bedeutende Unternehmung ausführte, werde hier als noch lebende Perſon eben ſo wie die vorigen nur kurz erwähnt. Zu eben dieſer Familie gehört der bekante Reiſende

John Dundas Cochrane. Er hatte ſchon früher zehn Jahre in ungeſunden Gegenden Weſtindiens gedient, ohne einmal Kopfſchmerzen gehabt zu haben; zu einer andern Zeit hatte er zweimal die Fußreiſe von Quebec nach dem Ontario-See mit 600 Matroſen gemacht, deren Füße und Geſichter ſchwollen, während er nicht das geringſte Ungemach empfand. Er glaubte daher, nach dem Frieden, daß die Kräfte ſeines Körpers die Beſchwerden einer mühſeligen Reiſe in einem ungeſunden Clima ſehr leicht ertragen würden, und bot ſich im Januar 1820

Digitized by Google

den Lords der Admiralität zu einer Reiſe ins Innere Afrika's an. Seine Abſicht war, ganz allein zu reiſen und den Weg einzuſchlagen, welchen Mungo Park auf ſeiner erſten Reiſe genommen hatte, hierauf aber den Lauf des Niger weiter zu verfolgen. Nachdem er eine abſchlägige Antwort erhalten hatte, ſo glaubte er ſeine Muße nicht beſſer anwenden zu können, als zu einer Reiſe durch das nördliche Aſien und Amerika, längs den Küſten des Polarmeeres; er wollte nur das aufzeichnen, was ihm an Sitten und Menſchen bemerkenswerth ſchien, da er in der Naturgeſchichte ganz unwiſſend war. Er nahm daher einen zweijährigen Urlaub und ging über Dieppe, Paris auf der gewöhnlichen Straße nach Berlin und Petersburg. Hier wurde er ſehr zuvorkommend aufgenommen und erhielt von dem Kaiſer nicht nur die Erlaubniß über Kamtſchatka oder die Behringsſtraße nach Amerika zu reiſen, ſondern auch eine Empfehlung an die Statthalter, ihm im Nothfalle ſogar Geldunterſtützung zu bewilligen. Am 24. Mai 1820 verließ er Petersburg, um nach Moskau zu gehen, wurde aber ſchon in den erſten Tagen von Räubern überfallen, faſt aller Kleider und der wenigen Inſtrumente, die er bei ſich führte, beraubt; in Tobolsk erhielt er jedoch in der Folge einen Theil ſeiner Sachen wieder. Er nahm ſodann ſeinen Weg über Kaſan, Perm und Catharinenburg nach Tobolsk. Hier gab ihm der Statthalter einen Coſaken und die Erlaubniß nach Erfodern Pferde zu requiriren. In Barnaul traf er den Generalgouverneur von Sibirien auf einer Amtsreiſe und erfuhr von dieſem, daß ſich eine Expedition an den Mündungen der Kolyma damit beſchäftige, die Gegenden um das Nord-Cap zu beſuchen. Dieſer wollte ſich Cochrane anſchließen und er ging alſo über Tomsk, Krasnojarsk, Irkutzk und Jakutzk nach Niſchni-Kolymsk, welches er im Anfange des Jahres 1821 erreichte. Gern hätte er ſich an **Wrangels** Expedition zur Unterſuchung der Küſten Sibiriens angeſchloſſen, aber Wrangel glaubte, daß dazu eine ausdrückliche Erlaubniß des Hofes nöthig ſey. Deshalb beſchloß Cochrane den Markt der Tſchuktſchen aufzuſuchen, um durch ihr Land über die Behringsſtraße nach Amerika zu kommen. Nachdem er ſich in Niſchni-Kolymsk während der Wintermonate aufgehalten hatte, reiſte er am 4ten März zu dem Markte der Tſchuktſchen, ſollte dieſen aber für freies Geleit durch ihr Land etwa 5000 Pfund Taback geben und da er dieſes zu thun nicht im Stande war, ſo beſchloß er ſo ſchnell als möglich nach Ochotzk zu gehen. Nach vielen Beſchwerden erreichte er dieſen Ort im Julius 1821 und fuhr von hier am 24ſten Auguſt 1821 auf dem gewöhnlichen Wege nach Petropaulowsk in Kamtſchatka. Er machte ſodann eine Reiſe durch dieſe Halbinſel, gab jedoch ſeine Reiſe nach Amerika auf, nachdem er am 8ten Januar 1822 die Tochter eines griechiſchen Geiſtlichen in Kamtſchatka geheirathet hatte. Am 5ten Julius 1822 trat er mit ſeiner Frau die Rückreiſe an, ging über Ochotzk, Jakutzk, Witim, Irkutzk, Nertſchinsk, Kiächta, Omsk auf der gewöhnlichen Straße nach Petersburg und kehrte von hier nach England zurück. Der Bericht dieſer Reiſe erſchien unter dem Titel: Narrative of a pedestrian journey through Russia etc. in the years 1821—23. London 1824. Eine (ſchlechte und unvollſtändige) Überſetzung befindet ſich im Ethnographiſchen Archiv von Bran, Jena 1825.

In der Folge wollte Cochrane Amerika durchwandern und durchſtreifte daher ebenfalls zu Fuß einen Theil der unbekanteren Gegenden von Südamerika, ſtarb aber 1825 in Columbia. (*L. F. Kämtz.*)

COELACHNE R. Brown. Dieſe Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Gräſer und der zweiten Ordnung der 3ten Linnéſchen Klaſſe hat folgenden Charakter: Die Blüthen bilden eine Rispe, der zweiblumige Kelch hat bauchige, ganz ſtumpfe Spalzen; die Corollen ſind grannenlos: die untere iſt hermaphroditiſch mit bauchigem, unterem Blättchen, die obere weiblich und geſtielt. Die einzige bekante Art, C. pulchella R. Br. prodr. fl. nov. Holl. p. 187., wächſt als ein kleines, unbehaartes Gras in Neuholland. (*A. Sprengel.*)

Coelestin ſ. Strontianit, ſchwefelſauren.

COELESTIN, **Cöleſtinzug**, nante I. der alte Inſtrumentenbauer Silbermann ein an dem von ihm erfundenen Cembal d'amour angebrachtes Regiſter, welches erſtere, ſo wie letzteres ſelbſt, jetzt gänzlich außer Gebrauch gekommen iſt. — II. Ungefähr im J. 1782 hatte in England ein gewiſſer Walker ein Clavierinſtrument mit forthaltendem Ton erfunden und coelestino genant. Es beſtand in einem, wie gewöhnlich beſaiteten Claviere, an welchem aber, unter der wagerechten Fläche der Saiten, eine gleichfalls wagerecht geſpante, übrigens um ſich ſelbſt umlaufende, ſeidene Schnur befeſtigt war, welche durch die Umdrehungen eines Tretrades in Bewegung geſetzt wurde. Am Ende einer jeden Taſte war ein meſſinganes Röllchen befeſtigt, welches beim Niederdrücken der Taſte die Seidenſchnur an die der Taſte angehörige Saite andrückte, ſo daß dieſe von jener gerieben und zum Tönen angeregt wurde, welches durch ab- und zunehmende Stärke des Druckes, willkürlich verſtärkt oder vermindert werden konte. Die Idee iſt nicht weiter ausgebildet worden, obgleich ſie einer weitern Ausbildung und Vervollkommenung allerdings werth und fähig ſeyn möchte. (*Gfr. Weber.*)

COELESTINA. Eine von Cassini (Dict. des scienc. nat. Tom. IV. Suppl. p. 8) ſogenante **Pflanzengattung** aus der Gruppe der Eupatorinen, der **natürlichen** Familie der Compositae und der zweiten **Ordnung** der 19ten Linnéſchen Klaſſe. Ihr Charakter **beſteht** in einem dachziegelförmig-ſchuppigen, **gemeinſchaftlichen** Kelch, nacktem Fruchtboden, und winkligen **mit einer** häutigen Krone verſehenen Samen. Die drei **bekanten** Arten dieſer Gattung wachſen als **krautartige** Gewächſe in Nordamerika. 1) C. coerulea **Cassin.**, ein perennirendes Kraut mit geſtielten, **herzförmig-eyförmigen**, ziemlich ſtumpfen, ſtumpf-geſägten, **dreifachnervigen**, ſcharf anzufühlenden Blättern, und **doldentraubigen** Blüthen. In Virginien und Karolina. (Eupatorium coelestinum Linn., Abb. Dill. elth. t. 114. f. 139.). 2) C. micrantha Spr. Syst., ein **Staudengewächs** mit eyförmig-lanzettförmigen, **langzugeſpitzten**,

geſägten, unbehaarten Blättern, und büſchelförmigen Doldentrauben. Mexiko. (Eupatorium micranthum Lagasc.). 8) C. ageratoides Kunth. nov. gen., ein äſtiges Kraut mit eyförmigen, ſpitzen, geſägten, auf beiden Seiten behaarten Blättern und doldentraubigen Blüthen. Ebendaſ. (Sparganophorus ageratoides Lagasc.). (*A. Sprengel.*)

Cölln (von), ſ. am Ende der Nachträge.

COLDEWEY, Ehrenreich Gerhard, Doctor der Rechte, erſt fürſtlich-oſtfrieſiſcher, und dann ſeit 1744, da Oſtfriesland an Preußen kam, königlich-preußiſcher Regirungsrath zu Aurich, wo er 1773 ſtarb. Wann und wo er geboren, iſt dem Schreiber dieſes nicht bekant geworden. Sein Vater, Levin Coldewey, ein geborner Oldenburger, war von 1700 bis 1705 Conſiſtorial-Aſſeſſor und adjungirter Prediger in Oldenburg, dann erſter Prediger und Superintendent in Wittmund bis 1711, und ſeitdem General-Superintendent über Oſtfriesland und Harrlingerland in Aurich. Wahrſcheinlich war dieſer ſein einziger Sohn ihm ſchon in Oldenburg geboren, indem derſelbe bereits im J. 1727 in Oſtfriesland mit einer gedruckten poetiſchen Arbeit hervortrat. Coldewey's Mutter war eine Baroneſſe von Herzberg. Er galt in Oſtfriesland als ein gelehrter Juriſt, als ein fleißiger Forſcher und feiner Kenner der oſtfrieſiſchen Geſchichte und Verfaſſung, und als Poet. Als letzterer beſang er im J. 1727 die Siege der fürſtlich-oſtfrieſiſchen Truppen über die damals revoltirenden oſtfrieſiſchen Unterthanen, in dem ſogenanten Appelkriege, der Oſtfriesland von 1724 bis 27 beunruhigte. Sodann ließ er 1741 zum Geburtstage des Fürſten Karl Edzard ein Gedicht drucken, betitelt: das untadeliche Alter des Oſtfrieſiſchen Regierhauſes. Seine Verſe tragen freilich das Gepräge des dürftigen Geſchmacks damaliger Zeit; doch ſind ſie nicht ganz ohne Dichtergeiſt und Gefühl. Ein Ergebniß ſeiner oſtfrieſiſchen Geſchichtskunde war ein lateiniſches Werk über Ubbo Emmius Lebensbeſchreibung des Menſo Alting (ſ. dieſen Art.), mit vielen und wichtigen eingeſtreuten literariſchen Anmerkungen, das ſchon 1740 in Oſtfriesland bekant war, jedoch nie im Druck erſchienen und kaum mehr vorhanden iſt. Auch hat er 1730 die von Ubbo Emmius entworfene und zuerſt bei Wilhelm Blaeuw in Amſterdam 1591, und dann wieder bei eben demſelben 1615 herausgekommene, und endlich auch, jedoch in einem nicht ſo ſchönen Nachſtich, der Emmiusſchen Chorographia Frisiae orientalis in deſſen hiſtoriſchen Werken beigefügte Charte von Oſtfriesland bei Chriſtian Homann in Nürnberg mit einigen Zuſätzen neu ſtechen und illuminiren laſſen. Sie führt den Titel: Tabula Frisiae orientalis, olim Ubbonis Emmii, deinde Sansonis et Allardi studio nota, cum variis Autographis denuo collata, aucta, innumerisque in locis emendata ab Ehrenreichio Gerhardo Coldewey, D. ser. Princ. Fr. Or. Consiliario etc. — Die Zuſätze beſtehen vorzüglich in der Angabe der ſeit Emmius Zeit eingedeichten Küſtengegenden und in der Illumination der einzelnen Ämter und Herrlichkeiten. Durch dieſe Charte hat Coldewey ſich ein weſentliches Verdienſt um Oſtfriesland erworben. Sie hat zwar manche, einem landeskundigen Inländer leicht in die Augen fallende Unrichtigkeiten; doch iſt ſie beſſer, als die ſechzig Jahr ſpäter erſchienene oſtfrieſiſche Charte von Güſſefeld, Nürnberg 1790, die weit mehr Irrungen und bedeutende Mängel hat, und eigentlich nur ein überflüſſiges Machwerk iſt. Coldewey's Charte wurde im ſiebenjährigen Kriege zu Paris nachgeſtochen, unter dem Titel: L'Ostfrise, ou Comté d'Emden, par Coldewey, Advocat général d'Emden. à Paris chez le Rouge, Ing. Géographe, rue des grands Augustins, 1757, welcher ſehr verunglückte Nachſtich dennoch von Lotter zu Augsburg wieder copirt iſt. — Die Coldeweyſche Charte iſt erſt im J. 1804 durch die damals von dem holländiſchen Ingenieur-Major Camp (nachherigem königlich-niederländiſchen Obriſtlieutenant), zufolge einer Landesvermeſſung gelieferte, in Berlin geſtochene Charte von Oſtfriesland, ſo wie durch die große militäriſch-topographiſche Charte von Weſtphalen, herausgegeben von dem preußiſchen General-Major von Lecoq, auf welcher auch Oſtfriesland vorkomt, übertroffen worden; immer aber bleibt ſie als Darſtellung des Landes im Anfange des 18. Jahrhunderts, ein ſchätzbares Document für die oſtfrieſiſche Geſchichte. Endlich verdient noch bemerkt zu werden, daß Coldewey auch der oſtfrieſiſchen Münzkunde eine beſondere Aufmerkſamkeit widmete. Er ſammelte nicht nur ein anſehnliches oſtfrieſiſches Münzkabinet, das über 200 ſehr ſchätzbare, goldene und ſilberne Stücke enthielt, und nach ſeinem Tode öffentlich verkauft iſt, ſondern er ſchrieb auch: Nachrichten vom Münzweſen in Oſtfriesland, auch ſämtlichen alten und neuen oſtfrieſiſchen Münzen, — die er in dem Oſtfrieſiſchen Wochenblatt vom J. 1748 wollte abdrucken laſſen. Vier Abſchnitte waren davon in No. 26 bis 29 erſchienen, als der fernere Abdruck von dem Berliner Hofe unterſagt wurde, und zwar nach Inhalt des Reſcripts aus dem Grunde, „weil die Bekantmachung des Münzfußes und des innerlichen Werths der Münzen eines Landes einem Jeden, beſonders Auswärtigen, theils unnöthig, theils bedenklich ſey." Nachher wurde dem Verfaſſer zwar eine blos hiſtoriſche, unſchädliche Beſchreibung verſtattet; er aber, verdrüßlich über dieſen Vorgang, ließ die Feder ruhen, — und ſo ſind keine weiteren Ergebniſſe ſeiner oſtfrieſiſchen Münzkunde vorhanden, als die oben angeführten abgebrochenen Nachrichten in dem oſtfrieſiſchen Wochenblatt, deren Gehalt indeß ſehr bedauern läßt, daß ihre Fortſetzung und Vollendung verhindert wurde. — (Aus mehren zerſtreuten einheimiſchen Quellen). (*Dr. J. Ch. H. Gittermann.*)

Coleanthus Seid. ſ. Schmidtia Trattin.

COLEBROOKIA. Dieſe Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Labiaten und der erſten Ordnung der 14ten Linnéſchen Klaſſe hat Roxburgh ſo genant nach dem Präſidenten der bengaliſchen Societät H. Thom. Colebrooke, welcher Abhandlungen in die Asiatic researches und in die Linnaean transactions gelie-

fert hat. Der Charakter iſt: Zuſammengehäufte Blüthen; eine dachziegelförmig-ſchuppige, vielblättrige Blumenhülle; ein fünftheiliger Kelch mit ſehr ſchmalen, federigen Fetzen; die obere Corollenlippe ausgerandet; eingeſchloſſene Staubfäden; ein zweiſpaltiger, aus der Corolle hervorſtehender Kelch. Die einzige bekante Art, C. ternifolia Roxb., wächſt als ein kleiner Strauch mit dreizähligen, lanzettförmigen, ſpitzen, zottigen, ſtumpfgeſägten Blättern und ährenförmig-rispenartigen Blüthen in Oſtindien. — Colebrookia bulbifera Don. iſt Globba marantina L. (*A. Sprengel.*)

COLEONEMA. Dieß iſt eine von den Gattungen, in welche nach Bartling Diosma L. zerfällt: C. album Bartl. iſt Diosma alba L. (*A. Sprengel.*)

COLEUS. Eine von Loureiro geſtiftete Pflanzengattung, welche in Spr. Syst. mit Plectranthus Herit. vereinigt iſt: C. amboinicus Lour. iſt Pl. amboinensis Spr. (*A. Sprengel.*)

COLLATERALE WERKE heißen in der Kriegsbaukunſt diejenigen Feſtungstheile, welche mit ihren Linien entweder unmittelbar an einander ſtoßen, oder doch einander eine wechſelſeitige Beſtreichung gewähren. Damit dieſe nicht einbohrend wird, müſſen die Linien zweier ſolcher Werke durch ihre Lage einen rechten oder einen noch etwas offeneren Winkel bilden, der jedoch 105 Grad nicht überſteiget, weil außerdem die Schüſſe zu divergirend fallen und daher ihrer Abſicht nicht entſprechen. (*v. Hoyer.*)

Collin, ſ. am Ende der Nachträge.
Colobus (Mammalia) ſ. Cercopithecus.
Colombia, ſ. am Ende der Nachträge.

COLOMBO, Christophoro, bei den Teutſchen am gewöhnlichſten Columbus genant, veränderte ſelbſt jenen Familien-Namen in das ſpaniſche Chriſtoval Colon, um ſich von den Seiten-Linien ſeines Geſchlechts zu unterſcheiden. (S. Colon). Dieſer außerordentliche Mann war 1435 oder 1436 zu Cuccaro (ſ. dieſ.), zwar nicht aus adeligem Stamm, doch von braven Eltern geboren. Sein Vater trieb das Gewerbe eines Wollkämmers. Er genoß eine beſchränkte, aber ſorgfältige Erziehung und brachte auch eine kurze Zeit auf der Univerſität Pavia zu, wo er auch mit der lateiniſchen Sprache bekant wurde. Mehr jedoch verdankte er ſich ſelbſt und ſeinen, trotz einem unſteten Leben, fortgeſetzten Studien. Schon im 14ten Jahre ergriff er mit Luſt und Eifer den Beruf des Seemannes, wohin ſeine wiſſenſchaftlichen Vorbereitungen ihn geführt hatten; und die Natur der damaligen Schiffahrt auf dem Mittelmeere, halb Handel, halb Freibeuterei, konte nicht verfehlen, eine rauhe, aber bildende Schule für den künftigen Seehelden zu eröffnen. Wahrſcheinlich nahm er Antheil an dem Zuge Johanns von Anjou zur Eroberung von Neapel; gewiſſer iſt's, daß dieſer ihm ſpäterhin ein Commando übertrug, wobei er, in kühner Weiſe, eine feindliche Galeere vom Hafen von Tunis abſchnit und nahm. Dann vereinigte er ſich mit zwei Namensvettern, Oheim und Neffe, welche ſich durch glückliche Kapereien gegen die Ungläubigen, wie gegen die Venediger, berühmt gemacht hatten. Ob er in dieſer Verbindung und, in Folge eines hitzigen Gefechts an der portugiſiſchen Küſte mit einigen venediaſchen Schiffen, das ſeinige durch Brand verlor und ſich kaum noch auf einer Schiffstrümmer ans Geſtade rettete, mag mit gleichem Fug bezweifelt werden, als ob ihn ſein Durſt nach erweiterter Kentniß je in die Gegenden des nördlichen Oceans führte.

Welches Geſchick ihn aber auch nach Portugal trug, ſo hätte doch der junge Abenteurer keinen günſtigeren Boden betreten können, um alle die ſeltenen Kräfte zu wecken, welche in ſeinem Geiſte ſchlummerten: denn gerade hier hatte ſich, ſeit dem Beginn des 15ten Jahrhunderts und beſonders durch den belebenden Einfluß des Infanten Don Heinrich, in der Nation ein Geiſt des unternehmenden Kühnſinns entwickelt, welcher, in ſeiner beharrlichen Richtung, ſüdwärts um das noch unerforſchte Afrika einen Seeweg nach den Naturſchätzen Oſtindiens aufzufinden, wenn auch noch nicht das Gehoffte geleiſtet hatte, doch noch immer im weiteren Fortſchrit auf dieſer Bahn begriffen war. Portugal bildete demnach eine Schule, wo ein Seemann entweder lernen, oder ſein bereits erlangtes Wiſſen auf das Vortheilhafteſte geltend machen konte. Letzteres war bei ſeinem erſten Auftreten in Liſſabon (1470) die Meinung ſeiner, dort zahlreich naturaliſirten Landsleute; erſteres jedoch ſeine eigne beſcheidenere Anſicht: aber beides beſtärkte ihn nur um ſo mehr in dem Entſchluſſe, ſich hier gleichfalls anzuſiedeln und ſeine Hand der Tochter eines italieniſchen Edelmanns, Bartolomeo Moniz de Paleſtrello, zu reichen, welcher Befehlshaber auf der Inſel Porto Santo geweſen war, an den früheren Entdeckungen des Infanten einen thätigen Antheil genommen hatte und einen ihm vor allen wichtigen Schatz von Tagebüchern und Seecharten auf ihn vererbte. Dieſe Mitgift machte auch fortan ſein eifrigſtes Studium aus, während er in ſeiner anderweitigen Glückslage ſich ziemlich beſchränkt fühlen mochte, da er ſich genöthigt ſah, ſeinen Haushalt durch Zeichnung von vorzüglich geſchätzten See- und Landcharten zu beſtreiten. Auch dieſe Beſchäftigung führte ihn zum immer weiteren Sinnen über Gegenſtände der Weltkunde; aber nicht zufrieden mit den neuen Aufſchlüſſen, welche ſeine Wißbegierde beſchäftigten und, je ſchärfer er ſie durchdachte, ſeinen Ideen einen nur immer höheren Schwung mittheilten, hielt er es für weſentlich dienſam, jene neuen Entdeckungen aus eigener Anſicht kennen zu lernen und Madera, die canariſchen Inſeln, die Azoren und ſelbſt die Küſte von Guinea zu bereiſen. Er wohnte ſelbſt eine Zeitlang auf Porto Santo, wo unaufhörlich Gegenſtände in Beziehung auf die neuen Entdeckungen ihn umgaben. Es war eine Periode allgemeiner Aufregung für das Seeleben; Legenden von weſtwärts vorhandenen Inſeln waren in Umlauf, welche man ſogar von Zeit zu Zeit geſehen haben wollte. Die von Ariſtoteles erwähnte Antilla, die Inſel der ſieben Städte und St. Brandan gingen ſelbſt in die damaligen Seecharten über.

Digitized by Google

Ausgerüſtet mit allen dieſen Forſchungen, wenn auch nicht ſolchen Sagen vertrauend, überzeugte ſich Colombo allmälig, daß die, von den portugiſiſchen Seefahrern verſuchte Umſchiffung von Afrika weder der nächſte, noch der bequemſte Weg ſeyn möge, um nach den erſehnten Gewürz-Inſeln Hinter-Indiens zu gelangen. Ausgehend vielmehr von dem damals von allen Meßkünſtlern und Geographen bereits angenommenen Heiſcheſatz von der Kugelgeſtalt der Erde, urtheilte er, daß eine Schifffahrt, gerade gegen Weſten gerichtet, nach einem wol nicht gar zu ausgedehnten Laufe, am ſicherſten zu jenen ſich dort entgegenſtreckenden Ländern und deren öſtlichen Küſten führen müſſe. Allerdings war dieſe Meinung ſo alt, als Ariſtoteles ſelbſt, der ſie zuerſt vorgetragen, und unterſtützt durch den Beifall zahlreicher ſpäterer Kosmographen; nur ſchätzte man die Breite des trennenden Oceans bei weitem geringer, und daher konte auch die Ausführung einer ſolchen Fahrt wol für um ſo thunlicher gelten. Hätte aber auch unſer Seemann nie von dieſen Hypotheſen der Alten, nie von Platons in jenem Weſten verſunkener Inſel Atlantis gehört, noch ſich durch Paolo Toscanelli zu Florenz, einem der geachtetſten Gelehrten jener Zeit, mit welchem er ſeit 1474 über dieſe Gegenſtände in Briefwechſel ſtand, in ſeinen Anſichten beſtärkt und ermuntert geſehen; ſo mangelte es ihm doch nicht an neueren ſinnlichen Erfahrungen, die denſelben kräftig das Wort redeten. Man hatte 450 Seemeilen weſtlich vom Cap St. Vincent im Meere ein Stück Holz aufgefiſcht, künſtlich geſchnitzt, aber offenbar mit keinem eiſernen Werkzeuge bearbeitet; Schilfrohr von außerordentlicher Größe, wie es bereits Ptolemäus beſchrieben, war von Weſten herangeſchwommen; ſo wie auf den Azoren dort unbekante Cedernſtämme und auf der Inſel Flores ſogar zwei menſchliche Leichname von abſonderlicher Bildung und Farbe ans Land geſpült worden. Durch dies Alles wurzelte ſein Glaube in ihm felſenfeſt und war nicht ohne einige Beimiſchung von Schwärmerei und Aberglauben, daß er das vom Himmel erſehene Rüſtzeug ſey, jenes lockende Ziel zu erreichen und ſo alle Zungen und Völker unter die Anbetung des Kreuzes zuſammen zu bringen.

Zu ſehr jedoch von Mitteln entblößt, ein ſolches Unternehmen ohne fremde Unterſtützung auszuführen, ſah Colombo wohl ein, daß dieſe um ſo mehr eine kräftige und von einer mächtigen europäiſchen Regirung dargebotene ſeyn müſſe, als er erwartete, bei ſeinem Landen jenſeits auf große, aber unciviliſirte heidniſche Reiche zu treffen, wo er ſich nur unter höherer Autorität werde behaupten können. In Portugal ſchienen ſich hiezu die Umſtände beſonders günſtig zu geſtalten, als Johann II. den Thron beſtieg, der zugleich die ganze Vorliebe ſeines Großoheims Heinrich für das Entdeckungsweſen auf ſich vererbt hatte. Neue Expeditionen nach Afrika kamen durch ihn ins Leben; ſchon waren ſie bis zum Äquator vorgerückt und verſprachen noch immer glücklicheren Erfolg durch die von ihm zuerſt veranlaßte, wichtige Anwendung des Aſtrolabiums auf die nautiſche Höhenmeſſung, wodurch, in Verbindung mit dem Compaß, das bange Kleben an der Küſte endlich einer freieren Fahrt, ſelbſt in unbekanten Meeren, Raum gemacht hatte. Dies erwägend, ſtand der muthige Genueſer nicht länger an, vor Allen der Krone Portugal, als deren nunmehrigen Unterthan er ſich zugleich betrachtete, ſeinen großen Entwurf eines geraden Seeweges nach Indien vorzulegen. In einer beim Könige erlangten Audienz entwickelte er ſo klar und umſtändlich ſeine Theorie dieſes Weges, daß jener, trotz ſeiner ausgeſprochenen Abneigung, ſich auf einen Entwurf dieſer Art einzulaſſen, dennoch für den Gedanken einigermaßen gewonnen wurde. Wenigſtens übertrug er es ſeinen ſonſtigen gelehrten Rathgebern in dergleichen Angelegenheiten, dieſe Vorſchläge noch genauer zu prüfen. Sie hörten ſie an, und erklärten dieſelben für Träumereien eines überſpanten Gehirns, um welcher willen den bisher verfolgten Weg um Afrika aufzugeben, eine unverzeihliche Thorheit ſeyn würde.

Sey es nun, daß dieſe Entſcheidung, oder daß die Ehren und Vortheile, welche Colombo für ſich und ſein gelungenes Werk gleichzeitig ausbedungen und in einer zuweit getriebenen Geſtalt erſchienen, ſeine Zurückweiſung zur Folge hatten; ſo blieb gleichwol in des Königs Geiſte die geheime Lüſternheit zurück, ſich eines möglichen Gelingens dieſes Planes auch ohne den Fremdling zu verſichern, indem durch Abſendung eines Schiffs in jener weſtlichen Richtung in aller Stille der Verſuch gemacht würde, ob ſeine neue Theorie ſich bewähren möchte. Während man alſo Colombo auffoderte, ſich über ſeine Abſichten in einer ſchriftlichen Darſtellung noch ausführlicher auszulaſſen, benutzte man eben dieſes Document, um einen andern, damit ausgeſtatteten Seemann mit dem tieferen Eindringen in den weſtlichen Ocean zu beauftragen. Doch ſchon nach einer Fahrt von wenigen Tagen erkaltete der nicht von innen ſtammende Eifer dieſes Söldlings beim Anblick jener uferlos geglaubten Waſſerwüſte. Er kehrte nach dem Tajo zurück und, begreiflicher Weiſe, war ſein Bericht nur zuſehr dazu geeignet, den Urheber jenes Plans als einen Wahnſinnigen zu verſchreien.

Dieſe hinterliſtige Behandlung empörte den verkanten Mann in ſo verdientem Maße, daß er ſich nicht entſchließen konte, die nunmehr neuerdings verſuchte Unterhandlung mit dem Könige wieder anzuknüpfen; und da er ohnehin ſeine Gattin verloren hatte, feſſelte ihn nichts mehr an den undankbaren Boden, deſſen Wohlthäter er hatte werden wollen. So vermochten ihn Dürftigkeit und die Beſorgniß, ſich perſönliche Hinderniſſe in den Weg gelegt zu ſehen, Liſſabon (1484) heimlich zu verlaſſen; zugleich aber auch ſchienen Ehre und Pflicht zu gebieten, ſeiner Vaterſtadt Genua durch gleiche Anerbietungen eine neue höhere Stufe von politiſcher Bedeutſamkeit und commerciellem Wohlſtand zu eröffnen. Allein auch hier begriff und beachtete man ihn nicht, und lohnte ſeinem Antrage mit einer wegwerfenden Antwort. Ohnehin war Genua's Handelsgröße im Sinken; ſeine Angelegenheiten im Oſten des Mittelmeeres ſtanden je länger, je miß-

Digitized by Google

licher, und der Geiſt, der es einſt groß und gewaltig gemacht, war längſt gebrochen.

Es ſcheint wol, daß Colombo, ſolchergeſtalt auch hier zurückgewieſen, ſeine Blicke zunächſt auf Spanien richtete, aber, bereits auch mistrauiſch gegen ſeinen Glücksſtern geworden, zugleich auch ſeinen jüngeren Bruder Bartolomeo, der in ſeinen großen Entwurf vollkommen eingeweiht und davon nicht minder begeiſtert war, an den engländiſchen Hof abſandte, um vielleicht bei dieſen, ſchon damals durch ihre Seekunde ausgezeichneten Inſulanern Eingang zu gewinnen. Ihn ſelbſt, von Noth und Sorge umhergetrieben, verlieren wir für einige Zeit aus dem Geſichte, bis wir ihn, als Bettler und im Geleit ſeines damals einzigen Sohnes Diego, an der Pforte des Kloſters Sta. Maria de Rabida, unweit des andaluſiſchen Seehafens Palos, wieder erblicken, wo er ſich zufällig dem Prior deſſelben, Juan Perez de Marchena, bekant machte und bald auch dieſem einſichtsvollen Manne zutraulich ſeine Entwürfe und Hoffnungen mittheilte. Schnell begriff der Geiſtliche den Werth dieſer Pläne und des Kopfes, der ſie erzeugt hatte; und da es ihm nicht an Verbindungen an dem kaſtiliſchen Hofe fehlte, rüſtete er ſeinen neuen Freund mit Empfehlungen dahin aus, die ihm in der Perſon des Beichtvaters der Königin Iſabella einen neuen einflußreichen Gönner erwerben ſollten. So trat Colombo im Frühling 1486 in Cordova auf, wo das vereinigt herrſchende Königspaar, Ferdinand und Iſabella, im Kriege gegen die Mauren von Granada begriffen, eben damals ihren Hof hielten. Ausgezeichnete Eigenſchaften und Regenten-Tugenden gingen im Gefolge beider und ließen der Hoffnung Raum, daß ſie vor Andern geneigt ſeyn könten, dem Manne ihr Ohr zu leihen, der ihnen die Schlüſſel zu einer neuen Welt entgegen zu bieten kam. Allein es fehlte viel, daß es dem namenloſen Fremdling gelungen wäre, ſich ihnen auch nur zu nähern. Der königliche Beichtvater ſah mehr auf Colombo's ärmlichen Aufzug, als auf die empfehlenden Worte eines armen Kloſterbruders, und ohnehin glich in dieſem Zeitpunkte Cordova mehr einem Feldlager, wo Alles nur Krieg athmete und jeder andere Gegenſtand weit in den Hintergrund zurücktrat. Dennoch folgte der Zurückgewieſene, ſtandhaft bei ſeinem Glauben beharrend, dem Hofe auch in andere Gegenden der Halbinſel und friſtete indeß ſein Daſeyn kümmerlich durch Chartenzeichnen. Dieſe feſte Ausdauer, verbunden mit ſeinem würdevollen Betragen, gewann ihm endlich einen neuen Freund an Alonzo de Quintanilla, dem Controleur der Finanzen von Caſtilien, der ihn bei mehren bedeutenden Perſonen am Hofe einführte und ſich warm für ihn verwandte, ſo daß ihm endlich eine Audienz vor dem Königspaare erwirkt ward. Colombo ſprach ſeine Gedanken aus; und ſelbſt der kalte und verſchloſſene Ferdinand legte ſoviel Gewicht auf dieſelben, daß er es für angemeſſen hielt, ſie, unter des genanten Beichtvaters Vorſitz, einer aus der Geiſtlichkeit von Salamanca zuſammengeſetzten gelehrten Junta zur Entſcheidung zu unterwerfen. Nur fehlte viel, daß dieſe hochweiſen Männer auch fähig oder geneigt geweſen wären, ſich mit Ideen zu befreunden, denen ſie eine Menge ungereimter Einwürfe aus der Bibel und den Kirchenvätern, ſo wie die Unmöglichkeit von Antipoden, die Unwirthbarkeit der heißen Zone und eine ſchlechterdings verſperrte Rückkehr entgegenſtellen zu müſſen glaubten. Die Erwiederungen des Seemanns, von einem ſchlichten Bonſens und einer ſtets überlegenen Einſicht eingegeben, blieben zwar nicht ohne allen Eindruck bei einigen wenigen Verſtändigeren: aber doch erfuhr dieſe Verhandlung wenn auch keine entſchiedene Verwerfung, wenigſtens fortwährenden Aufſchub und Vernachläſſigung. Dieſer ſchwache Schimmer von Hoffnung hielt indeß doch den Vertrauenden, zumal nach dem ausdrücklichen Willen und zum Theil auf Koſten der Regentin, am Hofe auf allen deſſen Reiſen und Kriegszügen feſt; und nicht ſelten nahm er an den kriegeriſchen Ereigniſſen einen ehrenvollen perſönlichen Antheil, ohne es gleichwol vermeiden zu können, daß der Troß der Höflinge ihn vielfältig, als Projectmacher, in einem abſchätzigen Lichte betrachtete. Nur Quintillana, der edle Herzog von Medina Celi und einige andere Gönner, die er ſich neuerdings erworben hatte, nahmen ſich fortdauernd ſeines Unterhalts an, oder ſuchten ſeine Beziehungen zu dem Königspaare von Zeit zu Zeit zu erneuern.

Zwei trübe Jahre waren ihm unter ſolchen Zögerungen, durch wenige Vertröſtungen erhellt, dahin geſchwunden, als ihm ein Schreiben Johanns II. zu Händen kam, worin er zur Rückkehr nach Liſſabon eingeladen wurde; wiewol er es nicht gerathen fand, es von neuem auf deſſen ſchwankenden und unedlen Sinn zu wagen. Auch König Heinrich VII. von England hatte bald nachher angefangen, ſich in ermunternder Weiſe gegen ihn zu äußern, nachdem es ſeinem Bruder Bartolomeo, auf dem Wege dahin von Seeräubern ausgeplündert, unter langem und entmuthigendem Drangſal, endlich gelungen war, ſich dieſem Monarchen zu nähern. Indeß widerſtand Colombo auch dieſer Lockung um ſo leichter, da indeß auch Ferdinand und Iſabella einige ruhigere Muße gefunden, ſich ſeiner wieder zu erinnern; und es geſchahen einige Schritte, ſowol ihn näher an ihren Hof zu feſſeln, als die eingeſchlummerte Unterſuchung ſeiner Vorſchläge aufs neue zu betreiben (1489). Doch nur zu ſchnell gedieh die lange Fehde gegen die Mauren zu einer Kriſis, für deren glückliche Beendigung Spaniens volle Thatkraft in Anſpruch genommen werden mußte, bis das Regenten-Paar endlich (Febr. 1490) als vollſtändiger Sieger über die Ungläubigen ſeinen triumphirenden Einzug in Sevilla halten konte. Aber ſelbſt auch dieſe glänzenden Erfolge und die ſich weiter daran knüpfenden, lärmenden Feſtlichkeiten, Turniere u. ſ. w. konten nur zu einem neuem Hinderniß werden, die weit ausſehenden Plane des Genueſers in eine ruhige Betrachtung zu ziehen. Erſt im Winter 1491, wo der letzte, die gänzliche Vertreibung der Mauren herbeiführende Feldzug eröffnet werden ſollte, gelang es ihm, auf ſeine immer dringender werdenden Vorſtellungen, auch ſeine eigene Sache der Entſcheidung näher zu führen. Die früher niederge-

Digitized by Google

ſetzte Junta trat abermals zuſammen, unterſuchte, erwog und that endlich durch den Mund ihres Vorſitzers und in dem ſchon kund gegebenen früheren Geiſte den Ausſpruch: daß der Antrag des Bittſtellers eben ſo gehaltlos in ſeinen Grundſätzen, als unthunlich in ſeiner Ausführung und deshalb der ferneren Beachtung der königlichen Herrſcher unwürdig ſey. Nur einige wenige hellere Köpfe unter den Beiſitzern legten ihren, obwol unwirkſamen Widerſpruch ein; brachten es aber doch, unterſtützt nicht minder von der Achtung, die ſich Colombo perſönlich zu erzwingen gewußt, als von dem heimlichen Bedauern des gekrönten Paares, eine ſoviel verſprechende Hoffnung aufgeben zu ſollen, durch ihre Vorſtellungen dahin, daß der ihm zugefertigte abſchlägige Beſcheid ſich in mildere Worte kleidete und noch eine entfernte Ausſicht übrig ließ, die Sache nach glücklicher Beendigung des Krieges wieder aufzunehmen.

Jetzt endlich, nach fünfjährigem Harren, in ſeinem Glauben und Hoffen dennoch aufs ſchmerzlichſte getäuſcht, ſchien dem Armen die Verzweiflung ſelbſt den Entſchluß abzudringen, von den zum Theil fürſtengleichen, großen Vaſallen Spaniens zu erringen, was ihm vom Throne verweigert worden. Der Herzog von Medina Sidonia, an den er ſich zunächſt wandte, ſetzte gleichwol nur um ſo größeres Mistrauen in ſeine Verheißungen, je glänzender ihm dieſe entgegentraten; und auch der Herzog von Medina Celi, ſein bisheriger Gönner, trat im Augenblick des ſchon gereiſten Abſchluſſes der Unterhandlung zurück, aus Sorge, dem Hofe zu misfallen. Immer weiter vom Ziele zurückgeworfen, ſtand der Unglückliche im Begriff, Spaniens trügeriſchen Boden zu verlaſſen und den Aufmunterungen zu folgen, die ihm von England, und ſelbſt von Frankreich her, zu winken ſchienen. Er machte ſich demnach auf den Weg nach dem Kloſter la Rabida, um zuvor noch ſeinen dort unter des Priors Pflege zurückgelaſſenen Sohn zu ſich zu nehmen. Juan Perez, obzwar tief bekümmert über ſeines Freundes Misgeſchick, war dennoch weit entfernt, deſſen Sache als verloren zu betrachten. Vielmehr gab ihm ſein früheres Verhältniß zur Königin, deren Gewiſſensrath er geweſen, den Gedanken ein, ſich unmittelbar an ſie ſelbſt zu Colombo's Gunſten zu verwenden. Dieſer Schrit war von eben ſo ſchnellem, als glücklichem Erfolge. Der Prior wurde befehligt, perſönlich bei der Regentin zu erſcheinen, und führte hier ſeines Schützlings Sache ſo eifrig und beredſam, daß ſie beſchloß, mit demſelben unmittelbar wieder zu verhandeln, und ihn zugleich mit den nöthigen Summen verſah, um mit gebührendem Anſtand bei Hofe im Lager vor Granada zu erſcheinen, wo er mit Auszeichnung empfangen und ſeinem Freunde Quintilla zu gaſtlicher Pflege empfohlen ward.

Es war in dem Zeitpunkt, wo der letzte mauriſche König ſich genöthigt ſah, die Schlüſſel der Alhambra ſeinem Obſieger entgegenzutragen. Die ſpaniſche Nation ſah ſich auf dem Gipfel ihrer Größe. Auch in Ferdinands Geiſte regte ſich dieſer begeiſterte Hochſinn, dem ſich nunmehr der bisher zurückgeſetzte Genueſer als Werkzeug eines neuen, unzuberechnenden Glanzes darſtellte. Der Beichtvater ward beauftragt, ſich mit jenem zu verſtändigen. Jetzt denn zuerſt kamen ſeine Anerbietungen, wie ſeine Foderungen, zu einer ernſtlichen Sprache; aber faſt auch hätten dieſe letzteren, hochherzig und kühn, wie das Bewußtſeyn ſeines Werthes und ſeiner zu leiſtenden Dienſte ſie ihm dictirte, den kalt berechnenden Höfling empört und zurückgeſcheucht. Der Mann, der in ſeinen Augen bis dahin für wenig mehr, als einen Abenteurer gegolten, beſtand auf der vorläufigen Bewilligung, die Gerechtſame eines Admirals von Caſtilien und Vice-Königs im Bereich aller durch ihn entdeckten Länder, zuſamt dem Zehnten der daraus zu beziehenden Einkünfte, zu genießen. Ihm abgeneigter, als je, widerrieth der Geiſtliche ſeiner königlichen Beichttochter, einem ſo unangemeſſenen Übermuth ferner ihr Ohr zu leihen. Dieſer ſelbſt ſchien der gefoderte Preis, der ſogar auch auf des Entdeckers männliche Erben übergehen ſollte, ausſchweifend; aber eben ſo unbeweglich fand ſie den ſtolzen Muth des Bekränkten, der ſein Idol nicht umſonſt achtzehn lange Jahre ſtill in ſeinem Schooße gepflegt haben wollte, als ſie es verſuchte, ſich ſeiner Dienſte um einen beſcheideneren Preis zu verſichern. Er fühlte, daß es ſich hier um Länder und Reiche handelte!

Jetzt endlich ſtand auch ſein Entſchluß völlig feſt, den ſpaniſchen Hof für immer aufzugeben und den Ruf nach Frankreich nicht länger zu überhören. Schon war er (Febr. 1492) auf dem Rückwege nach Cordova. Seine ſparſamen Freunde, ohne ſeinen Entſchluß misbilligen zu können, betrauerten denſelben. Nur Luis de St. Angelo, Schatzmeiſter von Aragonien, ermuthigte ſich, auf ein perſönliches Gehör bei der Königin zu dringen, und beſtürmte dieſe mit ſo triftigen Gründen, Vorwürfen und Vorſtellungen, daß endlich alle Zweifel um ſo mehr in ihrer Sele ſchwanden, als ſich nun zugleich fand, daß die Koſten der Schiffsrüſtung, um welche es hier galt, die Summe von 300,000 Kronen nicht überſteigen und Colombo, mit Hilfe ſeiner Freunde, ſich im Stande ſehen werde, ein Achtel dieſes Betrags ſelbſt herbeizuſchaffen. Sie ertheilte darauf ihre unbedingte Zuſtimmung und fühlte ſich von einer ſolchen Begeiſterung für die Ausführung entzündet, daß ſie das Unternehmen für ein ausſchließliches Werk ihrer caſtiliſchen Krone erklärte und ſelbſt ſich zum Verſatz ihrer Juweelen erbot, um es deſto ungeſäumter zu fördern. St. Angelo jedoch überhob die Monarchin eines ſo großmüthigen Opfers, indem er, mit Ferdinands Bewilligung, die fehlenden Vorſchüſſe aus den von ihm verwalteten Fonds herbeizog. Nicht minder aber trug er Sorge, daß der erneuerte Ruf der Königin ſeinen Freund noch dieſſeits Granada erreichte und von dieſem, wie er's verdiente, beachtet wurde.

Von dieſem Augenblick an war Iſabellens feurige Sele der Mittelpunkt des großen Entwurfs und wußte ſelbſt auch ihren umſichtigen Gemahl dafür in gleichem Maße zu intereſſiren, als ihrem gemeinſamen religiöſen Eifer ein Unternehmen dieſer Art als ein Act der Verherrlichung des chriſtlichen Glaubens in den fernſten Ge-

Digitized by Google

bieten der Erde entgegenſtrahlte; hätte zugleich auch die Vorſtellung von den Reichthümern Kathay's und Cipango's, wie Marco Polo ſie geſchildert, und zu welchen hier der Zugang geöffnet werden ſollte, ihres Eindrucks auf die erregte Phantaſie verfehlen können. Schnell kamen nunmehr die Artikel der Übereinkunft mit Colombo ins Reine. Er für ſich ſelbſt, und auf alle ſeine Nachkommen vererblich, ſollte mit der Würde eines Admirals in allen entdeckten und eroberten Ländern jenſeits des Oceans bekleidet ſeyn und darin mit dem Großadmiral von Caſtilien gleiche Ehren und Vorrechte zu genießen haben. Damit verbunden war Rang und Gewalt eines Vice-Königs in jenen Reichen; die Rente eines Zehntels von dem königlichen Antheil aller Koſtbarkeiten und Handelswaren aus jenen Gebieten; die oberrichterliche Entſcheidung in allen Streitigkeiten zwiſchen den Colonien und dem Mutterlande, zuſamt dem achten Theil des reinen Gewinns aus der gegenwärtigen, wie aus allen künftigen Entdeckungsreiſen, gegen eine gleichmäßige Einlage zu den Koſten derſelben. Schwerlich jedoch würde Colombo dieſer letzteren Bedingung ſeinerſeits haben genügen können, hätte er ſich nicht ſchon im Voraus des Beitrits eines eben ſo vermögenden, als tüchtigen und kühnen Seemannes, des Martin Alonzo Pinçon zu Palos, verſichert gehabt, der ihn auch in den Stand ſetzte, der beſchloſſenen königlichen Ausrüſtung von zwei Schiffen noch ein drittes für ſeine eigene Rechnung hinzuzufügen.

Jener Vertrag ward von dem Regenten-Paar (den 18. April 1492) zu Sta. Fe unterzeichnet und unmittelbar darauf dem zugleich in den Adelſtand erhobenen Admiral ſeine Beſtallung ausgefertige. Der nahe Hafen von Palos de Moguer bot für die eifrigſt betriebene Ausrüſtung um ſo mehr die gewünſchte Bequemlichkeit dar, als die Einwohner, eine früher verwirkte Ungunſt abzubüßen, verpflichtet worden waren, zwei bewaffnete Seeſchiffe, auf den Dienſt eines Jahres, zur Verfügung der Krone zu ſtellen. Dieſe ſollten nunmehr unter Colombo's unumſchränkten Befehl treten und die geſamte Bemannung königlichen Sold empfangen. Mehre andere Begünſtigungen dienten zur Beſchleunigung oder Vervollſtändigung aller nothwendigen Vorbereitungen. Sonach konte ſich Colombo bereits am 12. Mai von Hofe beurlauben und, mit Hilfe ſeiner Freunde in la Rabida und Palos, ſelbſt noch jede dienliche Vorkehr treffen.

Wurden aber auch die Schiffe zu dieſem Seezuge unverweigerlich geſtellt, ſo fand ſich doch die ſehr viel bedeutendere Schwierigkeit, Steuerleute und Matroſen zu erwerben, welche denſelben mit Colombo zu beſtehen, Muth genug gehabt hätten. Auch den Kühnſten erbebte das Herz vor dem Gedanken einer ſolchen ziellosen Fahrt, welche ſie einem unvermeidlichen Verderben entgegenführen müßte; und ſo groß und allgemein war dieſe Scheu, daß ſelbſt die geſchärfteſten Strafbefehle von Hofe nicht hinreichten, an der ganzen Küſte von Andaluſien genugſame Mannſchaften für dieſen königlichen Dienſt zuſammen zu treiben. Erſt als Pinçon, der hier unter der ſeefahrenden Klaſſe eines beſondern Anſehens genoß, ſich für die Sache mit unzweideutigem Nachdruck erklärte und ſamt ſeinem nicht minder wohlerfahrnen Bruder Vincente Pinçon, als Unterbefehlshaber perſönlichen Antheil an dieſer unerhörten Meerfahrt zu nehmen verſprach, wirkten Beiſpiel und Überredung ſoviel bei Verwandten und Freunden, daß ſich endlich die Beſatzungen vollzählig und die Fahrzeuge ſegelfertig befanden. Dennoch beſtand die Mehrzahl der erſteren aus gewaltſam Gepreßten, ſo wie das Geſchwader ſelbſt aus geringen Küſtenbarken, die zum Theil ſogar eines vollſtändigen Verdecks ermangelten und ſo, dem Anſchein nach, wenig geeignet waren, es mit den Wogen eines ſtürmiſchen, uferloſen Oceans aufzunehmen. Das anſehnlichſte dieſer Schiffe, die Santa Maria, ward zum Admiral-Schiffe erſehen, der Befehl aber der Pinta und Niña den Gebrüdern Pinçon zugewieſen. Die geſamte Ausrüſtung zählte, mit Inbegriff der Steuerleute, der königlichen Beamten, Ärzte, einiger Freiwilligen vom Kriegshandwerke und neunzig Matroſen, nicht mehr, als 120 Köpfe. Kriegs- und Lebensbedürfniſſe waren nach Verhältniß und für eine längere Dauer der Reiſe eingeladen.

Endlich, nachdem zuvor noch von Colombo und der geſamten Mannſchaft die heiligen Gebräuche der Kirche in frommer Andacht begangen worden, hoben die Schiffe, unter mancherlei Herzpochen ſowol der Scheidenden, als der Zurückbleibenden, am 3. Auguſt 1492 die Anker und ſteuerten zunächſt gegen die canariſchen Inſeln. Schon auf dieſem bekanteren Wege drang ſich dem Admiral die Beſorgniß auf, daß ſein Schiffsvolk, in einer Anwandlung von Furcht und Reue, auf Umkehr dringen möchte, und das nur um ſo mehr, als ſichs bereits am dritten Tage, zum unglücklichen Vorzeichen, fand, daß an der Pinta (vielleicht von den Eigenthümern vorſätzlich) das Steuerruder zerbrochen ſey und der Schade nur durch Alonſo Pinçons Entſchloſſenheit nothdürftig gebeſſert worden. Drei Wochen eines langweiligen Verzuges an der Inſel Canaria bedurfte es demnächſt, um die noch nothwendigen Vorbereitungen zur ferneren Fahrt zu treffen; aber auch hier gab es neue Entmuthigung durch die Kunde, daß der Unternehmung von einer, auf der Höhe von Ferro kreuzenden portugiſiſchen Flottille Gefahr drohe. Dieſer Hinterliſt zu entgehen, war es das Rathſamſte, ſich ſchnell in die neue unerforſchte Bahn gegen Weſten zu werfen; und ſo ſtieß der muthige Segler (6. Sept.) von Gomera ab; erblickte jedoch, von Windſtillen aufgehalten, Ferro erſt nach drei Tagen, und fühlte, im ſchneidenden Gegenſatz mit ſeinen zaghaften und bis zu Thränen erweichten Gefährten, nur dann erſt ſich wohl, als auch dieſer äußerſte Punkt der bekanten Welt hinter ſeinen Blicken entſchwunden war. Jene ſuchte er durch feurige, aber auch ſelbſt geglaubte Schilderungen von den Reichthümern der Länder, denen ſie entgegeneilten, zu ermuthigen: ſeinen Unterbefehlshabern aber theilte er, für den Fall einer Trennung, die beſtimteren nautiſchen Anweiſungen für die Fortſetzung der begonnenen Fahrt mit, welche, mit Hilfe der Paſſat-Winde, genau in weſtlicher Richtung, 700 Seemeilen unverändert verfolgt werden ſollte, bevor, nach ſeiner Schätzung, irgend ein Land

zu erwarten ſtände. Zugleich führte Colombo, welcher Tag und Nacht ſeine Beobachtungen mit Ruhe und Umſicht anſtellte und durch ſein unverkennbar höheres Talent ſich Vertrauen und Gehorſam bei allen jenen Kleinmüthigen erzwang, zwei verſchiedene Berechnungen (nicht Tagebücher) über den zurückgelegten Weg, deren eine abſichtlich eine geringere Meilenzahl angab, um den Muth der Mannſchaft durch die Kentniß der wahren Entfernung um ſo weniger niederzuſchlagen.

Wol aber hätte ihn ſelbſt eine, damals noch weniger beachtete Wahrnehmung beunruhigen mögen, die er bereits nach einigen Tagen an ſeinem Compaß machte. Die Magnet-Nadel wich um 5 bis 6 Grade weſtlich von ihrer feſten Richtung nach Norden ab, und mit jedem Tage ſah er dieſe Anomalie ſich vergrößern, ſo daß ſie bald auch den minder Unterrichteten nicht länger verborgen bleiben mochte. Was konte — was mußte aus ihnen werden, wenn auch dieſer einzige ſichere Führer in der weiten Waſſerwüſte ſich dergeſtalt untreu erwies? Es gehörte des Admirals ganze Beſonnenheit und Geiſtesgegenwart dazu, um für dieſe befremdende Erſcheinung eine wahrſcheinliche Erklärung zu finden, die zwar ihn ſelbſt ſowol, als ſeine Zuhörer, täuſchte, aber auch für den Augenblick zufrieden ſtellte. Selbſt der Paſſat-Wind, in deſſen Grenzſtrich ſie ſich befanden, und der ihnen eine eben ſo regelmäßige als ſchnelle Fahrt geſtattete, flößte ihnen, ungeachtet der überaus lieblichen Witterung, wovon er begleitet war, das zaghafte Bedenken ein, daß eben er ihnen zugleich jede Umkehr unmöglich machen werde; während wiederum der Anblick von Landvögeln oder ſchwimmenden Kräutern ihren Muth aufs neue ſtützte und ſie mit der Hoffnung einer nunmehr nahen Küſte erfüllte. Schon wollte der erfreute Pinçon (18. Sept.) eine ſolche im Norden erblickt haben, und eilte, mit ſeinem Schnellſegler darauf hinzuſteuern, bis ſichs zeigte, daß er nur durch ein Wolkengebilde am fernen Horizont getäuſcht worden. Colombo ſelbſt war ſich in dieſer Meeresgegend noch keiner ſolchen Entdeckung gewärtig, da das von ihm geſuchte Indien, nach ſeiner Berechnung, noch das Doppelte des Weges entfernt ſeyn mußte. Selbſt wenn ihm zur Seite einige Inſeln vorhanden ſeyn ſollten, wollte er dennoch lieber ſeinen bisherigen geraden Lauf feſthalten, als die Zeit mit deren Aufſuchung verlieren. Denn nur zu deutlich wuchſen Unruhe und Befremdung bei ſeinen Schiffsgenoſſen über die, trotz ſeiner vorſichtigen Verheimlichung, in ihren Augen doch unermeßliche Weite des Weges, den ſie bis dahin fruchtlos zurückgelegt hatten, ohne daß dieſe Befürchtungen von einzelnen günſtigen Anzeigen nahen Landes aufgewogen werden konten. Er hatte größere Sorge und Mühe, dieſe Ängſtlichkeit durch alle Gründe der Vernunft und der Überredung zu beſchwichtigen und ſo die Herzen, als die Schiffe, auf ihrer unverſuchten Bahn zu lenken.

Indeß ſetzte ſich (20. Sept.) der bisher öſtliche Paſſat-Wind für eine Zeitlang in Südweſten um, oder wechſelte mit Windſtillen ab, während ſich das Meer mit unabſehlichen Strecken ſchwimmenden Meergraſes in ſo dichten Maſſen bedeckte, daß die Fahrt dadurch einigermaßen gehindert wurde. Neuer Grund zum Schrecken! — entweder ſich in dieſes weite Netz völlig verſtrickt zu ſehen, oder auf den Untiefen, die demſelben zum Anhaltpunkte dienen möchten, zu ſcheitern. Kaum konte das, von Colombo fleißig, aber ohne gefundenen Grund, ausgeworfene Senkblei dieſes neue Geſpenſt ihrer Einbildung bannen; und eben ſo mühſam reichte ſeine unbeſiegbare Geduld aus, unzählige neue Ausgeburten ihres, bald von dieſer, bald von jener, an ſich gleichgiltigen Erſcheinung hergenommenen Vorurtheils durch ſeine Vorſtellungen zu beſeitigen. Ungeduld, Mistrauen und Furcht bemeiſterten ſich gleichwol der Köpfe mit jedem Tage und jedem weiteren Vordringen in den Ocean in immer höherem Maße und arteten ſolchergeſtalt allmälig in einen düſtern Unmuth gegen ihren Führer aus. Heimliches Zuſammentreten der Unzufriedenen und aufreizendes Murren erzeugte ſich; bis endlich eine faſt allgemeine Stimme des Vorwurfs ſich erhob, daß der tollkühne Ehrgeiz eines Einzigen das Leben ſo Vieler nur zu lange ſchon gefährde und ferner nicht zu dulden ſey. Die Verwegenſten gaben nicht undeutlich den Wink, daß, wofern der Admiral nicht alſofort in die Rückkehr willige, man ſich des ſtarrſinnigen Urhebers ſo großen Drangſals leicht entledigen und einen ungefähren Fall über Bord vorwenden möge. Dem Gefährdeten entging dieſe meuteriſche Stimmung nicht: allein ſeine feſte Sele ſetzte ihr eben ſowol Güte als Ernſt und alle die ſtillen, aber wirkſamen Kräfte entgegen, durch welche die ſchwächeren Geiſter der Gewalt des höheren Genius ſich beugen.

Mochte es indeß ihn ſelbſt wol ſchmerzlicher, als jene, berühren, als Pinçon (28. Sept.) abermals mit ſo beſtimter Gewißheit Land in Südweſten zu erkennen glaubte, daß er auch den Admiral bewog, die ganze folgende Nacht in dieſem Striche zu ſteuern, und als es ſich gleichwol am nächſten Morgen darthat, daß ſie alleſamt durch einen Nebel getäuſcht worden! Tiefe Niedergeſchlagenheit auf allen Schiffen! Selbſt Pinçon, deſſen Anſehen bei der Menge einen gewichtigen Ausſchlag gab und der ſich bisher ſtandhaft zu den Anſichten ſeines Führers bekant halte, ward nunmehr wankend und wollte den Lauf noch ſüdlicher verändert wiſſen: doch Colombo ließ jetzt, wie in den folgenden Tagen, bei friſchem und günſtigem Winde, die Segel unverrückt gegen Weſten richten. Die Schiffsrechnung ergab (1. Oct.) eine Entfernung von 584 Seemeilen, ſeit der Abfahrt von den canariſchen Inſeln, während jedoch der wahre Abſtand bereits 707 ſolcher Meilen betrug. Allein auch jene geringere Angabe war mehr, als zu viel, für den immer noch wachſenden Kleinmuth der aufſätzigen Menge, bis neue und dichtere Vogelſcharen, die doch ſo oft ſchon getrogen hatten, eben ſo ſchnell wieder die Erwartung um ſo ungeduldiger ſpannten, als die ſpaniſche Regirung dem Glücklichen, der des gehofften Landes zuerſt anſichtig geworden, eine Belohnung von 30 Kronen zugeſagt hatte. Schon ſtiegen Hoffnung und Glaube zum lauten Jubel, als ſich (Morgens 7. Oct.) im Weſten zuerſt ein undeutliches, dann aber der vorausgeeilten Niña ein ſo klares Bild einer vorliegenden Küſte darſtellte, daß ſie nicht anſtand, das verabredete Signal durch Aufziehen der Flagge und einen Stückſchuß zu geben. Dennoch löſte ſich, bei weiterer Annäherung

Digitized by Google

auch diesmal jene Erſcheinung in eine leere Wolkenmaſſe auf. Mochten nun auch neue Vogelflüge in der Richtung nach Südweſten wol Land ahnen laſſen: ſo war es doch nur zeitgemäße Nachgibigkeit gegen Pinçons frühere Wünſche, daß Colombo, der die in dieſer Meeresgegend vermuthete Inſel Cipango verfehlt zu haben glaubte, nunmehr jene kleinen geflügelten Boten zu Wegweiſern nahm und ſeinen Lauf demgemäß einrichtete. Drei Tage lang mehrten ſich nun dieſe und ähnliche Andeutungen einer nicht zu fernen Küſte mit jeglicher Stunde: doch das Schiffsvolk, in eben dem Maße, als ſich ſeither die Täuſchungen gemehrt, auch ungläubiger geworden, ſah kaum die dritte Sonne abermals unter den uferloſen Horizont hinabſinken, ſo riß es ſich von den bis dahin kümmerlich beachteten Banden des Gehorſams in wildem Trotze los und begehrte die augenblickliche Einſtellung einer ruchloſen Fahrt, durch welche der Himmel freventlich herausgefodert werde. Mit freundlichen Worten und reicher Verheißung trachtete Colombo die empörten Gemüther zu beſänftigen; ſobald aber dieſer Verſuch ſich als fruchtlos erwies, begriff er die Wichtigkeit des kritiſchen Augenblicks zu wohl, um nicht, mit der Fülle ſeiner geſetzlichen Autorität bewaffnet, den Meuterern feſt zu erklären: die Reiſe ſey der Wille ihrer gemeinſamen Herrſcher und habe den Zweck, Indien aufzuſuchen. So lange dieſer nicht, durch Gottes Beiſtand, erreicht ſey, werde keine menſchliche Gewalt ihn bewegen, von ſeinem begonnenen Wege abzuweichen.

Wie ſehr auch dieſer edle Mannstrotz jenen Schwächlingen für den Augenblick gebieten mochte, ſo wäre des Admirals Lage doch um nichts minder bedenklich geblieben, wenn nicht die Anzeichen eines endlichen nahen Gelingens ſchon am nächſten Morgen ſich faſt als unfehlbar erwieſen hätten. Völlig friſche Süßwaſſer-Gewächſe, eine Menge wohl erkanten Sumpfrohrs, ein friſch abgeriſſener grüner Zweig mit anhängenden Beeren, — ja ſogar ein Bret und ein künſtlich geſchnitzter Stab trieben an ihrem Borde vorüber und mußten auch den Ungläubigſten zu Reue und Widerruf um ſo mehr vermögen, als Colombo mit ſtrafenden Blicken ihnen zuverſichtlich verkündete, noch vor Ablauf der nächſten Nacht werde das von ihm verheißene Land vor ihren Blicken erſcheinen und deshalb eine verdoppelte Wachſamkeit erfoderlich ſeyn. Begreiflicher Weiſe ſchloß ſich auch kein Auge auf allen Schiffen. Colombo ſelbſt hielt auf dem Hinterdeck unausgeſetzt Wache, den düſtern Horizont zu muſtern. Bald auch glaubte er, vor ſich in der Ferne ein Licht wiederholt aufleuchten und wieder verſchwinden zu ſehen; — untrügliches Merkmal alſo eines ſogar von Menſchen bewohnten Landes! Wenige Stunden ſpäter bekräftigte die, eine Strecke vorausgeeilte Pinta ſeine Entdeckung durch einen Kanonenſchuß, und die Augen des Matroſen Rodrigo de Triana waren die erſten, welche die neue Welt in einer Entfernung von 2 Seemeilen, wirklich erblickten. Die Schiffe zogen alsbald ihre Segel ein und trieben bis zum Anbruch der Dämmerung langſam dem Lande zu, während Colombo mit ſtiller ſtolzer Befriedigung dem Gefühl ſeines gelungenen Werkes nachhing, und ſeine Genoſſen, einer ähnlichen Herzenserhebung unfähig, ſich an den Träumen einer reichen und glücklichen Zukunft ergötzten.

Am Morgen (12. Oct. 1492) betrat Colombo dieſe, vor ſeinen Blicken nun klar entfaltete neue Erde, — eine niedrige, aber mit der üppigſten Vegetation überkleidete Inſel, deren Ufer mit nackten kupferfarbigen Menſchen bedeckt waren, welche den landenden Spaniern mit Staunen entgegenblickten. Er ſelbſt der Erſte am Uferſtrande, ſank der Admiral fromm und dankbar auf ſeine Kniee und zog alle ſeine gerührten Begleiter dieſem Beiſpiele der Andacht nach. Dann aber nahm er, unter Entfaltung der Kreuzesfahne und allen feierlichen Gebräuchen, wie ſie damals bei den Portugiſen, und noch lange nachher, üblich waren, im Namen ſeiner königlichen Gebieter Beſitz von dieſer Inſel, der er den Namen St. Salvador beilegte, und welchen ſie, neben der Benennung Guanahani oder Cats-Island, als eine der Lukayen, auch gegenwärtig noch behauptet. Eben ſo wenig vergaß er, von ſeinen Begleitern für ſich den Treu-Eid, als beſtallter Groß-Admiral und Vice-König dieſer entdeckten Erdſtriche zu fodern. Begeiſtert und von den widerſtreitendſten Gefühlen bezwungen, drängte ſich die Schar um ihren Führer, der nunmehr in ihren Augen als ein höheres Weſen erſchien; indeß ſie ſelbſt allzumal von den Eingebornen, in einem noch eigentlicheren Sinne, als ſolche betrachtet wurden. Doch gewannen jene bald Vertrauen genug, ſich dieſen weißen und bärtigen Männern, die, in ihren beflügelten Häuſern daher ſchwimmend, wie vom Himmel herabgeſtiegen zu ſeyn ſchienen, zu nähern, und es knüpfte ſich alsbald ein freundſchaftliches Verkehr zwiſchen beiden an, das durch allerlei kleine Geſchenke der Neuangekommenen noch mehr befeſtigt wurde. Was ſie dagegen von den Erzeugniſſen ihres Bodens zum Austauſch brachten, reizte die Begierde der Spanier ungleich weniger, als der Anblick einiges geringen Goldſchmucks, den die Inſulaner an ſich trugen: denn das Gold und die Koſtbarkeiten Indiens ſollten ja der Lohn der großen Anſtrengungen und Gefahren ſeyn, welchen ſie ſich unterzogen hatten. Colombo verſtand indeß bald aus den Andeutungen dieſes Völkchens, daß jenes Metall keineswegs hier, ſondern weiter nach Süden hin, in großem Überfluß gefunden werde. Immer noch eingenommen von ſeiner Vorausſetzung, ſich im Angeſicht der Oſtküſte Hinter-Indiens zu befinden, zweifelte er nicht, daß jenes Südland die reiche Inſel Cipango, von welcher Marco Polo gemeldet hatte, ſeyn müſſe; und ſo eilte er bereits, nach einem nur zweitägigem Verzuge, mit einigen Eingebornen am Bord, die ihm als Wegweiſer dienen ſollten, durch den Archipel von Bahama, die ihm als Aſiens Gewürzinſeln erſchienen, in der angedeuteten Richtung weiter; landete wiederholt an denſelben, ohne jedoch von ihrem herrlichen Klima, ihren würzigen Düften und ihren reichen Erzeugniſſen, da ſie kein Gold darboten, gefeſſelt zu werden; aber auch bemüht, die Bewohner dieſer Länder, welche von ihm den Namen der Indianer empfingen und ſeitdem, ſo wie Alle dieſes Welttheils, auch beibehalten haben, durch freundliche Behandlung zu gewinnen. So viel er aus ihren ſtummen Zeichen verſte-

Digitized by Google

hen konte, war die geſuchte Goldküſte, die ſie Cuba nanten, noch weiter entfernt und von ſolcher Ausdehnung, daß ſie gar wol das aſiatiſche Feſtland ſeyn mochte. Hienach richtete ſeine entzündete Phantaſie den ferneren Reiſeplan ein, von welchem eine anzuknüpfende Verbindung ſelbſt mit dem mächtigen Groß-Chan von Cathay nicht ausgeſchloſſen ſeyn ſollte.

In der That fand ſich Colombo bereits (28. Oct.) der nördlichen Küſte von Cuba gegenüber, deren hinter einander hoch aufgethürmte Bergzüge alsbald auf einen bedeutenden Umfang ſchließen ließen; während die Natur ſie mit Reizen nicht minder freigebig ſchien ausgeſtattet zu haben, was ſich ihm, der eine ausgezeichnete Empfänglichkeit für Eindrücke dieſer Art beſaß, beim Landen auch in vollem Maße beſtätigte. Um ſo mehr drang ſich ihm der Glaube auf, er ſtehe hier auf Cipango's geſegnetem Boden, und demnach richtete er ſeine Segel ſtracks nach Weſten, wo er die, von Marco Polo gerühmte Hauptſtadt des Landes anzutreffen hoffte. Eben dieſer vorgefaßte Wahn verleitete ihn zu immer neuen Irrthümern und Täuſchungen, die bei ſeinem fortgeſetzten Kreuzen an dieſer Küſte, ſo wie durch eine Geſandtſchaft an einen landeinwärts wohnenden Häuptling und durch die ſichtbare Dürftigkeit der wenig civiliſirten Einwohner, mit denen er zuſammentraf und die er häufig misverſtand, doch endlich dahin aufgeklärt wurden, daß es vielmehr einen Ort im Oſten gebe, Babeque oder Hayti (Hochland) genant, wo ſeine Wünſche ihre volle Befriedigung finden würden. Mit neuen Hoffnungen genährt, beſchloß er, daſſelbe um ſo unverzüglicher aufzuſuchen, als die nahende winterliche Jahreszeit mit noch unbekanten Gefahren der Schifffahrt drohte. Doch verließ er dieſe Küſte nicht, ohne wiederum mehre der Eingebornen beiderlei Geſchlechts mit ſich zu nehmen, aus denen er eben ſowol Chriſten, als künftighin Dolmetſcher bilden zu können, ſich ſchmeichelte.

Am 12. Nov. verließ Colombo den Fluß, wo er zuletzt geankert hatte, und ſteuerte nunmehr oſtwärts an der Küſte entlang, die er hie und da unterſuchte, ohne ſie jedoch ſeinen Erwartungen entſprechend zu finden. Dann aber ſah er ſich durch widrige Winde genöthigt, die hohe See zu ſuchen, wobei er zwar das geſuchte Goldland in der Ferne entdeckte, aber es nicht ſofort zu erreichen vermochte. Während dieſer Zeit trente ſich die beſſer beſegelte Pinta, trotz allen ſeinen Signalen, von dem Geſchwader, weil Pinçon, nicht minder überdrüſſig ſeiner untergeordneten Stellung zum Admiral, als geſtachelt von Ehr- und Goldgeiz, früher an jener reichen Küſte anzulangen und ſich mit den Schätzen derſelben zu ſättigen trachtete. Colombo verlor ihn aus dem Geſichte und ſah ſich genöthigt, nach Cuba umzukehren, deſſen Oſtſpitze er endlich (5. Dec.) erreichte. Von hier aus fiel ihm Hayti alsbald ins Geſicht, und zwar durch ſeine wechſelnden Umriſſe in ſo empfehlender Geſtalt und mit ſo deutlichen Anzeigen einer zahlreichen Bevölkerung, daß dagegen die eben erſt verlaſſene Küſte in ſeiner Schätzung weit zurückſtand. Vieles, worauf die Blicke der Mannſchaft ſich hier zunächſt richteten, bot zugleich ſo unerwartete Ähnlichkeiten mit dem theuren Vaterlande dar, daß dies den Anlaß gab, das Land, nachdem es (12. Dec.) unter Aufrichtung eines Kreuzes feierlich in Beſitz genommen worden, mit dem Namen Hiſpaniola (Klein-Spanien) zu belegen. Man ſtieß dort auf ein verlaſſenes Dorf von wol tauſend Hütten, deſſen Bewohner jedoch, durch Freundſchaftsbezeugungen jeder Art gewonnen, bald wieder heimkehrten, und ſich mit unſchuldigem Vertrauen den weißen Fremdlingen näherten, die ihrerſeits nicht minder über die patriarchaliſche Sitten-Einfalt dieſer reinen Naturkinder erſtaunt waren. Gleichwol ließ alles dies die hier erwartete höhere Civiliſation und den Überfluß an metalliſchen Schätzen vermiſſen, welche der Inſel Babeque eigenthümlich ſeyn ſollten und die daher noch anderweitig in der Nähe aufgeſucht werden mußten. Hiemit ſchienen auch die Berichte der Eingebornen übereinzuſtimmen, bis ſich das Ganze gleichwol zuletzt als Misverſtändniß oder Fabel erwies und fortan auch aufhörte, den Geiſt der Entdecker ausſchließlich zu beſchäftigen. Man verfolgte indeß den Lauf der Nordküſte, und die Zuſammenkunft mit mehren Caziken, welche nicht ohne einigen äußeren Pomp auftraten, ſchien zwar für eine etwas weiter gediehene Verſittlichung und geordnete geſellſchaftliche Einrichtungen zu zeugen: allein die Habſucht der Gäſte mußte ſich an einigen wenigen vorgefundenen goldenen Zierrathen begnügen, welche ihnen willig gegen allerlei europäiſchen Tand abgelaſſen wurden. Das Geburtsland dieſes edlen Metalls aber deutete man ihnen unter dem Namen Cibao, als im Innern des Landes gelegen, an.

In der Chriſtnacht, wo Colombo, bei ſtillem Wetter der lang entbehrten Ruhe ſich hingegeben, vernachläſſigten der Steuermann und die Matroſen, deſſen Beiſpiele folgend, ihre Dienſtpflicht ſo ſehr, daß alsbald Alles am Bord der St. Maria in Schlaf begraben lag, während die Strömungen das Schiff auf eine Sandbank führten, wo es, feigherzig von der aufgeſchreckten Mannſchaft verlaſſen, rettungslos ſcheiterte. Es blieb nichts übrig, als mit Hilfe der eben ſo dienſtbefliſſenen, als enthaltſamen Eingebornen die Ladung nach Möglichkeit zu bergen. Der Admiral, der nunmehr genöthigt war, ſich an Bord der Niña zu begeben, fand, obwol tief erſchüttert durch ſein Misgeſchick, dennoch einigen Troſt in der herzlichen Theilnahme des benachbarten Caziken Guacanagari, der ihm mehre Hütten für ſeine ſchiffbrüchige Mannſchaft einräumte und ſich zu jeder Art von Unterſtützung erbot. Tröſtlicher aber noch war die Entdeckung, daß es, unweit von hier, zwiſchen den Bergen eine Goldmine gebe, wo dies Metall nur darum nicht in größerer Menge aufgeleſen werde, weil die Inſulaner zu wenig Werth darauf legten. Dieſe Kunde, ſchon an ſich ſo überaus wichtig, ward es, ſelbſt in Colombo's Augen, noch mehr in ſeiner gegenwärtigen Lage, wo es nicht gerathen ſchien, auf eine fernere Entdeckung Indiens auszugehen; wohingegen aber die Schätzung aller bisher entdeckten Länder, trotz ihren anderweitigen Natur-Reichthümern, daheim nur eine geringe Würdigung gefunden haben würde, wenn man nicht die Idee eines Goldlandes damit verbinden konte.

Ein näherer Verkehr mit dem Caziken führte hienächſt zu dem Berichte von einem in ſüdlicheren Gegenden

wohnenden, kriegeriſchen Volke, Caraiben genant, welches nicht ſelten Einfälle wage und Gefangene mit ſich fortführe, um ſie daheim beim Siegesmahle zu verzehren. Dies gab dem Admiral Gelegenheit, ſeine neuen Freunde des wirkſamen Schutzes der Spanier gegen jene Räuber zu verſichern, zu deſſen Beweiſe er Proben von der Kräftigkeit ſeiner Feuerwaffen gab, welche nicht verfehlten, die Inſulaner mit den höchſten Begriffen von ſeiner Macht zu erfüllen. Schien nun ein ſolcher Schutz, um jene Gegner für immer zurückzuweiſen, auch eine bleibende Nähe der Beſchützer zu bedingen, ſo lag der Gedanke, dies durch eine Niederlaſſung an dieſer Küſte zu bewerkſtelligen, zu nahe, als daß Colombo ihn nicht hätte faſſen und in Vorſchlag bringen, oder der Cazike ihn nicht freudig genehmigen ſollen, und das nur um ſo mehr, da der geſtrandeten Mannſchaft der St. Maria der Aufenthalt am Lande und das Feiertagsleben in einer ſo glücklichen Natur je länger je beſſer behagte, und da ohnehin die beiden, noch übrigen kleinen Fahrzeuge die vorhandene Menſchenzahl ſchwerlich zur Rückfahrt nach Spanien aufzunehmen vermochten. Aus den Schiffstrümmern ließ ſich leicht ein Fort einrichten, deſſen kleine Beſatzung eben ſowol hinlänglich bewaffnet, als in einem ſo fruchtbaren Lande wegen ihres Unterhalts geſichert werden konte. Die Beſtimmung dieſer Colonie ſollte die weitere Erforſchung dieſes Erdſtrichs und ſeiner metalliſchen oder anderweitigen Erzeugniſſe, die Erlernung der Sprache, Sitten und innern Verhältniſſe der Indianer und der fortgeſetzte Eintauſch von Gold ſeyn, damit bei dem nächſtkünftigen Wiedererſcheinen des Admirals mit ſtärkerer Ausrüſtung der Gang dieſer Unternehmung einen deſto kräftigeren Umſchwung nähme. Dieſes Beginnen erhielt auch ſo vollkommen die Billigung des Cazikens, daß er ſeine Unterthanen den thätigſten Antheil an den Arbeiten der Befeſtigung nehmen ließ und ſich in jeder Art von Freundſchaftsbezeugungen erſchöpfte. Selbſt ſeine Spenden und Geſchenke an Gold waren überaus reichlich und ſetzten den Admiral in den Stand, ſich mit einem nicht unbedeutenden Vorrath von Koſtbarkeiten zur Heimreiſe auszurüſten. Denn freilich mußte dieſer auf die Beſchleunigung ſeiner Rückkehr um ſo mehr Bedacht nehmen, als Pinçons räthſelhaftes Betragen ihn allmälig mit der lebhafteſten Beſorgniß erfüllte. Die Trennung der Pinta vom Geſchwader ſchien keinesweges mehr zufällig, ſeitdem deren Verweilen an einem andern nahen Punkt der Küſte verlautbarte, ohne daß ſie gleichwol die Wiedervereinigung mit ihrem Oberanführer beeilte. Späterhin war Pinçon weiter öſtlich geſehen worden und dann verſchwunden; — nur zu wahrſcheinlich, um Spanien noch vor dem Admiral wieder zu erreichen und ihm die Früchte ſeiner Entdeckung bei den Regenten, wie in der öffentlichen Meinung, zu rauben. Jedenfalls lag dann ſchon ein hartes Geſchick in der Nothwendigkeit, die an ſich gefahrvolle Reiſe über den Ocean in einem ſo ſchwachen und beſchädigten Gebäude, wie die Niña, nochmals und allein zu wagen. Wie ſo leicht konte dann jede beglaubte Kunde der großen Entdeckung für immer in den empörten Fluten begraben werden!

Zehn Tage waren zur Errichtung des leichten Forts, das den Namen la Nadividad erhielt, hinreichend geweſen. Die Geſchütze des geſcheiterten Wracks dienten zu deſſen Bewaffnung, ſo wie ein Theil der anderweitig geretteten Vorräthe zur Verſorgung der Beſatzung, die auf 39 der bravſten und rüſtigſten Spanier, welche ſich freiwillig dazu erboten hatten, beſtimt wurde. Diego de Arana, der königliche Commiſſar des Geſchwaders, ward zu ihrem Anführer beſtellt, mit den nöthigen Vorſchriften für ſein Verhalten verſehen, und auch ſonſt im voraus für mögliche Ereigniſſe jede Vorſorge getragen; vor Allem aber die Erhaltung der Eintracht mit den Inſulanern eingeſchärft. Herzlich war der Abſchied von Guacanagari, den Colombo mit der Verſicherung ſeiner nahen Wiederkehr und reicher Geſchenke tröſtete, indeß er es zugleich für wohlgethan hielt, demſelben, unter dem Schein einer Abſchiedsfeierlichkeit, einen noch beſtimmteren Begriff von der Überlegenheit der europäiſchen Waffen zu geben. Mehre Indianer wurden auserſehen, den Admiral nach Spanien zu begleiten; und ſo richtete endlich die gebrechliche Niña (4. Jan. 1493) ihre Segel wieder dem alten Continent entgegen.

Noch ward indeß Colombo von Gegenwinden an der Küſte aufgehalten, als ihm, zu ſeiner nicht geringen Freude, die Pinta wieder zu Geſichte kam; und gerne ließ er die unhaltbaren Entſchuldigungen gelten, womit Pinçon ſeine Entfernung zu beſchönigen ſuchte. Je ſicherer er jedoch den Mann durchſchaute, deſto feſter reifte ſein Entſchluß, ſich eines ſo unzuverläſſigen Begleiters durch beſchleunigte Heimkehr zu entſchlagen. Bei der fortgeſetzten Küſtenfahrt traf man, im jetzigen Golf von Samana, auf einen, ſich durch kriegeriſche Haltung und beſſere Bewaffnung auszeichnenden Volksſtamm, in welchem man Caraiben zu erkennen glaubte, und der ſeine feindſelige Geſinnung auch bald genug durch einen verſuchten, aber blutig zurückgewieſenen Überfall zu erkennen gab. Endlich (16. Jan.) ſchwand Hiſpaniola aus dem Geſichte; und Colombo, der ſich durch die Paſſat-Winde länger, als er wünſchte, aufgehalten ſah, faßte den Entſchluß, außerhalb dem Bereich derſelben bis zum 38. Grad n. Br. hinaufzugehen, wo er, ſeiner ſorgfältig geführten Berechnung nach, in fortgeſetzter öſtlicher Fahrt auf die Azoren ſtoßen mußte; während die übrigen Piloten am Borde in Berechnung ihres Laufs ſich je mehr und mehr verwirrten und auf Madera hinzuſteuern glaubten. Colombo verbeſſerte auch ihre Irrthümer nicht, um ſich das Geheimniß des rechten Weges, der zu ſeinen Entdeckungen führte, deſto gewiſſer zu verſichern.

Am 12. Febr. wurden die Schiffe von einem furchtbaren dreitägigen Sturme aus Süden ergriffen, in welchem der Admiral die Pinta nochmals aus dem Geſichte verlor, und der ihm ſelbſt, in ſeiner meiſt offenen und zerſchellten Barke, je länger je unausbleiblicher den Untergang drohte. Gelübde frommer Wallfahrten wurden von den Beängſtigten ausgeſprochen, aber auf den Anführer drückte noch inſonderheit das Gefühl des Kummers, daß, falls die Pinta dem Sturme erlegen ſeyn ſollte, jede nächſte raſende Woge ihn und jede Kunde ſeiner aufgefundenen neuen Welt für immer in den ſtummen Abgrund des Oceans niederziehen könne. In dieſer Noth entſchloß

Digitized by Google

er ſich, einen kurz gefaßten Bericht ſeiner Reiſe aufzuzeichnen und verſiegelt an ſeine Souveraine zu richten, den er ſodann, wohlverwahrt in einem Wachskuchen und einer dicht verſpündeten Tonne, den Wellen und dem Glücke anheimgab, um vielleicht an irgend einer bewohnten Küſte angeſpült zu werden. Doch der Orkan ſtillte ſich endlich ab, und gleich des nächſten Tages erblickte man Land, das ſich auch bald als die Inſel St. Maria, eine der Azoren, ergab, und dem geſagten Schiffe, obwol durch Windſtöße lange verhindert, eine ſichere Ankerſtelle gewährte.

Hier aber, wo eine portugiſiſche Niederlaſſung dieſen kaum dem Tode Entronnenen eine gaſtfreundliche Aufnahme verſprach, fanden ſie nur eiferſüchtigen Argwohn und ungroßmüthige Hinterliſt, in Folge eines geheimen Befehls vom Hofe zu Liſſabon, ſich Colombo's, falls er ſich irgend in dieſen oder andern Gegenden zeigen ſollte, zu verſichern. Nur mit Mühe entging er dieſen Nachſtellungen und erlangte ſo viel, daß er ſeine nothwendigſten Bedürfniſſe, Holz, Waſſer und Ballaſt, hier einnehmen durfte. Allein auch bei der fortgeſetzten Fahrt ward ſeine Standhaftigkeit auf eine ſehr harte Probe geſtellt, als ein abermaliger, faſt noch wüthenderer Sturm ſeiner elenden Barke um ſo gewiſſeren Untergang drohte, da gleichzeitig die Küſte von Portugal im Geſichte lag; und Scheiterung an derſelben wäre unvermeidlich geweſen, wenn ſich nicht auch gleichzeitig die Mündung des Tajo vor ihm geöffnet hätte. Es durfte kein Beſinnen und keine Beſorgniß vor abermaliger unfreundlicher Behandlung gelten, um augenblicklich dieſen Nothhafen zu gewinnen. Hier (4. März) glücklich angelangt, gab der Admiral ſeinen Souverainen vor allen Dingen durch einen Eilboten, dann aber auch dem Könige von Portugal, Bericht von ſeiner Ankunft, und bat den letzteren um die Erlaubniß, vor Liſſabon zu ankern. Während die ganze Bevölkerung dieſer Hauptſtadt ſich hier erſtaunt und voll freudiger Neugier um ſeinen Bord drängte, beehrte auch König Johann den caſtiliſchen Groß-Admiral mit einer Einladung an ſeinen Hof, wo derſelbe achtungsvoll empfangen, mit Bewunderung, aber auch wol mit ſtiller Reue, über ſeine fernen Entdeckungen angehört und belobt wurde; indeß des Königs Räthe, gedemüthigt durch einen Erfolg, der, ohne ihre Unwiſſenheit oder ihren thörichten Widerſpruch, eben ſowol auch der Krone Portugal hätte wuchern können, Alles aufboten, Colombo's Seezug als einen Eingriff in die Rechte derſelben darzuſtellen und ſelbſt wol eine gewaltſame Hinwegräumung des Entdeckers als das geeignete Mittel zu empfehlen, jeden ferneren Nachtheil zu verhüten. Johann widerſtand edelmüthig einer ſo niedrigen Einflüſterung, aber nicht auch zugleich der Verſuchung, ſich der lockenden Frucht jener Entdeckung durch eine ſchnell zu entſendende Ausrüſtung in die neue Welt ſelbſt zu bemächtigen. Colombo aber, ehrenvoll von ſeinem Hoflager entlaſſen, kehrte an den Bord ſeines Schiffes zurück und eilte, den Hafen von Palos zu erreichen, wo er ſodann (15. März) wohlbehalten an das Land ſtieg.

Mit ungeheuerem Jubel, Proceſſionen und Glockengeläute wurden hier die Heimkehrenden und längſt Todtgeglaubten von ihren Landsleuten und nächſten Angehörigen wie im Triumphe empfangen. Alles drängte ſich voller Bewunderung um den Anführer, und reihte ſich ihm endlich mit Andacht auf ſeinem nächſten Gange nach der Hauptkirche an, um Gott mit ihm gemeinſchaftlich für dieſen herrlichen Ausgang der Unternehmung zu danken. Und noch hatte der freudige Aufruhr ſich nicht geſtillt, als an dem nämlichen Tage auch Alonſo Pinçon mit der Pinta den nämlichen Hafen erreichte, welcher, durch jenen Sturm bis in die Bai von Biscaja verſchlagen, ſo eben von Bayonne heimkehrte, aber, von innerm Vorwurf gequält, nicht eher ſich zu zeigen wagte, als bis er von Colombo's Abreiſe zum königlichen Hoflager nach Barcellona gewiß geworden. Doch nur zu bald unterlag er jenen bittern Gefühlen, und ſtarb als ein Opfer des Neides und der verfehlten Ehr- und Habſucht, während der Admiral keinen Augenblik ſäumte, ſich dem Königspaare mit der groſſen Nachricht von ſeiner glücklich gelöſten Aufgabe perſönlich darzuſtellen. Hier, bereits durch ſeine vorausgeſandten Briefe auf Außerordentliches vorbereitet, erneuerte ſich für ihn der Triumph, der ihn bis dahin auf ſeinem ganzen Wege empfangen und begleitet hatte; und die mitgeführten Indianer in ihrem nationalen Coſtüme, die Thiere, Gewürzpflanzen, Geräthe und glänzenden Koſtbarkeiten einer aufgefundenen neuen Welt dienten, öffentlich zur Schau geſtellt, ſeinen Einzug in die Reſidenz zu verherrlichen. In der Mitte des verſammelten Hofes, vom Throne herab, empfingen Ferdinand und Iſabella den nunmehr in ſeiner vollen Trefflichkeit erkanten Mann mit gebührender Auszeichnung; und hier erſtattete er nunmehr den mündlichen Bericht von den wichtigſten Ereigniſſen der Fahrt und ihren Reſultaten, welche er gleichwol nur als die Vorboten noch größerer Entdeckungen und Vortheile bezeichnete. Ein feierliches Tedeum, von der Verſamlung angeſtimt, und von dem auf die Kniee niedergebeugten königlichen Paare ſelbſt mit Indrunſt begangen, folgte auf dieſe vernommene Kunde; und an eine ſo erhebende Scene ſchloß ſich eine Reihe von Feſten und Ehren, deren Mittelpunkt Colombo war, während gleichzeitig ſein gefeierter Name durch ganz Europa flog. Mochte ſich auch, am Hofe ſelbſt, wie die bekante Anekdote von Colombo's Ei zu beweiſen ſcheint, ſchon frühzeitig der Neid gegen ihn erheben, ſo lag doch ſchon in der Gunſt, womit die Beherrſcher Spaniens ihn begnadigten, für den ſtolzen Adel ein Pflichtgebot, den nämlichen Fremdling, der noch unlängſt ein Gegenſtand der Geringſchätzung und ſelbſt des Spottes geweſen, in jeder Weiſe zu ehren.

Jetzt aber galt es den ſpaniſchen Monarchen ebenſowol, ſich die Anerkennung des Rechts auf die Herrſchaft über jene Erdhälfte zu ſichern, als daſſelbe zugleich durch wirkliche Beſitznahme zu erhärten. Für jenes ſchien in der Entſcheidung des apoſtoliſchen Stuhls eine hinreichende Bürgſchaft zu liegen, inſofern hier nur von Gebieten der Ungläubigen die Rede ſeyn konte; und es durfte, um ähnlichen Anſprüchen des portugiſiſchen Hofes zu begegnen, ſich nur um eine Grenzlinie handeln, welche die Oberherrlichkeit beider Kronen ſchiede. Papſt Alexander VI. nahm auch keinen Anſtand, die berühmte Bulle auszuſtellen, wodurch der 20ſte — ſpäterhin aber der

70ſte Grad weſtlicher Länge von Ferro als Markſtein ihrer bis- und jenſeitigen Gerechtſame, unter alleiniger Bedingung der Einführung des chriſtlichen Glaubens, feſtgeſtellt wurde. (Vgl. den Art. Demarcations-Linie.) Allein um dieſen ideellen Rechten zugleich auch die reelle Verwirklichung hinzuzufügen, war der caſtiliſche Hof nicht minder geſchäftig, unmittelbar eine bedeutendere und zweckmäßig ausgerüſtete Armada in jene nunmehr Weſt-Indien benante Weltgegend zu entſenden. Juan Rodriguez de Fonſeca, Archidiakonus von Sevilla, ein verſuchter Hof- und Geſchäftsmann, aber auch von heimtückiſchem und rachſüchtigem Charakter, und eben darum, von jetzt an, der verderbliche Wurm an der Wurzel eben ſowol von Colombo's Glück und Ruhe, als von dem Gedeihen all ſeiner ferneren Unternehmnngen, — erhielt auf eine lange Dauer die obere Leitung ſo wie dieſer Ausrüſtung, ſo auch ſämtlicher Angelegenheiten der neuen Welt, welche fortan freilich eines geregelten Geſchäftsganges um ſo mehr bedurften, als die Regirung alle Koſten der Coloniſation zu tragen, gleichmäßig aber auch den vollen Gewinn aus derſelben zu ziehen beabſichtete.

Mit beiſpielloſer Thätigkeit, und nicht ohne Anwendung mancher herben Gewaltſchritte, brachte Fonſeca die erfoderlichen Fonds der neuen Ausrüſtung zuſammen, beſchleunigte die Auswahl der Schiffe, verfügte die Anſtellung der königlichen Beamten, wie der Mannſchaften, und betrieb die Anſchaffung der Lebensvorräthe, des Kriegsbedarfs, und was ſonſt irgend den Erfolg dieſes Seezuges ſichern konte; ſo daß Colombo, welcher in allen ſeinen Würden und Vorrechten aufs neue beſtätigt und noch beſonders zum General-Capitain der Armada, mit unbeſchränkter Gewalt über deren Bemannung, über die Niederlaſſungen in Indien und alle noch weiter auszuführende Entdeckungen ernant worden, bereits am 25. Sept. 1493 den Hafen von Cadix, unter dem Zujauchzen der Volksmenge und an der Spitze einer wohlverſehenen Flotte von 17 Segeln, verlaſſen konte, jedoch nicht, ohne zuvor mit Fonſeca und deſſen Creaturen über einzelne Gegenſtände der Ausrüſtung, zumal ſeines eigenen Haushalts, in mancherlei Zwieſpalt gerathen zu ſeyn. Ein allgemeiner Enthuſiasmus hatte ſich damals der ſpaniſchen Nation bemächtigt; und ſo wie ſich, in unſeliger Selbſttäuſchung, die Habſucht zur Theilnahme an dieſer glänzenden Unternehmung drängte, um in jenen geprieſenen Gold- und Specereiländern einer ſchnellen und leichten Bereicherung nachzujagen, ſo nicht minder der ritterliche, durch die disherigen Maurenkriege genährte Thatenburſt, um Abenteuer aufzuſuchen und Länder und Reiche zu unterjochen, im Gefolge eines fanatiſchen Bekehrungs-Eifers, dem es ſchmeichelte, dort die Herrſchaft des Kreuzes zu gründen. Mehre kecke Degen, wegen Mangel an Raum zurückgewieſen, ſchifften ſich ſogar heimlich auf der Flotte ein, ſo daß ſie in Allem nahe an 1500 Köpfe zählte.

Colombo hatte die Weiſung, ſich von der portugiſiſchen Küſte, wo immer noch böſe Anſchläge brüteten, fern zu halten, und ſteuerte wiederum nach den Canarien, um hier die letzten Reiſebedürfniſſe zugleich mit einer Anzahl von Hausthieren, Geflügel und Fruchtbäumen für ſeine neue Colonie einzunehmen. Am 13. Oct. verlor die Flotte Ferro aus dem Geſichte; ſie nahm aber ihren Lauf noch ſüdlicher, theils um ſich eines noch kräftigeren Paſſat-Windes zu verſichern, theils aber auch um in dieſer Breite, wie der Admiral hoffte, ſogleich auf die wunderſamen Länder der Caraiben zu treffen. In der That führte eine glückliche und kurze Fahrt quer über den atlantiſchen Ocean ſie bereits am 2. Nov. ins Angeſicht der Inſel Dominica, und ſo von Tage zu Tage in die Nähe von Maria galante, Monſerrat, Antigua, St. Martin und Sta. Cruz, wo ſie bald hier, bald dort landete, im fruchtloſen Verſuch, mit den ſcheuen Inſulanern, die man vielmehr aus unzweideutigen Spuren als Menſchenfreſſer erkante, in einen friedlichen Umgang zu treten. Selbſt den Gefangenen, die man machte, ſchien eine unbezähmbare Wildheit eigen. Der Admiral gab indeß für jetzt die genauere Unterſuchung dieſer reichen Inſelgruppe der Antillen auf, um ſich deſto ſchneller des Schickſals ſeiner Colonie zu la Nadividad zu verſichern. Noch aber entdeckte er im Vorbeigehen eine größere Inſel, nachmals Portorico benant, und von einem friedlicheren und geſitteteren Menſchenſtamme bewohnt; erblickte dann die öſtlichſte Spitze von Hiſpaniola, und ſah ſich endlich (27. Nov.) dem Punkte ſeiner Niederlaſſung gegenüber.

Hätte Colombo auch nicht ſofort aus dem todten Schweigen, das längs der Küſte herrſchte, eine ſchwarze Ahnung ſchöpfen müſſen, ſo konte ihn doch bei ſeinem Landen der Anblick des verödeten und gewaltſam durch Feuer zerſtörten Forts über das traurige Schickſal der zurückgelaſſenen Beſatzung ins Klare ſetzen, ſo wie auch das benachbarte Dorf des Cazikenl eine ebenmäßige verlaſſene Brandſtätte zeigte. Bald auch ergab ſich aus den Berichten der Eingebornen, wie ihre weißen Gäſte, ſobald der Admiral den Anker gehoben, ſich allen rohen Eingebungen der Habgier und Sinnlichkeit gegen die Inſulaner überlaſſen und die Geduld derſelben aufs Äußerſte getrieben, während ſie zugleich, uneinig unter ſich ſelbſt, jede militairiſche Diſciplin und Wachſamkeit hintangeſetzt. Dennoch würden die armen Bedrückten dies harte Joch noch ferner getragen haben; allein ein neuer furchtbarer Feind, eiferſüchtig auf die erlangte Gewalt jener Eindringlinge, hatte ſich gegen ſie erhoben, ihnen den Untergang zu bereiten. Dies war der Cazike Coanado im Innern des Landes, ein Abenteurer von caraibiſcher Abkunft, der ſich in früherer Zeit jenen Bezirk unterworfen hatte und auf der Inſel allgemein gefürchtet wurde. Er überfiel die Allzuſichern in ihrem Fort, metzelte ſie bis auf den letzten Mann nieder, ſetzte das Gebäude in Brand, und ließ auch ihren indianiſchen Nachbarn, welche ſogar auf ihrer Seite gekämpft und verwundet worden, eine gleich feindſelige Behandlung widerfahren.

Guacanagari, obwol in ſeiner freundſchaftlichen Geſinnung unverändert, ward dennoch den neuen Ankömlingen, zumal dem finſtern Mönch Boyle, welcher, als apoſtoliſcher Vicar, eines bedeutenden Einfluſſes genoß, bald ein Gegenſtand des Argwohns; und eben hiedurch ein ähnliches Gefühl bei ihm ſelbſt anregend, hatte der Cazike es für das Sicherſte gehalten, ſich der Gewaltſamkeit der Spanier durch eine ſchleunige Flucht landeinwärts

zu entziehen. Inzwiſchen flößte Alles, was jenen hier widerfahren war, ihnen einen Widerwillen gegen dieſen Ort ein, der auch wirklich durch ſeine niedrige und ungeſunde Lage ſich wenig zu einer bleibenden Niederlaſſung eignete. Colombo erſah daher einen öſtlicher gelegenen Punkt an einer Bucht der Küſte, der alle bisher vermißte Vortheile in ſich zu vereinigen ſchien und überdies zunächſt an die Goldberge von Cibao ſtieß. Hier geſchah nunmehr die Ausſchiffung, und alle Hände ſetzten ſich in Bewegung, die junge Colonie zu gründen, welche vom Admiral, zu Ehren ſeiner königlichen Beſchützerin, den Namen Iſabella empfing. Alsbald auch erhoben ſich, neben den Hütten der neuen Anſiedler, einige ſteinerne öffentliche Gebäude. Aber nur zu bald ſah ſich dieſer rege Eifer gehemt durch die Krankheiten, welche, als Tribut des heißen und ungewohnten Klima's oder der langen Reiſe, unter den Coloniſten ausbrachen, ſo wie durch die erwachende Unluſt ſo Vieler, die unter dieſem fernen Himmel nicht hatten arbeiten, und, im Schweiße ihres Angeſichts tagelöhnernd, das Leben friſten, ſondern gefahrlos und in voller Gemächlichkeit Gold und Schätze häufen, oder, ſich mit ihrem Schwerte Bahn brechend, die Herrlichkeiten und den Luxus Cathay's und Cipango's genießen wollen. Colombo ſelbſt fühlte ſich ebenſowol durch Krankheit, als die Sorgen ſeiner Verantwortlichkeit für den glücklichen Erfolg ſchwer belaſtet, ohne gleichwol Muth und Hoffnung aufzugeben. Die Flotte ſollte, zum größern Theile, für ihre unmittelbare Heimkehr mit den Erzeugniſſen dieſes für unerſchöpflich reich gehaltenen Bodens befrachtet und dadurch die geſpante Erwartung des Mutterlandes befriedigt werden; und dieſe Produkte, beſonders die edlen Metalle, ließen ſich nur im Innern des Landes erwarten, welches zu dem Ende näher erforſcht werden mußte. Der ritterlich kühne Don Alonſo de Ojeda übernahm dieſen waghalſigen Zug, der ihn in des furchtbaren Caonabo's Gebiet führen ſollte, an der Spitze einer kleinen wohlbewaffneten Schaar, und drang ungehindert bis in die Gebirge von Cibao vor, ohne weder auf jenen feindſeligen Caziken, noch aber auf Spuren einer höhern Civiliſation oder die geträumten Reichthümer, außer einigem Goldſande in den Bächen, zu ſtoßen. Doch ſchloß man aus dem letzteren Funde immer noch auf unermeßliche Naturſchätze im Innern der Berge, und ließ die Hoffnung zu Anlegung von Bergwerken und einer belohnenden goldenen Ausbeute nicht ſinken.

Zwölf Schiffe des Geſchwaders kehrten demnächſt wirklich nach Spanien heim; weniger beladen mit dem bisherigen geringen Funde jenes geſchätzten Metalls und den Früchten und Pflanzen dieſes Bodens, als mit den glänzenden, aber weit ausſehenden Hoffnungen für die Zukunft, mit welchen Colombo ſich noch immer wiegte. Zugleich foderte er vom Mutterlande her, neben neuen Unterſtützungen aller Art, beſonders auch kundige Bergleute; wogegen er, in einer unglücklichen Verirrung ſeines Geiſtes, vorſchlug, künftighin, als vortheilhaften Rückfuhr-Artikel, caraibiſche Sclaven nach Spanien zu ſenden, welche, durch Bekehrung zum chriſtlichen Glauben, das, was ſie hienieden an Glück und Freiheit einbüßten, reichlich im Himmel wieder gewinnen würden; — ein Vorſchlag, welcher jedoch von der Königin, der ſtets milde geſinnten Beſchützerin der Indianer, edelmüthig verworfen wurde; während im Übrigen der Eifer für die begonnene große Unternehmung ſich bei Hofe, wie in der Nation, noch immer unvermindert erhielt. — Anders ſtand es zu Iſabella, wo Unzufriedenheit, Niedergeſchlagenheit und endlich ſogar offene Meuterei ausbrachen, und, unter der Anreizung des königlichen Controleurs Bernal Diaz, mit nichts Geringerem umgingen, als ſich der noch vorhandenen Schiffe gewaltſam zu bemächtigen, und auf denſelben nach der Heimath zurückzukehren. Noch entdeckte der Admiral dieſen gefährlichen Plan vor der wirklichen Ausführung; und wenn er gleich den Rädelsführer, zuſamt ſeinen vornehmſten Mitſchuldigen, nicht ganz nach Verdienſt beſtrafte, ſo konte doch ſelbſt dieſe Milde ihm die Herzen nicht wiedergewinnen, die ihm ihre gegenwärtige unbequeme Lage als unverzeihliche Schuld in Rechnung brachten.

Dem Admiral ſelbſt war es für dieſen Augenblick von der erſten Wichtigkeit, den Diſtrict von Cibao, auf welchen ſich alle ſeine Hoffnungen ſtützten, genauer kennen zu lernen, um dort mit gewaffneter Hand eine zweite Niederlaſſung zu Gewinnung von Gold-Erzen zu gründen. Man ſtieg auf dieſem Zuge über die vorliegende Bergkette in die üppig reiche Vega Real (Königs-Ebene), von der zahlreichen Bevölkerung gaſtfreundlich aufgenommen, und drang dann in die hohen und rauhen Goldgebirge von Cibao ein. Hier ließen häufige Goldkörner in den herabſtrömenden Bächen auf eine nahe und mächtige Ader dieſes köſtlichen Naturproducts ſchließen, und hier, an einer wohlgeeigneten Stelle, beſchloß Colombo auch, ſich durch Anlegung eines feſten Grenzpoſtens, den er St. Thomas nante, dieſes Diſtricts Meiſter zu machen, indeß kleinere Streifparteien das Land in noch weiterem Umfange erkundeten. Zugleich ward ein Tauſchhandel von europäiſchen Spielwaren, aber nur gegen Gold, eröffnet, das die Eingebornen, Angeſichts der Spanier, aus dem Bachſande wuſchen. Im Ganzen jedoch erſchienen ſie dem Beobachter als ein ſchwaches, arbeitſcheues Geſchlecht, aber von der reichen und lieblichen Natur ſelbſt, worin es lebte, in dieſer ſorgloſen Trägheit begünſtigt.

Eben dieſe milde Natur verſprach aber auch der jungen Colonie Iſabella binnen kurzem ein fröhliches Gedeihen aller dorthin verpflanzten europäiſchen Producte; wogegen der Poſten St. Thomas, deſſen Beſatzung, gleich nach der Entfernung des Admirals, es in gleicher Weiſe, wie weiland die in la Nadividad, trieb, bald in Noth und Bedrängniß gerieth, während zugleich Caonabo ſie mit einem feindlichen Angriff bedrohte. Hier wie dort aber fuhren die ſchädlichen Einwirkungen des Klima fort, jene tropiſchen Fieber zu erzeugen, zu denen ſich noch die neue, hier wahrſcheinlich einheimiſche Krankheit geſellte, welche die Ausſchweifungen der thieriſchen Liebe ſo ſchrecklich beſtraft. Auch die mitgebrachten Mundvorräthe verdarben, und die Spanier gingen ſchwer daran, ſich an die einfacheren Nahrungsmittel der Indianer zu gewöhnen. Vermehrte Anſtrengungen zum Anbau des Bodens, wie der Augenblick ſie erfoderte und Colombo ſie mit Ernſt anordnete, erweckten neues und vermehrtes Misvergnügen,

Digitized by Google

und dies ward, ſowie von den Beamten der Krone und den ſtolzes Hidalgo's, ſo beſonders vom Pater Boyle genährt, der ſich in ſeinem Dünkel von Colombo zurückgeſetzt wähnte. Zwar wußte der feſte Sinn des letztern ſich wol rückſichtslos Gehorſam für den öffentlichen Dienſt zu verſchaffen: doch ward dieſe Strenge, indem alles ſie als eine unerträgliche Tyrannei und Mishandlung verſchrie, eine neue, nie verſiegende Quelle des Haſſes und der Anfeindung gegen ihn, ſowol hier, als ſpäterhin im Mutterlande. Noch ward dies ungünſtige Licht, in welches er ſich geſtellt ſah, vermehrt durch die widrigen Erfolge eines neuen, in ſtarker Anzahl und in weiterem Umfange unternommenen Entdeckungszuges, welchen der Unterbefehlshaber, Pedro Marguerite, nach den ſtrengſten und wohldurchdachteſten Vorſchriften des Admirals, gleichwol ſo übel ausführte, daß er, mit gänzlicher Vernachläſſigung derſelben, die Eingebornen mishandelte und ihre Gemüther empörte, ſeinen Hauptzweck aber, Caonabo's Gefangennehmung, verfehlte.

Unter allen dieſen Sorgen hatte Colombo das eigentliche große Ziel ſeiner diesmaligen Reiſe, die Auffindung des aſiatiſchen Continents, keineswegs aus dem Geſichte verloren, und ging (den 24. Apr. 1494), nachdem er ſeinen jüngſten Bruder, Don Diego, zum Stellvertreter in Iſabella eingeſetzt, mit drei kleineren, aber auch um ſo lenkſameren Fahrzeugen zu dieſer neuen Entdeckungsreiſe gegen Weſten unter Segel. An der öſtlichen Spitze von Cuba angelangt, verfolgte er nunmehr die ſüdliche Küſte dieſes Landes, das er für das äußerſte Ende Aſiens zu halten geneigt war. Er landete nach und nach auf verſchiedenen Punkten in tiefen und herrlichen Buchten, hatte einige friedliche Zuſammenkünfte mit den Eingebornen, und erhielt hier neue Kunde von einer großen Inſel im Süden, als dem wahren Goldlande, dem er auch, von heißer Begierde geſtachelt, ungeſäumt in der angegebenen Richtung entgegenſteuerte (den 3. Mai). Es war die Inſel Jamaica, an deren nördlichem Geſtade er auch bereits nach zwei Tagen vor Anker ging. Der erſte kriegeriſche Empfang der Bewohner, gegen welche bei dieſer Gelegenheit zum erſten Male einer von den berüchtigten ſpaniſchen Bluthunden losgelaſſen wurde, verwandelte ſich bald in eine freundlichere Stimmung. Der Admiral kalfaterte hier ſein leck gewordenes Schiff; fand aber in der Hauptſache nicht, was er vornehmlich ſuchte, und benutzte bereits nach wenig Tagen einen günſtigen Wind, um nach Cuba zurückzukehren. Hier gerieth er bald, bei fortgeſetzter weſtlicher Fahrt, in das Inſeln-Labyrinth, dem er den, jetzt noch beibehaltenen Namen „der Königin Garten" beilegte, und nun um ſo ſicherer hoffte, den aſiatiſchen Archipel, den Marco Polo beſchreibt, erreicht zu haben, da auch die Einwohner von Cuba die fernere Ausdehnung ihrer Küſte als unermeßlich ſchilderten. Immer begieriger ſetzte er demnach ſeinen Weg an derſelben fort, ſo ſehr auch ſeine Gefährten zu wiederholten Malen erſchreckt durch die ſich überall thürmenden Klippen und Sandbänke auf die Umkehr drangen. Zuletzt lief dies Geſtade in ein großes Cap ſüdweſtlich aus, welches ihm, zufolge des damaligen Standes der Geographie, als die Spitze der Chersonesus aurea (Halbinſel Malacca) des Ptolemäus erſchien; und ſchon drängte ſich ſeiner feurigen Sele der kühnere Gedanke auf, nach dem Ruhm einer völligen Erdumſchiffung zu ſtreben, als ſeine kühleren Begleiter, obwol ſeinen Glauben theilend, dennoch in dem abgenutzten Zuſtande des Geſchwaders einen nur zu triftigen Grund aufſtellten, dieſen Vorſatz wieder aufzugeben. So willigte er endlich in die Rückkehr, nachdem er, mittelſt eines noch vorhandenen Documents, ſich die feierliche Verſicherung ausſtellen laſſen, daß niemand am Borde es bezweifle, ſich hier an der Küſte Aſiens zu befinden. Wäre indeß Colombo nur noch wenige Meilen weiter geſegelt, ſo würde er ſich von der inſulariſchen Lage Cuba's haben überzeugen können.

Auf dem nun angetretenen Heimwege entdeckte er indeß (den 13. Juni) noch im Südoſten die Inſel Pinos, und hatte ſich des Weges, den er gekommen, durch alle ſchon früher erprobte Gefahren und Hinderniſſe aufs neue hindurchzuringen. Nicht minder ſchwierig fand er es, ſich von Zeit zu Zeit am Lande einige Erfriſchungen zu verſchaffen; Stürme drohten ihm den Untergang, oder widrige Winde hemten die Verfolgung ſeiner Fahrt gegen Hiſpaniola. Er beſchloß demnach, Jamaica an der ihm noch unbekanten Südſeite zu umſchiffen, wo indeß ähnliche Gegenwinde ihn faſt einen Monat lang aufhielten, aber die Schönheit dieſer Inſel einiger Maßen wieder für ſolchen Verzug entſchädigte. Erſt den 19. Aug. verlor er ſie aus dem Geſichte, um ſchon des nächſten Tages Cap Tiburon auf Hiſpaniola zu erreichen, das er jedoch erſt ſpäter als einen Theil dieſer Inſel erkante. Er ſchiffte nun gleichfalls an der Südküſte derſelben hin; flüchtete unweit des Oſtendes vor einem vorausgeſehenen Sturm in den Hafen Saona, und würde in der Entdeckung der noch unberührten caraibiſchen Inſeln fortgefahren ſeyn, wenn nicht die körperlichen und geiſtigen Anſtrengungen auf einer Fahrt, wie ſie vor ihm, an Dauer, Beſchwerde, Gefahr und Bereicherung für die Länderkunde, noch niemand gemacht hatte, ſeinen Kräften endlich überlegen geworden wären. Krank und ſchier in Bewußtloſigkeit gerathen, mußte er es geſchehen laſſen, daß ſein nicht minder erſchöpftes Schiffsvolk den nächſten Weg zurück nach dem Hafen von Iſabella ſuchte (Ende Septembers).

Hier fand der kaum Geneſene zu ſeiner hohen Freude ſeinen Bruder Bartolomeo vor, von welchem er ſeit mehren Jahren getrent geweſen, und von deſſen Einſichten, Geſchäfts-Erfahrung und Energie er ſich auf ſeinem verwickelten Standpunkte eine willkommene Unterſtützung verſprechen durfte. Ungeſäumt auch bekleidete er denſelben mit dem Poſten ſeines Adelantado (Stellvertreters) anſtatt des minder fähigen Diego, und das nur um ſo mehr, da der Zuſtand der Colonie während ſeiner Abweſenheit noch vielfach kritiſcher geworden. Marguerite, anſtatt den militairiſchen Zug durch die Inſel zu vollenden, hatte ſich begnügt, in die reiche Vega hinabzuſteigen, und ſich jeder Art von Schwelgerei und Unordnung, neben den härteſten Erpreſſungen gegen die Indianer, zu überlaſſen. Die Weiſungen Don Diego's fruchteten nur dazu, den Stolz dieſes Hidalgo, der ſich auf eine beſondere Gunſt des Königs ſtützte, zu reizen, und ihn, wie alle ſeine Standesgenoſſen, dem Befehls-

haber noch höher zu verfeinden. Dieſer Gegenpartei ſchloß ſich demnächſt, zuſamt allen Misvergnügten in der Colonie, der Pater Boyle mit grimmigem Haſſe an, und keine Gelegenheit war verſäumt worden, Don Diego's Autorität Hohn zu ſprechen. Solchergeſtalt war es ihnen ſogar gelungen, die Schiffe, mit welchen Bartolomeo angelangt, zur eigenmächtigen Rückkehr nach Spanien zu benutzen. Marguerite's Flucht ließ die Truppen ohne Anführer, und dieſe ſtreiften nun vollends jeden Zügel der Mannszucht ab, bis ihre Ausſchweifungen die geplagten Indianer zur Nothwehr der Verzweiflung, und damit zur rachſüchtigen Feindſeligkeit gegen die vereinzelten und wehrloſen Unterdrücker reizten. Zugleich ſtand auch den Spaniern in Caonabo ein furchtbarer Gegner auf, welcher das Fort St. Thomas, obwol vergeblich, 30 Tage lang belagerte, und, von mehren Häuptlingen der Inſel unterſtützt, ſelbſt Iſabella bedrohte. Nur der edle, obwol verkante Guacanagari blieb ſtandhaft in ſeiner Freundſchaft. Colombo fand es demnach dringend nothwendig, dieſen zerrütteten Zuſtand der öffentlichen Angelegenheiten ſchnell und in geſchickter Verbindung von Kraft, Liſt und Milde zu beendigen. Es gelang ihm, die Überlegenheit ſeiner Waffenmacht im offenen Felde geltend zu machen, neue feſte Poſten im Innern anzulegen, einen einflußreichen Caziken ſich zu verſöhnen, und, durch eine ſeltene Probe von Ojeda's Irrenden-Ritter-Muth, mitten in Caonabo's Gebiete, dieſen Gegner zu berücken, zu feſſeln und hinter ſich auf ſeinem Roſſe zu entführen. Mit ungebeugtem Stolze trat der Caraibe vor den Admiral und behauptete ſeine Würde, bis jener ihn ſpäterhin als Gefangenen mit ſich nach Spanien abführte.

Mittlerweile ſah ſich die Niederlaſſung einem neuen Drangſale in dem ſteigenden Mangel aller Lebensbedürfniſſe ausgeſetzt, als zwei Schiffe aus dem Mutterlande den Überfluß dahin zurückführten, und auch die Zukunft durch Überbringung von Gärtnern und Ackerleuten auf dieſem fruchtbaren, aber bisher vernachläſſigten Boden ſicherten. Colombo aber, von einem faſt allgemeinen Bunde der Eingebornen, zur Rache von Caonabo's Fall, bedroht, ſah ſich gemüßigt, demſelben mit ſeiner geſamten Streitmacht, die ſich auf 200 zu Fuß und 20 Reuter belief, in der Vega Real zu begegnen. Es kam alsbald zu einem Treffen, worin die feindliche Überzahl faſt augenblicklich der europäiſchen Taktik, dem Geſchütz, den Roſſen und zumal den auf ſie losgehetzten Bluthunden unterliegen mußte. Gänzliche Unterjochung der indianiſchen Bevölkerung war die Frucht dieſes Sieges, der leider! durch eine falſche Berechnung des Admirals, nur zu ſehr gemisbraucht wurde. In der Nothwendigkeit nämlich, ſich durch möglichſt ergiebige Rückladungen in der königlichen Gunſt zu behaupten, ſollten die Überwundenen durch fortwährende ſchwere Tribute aus den Goldwäſchereien und Baumwollengeſpinſt ſich für die Finanzen ausgiebig erweiſen. Durch dies auferlegte Joch von unabſehlicher Dauer ward der geſamte geſellige Zuſtand der Inſulaner, ihre Lebensweiſe und ihr Lebensmuth bis zur Unerträglichkeit vernichtet. In dieſer rettungsloſen Lage, und träge von Natur, beſchloſſen die Unglücklichen, jedem Anbau des Bodens zu entſagen, in die Gebirge zu flüchten und ſolchergeſtalt ihre Tyrannen auszuhungern. Dem zur Steuer wurden ſie nunmehr von den letztern bis in ihre geheimſten Schlupfwinkel verfolgt und dem Wilde gleich gehetzt, bis ſie ſelbſt der Angſt oder dem Hunger zu Tauſenden erlagen. Dem geſcheuchten Überreſt blieb endlich nur die Wahl, zu ſterben oder widerſtandslos zu ſeinen Hütten zurückzukehren und ſich traurig unter das auferlegte Sclavenjoch zu beugen.

Marguerite und ſeine Genoſſen waren indeß am ſpaniſchen Hofe nicht ſäumig geweſen, den Zuſtand von Hiſpaniola und die Verwaltung des Admirals im ungünſtigſten Lichte darzuſtellen, ihn ſelbſt aber, der ſeit mehren Monaten verſchollen ſey, als das nur zu wahrſcheinliche Opfer ſeiner neuen tollkühnen Irrfahrt, zu ſchildern. Ihr Geſchrei fand Glauben; die öffentliche Meinung wandte ſich von Colombo ab, und Ferdinands natürliches Mistrauen fand es gerathen, einen betrauten Agenten abzuſenden, der ſich an Ort und Stelle über die Quellen der ſeitherigen Unordnungen genau unterrichten, und, falls Colombo noch nicht zurückgekehrt ſey, unter deſſen Autorität geeignete Maßregeln zum beſſern Beſtehen der Niederlaſſung treffen ſollte. Die Wahl fiel auf den königlichen Kammerjunker Juan Aguado, der, als des Admirals früherer Begleiter, und von dieſem ſelbſt als ein Ehrenmann empfohlen, das Land bereits kante und ſeinen zarten Auftrag am gewiſſeſten mit der erfoderlichen Schonung ſeines Gönners ausrichten konte. Alle dieſe Milderungen erhielten noch ein neues Gewicht, als inzwiſchen auch die Berichte von Colombo's neueſten Entdeckungen und Hoffnungen eintrafen; und Aguado ging demnach mit einer neuen, zur zweckmäßen Unterſtützung der Colonie ausgerüſteten Flotte (Aug. 1495) von Cadix unter Segel. Kaum aber war er zu Iſabella angelangt, als er auch, berauſcht von der in ſeine Hände gelegten Gewalt, jede Mäßigung aus den Augen ſetzte, und, mit Verkennung der Natur ſeiner Vollmacht, ſich zum Inquiſitor aufwarf, der nicht blos die untern Beamten, ſondern ſelbſt den Adelantado vor ſein Gericht foderte, und von dem Admiral nur, als von einem überwieſenen Verbrecher, ſprach, dem er jedes Übel, ſo die Colonie getroffen, zur Laſt legte. Colombo, der gerade im Innern der Inſel abweſend war, ward von ihm mit der weitgetriebenſten Anmaßung empfangen: doch anſtatt (wie er gehofft haben mochte) denſelben dadurch zu irgend einem heftigen Schritte zu reizen, unterwarf ſich der Beſchuldigte beſonnen, wenn gleich im Innern ſchmerzlich verwundet, der königlichen Willensmeinung, welche in Aguado's öffentlich verleſener Vollmacht ausgedrückt ſchien, und ſah es gelaſſen mit an, wie jener, ſich in alle öffentlichen Angelegenheiten miſchend, ſein Anſehen mit Füßen trat, und alle ſeine alten ſchadenfrohen Gegner ebenſowol zur Eingabe von Beſchwerden gegen ihn und ſeine Brüder ermunterte, als zum Jubel über ſeinen unzweifelhaften Sturz erregte, ja ſelbſt die aufs neue unruhig gewordenen Indianer zu einer gleichen Erwartung ſpannte.

So zu gleicher Zeit ſeinen Stolz befriedigend, und ſeine Sendung für erfüllt haltend, ſchickte ſich Aguado zur Rückkehr nach Spanien an: aber auch Colombo hielt es für dringend, ein Gleiches zu thun, und durch per-

Digitized by Google

ſönliche Vertheidigung die nachtheiligen Eindrücke wo möglich zu verlöſchen, welche Neid, Verleumdung, Ränkeſucht und Bosheit gegen ihn hervorgerufen hatten. Noch lagen indeß beider Schiffe in der Ausrüſtung, als ſich ein ſchrecklicher Orkan erhob, wie er dort kaum jemals erlebt worden. Alle Fahrzeuge von des Kammerjunkers Flotille gingen im Hafen ſelbſt zu Grunde; nur die Niña von des Admirals Entdeckungs-Geſchwader blieb, obwol ſehr beſchädigt, zum Dienſte brauchbar. Während nun dieſelbe hergeſtellt und aus den Trümmern der übrigen ein neues Gebäude für Aguado gezimmert wurde, fand Colombo eine neue Hoffnung und willkommene Beſchäftigung in der zufälligen, auf eine romantiſche Weiſe gemachten Auffindung einer überaus reichhaltigen Goldmine an der Südküſte der Inſel, deren genauere Unterſuchung ſelbſt auf Spuren eines alten künſtlichen Grubenbaues führte, und den, mit ſeinen anderweitigen Träumen eng verbundenen Wahn in ihm nährte, daß er hier Salomo's Ophir aufgefunden habe. Da auch jene Küſtengegend die Lage von Iſabella an Reiz und Fruchtbarkeit weit übertraf, ſo gebot Colombo ſofort die Errichtung eines Forts in der Nähe jener Bergwerke, und dachte bereits auf eine Verpflanzung ſeiner Colonie in die nämliche Gegend, welche auch ſpäter ins Werk gerichtet wurde, und der nachmaligen Hauptſtadt St. Domingo den Urſprung gab.

Als der Admiral ſich endlich, in Begleitung ſeines Widerſachers Aguado, und nachdem er ſeinen Bruder Bartolomeo neuerdings in der angefochtenen Würde ſeines Adelantado beſtätigt, nach Europa einſchiffte (den 10. März 1496), brauchte er die weiſe Vorſicht, alle Kranke, Müßiggänger und Ruheſtörer, welche der Colonie bisher ſo vielfältig zur Laſt geworden waren, mit an Bord zu nehmen. Auf dieſe Weiſe, und mit Inbegriff von 30 Indianern, ward indeß die Bemannung der beiden Fahrzeuge mit drittehalbhundert Köpfen zum Übermaß beſchwert: allein nicht minder nachtheilig ward den Heimkehrenden der zu ſüdlich gehaltene Lauf, der ſie, durch die Wirkung des Paſſat-Windes, in einem vollen Monat nicht weiter, als bis zur Inſel Guadelupe brachte. Nicht ohne Kampf, ſelbſt mit den Weibern der Eingebornen, verſchafften ſie ſich hier einige neue, bereits auf die Neige gegangene Lebensmittel: allein da die fortgeſetzte Fahrt ſie noch immer den Hemmungen des Oſt-Paſſats ausſetzte, ſa ſahen ſie ſich, nach Verlauf eines zweiten Monats, wie es allen ſchien, noch weit von ihrem Ziele entfernt, als ſchon die noch übrigen Mundvorräthe dergeſtalt erſchöpft waren, daß keine Verminderung der Portionen dem Hunger mehr zu wehren vermochte, und die Meinung einiger Verzweifelnden bereits dazwiſchen ſchwankte, ob man die miteingeſchifften Indianer ſchlachten, oder, als unnütze Verzehrer, über Bord werfen ſollte. Kaum vermochte Colombo dieſe Unmenſchlichen durch die Verſicherung zu beſchwichtigen, daß ſie gleich des nächſten Tages das Cap St. Vincent erblicken würden. Verwirrt in den eignen Berechnungen, verlachten ihn die unkundigen Steuerleute, aber betrachteten ihn auch wiederum als ein See-Orakel, da ſeine Verheißung pünktlich in Erfüllung ging, und ſie (den 11. Juni) in den Hafen von Cadix einliefen. Caonabo war indeß, weder dieſen gehäuften Mühſeligkeiten, noch der ihn verzehrenden Schwermuth gewachſen, am Bord der Ni˜a verſtorben.

So wie die Spanier in dem Anblick des, aus der neuen Welt mit Colombo heimkehrenden, entweder kranken, oder mismuthigen und verarmten Geſindels von Glücksrittern wenig Nahrung für ihren frühern Enthuſiasmus fanden, ſo war auch, ungeachtet eines gnädigen Bewillkomnungsſchreibens und mancher Erweiſungen perſönlicher Huld, ſein Empfang am königlichen Hofe zu Burgos ſehr verſchieden von der Erwartung, welche ſeine geleiſteten und noch zu leiſtenden Dienſte ihm vorgebildet hatten. Zwar ſchienen die Verleumdungen und Anklagen ſeiner zahlreichen Feinde auf die gewogene Stimmung des Königspaares nur geringen Eindruck gemacht zu haben; allein es ließ ſich zugleich nicht in Abrede ſtellen, daß ſeine Entdeckung einer neuen Welt dem Schatze bisher mehr Ausgaben als neue Zuflüſſe zugeführt hatte, und daß darum der Eifer, ſo wie das Vermögen zu Förderung ſeiner weitern Entwürfe ziemlich erkaltet ſeyn mochte. Dies aber freilich um ſo mehr, da Ferdinands politiſche Verwickelungen eben damals die vollen Statskräfte in Anſpruch nahmen, und die unſichern Erfolge einer neuen Ausrüſtung, wie Colombo ſie gefodert hatte, die darauf zu verwendenden Summen kaum aufzuwägen ſchienen. Obgleich alſo (beſonders durch Iſabellens ſtandhafte Begünſtigung) ſeine eingereichten Plane zu einer dritten, die endliche Erreichung und Unterſuchung des oſtaſiatiſchen Continents bezweckenden Reiſe gutgeheißen, ſeine Wüeden und Ehren beſtätigt, neue Vortheile ihm zugeſichert, und endlich ſelbſt auch die Gelder dazu angewieſen waren; ſo verzögerten dennoch die verwickelten Finanzen des Hofes, die laue, ja feindſelige Stimmung des Publikums, das eben ſowol die Schiffe, als die Freiwilligen zu dem angekündigten Zuge verweigerte, und die daraus hervorgehende Nothwendigkeit, die einen mit Gewalt zu preſſen, und die andern durch Leerung der Gefängniſſe zu erſetzen, die Vorbereitungen um ſo mehr, als alle Miswollende, mit Fonſeca, dem Oberaufſeher der Expedition, an ihrer Spitze, nichts unterließen, was ſtörend auf die Wünſche des verhaßten fremden Emporkömlings einwirken konte. So geſchah es denn, daß das Jahr 1498 heranſchlich, bevor dieſe Hemniſſe durch Colombo's oft ſchier erliegende Geduld und Ausdauer beſiegt werden konten.

Am 10. Mai hob endlich die Flotte von ſechs Schiffen, mit welcher der Admiral ſeine neue Fahrt antreten ſollte, die Anker, um auf dem bisher noch unverſuchten Wege in der Parallele der Capverdiſchen Inſeln, oder noch näher gegen den Äquator, gegen Weſten zu ſteuern, und ſo, wie er vermeinte, um ſo gewiſſer auf das feſte Land von Hinter-Aſien zu ſtoßen. Auf der Höhe von Ferro entſandte er die Hälfte ſeines Geſchwaders in der nächſten Richtung gegen Hiſpaniola zur Verſorgung der dortigen Niederlaſſungen; er ſelbſt ging nach den vorgenanten Inſeln ab, die jedoch ſeiner Hoffnung, ſich hier mit friſchen Vorräthen zu verſehen, wenig entſprachen. Allein indem er (bis Mitte Juli) gegen Südweſten und bis 5 Grad nördl. Br. in den Ocean eindrang, gerieth er in Windſtillen, die, ver-

Digitized by Google

einigt mit den Wirkungen einer ſcheitelrechten Sonne, jede menſchliche Kraft zu lähmen ſchienen, und erſt in weiterem Abſtand vom afrikaniſchen Continent einem abkühlenden und günſtig fördernden Paſſat-Winde wichen. Dennoch raubte die Fahrt ſo viel an Zeit, daß bereits wiederum Muthloſigkeit unter der Mannſchaft einriß, und der Admiral, auf der Höhe der Caraiben angelangt, die Aufſuchung derſelben in einem nordöſtlichen Laufe begonnen hatte, als, mit der letzten Tonne des Waſſervorraths auf den Schiffen, im gelegenſten Augenblick, die Inſel Trinidad (den 31. Juli) vor ſeinen Blicken aufſtieg. Hier, an dieſem überaus fruchtbaren und friſch grünenden Geſtade, befriedigte er das Bedürfniß ſeines Durſtes, ward aber zugleich unaufhaltſam zu neuen Entdeckungen hingezogen, da er gegenüber im Süden eine ſich niedrig hinziehende Küſte wahrnahm, die er gleichfalls für ein Inſelland hielt, ohne zu ahnden, daß er hier, unweit des Oronoco-Stromes zum erſten Male die Terra firma wirklich erblickte, welche ſo lange das Ziel ſeines raſtloſen Strebens geweſen.

Eine Zuſammenkunft mit den wohlbewehrten Eingebornen lief unfriedlich ab: aber auch, als ſich dieſer Empfang allmälig in gaſtfreundliche Vertraulichkeit verwandelte, blieb hier, im Golf von Paria, die Sicherheit ſeiner Schiffe, wegen der furchtbaren Strömung in beiden Mündungen deſſelben, noch immer bedenklich, bis er, nicht ohne Gefahr, den nördlichen Ausgang durch die Bocca del Dragon in das offene caraibiſche Meer fand. Dennoch mochte ſich Colombo nicht ſofort von der Küſte eines Landes trennen, wo er einen Reichthum ſchöner Perlen vorgefunden hatte, ſondern verfolgte ſie noch in weſtlicher Richtung bis zur Inſel Margarita, wo jene Hoffnung in eine glänzende Erfüllung zu gehen ſchien und er in große Verſuchung gerieth, noch länger zu verweilen, oder in dieſer Perlen-Region weiter vorzudringen, wenn nicht überhandnehmende Gicht und Augenſchwäche, zuſamt dem drohenden Mangel an Lebensmitteln, ihn gemahnt hätten, Hiſpaniola auf dem nächſten Wege zuzueilen. In fünf Tagen durchſchnitt er jenes Binnenmeer, ohne auf neues Land zu gerathen, und erreichte die Südküſte jener Inſel unweit der neuen ſpaniſchen Niederlaſſung, wo ſein Bruder Don Bartolomeo, von ſeiner Erſcheinung benachrichtigt, ihm freudig entgegeneilte.

Des Adelantado Bericht von ſeiner bisherigen Verwaltung der Inſel belehrte den Admiral nur zu bald, daß er hier, anſtatt auf Ruhe und Erholung, nur auf neue drückende Sorge zu rechnen habe. Der erſte Grund zu der jungen Hauptſtadt St. Domingo war an einer wohlgelegenen Stelle zwar gelegt worden, aber es gab noch Striche im Weſten der Inſel tributbar zu machen; und wiewol dieſe durch des Adelantado kluges Benehmen friedlich dazu bewogen worden, ſo konte doch ſelbſt eine Kette von militairiſchen Poſten, quer durch das Land gezogen, es nicht verhindern, daß die Bedrückungen und Ausſchweifungen der ſubalternen Beamten, nunmehr noch im Gefolge von fanatiſcher Proſelytenmacherei, die Eingebornen ſtets von neuem wieder zu der traurigen Nothwendigkeit der Selbſthilfe drängten, welche unfehlbar zu Blutvergießen, Feuertod und noch engerer Zuſammenziehung ihrer Ketten führte. Aber auch auf die Coloniſten wandte ſich dadurch, in gerechter Wechſelwirkung, Noth und Mangel an den erſten Bedürfniſſen um ſo mehr zurück, als ſie, nur nach Gold dürſtend, noch immer ſäumten, das Land anzubauen. Zugleich erſchien Don Bartolomeo's, des zuvor unbekanten Eindringlings, Machtvollkommenheit in den Augen vieler Unzufriedenen nicht begründet genug, um ſeinen feſten und ſtrengen Anfoderungen Gehorſam zu leiſten. Dies offenbarte ſich, als Francisco Roldan, ein fähiger Kopf, den Colombo aus dem gemeinen Haufen nach und nach zum Poſten eines Alcalde Mayor oder Oberrichters der Colonie emporgehoben hatte, und der dieſen für einen verlornen Mann hielt, den verwegenen Plan faßte, ſich ſelbſt durch jedes Mittel der Hinterliſt, und unterſtützt von einer kleinen, im Stillen gebildeten Partei, zum Haupte der Niederlaſſung hinauf zu ſchwingen. Seine Ränke, ſeine Aufreizungen, ſeine goldenen Verheißungen bewirkten endlich ein geheimes Complott, in welchem es, mittelſt eines wie von ungefähr entſtandenen Auflaufs, auf das Leben des Adelantado abgeſehen ſeyn ſollte. Durch einen glücklichen Zufall vermied der letztere dieſen Streich; aber bald glaubte Roldan ſich ſtark genug, es auf offenen Widerſtand zu wagen, wobei die beiden Brüder des Admirals als die einzigen Schuldigen erſcheinen, von ihm, als Oberrichter, verurtheilt, und ihm ſolchergeſtalt die Stufen gebildet werden ſollten, ſich, gleichſam wie zum Heil des Ganzen, ihres Oberbefehls zu bemächtigen.

Der Vorwand zu einer ſolchen Exploſion war leicht gefunden. Dennoch ſcheiterte der Verſuch an Don Bartolomeo's entſchloſſener Haltung, und auch ein Anſchlag, ſich mit ſeinen Spießgeſellen des Forts Conception zu bemeiſtern, oder ſelbſt in Iſabella einzudringen, ward zurückgewieſen. Indeß durfte der Adelantado ſeinen eigenen Truppen zu wenig vertrauen, um ſie mit Nachdruck gegen den Empörer zu führen, der noch fortfuhr, ſich mittelſt Auflöſung aller Bande der geſelligen Ordnung zu behaupten, und ſelbſt die unglücklichen Eingebornen verführte, auf ſeine Seite zu treten. So ſtand die Colonie durch innern Zwieſpalt am Rande des Verderbens, als (im Febr. 1498) neue, dringend nothwendig gewordene Zufuhren und Truppenverſtärkungen aus Spanien anlangten, zugleich aber auch für Don Bartolomeo die königliche Beſtätigung in ſeinem Poſten und gewiſſe Kunde von des Admirals naher Erſcheinung mitbrachten. Doch Roldan, nunmehr jedes Vorwandes beraubt, zog ſich, anſtatt an Unterwerfung zu denken, mit ſeinen Anhängern in die weſtlichen Bezirke der Inſel zurück, die zu Feindſeligkeiten aufgereizten Indianer ihrem Schickſale überlaſſend. Dieſe wurden leicht überwältigt und ſelbſt in die unzugänglichen Berg-Diſtricte verfolgt; aber nur des Siegers mit Milde gepaarter Ernſt vermochte es, ſie mit ihrem düſtern Looſe einiger Maßen zu verſöhnen.

So verwirrt war der Zuſtand der Dinge auf Hiſpaniola, als Colombo, krank und erſchöpft, hier wiederum landete. Sein erſter öffentlicher Schritt, ſolchem Unheil zu ſteuern, mußte ſeyn, Roldan und deſſen geſetzloſen Anhang zur Rechenſchaft wegen ſeines gröblichen Misverhaltens zu fodern, der jedoch weit entfernt blieb, ſich vor

Digitized by Google

ſeinem Gericht zu ſtellen, und ſich in der angemaßten Unabhängigkeit auch um ſo leichter behauptete, da es ihm zufällig gelungen war, ſich der drei, von dem Admiral vorausgeſandten Fahrzeuge und ihrer Vorräthe zu bemächtigen und den Auswurf ihrer Beſatzungen an ſich zu lokken. Um nun jeder weitern Verführung zu ſteuern, blieb es das Rathſamſte, den vielen Unzufriedenen in der Colonie die Ausſicht zur Heimkehr ins Vaterland zu eröffnen, während den Meuterern ſelbſt, aber vergeblich, eine völlige Amneſtie des Vergangenen angeboten wurde. Beide Theile brachten indeß mit den rückkehrenden Schiffen ihre Beſchwerden an die Souveraine; gleichwol aber mußte einſtweilen irgend ein friedliches Abkommen zwiſchen ihnen getroffen werden, wofern nicht die Colonie, welche ohnehin einer völlig neuen Organiſation bedurfte, zu Grunde gehen, der Admiral aber verhindert werden ſollte, ſeine Entdeckungsreiſen fortzuſetzen; und dieſer bequemte ſich endlich, obwol mit widerſtrebendem Gefühl, zu den härteſten Bedingungen, die ihm von der frechen Rotte abgedrungen, aber alsbald auch, unter den nichtigſten Vorwänden, von ihr ſelbſt wieder gebrochen wurden: denn ſehr natürlich wich Roldans etwanige augenblickliche Reue einem verſtärkten Trotze, ſobald er Kunde erhielt, daß ſeines Gegners wider ihn erhobene Beſchwerden, durch Fonſeca's feindſeligen Einfluß, bei Hofe nur eine kalte Aufnahme gefunden. Seine Foderungen, auf eigene Rechtfertigung und augenblicklichen Vortheil für ſich und die Seinen berechnet, mußten, wie unverſchämt ſie auch waren, und wie ganz ſie des Admirals Autorität zerſtörten, abermals von dieſem zugeſtanden werden, da ſelbſt auch die Treue ſeiner nächſten Umgebungen mit jedem Tage zweifelhafter erſchien. Der Oberrichter, obwol ſcheinbar unter ſeine Befehle zurückgekehrt, benahm ſich fortwährend gegen ihn mit einem ſchier unerträglichen Übermuth und begünſtigte Misbräuche, denen jener nur ein ſchmerzliches Schweigen entgegenzuſetzen hatte. Die Coloniſten verwandelten ſich dadurch in Lehensherren über die fruchtbarſten oder goldreichſten Bezirke der Inſel — d. h. in faulenzende Landeigenthümer, denen die bisher freien Indianer als Dienſtleute zugewieſen wurden; — eine Einrichtung, die unter dem Namen der Repartiemento's unſägliches Elend über dieſe Unglücklichen herbeigeführt und vornehmlich zur gänzlichen Ausrottung derſelben mitgewirkt hat.

Gern wäre Colombo perſönlich nach Spanien hinübergegangen, eben ſowol um — was Briefe und Berichte immer weniger vermochten, — durch eine getreue und kräftige Darſtellung dieſes gehäuften Unfugs und der erlittenen Kränkungen dem getäuſchten Königspaare die Augen zu öffnen, als ſeine zahlreichen Feinde und Verleumder am Hofe zum Schweigen zu bringen; allein ſeine Anweſenheit in der Colonie, zuſamt dem Schatten von Autorität, den er etwa noch gerettet, blieb für den Augenblick dennoch die unerläßliche Bedingung ihres Beſtehens, und dies nur um ſo mehr, da um die nämliche Zeit (im Sept. 1499) Ojeda, der tollkühn-abenteuerliche Gefährte ſeiner früheren Unternehmungen, mit vier, für eigene Rechnung ausgerüſteten Schiffen, zu einem nahe an Freibeuterei ſtreifenden Zuge an der weſtlichen Küſte der Inſel erſchienen war, wo ſich, unter dieſen Umſtänden und bei ſeinem bekanten Charakter, das Schlimmſte von ihm befürchten ließ. Nur ein eben ſo kühner und ſchlauer Kopf, wie Roldan war, und für deſſen Treue hier die Bürgſchaft in ſeinem eigenen Intereſſe lag, konte ihm mit einigem Erfolg entgegengeſtellt werden, um durch einen Wettkampf von Liſt und Gewandtheit die verwegenen Pläne des erſteren, worin ſie auch beſtehen möchten, unſchädlich zu machen.

Es ergab ſich bald, daß Ojeda, von Fonſeca begünſtigt, genauere Einſicht in alle Berichte, Tagebücher und Charten von Colombo's neueſter Reiſe nach dem Golf von Paria, und bei erwachter Begierde, dieſe neue, vielverſprechende Bahn zum Reichthum weiter zu verfolgen, auch die bereitwillige Autoriſation zu jener Ausrüſtung erlangt hatte. Verbunden mit mehren Abenteurern, unter denen ſich auch zufällig der florentiniſche Kaufmann Amerigo Veſpucci und verſchiedene frühere Seegefährten des Admirals befanden, war Ojeda einen großen Strich, ſüdlich vom Oronoco an bis in die Bai von Venezuela, an der Terra firma entlang geſegelt, und demnächſt, nach einem Abſtecher zu den caraibiſchen Inſeln, auf Hiſpaniola gelandet, um ſeine aufgezehrten Mundvorräthe zu erſetzen. Dieſer ſchreiende, von oben gut geheißene Eingriff in Colombo's Rechte, wie er in der ganzen Unternehmung Ojeda's vor Augen lag, mußte ſein Gefühl tief verletzen; wäre es nicht zugleich auch in noch höherem Maße durch die von dem letzteren verbreitete, anderweitige Kunde geſchehen, daß ſeine eigene Ungnade am ſpaniſchen Hofe und die nahe Zurücknahme des Oberbefehls um ſo entſchiedener ſey, da die Königin Iſabella, ſeine letzte Stütze, an lebensgefährlicher Krankheit darnieder gelegen. Ojeda, von dieſen Anſichten ausgehend und ſich alsbald zu einigen der Unwürdigſten von Roldans ehemaligen Spießgeſellen wendend, bezeigte nicht übel Luſt, mit Hilfe derſelben dem Admiral die Spitze zu bieten und ſelbſt ihn von der Inſel zu verjagen; doch Roldan, der jeden ſeiner Schritte hütete, und beim mehrmals wiederholten Verſuch von Thätlichkeiten einen überlegenen Widerſtand von Liſt und Entſchloſſenheit entgegenzuſetzen wußte, nöthigte ihn endlich, das Feld zu räumen und ſich wieder nach Europa einzuſchiffen.

Kaum war dieſer ungelegene Gegner glücklich abgewehrt, ſo gedieh es zu neuen Unruhen durch einen Zwiſt, der von Nebenbuhlerei bei einer indianiſchen Schönheit zwiſchen Roldan und Don Hernandez de Guevara, einem ſeiner früheren Unheilsgenoſſen, ausbrach, und worin jener durch ſtrenge Ausübung ſeiner oberrichterlichen Gewalt, zugleich die Herzen aller übrigen von gleichem Gelichter aufs heftigſte gegen ſich entrüſtete. Die alten Scenen der Parteiung erneuerten ſich; es ſollte bald nichts Geringeres, als den Tod Roldans und des Admirals gelten. Nur des letztern ſchnelle Entſchloſſenheit, womit er die Rädelsführer nächtlich in ihrem Schlupfwinkel überraſchte und feſtnahm, rettete ihn und jeden kleinen Reſt von Geſetzlichkeit auf der Inſel. Die Hinrichtung des einen, die Einkerkerung der andern erdrückte die offene Empörung, welche im Begriff geſtanden hatte, auszubrechen; und jetzt erſt begannen die Früchte einer beſſern Ord-

Digitized by Google

nung in den geſchreckten oder beruhigten Gemüthern, ſich allgemach in der Niederlaſſung zu zeigen. Colombo ſchöpfte aufs neue Muth genug, um auf die Verfolgung ſeines ſo lange gehemten Lieblingsplanes, die nähere Erforſchung der Küſte von Paria, zurückzukommen, deren eigentliche Natur als Continent er ſeitdem richtig erkant hatte, und an welcher er die Errichtung einer Perlenfiſcherei bezweckte.

Während dieſer günſtigeren Wendung der Angelegenheiten auf Hiſpaniola fehlte jedoch viel, daß des Admirals Betragen auch in Spanien im rechten Lichte erkant worden wäre. Seine alten Widerſacher und Neider vereinigten ſich mit all den Unzufriedenen, welche aus der neuen Welt zurückkehrten, um laute Klagen gegen ſeinen anmaßenden Stolz, ſeine beleidigende Härte und ſeine Grauſamkeit gegen die Eingebornen zu erheben; — ja, daß er wol gar damit umgehe, ſich jeder Abhängigkeit vom Mutterlande zu entziehen. Auf Ferdinands argwöhniſche Sele machten dieſe ewig wiederholten Beſchuldigungen einen immer tieferen Eindruck. Colombo hatte wenigſtens inſofern ſeine Erwartungen getäuſcht, als dieſe neuen Beſitzungen jenſeits des Meeres, anſtatt ſeinen Schatz zu füllen, immer noch bedeutende Einlagen erheiſchten; und das jammervolle Bild von der Colonie, welches jener ſelbſt in ſeinen Berichten hatte aufſtellen müſſen, ließ glauben, daß er ſich — ſey es aus Unfähigkeit oder aus Misverhalten — große Fehler in der Verwaltung habe zu Schulden kommen laſſen. Eine ſo ausgedehnte Gewalt, wie ſie ihm, und nicht ohne inneres Widerſtreben, war übertragen worden, ſchien nicht länger in ſo allgemein verhaßten Händen bleiben zu dürfen; und ſo dachte denn der König je länger je ernſtlicher darauf, abermals einen betrauten Bevollmächtigten hinüberzuſenden, der ſich an Ort und Stelle eine klare Einſicht in dieſen wichtigen Gegenſtand erwürbe und, wenn die Dringlichkeit es foderte, die Zügel der Verwaltung ſelbſt ergriffe. Nur Iſabellens nicht zu beſiegende Abneigung gegen jedes wider ihren Schützling zu ergreifende, harte Verfahren verhinderte die Ausführung dieſes zeitig gefaßten Entſchluſſes: aber auch ſie ward mit dem Starrkopf unzufrieden, als er die von ihr gemisbilligte Maßregel, gefangene Indianer als Sklaven nach Spanien zu ſenden, fortdauernd für nothwendig erklärte.

Der Admiral ſelbſt hatte um einen neuen rechtskundigen Oberrichter, ſo wie um einen unparteiiſchen Schiedsrichter in dem Handel zwiſchen ihm und Roldan nachgeſucht. Ferdinand vereinigte beide in der Perſon des Don Francisco de Bobadilla und übertrug dieſem zugleich das Geſchäft jener ihm ſo angelegenen Unterſuchung in oberſter Inſtanz; — ein Misgriff, der um ſo weniger zu etwas Gutem führen konte, da Bobadilla mit einem beſchränkten Kopfe eben ſo viel Ehrgeiz als Leidenſchaftlichkeit in ſich vereinigte. Im Januar 1500 ging dieſer endlich, mit den entſprechenden Vollmachten, ſo wie mit mehren königlichen Unterſchriften in blanco verſehen, nach Hiſpaniola unter Segel. Seine Erſcheinung in St. Domingo, wo Don Diego Colombo in Abweſenheit ſeiner Brüder befehligte, erregte Bewegungen im verſchiedenſten Sinne; doch ließ er nicht lange über die Natur ſeines Auftrags in Ungewißheit: denn ſo wie er den Fuß ans Land ſetzte, erſchien ihm auch bereits des Admirals Straffälligkeit als entſchieden. Er ließ ſein erſtes Beglaubigungs-Decret als königlicher Commiſſarius öffentlich vorleſen und foderte unverzüglich Don Diego und die andern Befehlshaber des Platzes auf, die noch verhafteten Rädelsführer des letzten Aufſtandes vor ſein Tribunal zu ſtellen. Auf die glimpfliche Entgegnung aber, daß hierin nicht ihnen, ſondern dem, mit höherer Gewalt bekleideten Admiral die Entſcheidnng zuſtehe und von demſelben erſt eingeholt werden müſſe, hielt es Bobadilla an der Zeit, einen zweiten, nur auf den Fall erfundener gänzlicher Misleitung der öffentlichen Angelegenheiten ausgeſtellten königiichen Befehl zu produciren, der ihn berechtigte, das Gouvernement der Inſel aus des Admirals Händen zu übernehmen; zugleich mit einem dritten, nur für den äußerſten Nothſchritt vorgeſehenen Patent, wodurch Colombo, bei Strafe des Hochverraths, angewieſen wurde, alle Feſtungen, Schiffe und anderes königliches Eigenthum an den neuen Statthalter auf der Stelle auszuliefern. So bemächtigte er ſich, unterſtützt von einer mit herübergebrachten Leibwache und dem auf das Verſprechen der Auszahlung aller rückſtändigen Beſoldungen ihm freudig zufallenden Pöbel, des Forts, ohne einen andern, als blos wörtlich eingelegten Widerſtand zu erfahren. Demnächſt nahm er des Admirals ſämtliches Eigenthum, bis auf deſſen geheimſte Schriften, in Beſitz, ohne Rechenſchaft davon zu geben, und belegte ihn und ſeine Brüder mit Schmähungen, als ſeyen ſie alleſamt bereits in Spanien zu Verbrechern geſtempelt und aller Ehren und Würden für immer verluſtig verurtheilt worden.

Colombo, der eben damals mit Bartolomeo im Innern der Inſel beſchäftigt war, hielt, auf die erſte Nachricht von dieſen ſchier unglaublichen Vorgängen, dieſelben nur für den tolldreiſten Verſuch irgend eines neuen Abenteurers, der, gleich Ojeda, an dieſen Küſten auf eigne Rechnung umherſchwärme: aber noch unglaublicher erſchien ihm dies Alles, als eine nähere Kunde ergab, daß Bobadilla wirklich unter königlicher Autorität handle. Gern hätte er noch gezweifelt, daß dem alſo ſey, und daß jener, eben wie einſt Aguado, ſich einer vermeſſenen Anmaßung ſchuldig gemacht: doch, gerüſtet auf Alles, ſäumte Bobadilla nicht lange, ihm ein eigenhändig unterzeichnetes, wortkarges Schreiben der beiden Souveraine zuzuſtellen, worin er aufgefodert wurde, ihrem Bevollmächtigten unbedingten Glauben und Gehorſam zu beweiſen. Nunmehr erkante Colombo wol, daß ſein Sturz beſchloſſen, ſein feierlicher Vertrag gebrochen und ſein Regiment geendigt ſey. Jeden ferneren Gedanken an Widerſtand aufgebend, verfügte er ſich, unbedingt, nach St. Domingo, wohin der neue Machthaber ihn beſchieden hatte, während zugleich alle ſeine Widerſacher in der Colonie triumphirend dahin eilten, um jede Art der Anklage auf ihn zu häufen.

Schon war Don Diego, ohne näheren Grund, verhaftet worden; aber auch den Admiral erwarteten, ſobald

Digitized by Google

er die Stadt betrat, ſchimpfliche Feſſeln, denen er ſich, in ungebeugter Seelengröße, geduldig darbot. Ja, er fügte ſich ſogar in das Verlangen, ſeinen Bruder Don Bartolomeo, deſſen energiſcher Charakter leicht eine gewaffnete Abwehr beſorgen lieſs, durch ſchriftliche Auffoderung zum leidenden Gehorſam zu verpflichten. Dieſer gehorchte und ward nicht minder mit Ketten belaſtet. Während ſolchergeſtalt die drei Brüder in ſtrengſter Haft, von einander abgeſondert, ſchmachteten und von ihrem Richter ſo wenig eines Anblicks, als einer Vertheidigung, gewürdigt wurden, ward jeder, der als Kläger oder Zeuge wider ſie auftreten wollte, mit Freuden gehört, um eine Maſſe von eben ſo ungereimten und unwahren, als gehäſſigen Beſchuldigungen aufzuhäufen, die dem neuen Gouverneur zur Rechtfertigung ſeines übereilten und ungeſetzlichen Verfahrens dienen ſollten. Zufrieden mit dieſen geſammelten Documenten bedachte ſich nun Bobadilla nicht länger, die vom rohen Pöbel laut verhöhnten und ſich ihres Lebens ſchon verzichtenden Angeklagten in Ketten nach dem Mutterlande, zu Empfang ihres Richterſpruchs, abzuſenden, und Alonſo de Villejo erhielt den Auftrag, ſie dahin, und zuvörderſt in Fonſeca's Hände, abzuliefern. Jener Aufſeher indeß, ſo wie der Kapitän des Schiffes, fühlten ſich gegen Colombo zu einem edelmüthigeren Betragen gedrungen und wollten ihn am Bord der Feſſeln entledigen: doch der Gefangene, mit noch edlerem Stolze, wollte ſie ſich nur auf ausdrücklichen Befehl der königlichen Gebieter, in deren Namen ſie ihm angelegt worden, wieder abgenommen ſehen; — ja, ſelbſt dann noch ſollten ſie, als theure Denkmale des Lohns für die Entdeckung einer neuen Erdhälfte, ihm ſtets vor Augen bleiben. Wirklich auch ſah man ſie, bis an ſeinen Tod, in ſeinem Gemache aufgehängt, und ſein letzter Wille verordnete, daß ſie ihm auch in ſeinen Sarg mitgegeben würden.

Inzwiſchen hallte ganz Spanien, erſtaunt und unwillig, wieder bei der ihm dargebotenen Erſcheinung des Admirals in den Ketten eines Verbrechers; und gerade dies Übermaß der Beſchimpfung gewann ihm ſchnell die Gunſt der öffentlichen Meinung zurück. Noch auffallender war die Wirkung ſeines perſönlichen Auftretens am königlichen Hoflager zu Granada. Mitleid mit dem Gemishandelten und Unwille über die ſo freventlich gemisbrauchte Autorität des Thrones erfüllten Iſabellens hochherziges Gefühl; noch weniger durfte Ferdinand ſeine innere Abneigung gegen den ſo ſchwer Beleidigten kund geben. Ihrer beider entſchiedener Tadel alles Vorgegangenen und die beſtimte Erklärung, daß Bobadilla ihren Abſichten ſchnurſtracks entgegengehandelt, begleiteten, noch vor der Ankunft von des letzteren Klagepunkten, den Befehl, die Gefangenen ſofort auf freien Fuß zu ſtellen und ſie mit der ihnen gebührenden Auszeichnung zu behandeln. Dem Admiral ſelbſt drückten ſie ihren Schmerz über ſein erlittenes Unrecht aus; und dieſe wohlwollende Geſinnung wiederholte ſich auch in dem Empfange, der ſeine ehrenvolle Audienz bei dem Königspaare bezeichnete. Stumm und in Thränen aufgelöſt warf er ſich zu den Füßen deſſelben. Auch Iſabellens Augen blieben nicht trocken. Mund gegen Mund konte ihm ſeine glänzende Rechtfertigung, wenn es deren noch bedurfte, nicht fehlen.

Noch aber hatten ſich die Souveraine vor der Welt von dem Makel des Undanks gegen ihren verdienteſten Unterthan zu reinigen. Jede weitere Unterſuchung von Bobadilla's Anſchwärzungen ward auf der Stelle niedergeſchlagen, er ſelbſt des Befehls entſetzt, und Colombo vertröſtet, daß allen ſeinerſeits angebrachten Beſchwerden abgeholfen, ſein Eigenthum zurückerſtattet und die Wiedereinſetzung in ſeine Würden und Rechte erfolgen ſolle. Allein gerade dieſe letztere factiſche Genugthuung, um welche es dem Gekränkten vornehmlich zu thun ſeyn mußte, verzog ſich in eine Länge, welche beſſer der eigenſüchtigen Politik Ferdinands, als den Anſprüchen ſeines Dieners entſprach und auch nie bei deſſen Leben erfüllt wurde. Der Vertrag mit dem Entdecker war dem Könige von jeher als zu hoch geſpant und zu reich an ſchier fürſtlicher Macht und Einfluß erſchienen. Jetzt, da die Bahn gebrochen und an unternehmenden Seemännern aus Colombo's Schule kein Mangel war, konte jener die fernern, auf ihre eigenen Koſten unternommenen Entdeckungen und die daraus zu ziehenden Vortheile wohlfeileren Kaufs haben; und wirklich hatten bereits Ojeda, Niño, die Pinçon's und mehre Andere, theils Guiana und den Amazonen-Fluß, theils aber auch, von des Admirals Papieren und Charten geleitet, deſſen Erforſchung der Küſte von Cumana weſtlich bis weit in den Golf von Darien fortgeſetzt und die königliche Erlaubniß erhalten, dieſe Länderſtriche zu coloniſiren. Indem ſich nun Ferdinands Geſichtspunkte ſolchergeſtalt erweiterten, beſchloß er, dieſe neuen Niederlaſſungen unter eine Hauptverwaltung zuſammenzufaſſen, welche in St. Domingo ihren Mittelpunkt haben und unter der Leitung des feinen, aber ehrſüchtigen Nicolas de Ovando, der Bobadilla im Oberbefehl ablöſte, geſtellt werden ſollte; wogegen Colombo, der nunmehr entbehrliche Fremdling, einmal entfernt von ſeinem Poſten, fortan um ſo leichter und ſicherer in Unthätigkeit ſchien erhalten werden zu können. Den Vorwand des dermaligen Aufſchubs bot der noch immer gährende Zuſtand der Dinge auf Hiſpaniola, wo der Admiral nur die alten erbitterten Gegner vorfinden und vielleicht ſogar ſein Leben gefährden möchte; daher auch Ovando's Beſtallung nur auf zwei Jahre lautete, binnen welchen derſelbe dort Ruhe und Ordnung wieder herſtellen ſollte. Überdies lag ihm ob, für die Ermittelung und Erſtattung des von ſeinem Vorgänger dem Admiral geraubten Eigenthums zu ſorgen und dieſem alle Rückſtände an Einkünften pünktlich auszuzahlen. So mochte denn Colombo allerdings glauben, nur weiſe zu thun, ſich dieſer durch die Königin ihm verſicherten Auskunft in Geduld zu fügen.

Schwerer jedoch fand es ſein Geiſt, ſich der unthätigen Muße, die ſeiner nunmehr wartete, gelaſſen hinzugeben. Anfangs warf ſich ſeine ſtets geſchäftige Phantaſie auf den lange ſchon genährten Lieblingsgedanken, zur Befreiung des heiligen Grabes, die ohnehin das letzte Reſultat ſeiner großen Entdeckungen hatte ſeyn ſollen, zu wirken. Indeſſen konte freilich der Vorſchlag eines ſol-

Digitized by Google

chen neuen Kreuzzuges, wenn er auch mit dem damaligen Zeitgeiſte gut genug zuſammenſtimte, nicht ſonderlichen Eingang bei einem Monarchen finden, deſſen politiſche Entwürfe längſt eine näher liegende und mehr weltliche Richtung genommen hatten. Dieſes Erfolgs verfehlend, wandte ſich demnach Colombo bald wieder mit neuem Eifer zu den ihm nicht minder angelegenen Plänen von Länder-Entdeckung zurück, wo ihm noch ſo Großes zu leiſten übrig ſchien. Erſt vor Kurzem hatte Vasquez de Gama das Problem der Umſchiffung der Südſpitze von Afrika gelöſt; und alle Reichthümer des fernſten Orients begannen nunmehr in Portugal zuſammenzuſtrömen, während die Vortheile des Beſitzes der neuen weſtlichen Welt nur erſt noch in weiter Ferne winkten. Wenn jenes Ereigniß Colombo's Sele nicht ohne eine edle Eiferſucht ließ, ſo mußte noch weit mehr des eigenſüchtigen Ferdinands Gemüth voll Neides gegen das ihm vorangeeilte kleine Nachbarvolk ſeyn und ihn begierig machen, unmittelbaren Antheil an jener unermeßlichen Erndte zu nehmen. Colombo fand daher auch ein ungleich offneres Ohr, als er dem Herrſcherpaare zu einer neuen Fahrt, die ihn endlich nach dem ſo lange geſuchten Hinter-Indien führen ſollte, auf noch bündigere Beweiſe geſtützt, darlegte. An der weiten Erſtreckung der Küſte von Terra firma nach Weſten war jetzt kein Zweifel mehr übrig; allein eben ſo entſchieden ſchien es ihm, daß die, in gleicher Richtung hinlaufende Südküſte von Cuba, als ein zweites aſiatiſches Continent, zwiſchen beiden eine Meerenge vorausſetze, welche, einmal aufgefunden, unfehlbar zu dem gewünſchten Ziele führen müſſe, und das nur mit um ſo überwiegenderer Wahrſcheinlichkeit, wenn er nach der ſtarken Seeſtrömung nach Weſten, (dem ſpäterhin ſo benanten Golf-Strom), die er in der caraibiſchen See gefunden und der jene Straße nur zum Abfluß dienen konte, urtheilen ſollte.

Eine neue vierte Expedition, unter des Admirals Führung, ward demnach beſchloſſen und in einer Weiſe ausgeführt, wie dieſer ſie für ſeine Zwecke entſprechend hielt. Sie beſtand aus vier Schiffen von mäßiger Größe, die ſich beſſer für jedes Fahrwaſſer eigneten, und aus einer Bemannung von 150 Köpfen. Ein Alter von 66 Jahren und eine lange Reihe trüber Erfahrungen hatten den Geiſt des Anführers noch ſo wenig gebeugt, daß er mit vollem friſchem Muthe (den 9. Mai 1502) auf dieſe weitausſehende und gefahrvolle Unternehmung von Cadix in See ging. Sein trefflicher Bruder Don Bartolomeo und ſein jüngerer Sohn Ferdinand begleiteten ihn. Schon am 15. Juni langte er, nach einer überaus glücklichen Fahrt, bei einer der caraibiſchen Inſeln (wahrſcheinlich Martinique) an, und wandte ſich darauf, anſtatt, wie er urſprünglich gewollt, ſeinen Lauf gerade auf Jamaica zu richten, nach St. Domingo, um dort ſein Admiralſchiff, das ſich als einen ſehr ſchlechten Segler zeigte, gegen ein anderes auszutauſchen. Freilich hatte er die ausdrückliche Weiſung, dieſen Hafen, wo man von ſeiner Gegenwart Unruhen beſorgte, nicht zu berühren: allein jener eingetretene Nothfall erſchien ihm hier als eine ausreichende Entſchuldigung. Er fand die Flotte, auf welcher Ovando zu Bobadilla's Ablöſung unlängſt angekommen, mit dem letzteren und Roldan, ſo wie mit allen ihren erpreßten Schätzen am Bord, zum Abſegeln nach der Heimath bereit, und beeilte ſich, vor dem Auslaufen derſelben zu warnen, weil alle Zeichen eines nahen Orkans im Anzuge wären, zu deſſen Vermeidung er ſelbſt um die Vergünſtigung bat, mit ſeinem kleinen Geſchwader im Hafen Schutz ſuchen zu dürfen. Ovando jedoch, entweder aus kleinlicher Eiferſucht, oder ſich buchſtäblich an ſeine Inſtructionen haltend, oder auch wol weil er wirklich von des Admirals alten Feinden, welche durch die neuerlichſt verhängten Unterſuchungen noch höher gegen ihn erbittert ſeyn mochten, Unheil beſorgte, verweigerte nicht nur dies Anſuchen, ſondern ſchlug ſogar auch jene wohlgemeinte Warnung in den Wind. Die Retour-Flotte ſtach wohlgemuthet in See; aber ſchon nach zwei Tagen erhob ſich in der That der vorherverkündigte Sturm, die Armada zerſtob vor ihm, wie Spreu, und nebſt vielen andern verſank auch das Schiff, welches Bobadilla, Roldan und noch mehre ihres Gelichters ſamt ihrer ſo übel erworbenen Beute trug, in den Abgrund. Noch auffallender erſchien es, daß nur das einzige ſchwache Fahrzeug, welches das dem Admiral zurückerſtattete Eigenthum am Bord führte, im Stande blieb, die Reiſe nach Spanien fortzuſetzen.

Colombo, eben ſo ſehr bekümmert, als erbittert über ſeine unfreundliche Zurückweiſung, hatte ſich bei Zeiten in einer nahen wilden Bucht nach einer Zuflucht umgeſehen und erlitt von dem Ungewitter einen minder bedeutenden Schaden. Nach einigen Tagen der Erholung lief er indeß, auf fortgeſetzter Fahrt, ſüdwärts von Jamaica, nach ſeiner früheren Entdeckung, den Gärten der Königin, hinauf; — wie es ſcheint, in der Abſicht, die weitere Unterſuchung der Küſte von Cuba auf dem Punkte wieder anzuknüpfen, wo er ſie vor acht Jahren hatte abbrechen müſſen. Allein es erhob ſich bald ein ſo günſtiger Wind, daß er es vorzog, unmittelbar gegen Südweſten in der Richtung fortzuſteuern, wo er die gehoffte Meerenge zwiſchen den beiden Continenten vermuthete. So befand er ſich denn bald (30. Juli) vor der großen Bai von Honduras, landete auf der kleinen Inſel Guanaga und ſtieß daſelbſt auf ein überaus großes Kanoe, das weither nordwärts (von der Halbinſel Yucatan) gekommen ſchien und deſſen Mannſchaft ebenſowol einen ſehr viel höheren Grad von Geſittung, als größere Vollkommenheit in den mitgeführten Nahrungsmitteln und Geräthſchaften zu Tage legte. Die freundliche Einladung dieſer Indianer, ihnen in ein reiches und gewerbſames großes Land im Weſten zu folgen, (was unmittelbar zu der wichtigen Entdeckung von Mexico geführt haben würde) ließ Colombo, der nur mit dem Gedanken an jene Durchfahrt beſchäftigt war, unbeachtet, und da er auch von dem vor ihm liegenden Golf dieſes Ziel nicht erwartete, wandte er ſich alsbald, obwol von heftigen Strömungen und anhaltendem Unwetter, ſo wie von harten Gichtanfällen in ſeiner Geſundheit mitgenommen, nach Südoſten, längs der Küſte von Honduras hin, die ihm zugleich als beſonders goldreich geſchildert worden. Erſt nach vierzig mühſeligen Tagen gelangte er an das Cap Gracias a Dios, das

Digitized by Google

ihm geſtattete, einen um vieles ſchnelleren Lauf in einer ungleich günſtigeren ſüdlichen Richtung, neben der Mosquito-Küſte hin, bis zum 25. September zu verfolgen. Das Bedürfniß, ſich und ſein ganz erſchöpftes Schiffsvolk zu erfriſchen und die beſchädigten Fahrzeuge auszubeſſern, bewog ihn, hier einen wohlgelegenen Ankerplatz zu ſuchen, wo ſich auch bald, mit kluger Mäßigung von beiden Seiten, mit den Eingebornen ein freundſchaftlicher Verkehr anknüpfte, der nur zuletzt noch unangenehm geſtört wurde, als Colombo zwei derſelben, um kundige Führer für ſeine weitere Reiſe an ihnen zu finden, gewaltſam am Borde zurückhielt.

Je weiter das Geſchwader an dieſer wohlbevölkerten Küſte (die ſpäter den Namen Coſta rica empfing) hinſtrich, deſto ſichtbarer wurden an dem Schmuck der Indianer die Kennzeichen eines Goldreichthums, der zu ganz neuen Hoffnungen berechtigte. Man näherte ſich der Küſte von Veragua, wo der eigentliche Boden jenes edlen Metalls zu finden ſeyn ſollte; und überall, wo man landete, endigten ſich die anfänglichen Feindſeligkeiten in einen ergibigen Tauſchhandel mit dieſem Artikel. Doch Colombo betrachtete die ſo gewonnenen goldenen Bleche und Zierrathen für jetzt nur als Proben von den Erzeugniſſen dieſes Erdſtriches, und ſteuerte raſtlos vorwärts. So erreichte er zwiſchen 9 und 10 Gr. n. Br. einen äußerſt ſichern und lieblich umgebenen Buſen, den er deshalb Porto bello nante und, ſo wie bald darauf den minder bequemen Hafen El Retreto, zu abermaligen Ruheplätzen erkor. Allein ſchon bog ſich die Küſte ſtark nach Oſten; beinahe ward der Punkt erreicht, wo die neuerlichen Entdeckungen eines Seefahrers, Rodrigo Baſtides, längs der Terra firma ihr Ziel gefunden hatten; und keine Meerenge erſchien vor Colombo's verlangenden Blicken! Ebenſowenig deuteten Winde und Strömungen das Daſeyn einer Durchfahrt an; vielmehr thürmten ſich die Berge landeinwärts zu himmelhohen undurchdringlichen Maſſen auf. Überdem hatte der Bohrwurm ſeine Schiffe zernagt; die Mannſchaften bezeigten ſich jeden Tag unzufriedener mit den gehäuften Mühſeligkeiten der Reiſe und verlangten laut nach der unlängſt verlaſſenen Goldküſte zurück. Alles traf demnach zuſammen, um den Admiral, wenn auch nicht über eine ſo lang gehegte Lieblingsmeinung zu enttäuſchen, doch einſtweilen zum Aufgeben ſeines Vorſatzes und zur Umkehr nach Veragua zu beſtimmen. Die Vereitelung ſeiner großartigen Hoffnungen, deren Schuld hier wirklich nur der Eigenſinn der Natur zu tragen ſcheint, ſo wie der Vorwurf dieſes Fehlſchlagens, konte nur durch den Gewinn jenes goldreichen Gebietes, deſſen Minen nunmehr näher erforſcht und benutzt werden ſollten, einigermaßen aufgewogen werden.

Demzufolge richtete der Admiral (5. Dec.) ſeine Segel wieder nach Weſten, hatte aber 30 Tage lang, um eben ſo viele Seemeilen zurückzulegen, mit Stürmen, Waſſerhoſen und den augenſcheinlichſten Gefahren des Untergangs, zuſamt dem Hunger bei verdorbenen Lebensmitteln, zu kämpfen, bevor es ihm gelang, den Fluß Belen, zunächſt Veragua, der einen bequemen Ankerplatz darbot, zu erreichen. Man machte ſich den kriegeriſchen Eingebornen bald verſtändlich, gewann ihr Vertrauen und ward, auf jede angelegentliche Erkundigung, immerfort in die inneren Gegenden des Landes, als den eigentlichen Fundort des hier angetroffenen Goldes, verwieſen. Es galt demnach einer näheren Unterſuchung derſelben, ſtromaufwärts, unter Anführung des Adelantado; und wirklich zeigte man dieſem einen Ort in den dichten Wäldern, wo der Boden, hart unter ſeiner Oberfläche, wie mit Golde geſchwängert erſchien, und wo von ſeinen Begleitern auf der Stelle ein Vorrath geſammelt werden konte. Dabei erhielt er die Verſicherung, daß die Oberfläche eines ganzen weiten Landſtrichs nach Weſten hin die nämliche natürlichen Beſchaffenheit wahrnehmen laſſe. Dennoch ergab ſichs binnen kurzem, daß nicht nur die eigentlichen Goldminen von Veragua ungleich näher gelegen, ſondern auch noch um vieles ergibiger ſeyen. Wäre Colombo durch dies Alles auch nicht aufs neue in ſeinem Wahn, hier an einem der reichſten Punkte Oſt-Aſiens gelandet zu ſeyn, befangen geweſen, ſo bot doch dieſer Boden an ſich ſelbſt ſo unermeßliche natürliche Vortheile dar, daß ihm der Gedanke, hier eine Niederlaſſung und einen Stapelplatz für den indiſchen Handel zu gründen, zu nahe lag, um ihn von ſich zu weiſen. Don Bartolomeo erklärte ſich bereit, mit dem größeren Theile der Schiffsbeſatzungen, 80 Köpfen, hieſelbſt zurückzubleiben, während ſein Bruder nach Spanien zurückkehren würde, um der neuen Colonie die nöthigen Unterſtützungen zuzuführen. Hütten und Magazine wurden an einer wohlgeeigneten Stelle errichtet; das Land ſelbſt bot einen reichen Vorrath von eßbaren Erzeugniſſen, die Gewäſſer einen Überfluß von Fiſchen dar. Mit den Eingebornen, obwol ſie nicht ohne Scheu und Verwunderung dieſe wunderbaren Gäſte bei ſich verweilen ſahen, ſuchte man in einem friedlichen Einverſtändniß zu bleiben. Nur der ſchnelle Verlauf der Regenzeit, welche den Fluß zu ſeicht zurückließ, um das Meer wieder gewinnen zu können, verhinderte den Admiral noch an der Abfahrt.

Inzwiſchen lag etwas in den unruhigen Bewegungen der Indianer, was beſonders den Argwohn des Diego Mendez, eines Mannes von ſchlauem und lauerſamen Charakter, aufregte; und ſein näheres Kundſchaften that wirklich dar, daß eine bedeutende Streitmacht in der Nähe zuſammengezogen worden, um ſich der kecken Eindringlinge mit gewaffneter Hand zu erwehren. Noch zweifelte Colombo an einer ſolchen feindſeligen Abſicht: allein Mendez verſchaffte ſich, mit ſichtlichſter Lebensgefahr, die Überzeugung im indianiſchen Hauptquartier ſelbſt, daß es auf nichts Geringeres, als Überfall, Verbrennung der Schiffe und Gebäude und Niedermetzelung aller Weißen abgeſehen ſey. Ohne dieſen Angriff zu erwarten, ließ ſich der Adelantado nur von ſeinem Kühnmuth leiten, rückte dem feindſeligen Cazifen entgegen und bemächtigte ſich, ohne Blutvergießen und in der Mitte ſeiner beſtürzten Unterthanen, ſeiner Perſon und

Digitized by Google

Familie. Doch ſchon in der nächſten Nacht erſah der Gefangene die Gelegenheit, aus dem Boote, worin er abgeführt werden ſollte, zu entſchlüpfen. Schon war, unmittelbar darauf, der Admiral mit drei Schiffen auf die äußere Rhede ausgelaufen, als der gerettete und von Rache entbrante Häuptling ſeines Augenblicks wahrnahm, ſo heimlich und unverſehens über die zurückgebliebenen Spanier in ihrem Fort herzufallen, daß ſie ſich kaum zu ſammeln und ſeinen Angriff, nicht ohne eigenen Verluſt, zurückzuweiſen vermochten. Zu gleicher Zeit war ein vom Admiral nach Holz und Waſſer ausgeſandtes Boot, obwol unthätiger Zeuge jenes Kampfs, dennoch unvorſichtiger Weiſe den engen Fluß hinaufgefahren und hatte dort, bis auf den letzten Mann, ſeinen Untergang unter den Geſchoſſen der Indianer gefunden. Ergriffen von einem paniſchen Schrecken über dies Blutbad, entſchwand nun auch plötzlich den Coloniſten der Muth, an dieſer unwirthbaren Küſte zu verweilen. Sie ſtürzten, trotz der Gegenrede ihres Anführers, eilfertig in das ihnen zurückgelaſſene Schiff; ſtrandeten aber in der ſeichten Mündung des Fluſſes und hatten nun den ganzen Ungeſtüm ihrer wilden Verfolger zu dulden, deren ſie ſich, am offnen Ufer, hinter einer Art von Verſchanzung nur mit Mühe erwehrten.

Der Admiral, unkundig aller dieſer unglücklichen Vorgänge, fühlte ſeinerſeits nicht geringere Sorge um das Ausbleiben ſeines Bootes, da er, bei der hohen See und heftigen Brandung, das einzige, ihm noch übrige nicht aufs Spiel ſetzen durfte, um Erkundigung am Lande einzuziehen; während die an Bord befindliche, gefangene Familie des Caziken in der Nacht ihren Kerker geſprengt und ſich theils durch Schwimmen gerettet, theils den freiwilligen Tod gegeben hatte. Mehre Tage lang währte dieſe peinliche Lage an beiden Seiten, bis endlich der Pilot Pedro Ledesma ſich dazu hergab, durch die Brandung zu ſchwimmen, und auch das Ufer und ſeine bedrängten Landsleute glücklich erreichte. Dieſe, in wahnſinniger Verzweiflung, beſchworen ihn, beim Admiral ihre Wiederaufnahme an Bord zu bewirken; und als er jene unglücklichen Nachrichten an das Schiff zurückgebracht, erkante Colombo die Pflicht, einen ſo theuren Bruder, ſamt ſo vielen Menſchenleben vom gewiſſen Verderben zu retten, aber auch mit tiefem Schmerz die Nothwendigkeit, ſeine auf dieſe Niederlaſſung gegründeten Pläne wenigſtens für den Augenblick aufzugeben. Indeß gefährdete jede Stunde ebenſowol die Sicherheit der morſchen Schiffe an dieſer ſtürmiſchen Küſte, als die Rettung der am Lande Belagerten. Die Bekümmerniß des Admirals, durch Fieber und Schlafloſigkeit bis zu Viſionen geſteigert, wich auch nur dann erſt, als das ſtillere Wetter ihm geſtattete, im Verlauf von zwei Tagen ſowol jene Mannſchaften, als auch den größten Theil der Vorräthe aus dem geſcheiterten Schiffe, wohlbehalten, jedoch nicht ohne große Beſchwerde, an Bord zu ſchaffen. Der wackere Mendez mit fünf Gefährten war der letzte, welcher dieſe unheilſchwangere Küſte verließ.

Endlich (gegen Ende Aprils) geſtattete es ein günſtiger Wind dem noch übrigen Geſchwader, ſich von derſelben gänzlich zu entfernen: allein der Zuſtand der Schiffe ſchien es unumgänglich zu erfodern, Hiſpaniola zu ihrer Ausbeſſerung und zu Ergänzung der Proviſionen aufzuſuchen. Nicht aber ohne mismuthige Verwunderung der Schiffsmannſchaften geſchah es, daß Colombo zuvörderſt volle 4 Längen-Grade öſtlich an der Küſte fortſchiffte, bevor er ſeinen Cours nordwärts richtete; — ebenſowol um ſeine Steuerleute über die wahre Lage von Veragua ungewiß zu laſſen, als um nicht durch die heftigen Strömungen der caraibiſchen See zuweit unter den Wind von St. Domingo zu gerathen. Schon bei Porto bello mußte er jedoch ſein drittes Schiff, weil es nicht länger die See halten konte, vernichten, und auch die beiden übrigen mochten nur noch für ein Wrack gelten. Nachdem er ſich ſolchergeſtalt bis an den Eingang des Golfs von Darien geſchleppt, lenkte er endlich (1. Mai) in gerader und ſchneller Fahrt dem Norden zu; ſah aber bald ſeine Befürchtung erfüllt, Hiſpaniola verfehlt zu haben und, gegen Cuba, an die Caymans und die Gärten der Königin getrieben zu werden; während die Lebensvorräthe ſichtbar zu Ende gingen und die lecken Fahrzeuge kaum durch anhaltendes Pumpen über dem Waſſer erhalten werden konten. Eben waren ſie an einer der letzteren Inſeln vor Anker gegangen, als ein plötzlicher Sturm ſie bei Nacht überfiel, die Kabeltaue ſprengte und die Fahrzeuge zu gegenſeitiger bedeutender Beſchädigung an einander ſchleuderte. Nur mit Mühe entgingen ſie dem Scheitern oder Sinken: aber keine noch ſo große und anhaltende Anſtrengung reichte hin, den Winden oder Seeſtrömen ſoviel abzugewinnen, um die Höhe von Hiſpaniola zu erreichen. Die Lecke nahmen zugleich dergeſtalt überhand, daß kein anderes Rettungsmittel übrig blieb, als geradezu gegen Jamaica anzulaufen und dort einen Hafen zu ſuchen, den ſie zwar auch fanden und erreichten, aber nur, um auch augenblicklich, zunächſt dem Ufer, auf den Grund zu ſetzen. Aus Vorſicht hatte man beide Schiffe der Länge nach zuſammengekoppelt; ihre Verdecke ragten um mehre Fuß über dem Waſſerſpiegel hervor, zum trockenen Aufenthalt für die Mannſchaften, und bildeten zugleich eine Art von Waſſer-Kaſtell gegen jeden feindlichen Angriff.

Viel kam jedoch darauf an, es zu keiner ſolchen Mishelligkeit mit den Eingebornen kommen zu laſſen, und Colombo bemühte ſich, den Verkehr mit denſelben ſo zu ordnen, daß die gewöhnlichen Unordnungen und Gewaltthätigkeiten ſeiner Schiffsmannſchaft vermieden würden. Um beſonders auch den Tauſchhandel um Lebensmittel zu fördern und mit dem Bedürfniß auf die Dauer in ein Gleichgewicht zu bringen, unterzog ſich Mendez einer Durchſuchung der Inſel hinſichtlich ihrer Erzeugniſſe, wobei er mit den Häuptlingen eine Übereinkunft abſchloß, den Markt der Spanier regelmäßig mit Wild, Fiſchen und Caſſava-Brod zu verſorgen. Doch blieb dies nur Aushilfe für die Gegenwart, während des Admirals bekümmerter Blick auch in die Zu-

Digitized by Google

kunft gerichtet und auf Mittel bedacht ſeyn mußte, ſich aus ſeiner drangſeligen Lage zu retten. Nur von St. Domingo her konte ihm, durch Abſendung eines Schiffs zu ſeiner Aufnahme, Erlöſung kommen: allein eine Entfernung von 40 Seemeilen, den herrſchenden Winden entgegen, ſchien jedem dahin abzuſendenden Canoe die Ausrichtung einer ſolchen Botſchaft unmöglich zu machen. Als daher auch Niemand ſich erkühnen mochte, der Überbringer derſelben zu werden, trat endlich dennoch Diego Mendez hervor und erbot ſich, ſein Leben an dies Unternehmen zu wagen, rüſtete ein kleines indianiſches Fahrzeug mit Maſt und Segeln aus und ſtach, von noch einem Spanier und ſechs Indianern begleitet, muthig in See. Allein bevor er noch die Oſtſpitze der Inſel zurücklegen konte, gerieth er in die Gewalt feindſeliger Eingeborner, die ihn ausplünderten und aus deren Händen er kaum ſein bedrohtes Leben zurück zu ſeinen verlaſſenen Gefährten zu retten vermochte. Ohne ſich jedoch durch dies erſte Mislingen abſchrecken zu laſſen, machte er ſich alsbald wieder, von Bartolomeo Fiesko in einem zweiten Canoe begleitet, auf den Weg und entſchwand den ſehnſüchtigen Blicken ſeiner Landsleute.

Dieſe, von ſchier hoffnungsloſem Gram erdrückt, von Noth umfangen, in einem heißen ungeſunden Klima an ihrem Borde unthätig in den engſten Raum eingeſperrt, erlagen indeß nicht nur je mehr und mehr den in einer ſolchen Lage kaum vermeidlichen Krankheiten, ſondern Ungeduld und Mismuth löſten auch bald die feſten Bande des Gehorſams und der Eintracht auf, in welchen ſie noch ihren einzigen Troſt hätten finden ſollen. Zwei Gebrüder de Porras bearbeiteten einen großen Theil ihrer Gefährten, unter mancherlei Vorſpiegelungen, ſo eifrig und mit ſolchem Erfolg, daß bald der heimliche Plan entworfen wurde, ſich einer genügenden Zahl indianiſcher Fahrzeuge zu bemächtigen und, mit Hinterlaſſung des Admirals, gleichmäßig den Rettungsweg nach Hiſpaniola zu ſuchen. Es kam endlich (2. Jan. 1504) ſogar zu offner Empörung, wobei Colombo, an ſein Schmerzensbette gefeſſelt, die unverdienteſten Vorwürfe und Schmähungen anhören mußte. Selbſt ſein Leben ſchien bedroht; und nur mit Mühe gelang es der Minderzahl der Gutgeſinten, jene zu einem friedlichen Abzuge von der Inſel zu bewegen. In der That ſchifften ſich die Meuterer, 48 an der Zahl, und was ſich noch ſonſt, um nicht dahinten gelaſſen zu werden, zu ihnen geſellte, auf 10 Canoes, welche der Admiral früher zu andern Zwecken von den Inſulanern gekauft hatte, zu der abenteuerlichen Fahrt ein. Noch längs der Küſte begingen ſie eine Reihe von ſchamloſen Räuberein, zwangen mehre Indianer, ihnen als Ruderer zu dienen, und hatten ſich endlich kaum aus dem Geſichte der Inſel entfernt, als ſie durch einen wüthenden Sturm zu zweien Malen ans Land zurückgeworfen wurden und daſſelbe nunmehr, als ein geſetzloſer Haufe, zu Plünderung und jeder andern Gewalthat durchſchwärmten.

Colombo, welcher indeß ſeine wenigen Getreuen, oder auch wol nur durch Krankheit Zurückgehaltenen, auf jede Weiſe zu tröſten und mit ihrem Looſe durch die Ausſicht auf nahe Hilfe zu verſöhnen bemüht geweſen, hatte alsbald mit neuer dringender Sorge zu kämpfen, da er den eröffneten Markt von den Eingebornen, theils aus eigenem Mangel, theils aus allmäliger Geringſchätzung der bisherigen Tauſch-Artikel, in immer unzureichenderem Maße verſorgt ſehen mußte. Drückendes Entbehrniß war die nothwendige Folge dieſes Wechſels; ſchnell wurden die gefoderten Preiſe unerſchwinglich, und, andrerſeits von den wüſten Empörern aufgereizt, verſuchten zuletzt die Inſulaner in einer gänzlichen Vorenthaltung der Lebensmittel den ſicherſten Weg, ſich dieſer unerwünſchten Gäſte für immer zu entledigen. Schon drängte der Hunger furchtbar, als Colombo, mit glücklicher Gewandtheit des Geiſtes und auf den Aberglauben der Indianer zählend, ſich entſann, daß nächſten Tages eine totale Mondfinſterniß eintreten werde. Sofort berief er die benachbarten Häuptlinge genau für die Stunde dieſes aſtronomiſchen Ereigniſſes, und, einen feierlichen Ton annehmend, bedrohete er ſie dann mit dem Zorne ſeines Gottes und mit den ſchrecklichſten Züchtigungen für ihre ſeitherige Verweigerung; zum ſichtlichen Zeichen deſſen der über ihnen ſtrahlende Mond auf der Stelle ſeinen Schein ablegen und ſich in Finſterniß einhüllen werde. Der pünktliche Erfolg dieſes himmliſchen Strafgerichts erſchütterte und bezwang jedes längere Widerſtreben der Erſchrockenen. Sie fielen dem Admiral zu Füßen und gelobten ihm fortan die reichlichſte Verpflegung, wogegen er in eben dem Maße, als die Verfinſterung abnahm, ſich auch nachgibiger und ſeinen Gott verſöhnter zeigte.

Wie lange auch Mendez und ſein Gefährte — die, nach einer faſt wunderſam geglückten Überfahrt, am vierten Tage Cap Tiburoon erreicht hatten — auf jede Kunde von ſich mit vergeblicher Sehnſucht und immer tiefer ſinkender Hoffnung hatten warten laſſen: (denn während Mendez ſeinen Weg nach St. Domingo fortſetzte, wagte es Fiesko ſo wenig, als ſeine Indianer, das Meer um irgend einen Preis zum zweiten Male zu verſuchen), ſo erſchien doch endlich nach acht Monaten, und als bereits der Gedanke eines neuen Aufſtandes in den Gemüthern gährte, im Angeſichte des Hafens ein kleines europäiſches Fahrzeug, als deſſen Führer, und zugleich als Ovando's Abgeordneten, ſich alsbald auch Diego de Escobar, einer der wüthendſten alten Widerſacher des Admirals, zu erkennen gab. Doch kam er nur, dieſem anzuſagen, daß dermalen in Hiſpaniola kein Schiff von hinreichender Größe zur Abholung der Schiffbrüchigen vorhanden ſey; und Colombo mußte ſich begnügen, dieſem geheimnißvollen und ſchnell wieder verſchwindenden Boten, der mehr ein Kundſchafter, als ein Tröſter ſeyn zu ſollen ſchien, ein Schreiben an Ovando mit noch eindringlicherer Auffoderung zur Hilfe mitzugeben; während er, um die hocherſtaunten Seinigen einigermaßen zu beruhigen, dieſer ſeltſamen Sendung die glimpflichſte Ausdeutung lieh. Im Herzen jedoch nährte er den bitterſten Groll gegen den Statthalter, der ihn abſichtlich vernachläſſigte und ungeduldig nur den Zeitpunkt zu erwarten ſchien, wo er, verzehrt von Noth und Drangſal, aufgehört haben werde, deſſen Nebenbuhler zu ſeyn. Dennoch aber ließ ſich erwarten, daß Ovando ſein liebloſes Verfahren nicht bis

Digitized by Google

aufs Äußerſte treiben, ſondern ihm endlich zu ſeiner Befreiung die Hand bieten werde. Um nun auch die meuteriſchen Ausreißer von dieſer Wohlthat nicht auszuſchließen, ließ er ihnen völlige Amneſtie anbieten, die aber, durch ihres Anführers Francisco de Porras Ränke, keck zurückgewieſen und durch einen heimtückiſchen Anſchlag zu ſeiner Gefangennehmung erwiedert wurde. Dieſen Streich abzuwenden, wagte der Adelantado ein überaus blutiges Handgemenge, in welchem er ſich des Porras ſelbſt bemächtigte und ſo den flüchtigen und eingeſchreckten Reſt bewog, ſich wieder unter den rechtmäßigen Befehl des Admirals zu ſtellen.

Ein volles Jahr der Verlaſſenheit und des Mühſals war auf dieſe Weiſe träge dahingeſchwunden, als endlich zwei Erlöſungsſchiffe ſich blicken ließen; das eine von dem treuen und unermüdlichen Mendez auf Rechnung des Admirals zu dieſem Zwecke gemiethet; das andere, ſpäterhin und als ſich der allgemeinen Misbilligung in St. Domingo nicht länger widerſtehen ließ, von Ovando ausgerüſtet. Diego de Salcedo, Colombo's in der Colonie beſtellter Agent, führte das kleine Geſchwader, während Mendez gleichzeitig nach Spanien abgegangen war, um auch dort die Sache ſeines Obern zu führen. Frohen Herzens aber verließ dieſer nunmehr mit all den Seinen die Inſel, konte aber erſt nach langem und mühevollem Ankämpfen gegen Wind und Strömung (13. Aug.) St. Domingo erreichen. Gerührt und verſöhnt durch ſeine ausgeſtandenen Leiden, kam hier dem einſt Verhöhnten und Geſchmähten alles mit Freundlichkeit und Achtung entgegen. Selbſt Ovando empfing ihn als Gaſt in ſeinem Hauſe höflich, wenn auch ohne Herzlichkeit. Was er indeß auf Hiſpaniola ſah, war wenig dazu geeignet, ihm Freude zu machen. Ovando, der recht eigentlich hieher geſandt worden, um die von dem Admiral in ſeiner Verwaltung begangenen Fehler und ſeine Härten wieder gut zu machen, hatte zwar den innern Frieden der Colonie wieder hergeſtellt, aber zugleich durch ſeine Agenten einen ſolchen Druck auf die Eingebornen gelegt und gegen ſie mit ſoviel empörender und blutiger Grauſamkeit gewüthet, daß bereits ſieben Achtel der Bevölkerung vertilgt worden waren. Nicht beſſer fand Colombo die Angelegenheiten, die ſich auf ſein Privat-Eigenthum bezogen, wahrgenommen. Neue Mishelligkeiten aller Art trieben ihn noch mehr, ſeinen weiteren Weg nach Europa zu beeilen, wohin er ſich mit ſeinen Angehörigen (12. Sept.) einſchiffte; doch nur, um nochmals von Stürmen gepeitſcht, mit entmaſtetem Fahrzeuge, krank und entkräftet, erſt nach zwei Monaten in den Hafen St. Lucar einzulaufen. Demnächſt in Sevilla angelangt, benutzte er die erſten Augenblicke der Ruhe, ſich über die verwirrte Lage ſeines Vermögens aufzuklären und ſchriftlich bei ſeinen Souverainen auf die Zahlung der bedeutenden Rückſtände aus ſeinen Renten zu dringen, da er, der unermeßlich reich geglaubte, ſich dermalen in wirklichem Mangel befand und in ganz Spanien kein liegendes Eigenthum beſaß.

Ungleich mehr aber noch, als Gold und Güter, war es ihm, zu Rechtfertigung ſeiner Ehre, um die Wiederherſtellung in ſeine, ihm vertragswidrig entzogene Ämter und Würden zu thun: denn ſo lange dieſe Art von Ungnade auf ihm ruhte, ſchien zugleich immer noch ein Makel auf ſeinem Namen zu haften. Zudem mußten die ſchon früher eingeſandten Berichte von ſeinen neueſten Unternehmungen ihm auch neue Anſprüche auf Anerkennung und Belohnung gewähren. Allein die Antworten, welche er hierüber vom Hofe erhielt, waren ſehr ungenügend und bewieſen den immer noch wirkſamen Einfluß ſeiner alten unverſöhnlichen Gegner. Denſelben dort perſönlich entgegen zu treten, verhinderten ihn ſeine anhaltenden körperlichen Übel, indeß die Thätigkeit des treuen Mendez und andrer Freunde nicht ausreichte, ſeine Sache mit entſprechendem Nachdruck zu führen. Die Königin lag im Sterben, und Ferdinand behandelte ſeinen Groß-Admiral mit kalter Gleichgiltigkeit, ohne ihn ferner in den Angelegenheiten Indiens über irgend etwas zu Rathe zu ziehen. Wie ganz ihn aber Iſabellens bald darauf erfolgter Tod der kräftigſten Beſchützerin beraubt habe, ſollte der unglückliche Greis nunmehr erfahren, als er, von ſeinem Schmerzenslager ſich aufraffend (Mai 1505) an dem Hoflager zu Segovia erſchien und ſich vom Könige, — zwar nicht ungnädig, aber wie ein Mann, deſſen Dienſte ihren Werth verloren haben, empfangen ſehen mußte. Vergeblich trug er auf eine ſtrenge, aber unverzögerte Unterſuchung ſeines Betragens und Reſtitution in ſeine ihm durch königliches Wort und Siegel zugeſicherten Ehren und Rechte an; — er empfing nur ausweichende höfliche Antworten, welche die Sache immer weiter hinausſtellten und es nur zu ſichtbar werden ließen, wie wenig der König geneigt und gemeint ſey, ſeine gegebenen Privilegien zur vollen Erfüllung zu bringen.

Eine ſolche, in ihrem Ende gar nicht abzuſehende Reihe der bitterſten Erfahrungen mußte wol dazu geeignet ſeyn, das geiſtige wie das phyſiſche Vermögen des edlen Märtyrers zu erſchöpfen. Von einem neuen Gichtanfalle danieder geworfen, richtete er noch eine letzte Appellation an die Gerechtigkeit des Monarchen, worin er nicht mehr für ſich, ſondern nur zu Gunſten ſeines Sohnes Diego ſprach, um demſelben ſeine Anſprüche und ihm ſelbſt ſeine Ehre zu bewahren. Auch dieſer Schrit ward nur lau durch das Erbieten, ihm, zum Erſatz für ſeine aufzugebenden Ämter und Würden, Titel und Güter in Caſtilien zu verleihen, beantwortet. Mit gerechtem Stolz wies der gemishandelte Greis jedes ſolches Anmuthen von ſich: aber nun war auch mit dieſem edlen Entbrennen ſeine letzte Lebenskraft verglommen. Er machte ſein Teſtament und, ſeine letzten Sorgen nur himmelwärts gerichtet, ſchloß er (20. Mai 1506) die müden Augen, die geiſtig-hell eine neue Welt erſpäht hatten — ein, für alle Zeiten lehrreiches Warnbild vor dem Undank, dem Neide und der Verfolgung geringerer Naturen, denen die größeſten Menſchen am öfterſten erliegen.

Colombo's Leben war auch der klare Spiegel ſeines Charakters, ſeiner Tugenden und ſeiner Schwächen; doch trotz den letztern ſtand er hoch über dem Zeitalter, in welchem er lebte. Sein Leichnam hatte, im Wechſel der Zeiten, von dem Kloſter St. Francisco, wo er zuerſt beigeſetzt worden, noch eine vielfache Wanderung nach Sevilla, nach St. Domingo und endlich nach der Havanna zu beſtehen. Durfte auch ſeine Aſche wo anders, als im

Digitized by Google

Mittelpunkt der Hemiſphäre, der er für uns das Daſeyn gegeben, ruhen? *) (*Haken.*)

COLONAT. In den verſchiedenſten Zeiten und bei ganz verſchiedenen Völkern hat die Cultur des Bodens eigenthümliche Standesverhältniſſe hervorgebracht, die man gewöhnlich mit dem allgemeinen Namen der *Colonatsverhältniſſe* bezeichnet. In einem großen Theile von Europa ſind dieſelben in unſern Tagen, bald gewaltſam, bald ruhig umgebildet worden, und dieſe Umbildung hat die allgemeine Aufmerkſamkeit auf dieſelben gelenkt. Aber nicht blos im Mittelalter und unter den germaniſchen Völkern waren Verhältniſſe dieſer Art entſtanden; auch in dem römiſchen Reiche finden ſich unter den chriſtlichen Kaiſern ſolche Verhältniſſe in großer Ausdehnung neben dem Stande der Sclaven, welcher durch ſie allmälig beſchränkt und verdrängt worden iſt.

I. *Römiſcher Colonat.* Die Darſtellung deſſelben oder der ebengedachten neu-römiſchen Bauerverhältniſſe iſt in neuern Zeiten faſt ganz unbeachtet geblieben; wir verdanken dieſelbe zunächſt Hrn. G. R. R. von *Savigny* [1]); die *Namen* für dieſes Rechtsverhältniß ſind: Coloni, Rustici, Originarii, Adscriptitii, Inquilini, Tributarii, Censiti.

Die *Entſtehung* deſſelben war auf dreifache Weiſe möglich: nämlich durch Geburt, Verjährung und Vertrag. — Die Entſtehung durch *Geburt* war die regelmäßige, und auf ſie bezieht ſich der Name Originarius. Gehörten beide Eltern dieſem Stande und zugleich demſelben Herrn an, ſo war der Zuſtand des Kindes keinem Zweifel unterworfen: es war Colon. War der Vater Colon, die Mutter Sclavin, oder umgekehrt, ſo richtete ſich alles nach dem Stande der Mutter; war der Vater frei und die Mutter Colona, ſo waren die Kinder Colonen und gehörten dem Herrn ihrer Mutter; war der Vater Colon und die Mutter frei, ſo ſollte, vor Juſtinians Zeit, das Kind dem Vater, alſo der ärgern Hand, folgen; Juſtinian erklärte anfangs die Kinder für frei; nachher beſchränkte er dieſe Freiheit dahin, daß ſie zwar eigenes Vermögen beſitzen können, aber verpflichtet ſeyn ſollten, in dem Grundſtück zu bleiben und es zu bauen, ſie müßten denn ein eigenes Gut beziehen und bauen wollen, welches er ihnen erlaubte; ſpäter entzog er ihnen auch dieſe beſchränkte Freiheit und unterwarf ſie wiederum gänzlich dem Colonat. Allein nicht lange nachher wurde in Conſtitutionen von Juſtin II. und Tiberius jene beſchränkte Freiheit der Kinder als bekant und giltig vorausgeſetzt, ohne Erwähnung der letztern härtern Verordnung Juſtinians. Waren endlich beide Eltern Colonen, aber im Dienſte verſchiedener Herren, ſo wurden die Kinder natürlich Colonen, aber, welchem Herren ſie zufallen ſollten, darüber konte die Geſetzgebung nicht zu einer bleibenden Regel kommen. Zuerſt ſollte der Herr der Mutter den dritten Theil der Kinder bekommen; dann wurden ihm alle Kinder zugewieſen; endlich wurde beſtimt, daß jeder der beiden Herren die Hälfte der Kinder haben ſollte, bei ungleicher Zahl ſollte die größere Hälfte auf die Seite der Mutter fallen. Damit im Widerſpruche ſteht aber eine Verordnung Juſtinians, nach welcher der Herr des Ehemanns alle Kinder, und ſogar auch die Ehefrau ſoll behalten dürfen; wenn nicht anders jene Verordnung bloße Localvorſchrift und tranſitoriſch war. — Durch *Verjährung* entſtand der Colonat in zwei verſchiedenen Fällen, an Freien und an fremden Colonen. Hatte ein Freier 30 Jahre lang als Colon gelebt, ſo war dadurch dem Gutsherrn das Colonatsrecht über ihn und ſeine Nachkommen erworben, jedoch mit einer bedeutenden Begünſtigung des Vermögens. Dann aber auch war der Beſitz an einem fremden Colonen, nach einer beſtimten Zeit durch Verjährung gegen den Anſpruch des urſprünglichen Herrn geſchützt, und ſo entſtand in dieſem Falle gleichfalls durch Verjährung das Colonatrecht eines neuen Herrn. — Für die freie Unterwerfung durch *Vertrag* galt urſprünglich die Regel, daß freie Männer und Frauen Colonen werden ſollten, wenn ſie dieſe Abſicht gerichtlich erklärten und zugleich mit einer im Colonat ſtehenden Perſon eingingen. Nachmals ſcheint blos ſchriftlicher Contract und Genehmigung deſſelben vor Gericht Erfoderniß geweſen zu ſeyn.

Die *Rechte und Verbindlichkeiten* aus dem Colonat waren von dreifacher Art; einige betrafen den perſönlichen Zuſtand, andere das Verhältniß des Colon zum Boden, noch andere das übrige Vermögen und die Steuern. — In Bezug auf den *perſönlichen Zuſtand* waren die Colonen freie Leute, d. h. von den Sclaven verſchieden, allein ihr Zuſtand hatte dennoch mit dem der Sclaven Ähnlichkeit. Sie hatten die Ingenuität und das Recht einer wahren eigentlichen Ehe; dagegen hießen ſie servi terrae, waren, wie die Sclaven, körperlichen Züchtigungen unterworfen, und hatten keine Klage gegen den Gutsherrn, ausgenommen, wenn ſie den Herrn wegen eines Verbrechens anklagen wollten, oder wegen willkürlicher Erhöhung des Canons. — Das *Verhältniß zum Boden* beſtand zunächſt darin, daß der Colon an denſelben unauflöslich gebunden war, dergeſtalt, daß weder durch ihn ſelbſt, noch durch den Herrn eine Trennung bewirkt werden konte. Hatte alſo der Colon das Gut verlaſſen, ſo konte ihn der Gutsherr vindiciren. Dieſe Vindication ging gegen den dritten Beſitzer und gegen den Colon ſelbſt. Dieſen ſollte kein Stand, keine Würde ſchützen, auch nicht der Soldatenſtand; nur die Biſchofswürde machte ganz frei vom Colonat. Umgekehrt war es aber auch dem Gutsherrn nicht erlaubt, den Colon vom Gute zu trennen. Zwar mit dem Grundſtücke konte er ihn unbedingt veräußern, aber ohne daſſelbe durchaus nicht; ein ſolcher Verkauf war nichtig, der Verkäufer konte den Colon wieder fodern und der Käufer verlor das Kaufgeld. Nach einer Verordnung Valentinians III. war

*) Geſchichte des Lebens und der Reiſen Chriſtoph's Columbus von Waſhington Irving. (Ein Werk, wodurch alle frühere Biographien des Columbus berichtigt, ergänzt und antiquirt werden. — Lettera rarissima di Cristoforo Colombo riprodotta e illustrata dal cavaliere abb. Morelli, Bibliotecario regio in Venezia. In Bassano (Remondini) 1810. 8.

1) S. deſſen Vorleſung über den römiſchen Colonat in den Abhandlungen der Berliner Akademie der Wiſſenſchaften. 1825. 4. S. 1 — 26 der hiſt. philol. Klaſſe; — auch, und mit Zuſätzen bereichert, in der Zeitſchrift für geſchichtliche Rechtswiſſenſchaft. Bd. VI. No. 4.

Digitized by Google

Tauſch erlaubt, aber dieſe Verordnung iſt in den Juſtinianiſchen Codex nicht übergegangen. Ferner war es dem Gutsherrn verboten, das Gut zu veräußern und den Colon zurück zu behalten, doch war die Verſetzung der Colonen von einem Grundſtücke auf das andere, wenn der Gutsherr Beſitzer mehrer Güter war, erlaubt, und dieſe Verſetzung blieb dann unabänderlich, wenn in der Folge eines der Grundſtücke veräußert wurde; nur ſollten dann die Kinder mit den Eltern vereinigt bleiben, ſo wie auch bei der Theilung eines gemeinſchaftlichen Guts, zu welchem Colonen gehörten, Ehegatten und Verwandte nicht getrent werden durften. Eine der wichtigſten Seiten des ganzen Rechtsverhältniſſes in Bezug auf den Boden war der Canon. Die Colonen gaben nämlich dem Gutsherrn einen jährlichen Canon für den Genuß des Bauernhofes, den ſie bewohnten. In der Regel ſollte dieſer Canon in Frucht entrichtet, baares Geld aber nicht gefodert werden; doch konte auch, ohne Zweifel durch Vertrag oder Herkommen eine Geldzahlung begründet ſeyn. In Anſehung dieſes Canons nun galt die wichtige Regel, daß der Gutsherr ihn durchaus nicht gegen das bisherige Herkommen erhöhen durfte.

In Anſehung des Vermögens heißt es zwar, daß dieſes Peculium ſey, gerade wie bei den Sclaven; auch wird geſagt, daß die Vindication des Herrn nicht blos auf die Perſon des Colon, ſondern auch auf dieſes Peculium gehe; ja, daß die Colonen dem Herrn erwerben, und daß das Erworbene nicht ihnen, ſondern dem Herrn gehöre. Aber dieſe Ausdrücke ſind nicht buchſtäblich zu nehmen. Die Colonen waren vielmehr des Eigenthums fähig, und es war ihnen nur unterſagt, ihr Vermögen ohne Einwilligung des Gutsherrn zu veräußern. Dieſe Unfähigkeit der Veräußerung iſt das einzige, was mit jenen ungenauen Ausdrücken bezeichnet wird, und der Unterſchied von den Sclaven war hierin ſehr groß. Außerdem gab es zwei Ausnahmen von dieſem Grundſatze: die Colonen nämlich, welche durch Verjährung in ihr Dienſtverhältniß eingetreten waren, ſollten völlig freies Vermögen haben, desgleichen diejenigen, welche aus der Ehe eines Colon mit einer freien Frau erzeugt waren.

Was die öffentlichen Abgaben anbetrifft, ſo war die Grundſteuer des Bauerhofs eine Laſt des Gutsherrn, weil dieſem das Eigenthum zuſtand; dagegen waren in der Regel alle Colonen der Kopfſteuer unterworfen. Dieſe war bei der Grundſteuer des Gutsherrn eingetragen, der Gutsherr mußte ſie an die Steuerkaſſe bezahlen, und es blieb ihm überlaſſen, die ausgelegte Steuer auf eigene Gefahr und auf eigene Koſten von dem Colon wieder beizutreiben. Auf die gewöhnliche Verpflichtung der Colonen zur Kopfſteuer gründeten ſich die Benennungen derſelben als: Tributarii, Censiti, Censibus obnoxii, Adscriptitii, adscriptitiae Conditionis, Censibus adscripti.

Aufgelöſet konte endlich der Colonat werden, nicht durch Freilaſſung, da auch Veräußerung des Colon nicht ſtatt fand, wol aber durch Verjährung, nämlich, wenn der Colon dreißig, die Colona zwanzig Jahre als Freie gelebt, oder in fremden Beſitz geſtanden hatten; doch hat Juſtinian die erſte Art der Verjährung, wodurch der Colon ſelbſt die Freiheit erwarb, gänzlich aufgehoben, und in Betreff der letztern trat nachmals die allgemeine Regel der Klagverjährung ein, nach welcher der dreißigjährige Beſitz gegen die Vindication des Gutsherrn geſchützt war.

Aus dieſer Darſtellung des Einzelnen läßt ſich nunmehr der Zuſtand der Colonen in folgender Überſicht zuſammenfaſſen. Sie waren durch ihre Geburt an den Boden gebunden, nicht als Taglöhner, ſondern als Pächter, welche auf eigene Rechnung ein Stück Land baueten, und dafür Früchte oder Geld abgaben; davon, daß ſie auch Dienſte auf dem herrſchaftlichen Gute geleiſtet hätten, findet ſich keine Erwähnung. Ein eigentliches Recht am Boden hatten ſie nicht; da aber der Stat aus polizeilichen und finanziellen Gründen darauf hielt, daß ſie bei dem Gute bleiben mußten, und da ihnen der Canon nicht geſteigert werden durfte, ſo war ihr Zuſtand beinahe eben ſo ſicher, wie durch ein eigenes Recht. Vermögen konten ſie haben, nur war ihnen die freie Veräußerung deſſelben unterſagt; doch waren einige Klaſſen auch von dieſer Beſchränkung frei. In der Regel bezahlten ſie Kopfſteuer, wo aber auch dieſe erlaſſen war, blieb das Colonatsverhältniß ſelbſt dennoch unverändert. Da in der ſpätern Zeit die Latini und Peregrini nur noch ſeltene Ausnahmen geweſen zu ſeyn ſcheinen, ſo waren wol die meiſten Colonen im Beſitz der römiſchen Civität. In dieſem Falle hatten ſie ein wahres Connubium, nicht blos unter einander, ſondern ſelbſt mit Freien. Die Benennungen dieſer erbunterthänigen Bauern waren theils von der Erblichkeit des Dienſts hergenommen (originarii), theils von der Kopfſteuer (adscriptitii, tributarii, censiti), theils vom Verhältniß zum Boden, den ſie bauten (coloni, rustici, inquilini).

In unſern Rechtsquellen finden wir den Colonat ſeit Conſtantin, und zwar hier ſogleich in großer Ausdehnung, durch alle Theile des Reichs hindurch, namentlich auch in Gallien und Italien; ſein Urſprung iſt unbekant. Ihn aus der teutſchen Hörigkeit zu erklären, die den Römern ſeit Tacitus allerdings bekant war, iſt eben ſo grundlos, als die teutſche Hörigkeit aus dem römiſchen Colonat. Aber das iſt richtig, daß nach der Eroberung des weſtlichen Reichs durch die teutſchen Völker beide Inſtitute nun auch in unmittelbare Berührung kamen, und eine Vermiſchung beider unvermeidlich wurde. Dadurch aber wurde der gänzliche Untergang der alten Sclaverei beſchleunigt, welcher ſchon durch die Einführung des Colonats vorbereitet war.

II. Germaniſcher Colonat. Über dieſen ſo wie die Darſtellung der teutſchen Bauernverhältniſſe, ſ. oben die Artikel Bauer, Bauerngut. (*Spangenberg.*)

Colonien ſ. am Ende der Nachträge.

COLUBER (Reptilia), Natter. Linné begriff unter dieſer Schlangengattung alle diejenigen Arten, welche unter dem Leibe Schilder, unter dem Schwanze Schuppen (getheilte Schilder) haben, wodurch denn giftige und unſchädliche, überhaupt ſehr von einander abweichende Thiere zuſammen kamen. Spätere Naturforſcher wurden daher veranlaßt, Trennungen dieſer Gat-

Digitized by Google

tung in mehre vorzunehmen, und die ältere Gattung ſelbſt ward dadurch mehr oder weniger zur Abtheilung oder Familie. Laurenti [1]) ſonderte die giftigen Arten in eigene Gattungen, und ſtellte unter den unſchädlichen Natrix, Coluber, Coronella in anderer Begrenzung auf. Ihm folgten mehr oder weniger mit verſchiedenen Modificationen Schneider, Oppel, Lacepede, Cuvier u. A. m. Die von dem letzteren Naturforſcher Coluber genannte Gattung ſtellte Merrem [2]) unter dem Namen Natrix (mit Hurria und Dryinus), als Untergattung von Coluber auf. Bei dem Reichthum der letzteren an Arten — Merrem zählte deren a. a. O. 198 auf, — bei dem ſo raſch vorgerückten Stand dieſes Zweigs der Naturgeſchichte war eine genauere Eintheilung, auf ſicherere Kennzeichen, als bisher gegründet, wünſchenswerth. Eine ſolche verſuchte Fitzinger [3]), ſich dabei auf äuſſere Kennzeichen ſtützend und namentlich den Zahnbau, ſo wichtig derſelbe auch iſt, gar nicht berückſichtigend. Dagegen legte dieſen Boie hauptſächlich zum Grund [4]) und ſtellte folgende Gattungen auf: Tropidonotus, *Kuhl;* Coluber, *Linné* (aber nicht in dem von dieſem angegebenen Umfange!); Coronella, *Laurenti;* Calamaria; Brachyorrhos, *Kuhl;* Oligodon; Elapoidis; Amblycephalus, *Kuhl;* Xenodon; Dendrophis; Dryophis, *Dalmann;* Chrysopelea; Psammophis; Erpetodrias; Dipsas, *Oppel;* Homalopsis, *Kuhl;* Lycodon. Die Gattung Hurria beſteht aus nicht hinlänglich bekannten Arten (ſ. d. Art.) und Dryinus entſpricht Dryophis.

Nach dem Umfang, der hienach der Gattung Coluber bleibt, hat dieſelbe folgende Kennzeichen: gleichförmige Zähne in den Kiefern und im Gaumen; der Kopf deutlich vom Rumpf geſondert; der Rachen ſehr weit, die Augen von mittlerer Größe oder groß; das Scheitel- (Wirbel-) ſchild iſt lang, breit, den Augenbrauenſchildern gleich; zwei hintere Augenrandſchilder; zwei Paar Rinnen (Kinn-) ſchilder; der Schwanz kürzer als die halbe Körperlänge; die Schuppen ſtehen in Längsreihen und ſind alle oder doch die meiſten glatt; die Bauchſchilder ſind auf beiden Seiten winklich gebogen. — Hiezu kommen noch als Nebenbeſtimmungen: die Zähne ſtehen in ſechs Reihen; auf dem Oberkopf (Haube) neun Schilder, welche dem Scheitelſchild und Augenbrauenſchildern an Länge gleich ſind; der Rumpf lang, cylindriſch, unten etwas abgeflacht; der Schwanz nicht abgeſetzt, ſpitzig; die Schwanzſchilder getheilt. — Die hieher zu zählenden Arten gehören zu den größeren, und ſind hauptſächlich Landthiere. Die Zahl der Bauchſchilder ſteigt meiſt über 200, die der Schwanzſchilder (Paare) über 80. — Von den Arten ſind fünf in Europa einheimiſch, von den übrigen gehören die meiſten Aſien an.

1) C. Elaphis, *Aldrovand* [5]). Die Schuppen ſind eiförmig, ſechseckig, auf dem Rücken gekielt, in den Seiten glatt; der Schwanz mißt ein Viertheil der Körperlänge; der deutlich geſonderte Kopf iſt breit. — Die Farbe iſt rothgelb, mit vier braunen oder ſchwarzen Linien über den Rücken. Bauchſchilder ſind 212 bis 218, Schwanzſchilder 70 bis 75 vorhanden. — Iſt wol die größte europäiſche Schlange, denn ſie wird über ſechs Fuß lang. Ihre Heimath iſt das ſüdliche Frankreich, Spanien, Italien, Illyrien und Ungern.

2) C. scalaris, *Schinz* [6]), die Treppennatter. Die Schnauze zugeſpitzt, der Kopf undeutlich geſondert, mit ſehr großen, breiten, unregelmäßig fünfeckigen Schildern, die vorderen Stirnſchilder ſehr ſchmal, das Rüſſelſchild mit ſpitzigem Winkel weit auf den Oberkopf verlängert, das Zügelſchild länglich ſchmal. Die Schuppen ungekielt, rautenförmig. Die Farbe des Oberleibs gelbbräunlich; vom Nacken an laufen zwei parallele, dunkelbraune Streifen, welche durch ſchwarze Querbänder, von denen jedes aus neun ſchwarzen Schuppen beſteht, in beſtimmten Entfernungen verbunden ſind, ſo, daß das Ganze eine Leiter vorſtellt. Die Zwiſchenräume beſtehen aus zwölf Schuppen von hellgelbbrauner Farbe. Die Seiten ſind gelbweiß, mit kleinen ſchwärzlichen Flecken. Der Bauch einfarbig hellgelb weiß. Bauchſchilder 214, Schwanzſchilder 61. Bei alten Individuen verſchwinden die Querbänder auf dem Rücken. Das Vaterland dieſer ſchönen Schlange iſt das ſüdliche Frankreich.

3) C. flavescens, *Scopoli* [7]), die falbe Natter. — Die Schuppen ſind glatt, lanzettförmig, ſechsſeitig, der Schwanz mißt ein Viertheil der Körperlänge, der Kopf iſt länglich elliptiſch, kantig, ſehr ſtumpf; die Farbe iſt gelblich oder hellröthlichbraun, ohne Flecken. Bauchſchilder 225, Schwanzſchilder 80. — Dieſe Art iſt ſchlank und erreicht eine Länge von fünf bis ſechs Fuß. Sie lebt in den wärmeren Gegenden Europa's, namentlich in der Schweiz an zerfallenen Mauern und in ſteinigen Gegenden im Gebüſch, beißt, wenn man ſie fangen will, jedoch kaum ſchmerzhaft, iſt ſchwer zu zähmen und lebt hauptſächlich von Eidechſen.

4) C. viridiflavus, *Scopoli* [8]), die grüne und gelbe Natter. Die Schuppen ſind glatt, rhombiſch, der Schwanz iſt dünn und mißt ein Drittheil der Körperlänge; Der eiförmige Kopf iſt kaum unterſchieden und der Rumpf cylindriſch-ſpindeiförmig. Bauchſchilder 206 bis 227, Schwanzſchilder 102 bis 110. — Die Grundfarbe iſt dunkelgrün, mit vielen kleinen, gelben Querſtreifen oder Flecken beſetzt, welche über den Rücken unregelmäßige Querlinien bilden, gegen den Schwanz zu ſich aber in acht regelmäßige, gelbe Längslinien verwandeln, ſo daß der hintere Theil ganz anders, als der vordere gezeichnet erſcheint. Der Bauch iſt einfarbig weißgelb. Junge In-

1) Specimen medicum, exhib. Synopsin Reptilium. Viennae 1768. 8. 2) Systema Amphibiorum. Marburg 1820. 8. 3) Neue Claſſificatien der Reptilien. Wien 1826. 4) (Okens) Iſis. 1827. XX. S. 518 folg. 5) *Aldrov* Serpentes. 266. c. f.; C. quadrilineatus, *Lacepede*, *Latreille*, *Daudin;* C. quadriradiatus, *Gmelin*, Naturforſcher XXVIII. S. 158. t. 9.; C. Elaph. *Shaw* Gen. Zool. III, 450. *Cuvier* Regn. an. II, 71.

6) Cuvier Thierreich, überſetzt von Schinz II. S. 123. Wahrſcheinlich identiſch mit Meifrenii, *Oppel*, bilineatus, *Dumeril* 7) Annus historic. natur. II. p. 39. C. (Natrix) Scopolii, *Merrem* Syst. 105. *Gmel*. *Daud*. — C. Sellmanni Pannonicus, *Nau*. 8) La Couleuvre commune, *Daubenton* Encycl. method. — C. luteostriatus, *Gmelin*, Naturforſcher XXVIII. S. 164. t. 3. f. 2. C. atro-virens, *Shaw*, *Cuvier*, *Merrem*.

Digitized by Google

dividuen ſind oben braun, mit ſehr feinen, regelmäßigen, geldweißen Querlinien; unterhalb gelblich, mit braunen, unterbrochenen Querbinden. Erwachſen erreicht dieſe Schlange eine Länge von drei bis fünf Fuß. Sie wird ſehr leicht zahm und dann ſanft und zutraulich. Ihr Vaterland iſt die ſüdliche Schweiz, Frankreich, Italien. — Der Zahnbau dieſer Art iſt noch nicht unterſucht und ſie wird nach demſelben vielleicht in die Gattung Chryſopelea gebracht werden müſſen.

5) C. Aesculapii, *Aldrovand* [9]), Äskulaps-Natter. — Die Schuppen ſind eiförmig, ſechseckig, auf dem Rücken etwas gekielt, in den Seiten glatt; der Schwanz mißt ein Viertheil der Körperlänge; der deutliche eiförmige Kopf iſt ſehr breit. Bauchſchilder 175, Schwanzſchilder 64. — Im Allgemeinen, — denn die Farbe ändert vielfach ab, — zeigt ſich das Männchen oben hellbraun, unten blaßgelb, an den Seiten mit zwei Reihen hellgrüner Schuppen; das Weibchen dagegen iſt oben ſchwarzgrau, unten hellblau und hat in den Seiten eine Reihe indigblauer Schuppen. Das letztere unterſcheidet ſich nach Hoſt von jenem noch durch einen dickern Kopf und Leib. Die Länge erſtreckt ſich bis auf ſechs Fuß, die Dicke beträgt in der Regel einen Zoll. Es findet ſich dieſe Art in Italien, Ungern, Illyrien. Hoſt [10]) fand ſie häufig auf den Gebirgen und Wieſen von Liburnien und Dalmatien. Sie iſt ſehr ſchnell in ihren Bewegungen, beſteigt Bäume und geht ins Waſſer. Sie lebt von Fröſchen, Eidechſen, Vögeln, Fiſchen und ſcheint ſehr gefräßig zu ſeyn, wenigſtens erzählt Hoſt, daß eine gefangene von ſechs Fuß Länge und zwei Zoll Dicke, fünf junge Vögel (Motacilla) von ſich brach und ſich beim Öffnen derſelben in ihr noch Lacerta vulgaris und ein Fiſch (Mugil cephalus) fand. Die Eier haben einen ſehr ſtarken Geruch, die Schlange ſelbſt riecht nach Biſam. Beim Fangen oder wenn man ſie in Zorn bringt, beißt ſie zwar, aber ohne Folgen. Überhaupt wird ſie leicht zahm. Es ſcheint, daß dieſe Art diejenige iſt, welche die Alten, als dem Äskulap geheiligt, verehrten.

6) C. radiatus, *Reinwardt* [11]). Die Augen von mittelmäßiger Größe, der Schwanz mißt ein Viertheil der Körperlänge; das Zügelſchild iſt klein, die Hinterhauptſchilder ſind groß, die lanzettförmigen Schuppen ſtehen in zwanzig Längsreihen, in den vordern ſind ſie glatt, in den mittleren, drei bis acht hinteren, ſo wie auf dem Schwanz, dreikielig. Die Farbe iſt oben röthlich, unten weißlich, um das Auge ſtehen drei ſchwarze Streifen ſtrahlenförmig und durch daſſelbe hindurch zieht ein Streifen, der ſo wie die am Rumpf der Länge nach laufenden, ſchwarz iſt. Bauchſchilder 237 bis 238, Schwanzſchilder 85 bis 95. Vaterland Java.

7) C. mucosus, *Linné* [12]). Die Schuppen ſind glatt, der Schwanz hat eine mittlere Länge, der Kopf iſt deutlich geſondert, eiförmig, kantig, vorn abgerundet, der Rumpf ſpindelförmig. Bauchſchilder 200, Schwanzſchilder 140. — Das Vaterland iſt Java, Cochinchina und die Philippinen.

8) C. melanurus, *Oppel* [13]). Die Augen ſind von mittelmäßiger Größe; der Schwanz mißt ein Viertheil der Körperlänge, das Zügelſchild iſt groß, die Hinterhauptsſchilder ſind von mittlerer Größe, die Schuppen des Rumpfs ſtehen in neunzehn Reihen, ſind in den Seiten glatt, übrigens faſt gekielt, die Bauchſchilder ſind an den Seiten ſechseckig. Die Farbe iſt oben olivenbraun, unten weißlich, in den Seiten ſtehen ſchwarze, durch weiße unterbrochene Querflecken; auf dem Rücken eine gelbe Längsbinde und der Schwanz iſt braun. Bauchſchilder 224, Schwanzſchilder 84. Das Vaterland iſt Java.

9) C. geminatus, *Oppel* [14]). Die Augen haben eine mittlere Größe; der Schwanz mißt ein Drittheil der Körperlänge, das Zügelſchild iſt rhombiſch, das Scheitelſchild hexagonal, die Hinterhauptsſchilder ſchmal. Die rhombiſchen, glatten Schuppen ſtehen in achtzehn Längsreihen. Die Farbe iſt oben braunroth, mit einem blaßröthlichen Halsband und zwei dergleichen Längsbinden, die Bauchſchilder haben auf jeder Seite einen braunen Punkt. Bauchſchilder 164 bis 168, Schwanzſchilder 193 bis 205. Dieſe Schlange ſcheint eine bedeutende Größe zu erreichen, wird in Java gefunden und ſcheint auch in Japan einheimiſch zu ſeyn.

10) C. oxycephalus, *Reinwardt* [15]). Der Kopf iſt ſchmal, die Augen ſind von mittelmäßiger Größe, der Rumpf iſt etwas zuſammengedrückt, der Schwanz faſt ein Drittheil des Körpers lang. Das Zügelſchild iſt ſchmal; das Scheitelſchild vorn länger, als die Augenbrauenſchilder, hinten kürzer, an den Seiten hohl. Die rhombiſchen, glatten Schuppen ſtehen in ſechs und zwanzig Reihen. Die allgemeine Farbe iſt ein ſchönes, ins Blaue ſpielendes Smaragdgrün, unten Meergrün, der Scheitel iſt röthlich mit einer auf beiden Seiten durch die Augen ziehenden, ſchwärzlichen Binde. Bauchſchilder 237, Schwanzſchilder 125. Vaterland Java.

11) C. conspicillatus, *Boie* [16]). Die Schnauze iſt ſtumpf, die Augen ſind klein, der Schwanz mißt nur ein Fünftheil der Körperlänge; das fünfeckige Scheitelſchild iſt breit und länger, als die Augenbrauenſchilder; die Hinterhauptsſchilder ſind hinten abgeſtutzt, nur vorn ein Augenrandſchild, unten fehlen ſie; die vordern Stirnſchilder ſind nur halb ſo groß, als die hintern, zwei ſchmale, die Hinterhauptsſchilder auf jeder Seite begrenzende Schläfenſchilder. Bauchſchilder 219, Schwanzſchilder 86 Paar; an der Kehle drei Paar Schuppen. — Die Grundfarbe iſt oben hell roſtbraun; eine ſchmale ſchwarze Querbinde verbindet die Naſenlöcher und ſetzt ſich von dieſen zu den Augen fort; eine zweite zwiſchen den Augen iſt von dieſen bis zum Mundwinkel verlängert. Schwarze Flecken ſtehen ſeitlich unter jedem Naſenloch,

9) Anguis Aesculapii, *Aldrov.* Serpent. 270. o. f. C. Aescul. *Autorum.* 10) *Jacquin* Collectanea tom. IV. 11) *Russel* Indian Serpents, II. pl. 42. Isis XX, 537. 12) C. muc. *L.* et *Autorum.* Mus. Adolph. Fr. reg. I. t. 23. f. 1. *Russel* Ind. Serp. I. t. 34.

13) *Boie* in d. Isis. XX, 537. 14) *Boie* in d. Isis XVIII, 211. Eine ausführliche Beſchreibung und Abbildung ſoll in der Erpetologie de Java pl. 20 geliefert werden. 15) *Boie* in d. Isis XX, 537. 16) Isis XVIII, 212.

Digitized by Google

ein anderer unter dem Auge; den Hinterkopf zieren zwei in ſchräger Richtung auf dem Wirbelſchild zum hinten offenen Winkel verbundene Linien, im Nacken ein Längsſtreif, längs des Rückens viele getrente, oft zickzackförmige Querbänder und an den Seiten viele kleine rundliche Flecken, ſämtlich von ſchwarzer Farbe. Kehle weißlich ungefleckt; Bauch- und Schwanzſchilder ſchwarz und weißlich gewürfelt. — Dieſe in Java Torakoetienawa genante Schlange iſt nebſt mehren andern leicht mit Colub. hippocrepis zu verwechſeln. Sie bildet vielleicht mit dieſer eine Unterabtheilung in der Gattung Coluber.

12) C. Lichtensteinii, *Neuwied*[17]), Lichtenſteins-Natter. — Der Schwanz mißt ungefähr ein Achttheil der Körperlänge; Bauchſchilder ſind 178 bis 181, Schwanzſchilder 85 bis 92 (Paar) vorhanden. Die Farbe iſt blaßgelblichfahl, mit einer Reihe von graubraunen, dunkler eingefaßten, großen Flecken auf dem Rücken, auf dem Halſe rautenförmig, übrigens mehr unregelmäßig, und jeder mit zwei Seitenflecken verbunden; die Schilder der Kieferränder ſind ſchwarz eingefaßt. Die Augen ſind groß; die Schuppen ebenfalls, glatt, breit rautenförmig, beinahe ſechseckig, und bilden am Körper fünfzehn, am Schwanze ſechs Längsreihen. — Jüngere Thiere ſind dunkler und die Flecken ſtehen mehr gedrängt. — Dieſe Art erreicht eine Länge von ſechs und mehr Fuß. — Sie lebt in Braſilien, in den ſüdlichen Gegenden der Oſtküſte in ſumpfigen Gegenden, im Gebüſche, und frißt Kröten und Fröſche.

13) C. pileatus, *Neuwied*[18]), die meergrüne Natter. — Die Farbe iſt ſchön meergrün, den Rücken hinab läuft eine Reihe ſich berührender, gelbbrauner Schuppen; der Scheitel iſt gelbbraun; ein dunkler Strich geht von der Naſe zu dem Auge und zu dem Hinterkopfe; die ganze Geſtalt iſt ſchlank und zierlich; der Schwanz mißt faſt ein Drittheil der Körperlänge; Bauchſchilder ſind 189, Schwanzſchilder 99—100 (Paar) verhanden. — Dieſe zierliche Schlange wird auf drei Fuß lang, und findet ſich in den ſüdlichen Gegenden der Oſtküſte von Braſilien. Sie iſt gewandt, und lebt ſowol auf der Erde, als ſie auch Gebüſche beſteigt.

14) C. bahiensis, *Spix*[19]). — Oben blaugrau, auf dem Rücken ſchwarze, faſt runde Flecken, welche in einer Längslinie ſtehen, auf den Seiten kleinere, alle weißlich gerandet; Bauch und Schwanz unten weißlich, über den Augen ein ſchwarzer Streif und ein ſchwächerer über den Naſenlöchern. Die faſt viereckigen Schuppen ſind glatt. — Heimath: die Umgegend von Bahia in Braſilien.

15) C. saturninus, *Linné*[20]), die Bleinatter, bleifarbige Natter. — Die Schuppen ſind glatt, die obern ſchmal und länglich, die in den Seiten eiförmig; der Schwanz hat eine mittlere Länge. Der breite Kopf iſt platt, länglich, vorn ſpitz abgeſtumpft. Der Rumpf iſt ſpindelförmig, mit flachem Bauch; der Schwanz ſehr dünn, ſpitzig. — Bauchſchilder 147 bis 197, Schwanzſchilder 120 bis 125. Das Vaterland iſt Guinea.

16) C. Situla, *Linné*[21]), die Bandnatter, rückenſtreifige Natter. Nach Linné's Angabe iſt dieſe Natter grau, mit einer ſchwarz gerandeten Längsbinde. Sie hat 236 Bauch- und 48 Schwanzſchilder, und ſoll in Ägypten einheimiſch ſeyn. — Ob ſie wirklich dieſer Gattung angehört, iſt noch nicht beſtimt.

17) C. simus, *Linné*, Affennaſen- — affenköpfige Natter. Dieſe Natter hat glatte Schuppen, ihr Schwanz mißt nur ein Sechstheil der Körperlänge, der Kopf iſt faſt kugelig, aufgeworfen, wulſtig. Sie hat 124 Bauchſchilder und 46 Schwanzſchilder. Ihr Vaterland ſoll Carolina ſeyn. — Sie iſt noch nicht genau bekant, und gehört vielleicht zu Latreille's Gattung Heterodon.

18) C. Hippocrepis, *Linné*[22]), die Hippocrepis-Natter. Die lanzettförmigen glatten Schuppen ſind an der Spitze zugerandet, die Temporalſchilder ſind kaum vorhanden, die Occipitalſchilder und das Scheitelſchild ſehr klein; der Schwanz mißt ein Viertheil der Körperlänge; nur ein Kehlſchild. — Bauchſchilder 188, Schwanzſchilder 70. — Das Vaterland, nach Linné, Oſtindien — Amerika — nach neuern Beobachtungen aber nur das Cap der guten Hoffnung. — Überhaupt iſt dieſe Art noch nicht genau bekant und geſichtet.

Was die auf Coluber verwieſenen Namen betrifft, ſo ſind ſelbige an den gleich anzuführenden Stellen nachzuſehen, ſo weit ſie nicht oben erwähnt.

Blindnatter iſt Coronella Typhlus. Baſtardnatter — Homalopsis molurus. Baumnatter — Dendrophis scandens. Bechernatter — Hurria Nympha. Bandnatter — Elaps lemniscatus, — Calamaria (Anhang). Auroranatter — Coronella Aurora. Azurnatter — Tropidonotus Natrix. Ameiſenſchlange — Dipsas Cenchoa. Ana Candaia oder Anaconda. Hier iſt zwar auf Col. pullatus verwieſen; indeſſen gehört dieſer Name zu Boa Scytale. Auſping ſ. Vipera. Cerastes ſ. Vipera. (*D. Thon.*)

COLUBRARIA, *Schumacher* (Mollusca). Eine der Gattung Buccinum ähnliche Gattung, aufgeſtellt im Essai d'une nouvelle Classification des vers testacés, 1817. Die Kennzeichen ſind: eine thurm- und ſpindelförmige Schnecke; die Windungen mit wechſelsweiſe ſtehenden Längswarzen beſetzt; die Mündung eiförmig-länglich; die Mündungsröhre (der Schwanz) offen, die äußere Lippe dick, gerandet, innen in Zähne gefaltet; die innere Lippe ſchwielig, hinten faſt verſchwindend, vorn dick, abſtehend, etwas gekerbt; die Spindel gebogen, glatt, vorn mit Warzen und Querfalten beſetzt. Als Typus der Gattung wird C. granulata angeführt, welche

17) Col. capistratus, *Lichtenstein* Verzeichn. d. Dubletten des Berl. Mus. p. 104. — *Maxim. v. Neuwied* in Acta nova Acad. Caes. Leop. XII. 2. p. 496. t. 46. — *Ej.* Beiträge zur Naturgesch. Braſiliens I, 305. — *Wagler* Icones Amphibiorum. I. t. IV. (Schöne Abbildung.) 18) *Ej.* Beiträge I, p. 344. (olivaceus *Olfers*, Olfersii *Hemprich.*) 19) Natrix Bahiensis, *Spix* Animalia nova sive Serpentum Brasiliensium spec. nov. Monachii 1824. p. 27. t. X. f. 2. 20) Mus. Ad. Fried. reg. I, t. 9. f. 1.

21) Mus. Adolphi Friederici regis II. p. 44. 22) Mus. Adolph. Fried. reg. I. p. 56. t. 16. f. 2. — Col. canus. *Linné* ib. t. 11. f. 1. C margaritaceus? *Merrem* Syst. n. 32. p. 100. — Ammobates. *Shaw*.

Digitized by Google

Chemnitz Conchylienkabinet IV. t. 132. f. 1257. 1258. unter dem Namen Buccinum maculosum rarissimum abbildet. Auch glaubt Schumacher, daß deſſelben Murex caudisatus X. t. 162. f. 1544. 1545. dieſelbe Schnecke ſey, und Favanne's Couleuvre, nicht aber dieſe in fig. 1552. 1553. l. c. dargeſtellt ſey, ſowie jene Chemnitz auch inſofern verwechſelt habe, als la Couleuvre grenue in Favanne Conchologie, pl. 33. f. X. 3. ſtehe. (*D. Thon.*)

COLUBRINI (Reptilia). Eine Abtheilung der Schlangen bei mehren Herpetologen, und daher verſchieden charakteriſirt. Oppel ſtellte als Kennzeichen derſelben einen runden Schwanz, der dünner als der Körper, keine Giftzähne, und unter dem Schwanz oft doppelte Schilder auf. Cuvier begreift darunter alle Schlangen, bei denen die Schilder unter dem Schwanze paarweis ſtehen, und rechnet hieher die Gattungen Python, Hurria, Dipsas, Coluber, Dryinus, Acrochordus. — Gray, der ſie Colubridae nent (Annals of Philosophy, Sept. 1825.), gibt folgenden Charakter an: die Kiefern ſind mit Zähnen, zuweilen mit Giftzähnen verſehen; der Kopf iſt mit Schuppen, der Leib ebenfalls mit breiten, Ringe bildenden Platten bedeckt; auf der untern Seite des Schwanzes befinden ſich zwei, oder auch nur eine Reihe Schilder; am After keine Spornen. A) mit Giftzähnen: Trimeresurus, Bungarus, Ophis; B) ohne Giftzähne, vor den Augen eine Grube: Coluber, Dipsas, Ahaetalla, Macrosoma, Passerita, Hurria, Scytale, Erpeton. — Fitzinger (Neue Claſſification der Reptilien, 1826.) zählt ſeine Familie Colubroidea zur Tribus Squamata, und gibt ihr folgende Kennzeichen: die untere Kinnlade iſt getheilt, die Zunge lang, die Giftzähne fehlen, ſowie die Afterſpornen. An Gattungen zählt er auf: Acrochordus, Pelamis, Erpeton, Disteira, Aipysurus, Homalopsis, Pseudoeryx, Scytale, Xenopeltis, Clelia, Nympha, Duberria, Oligodon, Pseudoelaps, Heterodon, Rhinostoma, Xenodon, Lycodon, Coluber, Coronella, Psammophis, Malpolon, Dipsas, Boiga, Sibon, Dendrophis, Chironius, Tyria, Dryophis, Langaha. — Boie (Iſis von Oken XIX. S. 981.) theilt die Familie Colubrini ein in die Gattungen: Tropidonotus, Coluber, Hemorrhois, Scytale, Heterodon, Erpeton, Eryx, Boa, Python, Dipsas. (S. dieſe Art.) (*D. Thon.*)

COLUMBANUS (SANCTUS) auch COLUMBA. Dieſe, einer ſtatt des andern gebrauchte Namen tragen zwei verſchiedene, faſt gleichzeitige und oft unter einander verwechſelte [1]) irländiſche Mönche, von welchen der ältere 598 bei Beda [2]) und Gregorius M. [3]) erwähnt wird. Den Namen des Heiligen trägt nur der ſpätere Columba [4]). Er wurde um das Jahr 550 in dem irländiſchen Diſtricte Leinſter (Lagenorum terra) geboren, nicht lange nach der Bekehrung der Irländer zum Chriſtenthume durch den h. Patricius. Nachdem er ſich freieren Studien, welche, wie ſeine ſpäteren Schriften zeigen, auch die klaſſiſchen Denkmäler des Alterthums umfaßten, mit großem Eifer gewidmet hatte, trat er, um den Verſuchungen zur Fleiſcheslust zu entgehen, auf den Rath einer frommen Einſiedlerin, in das zu dem Diſtrict Ulſter (Ultonia) gehörige Kloſter Banchor ein, welchem damals der fromme, aber zugleich wiſſenſchaftlich gebildete und helldenkende Abt Comgell (Comogellus) vorſtand [5]). Bei dem Eifer für Miſſionen, welcher unter den irländiſchen Mönchen herrſchte, fühlte auch Columba ſich bald von dem unwiderſtehlichen Drange ergriffen als Glaubensbote und Prediger des Evangeliums unter die Völker zu wandern, und nachdem er mit Mühe dazu die Erlaubniß des Vater Comgell erlangt hatte, ſchiffte er ſich um das Jahr 590 [6]) mit mehren ſeiner Kloſterbrüder zu dieſer Abſicht nach Gallien ein. Hier hatten damals die ſteten Kriege und die Nachläſſigkeit der Biſchöfe einen großen Verfall der Sittenzucht und der kirchlichen Disciplin nach ſich gezogen, welchem Columba und ſeine Freunde zunächſt durch eignes Beiſpiel in ſtrenger Sittenzucht und Verachtung der weltlichen Luſt zu begegnen ſuchten. Dadurch gelangten die irländiſchen Glaubensboten bald zu einem Rufe der Heiligkeit, welcher den König von Burgund Childebert beſtimte, ſie zur Niederlaſſung in ſeinem Gebiete unter dem Verſprechen königlicher Belohnungen aufzufodern. Columba ſchlug die letzteren aus, wählte aber für ſich und ſeine Begleiter in einer der ödeſten Gegenden des Voghesen-Gebirges eine Stätte, wo ſich noch die Ruinen eines alten Caſtells zeigten, zur Gründung eines Kloſters, welches nach jenem Caſtell den Namen Anagrates (Anegray) erhielt. Dieſe klöſterliche Stiftung wurde in kurzer Zeit ſo überfüllt, daß ein zweites, größeres Kloſter zu Luxorium (Luxeuil) in der Nähe (octo distans millibus) errichtet werden mußte, welchem dann, da der Zudrang auch des Adels, immer größer wurde, die Stiftung eines dritten Fontana ſofort folgte. Noch ein viertes Kloſter, Palatium genant, in der Nähe des jetzigen Beſançon und ein fünftes im Juragebirge, ſo wie ein Jungfrauenſtift zu Beſançon (in urbe Vesontione) verdankten ihm ihren Urſprung [7]). Dieſe Stiftungen wurden zu einer Congregation vereinigt und ihr gemeinſchaftliches Haupt Columba gab ihnen eine Regel der klöſterlichen Disciplin, welche ſich nahe an die des h. Benedictus anſchließt, nur daß

1) Über die Verwechſlung beider vergl. Basnage zu Canisii lectt. ant. T. I. p. 772. 2) Hist. eccl. Angliae, L. III, c. 4. 3) Epp. L. II, 36. 4) So, und nicht Columbanus nent er ſich ſelbſt durchgängig in ſeinen Schriften, bisweilen unter Anſpielungen auf die Bedeutung des Namens; z. B. Ep. 8. ad discipulos: *Jona* qui in Hebraeo *Columba* dicitur; Ep. IV. (ad Bonif. IV.) — mihi *Jonae* hebraica, *Peristerae* graece, *Columbae* latine, potius tamen vestrae idiomate linguae nuncupato.

5) Ein längeres Bruchſtück aus dem Unterrichte dieſes Mannes, welches ihn als einen eben ſo frommen als helldenkenden Lehrer darſtellt, hat Columba ſelbſt in eine ſeiner eigenen Unterweiſungen für die Mönche, wo er Comgell unter deſſen Kloſternamen Fauſtus aufführt, eingeſchaltet. Columbani Instr. II. 6) Das Jahr ſteht in der Zeitrechnung ziemlich feſt; nicht ſo das damalige Lebensalter Columba's. Die Angabe ſeines Biographen Jonas c. 10. „anno vicesimo" berichtigt ſchon Mabillon dahin, daß er damals mindeſtens 30 Jahre gezählt habe. Iſt aber die Ep. ad Fedolinum wirklich von Columba, ſo muß er im J. 590 faſt 50 Jahre gezählt haben. Denn in dieſer um 614 oder 615 im Kloſter Bobbio geſchriebenen poetiſchen Epiſtel gibt er vor, ſchon 18 Olympiaden durchlebt zu haben.

Nunc ad Olympiadis ter senos venimus annos

d. i. 72 Jahre zu zählen. 7) *Jonae* vita S. Columbani n. 12. 17. 22.

Digitized by Google

ſie dieſelbe in der Strenge der Askeſen und Pönitenzen zu übertreffen ſcheint [8]. Die Wunderkräfte, welche man in dem frommen Stifter anſtaunte, die ſtrenge Sittenzucht, der Fleis und die Enthaltſamkeit der Kloſterbewohner, ihr Fleis im Anbau der unwirthbaren Umgebungen ihrer Anſiedelungen, die wiſſenſchaftliche Bildung, welche ſich unter ihnen verbreitete, verſchafften der neuen Congregation unter einem rohen Volke ein an Verehrung grenzendes Anſehen und einen ſittlichen Einfluß, welcher ſich auch auf die Machthaber ausdehnte. Als nach Childeberts Tode das Reich unter ſeine zwei Söhne in der Art getheilt worden, daß Theoderich, der ältere, Burgund, Theodebert, der jüngere, Auſtraſien erhielt, wurde der erſtere durch ſeine herrſchſüchtige Großmutter Brunechilde zu Ausſchweifungen verleitet, welche ihn zur Regirung unfähig machen ſollten. Columba führte durch ſeine Ermahnungen den irre geleiteten König zur Treue gegen die rechtmäßige Gemahlin zurück, und vereitelte dadurch Brunechildens Plane, deren Haß nun gegen ihn und ſeine Mönchscongregation entbrante, indem ſie die eingeführte ſtrenge Kloſterzucht benutzte, um die weltlich geſinten Biſchöfe und Großen gegen die Congregation einzunehmen. Es folgten nun mannichfache Beſchränkungen und Bedrängniſſe für die Mönche, ſelbſt ein Verſuch des Königs, gewaltſam in das Innere des Kloſters zu Luxorium einzudringen, welchen jedoch Columba's Standhaftigkeit unter Lebensgefahren vereitelte. Zu dieſen Misverhältniſſen war ſchon früher eine kirchliche Differenz über die Oſterfeier hinzugetreten, indem Columba nach altbritiſcher Obſervanz, welche das Feſt mit dem Sonntage der Woche vom 14—20 des Monats Niſon zu beginnen forderte, die Oſtern feierte, während der Oſtercyclus der römiſchen und galliſchen Kirche, wenigſtens in manchen Jahren, auf einen ſpäteren Sonntag führte [9]. Columba hatte ſich zu Beilegung dieſer Differenz ſchon bald nach ſeiner Ankunft in Gallien an den Pabſt Gregorius I. gewandt [10]. Dieſes Schreiben blieb ohne Antwort, und als nun im J. 602 in Burgund eine Synode zuſammentrat, um über die Differenz zu handeln, richtete Columba ein Schreiben an dieſelbe, worin er zwar die von ihm eingeführte Obſervanz wiederholt vertheidigte, aber ſich zugleich willig erklärte, die abweichende um des Friedens willen unangefochten zu laſſen, ſo bald ihm nur bei der ſeinigen zu bleiben geſtattet würde [11]. Auch dieſer Schrit ſcheint nicht den gewünſchten Erfolg gehabt zu haben, daher er denn nochmals in dieſer Angelegenheit nach Rom an Bonifacius (IV.) ſchrieb, um für ſich und die Seinen das gewünſchte Indult zu erlangen, indem er ſich zugleich darüber beklagte, daß ſein früheres Schreiben an Gregorius nicht zur Behörde ſcheine gelangt zu ſeyn [12]. So häuften ſich nun die Beſchwerden gegen Columba von verſchiedenen Seiten und da er nicht von freien Stücken dem Befehle des Königs, nach Irland zurückzukehren, gehorſamte, ließ ihn Theoderich gewaltſam von Luxorium fortführen, ohne ihm auch nur zu geſtatten, die früheren Begleiter ſich bei der Rückkehr ins Vaterland wieder zuzugeſellen, und ohne ihm die gehoffte Märtyrerkrone verſchaffen zu wollen [13]. Dies erfolgte im zwanzigſten Jahre nach ſeiner Niederlaſſung in Burgund = 610 n. Ch. [14]. Auf ſeiner Reiſe durch Frankreich bis Nantes (Namnetum), wo er eingeſchifft werden ſollte, erſcheint er in der Legende mitten unter den Mishandlungen ſeiner rohen Wächter in dem Glanze eines bald heilbringenden, bald ſtrafenden Thaumaturgen [15]. Auch ſeine beabſichtigte Einſchiffung zu Nantes läßt die Legende durch eine wundervolle Fügung hintertrieben werden; denn das Schiff, auf welches ſchon ſein Gepäck zur Überfahrt verladen war, ſoll durch das Eintreten einer ungewöhnlich ſtarken Ebbe auf den Strand geſetzt und nicht eher wieder flott geworden ſeyn, als bis man das Eigenthum des Heiligen über Bord geworfen hatte [16]. Daß Columba zu Nantes ſollte eingeſchifft werden, ergibt ſich auch aus einem Schreiben, welches er von dort aus an ſeine zurückgelaſſenen Schüler in den Klöſtern erließ, um ſie zur Eintracht bei dem auch unter ihnen obwaltenden Oſterſtreite und zur Unterwürfigkeit unter ihren neuen Vorgeſetzten Attala, ſo wie zur Standhaftigkeit unter den noch immer drohenden Gefahren zu ermahnen. Aber er zeigt zugleich auch, daß man ihn dort der Wache entbunden und zur Flucht freien Raum gegeben hatte, ſo daß es in der That keines Wunders bedurfte, um ihn der Einſchiffung zu entziehen [17]. Er begab ſich zunächſt zu Chlotar, Chilperichs

8) In den Handſchriften wird dieſe Regula S. Columbani meiſtens als eine zweifache unterſchieden, die monastica, welche die allgemeinen ethiſchen Vorſchriften in paränetiſchem Tone und nach den herrſchenden Grundſätzen der Mönchsmoral vorträgt, mit den Worten primo omnium beginnend; ſodann die regula coenobialis, welche die Vorſchriften für die tägliche Ordnung des Officii, ſo wie die disciplinariſchen Strafgeſetze oder die Pönitenzen umfaßt, mit den Anfangsworten: Statutum est Fratres. Beide ſcheinen jedoch urſprünglich zuſammen gehört zu haben. Die Abfaſſung dieſer Mönchsregeln ſetzt *Jonas* l. c. n. 17. in den Aufenthalt zu Luxeuil. Abgedruckt in Bibl. PP. maxima Lugd. T. XII. p. 1—3 und *Holstenii* regg. monast. T. I. p. 166. sq. Über das Verhältniß derſelben zu der Benedictinerregel ſ. *Mabillon* Acta SS. Ordinis S. Benedicti saec. II. Praef. p. IV. sq. Übrigens führt die Vergleichung der Handſchriften darauf, daß manche geſchärfte Strafbeſtimmung erſt ſpäter in die Regel eindrang. 9) Vergl. über dieſe Differenz Gieſeler's Kirchengeſchichte Bd. 1. S. 654. N. e. 10) Ep. V. ad Gregorium, der Ordnung nach der letzte, der Zeitfolge nach der erſte unter Columba's Briefen und ſeinem Inhalte nach bald nach Gregors Regirungsantritte geſchrieben. Auch unter Gregors Briefen L. IX. Ep. 127.

11) Ep. 2. ad patres Synodi. Die Zeit beſtimt ſich durch die Worte usque nunc licuit nobis inter vos vixisse *duodecim annis.* Übrigens geht aus dem Schreiben hervor, daß Columba mehre Tractate in dieſer Streitſache verfaßte, welche ſich aber nicht erhalten haben. 12) Das erſte Schreiben an Bonifacius, wahrſcheinlich bald nach deſſen Regirungsantrit um 607 abgefaßt. 13) Wenn bei dem Überfall in Luxovium der König zu ihm ſagt: Martyrii coronam me tibi illaturum *speras* — non esse me tantae *dementiae* scias, ut hoc tantum perpetrem scelus (cf. Jonas l. c. n. 33), ſo führt dies auf einen fanatiſchen Zug in Columba's Character, welchem ſeine ſonſtigen Reden und Handlungen völlig gemäß ſind. 24) *Jonas* l. c. 30. Egressus cum suis — *anno vicesimo* post incolatum eremi illius. 15) *Jonas* l. c. 38—46 und dieſelben Wundermähren in Verſe gebracht bei Frodoard. 16) *Jonas* l. c. 48. 17) Ep. III. ad discipulos: Nunc mihi scribenti nuntius supervenit, narrans mihi navem parari, qua *invitus* vehar in

Digitized by Google

Sohn, König von Neuſtraſien, wurde dort wohl aufgenommen und als geiſtlicher und politiſcher Rathgeber benutzt. Auf ſeinen Wunſch, durch Auſtraſien nach Italien zu reiſen, gab ihm Chlotar das nöthig ſcheinende Geleite, und im Gebiete Theodeberts kam ihm die Gunſt mächtiger Vaſallen entgegen, deren Einfluß verbunden mit den begeiſterten Lobpreiſungen der aus Luxorium auf die Nachricht ſeiner Ankunft nach Auſtraſien ſtrömenden Schüler, ihm die Gunſt Theodeberts verſchaffte, welcher ihn bat, in ſeinem Gebiete ſich niederzulaſſen, und ſich ſelbſt die Stätte innerhalb deſſelben zu wählen, von wo aus am erfolgreichſten für die Verbreitung des Evangeliums unter den Völkern könte gewirkt werden. Columba wählte eine innerhalb der Grenzen Teutſchlands, jenſeits des Rheins gelegene, vorlängſt zerſtörte Stadt, Brigantia, ſpäter Bregenz genant [18]. Von dort aus wirkte er, unterſtützt von ſeinem Schüler Gallus, unter den heidniſchen Sueven als Glaubensbote, ſtürzte die Altäre der Götzen und ſprengte die Bierkufe, aus welcher beim Wodansfeſte zu Tuconia (Tuggen, Zug) ſollte libirt werden [19]. Auch hier ſollen Wunder ſeine Sendung beglaubigt haben und Beweiſe ausgezeichneter, providentieller Leitung ihm zu Theil geworden ſeyn. Auch unter den Mächtigen ſuchte er den Geiſt des Friedens nicht immer mit Klugheit zu wecken. Dem König Theodebert, als ihn ſein Bruder Theoderich zum Kriege reizte, rieth er, freiwillig die Krone niederzulegen und in den Prieſterſtand einzutreten. Der gar zu mönchiſche Rath wurde nicht befolgt und es kam zum Kriege zwiſchen den beiden Brüdern (612), in welchem Theodebert bei Tolbiacum (Zülpich) geſchlagen und dann als Gefangener ſeines Bruders von der Großmutter Brunechilde zur Annahme der Tonſur genöthigt, bald darauf aber ermordet wurde. Im Jahre darauf ſtarb auch Theoderich und ſein nachgelaſſener Sohn Sigebert, welchen Brunechilde auf den Thron ſetzte, konte ſich gegen Chlothar, den König von Neuſtrien, nicht behaupten, welcher ſich des ganzen burgundiſchen Reiches bemächtigte und die Überreſte des burgundiſchen Königshauſes ausrottete [20]. Dieſe Kataſtrophen, welche Columba in prophetiſchem Geiſte ſoll vorausgeſehen haben, beſtimten ihn, über die Alpen nach der Lombardei zu ziehen, wo er bei Mailand verweilte, um den unter den Longobarden herrſchenden Arianismus auch in Streitſchriften zu bekämpfen, und das Vertrauen des Königs Agilulfus genoß, in deſſen Auftrage er ſein zweites Schreiben an Bonifacius IV. erließ, um denſelben zu bewegen, die ketzeriſchen Beſchlüſſe der fünften Synode, welchen Vigilius beizutreten von Juſtinian war gezwungen worden, unter Vermittelung einer römiſchen Synode wiederum zu verwerfen, damit der römiſche Stuhl von dem Verdachte der Ketzerei ſich reinige (ut caligo suspicionis tollatur de cathedra St. Petri), denn nur durch die Richtigkeit der Einſicht und die Reinheit des Bekentniſſes werde die Macht und das Anſehen des Schlüſſelführers begründet [21]. Auf die Nachricht, daß in den Apenninen, hart am Fluſſe Trivia (Trebia), an einer Bobio genanten Stätte ſich noch die Ruinen einer alten Baſilica des heil. Petrus vorfänden, in welchen Wunder geſchähen, gründete er dort das Kloſter Bobio (Bobbio), welches ſich bald über alle früher in Burgund errichteten Klöſter dieſer Congregation erhob. Columba wurde hier noch durch einen Beſuch ſeines Schülers, des Abtes von Luxorium Euſtaſius, welchen Chlotar an ihn geſandt hatte, erfreut, ſtarb aber ſchon, nachdem er nur wenig über ein Jahr dem Stifte zu Bobio vorgeſtanden hatte, am 29. November 615 [22]. Außer den Schriften Columba's, deren Abfaſſungszeit aus ſeinen Lebensereigniſſen erhellt, nämlich der zweifachen Mönchsregel und den fünf oder ſechs Briefen, ſind unter ſeinem Namen noch vorhanden:

1) Sermones seu Instructiones ad Monachos, auch Ordo S. Columbani Abbatis de vita et actione Monachorum überſchrieben: ſechszehn Paräneſen an die Mönche, welche ſich auf einander beziehen und in den täglichen Erbauungsſtunden unmittelbar auf einander gefolgt zu ſeyn ſcheinen. Sie berühren nur leicht die kirchlichen Dogmen, legen aber in myſtiſcher Darſtellungsweiſe die Nothwendigkeit des Strebens nach ſittlicher Reinigung des Innern, die Pflicht der Selbſtverleugnung und Weltentſagung, der ruhigen Ergebung unter Leiden und Drangſalen ans Herz, ſuchen die Liebe zu Chriſto, das Gefühl von der Vergänglichkeit des Irdiſchen, die Sehnſucht nach dem himmliſchen Vaterlande, den Eifer in der Nachfolge des Herrn, zum Theil nicht ohne Beredſamkeit und immer mit großer Lebhaftigkeit zu erwecken, können aber nicht frei geſprochen werden von mönchiſcher Beſchränktheit und abergläubiſchen Vorſtellungen. In der theologiſchen Denkart neigen ſie ſich, nach Art der ſpäteren Mönche, zum Semipelagianismus des Caſſianus [23]. Unter dieſe Inſtructiones rechnet eine bob-

meam regionem, sed si fugere *nullus vetat custos*, nam hoc videntur *velle* ut fugiam. 18) *Jonas* l. c. 51. Inde requisivit locum, quem favor omnium laudabilem reddebat, intra Germaniae terminos Rheno tamen transmisso, oppidum olim dirutum, quod *Brigantias* nuncupabatur. 19) *Jonas* l. c. 53. Quo — nämlich Tucconiae vgl. Walafr. Strabo V. S. Galli L. 1. c. 4. — cum moraretur et inter habitatores loci illius progrederetur, reperit eos sacrificium profanum litare velle, vasque magnum, quod vulgo *Cupam* vocant, quod viginti et sex modios amplius minusve capiebat, *cerevisia* plenum in medio habebant positum. Ad quod vir Dei accessit et sciscitatur quid de illo fieri vellent. Illi ajunt Deo suo *Vodano*, quem Mercurium vocant alii, se velle litare etc. 20) *Jonas* l. c. 57—59.

21) Vgl. beſonders die freimüthig ſchöne Stelle: Tamdiu potestas apud vos erit, quamdiu *recta ratio* permanserit: ille enim certus regni coelorum clavicularius est, qui dignis per veram scientiam aperit et indignis claudit. *Alioquin, si contraria fecerit, nec aperire nec claudere poterit.* — — Unitas fidei in toto orbe unitatem fecit potestatis et praerogativae, ita ut libertas veritati ubique ab omnibus detur, et aditus errori ab omnibus similiter abnegetur, quia *confessio recta etiam sancto privilegium dedit claviculario.* S. Columbani Ep. IV. ad Bonifacium, im Anfange des Jahres 613 wahrſcheinlich geſchrieben. 22) II. Kal. Decembris nach *Jonas* l. c. 60. Das Martyrologium Rom. aber hat XI. Kal. Decembris und die Kirche feiert ſein Gedächtniß am 15ten November. 23) S. B. Instr. III. Dei gratiam *suo advocet conamine;*

bienſiſche Handſchrift dann auch noch zwei kürzere Tractate de mensura poenitentiarum, und de octo vitiis principalibus, welche aber andere Codd. mit Recht als Aufſätze für ſich unterſcheiden, da in keinem derſelben der Ton der Paräneſe herrſcht, ſondern der erſte canones poenitentiales für Cleriker, Mönche und Laien aufſtellt, welche ſich zunächſt an die Kloſterregel mögen angeſchloſſen haben, der letztere aber eine trockene Aufzählung von den acht Cardinalſünden und deren Heilmitteln nach Caſſians Anleitung gibt. Auch Instr. XIV, im Cd. Bobiensis ans Ende geſtellt, möchte mit Unrecht in dieſe Samlung von Sermonen gezogen ſeyn, da ſie einen ganz epiſtolariſchen Charakter trägt. Über die Zeit, in welche dieſe Unterweiſungen für Mönche fallen, vermißt man alle näheren Andeutungen.

2) Carmina. Eine Samlung von fünf Gedichten, welcher eine Vorrede in zwei hexametriſchen Verſen von zweifelhafter Echtheit voraufgeht. Das erſte, Epistola ad Hunaldum überſchrieben, in hexametriſchem Versmaß, warnt vor der Habſucht und der Anhänglichkeit an irdiſchem Gute, verräth eine gute Bekantſchaft mit den römiſchen Dichtern und weiß bibliſche Abſchnitte in poetiſchen Umſchreibungen recht glücklich nachzubilden[24]. Die voraufgehende Dedication in Akroſtichen, welche die Worte Columbanus Hunaldo geben, ſteht nicht in allen Handſchriften und ſcheint jüngeren Urſprungs. Das zweite, Epistola ad Fedolium überſchrieben, behandelt denſelben Gegenſtand in ſapphiſchem Versmaße und hat einen aus ſechs hexametriſchen Verſen beſtehenden Anhang, welcher zeigt, daß der Dichter im 72. Lebensjahre ſtand, wonach es in den Aufenthalt zu Bobbio fiele. Es iſt reich an mythologiſcher Gelehrſamkeit und gleichfalls aus fleißigem Studium der Alten hervorgegangen.

3) Epigramma de muliere, zwei Diſtichen.

4) Monosticha, eine Samlung von Lebensregeln und goldnen Sprüchen in hexametriſchen Monoſtichen, theils wörtlich entnommen aus der Sentenzenſamlung des ſogenanten Cato, theils der h. Schrift A. und N. Ts. nachgebildet, theils aus eigner frommer Betrachtung, mitunter auch aus andern Gedichten Columba's, z. B. aus der Epistola ad Hunaldum, entlehnt. Dies letztere, ſo wie auch die großen Abweichungen der Handſchriften, welche bald mehr bald weniger Monoſtichen haben, führt dahin, daß dieſe Sentenzenſamlung, wenn ſie auch Columba anlegte, doch großen Veränderungen und willkürlichen Vermehrungen unterlag.

Columba hat das Verdienſt, mit unermüdlicher Thätigkeit den chriſtlichen Glauben verbreitet, für die Herſtellung reinerer Sittenzucht und lebendiger Frömmigkeit unter Hohen und Niedrigen ohne Menſchenfurcht gewirkt, den Frieden der Kirche im Geiſte der Liebe gefördert, ſtolze Anmaßungen der Regenten und Päpſte freimüthig beſtritten und in ſeinen Klöſtern Pflanzſtätten der wiſſenſchaftlichen Bildung, Archive für die Denkmäler der klaſſiſchen Literatur[25], und Schulen der Frömmigkeit gegründet zu haben. Seine Schriften zeugen von Bekantſchaft mit den Denkmälern des römiſchen Alterthums, von ausgebreiteter Beleſenheit in der kirchlichen Literatur und zeichnen ſich durch reinere Sprache und geſchmackvollere Darſtellung vor ihrem Zeitalter aus. Warme, lebendige Frömmigkeit, großer Eifer für die Religion, welcher bis zum Fanatismus ausartet, verbinden ſich in ſeinem Charakter mit unerſchrockener Wahrheitsliebe, Friedfertigkeit und gutmüthiger Weichheit des Herzens, aber auch mit großer ſittlicher Strenge und mönchiſchem Hange zur Selbſtpeinigung. Der theologiſchen Speculation abgeneigt, ruft er in myſtiſchem Vortrage dunkle Ahnungen, ſchwärmeriſche Sehnſucht nach dem unſichtbaren geiſtigen Gute hervor, und weckt fromme Gefühle, ohne zur Aufhellung der Religionsbegriffe beizutragen[26].

(*v. Coelln.*)

COMATULA, *Lamarck* (Radiaria) (comatus, wegen der Wimpern). Dieſer Gattung ward zuerſt gedacht von Linck (De Stellis marinis, p. 55.) unter dem Namen δεκάκνημος, dann von Fréminville (Nouveau Bulletin des Sciences, No. 49.) unter dem Namen Antedon. Später nante ſie Leach Alecto, indeſſen wurde die überſchriftliche Benennung allen andern vorgezogen und allein beibehalten. Neuerdings hat aber Bronn (Urweltliche Pflanzenthiere S. 7) den Namen Decacnemos wieder aufgenommen, ihm als dem älteſten den Vorzug gebend. Linné führte die ihm bekanten Arten unter Asterias auf. Nach Cuvier gehören ſie mit den letztern unter die Echinodermata pedicellata, nach Lamarck unter die Radiaria echinodermata oder Stellerides. Die Kennzeichen derſelben ſind folgende: der Körper iſt kreisförmig, platt gedrückt und mit zweierlei Strahlen, nämlich auf dem Rücken und am Rande beſetzt, welche alle aus kalkartigen Gliedern beſtehen. Die

---

impossibile est enim *solum* per se unumquemque adipisci, quod perdidit in Adam.

24) A. B. Pred. c. 3, 7.

Tempora sunt florum, retinet sua tempora messis,
Sic iterum spisso vestitur gramine campus.
Tempora gaudendi sunt, tempora certa dolendi.
Tempora sunt vitae, sunt tristis tempora mortis.
Omnia dat, tollit, minuitque volatile tempus
Ver, aestas, autumnus, hiems redit annum in annum.
Omnia cum redeant homini redit non sua aetas:
Haec sapiens omni semper reminiscitur hora
Atque domum luctus epulis praeponit opimis.

25) Eine der reichſten Fundgruben für Handſchriften lateiniſcher Claſſiker iſt noch immer die Bibliothek des Kloſters zu Bobbio. Vergl. Amad. *Peyron* de Bibliotheca Bobiensi vor ſeiner Samlung der Fragmenta Ciceronis orationum inedita. Stuttg. et Tub. 1824. 8.

26) Sein Leben von Jonas, ſeinem Schüler, Mönch zu Bobbio, und danach poetiſch bearbeitet von Frodoard, Mönch zu Rheims im 8. Jahrhundert. Ergänzende Legenden aus ſeinem Aufenthalte zu Bobbio und die Wunder, welche ſeine Reliquien wirkten, erzählen die Miracula S. Columbani von einem bobienſiſchen Mönche des 10. Jahrhunderts. Alle drei am beſten bei *Mabillon* Acta SS. Ordinis S. Benedicti Saec. II. p. 3—51. Seine Schriften zuerſt geſammelt von dem Franciscaner Patricius Fleming, einem Irländer, Lovanii 1667. Danach abgedruckt in der Bibl. Patrum maxima T. XII. p. 1—37. Vermehrt in *Gallandi* Bibliotheca Patrum T. XII. Einzelne ſeiner Gedichte ſind öfter gedruckt, am richtigſten in Canisii Lectiones antiquae ed. Basnage T. I. p. 775 sq. Aus dem Geſichtspunkte der religiöſen Denkart, doch nicht ganz unbefangen, ſchildert ihn Auguſt Neander Denkwürdigkeiten aus der Geſchichte des Chriſtenthums III, 2. S. 37—69.

Digitized by Google

Rückenſtrahlen ſind ganz einfach, fadenförmig, rankenartig, klein und ſtehen als ein Kranz auf dem Rücken der Scheibe. Die Randſtrahlen ſind immer gewimpert (d. h. mit kleinen von ihren Gliedern ausgehenden Nebenſtrahlen verſehen) und viel größer als die einfachen Strahlen, ihre untern Fiedern ſind verlängert und umgeben, nach unten umgeſchlagen, die Bauchſeite der Scheibe, auf dieſer ſteht in der Mitte ganz abgeſondert der häutige vorſpringende Mund.

Dieſe Thiere ſind auffallend von allen andern Seeſternen nicht blos durch ihre zweierlei Strahlen, ſondern auch durch ihre eigenthümliche Mundbildung unterſchieden. Auch haben ſie in ihrer Lebensweiſe mancherlei abweichend Eigenthümliches, worauf auch ſchon einigermaßen der gekrümte Haken am Ende der Rückenſtrahlen ſchließen läßt. Nach Lamarck nämlich, der ſich hiebei auf die Beobachtungen und Angaben Perons ſtützt, heften ſie ſich damit an allerlei Meerkörper, namentlich an Tange und Corallenſtämme an, was auch von Heuſinger [1]) beobachtet worden iſt, der von dieſen Hacken noch überdies angibt, daß ſie das Thier als Waffen gebrauche. Die nächſt verwandten Gattungen bewegen ſich blos mit Hilfe ihrer Hauptſtrahlen auf dem Boden fort, und vermögen auch nur mit dieſen ſich anzuhängen. Eine große Verwandtſchaft zeigen ſie mit den Encriniten (ſ. d. Art. Crinoidea), ſo daß man faſt ſagen könte, die letztern ſeyen nur geſtielte Comatulen, welche Ähnlichkeit unten bei der Beſchreibung einer einzelnen Art näher nachgewieſen werden wird. Der allgemeine äußere und innere Bau dieſer Thiere iſt noch wenig bekant, indem nur eine einzige Art genauer äußerlich und eine andere auch anatomiſch unterſucht iſt. Wir werden unten dieſe Beſchreibungen liefern. — Die Arten dieſer Gattung ſcheinen ziemlich zahlreich zu ſeyn, wenn auch bis jetzt nur wenige, ſelbſt der in den Samlungen vorhandenen beſchrieben wurden, auch mögen wol manche noch zu entdecken ſeyn. Die bekanten Arten leben meiſtens in heißen Erdſtrichen, ſind ſeltener in den gemäßigten Zonen und nach Lamouroux Angabe ſoll keine Art über dem 45. Breiten-Grade vorkommen.

1) C. solaris, *Lamarck*, iſt eine große und ſchöne Art, welche ganz ausgebreitet wenigſtens einen Fuß im Durchmeſſer hält. Ihre zehn Strahlen ſind breit und zierlich gewimpert, oben etwas platt, unten gefurcht, und durch doppelt eingekerbte Querkiele geſäumt. Das Vaterland derſelben iſt unbekant.

2) C. multiradiata, *Lamarck*. Dieſe in den indiſchen Meeren einheimiſche Art hat zunächſt der Scheibe fünf Strahlen, welche ſich wieder tief in drei bis zwölf ſpalten. Die Wimpern ſind etwas flach gedrückt, die einfachen Strahlen auf dem Rücken ſind ziemlich groß, an der Spitze hakenförmig. Abbildung bei *Linck* de Stellis mar. t. 22. f. 34.

3) C. rotularis, *Lamarck*. Dieſe Art iſt wahrſcheinlich aus der Gegend von Neuholland. Ihre Randſtrahlen ſind nur zwei- bis fünffach getheilt, die Wimpern nach unten geneigt, und die einfachen Rückenſtrahlen ſind in großer Anzahl vorhanden.

4) C. fimbriata, *Lamarck*. Die Randſtrahlen ſind ſchwach, kaum drei Zoll lang, bis an die Wurzel in zwei bis fünf Äſte getheilt, die Glieder an den Rändern etwas gefranzt. Aus den indiſchen Meeren. — Es wird bei dieſer Art die ziemlich ſchlechte Abbildung Petivers, Gazophylac. t. IV. f. 6. Stella perelegans dupliciter radiata [2]) citirt, auch führt Lamouroux [3]) Millers Comat. fimbr. als Synonym an, welches doch ſicher eine eigene Art iſt, ſ. d. folg.

5) C. pinnata, *Nobis*. — (C. fimbriata, *Miller*. Crinoidea, Titelkupfer, p. 132. — Decacnemos fimbriata, Bronn urweltliche Pflanzenthiere [nach Miller] t. 2.). Der Leib iſt kreisförmig, platt gedrückt, mit zahlreichen Seitenſtrahlen, welche getheilt ſind; ihre Äſte ſind gefranzt, und die Wimpern hängen durch eine blattähnliche Ausbreitung zum Theil mit einander zuſammen; um den Mund ſtehen zehn einfache Arme. — Dieſe Art komt in England in Milfords-Haven vor und an ihr hat Miller die genaue Ähnlichkeit derſelben mit den Crinoideen nachgewieſen. Bei den nähern Angaben darüber verweiſen wir auf jenen Artikel. — Nach dieſem Schriftſteller gleicht auf den erſten Anblick dieſe Art Comatula ſo ſehr dem Pentacrinus Caput Medusae, daß man faſt verſucht wird, ſie für den obern Theil des letztern Thieres zu halten. An der Baſis des etwas kugeligen Leibes zeigt ſich eine fünfſeitige, undurchbohrte Platte, welche außen ſchwach gewölbt, innen ausgehöhlt iſt und in ihrer Lage ganz dem erſten Säulenglied der Crinoideen entſpricht, nur mit dem Unterſchied, daß ſie undurchbohrt iſt, indem den Comatulen auch der Stamm der Crinoideen fehlt. An dem Rand dieſer fünfſeitigen Platte zeigt ſich eine ringförmige Platte, einem Beckenring ähnlich, welche auch mit der vorerwähnten eine beckenähnliche Höhlung bildet. Sie beſteht nicht aus einzelnen Platten, iſt aber an ihrem obern Ende fünfſeitig, und hat zwiſchen jeder Ecke einen hufeiſenähnlichen Eindruck für die Einfügungen des erſten Rippenglieds. Äußerlich gehen zahlreiche Hilfsſeiten-Arme aus der beckenähnlichen Platte hervor, welche, wenn jene weggebrochen werden, an ihrer Einfügungsſtelle Vertiefungen zeigt, von denen eine jede mit einem ſechseckigen Eindruck umgeben iſt, der mehr oder weniger vollkommen iſt, je nachdem er dem äußern Rande näher oder entfernter ſteht. Quer über der Mitte der Aushöhlungen der beckenähnlichen Platte iſt ein Quereindruck, in der Mitte ſchwach durchbohrt, an welchem das erſte Glied des Hilfsſeiten-Arms angefügt iſt. Dieſe Arme ſowol, als die Bildung ihrer Glieder und ihr hakenförmiges Ende gleichen vollkommen denen des obenerwähnten Pentacrinus, nur mit dem Unterſchied, daß ſie kürzer ſind und aus weniger Gliedern beſtehen. Die ringförmige Beckenplatte ſcheint vorzüglich aufwärts zu wachſen und ſich dabei am Rande neue Hilfsarme zu ent-

1) Zeitſchrift für organiſche Phyſik. 3. Bd. 3. Heft.

2) Blainville gibt in Dict. des Sc. nat. tom. X. p. 108 den Namen Petivers — Stella chinensis, an, welches eine Verwechſelung mit Nr. 195 des Catalogs, t. 36. f. 12 iſt.

3) Dict. classiq. d'hist. nat. Tom. IV. p. 35?.

Digitized by Google

wickeln. Wenigſtens beſitzt Miller Exemplare, bei welchen ſich am obern Rande neue Vertiefungen gebildet haben, in deren Mitte kleine unentwickelte Hilfsſeitenarme ſitzen, ganz denen ähnlich, wie man ſie beim Pentacrinus findet und bei welchen das hakenförmige Ende noch fehlt. Die Schultern gleichen denen des Pentacrinus, ſind aber an ihrer obern Seite mehr eckig zugeſchärft und alſo ſeitlich durch eine Bedeckung mit einander verbunden. Von jeder Schulter bei den verſchiedenen Arten gehen zwei armähnliche Finger oder zwei Arme aus. Jeder der letztern iſt von einem gemeinſchaftlichen, keilförmigen Glied gebildet, von welchem an der einen Seite der erſte Finger, an der andern eine Fortſetzung des Arms ausgeht, welche weiterhin, immer durch dazwiſchen ſitzende, keilförmige Glieder ſich abermals in zwei oder mehr Finger theilt und ſo eine Hand bildet, wie bei andern Crinoideen. Jedes Glied der Arme und Finger gibt abwechſelnd auf jeder Seite wieder einen Faden ab (Tentakel), der aus vielen kleinen Gliedchen beſtehend, in der Bildung denen des Pentacrinus gleicht. Eine eigene Bedeckung dehnt ſich über die Bauchhöhle, die Vertiefungen in den Armen, Fingern und Tentakeln aus und iſt, wie die beim Pentacrinus, durch zahlreiche kleine Kalkplättchen geſchützt. Bei einigen Arten von Comatulen dehnt ſich dieſe Hautbedeckung ſeitlich in einem Saume aus, welcher die Tentakeln und an einigen Stellen die Arme und Finger an ihrem Urſprunge mit einander verbindet, in dieſem Falle iſt die Haut an dieſen Stellen ausnehmend dünn und durchſcheinend, und hat an ihrem Rande einige kleine Plättchen, wahrſcheinlich um ihre Stärke zu vermehren. Es iſt möglich, ſagt Miller, daß dieſe Haut auch dem verſteinerten Pentacrinus eigen geweſen, daß ſie aber bei den foſſilen Exemplaren verſchwunden iſt.

6) C. mediterranea, *Lamarck*. (*Linck* Decacnemos rosacea. t. 37. f. 66. *Heusinger* l. c. t. 10—11.) Zehn Seitenſtrahlen mit langen pfriemenförmigen Wimpern (Tentakeln Miller) und dreißig einfache Rückenſtrahlen. Sie findet ſich im mittelländiſchen Meer. — Heuſinger, der zuerſt eine vollſtändigere Anatomie der Comatulen und zwar von dieſer Art lieferte [4]), ſagt, daß dieſe Art nicht blos hochroth — wenn das Thier matt wird, bläſſer — ſondern auch ſchwefelgelb und weißgeringelt vorkomt. Seine Unterſuchungen des äußern und innern Baues dieſes Thieres wollen wir, ſo viel als es der Raum erlaubt, wieder geben. — Auf der untern Fläche (Beckenfläche Miller, Rücken Lamarck) hat das Thier eine runde, gewölbte Kalkſcheibe, welche in der Mitte mit kleinen, rundlichen Vertiefungen (vergl. oben die Beſchreibung Millers) verſehen iſt, und in deren Umfange dreißig, mitunter auch mehr gegliederte Füße (Rückenſtrahlen M.) ſich befinden. Die meiſten beſtehen aus funfzehn Gliedern, welche am innern Ende convex, am äußern concav ſind. Das vorletzte Glied hat gegen das Ende einen kleinen ſpitzigen Fortſatz, das letzte bildet einen ſpitzigen gekrümmten Haken. Oberhalb dieſer Füße gehen fünf Strahlen (Seitenſtrahlen M.) von der Scheibe ab. Ihr erſtes Glied iſt einfach und cylindriſch, das zweite hat am äußern Ende zwei Facettenflächen, auf welche die beiden dritten Glieder (Finger M.) des von hier an getheilten Strahls paſſen. Dieſe folgenden Glieder ſind unten convex, oben etwas concav, und wenn man den Strahl auseinander bricht, ſo ſieht man, daß er einen alle Glieder durchbohrenden Kanal enthält. Ob dieſer einfach, oder, wie es Heuſinger oft ſchien, durch eine Scheidewand in zwei Kanäle getheilt iſt, wagt dieſer Anatom nicht zu entſcheiden. Von den Strahlen gehen auf beiden Seiten abwechſelnd ſtehende, d. h. von dem einen Glied links, von dem andern rechts, Wimpern oder Nebenſtrahlen (Tentakeln M.) ab, welche ebenfalls kalkartig, den Hauptſtrahlen ähnlich und von Kanälen durchbohrt ſind. Alle einzelne Glieder der Strahlen und Nebenſtrahlen ſind gegen einander beweglich, und es entſtehen ſo die lebhafteſten, zierlichſten Bewegungen des Thieres, wenn es ſeine Strahlen ſchlangenartig im Waſſer windet. Dieſe Bewegungen werden durch zahlreiche Muskeln, welche fein faſerig ſind und auf der concaven Fläche der Glieder liegen, vermittelt, je zwei Glieder werden immer durch zwei Muskeln gegen einander bewegt. Die Strahlen wurden an ihrer Baſis durch die an der untern Seite grünlich graue Haut des Thieres vereinigt. Dieſe Haut iſt an dieſer Seite oberhautähnlich und geht, indem ſie dicker, weicher und roth wird, in die obere Fläche der Scheibe und der Strahlen über, unten aber ſetzt ſie ſich unmittelbar in die kalkigen Theile fort. Auf der oberen Fläche iſt die Haut dicker, weicher und roth, erſtreckt ſich von der Scheibe über die concave Fläche der Strahlen und Nebenſtrahlen, iſt aber weder in Farbe noch Subſtanz gleichmäßig. In der Mitte der Scheibe befindet ſich eine, nach dem Tode des Thieres, oder wenn es alle Rinnen der Strahlen und den Mund geöffnet hat, ſichtbare, fünfſeitige, weiße Vertiefung, in deren Mitte man eine eiförmige Öffnung (den Mund) bemerkt. Von dieſer Vertiefung gehen fünf weiße Furchen aus, die ſich da, wo ſich die Strahlen theilen, ebenfalls theilen, ſo daß nach einem jeden Strahle eine ſolche Furche hinläuft, welche über ſeine ganze concave Fläche, bis zu ſeiner Spitze geht und in alle Nebenſtrahlen Seitenarme ſchickt. Die rothen Ränder dieſer Rinnen ſind nicht gerade, ſondern gehen in lauter kleine Wärzchen aus, deren Baſis ſchwarzroth iſt, und welche zackenartig in einander greifen. Heuſinger hält ſie den Füßchen der Seeſterne analog. In der Ruhe hat das Thier dieſe Rinnen ſämtlich offen, vermag ſie aber ſo dicht zu ſchließen, daß man gar nichts Weißes mehr ſieht, und auch der Mund verdeckt wird. In einem der fünf, von den Rinnen begrenzten, rothen Felder erhebt ſich eine, ebenfalls rothe, ſehr zuſammenziehbare, cylindriſche Röhre, welche eine faltige, weiße Öffnung hat, aus der, wenn das Thier ruhig iſt, man zuweilen Koth, Sand und Waſſer heraustreten ſieht, weshalb Heuſinger ſie die Afterröhre nent. Wird das Thier beunruhigt, ſo ſchließt es auch dieſe Röhre ſo, daß das Weiße ganz verſchwindet. Wenn man die Haut im Umfange der Scheibe und von der concaven Seite der

4) Schweigger lieferte zuerſt Angaben darüber, nach Unterſuchungen an einer andern Art und nach einem Exemplare, das er nicht ganz zerſtören durfte, ſ. d. Naturgeſchichte der ſkelettloſen ungegl. Thiere S. 527.

Digitized by Google

Strahlen abtrent, ſo ſieht man, daß ihre untere Fläche glatt und frei iſt, man kann ſie zurückſchlagen bis um den Mund des Thiers, wo ſie mit der Bauchhaut verwachſen iſt. Man kann dann auch das ganze Thier aus der Kalkſcheibe herausnehmen, wenn man nur unten einen Kanal noch durchſchneidet. Trent man das Thier auf dieſe Art von den Bewegungsorganen (und dem Herzen), ſo iſt der Bauch des Thieres vollkommen geſchloſſen von der Bauchhaut, welche nirgends eine Öffnung zeigt, feſt und glatt iſt. Denn ob es wol Heuſinger ſchien, daß im lebenden Thier zwiſchen der äußern Haut und dieſer Bauchfellhaut Waſſer befindlich ſey, ſo meint er doch, daß die Entſcheidung darüber ſchwer ſey. Der Mund führt zu einem rundlichen Magen, aus welchem ein gewundener Darm entſpringt, der ſich unter der Afterröhre öffnet. Zuweilen ſchien ein um den Magen verlaufendes Ringgefäß wahrzunehmen zu ſeyn, das ſich jedoch nicht rein darſtellen ließ und über deſſen Function ſich alſo nichts ſagen läßt. Der Magen hat eine ziemlich feſte Haut, iſt klein und ward immer leer gefunden, aus ihm führt eine enge Öffnung, der Pförtner, in der Richtung gegen die Afterröhre hin, in den Darm. Dieſer iſt ein runder Kanal, der erſt einen kleinen Blindſack bildet, dann um den ganzen Magen herum läuft und unter der Afterröhre endigt, ſo daß er etwas mehr als eine Windung macht. Der Pförtner iſt mit einer Klappe verſehen, welche ſich nach dem Darm zu öffnet, nicht aber rückwärts. Die zwiſchen Magen und Darm liegende Wand iſt verhältnißmäßig ſehr dick und mag wohl noch andere Organe enthalten. Im Darm fand ſich immer eine thieriſche Maſſe, welche nicht genauer zu beſtimmen war, und freſſen ſah Heuſinger die Thiere nie, wie mancherlei Subſtanzen er ihnen auch anbot. Die Afterröhre iſt nur eine Fortſetzung der äußern Haut und der Darm hört unter ihr auf. Über die Athmung konte Heuſinger nichts Beſtimtes ausmitteln. Die Haut mag eine große Menge Farbeſtoff ausſondern. Wahrſcheinlich findet auch Afterathmung ſtatt, denn die Afterröhre iſt beſtändig thätig, erneuert man das Waſſer nicht, ſo fängt das Thier an, den After immer weiter zu öffnen, und endlich vor dem Tode ſtülpt es die Afterröhre, aus der mitunter auch Waſſer hervorſpritzt, gänzlich um. Was das Gefäßſyſtem anlangt, ſo befindet ſich in der Mitte der Kalkſcheibe eine Höhle und in dieſer ein Central-Organ, welches ein Gefäßring zu ſeyn ſchien. Aus ihm ließen ſich leicht zehn Gefäße verfolgen, von welchen jedoch fünfe in den Zwiſchenräumen der Strahlen verſchwanden, die andern fünf dagegen leicht bis in die Kanäle der Strahlen zu bemerken waren. Ein jedes theilte ſich wieder in zwei Äſte, für zwei Strahlen, aus welchen wieder andere für die Nebenſtrahlen entſprangen. Aus demſelben Organ trit ein anderes Gefäß gerade herauf in den Körper des Thieres neben den Magen gegen den Mund, wo es dann Heuſinger nicht weiter verfolgen konte. Dieſer glaubt dann, daß dieſe Gefäße wahrſcheinlich Venen und der Gefäßkreis ein venöſes Herz, das ganze Gefäßſyſtem aber wol dem der Seeſterne ähnlich ſeyn möge. Was die Fortpflanzungsorgane betrifft, ſo wollte deren Auffindung bei ungeeigneter Jahreszeit (im Herbſt) nicht gelingen, doch glaubt Heuſinger Fächer dafür halten zu dürfen, welche ſich in der Subſtanz zwiſchen Magen und Darm fanden, und zu denen um den Mund liegende Öffnungen führten, die jedoch immer nur erſt nach Wegnahme der Haut ſichtbar wurden. Bei der großen Empfindlichkeit der Lippen und der Ränder der Rinnen, ſo wie bei dem ſo vollſtändig entwickelten Muskelſyſtem iſt das Vorhandenſeyn von Nerven kaum zu bezweifeln, doch wollte die Auffindung derſelben dem Anatomen auf keine Weiſe gelingen. (*D. Thon.*)

COMMUNICATIO IDIOMATUM bezeichnet in der Kirchenlehre der Proteſtanten eine Folge, welche aus der Vereinigung der göttlichen und menſchlichen Natur in Chriſto entſprungen iſt. Idioma bedeutet das Eigenthümliche jeder Natur, id, quod cuique naturae ut tali competit, eine weſentliche Eigenſchaft, wodurch ſie ſich von einer andern unterſcheidet. Daher wird unter comm. id. gedacht ein Verhältniß beider Naturen in Chriſto, nach welchem jede das, was der andern eigenthümlich iſt, in ſoweit beſitzt, als es ihrem eignen Weſen nach möglich iſt, ea relatio, qua utraque id, quod alterius proprium est, ita possidet, uti per suam essentiam fieri potest. Da hiebei nur die menſchliche Natur in Chriſto gewinnen, die göttliche aber nicht zum Unvollkommenen herabgezogen werden konte, ſo wird nur die göttliche als thätig, gebend, die menſchliche aber als leidend, empfangend, gedacht. — Dieſe Mittheilung ſoll nicht tropiſch, nicht uneigentlich, ſondern eigentlich und als reell gedacht werden. Zwar iſt ſie nicht weſentlich, ſondern zufällig, weil ſie nicht aus dem Weſen jeder Natur folgt, auch die Menſchwerdung des Sohnes Gottes keine abſolut nothwendige Begebenheit war, doch iſt ſie eine innere, denn ſie betrifft die innern Eigenſchaften, auch keine vorübergehende, ſondern ſtets fortdauernde. Auch ſoll man dabei nicht einen wirklichen Übergang der Eigenſchaften aus einer Natur in die andre denken, keine Vermiſchung der beiden Naturen, denn jede Eigenſchaft bleibt in der Natur, welcher ſie weſentlich zukomt; ſondern jede Natur beſitzt die Eigenſchaften der andern nur mittelbar durch die Verbindung mit der andern. Daher iſt auch die menſchliche Natur in keine göttliche verwandelt, es findet keine Apotheoſe der erſtern ſtatt, ſondern es beſitzt und gebraucht dieſelbe nur die göttlichen Eigenſchaften vermöge ihrer Verbindung mit der göttlichen Natur, und ſoweit es ihr überhaupt möglich iſt. Es muß auch hiebei niemals nur ein Theil der menſchlichen Natur gedacht werden, nicht etwa der Leib oder die Sele des Menſchenſohnes allein, ſondern ſtets Leib und Sele in Verbindung.

Dieſe Mittheilung nun trit in mancherlei Redensarten hervor, welche propositiones idiomaticae genant werden, deren man drei Hauptarten und unter den erſten beiden auch drei Unterarten findet; ſie ſind folgende: A. Genus *ἰδιοποιητικόν*, oder auch idiomaticon, begreift Redensarten, welche Eigenſchaften betreffen. Darunter ſind folgende Unterarten begriffen: a) *ἀντίδοσις*, wenn von der ganzen Perſon ausgeſagt wird, was nur einer von beiden Naturen zukomt, z. B. wenn geſagt wird: Chriſtus iſt allwiſſend (wie Joh. 21, 17.); oder: er iſt geſtorben. b) *κοινωνία τῶν θείων*, wenn von Chriſtus

Digitized by Google

nach der menſchlichen Natur bezeichnet (wiſſenſchaftlich ausgedrückt: de concreto naturae humanae), etwas göttliches ausgeſagt wird, z. B. Jeſus iſt ewig (Joh. 3, 13.). c) *ἰδιοποίησις*, wenn von Chriſtus nach der göttlichen Natur bezeichnet (de concreto naturae divinae), etwas menſchliches ausgeſagt wird, z. B. der Herr der Herrlichkeit iſt gekreuzigt (1 Cor. 2, 8.). — B. Genus apotelesmaticum begreift Redensarten, welche das Mittlerwerk Jeſu betreffen. Auch hier hat man drei Unterarten, je nachdem man, wie unter der erſten Hauptart, von der ganzen Perſon, oder von Chriſtus nach einer von beiden Naturen bezeichnet etwas ausſagt, alſo: a) wenn man von der ganzen Perſon redet, z. B. Chriſtus hat uns erlöſet (Gal. 3, 13.). b) von Chriſtus nach der göttlichen Natur bezeichnet, z. B. der Sohn Gottes hat die Werke des Teufels zerſtört (1 Joh. 3, 8.). c) wenn derſelbe nach der menſchlichen Natur bezeichnet wird, z. B. der Menſch Chriſtus Jeſus hat ſich zur Erlöſung gegeben (1 Tim. 2, 5. 6.). — C. Genus majestaticum oder auchematicum. Wenn unter dem erſten Genus Redensarten vorkamen, in welchen Chriſto nach ſeiner menſchlichen Natur bezeichnet göttliche Eigenſchaften beigelegt werden, ſo werden unter dieſem Genus Redensarten verſtanden, in welchen von der abſtract gedachten, menſchlichen Natur göttliches ausgeſagt wird, daher die hieher gehörigen propositiones auch abstractivae genant werden. Dahin ſoll z. B. die Redensart gehören, wenn Chriſtus Matth. 28, 20. ſagt: ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende. Es wird aber hier, wie in ähnlichen Stellen nicht die abſtracte Menſchennatur, ſondern Chriſtus nach ſeiner ganzen Natur, oder nach der menſchlichen allein gedacht, daher alle dieſe Redensarten doch im Grunde zu dem erſten Genus gehören; auch waren nicht alle Theologen einig darüber, und es ſteht überdies im Widerſpruche mit manchen, oben angeführten, allgemeinen Sätzen, ſo wie mit der Behauptung in der Lehre von der communio naturarum (ſ. dieſen Artikel), daß die beiden Naturen in Chriſto, abſtract gedacht, nicht als Subject und Prädicat in ein Urtheil verbunden werden könten. Es ſind daher auch Redensarten, die man auf ſolche Weiſe bildete, z. B. die menſchliche Natur Jeſu ſey allgegenwärtig (welcher keine bibliſche Redensart entſpricht) ſchon früh in der chriſtlichen Kirche gemisbilligt; allein der Abendmahlsſtreit der Lutheraner gegen die Reformirten, das Bemühen die Gegenwart Chriſti im Abendmahl zu beweiſen, veranlaßte auch die Behauptung ſolcher Redensarten, ſo wie überhaupt die ganze Entwicklung der Lehre von der communicatio idiomatum. Daher ſie auch ausführlich in der Concordienformel feſtgeſtellt iſt, und am auffallendſten wurde ſie ausgeprägt von Tilem. Heshuſius in der Schrift: Assertio testamenti contra blasphemam Calvinistarum exegesin. Regiom. 1574, darin er behauptet, man könne auch ſagen, die Menſchheit Chriſti ſey allmächtig, allwiſſend und anzubeten. In einem gewiſſen eingeſchränkten Sinne behaupteten daſſelbe, und insbeſondere die Allgegenwart der menſchlichen Natur Chriſti, auch ſpätere Theologen. Es wird übrigens am zweckmäßigſten ſeyn, weitere hiſtoriſche Mittheilungen über die Ausbildung dieſer Lehre, welche Theil eines ganzen Philoſophems über die Natur Chriſti, das ſchon in frühen Zeiten begann, iſt, ſo wie das Urtheil über den Werth ſolcher für das chriſtliche Leben ganz unbrauchbaren Speculationen bis zu dem Artikel: Vereinigung der beiden Naturen in Christo, zu verſparen.

(*Märtens.*)

COMMUNIO NATURARUM, dafür einige auch wol communicatio naturarum ſagen, iſt ein Begriff, welcher in der Lehre von der Vereinigung der göttlichen und menſchlichen Natur in Chriſto angewendet wird. Man betrachtet jene communio nat. als eine Folge dieſer Vereinigung, und verſteht dadurch das aus der letztern entſtehende Verhältniß, nach welchem die eine Natur der andern angehört, ea naturarum in Christo relatio, qua fit, ut altera alteri sit propria. Vielleicht ſagt man deutlicher, und dem eigentlichen Sinne der Theologen, welche dieſen Begriff feſtſetzten, gemäß, es ſey dieſe comm. dasjenige Verhältniß, nach welchem Chriſto in der einen Natur zugleich die andere Natur zugehöre: denn die meiſten wenigſtens erklären ſich dagegen, daß der einen Natur, abſtract gedacht, die andere, gleichfalls abſtract gedacht (welche ſie das abstractum naturae nennen), beigelegt werden könne, daß man z. B. nicht ſagen dürfe, die Gottheit in Chriſto ſey Menſchheit. Sie faſſen bei dieſer Lehre immer nur das concretum naturae ins Auge, d. h. dasjenige Individuum (Chriſtus), in welchem eine ſolche Natur iſt, und welches erſt der e i n e n Natur nach genant, dann aber mit ihm daſſelbe Individuum, nach der a n d e r n Natur gedacht und benant, im Urtheil gleichgeſetzt, oder als Prädicat verbunden wird, wie wenn man ſagt: des Menſchen Sohn iſt Gottes Sohn.

Man unterſcheidet hier drei concreta: 1) Concretum naturae divinae, oder Chriſtus in göttlicher Natur gedacht; z. B. Gottes Sohn. 2) Concretum naturae humanae, derſelbe in menſchlicher Natur gedacht; z. B. Jeſus, Menſchenſohn. 3) Concretum personae, die ganze Perſon ohne Rückſicht auf eine beſondere Natur gedacht; z. B. Chriſtus, König.

Es können dieſemnach die Ausſagen von Chriſtus in Abſicht dieſes Verhältniſſes verſchiedene Geſtalten haben, je nachdem in denſelben das eine oder das andere Concretum Subject des Urtheils iſt, und ein anderes Prädicat. Die Theologen haben dieſe verſchiedenen Ausſagen oder Redensarten propositiones personales genant, auch hypostaticae. So kann man mit dem Concretum der Perſon überhaupt ein Concretum der göttlichen oder der menſchlichen Natur als Prädicat verbinden, z. B. ſagen: Chriſtus iſt Menſch, oder: Chriſtus iſt Gottes Sohn. Ein ander Mal kann man auf eben dieſe Art die Concreta beider Naturen mit einander verbinden, z. B. Gottes Sohn iſt Menſch, oder: der Menſch (nämlich Jeſus) iſt Gott.

So wie man die communicatio naturarum ein consequens *reale* der Vereinigung beider Naturen in Chriſto nante, ſo nante man dieſe Ausſagen oder propositiones personales das consequens *verbale* jener Vereinigung.

Man ſagte von eben dieſen propositionibus, ſie ſeyen individuales oder singulares, weil ſie blos von Chriſto ausgeſagt werden könten, und inusitatae, eben

Digitized by Google

weil ſie ſonſt nirgends Anwendung fänden; auch accidentales, inſofern die Vereinigung der beiden Naturen in Chriſto nicht abſolut nothwendig wäre. Sie ſollen auch nicht reduplicative, als komme das Prädicat dem Subjecte, als ſolchem, zu, ſondern specificative verſtanden werden, daß das Prädicat dem Subjecte nur zukomme, inſofern dies als eine beſondere Natur mit einer andern Natur in einer Perſon verbunden ſey. Indeß ſeyen dieſe propos. nicht blos verbales, ſondern reales; es finde wirklich zwiſchen Subject und Prädicat eine reelle Einheit ſtatt.

Für Proteſtanten ſind dieſe Beſtimmungen in den Symbolen, beſonders in der Concordienformel, begründet und von nachfolgenden Theologen immer weiter entwickelt, ſind aber überhaupt Geſtaltungen des Streits über die Natur Chriſti, der ſchon in frühen Zeiten der chriſtlichen Kirche begann. Über ihre Geſchichte und ihren Werth wird, um Wiederholungen zu vermeiden, das Nöthige in dem Artikel: „Vereinigung der beiden Naturen in Christo" beigebracht werden. (*Märtens.*)

COMPOSITA heißen in der Sprachlehre alle mehrtheiligen oder zuſammengeſetzten Wörter; im engern Sinne ſind jedoch unter dieſer Benennung nur diejenigen Wörter zu verſtehen, welche man aus zweien einzelnen Theilen zuſammenſetzt. Mehr als zwei einzelne Wörter pflegt man nicht leicht auf ein Mal zuſammenzuſetzen; vielmehr pflegt jedes Wort, welches aus mehr als zweien Theilen beſteht, eine mehrfache Zuſammenſetzung erfahren zu haben, ſo daß eine Zuſammenſetzung auf die andere folgt. So wird die Zuſammenſetzung Runkelrübe mit einer andern Zuſammenſetzung Zuckerfabrik zur Runkelrüben-Zuckerfabrik zuſammengeſetzt, indem man die frühern Zuſammenſetzungen als einzelne Theile behandelt. Man pflegt daher alle Zuſammenſetzungen aus mehren Theilen, wie Mittagsmahlzeit, *Decomposita* zu nennen, ſofern ſie aus frühern Zuſammenſetzungen durch eine neue Zuſammenſetzung erſt hervorgehen. Davon muß man wieder die *Derivata ex compositis* unterſcheiden, welche man nur gar zu oft mit den Zuſammenſetzungen zu verwechſeln pflegt. So iſt zwar *comparare*, verſchaffen, eine Zuſammenſetzung aus *con* und *parare;* aber *comparare*, vergleichen, iſt nur eine Ableitung aus dem zuſammengeſetzten *compar*. Daher erklärt ſich die verſchiedene Abwandlung der Derivate von *plex*, wie *supplico, multiplico*, und der Zuſammenſetzungen von *plico*, wie *complico, explico;* daher auch die verſchiedene Bildung des Derivates *Corrector* von *corrigo*, und der Zuſammenſetzung *Conrector* von *Rector*, ſowie ſich eben hieraus ergibt, daß *Director* als Derivat von *dirigo* nicht ebenſo accentuirt werden darf, als die Zuſammenſetzung *Prorector*. Ob der Römer *Corrector* und *Director* anders accentuirt habe, als *Conrector* und *Prorector*, iſt zweifelhaft; aber wir müſſen *Corrector* und *Director* ebenſo betonen, als correct und direct. Auch im Teutſchen unterſcheidet ſich das Derivat Entſchluß von entſchließen, und die Zuſammenſetzung Endſchluß durch die verſchiedene Betonung, an welcher man auch bei ſogenannten Decompoſiten die Art der Zuſammenſetzung erkent, der zu Folge ſich die Landbauwiſſenſchaft als eine Wiſſenſchaft des Landbaues von der Landbauwiſſenſchaft, als der Bauwiſſenſchaft fürs Land, unterſcheidet.

Die Zuſammenſetzung ſelbſt iſt von dreifacher Art: 1) bloße Zuſammenſtellung zweier Wörter, welche ſich auch trennen oder umſtellen laſſen, wie ſich von zuſammenſetzen die Formen zuſammengeſetzt und ſetze zuſammen bilden. Hieher gehören auch die einer doppelten Declination fähigen Wörter, wie Hoherprieſter und Langeweile ſamt den enklitiſchen Verbindungen der griechiſchen und lateiniſchen Sprache, wie θεοί τε, *diique*. 2) Wirkliche Zuſammenſetzung unveränderter Theile, wie *Ludimagister*, Landesvater; auch als Appoſition Mannweib, Gottmenſch. Im Teutſchen nehmen dergleichen Zuſammenſetzungen verſchiedene Bindelaute an, wie Findelkind, Waiſenknabe, Schweizerkäſe. 3) Zuſammenverſchmelzung der bloßen Stämme ohne grammatiſche Abbiegung, wie Bergwerk, Vaterland, oder durch einen Bindevocal verwickelt, wie Nachtigall, Bräutigam, *Pontifex, Geographus*. Hieher gehören die proklitiſchen Verbindungen der ihren Ton verlierenden Präpoſitionen, wie überſétzen, welches Wort nicht, wie überſetzen, wieder getrent oder umgeſtellt werden kann. Alle drei Arten der Zuſammenſetzung vereinigen ſich bei der Partikel miß, indem ſich die bloße Zuſammenſtellung mißverſtehen auch trennen oder umſtellen läßt, wie miß zu verſtehen, verſteh es nicht miß; die Zuſammenſetzung mißdeuten mit doppelter Betonung aber in gemißdeutet und mißdeute es nicht weder eine Trennung noch Umſtellung zuläßt; die Zuſammenverſchmelzung mißlingen endlich, in welcher miß nicht nur den Ton, ſondern gelingen ſogar auch die Vorſilbe verliert, dieſelbe Vorſilbe auch nicht einmal in mißlungen annimt. Wie mißlingen behandelt man auch mißrathen, mißfallen und mißglücken, wiewol dieſes letzte Wort in der Mitte das g behält; wie mißdeuten aber mißbrauchen, mißgönnen, mißtrauen, und wie mißverſtehen, mißbehagen, dem gemäß man auch wol mißgedeutet und mißgefallen ſpricht, die Umſtellung dagegen meidet.

(*Grotefend.*)

COMPOSITION, Tonſetzkunſt, heißt die Lehre von Erfindung und Ausbildung der Tonſtücke.

Das Vermögen, aus ſich Laute zu erzeugen, Empfindungen dadurch auszudrücken, mitzutheilen, und überhaupt ſich andern verſtändlich zu machen, gehört unter die ſchönſten Gaben, die der Schöpfer lebenden Weſen verliehen. Dieſe Gabe iſt unter den Geſchöpfen in ſehr verſchiedenem Maße vertheilt. Manche, z. B. Fiſche, Gewürme, beſitzen ſie gar nicht; andere können wol Laute, aber keine eigentlichen Töne hervorbringen, z. B. das Pferd, der Rabe u. a. m. Wieder andere vermögen wirkliche Töne von ſich zu geben, wie die Nachtigall — der Menſch.

Der Menſch beſitzt nicht nur das Vermögen, willkürlich, bald bloße Laute, bald auch Klänge hervorzubringen; er hat dies doppelte Vermögen auch weiter, als irgend ein anderes Geſchöpf ausgebildet, und ſich 1) eine

Digitized by Google

Kunſt der Rede, und 2) eine Kunſt der Töne geſchaffen.

1) Ein Laut nämlich, er ſey nun bloßer Laut, oder auch Klang, vermag ſchon für ſich allein, und allenfalls ſchon allein durch ſein Klanggepräge, eine Empfindung auszudrücken, z. B. Schmerz, Luſt, Angſt, Sehnſucht, Zorn u. ſ. w., aber freilich nicht auch Gedanken und Begriffe, Sachen und Begebenheiten. Der Menſch hat aber die Kunſt erfunden, den Laut ſeiner Stimme willkürlich zu articuliren, d. h. ihn zu Worten zu bilden, und durch ſolche articulirte Laute, nicht blos allgemeine Empfindungen, ſondern auch Sachen, Begebenheiten, Gedanken und abſtracte Begriffe zu bezeichnen: er hat die Sprache erfunden, die Kunſt, durch Worte auszuſprechen, was er zu denken vermag. Ja er hat dieſe Fähigkeit zur Kunſt im höhern und eigentlichen Sinne des Wortes ausgebildet, hat ſeine Rede den Geſetzen der Schönheit aneignen gelernt, Rede- und Dichtkunſt gebildet.

2) Er hat aber insbeſondere auch das Vermögen, Töne (articulirte oder nicht articulirte) hervorzubringen, und dadurch Empfindungen auszudrücken, alſo gleichſam in Tönen zu ſprechen, — auch dieſes Vermögen hat er nach den Geſetzen der Schönheit ausgebildet, und zu einer eigentlichen Kunſt erhoben: Tonkunſt. Sie iſt demnach die Kunſt, durch Töne Empfindungen auszudrücken.

In dieſer Begriffsbeſtimmung iſt ſie nach ihrer höchſten und eigentlichen idealen Tendenz bezeichnet: da indeſſen in der Wirklichkeit Muſik von gar vielen, auch blos zur Ergötzung des Ohres, wo nicht gar nur zur Darlegung individueller mechaniſcher Kunſtfertigkeit getrieben wird, ſo kann man ſie auch dahin definiren, ſie ſey die Kunſt, durch Töne das Gehör angenehm zu reizen und zu unterhalten.

Das techniſche Material unſerer Kunſt ſind alſo Töne; und zwar entweder Töne der menſchlichen Stimme, oder andere.

Wir haben nämlich die Kunſt erfunden, nicht blos aus uns ſelber, mittelſt der Stimme, ſondern auch durch lebloſe Tonwerkzeuge Töne hervorzubringen. Eine Muſik aus Tönen todter Werkzeuge, heißt Inſtrumentalmuſik; Vocalmuſik oder Geſangmuſik hingegen die, welche aus menſchlichen Tönen, und zwar eigentlich aus articulirten, beſteht, wo Worte in Tönen ausgeſprochen werden; (denn ein Geſang ohne Worte verdient eigentlich nicht den Namen Vocalmuſik, weil die menſchliche Kehle dabei nur denſelben Dienſt verrichtet, wie ein Inſtrument. Eben dies gilt von einem Geſange, wobei die Worte unverſtändlich ausgeſprochen, oder nichtsſagende Worte geſungen werden.)

Das Verfahren der Tonkunſt beſteht darin, daß ſie Töne zu einem Ganzen, zu einem Kunſtwerke verbindet, und ſolchergeſtalt Tongebilde, muſikaliſche Sätze, Tonſtücke, kurz Muſik erzeugt. Dies Verfahren zerfällt aber, ſeiner Natur nach, in zwei verſchiedene Fächer, nämlich 1) das erfindende, und 2) das vortragende.

1) Die erfindende Tonkunſt hat das Erfinden von Tongebilden zum Gegenſtande; ſie iſt die Kunſt, Tonverbindungen, Tonſtücke zu erfinden, welche Empfindungen nach den Geſetzen der Schönheit ausdrükken, — die Kunſt, in Tönen zu dichten: Tonſetzkunſt, Tondichtkunſt, Compoſition.

2) Die vortragende Tonkunſt beſteht in der Fertigkeit, ein erfundenes Tonſtück durch Geſang, oder durch Spielen eines Inſtrumentes, vorzutragen, oder vortragen zu helfen. Sie verhält ſich zur Tonſetzkunſt, wie die Declamations- oder Schauſpielkunſt zur Dichtkunſt.

Jedes der beiden hier bezeichneten Fächer der Tonkunſt kann aber ſowol theoretiſch, als praktiſch behandelt werden.

Die Theorie der Tonſetzkunſt oder Tonſatzlehre lehrt, wie Töne zu Tonſtücken zu verbinden ſind. Sie iſt die Lehre von der Bildung der Tonſtücke nach den Geſetzen der Schönheit. Praktiſche Ausübung der Tonſetzkunſt iſt das wirkliche Erfinden kunſtgemäßer Tonverbindungen, oder Tonſtücke.

Theorie der vortragenden Tonkunſt ſind die Regeln, welche z. B. der Verfaſſer einer ſogenanten Clavierſchule ſeinen Leſern, oder ein Claviermeiſter ſeinem Scholaren über das Clavierſpiel vorträgt, oder der Singmeiſter ſeinem Zögling über den Vortrag eines Geſangſtückes u. dergl. Praktiſche Ausübung iſt das wirkliche Vortragen eines Stückes.

Aber nicht allein eine Kunſt der Rede und der Töne haben ſich die Menſchen geſchaffen. Sie haben auch wiſſenſchaftlich die Natur des Lautes erforſcht, und auf phyſikaliſche und mathematiſche Grundſätze zurückgeführt. (Akuſtik, Lehre vom Schalle, oder Schalllehre.)

Insbeſondere hat man die, über die Natur der Klänge erworbenen Kentniſſe (die Klanglehre) auf die Tonkunſt angewendet. Man hat die Verhältniſſe der Töne gegen einander, nach der Geſchwindigkeit ihrer Schwingungen, gemeſſen und berechnet. Auch hat man daraus das Wohlgefallen unſeres Gehörſinnes an gewiſſen Tonverbindungen zu erklären, und überhaupt das innere Weſen der Tonkunſt mathematiſch zu erforſchen geſucht; auch wol gar die Theorie der Setzkunſt aus einem Rechenexempel abzuleiten verſucht. Die auf das innere Weſen der Tonkunſt alſo angewandte Klanglehre heißt harmoniſche oder muſikaliſche Akuſtik, Canonik, Tonwiſſenſchaft, auch wol mathematiſche Klang- oder Tonlehre.

Was nun den eigentlichen Gegenſtand des gegenwärtigen Artikels, die Tonſetzkunſt oder Compoſition, angeht, ſo zerfällt dieſe Lehre in folgende Hauptfächer.

1) Das erſte und gewiſſermaßen unterſte Erfoderniß beim Verbinden von Tönen und Bilden eines muſikaliſchen Satzes iſt, daß er vor Allem nicht übel, nicht gehörwidrig klinge, ſondern daß dem Gehörſinne nur möglichſt wohlgefällige Tonverbindungen dargeboten werden. Es iſt dies ungefähr eben ſo, wie es das erſte und unterſte Erfoderniß der Rede, oder der

Digitized by Google

Dichtkunſt iſt, Sprachfehler zu vermeiden. Dieſer Theil der Tonſatzlehre, welcher blos das techniſch oder grammatikaliſch Richtige der Tonverbindungen, blos die Reinheit der Tonſprache, beabſichtet, heißt eben darum Lehre vom reinen Satze, oder auch Grammatik der Tonſprache, Grammatik der Tonſetzkunſt; ſie beſchäftiget ſich mit den Geſetzen, nach welchen Töne, gleichſam als muſikaliſche Buchſtaben oder Sprachlaute, ſich zu Sylben, dieſe zu Worten, und Worte ſich endlich zu einem muſikaliſchen Sinne (sensus) geſtalten.

2) Der Lehre von der Reinheit des Satzes folgt die vom künſtlicheren Satze, von der künſtlicheren oder verwickelteren Bearbeitung und Ausführung muſikaliſcher Phraſen, von gleichſam redneriſcher Zergliederung, vielſeitiger Beleuchtung und Durchführnng einzelner muſikaliſcher Sätze und Ideen, gleichſam die muſikaliſche Rhetorik, oder, wenn man lieber will, *syntaxis ornata*, Geſangverbindungslehre, oder Geſangverflechtungslehre. Sie enthält die Lehre vom ſogenanten doppelten Contrapunkt, von Fuge und Kanon und was dahin einſchlägt, ſo wie auch die von der Anlage und Geſtaltung der Tonſtücke im Ganzen.

3) Der Erkentniß des Tonſatzes an ſich ſelbſt und ohne Rückſicht auf die materiellen Kunſt- oder Tonerzeugungsmittel folgt ſodann weiter die Lehre auch von dieſem Materiellen, d. h. von Beſchaffenheit, Eigenthümlichkeit, Umfang, Grenzen, Vermögen, Beſchränktheit, Gebrauch und Wirkung der verſchiedenen zur Ausführung der gedichteten Töne dienenden Werkzeuge, alſo theils der menſchlichen Kehlen (Singſtimmen), — theils der lebloſen, äußern Tonwerkzeuge: Lehre vom Vocalſatze, Vocalcompoſition, und von der Inſtrumentation und Inſtrumentalcompoſition.

Einen beſondern Zweig der Lehre von der Geſangcompoſition bildet die von der richtigen Betonung oder Accentuation, Scanſion und Declamation.

4) Den höheren Schlußſtein der ganzen Lehre bildet endlich, im Gegenſatze der unter den vorigen Abtheilungen begriffenen, geſamten Technik, die Äſthetik der Tonſetzkunſt, oder allgemeine muſikaliſche Schönheitslehre und Kritik.

Ein Mehres über die vorſtehenden allgemeinen Anſichten vom Weſen und der Eintheilung der verſchiedenen Fächer der Compoſitionslehre, von ihrem Ineinandergreifen und wechſelſeitigem Bedingen findet man in m. Theorie der Tonſetzk. 2. u. 3. Aufl. §. 1 bis XI.

Die einzelnen Lehren der Tonſetzkunſt werden unter den verſchiedenen Artikeln der Encyclopädie geſondert behandelt. (*Gfr. Weber.*)

COMPRESSORIUM, Druckwerkzeug, gehört zu den topiſchen Inſtrumenten, oder zu denen, welche wie örtliche Mittel an die Organe gebracht werden, eine Zeit lang liegen bleiben, wol auch vertauſcht und öfters gereinigt werden müſſen, und nicht zu den eigentlichen chirurgiſchen Operationen dienen. Man bedient ſich ihrer theils zur Heilung der Aneurysmen, um, wenn ſich der Kranke der immer vorzuziehenden Unterbindung einer aneurysmatiſchen Arterie nicht unterziehen will, dieſe zu comprimiren; theils um eine von der Verwundung einer kleinen Arterie herrührende Blutung zu ſtillen, wenn man hoffen darf, daß ſich das Gefäß in Folge eines mehre Stunden fortgeſetzten Drucks ſchließen werde; theils endlich um Nerven unempfindlicher zu machen, und durch Comprimirung der Ausführungsgänge gewiſſer Organe, z. B. der Speicheldrüſen, der Harnblaſe ꝛc., bei Lähmung derſelben den Nachtheilen zu begegnen, welche im Gefolge derſelben auftreten.

Die Compreſſorien ſchließen ſich alſo an die Aderpreſſen, Tournikets (man ſehe dieſen Artikel) an, unterſcheiden ſich aber von ihnen und dem Knebel gerade dadurch, daß man dieſe nur für den Augenblick bei gewiſſen chirurgiſchen Operationen anlegt, und daß ſie auf die Gliedmaßen einen ringsherum wirkenden Druck ausüben, ſich alſo bei Behandlung eines Aneurysma nicht auf die Dauer anwenden laſſen; anſtatt daß die Compreſſion, wie ſie unſere Druckwerkzeuge beabſichtigen, nur durch Druck und Gegendruck möglich wird. Denn indem die comprimirende Gewalt das Gefäß, den Ausführungsgang ꝛc. vor ſich herſchiebt und in die weichen Theile verſenkt, ſo entfliehen dieſe, wenn ſie keinen feſten Stützpunkt hinter ſich haben, mit jenen zu comprimirenden Organen, und vereiteln den Druck, der dann, wie ſtark er auch ſeyn mag, zwecklos bleibt. Daher dient ſolche Compreſſion hauptſächlich bei jenen Gefäßen u. ſ. w., die ſich auf Knochenflächen ſtützen; wo aber dieſe natürliche Unterſtützung bei manchen freihängenden Gebilden fehlt, erſetzt ſie die Kunſt durch Mechanismen, deren Bau beides, Druck und Gegendruck, in ſich vereinigt, ſo daß eine drückende und eine gegenhaltende Fläche den zu comprimirenden Theil zwiſchen ſich aufnehmen: wie wir als ſolche Lampe's Compreſſorium für die arteria ranina, Heſſelbachs für die arteria epigastrica etc. kennen. — Auf gleiche Weiſe müſſen Material und Form dieſer Werkzeuge den Theilen, auf welche ſie angewendet werden ſollen, entſprechend eingerichtet ſeyn. Zumal iſt das äußere Gebände, als von deſſen Druckkraft der geſamte Compreſſionsact einzig ausgeht und abhängt, ein beſonders wichtiger Beſtandtheil. Dieſe Kraft muß daher im nöthigen Grade beſtehen, eine wohlberechnet ſtarke, gleichmäßige, ſtete, unwandelbare ſeyn, und die Integrität der Gebilde nicht gefährden. Ein allgemeiner Grad der Feſtigkeit läßt ſich nicht beſtimmen, weil er nach dem Umfange des zu comprimirenden Theils, nach der Entfernung der drückenden Kraft, nach der des Stützpunktes und nach der Form des letztern, auch nach der allgemeinen Empfindlichkeit des Individuums oder des Locals verſchieden iſt. Der richtigſte Maßſtab iſt meiſtens das Gefühl: nur bis zu einiger Wehempfindung darf der Druck geſteigert werden; ſobald dieſe in heftigen Schmerz übergeht, iſt er zu ſtark. Dieſer Druck darf aber immer nur entweder auf die unverletzten Wände eines Gefäßes von der Seite, oder auf die getrente Stelle ſelbſt ausgeübt werden, damit die Venencirculation und die Ausbildung des Lateralkreislaufs in den Arterien, wodurch einzig der unterbro-

Digitized by Google

chene Circulationsproceß wieder möglich gemacht und hergeſtellt werden ſoll, nicht gehemt werde. Man ſtellte daher ſchon früher Mechanismen auf, welche mehr nur einen partiellen Druck auf die geöffnete Stelle der Arterie und der ihr gerade gegenüber liegenden des Gliedes anbringen, die übrige Fläche weniger berühren ſollten. Dahin gehören Sculteſs, Dionis's, Heiſters Vorrichtungen, Deſaults, Senfs Compreſſorium; daſſelbe mit Ayrers Abänderung, Moore's Nervencompreſſorium nach Langenbeck, Wegehauſens Druckwerkzeug u. ſ. w.

Dieſe Art von Inſtrumenten iſt aus der früher üblichen Schnürung der Glieder zur Minderung der Schmerzen und Stillung der Blutungen hervorgegangen, wovon man bei Hans von Gersdorf (Meyſter Hans von Gerßdorf [genant Schylhans] Feldbuch der Wundarznei, Straßburg 1517) die erſte Erwähnung findet, wonach man dieſen Vorſchlag immer mehr verfolgte, und ſo endlich auf die eigentlichen Tournikets und ihre verſchiedenen Veränderungen und Verbeſſerungen gerieth. Unſere Druckwerkzeuge aber wueden von Peter Michon, Abbé Bourdelot, franzöſiſchem und ſchwediſchem Leibarzt in der Mitte des 17. Jahrhunderts, zuerſt angewandt. Er ließ, da er nach einem Aderlaß ein falſches Aneurysma (ſ. dieſ. Art.) am Arme übrig behalten hatte, eine kleine ſtählerne Platte mit Baumwolle und Leder überziehen: unten aber, wo ſie auf der Arterie ruhte, ließ er für dieſe eine Rinne darin, und ſo wurde dieſe Platte auf das Aneurysma und um den Arm feſt gebunden. Als Bourdelot ein Jahr lang dieſe Platte getragen, war das Aneurysma geheilt. Scultetus ſchlug ein anderes Druckwerkzeug vor, welches vermittelſt einer ſchraubenförmigen Feder wirkte. Eine der Bourdelotſchen ähnliche Maſchine erfand Petit.

Im achtzehnten Jahrhundert wurden die Druckwerkzeuge verbeſſert, und mehre wichtige Erfahrungen über den Nutzen des kunſtmäßigen Drucks im Aneurysma gemacht. Auch erfand Chabert ein in manchen Verhältniſſen zweckmäßiges, einfaches Compreſſorium für die Halsgefäße, welches aus zwei an einem Ende im Charnier vereinigten Stahlbügeln, die den Hals umfaſſen und das Gefäß mittelſt eines angeſchobenen Kißchens comprimiren, beſteht. Vallant ſuchte Scultets und Foubert Bourdelots Druckwerkzeug zu verbeſſern. Zach. Platner aber beſtimte die Fälle genauer, wo der kunſtmäßige Druck in dem Aneurysma zu empfehlen ſey, und rühmt auch ein Druckwerkzeug, welches der Berliner Wundarzt Senff erfunden hatte, und wo ein Kißchen vermittelſt einer Schraubenfeder an die Geſchwulſt gedrückt wurde. Um dieſelbe Zeit comprimirte Quesnoy die verletzte Rippenſchlagader mittelſt einer dünnen, elfenbeinernen Platte, deren eines Ende mit einem Charpiebäuſchchen verſehen, und dann mit Leinwand umwickelt wurde. Lottri ſuchte dies Inſtrument zu verbeſſern, und Bellocq erfand eine neue, ſehr zuſammengeſetzte Maſchine zu demſelben Zwecke, ſo wie ein anderes, eben ſo entbehrliches Inſtrument von ſeiner Erfindung den Zweck hat, die Blutung der größern Arterien bei der Maſtdarmfiſteloperation zu ſtillen. Bromfield gab ein Compreſſorium für die Achſelarterie, und Foulquier eins an, die Blutung des obern Sichel- und der Seitenblutleiter zu ſtillen. Das zu comprimirende Gefäß komt zwiſchen zwei Platten zu liegen, und wird durch ihre Annährung zuſammengedrückt. Arnaud, ein engländiſcher Wundarzt in Paris, erfand eine eigene Druckmaſchine für das falſche Aneurysma. Am berühmteſten aber ward der künſtliche Druck durch des ſo verdienten Guattani Empfehlung, der in ſeiner claſſiſchen Schrift: de externis aneurysmatibus, manu chirurgica methodice pertractandis. Romae 1772. (und in Lauth collect.) ſie gegen die falſchen Aneurysmen dringend empfahl, und ſich dabei der Compreſſorien und Binden bediente. — Plencks, oder vielmehr Lebers Compreſſorium, beſtehend aus einem kleinen Balle, der vermöge einer Schraube höher und tiefer bewegt werden kann, und an welchem vier Bügel angebracht ſind, die vermittelſt Riemen um den Arm gebunden werden, fand vielen Beifall. Jourdain erfand für die Blutung der Zungenarterie eine äußerſt complicirte, überflüſſige Maſchine, welche durch die des Lampe ſpäter erſetzt wurde. Ol. Acrels Druckwerkzeug iſt dem vorhin erwähnten Senff'ſchen ähnlich. Auch Saunins, eines holländiſchen Wundarztes, Maſchine hat eine ähnliche Einrichtung, ſo wie das von Perret bei vielen franzöſiſchen Wundärzten ſehr beliebte Compreſſorium die Conſtruction des Acrelſchen hat. — J. Moore hielt es für Bedürfniß, ein Compreſſorium in Geſtalt eines halben Cirkels und in Verbindung mit einer Schraube zur Comprimirung dee Nerven zu erfinden, um die Schmerzen während der Amputation zu vermindern. Später iſt es aber zu denſelben Zwecken, wie die obigen Druckwerkzeuge, vor welchen es den Vorzug der Einfachheit hat, gebraucht worden. Ehrlich brachte aus England ein ſehr einfaches Compreſſorium, welches aus einem cylindriſchen Stahlſtabe beſteht, an deſſen einem Ende ein Quergriff, am andern Ende ein ovaler Körper zum Andrücken der Arterien gegen den Knochen ſich befindet. Da es leicht abglitſcht, ſo verdient das Brünninghauſenſche Inſtrument, aus einer Pelotte mit Griff und Stiel zuſammengeſetzt, den Vorzug. Um dieſelbe Zeit, in dem letzten Decennium des vorigen Jahrhunderts, erfand Löffler ein Inſtrument für die verletzte Carotis in Form eines halben Cirkels, aus zwei Stahlbögen beſtehend, die mit einander im Charniere vereinigt ſind, und deren einer an die Evers'ſche Mütze befeſtigt, der andere aber mittelſt einer Schraube niedergedrückt wird: eine Einrichtung, welche die Verſchiebung des Inſtruments nach der Seite nicht verhüten kann. Chopart und Schindler gaben jeder ein Inſtrument zur Compreſſion der Arteria epigastrica an, beide nach denſelben Grundſätzen conſtruirt, und zu Anfange unſers Jahrhunderts von Heſſelbach zweckmäßig verbeſſert. Dies zangen-, bei Heſſelbach löffelartige, mit 2 Pelotten verſehene Werkzeug wird ſo benutzt, daß der eine Arm in den Bauchring gebracht wird, um die blutende Stelle aufzufinden, dann aber mit einem Schwamme bedeckt, dem zweiten Griffe durch die Schraubenſpindel genähert wird. Noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts erfand Deschamps eine Vorrichtung zur iſolirten Compreſſion der Kniekehlenarterie beim Aneurysma (presse-artère). An einem ſenkrecht ſtehenden Stabe iſt unten eine

Platte angenietet, die zur Seite zwei Einſchnitte hat, durch welche das Band, welches die Arterie umgeht, durchgeſteckt, aufwärts gezogen, und in einem runden Loche der Stange am obern Ende mittelſt eines Wirbels aufgehalten wird. Ayrer änderte dies Inſtrument dahin ab, daß er dem ſenkrechten Stabe am obern Ende die Geſtalt einer Gabel gab, und in dieſer, ſtatt des Wirbels, eine Walze anbrachte, die durch eine Seitenſchraubenmutter in jeder Lage feſtgeſtellt werden kann.

Unſer Jahrhundert iſt in ſeinen erſten drei Decennien nicht weniger reich an Druckwerkzeugen, von denen, außer der zweckmäßigen Verbeſſerung, welche Heſſelbach an dem Schindlerſchen Compreſſorium für die epigaſtriſche Arterie, und Klein an dem Chabertſchen, zur Comprimirung der Halsgefäße beſtimten, vornahm, vorzüglich C. Gräfe's Vorrichtung, um Blutungen aus der harten Hirnhaut zu ſtillen, Erwähnung verdient. Sie wird mit ihrem Dreifuß über die Knochenöffnung geſetzt, der viereckige Schwammträger zwiſchen die harte und weiche Hirnhaut gebracht, und dann durch das Umdrehen des obern Cylindertheils die Schraube, welche durch dieſen läuft, angezogen, und der Schwammträger an den Knochen angedrückt. Der Erfinder ſelbſt hat ganz neuerlich eine Veränderung an dieſem Inſtrumente vorgenommen, und Ferg ein ähnliches Compreſſorium erfunden. — Aſſalini bedient ſich eines zangenförmigen Werkzeugs, mit deſſen etwas ausgehöhlten Vorderenden die blos gelegte Arterie bis zur Verſchließung ihres Lumens zuſammengedrückt wird.

Abbildungen und nähere Beſchreibungen der hier hiſtoriſch aufgeführten Druckwerkzeuge finden ſich in: a) Fr. v. Rudtorffers armamentarium chirurgicum, oder Abbildung und Beſchreibung chirurgiſcher Inſtrumente. Wien 1817—21. b) J. V. Krombholz Abhandlungen aus dem Gebiete der geſamten Akologie ꝛc. 1. Th. Prag 1825. und c) F. A. Otts lithogr. Abbildungen nebſt Beſchreibung der vorzüglichen ältern und neuern chirurgiſchen Werkzeuge und Verbände ꝛc. München 1830.

In Hinſicht auf eine Eintheilung der geſamten Compreſſorien, zerfallen ſie wol am füglichſten rückſichtlich ihrer Wirkung theils in ſolche, welche vermöge ihrer Einfachheit auf mehre Theile, z. B. Gefäße, angewendet werden können; und theils in ſolche, welche nur für einzelne Theile einer beſtimten Provinz des Körpers angegeben ſind.

A) Von den erſtern, den einfachen, würden folgende hier Platz finden: a) das von Ehrlich angegebene, b) das Brünninghauſenſche, c) das Kleinſche, und d) Aſſalinis Compreſſorien (ſ. o.).

B) Für beſtimte Theile des Körpers dienen und zwar:

1) für den Kopf: a) das Compreſſorium von Foulquiers, b) das von Gräfe, c) von Ferg; alle drei für die Blutung aus der verwundeten Hirnhaut angegeben. d) Ein Compreſſorium von Bartiſch, e) von Verduyn, f) Rau, g) Bell, und h) Demours. Alle 5 beſtimt, bei ſtattfindender Verlängerung der äußern Haut der obern Augenlieder, und bei dem dadurch bedingten Entropium, dieſe äußere Haut in eine Falte zuſammenzudrängen, zum Abſterben zu bringen, und auf dieſe Weiſe das Entropium zu heilen. Dieſe Behandlung iſt billig in der neuern Zeit verworfen worden, da dieſelbe eben ſo grauſam als langwierig iſt, und jene Inſtrumente haben nur ein hiſtoriſches Intereſſe. Eben ſo hat man ſich der Compreſſion bei der Behandlung des ſogenanten Bruches des Thränenſackes bedient, und i) Fabricius ab Aquapendente (Instrumentum crinale), k) Scultetus, l) Platner, m) Leclerk und Uilhorn, n) Taylor, o) Petit, p) Pallas, q) Müller, r) Sharp haben ihren Scharfſinn an Preſſen der Art geübt, welche billig ebenfalls gänzlich aus dem chirurgiſchen Inſtrumenten-Vorrathe verwieſen werden ſollten. — Compreſſorien für die geöffnete Schläfenarterie (Arteria temporalis) haben s) Butter und t) Bell angegeben, welche indeß durch ihren Druck mehr beläſtigen, und die durch Eröffnung der Arterie bezweckte Beſeitigung von Krankheitserſcheinungen aufs Neue herbeiführen. Zur Stillung der Blutungen aus der Zungenarterie und Mundhöhle dienen: u) Lampe's, und v) Jourdains Compreſſorien, w) Pipelets Werkzeug für die Speichelfiſtel.

2) Für den Hals: a) Chaberts Compreſſorium für die Halsvenen, b) Löfflers zu demſelben Ende angegebenes Compreſſorium.

3) Für den Bruſtkaſten: a) Quesnays, b) Bellocqs, c) Lotteris, d) Steideles, e) Harders Compreſſorien für Verletzungen der Arteria intercostalis.

4) Für den Unterleib: hiſtoriſche Erwähnung verdienen hier die von a) Camper und b) Köhler empfohlenen Compreſſorien des Beckens — nach der Schambeintrennung (Synchondrotomia), c) Choparts, d) Schindlers und e) Heſſelbachs Preſſen für die Arteria epigastrica, f) Steideles Compreſſorium für die Samenarterien, g) Bellocqs Werkzeug der Art gegen die Blutungen bei der Maſtdarmfiſtel, h) Rudtorffers Inſtrument, um die Blutung bei der Amputation des Penis zu ſtillen. Gegen Incontinentia urinae haben i) Nuck (die Urform für die übrigen), k) Brambilla (zwei Inſtrumente der Art), l) Bell, m) Savigny, n) Böttcher, für das männliche Geſchlecht, und o) Nuck, p) Winslow, q) Heuermann, r) Huhn, s) Schmidt und t) Pickel für das weibliche Geſchlecht mehr oder weniger zweckmäßige Werkzeuge erfunden.

5) Für die Extremitäten: I) für die obern: a) Bromfield, b) Mohrenheim, c) Dahl für die Compreſſion der Subclavia. Die Arterienverletzung während des Aderlaſſens am Arm hat zu ſehr verſchiedenen Compreſſions-Werkzeugen Veranlaſſung gegeben, als von d) Heiſter, e) Baß, f) Vallant, g) Senff, h) Bourdelot, i) Foubert, k) Arnaud, l) Acrel, m) La Faye, n) Brambilla, o) Plenk (Leber), p) Ayeer, q) Stark, r) Desault, s) Wegehauſen. Für die Arterien der Handwurzeln haben noch beſondere Compreſſorien angegeben: t) Scultetus und u) Wegehauſen.

II) Für die untern Extremitäten: a) Moore's Werkzeug zur Compreſſion des nervus ischiadicus,

Digitized by Google

und b) **Langenbecks** füe die arteria cruralis; c) **Pipelet**, d) **Ehrlich** und e) **Wegehauſen**, alle drei ebenfalls füe die Compreſſion der Cruralgefäße angegeben; f) **Deschamps** und g) **Ayrer** für die Kniekehlen-Arterie. (*Dr. J. N. Weber.*)

CONCERT. Dieſes Wort, italieniſch *concerto*, abgeleitet vom lateiniſchen oder italieniſchen Worte concertare *), hier zunächſt auf ein Wettſtreiten hindeutend, und wörtlich alſo einen muſikaliſchen Wettſtreit bezeichnend, wird in der Muſikſprache in zweifacher Bedeutung gebraucht.

Fürs Erſte pflegt man damit eine jede öffentliche Aufführung vollſtimmiger Muſikſtücke zu bezeichnen, welche blos um der Muſik ſelbſt willen gehalten wird, — (muſikaliſche Akademie). Fürs Andere aber bezeichnet dee Name Concert auch ein Tonſtück, durch deſſen Vortrag ein Inſtrumentiſt ſich im Concerte als Soloſpieler hören läßt. — (Die Franzoſen gebrauchen in jener erſteren Bedeutung vornehmlich das Wort concert, indeß ſie letzteres un concerto zu nennen pflegen). In jener erſten Bedeutung erhält das Concert, je nach ſeinen verſchiedenen Beziehungen und Beſtimmungen, auch wieder mehre bezeichnende Namen, z. B. öffentliches Concert, — Hofconcert, — Kammerconcert, — Liebhaberconcert u. dgl.; — geiſtliches Concert, concert spirituel heißt es, wenn es vorzüglich zue Aufführung von entweder einzelnen Kirchenmuſikſtücken, oder von ganzen Oratorien, beſtimt iſt, — wofür man nicht ſelten auch den Namen Kirchenconcert, concerto di chiesa, gebraucht. In der zweiten Bedeutung unterſcheidet man Concerte für ein Inſtrument allein, von Doppelconcerten d. h. Concerten für zwei Inſtrumente zugleich (concerto doppio) auch wol füe mehre, — und Concertantſymphonien, untee welchem Namen man Concerte für eine größere Anzahl von Orcheſterinſtrumenten zu verſtehen pflegt, oder mit andern Worten Orcheſterſtücke, in welchen nicht blos einige, ſondern viele Orcheſterinſtrumente, bald einzeln abwechſelnd, bald auch zuſammengreifend, concertmäßig, concertirend, (dieſes Wort hier ſeiner urſprünglichen Bedeutung am getreueſten, nämlich gleichſam wettſtreitend, als concertirende, wettſtreitende Stimmen) hervortreten. Zuweilen bezeichnet man Concertſtücke dieſer Art auch mit dem Namen concerto grosso odee concertone, sinfonia concertante oder concertata. In früheren Zeiten, wo Luxus und Anſprüche überhaupt in der Muſik bei weitem nicht ſo hoch geſpant waren, wie in unſeren Tagen, pflegte man übrigens den Titel concerto grosso freilich ſchon ſolchen Concertſtücken beizulegen, welchen man heut zu Tage in Vergleichung gegen unſere weit glänzenderen, breiteren und reicheren Concerte, kaum wirkliche Concerte nennen würde; man ſehe die ſo betitelten concerti grossi des alten Boccherini u. a. m.

Ein Inſtrumentalconcert beſteht, alt herkömlichee Weiſe, gewöhnlich aus drei Tonſtücken: 1) einem Allegro, (niche ſelten mit einer Einleitung in langſamen Tempo anhebend) — 2) einem langſamen Satze, adagio oder largo, larghetto, andante etc., — und 3) einem allegro finale. An dieſe verjährte Form pflegt man ſich indeſſen in neueren Zeiten nicht mehr ſtrenge zu binden, und ſucht lieber neue, freiere und intereſſantere Formen auf. Insbeſondere liebt man es jetzt, die Concerte kürzer zu halten, ſie etwa nur aus zwei Stücken beſtehen zu laſſen, etwa nur aus einem adagio, welches dann unmittelbar in ein allegro übergeht und damit ſchließt; — welche kürzeeen Concerte man mit dem Namen concertino zu bezeichnen pflegt.

Ein erfreuliches Zeichen unſeree Zeit iſt es übrigens, daß man überhaupt an die Concertmuſik jetzt höhere Foderungen zu machen pflegt, als in früheren Zeiten wol dee Fall geweſen, und daß man es nirgend mehr gelten laſſen will, daß Concertmuſik nue allein, oder doch hauptſächlich nue der Darlegung der Virtuoſität der Sänger und Inſtrumentiſten; und der ſinnlichen Ergötzung des Ohres beſtimt ſey. Nicht leicht wird ein auch ſehr gemiſchtes Concert-Auditorium unſerer Tage ſich befriedigt fühlen durch den Vortrag eines Inſtrumentalconcerts, in welchem nicht, neben der Virtuoſität des Spielers, auch zugleich Sele des Vortrags und außerdem auch noch geiſtvolle, intereſſante Compoſition des Tonſtückes ſelbſt in der Art hervortrit, daß nicht allein eine glänzende Virtuoſität, ſondern auch ein intereſſantes Ganze erſcheine. Ruhmvoll voe Allen hat in dieſem Stücke unſer **Mozart** die Bahn gebrochen in ſeinen Clavierconcerten, ruhmvoll iſt ihm vorzüglich **Beethoven** in den ſeinigen nachgefolgt, und rühmlich iſt es, daß unſere heutigen Tonſetzee allgemein darauf bedacht ſind, in ihren Concert-Compoſitionen überall etwas Mehres, Beſſeres und Höheres zn geben, als ein blos Gelegenheit zur Darlegung individuellee Virtuoſität darbietendes, ſonſt abee nichtsſagendes Tonſtück.

Ein weiteres erfreuliches Merkmal des ſich hebenden Geſchmackes und Kunſtſinnes unſerer Generation iſt es, daß man jetzt öfter als ſonſt auch **Kirchenmuſikſtücke** in Concerten zu hören gibt und mit mehe Intereſſe zu hören pflegt, als manche auch noch ſo glänzende italieniſche Opernarie, und ſich nicht mehr an die, von ſeichten Kunſturtheilern ſo oft zur Schau getragene Maxime kehrt: daß man Meſſen, Pſalmen, Tedeums u. dgl. hübſch in der Kirche laſſen und nur dort aufführen, den Concertſal aber damit verſchonen ſolle, weil ſie hier ja auch gar den Effect nicht machen könten, wie in der Kirche; denn ſie ſeyen ja auf die gottesdienſtliche Handlung berechnet, welche während der Muſik vorgehe, da, wo jene fehle, verlöre ſie gerade dieſe ihre intereſſanteſte Beziehung und mit dieſer ihren Sinn, ihren Werth, allen Reiz und alles Intereſſe. — Wie ſeicht, unhaltbar und inconſequent dieſe raiſonirt und gründlich klingen ſollende Phraſe iſt, fällt ſchon durch die einzige Betrachtung in die Augen, daß es in ſich ſelbſt höchſt proſaiſch iſt, zu fodern, daß bei jedem Kunſt-

*) Völlig irrig und unkundig ſchreibt Herr Dr. **Lichtenthal**, in ſeinem Dizionario di musica, Artikel *Concerto*: „Questo vocabolo, derivato da *concinere*"! — Er ſcheint nicht zu wiſſen, daß von concinere ſich wol concento, aber nicht concerto ableiten läßt.

Digitized by Google

genuſſe, bei jeder Muſikaufführung, die materielle äußere Umgebung dem Inhalte des Textes entſpreche! — Wäre dieſes, ſo wäre ja alle Concertmuſik widerſinnig, deren Text ſich nicht über einen Gegenſtand verbreitete, worüber das Geſpräch in großen Geſellſchaften, namentlich in Concertſälen zu rouliren pflegt: ein Mailied dürfte nur auf junger Trift geſungen werden, ein zärtliches Duett nur im Boudoir, oder in ſtiller, lauſchiger Roſenlaube, oder wenigſtens zwiſchen täuſchenden Theater-Decorationen. — Zum Glück aber iſt dieſe Art von Wahrheit, wenn gleich etwas oft ſehr Angenehmes und Ergötzliches, doch in der Kunſt nicht unentbehrlich. Das macht: die Tonkunſt, welche eine Welt ſupponirt, wo Sprache Geſang iſt, verſetzt uns ſchon in das Reich der Illuſionen; indem ſie den Gehörſinn unwiderſtehlich anſpricht und beſchäftigt, überläßt ſie der Einbildungskraft, die Umgebungen der Situation ſich hinzuzudenken. Willig fügt der Zuhörer ſich dieſer Illuſion, und findet es darum nicht lächerlich, wenn im Concerte zwei Liebende in einem Duett ſich die zärtlichſten Dinge vor den Augen des Publikums ſagen, ein Herr in einem Modefrack die Bravourarie aus Paers Achilles ſingt, und die Engel in Haydn's Schöpfung ohne Flügel erſcheinen.

Ich verkenne es nicht, daß das Local und alles Äußere der Umgebungen, zur Erhöhung des muſikaliſchen Effectes wol beitragen kann, und daß eine Missa ihre vollkommenſte Wirkung während eines feierlichen Hochamtes thun wird, zumal wenn dieſes (was freilich nicht immer der Fall iſt), mit würdigem Anſtand und ohne kleinliches Gepränge gehalten würde: allein läßt ſich dieſes alles nicht in doppeltem und dreifachem Maße auch von der Theatermuſik ſagen, welche die ſingenden Perſonen als wirklich handelnd, nicht als blos der Handlung beiwohnend, vorausſetzt? Der Kirchenſänger kann als eine blos betrachtende, mitfühlende, ihr Gefühl äußernde Perſon betrachtet werden: der Theaterſänger aber erſcheint in der Handlung als wirklich diejenige Perſon, deren Worte er ſingt. Die Kirchenmuſik drückt nur eine der gottesdienſtlichen Handlung angemeſſene Empfindung aus: die Theatermuſik ſchildert die Handlung ſelbſt, die Handlung geht in ihr vor, und iſt von ihr unzertrenlich, indeß ein Gebet, ein Lob der Gottheit, eine Bitte um Himmelsſegen auch ohne unmittelbare kirchliche Veranlaſſung herbeigeführt erſcheinen kann. Eben darum nun, weil der höchſte Werth der Theatermuſik in der richtigen Berechnung auf Theatereffect, auf dramatiſche Situation, Handlung und Decoration beſteht — eben darum iſt es auch einleuchtend, daß gerade, je mehr eine Muſik wirklich dramatiſch iſt, deſto geringer ihre Wirkung im Concerte ſeyn muß; und eben darin liegt denn auch wieder der Grund, warum (ſo ſehr ich auch ſonſt Enſemble-Stücke den leidigen, ewigen Inſtrumentalconcerto's, Bravourarien, Rondo's und gefälligen Duetten im Concerte vorziehe) ich es doch nie recht goutiren kann, wenn man mir ganze Opern-Finale im Concerte zu genießen geben will. So hört man z. B. nicht ſelten in Concerten das erſte Finale aus Mozarts Don Juan. Wie viel Handlung geht in dieſer Muſik vor! Reden wir nur von der Kataſtrophe: während des Getümmels eines Balls lockt Don Juan das Mädchen in ein Nebengemach, wird zudringlich, ihr Angſtgeſchrei dringt durch das Ballgetöſe und verräth ihn; der Bräutigam tobt, die Ballgäſte ſtürmen und ſprengen die Thür; er verſucht die Schuld auf ſeinen Diener zu ſchieben; man glaubt ihm nicht, man dringt wüthend auf ihn ein; er ſchlägt ſich durch, wie ein Raſender; alle ſtürzen ihm tobend nach; der Vorhang fällt! — Nun frage ich: muß eine Muſik, auf dieſe ganze Kettenfolge von Handlungen berechnet, aber im Concertſale, von aller Handlung iſolirt, aufgeführt, nicht gar zu viel — ja, gerade ihr Beſtes, einbüßen? — muß ſie nicht unendlich mehr einbüßen, als eine geiſtliche Muſik durch den Mangel kirchlicher Umgebungen im Concertſale verlieren kann? Wol kann man gar füglich ausrufen: Heilig iſt Gott Sabaoth! ohne durch die Klingel des Miniſtranten dazu aufgefodert zu werden; man kann es überall, und alſo auch im Concertſale; — widerſtrebender aber iſt es: O Dio, io moro! von einer ſchön geputzten, von Geſundheit ſtrotzenden Sängerin, mit dem Notenblatte in der Hand, im Concertſale ſingen zu hören. Das macht: der Sänger, indem er ſingt: Gott, dich loben wir — thut eben, was er ſagt, und iſt dabei alſo ſelbſt der materiellen Wahrheit treu; die Sängerin aber — bleibt hübſch am Leben. Dennoch findet dieſes Letztere Niemand anſtößig, und das Publikum applaudirt. Ich tadle es nicht, klatſche wol auch ſelbſt recht gern mit; aber ich frage: warum ſind denn die Herren ſo nachſichtig gegen die aus ihrer Sphäre herausgeriſſene Opernmuſik, und wollen es gar nicht ſeyn gegen ein Kirchenſtück? warum taxiren ſie nur dieſes, ſo wie es ſich im Concertſal blicken läßt, ſo unbarmherzig für ein *hors d'oeuvre*? warum wollen ſie gerade nur dieſen Gegenſtand ausſchließen, indeß ſie ſonſt jeden andern im Concerte dulden und Opernarien u. dgl. jederzeit mit Vergnügen dulden.

Im Herzen der Herren (ſie laſſen's nur nicht gerne leſen) ſteht die Antwort geſchrieben: Uns langweilt nun einmal Kirchenmuſik, nicht blos im Concerte, ſondern auch in der Kirche ſelbſt; und das darum, weil ſie uns zu tief, zu ernſt und erhaben iſt, nicht luxuriös und tändelnd oberflächlich genug und nicht das, was wir amüſant nennen! Darum hören wir denn auch z. B. in Haydn's Jahrszeiten den Chor:

Ehre, Lob und Preis ſey dir,
ewiger, gütiger Gott —

(freilich auch im leidigen Kirchenſtyl, ſo ſehr wie einer) im Grunde nur mit Reſignation im Concerte an, thun aber davon entzückt, ſo viel es zum guten Ton gehört: denn hier haben wir keinen Vorwand, es nicht zu ſeyn; wird aber daſſelbe auf Latein geſungen Te Deum laudamus, oder Gloria in excelsis Deo, und trägt das Muſikſtück den ausdrücklichen Titel eines Kirchenſtückes, — dann ſind wir des Zwanges überhoben, und freuen uns herzlich, daß die Phraſe: „das Stück iſt für die Kirche geſchrieben, und kann im Concerte keine Wirkung thun“

Digitized by Google

— erfunden iſt und noch obendrein wie ein äſthetiſches Raiſonnement, wie ein Kunſturtheil klingt — ſo daß wir, unter dieſer Ägide, beim Gähnen noch obendrein Kennermienen zur Schau tragen können.

Höchſt erfreulich iſt es aber, daß nicht nur der beſſere Theil, ſondern in der That die Mehrheit unſerer Generation ſich über jene Oberflächlichkeit und Seichtigkeit wirklich erhoben hat und einem beſſeren Geiſte huldigt, von welchem, ſowie von dem höheren Ernſte für Kunſt, denn auch namentlich die in unſerem Zeitalter in Schwung gekommenen großen Muſik-Vereine zeugen, welche Concerte im grandioſeſten Sinne des Wortes ſind. (*Gfr. Weber.*

Conchologie, ſ. am Ende der Nachträge.

CONCILIEN. Kirchenverſamlungen, nach dem griechiſchen Ausdrucke Synoden. Der Hauptſchriftſteller iſt noch immer Chriſtian Wilhelm Franz Walch, der in ſeinem Entwurf einer vollſtändigen Hiſtorie der Kirchenverſamlungen, Leipzig 1759, mit gewohnter Gründlichkeit über ſämtliche Concilien bis auf ſeine Zeit Nachricht ertheilt hat. Die vollſtändigſte, leider aber noch nicht vollendete Samlung von Concilien-Acten iſt die von Manſi. (Joh. Mansi sacrorum Conciliorum nova et amplissima Collectio. T. I—XIII. Florentiae 1759—1767. T. XIV—XXXI. Venet. 1769—1798.) Sie geht bis in die Mitte des 15. Jahrhunderts. Ein ſehr beliebter Auszug von Concilien-Acten iſt die wiederholt, zuletzt von dem gelehrten Benedictiner Schramm Augustae Vindelicorum 1778 in 4 Octav-Bänden herausgegebene Summa Conciliorum per Bartholomaeum Carranzam. Ein brauchbares Hilfsmittel zum Studium der Conciliengeſchichte gewährt die von Dalmaſus ins Lateiniſche überſetzte, von Richard urſprünglich franzöſiſch geſchriebene Analysis Conciliorum generalium et particularium, continens eorum canones super dogmate, morali doctrina ac disciplina tam veteri, quam recentiori, eruditissimis adnotationibus illustratos, et cum novo, nominatim vero cum peculiari Galliarum jure, collatos. Tom. I—V. Augustae Vindelicorum 1778—1782. Dem Werke vorausgeſchickt iſt ein tractatus praevius de Conciliis. Für das Studium der Kirchenverſamlungen des 4ten und 5ten Jahrhunderts insbeſondere iſt ſehr wichtig: Fuchs Bibliothek der Kirchenverſamlungen des 4ten und 5ten Jahrhunderts in Überſetzungen und Auszügen aus ihren Acten und andern dahin gehörigen Schriften, ſamt dem Original der Hauptſtellen und nöthigen Anmerkungen. 1—4ter Theil. Leipzig 1780—1784. Der 4te Theil iſt nach dem Tode des Verfaſſers von G. J. Planck herausgegeben worden.

Es komt hier zunächſt auf die Beſtimmung des Begriffs eines Concilii im kirchlichen Sinne an. Es iſt eine Zuſammenkunft von Repräſentanten der Kirche, welche berufen werden, um über religiöſe oder kirchliche Gegenſtände zu berathſchlagen. Daß dieſe Repräſentanten nur Biſchöfe ſeyn können, wie mehre katholiſche Schriftſteller angenommen, und auch wol die Biſchöfe hin und wieder ſich angemaßt haben, liegt nicht in dem Begriffe eines Concilii, iſt alſo nicht weſentlich, und widerſpricht demjenigen, daß doch auch ſelbſt Katholiken Diöceſanſynoden als Arten von Concilien gelten laſſen, auf welchen doch außer den Biſchöfen auch andere Geiſtliche zugegen waren und entſchieden. Belegt man freilich dieſe dem Sprachgebrauch zufolge nicht mit dem Namen Diöceſanconcilien, ſo gehören ſie doch unter den Gattungsbegriff der Kirchenverſamlungen. Hiſtoriſch genommen iſt es wol keinem Zweifel unterworfen, daß ſelbſt auf den größern Synoden vor dem Nicäiſchen Concilio nicht nur die Biſchöfe, ſondern auch Presbyter und Diakonen als ſolche nicht allein eine berathende, ſondern auch eine entſcheidende Stimme hatten. Auf der zu Antiochien im J. 269 gegen den Paul von Samoſata verſammelten Synode war das Synodalſchreiben nicht nur im Namen der Biſchöfe, ſondern auch der anweſenden Presbyter und Diakonen abgefaßt, ja ſogar wurden die anweſenden Presbyter in der Überſchrift namentlich aufgeführt. Eus. H. E. VII, 30. Welch eine ausgezeichnete Rolle der Presbyter Origenes auf zwei arabiſchen, der Presbyter Malchion auf der eben erwähnten antiocheniſchen Synode und der Diakonus Athanaſius auf der erſten ökumeniſchen Synode zu Nicäa ſpielte, iſt aus der Kirchengeſchichte hinlänglich bekant. Nach dem Nicäiſchen Concilio aber unterzeichneten die Presbyter, auch wol die Diakonen nur als Stellvertreter ihrer Biſchöfe, wovon ſich Beiſpiele auf den ökumeniſchen Synoden zu Epheſus und zu Chalcedon finden. In dem kaiſerlichen Schreiben an die Synode zu Epheſus 431 ward es ſchon als etwas Bekantes angenommen, daß nur die Biſchöfe eine Stimme hätten. *Ἀθέμιτον*, heißt es daſelbſt, *τὸν μὴ τοῦ καταλόγου τῶν ἁγιωτάτων ἐπισκόπων τυγχάνοντα τοῖς ἐκκλησιαστικοῖς σκέμμασιν ἐπιμίγνυσθαι.* Mansi IV. p. 1120. Von dieſer Zeit an waren die Biſchöfe die eigentlichen Väter (Patres), wenigſtens der bedeutendern Kirchenverſamlungen, und hatten eine entſcheidende Stimme. Doch erlangten in ſpäteren Zeiten in Folge beſonderer Privilegien auch Cardinäle, wenn ſie nicht zugleich Biſchöfe waren, Äbte und die Generale der Mönchsorden eine thätige Theilnahme an den Concilien. Namentlich ward auf dem Concilio zu Trident den Äbten und Ordensgeneralen eine entſcheidende Stimme zugeſtanden. Die katholiſchen Kirchenrechtslehrer ſtellten nun den Grundſatz auf, daß die Biſchöfe auf den Synoden aus einer von Gott, die übrigen Beiſitzer aus einer von der Kirche ertheilten Vollmacht handelten. Waren auf den Kirchenverſamlungen auch Doctoren der Theologie und des canoniſchen Rechts zugegen, wie dies zu Piſa, Coſtnitz und Baſel der Fall war, ſo hatten dieſe doch mehr eine berathende, als eine entſcheidende Stimme. Sie wurden nicht als Patres, ſondern als Doctores Concilii angeſehen. Zu Baſel nahmen freilich auch Doctoren die Sitze der abweſenden Biſchöfe ein, dies geſchah aber erſt in der 33ſten Seſſion, als die mehrſten Biſchöfe aus Furcht vor dem Bannſtrahl des Papſtes Baſel verlaſſen hatten. — Eine merkwürdige Anomalie bietet das zu Narbonne im Jahr 1551 gehaltene Provinzialconcilium dar. Auf dieſem war gar kein Biſchof, ſondern es waren nur Geiſtliche des zweiten Ranges zugegen, und ein Profeſſor Juris, Alexander

Zerbinatis, welcher zugleich Protonotarius des römiſchen Stuhls und Generalvicar des Erzbiſchofs von Narbonne war, hatte den Vorſitz. — Die Abſtimmung geſchah in den Kirchenverſamlungen nach Köpfen (viritim), nur zu Coſtnitz und Baſel wurden die Stimmen nach den Nationen gezählt.

Gegenſtände der Berathſchlagungen und Entſcheidungen der Concilien ſind theils die Religionslehre, theils die Kirche, ihre Verfaſſung, gottesdienſtliche Gebräuche, Ausſchließung unwürdiger Mitglieder u. ſ. w. Verordnungen, welche in Rückſicht theoretiſcher Lehrſätze gemacht werden, heißen genau genommen dogmata, Glaubensvorſchriften; dagegen diejenigen, welche Vorſchriften über die Disciplin, ſey es der Gemeindeglieder überhaupt, oder der Geiſtlichen insbeſondere enthalten, canones, Regeln, genant werden. Nov. 131. c. 1. Doch iſt man dieſem Sprachgebrauche nicht immer gefolgt, ſondern hat auch oft die Glaubensvorſchriften canones genant. Dies iſt beſonders dann der Fall, wenn ſie polemiſchen Inhalts ſind, und über die Abweichenden das Verdammungsurtheil ausgeſprochen iſt. Solche Canonen ſind namentlich unter den Verordnungen der afrikaniſchen Concilien anzutreffen. Auch die tridentiniſche Synode nante die kurzen Sätze, in welchen die Irrlehren verworfen und anathematiſirt wurden, *canones*, die Verordnungen über die Disciplin aber mit dem allgemeinen Namen *capita*. In Betreff der von den Synoden aufgeſtellten Glaubensvorſchriften darf man nicht vergeſſen, daß nach katholiſcher Anſicht keine neuen Glaubenswahrheiten durch die Concilien feſtgeſetzt werden, ſondern daß durch ſie die verſammelte Kirche dasjenige ausſpricht und bezeugt, was die zerſtreute wirklich glaubt, für in der heiligen Schrift gegründet und in der Tradition bewährt hält. Man vergl. Walters Lehrbuch des Kirchenrechts. 4te Aufl. Bonn 1828. §. 181. Anathemata wurden von den Kirchenverſamlungen ausgeſprochen über ketzeriſche Perſonen. Dabei iſt zu bemerken, daß mit anathema (*ἀνάθεμα*) gewöhnlich nach griechiſchem Sprachgebrauche die Perſon bezeichnet wurde. Er ſey Anathema, hieß: er ſey ein öffentlich zur Verfluchung ausgeſtellter Menſch. Ketzeriſche Lehrſätze, welche mit dem Anathema belegt waren, wurden *ἀναθεματισμοί* genant. — Auch kirchliche Streitigkeiten (z. B. über den Umfang der Jurisdiction einzelner Biſchöfe) oder Unterſuchungen und Entſcheidungen über angeklagte Geiſtliche gehörten vor die Concilien. Übrigens war man ſpäterhin aus leicht zu begreifenden Gründen geneigt, Gegenſtände, welche vor die weltlichen Gerichte gehörten, auf den Concilien zu verhandeln. Kirchenverſamlungen, welche man für ungeſetzmäßig hielt, ſey es, weil ſie von Häretikern gehalten wurden, oder weil ihnen, obgleich ſie von Katholikern gehalten waren, eins der nothwendigen Requiſiten fehlte, nante man conciliabula, conventicula, After-Kirchenverſamlungen.

Kirchenverſamlungen konten erſt entſtehen, nachdem ſich chriſtliche Gemeinden gebildet hatten. Bei dieſen trat das Bedürfniß ein, ſich mit einander in Verbindung zu ſetzen und gemeinſchaftliche Beſchlüſſe zu faſſen. Dies gab den Provinzialſynoden ihren Urſprung. Auf ihnen verſammelten ſich Biſchöfe und andere Geiſtliche einer kirchlichen Provinz, d. h. ſolche, welche unter einem gemeinſchaftlichen Archiepiſcopus oder Metropoliten ſtanden. Sie ſind die früheſten Concilien, welcher die Geſchichte gedenkt. Die ökumeniſchen konten erſt entſtehen, als die chriſtliche Kirche ſich zu einer allgemeinen Statskirche, einer chriſtlichen *οἰκουμένη* geſtaltet hatte.

Zwar hat man ſchon zur Zeit der Apoſtel Concilien oder Synoden annehmen wollen; allein bei dieſer Annahme dürfte doch der Ausdruck Concilium in einem zu wenig beſtimten, willkürlichen Sinne genommen werden. Ohne uns hier dabei aufzuhalten, daß einige Kirchenſchriftſteller ſogar zwölf apoſtoliſche Concilien z. B. ein Concilium, als Mathias zum Apoſtel erwählt wurde Act. 1, 15., ein anderes bei der Ernennung der ſieben Almoſenpfleger zu Jeruſalem Act. 6, 2.; andere fünf angenommen haben, verdient hier noch beſonders die zu Jeruſalem wegen der zu Antiochien entſtandenen Streitigkeiten nach Act. 15. ſtatt gehabte Zuſammenkunft der Apoſtel und Presbyter zu Jeruſalem eine beſondere Erwähnung, weil von vielen ſowol Proteſtanten als Katholiken, auch von denen, welche ſonſt keine Synoden zur Zeit der Apoſtel gelten laſſen, dieſe Verſamlung beſonders iſt hervorgehoben, und als ein wahres Concilium angeſehen, auch die berühmte Formel *ἔδοξε τῷ ἁγίῳ πνεύματι καὶ ἡμῖν* für die Beſchlüſſe der nachherigen Kirchenverſamlungen daher iſt entlehnt worden.

Sie trat zuſammen zu Jeruſalem etwa im Jahr 50, und ward veranlaßt durch Paulus und Barnabas, welche die antiocheniſchen Chriſten abgeſandt hatten, weil die Lehre einiger ſtrengen Judenchriſten, welche aus Judäa gekommen waren und behauptet hatten, daß zur Aufnahme ins Chriſtenthum und Erlangung der Seligkeit die moſaiſche Beſchneidung durchaus erfoderlich ſey, in Antiochien große Streitigkeiten erregt hatte. Paulus und Barnabas ſollten nun die Belehrung der Apoſtel und Presbyter der Muttergemeinde zu Jeruſalem darüber einholen. Dieſe verſammelten ſich, und nachdem ſie ſich nach vielem Disputiren darüber vereinigt hatten, daß man von den antiocheniſchen Heidenchriſten die moſaiſche Beſchneidung nicht verlangen ſolle, gab man dem Paulus und Barnabas Abgeſandte aus der jeruſalemiſchen Gemeinde, die an der Berathung Theil genommen hatte, nebſt einem Briefe, in welchem den Antiochenern dieſe Entſcheidung mitgetheilt wurde. Will man die Formel, welche wir in dieſem Schreiben (Act. 15, 28) finden, *ἔδοξε τῷ ἁγίῳ πνεύματι καὶ ἡμῖν* auch nicht mit einem ſcharfſinnigen neuern Forſcher ſo erklären, durch die heilige Geiſteskraft gefiel es auch uns (nämlich ſo wie dem Paulus und Barnabas) — eine Erklärung, welche ſich ſchwerlich rechtfertigen laſſen dürfte — ſo durften doch nachfolgende Kirchenverſamlungen die Anmaßung von einer Inſpiration des heiligen Geiſtes darauf nicht gründen, und mit dieſer Formel auch ihre Decrete abfaſſen, wobei man es noch als Beſcheidenheit anzuſehen haben würde, wenn das Concilium Arelatenſe III. im Jahr 455 ſich der Wendung bediente, placuit nobis, sancto, *ut credimus*, spiritu gubernante.

Digitized by Google

Denn was eine Verſamlung, auf welcher Apoſtel zugegen waren, von ſich ſagen konte, durfte doch nie auf eine nachherige Kirchenverſamlung übertragen werden. — Überhaupt dürfte aber auf jene Verſamlung, welche man als das Vorbild und Muſter aller nachfolgenden Kirchenverſamlungen hat anſehen wollen, der Name eines Concilii in dem angegebenen Sinne des Worts nicht recht anwendbar ſeyn. Es waren ja keine Repräſentanten der chriſtlichen Kirche, welche ſich damals noch gar nicht geſtaltet hatte, zuſammenberufen, um über religiöſe und kirchliche Gegenſtände zu berathſchlagen, ſondern einige zu Jeruſalem gerade anweſenden Apoſtel, von welchen in der angeführten Stelle der Apoſtelgeſchichte nur Petrus und Jacobus, und Gal. 2, 9., außer dieſen noch Johannes namhaft gemacht werden, hielten mit den dortigen Presbytern, unter Zuziehung der ganzen jeruſalemſchen Gemeinde, in Beziehung auf die ihnen von Paulo und Barnaba vorgelegte Frage eine Conferenz.

Von Canonen der Apoſtel darf man gar nicht reden, denn diejenigen, welche unter dieſem Namen vorkommen (man findet ſie unter andern abgedruckt in der Samlung der Schriften der apoſtoliſchen Väter von Cotelerius), gehören in ihrer jetzigen Geſtalt erweislich einem ſpätern Zeitalter an. Vgl. Fuchs a. a. O. Thl. 1. S. 277 ff.

Die Provinzialſynoden dürften alſo, wie geſagt, als die älteſten Concilien anzuſehen ſeyn. Von ihnen findet man vor der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts keine ſichere Spur. Die älteſten wurden ums Jahr 170 in Kleinaſien gegen die Montaniſten gehalten. Wenigſtens ſind ſie die älteſten, deren Euſebius H. E. V, 16. ausdrücklich gedenkt. Bald nach ihnen trifft man auf Synoden, welche gegen Ende des zweiten Jahrhunderts über die zwiſchen der römiſchen und aſiatiſchen Kirche ſtreitig gewordene Feier des Oſterfeſtes gehalten wurden, wovon uns Euſebius H. E. V, 23. ff. eine freilich nur allgemeine Nachricht ertheilt. Dieſe Synoden wurden alſo durch beſondere Ereigniſſe veranlaßt. Bei den Griechen wurden indeſſen, wie aus dem Tertullian de jejun. 13. zu erſehen iſt, ſchon zu ſeiner Zeit, alſo am Ende des zweiten Jahrhunderts, regelmäßige Kirchenverſamlungen gehalten, wozu, da die politiſche Verfaſſung der Griechen für die kirchliche Verfaſſung der in den griechiſchen Staten lebenden Chriſten das Muſter ward, die bei erſtern üblichen Amphictyonen-Verſamlungen das Muſter gegeben haben mögen. Mit dem Anfange des dritten Jahrhunderts wurden nun die Kirchenverſamlungen ſehr häufig. Firmilian, Biſchof zu Cäſarea in Kappadocien, in der erſten Hälfte des dritten Jahrhunderts, redet in einem Briefe an den Cyprian (dem 75ſten unter den Cyprianiſchen) von jährlichen Zuſammenkünften, die bei ihm gehalten wurden. Vorzüglich zeichnete ſich ſeit der Mitte dieſes Jahrhunderts das römiſche Afrika durch Synoden aus, welche die novatianiſchen Streitigkeiten veranlaßten.

Nachdem nun aber in der erſten Hälfte des vierten Jahrhunderts die chriſtliche Religion Statsreligion des römiſchen Reichs, und dadurch die politiſche οἰκουμένη auch eine chriſtlich-kirchliche οἰκουμένη geworden war, mußten ſich, zumal bei dem vorherrſchenden monarchiſchen Principe ſogenante ökumeniſche Synoden von ſelbſt herbilden. Zum Begriffe einer ökumeniſchen Synode gehört, theils daß Biſchöfe aus der ganzen Chriſtenheit zu derſelben berufen waren, theils daß die auf einer ſolchen Synode gefaßten Beſchlüſſe als verbindend für den Glauben und das Leben der Chriſten angeſehen wurden. Weil auch letzteres ein nothwendiges Erfoderniß einer ökumeniſchen Synode war, ſo darf man ſich darüber nicht wundern, daß bei der Anwendung dieſes Namens auf einzelne Synoden Streit entſtand, und bald die abendländiſche, bald die morgenländiſche Kirche, bald auch nur einzelne Kirchen, welche keine Abgeordnete zu einer ſolchen Synode geſandt hatten und mit den Beſchlüſſen nicht zufrieden waren, ihnen dies Prädicat ſtreitig machten.

Nicht durchaus gleichbedeutend mit der Benennung eines Concilii oecumenici iſt die eines Concilii generalis. Dies war die lateiniſche Benennung für ein Concilium, auf welchem ſich Repräſentanten aus allen kirchlichen Provinzen des römiſchen Afrika verſammelt hatten. So war die zu Carthago im Jahr 418 gehaltene Synode kein Concilium oecumenicum, aber wol ein Concilium generale, denn es waren Biſchöfe aus allen kirchlichen Provinzen des römiſchen Afrika auf demſelben zugegen. In dieſem Sinne ward ſie vom Auguſtinus im 215ten Briefe (nach der Zählung der Benedictiner) concilium plenarium genant. Die afrikaniſchen Biſchöfe nanten indeſſen eine ſolche Synode in einem Synodalſchreiben an den Papſt Coeleſtin concilium *universale*. Man ſ. Fuchs Thl. III. S. 415.

Es laſſen ſich aber zur bequemen Überſicht alle in der Kirchengeſchichte vorkommende Kirchenverſamlungen in ökumeniſche und nicht-ökumeniſche oder Particularconcilien theilen. Zu den letztern gehören die Patriarchal-, Provincial- und Diöceſanſynoden, ſo wie die ſpäter entſtandenen Nationalconcilien. Patriarchalſynoden ſind ſolche, auf welchen Biſchöfe und andere Geiſtliche, welche unter einem gemeinſchaftlichen Patriarchen oder Exarchen einer kirchlichen Diöceſe im griechiſchen Sinne des Worts, d. h. einer Vereinigung mehrer kirchlicher Provinzen ſtanden, zugegen waren. In dieſe Kategorie gehören auch die ſchon erwähnten afrikaniſchen Generalſynoden. Die Provinzialſynoden pflegte man auch wol Metropolitanſynoden zu nennen, denn ſie beſtanden aus Biſchöfen und andern Geiſtlichen einer kirchlichen Provinz, welche unter einem gemeinſchaftlichen Metropoliten oder Archiepiſcopus ſtanden. Diöceſanſynoden ſind ſolche, welche von Geiſtlichen, die unter dem Biſchofe einer Diöceſe im lateiniſchen Sinne des Worts, oder nach griechiſchem Sprachgebrauche einer Parochie (παροικία) ſtanden, gehalten wurden. Verſchieden von allen dieſen ſind die Nationalconcilien, welche nach der Latinität des Mittelalters gleichfalls concilia generalia oder universalia hießen. Man ſ. du Fresne glossar. med. et infim. latin. Vol II. p. 915. Sie entſtanden erſt alsdann, als aus dem großen römiſchen Reiche ſich beſondere Königreiche in Europa gebildet hatten. Eine beſondere Art von Synoden lehrt uns die byzantiniſche Geſchichte kennen. Dies waren die σύνοδοι ἐνδη

μοῦσα. In Conſtantinopel hielten ſich nämlich häufig fremde Biſchöfe ihrer Privatangelegenheiten wegen auf, unter welchen auch ſolche waren, die zwar die biſchöfliche Weihe empfangen, aber kein beſonderes Bisthum hatten, alſo Titular-Biſchöfe waren. Machte nun eine kirchliche Angelegenheit die Berufung einer Synode nothwendig, ſo wurden zuweilen, um die Sache ſobald als möglich zu beendigen, die gerade in Conſtantinopel anweſenden Biſchöfe zuſammenberufen, und eine Synode, welche aus ſolchen Biſchöfen beſtand, hieß *σύνοδος ἐνδημοῦσα*. Eine ſolche Synode ward 449 zu Conſtantinopel gehalten. Man ſ. Fuchs Thl. IV. S. 385 ff.

Das Recht der Berufung der allgemeinen Synoden hat ſich der Papſt gern beigelegt, und es wird von katholiſchen Kirchenrechtslehrern, namentlich von Walter a. a. O. §. 164. für ihn in Anſpruch genommen. Factiſch iſt es aber, daß die frühern ökumeniſchen Synoden nicht von dem Papſte, ſondern von den Kaiſern berufen wurden, wie der Verfolg ergeben wird. Die Provinzialſynoden wurden von den Metropoliten der einzelnen Provinzen durch Synodalausſchreiben berufen. Wie oft ſie ſollten gehalten werden, darüber fehlt es nicht an geſetzlichen Beſtimmungen älterer und neuerer Zeit; doch ſind dieſe nur ſelten in Ausübung gekommen. Die Patriarchalſynoden beriefen die höheren Metropoliten oder Patriarchen. Man vgl. Zieglers Verſuch einer pragmatiſchen Geſchichte der kirchlichen Verfaſſungsformen in den erſten 6 Jahrhunderten. Leipzig 1798.

Was nun ferner das Anſehen betrifft, welches man den Concilien beilegt, ſo iſt hier die katholiſche Anſicht von der proteſtantiſchen durchaus verſchieden. Aber auch in der katholiſchen Kirche legte man früherhin den Kirchenverſamlungen nicht den großen Werth bei, welchen man ihnen ſpäterhin ſchon wegen der Idee der Infallibilität der Kirche beilegen mußte. Gregor von Nazianz wollte, da ihn die Erfahrung belehrt hatte, wie es auf den Kirchenverſamlungen herging, von ihnen nicht viel wiſſen; aber auch Hieronymus und Auguſtinus dachten in dieſer Beziehung proteſtantiſch genug, und ſahen die Beſchlüſſe der Concilien nur alsdann als verbindlich an, wenn ſie mit der heiligen Schrift übereinſtimten. Beſonders merkwürdig iſt das, was Auguſtinus in der epistola contra Donatistas, vulgo de unitate ecclesiae (im 9ten Theile der Benedictiner Ausgabe) über das Anſehen der heiligen Schrift ſagt. Nec catholicis Episcopis, heißt es im 11ten Capitel, consentiendum est, sicubi forte falluntur, ut contra canonicas Dei scripturas aliquid sentiant. Je mehr ſich aber in der Folge die hierarchiſche Lehre von der Kirche ausbildete, deſto größer mußte auch das Anſehen werden, welches man den ökumeniſchen Kirchenverſamlungen beilegte. Generalia concilia fallere et falli nescia, quandoquidem sunt Ecclesia ipsa. Dies ward auf den Synoden zu Coſtnitz und Baſel ausdrücklich gelehrt. Die ökumeniſchen Concilien repräſentiren die katholiſche Kirche und haben ihre Macht zunächſt von Chriſto, deshalb ſind ſie in Allem, was die Lehre betrifft, nicht aber in den hiſtoriſchen oder wiſſenſchaftlichen Sätzen, welche ſie etwa zur Unterſtützung ihres Zeugniſſes beibringen, und ebenſo wenig in den Diſciplinarverordnungen, welche ſie erlaſſen, infallibel, und eben daher inappellabel und irreformabel. Dies iſt in wenigen Worten die Anſicht der katholiſchen Kirche über die Concilien, wie ſie ſpäterhin ſich ausbildete, und wie ſie noch heut zu Tage von den angeſehenſten katholiſchen Kirchenrechtslehrern vorgetragen wird. — Der Papſt ſuchte ſich freilich im Mittelalter über die Concilien zu erheben und ſich als eine höhere Inſtanz, an welche man vom Concilio appelliren könne, zu betrachten, oder doch die Giltigkeit der Concilienbeſchlüſſe von ſeiner Beſtätigung abhängig zu machen; allein er fand mit dieſen Anmaßungen bei einem großen Theile der katholiſchen Kirche vielen Widerſpruch.

Aber nur den ökumeniſchen Synoden legt die katholiſche Kirche ein ſolches Anſehen bei. Nur die auf ihnen verſammelten Väter werden, da ſie die Kirche ſelbſt ſind, vom heiligen Geiſte in Rückſicht der Glaubenslehre inſpirirt und ſind vor Irrthum geſichert. Dagegen können die Particularconcilien, ſo verbindlich ihre Anordnungen auch für die ihrer Competenz Angehörenden ſeyn mögen, und ſo wichtig ſie auch für die Aufrechthaltung der Diſciplin und Ausrottung der Ketzereien gehalten werden, auf Infallibilität keinen Anſpruch machen. Concilia particularia, quocumque tandem suffragantium numero constent, infallibilem tamen ipsa per se auctoritatem non obtinent, quia universam ecclesiam non repraesentant. Richardi tractatus de Conciliis cap. XIII. §. 3.

Bei dem Hauptgrundſatze des Proteſtantismus, daß die heilige Schrift die einzige Norm des Glaubens ſey, konte das verbindende Anſehen der Concilien von den Reformatoren nicht anerkant werden, obgleich man ihnen ihren Werth ließ, und ſelbſt die Fürſten Teutſchlands auf dem Reichstage zu Nürnberg 1522 und nachher öfter den Kaiſer baten, er möchte ein freies und chriſtliches Concilium in Teutſchland anordnen, wodurch die Religionsſtreitigkeiten endlich beigelegt und die Wunden der Kirche geheilt würden. Luther ſchrieb ein eigenes Buch von den Concilien im Jahr 1539, welches ſich im 7ten Theile der Jenaer Ausgabe ſeiner Werke befindet. Er gibt darin die Nothwendigkeit und Nützlichkeit rechter, d. h. vom Papſt unabhängiger und auf die heilige Schrift ſich gründender Kirchenverſamlungen zu, beweiſt aber, daß ihnen nur eine menſchliche Autorität gebühre, und daß ſie zum Beweiſe der Wahrheit einer Lehre nicht gebraucht werden können.

Wenden wir uns nun zunächſt zu den ökumeniſchen Concilien, ſo treten unter ihnen zuerſt vier hervor, welche im 4ten und 5ten Jahrhundert gehalten wurden, und welche man vor allen als die Säulen der Kirche betrachtet, ja wol gar den vier Evangelien an die Seite geſetzt hat.

1) Das Concilium zu Nicäa in Bithynien im Jahr 325, welches von dem Kaiſer Conſtantin dem Großen, vorzüglich zur Beilegung der Arianiſchen Streitigkeiten zuſammen berufen wurde. Es ward auf dieſem das Symbolum Nicaenum entworfen, in welchem der Ausdruck ὁμοούσιος zum Wahrzeichen der Orthodoxie in der Lehre von dem Verhältniſſe des Sohnes zum Vater, obgleich nicht in dem nachher von dem Athanaſius in dieſes Wort

hineingelegten Sinne, geſtempelt wurde. Merkwürdig iſt es, daß eben dieſer Ausdruck auf einer etwa 50 Jahre früher, nämlich auf der im Jahr 269 gegen den Paul von Samoſata zu Antiochien gehaltenen Synode, mit welchem man indeſſen damals einen andern Sinn verband, anathematiſirt worden war. — Ferner ward auf dem Concilio zu Nicäa, um der Verſchiedenheit der Feier des Oſterfeſtes ein Ende zu machen, der Beſchluß gefaßt, daß daſſelbe an dem Sonntage nach dem erſten auf das Frühlings-Äquinoctium folgenden Vollmond gefeiert werden ſolle. Falle der Vollmond auf einen Sonntag, ſo ſolle die Feier des Feſtes erſt 8 Tage ſpäter eintreten, weil es ſonſt mit dem jüdiſchen Paſſah zugleich gefeiert werden würde. — Zu bemerken iſt es, daß dieſer Beſchluß nicht als ein Canon ausgeſprochen ward, welchen man daher vergeblich unter den Canonen dieſer Synode ſuchen würde, ſondern durch ein Ausſchreiben des Kaiſers ſelbſt, welches ſich in Eusebii vita Constantini M. lib. III. cap. 17—20. findet, und welches in allen Diöceſen circulirte, gleich einem Geſetz bekant gemacht wurde. Vergl. Auguſti über die Feſte der alten Chriſten, Bd. 2. S. 29. Theol. Nachrichten, März 1825, S. 102 ff.

2) Das zweite ökumeniſche Concilium war das im Jahr 381 zu Conſtantinopel gehaltene. Es ward ausgeſchrieben von Theodoſius dem Großen zur Wiederherſtellung des ſeit der Synode von Nicäa nicht allein durch die Anhänger des Arius, welche zum Theil ſeine Meinung auf verſchiedene Weiſe modificirten, und daher verſchiedene Namen, z. B. Homouſianer, Heterouſianer, Anomöer erhielten, ſondern auch durch die Macedonianer geſtörten Kirchenfriedens. Es ward auf dieſer Synode das Nicäiſche Symbol mit einigen Zuſätzen vermehrt, welche namentlich den heiligen Geiſt betrafen, worüber die Macedonianiſchen Streitigkeiten ſich erhoben hatten. So entſtand das Nicäiſch-Conſtantinopolitaniſche Symbol, durch welches die Trinitätslehre für den Kirchenglauben definitiv feſtgeſetzt werden ſollte. Es erhielt indeſſen ſpäterhin in der abendländiſchen Kirche einen Zuſatz durch das Wörtchen filioque, indem die lateiniſchen Kirchenväter auch ein Ausgehen des Geiſtes vom Sohne lehrten. Hierüber erhob ſich ein langer, nie beendigter Streit zwiſchen der lateiniſchen und griechiſchen Kirche, welcher die Trennung beider Kirchen mit veranlaßte. Auch iſt in dem Nicäiſch-Conſtantinopolitaniſchen Symbol die kirchliche Lehre von der Dreieinigkeit in ihrer völlig ausgebildeten Geſtalt noch nicht vorhanden. Dieſe erhielt ſie durch den Auguſtinus, welcher die Athanaſianiſche Theorie in ſeinem berühmten Werke de trinitate näher darlegte, und ihr dadurch im Abendlande Eingang verſchaffte. Dieſe Auguſtiniſch-Athanaſianiſche Dreieinigkeitslehre findet ſich in dem ſogenanten symbolo Athanasiano, welches nach dem Anfangsworte quicunque auch das Symbolum quicunque genant wird, und im 5. Jahrhundert zum Vorſchein kam. Auch die Proteſtanten haben es, ſo wie das durch den Zuſatz filioque vermehrte Nicäiſch-Conſtantinopolitaniſche, und das ſogenante Apoſtoliſche Symbolum, unter dem Titel tria symbola catholica seu oecumenica, in ihre ſymboliſchen Schriften aufgenommen.

3) Das dritte ökumeniſche Concilium war das im Jahr 431 zu Epheſus gehaltene. Es ward vom Kaiſer Theodoſius II. veranſtaltet zur Beilegung der zwiſchen dem Biſchofe von Conſtantinopel Neſtorius und dem Biſchofe von Alexandrien Cyrillus entſtandenen Streitigkeiten über die beiden Naturen in Chriſto. Daß dem Neſtorius Unrecht geſchah und ihm eine Meinung zugeſchrieben wurde, die er nie gehabt hatte, indem man annahm, daß er zwei Perſonen in Chriſto gelehrt habe, hat ſchon Luther richtig geſehen. Indeſſen ward dieſe Meinung unter dem Namen des Neſtorianismus verdamt, und die Lehre von zwei mit einander in Einer Perſon verbundenen, aber unvermiſchten Naturen Chriſti als die orthodoxe Lehre der Kirche feſtgeſetzt. Die orientaliſchen Biſchöfe, d. h. diejenigen, welche zu dem Kirchſprengel von Antiochien gehörten, welcher im kirchlichen Sinne der Orient hieß, wollten dieſen Synodalbeſchluß anfangs nicht annehmen, und hoben eine Zeitlang die kirchliche Gemeinſchaft mit den ägyptiſchen und occidentaliſchen Biſchöfen auf; allein ſie wurden durch die ernſtlichen Bemühungen des Kaiſers, obgleich unter dem Widerſpruch einiger, doch bald darauf beſtimt, den Epheſiniſchen Synodalbeſchluß anzunehmen. Auf dieſer ökumeniſchen Synode wurden nun auch außer mehren andern angeblichen Ketzern die Pelagianer unter dem Namen Cäleſtianer — von dem Freunde und Mitſtreiter des Pelagius, Cäleſtius ſo genant — verdamt.

4) Die vierte ökumeniſche Synode ward in Folge der ausgebrochenen monophyſitiſchen Streitigkeiten — welche als eine Fortſetzung der neſtorianiſchen anzuſehen ſind, da die Lehre von Einer Natur in Chriſto ſich am weiteſten von der angeblichen Lehre des Neſtorius von zwei Perſonen in Chriſto entfernt, und den Gegenſatz auf die äußerſte Spitze ſtellt — vom Kaiſer Marcianus ausgeſchrieben, und im Jahr 451 zu Chalcedon gehalten. Es ward auf derſelben das Verhältniß der göttlichen zur menſchlichen Natur Chriſti durch noch beſtimtere Formeln ausgeſprochen, namentlich beſtimt, daß dieſes Verhältniß ἀσυγχύτως, ἀτρέπτως, ἀδιαιρέτως und ἀχωρίστως zu nehmen ſey.

Die Decrete dieſer vier ökumeniſchen Synoden befahl Juſtinian ὡς τὰς θείας γραφὰς καὶ ὡς νόμους zu beobachten. Novell. 131. c. 1. Auch Luther legte auf ſie in der von ihm angeführten Schrift von den Concilien einen beſondern Werth, und die auf ihnen feſtgeſetzten Lehrbeſtimmungen ſind in die Dogmatik der proteſtantiſchen Kirche übergegangen. — Außer dieſen vier berühmtern Kirchenverſamlungen ſind nun noch folgende zu den ökumeniſchen mit Recht zu zählen.

5) Die zweite ökumeniſche Synode zu Conſtantinopel 553. Sie ward vom Kaiſer Juſtinian zuſammenberufen zur Entſcheidung der über die Orthodoxie der ſogenanten drei Capitel, d. h. der Schriften des Ibas von Edeſſa, des Theodoretus von Cyrus und des Theodors von Mopsveſtia entſtandenen Streitigkeiten, in welchen der römiſche Biſchof Vigilius eine ſo wankelmüthige, mit der Unfehlbarkeit des römiſchen Stuhls ſo wenig zu vereinigende Rolle geſpielt hat. Der Beſchluß der Synode ging dahin, daß nicht nur die drei Capitel, ſondern auch Origenes, den man als den eigentlichen Urheber ihrer Ketzereien anſah, verdamt wurden. Obgleich die Synode eigentlich nur aus morgenländiſchen Biſchöfen beſtand,

Digitized by Google

ward ſie doch von der abendländiſchen Kirche, auch ſelbſt vom römiſchen Biſchofe Vigilius anerkant, ungeachtet einzelne Kirchen des Occidents widerſprachen, welche eben daher für ſchismatiſch gehalten wurden.

6) Die ſechſte ökumeniſche Synode ward 680 gleichfalls zu Conſtantinopel gehalten. Sie war alſo die dritte Conſtantinopolitaniſche, und ward vom Kaiſer Conſtantinus Pogonatus ausgeſchrieben. Von der Rotunda des kaiſerlichen Palaſtes, welche wegen ihrer Bauart trullum hieß, wo ſie gehalten wurde, wird ſie Concilium Trullanum, und zum Unterſchiede von einer nachherigen Synode, welche eben daſelbſt gehalten ward, Concilium Trullanum primum genant. Auf ihr ward der Monotheliſmus nebſt allen ſeinen Anhängern verdamt. Dieſer Monotheliſmus oder die Lehre, daß in Chriſto nur Ein Wille geweſen ſey, war das Reſultat einer fortgeſetzten Speculation über das Verhältniß des Göttlichen zum Menſchlichen in der Perſon Jeſu, welchen alle diejenigen vertheidigten, welche Anhänger der Einen Natur in Chriſto, mit einem Worte Monophyſiten waren. Da nun die Lehre von Einer Natur bereits von der Kirche verdamt war, ſo war es nicht anders als conſequent, daß auch die Lehre von Einem Willen in Chriſto verdamt wurde. So war es nun orthodoxe Lehre, daß in der Einen Perſon Chriſti zwei von einander verſchiedene Willen, ein göttlicher und ein menſchlicher, ſo wie zwei Wirkungen ſtatt finden. Doch dürfe zwiſchen beiden nie ein Widerſpruch ſeyn, ſondern der menſchliche unterwerfe ſich dem göttlichen.

Im Vorbeigehen iſt zu bemerken das Concilium Trullanum II., welches auf Befehl des Kaiſers Juſtinian II. zu Conſtantinopel im Jahr 692 gehalten ward. Dieſe Synode, welche vom Abendlande nicht anerkant wird, ſollte die Kirchengeſetze ergänzen, welche das 5. und 6. ökumeniſche Concilium zu machen unterlaſſen hatte, und die doch wegen eingeriſſener Misbräuche ſo nöthig geworden waren. Eben wegen dieſer ihrer Tendenz wird ſie auch σύνοδος πενθ' ἕκτη oder Concilium Quinisextum genant, und ſelbſt die Griechen, welche ſie doch für ein ökumeniſches Concilium halten, zählen ſie nicht beſonders. So wird ſie in dem Aufſatze des Patriarchen Germanus zu Conſtantinopel von den 6 allgemeinen Synoden nicht erwähnt. Sie ſtellte ein canoniſches Geſetzbuch auf. Unter andern machte ſie den Canon, welcher „die alte Gewohnheit, Chriſtum unſern Herrn in der Geſtalt eines Lammes abzubilden" verbot.

7) Die ſiebente ökumeniſche Kirchenverſamlung ward gehalten zu Nicäa im Jahr 787. Sie iſt die zweite Nicäiſche, und ward von der Kaiſerin Irene, welche für ihren Sohn Conſtantin VII. die vormundſchaftliche Regirung führte, ausgeſchrieben. Sie betraf den Bilderdienſt. Die Anbetung (λατρεία) der Bilder Chriſti, der Maria, der Engel und aller Heiligen ward verboten, aber die gottesdienſtliche Verehrung (τιμητικὴ προσκύνησις) derſelben, d. h. das Küſſen der Bilder, das Kniebeugen, Räuchern, Lichteranzünden vor denſelben, ſo wie das Aufbewahren von Reliquien in jeder Kirche verordnet.

Mit dieſer zweiten Nicäiſchen Synode ſteht in genauer Verbindung das unter Karl dem Großen zu Frankfurt am Main im Jahr 794 gehaltene fränkiſche Nationalconcilium, auf welchem Karls des Großen Widerlegung der Nicäiſchen Beſchlüſſe gebilligt wurde. Dem zufolge blieben zwar die Bilder in der Kirche als Zierrathen, aber jede Art von Verehrung ward unterſagt.

Die griechiſche ſowol als auch die lateiniſche Kirche erkante indeſſen die Autorität der ſieben genanten ökumeniſchen Kirchenverſamlungen an, denn auch die galliſchen Biſchöfe traten in der Folge den Schlüſſen der zweiten Nicäiſchen Synode bei. Anders verhält es ſich aber mit dem 869 auf Veranſtaltung des Papſtes Hadrian zu Conſtantinopel gehaltenen Concilium. Es erklärte ſich gegen den Photius und für den Ignatius, als den rechtmäßigen Patriarchen von Conſtantinopel. Die lateiniſche Kirche hält es für das achte ökumeniſche Concilium, es wird aber von der griechiſchen Kirche nicht anerkant. Dagegen wird die 879 auf Befehl des Kaiſers Baſilius und unter dem Vorſitze des Photius, der nach dem im J. 878 erfolgten Tode des Ignatius den biſchöflichen Stuhl zu Conſtantinopel wiederum eingenommen hatte, daſelbſt gehaltene Synode von der griechiſchen Kirche vorzugsweiſe als eine ökumeniſche Synode, und zwar als die achte angeſehen, von der lateiniſchen aber verworfen. Photius ward auf derſelben als der rechtmäßige Patriarch von Conſtantinopel anerkant, das Symbolum des erſten Nicäiſchen und erſten Conſtantinopolitaniſchen Concilii mit Verwerfung aller nachherigen Zuſätze, alſo ohne filioque, und die Lehre des zweiten Nicäiſchen Concilii von der Verehrung der Bilder gebilligt. Über diejenigen, welche das 869 zu Conſtantinopel gehaltene Concilium nicht verwerfen wollten, ward das Anathema ausgeſprochen.

Da nun die Trennung zwiſchen der griechiſchen und lateiniſchen Kirche eintrat, ſo kann von jetzt an von ökumeniſchen Synoden im Sinne der frühern Zeit füglich nicht mehr die Rede ſeyn. Gleichwol erkent die römiſche Curie noch folgende zehn als ökumeniſche Synoden an. Das 1., 2., 3. und 4. Lateranenſiſche 1123, 1139, 1179 und 1215; das 1. und 2. Lyoner 1245 und 1274; das Vienner 1311; das Florenzer 1439; das 5. Lateranenſiſche 1512; das Trienter 1545. Es gibt alſo nach römiſcher Annahme 18 ökumeniſche Concilien. Dagegen werden zu Rom die Concilien zu Piſa 1409, zu Coſtnitz 1414 und zu Baſel 1431, welche doch von der übrigen katholiſchen Kirche, obgleich in Rückſicht des letztern unter gewiſſen Beſchränkungen, zu den ökumeniſchen Concilien gerechnet werden, zu denſelben, weil ſie den Anmaßungen des Papſtes entgegen traten, nicht gezählt. Das 5. Lateranenſiſche wird nicht allenthalben in der katholiſchen Kirche, namentlich nicht in Gallien, für ein ökumeniſches Concilium anerkant.

Unter den von den römiſchen Päpſten im Lateran gehaltenen Concilien iſt das unter Innocenz III. im Jahr 1215 gehaltene vierte Lateranenſiſche, ſogenante allgemeine Concilium wegen der großen Anzahl derer, welche es beſuchten, ſo wie wegen der allgemeinen Kirchenverbeſſerung, welche es angeblich bezweckte, vorzüglich berühmt geworden. Für die Geſchichte der Hierarchie iſt beſonders der dritte Canon bemerkenswerth, in welchem dem Papſt das Recht eingeräumt wird, die Unterthanen der welt-

Digitized by Google

lichen Fürſten, wenn letztere nicht die von der Kirche verdamten Ketzer in ihren Beſitzungen, nach vorher erfolgter Excommunication durch die Metropoliten und die Biſchöfe, ausrotten, von dem Gehorſam gegen ihre Fürſten loszuſprechen und ihre Beſitzungen katholiſch Geſinten freizulaſſen, damit dieſe die Ketzer aus denſelben vertreiben. In dieſem merkwürdigen und in politiſcher Hinſicht ſehr anſtößigen Canon heißt es: Si dominus temporalis requisitus et monitus ab ecclesia terram suam purgare neglexerit ab hac haeretica foeditate, per Metropolitanum et comprovinciales episcopos excommunicationis vinculo innodetur. Et si satisfacere contempserit infra annum, significetur hoc summo pontifici, ut ex tunc *ipse vasallos ab ejus fidelitate denunciet absolutos, et terram exponat catholicis occupandam,* qui eam exterminatis haereticis sine ulla contradictione possideant, et in fidei puritate conservent, salvo jure domini principalis, dummodo super hoc ipse nullum praestet obstaculum, nec aliquod impedimentum opponat, eadem nihilominus lege servata circa eos, qui non habent dominos principales. Noch bemerkenswerther dürfte es ſeyn, daß die Abgeſandten der vorzüglichſten chriſtlichen Staten, welche auf dieſer Synode gegenwärtig waren, nichts gegen den angeführten Canon einzuwenden hatten. — Auf der zu Lyon 1245 ſtatt gehabten Kirchenverſamlung ſprach der Papſt Innocentius IV. das Abſetzungsurtheil über den Kaiſer Friedrich II. aus. Auch iſt die zur Vereinigung mit der griechiſchen Kirche zu Lyon im Jahr 1274 gehaltene Kirchenverſamlung nicht ohne hiſtoriſches Intereſſe. Auf ihr waren auch griechiſche Biſchöfe zugegen, welche ſowol den Primat des römiſchen Biſchofs anerkanten, als auch die Lehre vom Ausgange des heiligen Geiſtes vom Sohne annahmen. Da aber in der Folge die Beförderer der Vereinigung von der griechiſchen Kirche in den Bann gethan wurden, und die Autorität jener Synode von letzterer nicht anerkant iſt, ſo kann ſie ſchon aus dieſem Grunde zu den ökumeniſchen Synoden nicht gerechnet werden.

Zur Aufhebung des ſeit dem Jahr 1379 entſtandenen großen Schisma in der abendländiſchen Kirche, und zur Kirchenverbeſſerung überhaupt, deren Bedürfniß allgemein gefühlt ward, wurden im 15. Jahrhundert zwei berühmte Synoden gehalten, zu Piſa und zu Coſtnitz, auf welchen man die Frage, ob der Papſt ſich den Beſchlüſſen eines Concilii unterwerfen müſſe, factiſch zu beantworten ſuchte, ſowie ſie auch auf beiden Concilien, beſonders zu Coſtnitz, theoretiſch erörtert und bejahet wurde. Die Synode zu Piſa ward 1409 gehalten. Das Schisma ward aber durch dieſelbe ſo wenig aufgehoben, daß man nach Beendigung derſelben ſtatt zwei Päpſte, von welchen der eine zu Rom, der andere zu Avignon reſidirte, drei hatte. Die Synode hatte nämlich beide abgeſetzt und einen neuen gewählt, konte aber ihrem Abſetzungsdecrete kein Gewicht geben. Die Synode zu Coſtnitz ward den 5. Nov. 1414 eröffnet, und erſt den 22. April 1418 geſchloſſen. Von ihr erwartete man eine Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern. Dieſer Erwartung entſprach die Synode aber keineswegs. Indeſſen wurden zur Beilegung des Schisma die beiden Gegenpäpſte, Johann XXIII. und Benedict XIII. von der Synode abgeſetzt, der dritte, Gregor XII., legte ſeine Stelle freiwillig nieder, und ein neuer Papſt, Martin V., ward erwählt, welcher allgemeine Anerkennung erhielt und noch während der Synode eine Art von Reformation begann. Dieſe betraf indeſſen nur unweſentliche Punkte. Berüchtigt iſt die Kirchenverſamlung zu Coſtnitz geworden durch die Verdammung Wiclefs, noch mehr aber durch das Schickſal, welches Johann Huß und Hieronymus von Prag auf derſelben erfuhren, welche beide als Ketzer verbrant wurden, ſowie durch die Aufſtellung des Lehrſatzes, daß man Ketzern kein Verſprechen zu halten habe. — Auch ward die Communion unter einerlei Geſtalt in der römiſchen Kirche auf dieſer Synode geſetzlich gemacht.

Die dritte ſehr berühmte Synode des 15. Jahrhunderts, welche die Reformation der Kirche bezweckte, war die zu Baſel, welche am 14. Dec. 1431 eröffnet, und nach manchen merkwürdigen Ereigniſſen den 16. Mai 1443 geſchloſſen ward. Sie war freilich anfangs vom Papſte Eugenius IV. berufen, zerfiel aber noch vor der erſten förmlichen Sitzung mit ihm, und obgleich mit dieſem nachher durch die Bemühungen des Kaiſers Sigismund eine Ausſöhnung bewirkt ward, ſo dauerte dieſe doch nur eine kurze Zeit, und die Synode nahm bald eine Oppoſitionsſtellung gegen den Papſt an. Dies bewog letztern, das Concilium zu Baſel für ungültig zu erklären, und ein neues zu Ferrara (1438) und bald darauf (1439) zu Florenz zu verſammeln. Allein ein Theil der zu Baſel verſammelten Väter blieb daſelbſt, wofür dieſe von dem Papſt in den Bann gethan wurden. Das Concilium ſetzte nun zwar den bisherigen Papſt ab und ließ einen neuen erwählen, allein es hatte nicht Kraft genug, letzterem Anſehen zu verſchaffen, und dieſer ſah ſich genöthigt, ſeine Würde niederzulegen. Die Tendenz der Baſelſchen Decrete ging dahin, die Macht des Papſtes zu beſchränken, und dem römiſchen Stuhle manche von ihm unrechtmäßig in Beſitz genommene Quellen ſeiner Einnahme, z. B. Annaten, Exſpectativen u. ſ. w. zu entziehen.

Das im J. 1439 unter Eugenius IV. zu Florenz gehaltene Concilium bezweckte eine Vereinigung der abendländiſchen und griechiſchen Kirche. Der griechiſche Kaiſer Conſtantinus Paläologus und der conſtantinopolitaniſche Patriarch Joſephus waren ſelbſt zugegen, und es ward wirklich eine Art von Union urkundlich abgeſchloſſen. Joſephus ſtarb aber gleich darauf, und der neu erwählte Patriarch, ſowie ein großer Theil der griechiſchen Biſchöfe wollte von der Vereinigung nichts wiſſen. So entſtand ein Unterſchied zwiſchen den unirten und nicht-unirten Griechen, der noch fortdauert. Letztere nennen ſich die orthodoxe Kirche.

Die Reformation hatte das berühmte Concilium zu Trident, welches, freilich mit manchen Unterbrechungen und Jahrelangen Ferien von 1545 bis 1563 gehalten ward, zur Folge. Auch die Proteſtanten hatten ſich anfangs von einem Concilio viel verſprochen und darin ein Mittel geſehen, eine allgemeine Reformation der chriſtlichen Kirche zu bewirken. Darum hatten denn auch die proteſtantiſchen Fürſten auf ein Concilium beſtändig gedrungen, zu welchem auch ſie ihre Repräſentanten zu ſchicken geneigt waren. Doch ſahen ſie bald, daß es für

Digitized by Google

ſie eine ſehr gefährliche Sache ſey, ſich auf ein *päpſtliches* Concilium einzulaſſen, und verweigerten daher unter den vorwaltenden Umſtänden ihren Beitrit, ja es kam noch während des Concilii zu einem Kriege zwiſchen dem Kaiſer Karl V. und den proteſtantiſchen Ständen Teutſchlands, welcher unter dem Namen des ſchmalkaldiſchen Krieges in der Geſchichte bekant iſt. Geſchichtlich genommen ward eigentlich nur die katholiſch-italieniſche Geiſtlichkeit zu Trident repräſentirt, denn zwei Drittheile der Stimmenden beſtanden aus italieniſchen Biſchöfen. Indeſſen wird von der katholiſchen Kirche dies Concilium, welches vom Papſt Pius IV. 1564 iſt confirmirt worden, als allgemeingiltig und wenigſtens in Rückſicht der Glaubensſätze, welche, inſofern ſie ſtreitig waren, auf das genaueſte beſtimt wurden, als allgemein verbindend betrachtet.

Was ferner die Nationalconcilien betrifft, ſo findet man ſolche in Teutſchland, Spanien, Frankreich, Italien und England. Sie waren häufig Reichstage, auf welchen auch kirchliche Gegenſtände verhandelt wurden. Wichtig ſind die *teutſchen* Nationalconcilien, da ſie zu den lange noch nicht genug benutzten Quellen des teutſchen katholiſchen Kirchenrechts gehören. Die vollſtändigſte Samlung aller in Teutſchland gehaltenen Concilien iſt die von den Jeſuiten Schannat, Hartzheim, Scholl und Neißen Coloniae 1759—1775 in 10 Folianten beſorgte Ausgabe. Hiezu kam noch als 11. Theil ein Index Quintuplex von Haſſelmann, Coloniae 1790. — Unter den *franzöſiſchen* Nationalconcilien iſt beſonders merkwürdig das zu Paris im J. 1811 gehaltene Nationalconcilium, welches aus mehr als 100 Biſchöfen beſtand und durch die geſpanten Verhältniſſe Napoleons mit dem Papſte bewirkt ward. Es ſollte die Aufgabe löſen, die gallicaniſche Kirche vom Papſte gänzlich unabhängig zu machen. Das Concilium ward eröffnet am 17. Junt. Da aber Napoleon ſah, daß es ſeinen Abſichten nicht entſprach, löſte er es ſchon am 10. Juli wieder auf. — Das jüngſte Nationalconcilium iſt das *ungariſche*, welches 1822 zu Presburg gehalten wurde. Die Diöceſanſynoden der katholiſchen Kirche, welche nach der Verordnung des Tridentiner Concilii jährlich ſollten gehalten werden, ſind in neuern Zeiten ziemlich in Vergeſſenheit gekommen, hie und da wol durch die Schuld der Biſchöfe, welche den übrigen Clerus gern von der Regirung der Kirche entfernten.

In der Lutheriſchen Kirche haben nie bedeutende Kirchenverſamlungen ſtatt gefunden. Dagegen hat die von den Reformirten zu Dorbrecht vom 13. Nov. 1618 bis zum 29. Mai 1619 gehaltene Synode wegen der Menge der Länder, aus welchen Deputirte zugegen waren, ein großes Aufſehen erregt, und iſt deshalb mit dem Namen einer allgemeinen Synode bezeichnet worden. Sie iſt immer merkwürdig, weil ſie die einzige in der proteſtantiſchen Kirche iſt, welche an die alten ökumeniſchen Synoden erinnert. Sie ward gehalten zur Beilegung der über den Particularismus in der Gnadenwahl zwiſchen den Arminianern und Gomariſten entſtandenen Streitigkeiten. Die harte Lehre von einer abſoluten Präſtination ſiegte, und die mildere des Arminius wurde verdamt. — Die proteſtantiſchen Synoden, welche in mehren Ländern beſtehen, und welche zum Theil ſchon ſeit der Reformation eingerichtet wurden, ſind nur örtlich, und können daher die ganze proteſtantiſche Kirche, der es überhaupt an der nöthigen Verbindung fehlt, nicht repräſentiren, haben auch nicht den Zweck, über die Religionslehre und kirchliche Verfaſſung etwas zu beſtimmen. Für ſie iſt der Name Synoden, nicht Concilien üblich. In den neueſten Zeiten hat man in mehren proteſtantiſchen Ländern, namentlich im Preußiſchen und Baierſchen verſucht, durch größere Ausbildung des Synodalweſens in Presbyterien, Kreisſynoden, Provinzialſynoden bis zur Landesſynode hinauf, der evangeliſchen Kirche eine Repräſentation zur leichtern und glücklichern Erreichung ihres Zwecks zu verſchaffen. Dieſe Synodaleinrichtung hat aber an der Conſiſtorialverfaſſung große Hinderniſſe gefunden. (*D. Gustav Friedrich Wiggers.*)

Concordat ſ. am Ende der Nachträge.

CONECTE (Conette), Thomas, P., geb. zu Rennes in Bretagne, war außerordentlich berühmt als Sittenprediger ſeiner Zeit (im 14. Jahrh.). Er gehörte zu den Karmelitermönchen und reiſte meiſt in Geſellſchaft mehrer ſeiner Ordensbrüder, und zwar auf einem Eſel reitend umher, um die ungezügelten Sitten der Weltkinder zu verbeſſern. Als er unter andern auch in das Walliſerland nach Girone kam, in der Gegend von Sillen (Sion) gelegen, fing er daſelbſt eine Verbeſſerung des dortigen Karmeliterkloſters an, die auch guten Erfolg hatte. Zur Aufrechthaltung ſeiner neuen Ordnung ließ er mehre Mönche ſeines Gefolges im ſtrenger eingerichteten Kloſter zurück, die durch ihren Eifer das begonnene Werk glücklich weiter führten. An einigen andern Orten that er daſſelbe mit gleich geſegnetem Erfolge, z. B. in einem toscaniſchen Waldkloſter: vor allem aber gelang ihm ſeine Reform in dem Karmeliterkloſter zu Mantua. Auch hier ließ er einige ſeiner franzöſiſchen Mönche zurück, damit der ſchnell erwachte Eifer nicht eben ſo ſchnell wieder erkalten möchte. Sein Werk gedieh hier beſonders. Die eifrigen mantuaniſchen Mönche brachten bald eine Vereinigung mit dem Kloſter zu Girone zu Stande und ſo bildete ſich die eigene Congregation der Karmeliter von Mantua im J. 1424, was ſich daraus ergibt, daß die neue Congregation bereits 1425 ihr erſtes Generalcapitel halten konte. Über die Congregation ſelbſt muß unter dem Art. Karmeliter gehandelt werden. Zwar iſt dem P. Thomas die Ehre, Stifter dieſer Karmeliter-Abtheilung zu ſeyn, von nicht wenigen, auch ſogar von Schriftſtellern ſeines eigenen Ordens abgeſprochen worden; einige ſuchen dieſe Ehre dem florentiniſchen P. *Johann Lapez*, andere dem P. *Albrecht von Toscana* nebſt ſeinem Gehilfen, dem ſeligen *Angelus Auguſtin* zuzuwenden: man wird aber die wahre Urſache ihres zuweilen etwas zu erkünſtelten Widerſpruchs leicht entdecken, wenn man die letzten Unternehmungen und Schickſale des eifrigen Thomas kennen gelernt hat. Schon der Umſtand, daß in allen dieſen verbeſſerten Klöſtern im Anfange nur franzöſiſche Mönche, die als Begleiter des Thomas und als Stützen der neuen Congregation in dem größten Anſehn ſtanden, zu Vorſtehern gewählt wurden, würde ein nicht geringes Zeugniß für Thomas Conette liefern, dem in den Augen

mancher Befangenen ſeine letzten Wagſtücke, die zu Ketzereien gemacht wurden, großen Eintrag thun mußten. — Unterdeſſen hatte ſich der eifrige Thomas nicht nur um die Verbeſſerung ſeiner Ordensbrüder bekümmert, ſondern ſich auch an die Weltkinder gewagt. Je höher ſein Beifall ſtieg, den er ſich durch ſeine feurigen Predigten erwarb, deſto glühender, wie gewöhnlich, wurde ſeine Luſt, ins Große zu wirken. Unter ſolchen Beſtrebungen war er mit ſeinen Genoſſen, die ihm nie fehlten, 1428 auch nach Flandern und Artois gekommen. Hier ſtieg ſein Ruhm als gewaltiger Sittenprediger ſo hoch, daß oft gegen 20,000 Menſchen verſammelt waren, die ſeine Bußermahnungen wenigſtens mit anhören wollten, und es ging ſo weit, daß der Eiferer gegen die üppige Luſt der Welt an einem zu dem Ende vorgerichteten Seile in der Mitte der Kirche aufgehangen wurde, damit ſeine Rede möglichſt von Jedermann vernommen würde. 1432 hatte der nun berühmte Bußprediger, deſſen Leben mit ſeinen Worten übereinkam, auf ſeinem Eſel einen feierlichen Einzug in Lyon gehalten, und die Stadt wurde plötzlich ſo fromm, daß es heißt, die vornehmſten Frauen der Stadt und der Umgegend hätten ſich beeifert, ihm ihren Putz und Schmuck zuzutragen, damit er dieſe gefährliche Weltpracht auf einem dafür errichteten Scheiterhaufen öffentlich verbrennen könne; ja ſelbſt die Spieler und Schlemmer ſchätzten ſich glücklich, wenn ſie ſeinem Eſel einige Haare ausziehen und ſie als ein werthes Kleinod verwahren konten. So viel Erfolg mußte ihn freilich zu dem Größten entflammen, und er nahm ſich noch in demſelben Jahre vor, eine Reiſe nach Rom zu thun, in keiner andern als der etwas gewagten Abſicht, um daſelbſt, wie er offen ſagte, Papſt und Cardinäle zu verbeſſern. Seine Predigten in Rom waren auch keinesweges Schmeicheleien für die oberſten Führer der Kirche, vielmehr griff er die Sitten des damaligen päpſtlichen Hofes ſo gewaltig an, daß man ſich berechtigt glaubte, ihn der Glaubensirrthümer, ja offenbarer Ketzereien anzuklagen. Jemehr damals der Papſt mit andern kirchlichen Dingen zu kämpfen hatte, deſto unwillkommener mußte ihm ein ſo völlig rückſichtsloſer Redner in ſeiner eigenen Stadt ſeyn, und Eugen IV. ließ ihn in das Gefängniß werfen. Der Cardinal von Rouen, damaliger Beſchützer des Karmeliterordens, und der Cardinal von Navarra erhielten den Auftrag, ihm den Prozeß zu machen. Thomas wurde zum Feuertode verdamt, und das Urtheil wurde auch öffentlich in Rom 1433 an ihm vollzogen. — Kein Wunder alſo, daß mehre Schriftſteller dem Verketzerten und Hingerichteten in der Folge auch die Ehre zu entziehen ſich beſtrebten, die ihm auf alle Fälle gebührt. Thomas fand aber auch ſeine Vertheidiger, und zwar ſelbſt bedeutende Männer ſeines Ordens. Unter dieſe gehört Lezana in ſeinen Annalen des Karmeliterordens und vor allen Baptiſta Spagnoli, genant der Mantuaner, ein anerkant frommer und zu den höchſten Ordensehren gelangter Mann, welcher die Flammen des Thomas mit dem Feuertode des heiligen Lorenz vergleicht und ausdrücklich hinzufügt, daß nur der Haß gegen den frommen Eiferer, der mit zu großer Freiheit die Laſter geſtraft habe, ihm den Tod brachte. *(G. W. Fink.)*

CONFRONTATION [1]) iſt der gerichtliche Act, wodurch Perſonen, die in ihren Ausſagen ſich widerſprechen, einander entgegengeſtellt werden, damit der Richter am ſicherſten erforſchen kann, welche dieſer Ausſagen am glaubwürdigſten iſt, und der Lügner ſelbſt zur Angabe der Wahrheit genöthigt werde. Sie iſt als ein prozeſſualiſches Mittel, das im Strafprozeſſe angewendet wird, nur durch den Gerichtsgebrauch, jedoch ſchon im 16. Jahrhundert [2]) ausgebildet worden, und iſt ſelbſt ſeit dem Aufhören der Öffentlichkeit durch das Bedürfniß veranlaßt, wahrſcheinlich zuerſt da, wo Mitſchuldige gegen einander ausſagten. Sie iſt ein ſehr ungenügendes Surrogat der Öffentlichkeit, denn die abweichend deponirenden Zeugen werden dem Angeſchuldigten bei der Confrontation doch erſt ſpäter im Prozeſſe, nachdem die Zeugen früher ſchon öfter bei Gericht ihre Angaben zu Protokoll erklärten, vorgeſtellt; hier befindet ſich häufig der Zeuge, der ſchon eidlich ausgeſagt hat, in einer Zwangslage, indem er durch die Zurücknahme der Ausſage bei der Confrontation zugleich ſeine frühere Lüge und ſelbſt ſeinen Meineid geſtehen müßte, und daher lieber auf dem einmal Ausgeſagten beharrt, während er, wenn er ſogleich anfangs in Gegenwart des Angeſchuldigten ausgeſagt hätte, eher Bedenken getragen haben würde, die Lüge auszuſprechen; auch entbehrt bei der Confrontation der Angeſchuldigte das Mittel, in dem Intereſſe ſeines Unſchuldsbeweiſes geeignete Fragen an den Zeugen zu ſtellen, welche, wenn ſie hätten einflußreich ſeyn ſollen, ſchon bei der erſten Vernehmung des Zeugen hätten geſtellt werden müſſen. — Die Vortheile der Öffentlichkeit in Bezug auf den urtheilenden Richter können durch Confrontation gar nicht erreicht werden; denn das lückenhafte Protokoll, welches über den Confrontationsact aufgenommen wird, iſt doch nur ein Product der Individualität des Inquirenten und der Eindrücke, welche die Confrontation auf ihn gemacht hat; nie aber lernt der urtheilende Richter das wirkliche Benehmen beider einander entgegengeſtellten Perſonen kennen, und doch würden aus der Art, mit welcher der Angeſchuldigte auf die ihm gemachten Vorhaltungen ſich beträgt, und aus der Feſtigkeit, mit welcher der Zeuge ſeine Ausſage dem Angeſchuldigten vorhält, gewichtige Schlüſſe abzuleiten ſeyn. — Noch weniger haben aber manche Juriſten [3]) die Bedeutung der Confrontation erwogen, wenn ſie dies Mittel völlig verbannen und an deſſen Stelle die Einrichtung ſetzen wollten, nach welcher dem Angeſchuldigten nur aus dem Protokolle die abweichenden, anſchuldigenden Ausſagen vorgeleſen werden ſollten. Nur das perſönliche Entgegenſtellen beider in den Ausſagen abweichenden Perſonen kann zum Ziele führen, weil man darauf rechnen kann, daß eine große Schamloſigkeit [4]) dazu gehöre, einem Zeugen, der mit Feſtigkeit jemanden der Lüge beſchuldigt, noch in der Lüge verharrend entgegenzutreten, und weil man auch auf die pſychologiſche Wahrnehmung rechnet, daß durch dies

1) Tabor de confrontat. Giess. 1663. auch in ſeinen oper. II. nro. 5. Kleinſchrod Abh. aus dem peinl. Rechte 1. Thl. No. 3. 2) S. daher ſchon J. Clarus obs. qu. 45. nro. 14. 3) A. B. Kleinſchrod in den Abhandl. I. S. 157. 4) Stübel Crim.-Verf. § 2044—48. Pfiſter Criminalfälle V. S. 521.

unvermuthete Vorſtellen des Zeugen, bei deſſen Anblick das Gewiſſen mahnend an das verübte Verbrechen erinnert, der Angeſchuldigte erſchüttert und in eine ſolche Stimmung geſetzt werde, in welcher er der Auffoderung, Wahrheit zu ſagen, nicht widerſtehen kann. Die Confrontation hat aber auch den Vortheil, daß man dabei den Zeugen ſelbſt und ſeine Wahrhaftigkeit näher kennen lernt, und im Intereſſe der materiellen Gerechtigkeit gewint hier der Stat ſelbſt das Mittel, daß der Zeuge zuweilen durch das Schamgefühl, ſeine Lüge dem Inculpaten in das Angeſicht zu ſagen, bewogen, die unwahre Ausſage zurücknimt, oder doch durch die vom Angeſchuldigten gemachten Bemerkungen veranlaßt wird, die Angabe näher zu berichtigen. Alle dieſe Vortheile können durch bloßes Vorleſen magerer Stellen aus dieſen todten Protokollen nicht gewonnen werden [5]. Die Beſorgniſſe, welche man oft gegen die Confrontation äußert, z. B. wegen der darin liegenden Suggeſtionen, ſind grundlos und beruhen theils auf einer irrigen Anſicht, welche alle Suggeſtionen als nachtheilig betrachtet, theils fodern ſie nur, daß der kluge Inquirent mit Vorſicht und nicht zu voreilig die Confrontation vornehme. Über die Bedeutung der Confrontationen im Strafprozeſſe kommen übrigens häufig ſehr irrige Anſichten vor, insbeſondere die, daß in jeder Confrontation etwas Schimpfliches oder Kränkendes für denjenigen liege, welcher confrontirt werden ſoll; daher hat man eine eigene Vertheidigung zur Abwendung der Confrontation erſonnen, von welcher die beſſere Praxis nichts mehr weiß [6]; auch iſt es irrig, wegen dieſer Anſicht von der Schimpflichkeit oder wegen des Läſtigen, das unter beſtimten Umſtänden darin liegt, wie man mit gewiſſen Individuen confrontirt wird, gewiſſe Perſonen von der Confrontation zu befreien. Auch der vornehme Zeuge kann nicht verweigern [7], mit einem an Range tief unter ihm Stehenden confrontirt zu werden, weil er wegen ſeines Ranges (inſofern nicht Landesgeſetze bei beſtimten höheren Ständeklaſſen eine Ausnahme machen) nicht von der Pflicht, Zeuge zu ſeyn, befreit wird, und theils der Stat die Ausſage eines jeden Zeugen erſt als völlig beweiſend betrachtet, wenn der Zeuge dem Angeſchuldigten die Ausſage feſt und kräftig ins Angeſicht wiederholt, theils der Angeſchuldigte ein Recht hat, zu verlangen, daß ſelbſt im Intereſſe ſeiner Vertheidigung ein Zeuge, der gegen ihn ausſagt, ihm auch gegenüber geſtellt wird. Wenn man dagegen behauptet [8], daß Eltern und Kinder, Ehegatten, Geſchwiſter ꝛc. nicht gegeneinander confrontirt werden dürften, ſo verwechſelt man die Verhältniſſe und erwägt nicht, daß dieſe Freiheit von der Confrontation nur die Folge der geſetzlichen Befreiung von dem Zeugniſſe iſt, und es komt dabei wieder darauf an, ob das Landesgeſetz abſolut ausſpricht, daß z. B. Eltern und Kinder, und Ehegatten gegeneinander nicht Zeugen ſeyn dürften (z. B. wie dies im franzöſiſchen Rechte ausgeſprochen iſt), oder ob nur erklärt iſt (z. B. im baierſchen Geſetzbuche), daß ſolche Perſonen nicht ſchuldig ſeyen, gegen einander Zeugen zu ſeyn. — In dem letzten Falle muß der Verwandte, welcher von dem Rechte, Zeugniß zu verweigern, nicht Gebrauch machen will, auch mit den Perſonen, gegen welche er zeugte, ſich confrontiren laſſen; im erſten Falle kann ebenſo wenig die Confrontation geſtattet ſeyn, als von dem Zeugniſſe Gebrauch gemacht werden darf. — Die Confrontation komt entweder vor 1) zwiſchen dem Angeklagten und einem Zeugen, oder 2) zwiſchen mehren Mitſchuldigen, oder 3) zwiſchen mehren Zeugen. — In Bezug auf die erſte Art muß vor der Anſicht gewarnt werden, nach welcher man die Confrontation oft nur als Mittel betrachtet, den läugnenden Angeſchuldigten zum Geſtändniß zu bringen; danach würde ſie nur von dem Richter im Intereſſe der Entdeckung der Schuld erkant werden müſſen, während richtiger auch der Angeſchuldigte das Recht hat, zur Führung ſeiner Vertheidigung die Confrontation zu fodern, was zuweilen ſehr wichtig werden kann [9], da oft der Zeuge im Irrthum über die Perſon des Angeſchuldigten ſich befindet, und dann erſt, wenn er ſelbſt den Inculpaten nahe ſieht, von ſeinem Irrthum ſich überzeugt, und in anderen Fällen erſt ein genaueres Beſprechen oder der Umſtand, daß der Inculpat den Zeugen auf kleine Nebenumſtände des Vorfalls erinnert, dem Zeugen die wahre Beſchaffenheit der Sache in das Gedächtniß ruft und daher zur Berichtigung des früheren Zeugniſſes beiträgt. Nicht unberückſichtigt darf aber auch bleiben, daß zuweilen ſchlaue Inquiſiten auf die Confrontation mit ihren Mitſchuldigen nur deswegen dringen, damit ſie Gelegenheit haben, bei der Zuſammenſtellung durch Zeichen mit einander ſich zu verſtändigen. — Das alle Umſtände des Falles wohl prüfende Ermeſſen des Inquirenten entſcheidet danach ſowol über die Frage: ob Confrontation vorgenommen werden ſoll, als auch über die Art der Vornahme am meiſten. Eine zu frühzeitige Confrontation kann wol unzweckmäßig ſeyn, ſobald der Inquirent durch dies Mittel das Geſtändniß des läugnenden Angeſchuldigten bewirken will; wird die Confrontation da angewendet, wo ſchon der ganze Operationsplan den Inculpaten in eine dem Geſtändniſſe mehr günſtige Stimmung ſetzte, ſo iſt auf das Gelingen des Planes eher zu rechnen; durch zu frühzeitige Confrontationen aber beraubt ſich der Inquirent eines guten Mittels, und kann ſelbſt unter Umſtänden durch Suggeſtionen nachtheilig wirken. Anf jeden Fall aber hängt die Erreichung des beabſichtigten Zweckes davon ab, daß der Inquirent insbeſondere da, wo er durch Confrontation Geſtändniſſe hervorbringen will, den Inculpaten überraſche [10], und voraus den Plan der Confrontation ſorgfältig verberge, weil ſonſt der darauf vorbereitete Inquiſit nicht leicht durch das Mittel erſchüttert wird; auch fodert die Klugheit, da paſſend die Confrontation abzubrechen, wo der Inquirent bemerkt, daß eine dem Ge-

5) Mittermaier Handb. des peinlichen Prozeſſes. II. Thl. S. 202. 6) Tittmann Handbuch des peinl. Rechts. III. Thl. S. 418. 7) Grolmann Crim. §. 499. Tittmann Handbuch S. 419. — Mittermaiers Strafverfahren in den teutſchen Gerichten I. S. 286. 8) S. darüber überhaupt Berg juriſt. Beobacht. I. Bd. No. 31. Geſterding im neuen Archive des Criminalr. VI. Bd. No. 25.

9) Gans Zeitſchrift für Civil- und Criminalrecht von Hannover. I. Band. I. Heft. S. 74. 10) Kleinſchrod in dem Arch. a. a. O. S. 144.

ſtändniſſe günſtige Stimmung bei dem Inculpaten eintritt. Die Erfahrung lehrt, daß im Angeſichte des Zeugen der Inculpat viel weniger zu dem Geſtändniſſe gebracht wird, als es da geſchehen würde, wo der Inquirent in dem geheimen Verhöre die durch die Confrontation bewirkte Stimmung benutzen, und durch zweckmäßige Fragen, Vorhaltungen und Ermahnungen den Inculpaten pſychologiſch zur Angabe der Wahrheit zwingen kann. Dagegen iſt es wichtig, dem Zeugen, deſſen man ſich zur Confrontation bedienen will, voraus zu eröffnen [11]), daß er confrontirt werden ſoll, weil durch dieſe Erklärung des Richters bewogen, mancher Zeuge mehr ſich faßt, ſeine Ausſagen lieber voraus noch berichtigt, wogegen die Erfahrung wieder lehrt, daß ein völlig unvorbereiteter Zeuge, der plötzlich confrontirt wird, durch den unvermutheten Anblick des Inquiſiten, durch Drohungen oder heftiges Betragen deſſelben ſo in Verwirrung geſetzt werden kann, daß der ganze Zweck der Confrontation vereitelt wird.

(*Mittermaier.*)

Congreſs ſ. am Ende der Nachträge.
Consalvi ſ. am Ende der Nachträge.
Consiglieri ſ. am Ende der Nachträge.

CONSONANZ. Die Begriffe von Conſonanz und Diſſonanz pflegen ſowol A) in der rationalen oder akuſtiſchen Klanglehre, als auch B) in der Harmonie- oder Compoſitionslehre, große Rollen zu ſpielen.

§. 1.

A) In der rationalen Klanglehre unterſcheidet man conſonirende und diſſonirende Klangverhältniſſe oder Intervalle, (Tonentfernungen) und ſagt von zwei Tönen, je nachdem der eine derſelben um ſo und ſo viel höher iſt als der andere, ſie ſtehen in einem conſonirenden, oder in einem diſſonirenden Verhältniſſe gegen einander, ſie bilden ein conſonirendes, oder ein diſſonirendes Intervall, ſie conſoniren oder diſſoniren, ſie bilden eine Con-, oder eine Diſſonanz.

Conſonirend nent man nämlich ein Intervall alsdann, wenn die Zahl der Schwingungen des einen Tons zu der Zahl der Schwingungen des anderen in einem einfachen Verhältniſſe ſteht, welches das Gehör leicht faſſen und vergleichen kann; — oder mit andern Worten, in einem Verhältniſſe, welches ſich durch kleine Zahlen, wie z. B. 1 zu 2, oder 2 zu 3 u. dgl. ausdrücken läßt: diſſonirend aber, wenn die Schwingungen in weniger einfachen Verhältniſſen ſtehen, wie z. B. 7 zu 8, 8 zu 9, 5 zu 7, 11 zu 15 u. dgl.

Unter die Conſonanzen zählt man alle diejenigen Intervalle, welche ſich durch die Zahlen 1, 2, 3, 4, 5 und 6 ausdrücken laſſen, oder, was gleichviel iſt, durch deren Verdoppelungen (d. h. durch die Octaven dieſer Zahlen oder Töne), mit andern Worten, die conſonirenden Intervalle ſind in den Zahlen 1, 2, 3, 4, 5 und 6 enthalten.

Die conſonirenden Tonverhältniſſe ſind alſo:

1) Das Verhältniß 1:1, d. h. der Einklang, Prime, das Verhältniß zweier Töne, deren einer gerade ſo hoch wie der andere, alſo eigentlich derſelbe Ton iſt.
2) Das Verhältniß 1:2, d. h. wo der eine Ton doppelt ſo ſchnell ſchwingt wie der andere, d. h. die Octave — oder 1:4, 2:8, u. dgl. (Doppeloctave u. dgl.).
3) Das Verhältniß 2:3, wo der eine Ton zwei Schwingungen macht, indeß der andere deren drei vollbringt, d. h. die große (ſogenante reine) Quinte — oder 2:6, oder 1:3, d. h. Doppelquinte (oder Quintdecime u. ſ. w.).
4) Das Verhältniß 3:4, d. h. die kleine (ſogenante reine) Quarte (oder 3:8 Doppelquarte u. ſ. w.).
5) Das Intervall 4:5, große Terz.
6) Das Intervall 5:6, kleine Terz, (oder 5:12, kleine Doppelterz oder kleine Decime u. ſ. w.).

Alle anderen Intervalle, — alſo alle, welche nicht Einklang, reine Octave, große Quinte, kleine Quarte, große oder kleine Terz oder deren bloße Vergrößerungen ſind, heißen Diſſonanzen, alſo z. B. die große oder kleine Secunde, die große oder kleine Septime, die kleine Quinte, die große Quinte, und überhaupt jedes Intervall, welches nicht ohne Beihilfe einer höheren Zahl als 6 (oder deren Verdoppelungen) ausgedrückt werden kann, wie z. B. die Intervalle 6:7, 7:8, 8:9, 9:10, 10:11, 11:12, 12:13 u. a. m. (von welchen übrigens gar viele in unſerer Muſik gar nicht anwendbar ſind, wie z. B. die Intervalle 6:7, 7:8, 10:11, 11:12, 12:13 u. a. m.)

§. 2.

B) In der Harmonie- oder Compoſitionslehre pflegen die Tonlehrer die Geſamtheit aller Harmonien einzutheilen in conſonirende und diſſonirende, zu teutſch: wohlklingende und übelklingende.

Conſonirend nent man eine Harmonie, in welcher nur ſogenante Conſonanzen oder conſonirende Töne erklingen; — diſſonirend aber jeden Accord, in welchem ein oder mehre ſogenante Diſſonanzen oder diſſonirende Töne enthalten ſind.

Conſonanzen oder conſonirende Töne nent man aber nur diejenigen, welche die Beſtandtheile einer Dreiklangsharmonie ausmachen, alſo den Grundton und deſſen Quinte, ſowie natürlich deren höhere und tiefere Octaven; und demnach iſt nur die Dreiklangharmonie eine conſonirende Tonverbindung; — diſſonirend heißt hingegen jeder andere Ton, und diſſonirend iſt mithin jeder Zuſammenklang, in welchem ſich irgend ein anderer Ton befindet, als der Grundton, deſſen Terz und die Grundquinte.

Um die eben beſchriebene Eintheilung des geſamten Reiches der Töne in conſonirende und diſſonirende, mit dem im Artikel Harmoniefremd aufgeſtellten Unterſchiede zwiſchen harmoniſchen und harmoniefremden Tönen zu vergleichen, mag folgendes Bild dienen:

Harmoniſche Töne	Grundton	Conſonanzen;
	deſſen Terz	
	deſſen Quinte	
	deſſen Septime	Diſſonanzen.
Harmoniefremd	jeder andere Ton	

Das heißt: Beſtandtheile einer Grundharmonie ſind überall nur

11) Pfiſter Criminalfälle V. S. 525.

Digitized by Google

der Grundton,
deſſen Terz,
deſſen Quinte und
deſſen Septime.

Jeder in einem Zuſammenklang etwa vorkommende andere Ton iſt nicht Beſtandtheil der Grundharmonie, mithin harmoniefremd. Bei der Eintheilung der Töne in conſonirende und diſſonirende werden nun die drei erſten Arten von harmoniſchen Tönen,

der Grundton,
deſſen Terz und
deſſen Quinte

in die eine Klaſſe, unter dem Namen Conſonanzen, geordnet, und dieſer ſteht, unter dem Namen Diſſonanzen, die andere Klaſſe gegenüber, welche a) die vierte Gattung harmoniſcher Töne, die Septimen, ſo wie auch b) ſämtliche harmoniefremde Töne begreift.

Da die Klaſſe der Diſſonanzen theils aus harmoniſchen, theils aus harmoniefremden Tönen beſteht, ſo könten die erſteren füglich *harmoniſche Diſſonanzen* heißen, letztere aber *harmoniefremde Diſſonanzen*. Statt dieſer Namen iſt es aber gebräuchlicher, jene *weſentliche* Diſſonanzen, dieſe aber *zufällige* zu nennen.

§. 3.

Zuweilen kann man ſchon an dem *Intervalle, welches ein Ton gegen einen andern bildet*, an der Entfernung des einen von dem andern erkennen, *daß einer derſelben ein diſſonirender* iſt, und in ſofern kann man auch in der Tönſatzlehre gleichſam von *diſſonirenden und conſonirenden Tonentfernungen* ſprechen.

Von zwei Tönen nämlich, welche gegeneinander irgend eine andere Tonentfernung bilden, als eine große oder kleine Terz, Quarte, Quinte oder Sexte, (die reine Octave von ſelber mitverſtanden) iſt allemal wenigſtens Einer kein Beſtandtheil einer Dreiklangharmonie (ſ. meine Theorie d. Tonſetzkunſt, 2 und 3te Aufl. §. 60. 61.) und mithin ein diſſonirender Ton. Denn man verlege die Töne, woraus ein Dreiklang beſteht, auf alle mögliche Arten: nie werden zwei derſelben eine Septime, eine Secunde, oder irgend ein vermindertes oder übermäßiges Intervall gegen einander bilden, ſondern immer nur große oder kleine Terzen oder Sexten, und große oder kleine Quarten oder Quinten; und jeder Accord, in welchem zwei Töne klingen, die irgend ein anderes Intervall gegen einander bilden, iſt allemal ein diſſonirender.

Es iſt aber nicht zu überſehen, daß das eben angegebene Kennzeichen ein *blos negatives* iſt, und daß ſich alſo nicht auch umgekehrt ſagen läßt, zwei Töne, welche um eine große oder kleine Terz, Sexte u. ſ. w. von einander abſtehen, ſeien allemal beide Conſonanzen; denn z. B. in der erſten Verwechſelung der Harmonie g^7 bilden der Baßton B und der Ton f eine große oder reine Quinte, und doch iſt dies f, als urſprüngliche Septime, diſſonirend; und folglich kann man nicht im Allgemeinen ſagen: „die Quinte iſt keine Diſſonanz, ſondern eine Conſonanz."

Es läßt ſich, *fürs Zweite*, aus der Entfernung zweier Töne von einander noch weniger erkennen, *welcher von beiden* der diſſonirende iſt, oder ob nicht etwa gar *beide* Töne Diſſonanzen ſind. Man hüte ſich daher, es für wörtlich wahr zu halten, wenn man — (freilich häufig genug!) ſagen hört „ein Ton, welcher um eine übermäßige Quinte oder Secunde höher iſt als der andere, iſt eine Diſſonanz," oder kurz: „die übermäßige Secunde oder Quinte u. dgl. iſt eine Diſſonanz." Man nehme nur, z. B. der Accord (As d f h). Hier bildet die eigentliche Terz h gegen den Baßton eine übermäßige Secunde; aber *nicht dieſe übermäßige Secunde* h, ſondern der Baß ſelber iſt der diſſonirende Ton. — Man ſetze dieſelbe Harmonie in die dritte Verwechſelung: (f as h d̄), ſo bilden f und as eine kleine Terz, und hier ſind *beide* Töne Diſſonanzen, das f als Grundſeptime, das as als kleine None des Grundtones.

Alſo nur in dieſer Beſchränkung und folglich nur ſo, wie wir den Satz zu Anfang dieſes §. ausgedrückt haben, iſt er wahr. (Vgl. m. Theorie a. a. O. §. 255. u. f.)

§. 4.

Manche Tonlehrer nennen auch *die Quinte des verminderten Dreiklangs diſſonirend*, und demnach *den verminderten Dreiklang eine diſſonirende Harmonie*. Will man dies annehmen, ſo iſt die im §. 2. gegebene Beſtimmung dahin abzuändern: Diſſonanz iſt jeder andere Ton als der Grundton, deſſen Terz und *große* Quinte: — und das in §. 3. gegebene Kennzeichen folgender Geſtalt auszudrücken: von zwei Tönen, welche gegen einander irgend ein anderes Intervall als eine große oder kleine Terz oder Sexte, *kleine* Quarte oder *große* Quinte oder reine Octave (vergl. §. 1.), alſo eine Secunde oder Septime, *eine kleine Quinte*, eine *große Quarte*, oder ſonſt irgend ein übermäßiges oder vermindertes Intervall bilden, iſt allemal einer ein diſſonirender Ton; — wobei übrigens auch wieder die im vorigen §. bemerkten Einſchränkungen nicht zu überſehen ſind.

Noch andere ſpinnen die Unterſcheidung von Conſ- und Diſſonanzen noch mehr ins Feine, und unterſcheiden *vollkommene* und *unvollkommene* Conſonanzen und dergleichen Diſſonanzen, und wieder *alterirte* Diſſonanzen, *Hauptdiſſonanzen*, *Nebendiſſonanzen*, *Pſeudoconſonanzen*, *Pſeudodiſſonanzen* u. ſ. w., — und hadern dann wieder unter ſich darüber, was in dieſe, was in jene Abtheilung und Unterabtheilung zu rechnen ſey.

§. 6.

Obgleich die ganze Unterſcheidung von Conſonanzen und Diſſonanzen in der Kunſtlehre keineswegs einen wirklich reellen Werth hat, indem wir, (wie ich a. a. O. und namentlich in der Anmerkung zum §. 103. ausführlich nachgewieſen habe) auch nicht einen einzigen, von allen Diſſonanzen und nur von Diſſonanzen geltenden Lehrſatz aufzuſtellen haben, — oder etwa von allen Conſonanzen und allein von ſolchen; vergl. die Artikel Vorbereitung und Auflöſung, — wir alſo der ganzen Diſtinction von

Digitized by Google

Conſonanzen und Diſſonanzen füglich ganz entbehren könten; ſo hat dieſelbe doch immerhin einen Nutzen als Bereicherung unſerer Kunſtſprache, indem uns das Kunſtwort Conſonanzen immerhin einen gemeinſchaftlichen Namen darbietet für Grundnote, eigentliche Terz und Quinte, — das Wort Diſſonanz aber einen Namen für jeden Ton, welcher nicht der Grundton, nicht deſſen Terz und nicht Quinte deſſelben, ſondern irgend etwas anderes iſt.

(*Gfr. Weber.*)

Constrictor (Reptilia) ſ. Constrictores.

CONSTRICTORES, Oppel (Reptilia) Den Namen einer Art Boa (Boa constrictor) hat Oppel benutzt, um den für eine Familie der Schlangen zu bilden, welche ſich durch einen dünnen, runden Schwanz, Mangel der Giftzähne und durch Spornen am After auszeichnet. Sie enthält nur die Gattungen Boa und Eryx.

(*D. Thon.*)

CONTARINI, Gasparo, geb. zu Venedig den 16. Oct. 1483, geſt. zu Bologna am 24. Aug. 1542. Nach vollendeten Studien in Padua widmete er ſich dem Dienſte der Republik, die ihn 1521 an Karl V. ſendete. Er traf den Kaiſer in Worms an, und begleitete ihn über Flandern und England nach Spanien. Bei ſeiner Zurückkunft erſtattete er, der weiſen Vorſchrift gemäß, dem Senate einen umſtändlichen Bericht über ſeine faſt fünfjährige Geſandtſchaft, während welcher die erſte Weltumſchiffung auf ſpaniſche Koſten vollbracht ward, und Franz I., König von Frankreich, in Madrid als Gefangener erſchien. Die Republik verlieh ihm das Amt eines Savio di Terraferma, doch lehnte er Krankheits halber das Capitaneato di Brescia ab. Die Eiferſucht zwiſchen Spanien und Frankreich, oder vielmehr zwiſchen den Beherrſchern dieſer beiden Reiche dauerte fort. Es war zur Zeit des zweiten Krieges zwiſchen beiden Fürſten, zu deſſen Hauptſchauplatz die italieniſche Halbinſel wiederum dienen ſollte. Bekant iſt der Antheil, den die einzelnen italieniſchen Staten daran nahmen, und die Ungeduld des Papſtes, aus dem mehrmonatlichen Verhaft auf der Engelsburg ſich zu befreien. Der heilige Vater entfloh nach Orvieto, von da nach Viterbo, wohin noch in demſelben Jahre (1527) Contarini als venedigſcher Botſchafter abging. In dieſer Eigenſchaft brachte er zu Bologna, bei Gelegenheit der Zuſammenkunft des Papſtes mit dem Kaiſer, zwiſchen dem letztern und Venedig den Frieden zu Stande, der am 23. December 1529 [1]) unterzeichnet ward. Dadurch erwarb er ſich die Ernennung zum Savio grande, und bekleidete in der Heimath, wie ſeine Ahnherren ſeit Jahrhunderten, nach und nach die übrigen höhern Statswürden. Nachdem er unter andern Capo de i Dieci [2]) geweſen, wohnte er eben als Preſidente al Capello einer Sitzung des großen Rathes bei, als ein Eilbote die Nachricht überbrachte, Clemenzens Nachfolger, Paul III. (Farneſe) habe ihn am 21. Mai 1535 zum Cardinal ernant. So überraſchend der Welt dieſe Ernennung eines Nichtgeiſtlichen ſeyn mußte, um ſo mehr fand er ſich, ſeine zahlreichen Angehörigen, ja ſelbſt die Republik dadurch geehrt. Bei ſeiner Durchreiſe erhielt er in Perugia in einem dieſerhalb gehaltenen, öffentlichen Conſiſtorio das Barret aus den Händen des Papſtes, dem er bald darauf, mit rückſichtsloſem Eifer, Verbeſſerungen vorſchlug, die, ſeiner Anſicht nach, in dem Kirchenregiment täglich dringender wurden. Dem zu Folge erhielt er den Auftrag, mit Zuziehung einiger von ihm dazu vorgeſchlagenen, hohern Geiſtlichen [3]) ſich dem ernſten Geſchäfte einer Reform zu unterziehen. Die würdigen Männer mögen mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt haben, da ſie nur einige wenige von den eingewurzelten Gebrechen aus dem Wege zu räumen vermochten [4]), ohne jedoch Luthers begonnenes großes Werk entbehrlich zu machen. Bei ſeinem feierlichen Einzuge in Rom, nach ſeiner Rückkehr aus Tunis den 6. April 1536, ſetzte der Kaiſer Karl V. ſeinem alten bekanten Contarini ein Jahrgehalt von 800 Ducati d'oro auf die Kirche zu Pampelona, im Königreiche Navarra, aus [5]). Dieſes Wohlwollen veranlaßte den Papſt, ihn nach Nizza mitzunehmen, wo Paul III. am 18. Juni 1538 als Vermittler zwiſchen dem anweſenden Kaiſer und Franz I. einen zehnjährigen Waffenſtillſtand zu Stande brachte. Aus demſelben Grunde ging der Cardinal als Legat zum Reichstag nach Regensburg, um den daſelbſt im J. 1541 fortgeſetzten Conferenzen zwiſchen den katholiſchen und den proteſtantiſchen Theologen beizuwohnen, die zur Abſicht hatten, eine Vereinigung der beiden Parteien hervorzubringen. Alle Bemühungen blieben fruchtlos; denn ſie führten am Ende nichts weiter herbei, als das Interim [6]), das, genau genommen, niemanden

1) *P. Daru, Histoire de la République de Venise III, p.* 575. 2) S. ſeine „Lettera a M. Trifone Gabriele in *Vita del Cardinale Gasparo Contarini scritta da Monsignor Lodovico Beccatello alla quale si fanno succedere alcune Aggiunte spettanti alla medesima.* In Brescia MDCCXLVI. delle stampe di Gian-Maria Rizzardi. kl. fol. p. 57. Außer dieſem von dem Cardinal A. M. Querini herausgegebenen Werke gibt es noch zwei ausführliche Lebensbeſchreibungen des Cardinals Gaſpar Contarini, und zwar 1) in *Johan. Casae (Giovanni della Casa) latina monimenta. Florentiae* 1564. 4. und 2) *La vita del Cardinale Gaspare Contarini gentiluomo veneziano scritta da monsig. Lodovico Beccadelli bolognese.* Venezia, tipografia Alvisopoli 1827. 8. Von der letzten wird in *da Riò Giornale dell' Italiana letteratura. Padova* 1828. *Tomo* LXV. *p.* 89. geſagt: „e questa non è che una ristampa, ma ripulita e corredata di breve note a cura del diligentissimo sig. *Bartolommeo Gamba*, per accrescere onori alla memoria di uno fra li più illustri Italiani del tempo suo, morto in Bologna nel 1542 in qualità di Legato pontificio nell' età d'anni 59 colmo di gloria e per ambascerie, e per eloquenza, e per varia dottrina, e per opere date a stampa." 3) „Delecti fuerunt, Caspar Contarenus, Petrus Theatinus, Jacobus Sadoletus, Remigaldus Polus cardinales, Fridericus archiepiscopus Salernitanus, Hieronymus Alexander archiepiscopus Brundusinus, Joh. Matthaeus episcopus Veronensis, Gregorius Venetus abbas et Thomas Palatii sacri magister. Hi demum habita deliberatione, scriptorem omnem complectuntur, magnis laudibus extollunt ob studium veritatis." *Joh. Sleidani Commentariorum de statu religionis et reipublicae. Carolo quinto Caesare. libri* XXVI. Argentorati MDLV. 8. p. 22 et 323. 4) Darum nent Robertſon dieſe Reform eine einſeitige. S. deſſen Geſchichte der Regirung Karls V. Braunſchweig 1770. II. S. 548. 5) *Beccatello* l. c. und Robertſon a. a. O. II. S. 507. 6) In der *Biographie universelle.* Paris, Michaud, Tome IX, p. 501. Article: Gaspard Contarini, wird, ſeltſam genug, das Interim mit dem Concordien-

Digitized by Google

recht zufrieden ſtellte [7]. Nach aufgehobenem Reichstage begleitete der Cardinal den Kaiſer nach Mailand, und ward darauf 1542 zum Statthalter in Bologna (Legato di Bologna) ernant, wo ihn der Tod übereilte [8]), ehe er den ihm aufs neue zugedachten Geſandtſchaftspoſten bei Karl V. antreten konte. In der prachtvollen Familiengruft des Oratorio di San Maria dell' Orto zu Venedig ſtehet man ſeine von Aleſſandro Vittoria gearbeitete Marmorbüſte [9]). Die milden Züge dieſes ſchönen Bildes drücken den überall ausſöhnenden Charakter des Mannes aus, den die blinden Eiferer beſchuldigten, nicht kräftig genug die Abſichten des heiligen Stuhls befördert, und die verderblichen Grundſätze der von ihnen ſogenanten Ketzer bekämpft zu haben. Nichts deſto weniger nent ſein berühmter Landsmann Bembo [10]), der ihm ſeine Ernennung zum Cardinal verdankte, Gaſpar Contarini die erſte Säule und Stütze der römiſchen Kirche. Ausgemacht bleibt es, daß er zu den ausgezeichneten Männern gehört, mit denen Paul III. ſich zu umgeben wußte [11]). Selbſt proteſtantiſche Theologen rühmten es ihm nach, daß, hätten ſich nur ſechs ſo friedfertige katholiſche Geiſtliche bei den Berathungen zu Regensburg gefunden, der beabſichtigte Zweck erreicht worden wäre. Von ſeinen praktiſchen Fähigkeiten hatte er in den ihm anvertrauten Ämtern vielfache Beweiſe gegeben, wobei ihm eine große Erfahrung der Welthändel, muſterhafte Sitten [12]), tiefes und mannigfaltiges Wiſſen [13]) zu Statten kamen. Seine Studien waren vielſeitig; denn ſie umfaßten nicht nur die Claſſiker, ſondern auch die Mathematik, die Sternkunde, die Phyſik, die Weltweisheit und die Theologie, wobei er vorzüglich den Anſichten der Peripatetiker und des Plato, des Ariſtoteles und des heiligen Tommaſo von Acqui huldigte. Mit entſchiedener Vorliebe verehrte er Altgriechenland und pflegte zu ſagen: man müſſe nicht nur den Griechen, als unſeren Brüdern, ſondern aus Dankbarkeit ſelbſt den Steinen dieſer Wiege der Wiſſenſchaften und Künſte wohlthun. Die heutigen Philhellenen führen dies zu ſeinem Ruhme an [14]). Bei ſeinen zahlreichen Schriften iſt der Stoff niemals der bloßen Einkleidung aufgeopfert; weswegen ſie mehr durch die ſtrenge Ordnung eines regelgerechten Vortrages, als durch äußern Schmuck feſſeln. Nach dem Urtheile eines Kenners [15]) ſchrieb Contarini zwar beſſer Latein, als die meiſten Theologen, konte ſich indeſſen nicht mit den erſten Schriftſtellern ſeines Zeitalters meſſen. Von ſeinen geſammelten Werken erſchien eine Ausgabe unter dem Titel: Opera zu Paris 1571 in Folio, und eine andere: Venetiis, Aldus 1578. ebenfalls in Folio. Mit Übergehung der darin enthaltenen Abhandlungen: de septem ecclesiae sacramentis, confutatio articulorum Lutheri, primae philosophiae compendium, de ratione anni u. m. a. wollen wir noch der nachſtehenden Schriften mit einigen Worten gedenken. Dies ſind: 1) De officio episcopi. Sie enthält ſehr nützliche Lehren. 2) Scholia in epistolas divi Pauli, mit guten Erklärungen der ſchwierigſten Stellen. 3) De praedestinatione et libero arbitrio, voll eigenthümlicher, der Meinung des heiligen Auguſtin entgegengeſetzter Anſichten; 4) de immortalitate animae, worin die Meinung ſeines Lehrers Pomponaccio, als verbürge der Glaube allein die Unſterblichkeit der Sele, widerlegt wird; 5) de elementis et eorum mixtionibus libri V. Parisiis 1548. 8.; 6) de potestate pontificis. Dieſe Schrift findet ſich öfter zuſammen abgedruckt mit der 7) Conciliorum magis illustrium summa, die der Cardinal auf Veranlaſſung der tridentiniſchen Kirchenverſamlung herausgab, und die mehre Auflagen erlebt hat; 8) de magistratibus ac republica Venetorum libri V. Parisiis, Vascosan 1543. 4. Unter mehren Auflagen dieſes ins Italieniſche und Franzöſiſche überſetzten Werkes zeichnen ſich die Venetiis, Aldus 1589. 8., und Lugduni, ex officina Elzevir. 1626. 18. aus. Niemand wird in dieſem von einem venedigſchen Nobile herrührenden Werke nähere Aufſchlüſſe über den eigentlichen Geiſt und den innern Zuſammenhang der Verwaltungsbehörden des venedigſchen States erwarten. Sie enthält kaum mehr als eine Lobrede auf die Republik, deren Geſetze und Einrichtungen dem Verfaſſer das Ideal zu verwirklichen ſtreben, das Ariſtoteles von einem vollkommenen State aufſtellt. Wegen dieſer mehr analytiſchen als eigentlich hiſtoriſchen Behandlung des Gegenſtandes rechnet Ginguené [16]) den Cardinal Contarini zu den venedigſchen Publiciſten, während Foscarini [17]), Revedin [18]), Tiraboſchi [19]) und Darú [20]) ihn zu den venedigſchen Geſchichtſchreibern zählen.

(Graf Henckel von Donnersmarck.)

Conti ſ. am Ende der Nachträge.

CONTOR. (*Comptoir.*) Jede Handlung begreift einen Zuſammenfluß von lauter Geſchäften, die Geld

buche verwechſelt. 7) Über den unglücklichen Ausfall ſagt Beccatello l. c. S. 23, der in des Legaten Gefolge zu Augsburg war: „Hora il Diavolo, che sempre alle buone opere s'attraversa, fece sè, che sparsa queste fama delle concordia, che tra Catholici et Protestanti si preparava, li invidi dell' Imperatore in Germania, et fuori, che la sua grandezza temevano, quando tutti gli Alemani fussero stati uniti, commìnciarono a seminare zizania tra quelli Theologi collocutori, et dall' altra parte in Roma, che fu sempre una terra libera, dissero alcuni che mal volontieri la grandezza del Cardinal Contarino vedevano, che esso perriò in Germania era stato accetto, perche ali Luterani haveva fatto carezze, et concessoli quello che non doveva; la qual cosa, era mera calumnia." 8) „Non sine veneni suspicione, cum paulo ante Fregosus quoque mortem obiisset." *Sleidan.* l. c. p. 22, 412. 9) J. Chr. Maiers Beſchreibung von Venedig. Zweite Aufl. Leipzig 1795. I. S. 343. *Guida per la città di Venezia all' amico delle belle arti opera di Giannantonio Moschini* Venezia MDCCCXV II. p. 19. 10) In einem Briefe an M. Flaminio Tomarozzo, abgedruckt in Beccatello l. c. S. 71. 11) *P. L. Ginguené, Histoire littéraire d'Italie.* Milan. MDCCCXX. IV, p. 64. 12) Zum Beweiſe ſagt Beccatello a. a. O. S. 35: „Circa le cose carnali, opinione commune è, che mori vergine." 13) „Fuit vir cum primis doctus." *Sleidan. l. c.* p. 413.

14) *Revue encyclopédique.* Paris 1827. Tome XXXVI. p. 410. 15) *I secoli della letteratura italiana dopo il suo risorgimento commentario ragionato del consigliere Giambattista Corniani.* Brescia, Bettoni MDCCCVI. Volume quarto, p. 200. 16) a. a. O. Tome VIII. 167. 17) *Della letteratura Veneziana.* Padova 1752. fol. Tom. I. 18) *Della letteratura della Nobilità Veneziana ragginamento di Marco Foscarini, Doge di Venezia. da Antonio di Revedin.* Venezia 1826. 4. 19) *Storia della letteratura Italiana.* 20) l. c. Tome VII, p. 404.

Digitized by Google

oder Geldeswerth betreffen. Solche Geſchäfte und Verrichtungen beſtehen hauptſächlich in Ein- und Verkauf, Zahlung, Lagerung und Verſendung, wodurch eine Menge ſchriftlicher Arbeiten nöthig wird; denn nicht jeder Handel wird vollzogen, ſobald er geſchloſſen iſt. Es iſt auch nicht gewöhnlich, daß Käufer und Verkäufer den Werth und Gegenwerth ſogleich ausliefern, ſelbſt wenn ſie bei dem Abſchluſſe des Handels gegenwärtig wären. Sowol die beendigten als unbeendigten Geſchäfte können und dürfen daher wegen der rechtlichen Folge nicht dem Gedächtniſſe allein anvertraut werden. Zugleich muß dem Kaufmanne ſehr daran gelegen ſeyn, den Zuſtand ſeines Handelsbeſitzes, deſſen Beſtandtheile und deren Veränderung zu wiſſen. Dieſes und die ſchriftlichen Verhandlungen mit entfernten Handelsfreunden (Correſpondenz) machen den größten und wichtigſten Theil der kaufmänniſchen Geſchäfte aus, die von der Schreibſtube oder dem Contor, worin ſie verrichtet werden, den Namen Contorarbeiten führen. Den Bemühungen neuerer Schriftſteller, insbeſondere aber den Fortſchritten und Bedürfniſſen des Unterrichtsweſens verdankt man eine ſyſtematiſche Aufſtellung und Ordnung der mercantiliſchen ſchriftlichen Arbeiten, mit einem Worte die Feſtſtellung der Contorwiſſenſchaft, welche der Inbegriff der Regeln für alle kaufmänniſchen ſchriftlichen Arbeiten iſt, und in folgende drei Hauptabſchnitte zerfällt: 1) in die Lehre vom Buchhalten; 2) in die Lehre vom Briefwechſel; 3) in die Lehre von den ſchriftlichen Ausfertigungen und Aufſätzen. Die erſten Bemühungen und Bearbeitungen waren der Buchführung gewidmet, und die Geſchichte führt auf deren italieniſchen Urſprung zurück. Man ließ auch den Italienern die Ehre der Erfindung einer eigenthümlichen Geſchäfts- und Rechnungsführung, und beſiegelte dieſes mit dem Namen: „Italieniſche doppelte Buchhaltung." Eines der älteſten Werke, welches die kaufmänniſche Literatur beſitzt, iſt: »La Scuola perfetta dei mercanti etc. Venezia 1504. Es hat den Franziskanermönch Lucas Paccioius, auch fra Pacciola da santo sepulchro genant, zum Verfaſſer. Das erſte teutſche Werk über dieſen Gegenſtand iſt von Joh. Gottlieb, bei Fr. Peypus. Nürnb. 1531.

Contor, ital. contoro, franz. comptoir, iſt nun das bekante und allein richtige Wort, um damit die Schreibſtube der Kaufleute u. ſ. w. zu bezeichnen. Das aus dem Italieniſchen gebildete Contor iſt nämlich dem Franzöſiſchen comptoir vorzuziehen, weil es unſerer Ausſprache angemeſſener iſt, und die meiſten Kunſtausdrücke in der kaufmänniſchen Geſchäftsführung zuerſt aus dem Italieniſchen auf uns gekommen ſind. Das franzöſiſche Wort Bureau komt demſelben in ſeiner Bedeutung am nächſten, doch wird es mehr ſtatt Amt gebraucht, und das Zimmer (der Ort) darunter verſtanden, in welchem andere, als kaufmänniſche Geſchäfte abgemacht werden, z. B. Polizei-Büreau, Poſt-Büreau, Zeitungs-Büreau; oder auch Addreß-Contor (Nachfrage-Amt) u. ſ. w.

Contor heißt aber auch die Niederlaſſung, ein Etabliſſement im Auslande, des Handels wegen. So hatten die Hanſeſtädte ihre Contore (mit Waren-Niederlagen) in allen Ländern; ſo jetzt Holland, England u. ſ. w. in Indien. Einzelne Handlungshäuſer etabliren in auswärtigen großen Plätzen, überſeeiſchen Örtern eigene Contore, wodurch ſie theils Commiſſions-Speſen u. ſ. w. ſparen, theils ſich mehr Gelegenheit verſchaffen, an dem fremden Platze ihre Geſchäfte zu erweitern. Perſonen, welche im Contore arbeiten, nent man im Allgemeinen Contoriſten; von welchen aber einige, nach ihren verſchiedenen Arbeiten, eigene Namen bekommen, als: Buchhalter, Caſſirer, Correſpondenten, je nachdem ſie hauptſächlich die Handlungsbücher, die Geldgeſchäfte, den Briefwechſel beſorgen. — Die hier gebrauchte Schreibungsweiſe des Wortes Contor findet immer mehr Eingang. — Vergl. Leuchs in mehren Schriften; Meyer Contor-Handbuch; Süpke Einleitung in die Contorwiſſenſchaft, Braunſchw. 1827.; Schiebe die Contorwiſſenſchaft. (*Süpke.*)

CONTRABASS. Mit dieſem Namen bezeichnet man oft das große Violon oder Contraviolon (große Baßgeige, ſ. d. Art. Violon). Zum Theil komt der Name auch einem jeden ſehr tiefliegenden, ſich hauptſächlich in der ſogenanten Contraoctave (ſechzehnfüßigen Octave), oder wol gar noch tiefer bewegenden Baſſe zu. (Vergl. d. Art. Baß.) Auf der Orgel kann füglich auch jedes ſechzehnfüßige Regiſter, und noch mehr ein zweiunddreißigfüßiges, den Namen Contrabaß erhalten. (*Gfr. Weber.*)

Contrafagott ſ. Fagott.

Contralto, Contra-Alt oder Contralt, auch kurzweg Alt, ſ. Stimme

Contraoctave ſ. Tablatur.

CONTRAPUNKT. Dieſer Kunſtausdruck wird in der Muſik in ſehr verſchiedenem Sinne gebraucht. Seinen Urſprung leitet er ohne Zweifel aus der Zeit her, wo die Muſiknoten noch aus bloßen Punkten auf den Notenlinien beſtanden, und wo man die Kunſt, zu einer auf Notenlinien geſchriebenen, alſo eine Reihe von Punkten bildenden Melodie, eine zweite Melodie, eine oder mehre andere Stimmen oder Melodien, Tonreihen oder Reihen von Punkten zu erfinden und zu ſchreiben, alſo gegen jene erſteren Punkte andere Punkte zu ſetzen (puncta contra puncta ponendi), die Kunſt des Contrapunktes, im barbariſchen Latein jener Zeit ars contrapuncti nante, oder auch kurzweg: contrapunctum, wol gar contrapunctus, ars contrapunctandi; der Künſtler, welcher dieſer Kunſt mächtig war, hieß contrapunctista u. ſ. w.

Indeß der Ausdruck ſolchergeſtalt urſprünglich nichts anderes bezeichnete, als die Kunſt zu einer gegebenen Melodie oder Stimme eine oder mehre andere zu erfinden, ſo wurde er in der Folge bald auch zur Bezeichnung der Tonſetzkunſt überhaupt gebraucht, und inſofern als gleichbedeutend mit dem Ausdrucke Compoſition (ſ. d. Art.).

Außerdem pflegte man aber auch die zu der urſprünglichen Stimme geſetzten Punkte oder Stimmen ſelbſt, die Gegenpunkte, contrapuncta, oder kurzweg den Contrapunkt zu nennen, in deſſen Gegenſatze jene urſprüngliche oder gegebene Melodie oder Stimme mit dem Namen cantus firmus, feſte, feſtſtehende Stimme oder Melodie, feſter Geſang genant zu werden pflegte. Wenn z. B. zu der Melodie (Fig. 1.) die zweite

Digitized by Google

(Fig. 2.) geſetzt wurde, ſo wurde dieſe letztere der Contrapunkt des cantus firmus (Fig. 1.) genant.

Nicht ſelten aber wird unter dem Ausdrucke „der Contrapunkt", auch das aus dem cantus firmus und der oder den dazugeſetzten Stimmen zuſammen entſtandene Ganze verſtanden, und alſo, um die vorſtehenden Beiſpiele beizubehalten, der zweiſtimmige Satz (Fig. 3.) ein Contrapunkt genant.

Insbeſondere entwickelte ſich aber in der Folge die Unterſcheidung vom einfachen und vom doppelten Contrapunkte. Wenn nämlich die mehren Stimmen ſo beſchaffen waren, daß jede derſelben, nach Belieben, als Ober- und als Unterſtimme gebraucht, die höhere unter die tiefere hinab, oder dieſe über jene hinauf verſetzt werden konte, wie z. B. in dem Satze (Fig. 4.), deſſen Oberſtimme ſich, durch Verſetzung um eine Octave tiefer, zur Unterſtimme machen läßt (Fig. 5.); oder, was ebendaſſelbe iſt, die Unterſtimme, durch Hinaufrücken um eine Octave, zur Oberſtimme (Fig. 6.), wenn, ſage ich, ein Contrapunkt ſo beſchaffen war, daß ſich die Stimmen ſolchergeſtalt gegen einander umkehren ließen, daß er alſo in zweifacher Geſtalt gebraucht werden konte; ſo nante man ihn einen doppelten Contrapunkt, im Gegenſatze eines jeden andern, nicht alſo umkehrbaren. In dieſem Sinne heißt alſo doppelter Contrapunkt ſoviel, wie umkehrbarer Contrapunkt, oder: ein aus gegen einander verkehrbaren Stimmen beſtehender Satz; einfacher Contrapunkt aber der nicht umkehrbare.

Da nun die Verfertigung eines ſolchen doppelten Contrapunktes allerdings etwas Künſtlicheres iſt, als die Anfertigung eines nicht alſo umkehrbaren, einfachen Contrapunktes, ſo wurde die Kunſt, einen doppelten Contrapunkt zu ſetzen, nicht allein mit Recht unter die künſtlicheren Setzarten gerechnet, ſondern man gewöhnte ſich nach und nach daran, unter dem Ausdrucke: doppelte Contrapunkte eine jede künſtlichere Setzart zu verſtehen, alſo auch den Fugenſatz, die imitatoriſche und kanoniſche Schreibart überhaupt; und nante einen in dieſen Künſten und Künſteleien bewanderten Tonſetzer einen doppelten Contrapunctiſten.

Ja, bald ging der Sprachgebrauch noch weiter: indem nämlich der Ausdruck Contrapunkt zur Bezeichnung des einfachen Contrapunkts nach und nach in Abgang kam, pflegte man denſelben nur noch allein zur Bezeichnung des doppelten Contrapunktes oder der künſtlicheren Schreibart überhaupt zu gebrauchen, ſo daß man jetzt unter dem Ausdrucke Contrapunkt ſchlechtweg gewöhnlich nur den doppelten Contrapunkt zu verſtehen pflegt.

Die bis hieher angeführten Beiſpiele von doppelten Contrapunkten waren ſämtlich blos zweiſtimmig. Ein aus drei, vier, oder mehren verkehrbaren Stimmen beſtehender Contrapunkt pflegt auch drei-, vier-, oder mehrfacher Contrapunkt genant zu werden. So heißt der aus drei verkehrbaren Stimmen beſtehende Contrapunkt (Fig. 6 a.) ein dreifacher; die Umkehrungen ſind unter b, c, d, e, f, zu ſehen.

In allen bis hieher angeführten Beiſpielen geſchah die Verſetzung der einen oder anderen Stimme überall um eine (oder auch wol um mehre) Octaven höher oder tiefer. Dieſe Art contrapunktiſcher Umkehrung nent man Contrapunkt in der Octave (oder in der Terzdecime oder Tredecime).

Es laſſen ſich aber auch ähnliche contrapunktiſche Verſetzungen in anderen Intervallen machen, wie aus folgenden Beiſpielen zu erſehen (ſ. Fig. 7.). Die Unterſtimme dieſes Beiſpiels kann um eine Decime höher verſetzt und dadurch über die bisherige Oberſtimme hinaufgerückt werden (ſ. Fig. 8.); und eben ſo läßt ſich die Oberſtimme jener Fig. 7. durch Herabſetzung um eine Decime unter die bisherige Unterſtimme hinabrücken (ſ. Fig. 9.). Ein ſolcher Contrapunkt heißt doppelter Contrapunkt in der (Terz oder) Decime; und zwar in die Oberterz oder Oberdecime, wenn die Unterſtimme um eine Terz oder Decime hinauf verſetzt wird (evolutio in tertiam sive decimam acutam); — in die Unter-Terz oder Decime aber, evolutio in tertiam gravem, ſofern die Oberſtimme um eine 3 oder 10 herabgeſetzt erſcheint.

Auf ähnliche Art kann in dem Beiſpiele Fig. 10. die Unterſtimme durch Hinaufrückung um eine (Quinte oder) Duodecime, über die bisherige Oberſtimme erhoben und zur Oberſtimme gemacht werden (ſ. Fig. 10 b.); oder auch die urſprüngliche Oberſtimme zur Unterſtimme, durch Herabverſetzung um eine (Quinte oder) Duodecime (ſ. Fig. 10 c.).

Ebenſo wird die Oberſtimme des Satzes (Fig. 11.) nachſtehend um eine Duodecime tiefer von der Unterſtimme nachgeahmt, oder mit andern Worten um eine Duodecime tiefer hinabgerückt und ſelbſt durch Herabverſetzung unter die bisherige Unterſtimme zur Unterſtimme gemacht (ſ. Fig. 12.). Ein ſolcher Contrapunkt (wo die Oberſtimme ſolchergeſtalt um eine Quinte oder Duodecime tiefer, oder die Unterſtimme eine Quinte oder Duodecime höher nachgeahmt werden kann, oder mit andern Worten, wo die urſprüngliche Oberſtimme von der Unterſtimme, die urſprüngliche Unterſtimme aber von der Oberſtimme, jedoch um eine Quinte höher, nachgeahmt wird, oder umgekehrt), — heißt demnach doppelter Contrapunkt in der (Quinte oder) Duodecime, und zwar in die Oberquinte oder Oberduodecime, wenn die Unterſtimme um eine 5 oder 12 hinaufgerückt wird (Erogatio in quintam sive duodecimam acutam); — im entgegengeſetzten Falle aber heißt ſie doppelter Contrapunkt in die Unterquinte oder Unterduodecime (inversio oder evolutio in quintam sive duodecimam gravem).

Auf ähnliche Weiſe laſſen ſich doppelte Contrapunkte auch noch in anderen Intervallen bilden, in der Quarte, in der Sexte, in der Secunde, in der Septime. —

Der umkehrbare oder doppelte Contrapunkt iſt, wie man ſieht, nichts anderes als eine Gattung von Nachahmung; denn z. B. die obige Fig. 5. iſt eine Nachahmung von Fig. 4., denn bei Fig. 5 a. ahmt die Unterſtimme den Geſang der Oberſtimme der Fig. 4. nach, nur um eine Octave tiefer, indeß die Oberſtimme von 5 a. die Unterſtimme von Fig. 4. ganz unverändert nachahmt. — Eben

Digitized by Google

ſo wird die Unterſtimme von Fig. 7. bei Fig. 8. um eine Decime höher nachgeahmt u. ſ. w.

Die Lehre vom umkehrbaren oder doppelten Contrapunkte findet dieſem nach ihre ganz geeignete Stelle nur in der allgemeinen Lehre von der Nachahmung, woſelbſt allein ſie ganz erſchöpfend abgehandelt werden kann.

Am allerwenigſten aber vermag die Lehre von doppelten Contrapunkten auf anderen Leiterſtufen (nämlich in der Quarte, Quinte, Sexte ꝛc.) hier erſchöpfend abgehandelt zu werden, weil, um dieſe folgerecht und klar abzuhandeln, nothwendig die weitläufige und verwickelte Lehre von der Nachahmung einer Melodie auf einer andern Leiterſtufe vorausgeſchickt werden müßte, ſtatt weſſen die ausführlichere Verhandlung dieſer Contrapunkte füglicher auf die Lehre von der Nachahmung ausgeſetzt bleiben mag, und um ſo unbedenklicher hier übergangen wird, da alle dieſe Contrapunkte von äußerſt beſchränktem praktiſchem Nutzen und an ſich ſelbſt größtentheils nur gar wenig wohlklingend und brauchbar ſind, ſo daß ſie faſt nur der müſſigen Speculation angehören.

Wol aber kann von dem überall praktiſch nützlichen doppelten Contrapunkte in der Octave (oder Doppeloctave ꝛc.) folgendes hier angeführt werden.

Im Allgemeinen wird man leicht von ſelbſt bemerken, daß, wenn die im doppelten Contrapunkte der Octave gegeneinander zu verkehrenden Stimmen ſich um eine volle Octave von einander entfernen, wie z. B. in Fig. 13., die Unterſtimme um wenigſtens zwei Octaven hinaufgerückt werden muß (Fig. 14.), oder die Oberſtimme um zwei Octaven hinab (Fig. 15.), oder beide zugleich um eine oder mehre Octaven gegeneinander (Fig. 16.). Denn wollte man blos die Oberſtimme um eine Octave herab, oder blos die Unterſtimme um eine Octave hinauf verſetzen (ſ. Fig. 17.), ſo würden an allen denjenigen Stellen, wo die Töne der Oberſtimme gegen die der Unterſtimme um eine Octave oder noch weiter entfernt ſind, dieſe Stimmen nicht gegeneinander verkehrt, ſie werden nur näher an einander gerückt, nicht aber die untere über die höhere hinauf, oder dieſe unter jene hinab verſetzt ſeyn, was doch die Weſenheit des doppelten Contrapunktes iſt. (Vergl. m. Theorie d. Tonſetzk. §. 43.)

Eben ſo wird man von ſelbſt leicht bemerken, daß bei der Umkehrung zweier Stimmen im Contrapunkte der Octave, die Intervalle (Tonentfernungen), welche die Töne der Oberſtimme gegen die der Unterſtimme bilden, ſich ſämtlich verändern. Im Beiſpiele Fig. 18. bildet die Oberſtimme beim erſten Viertel gegen die Unterſtimme eine Terz, beim zweiten Viertel eine Sexte, dann eine Quinte u. ſ. w. In der Umkehrung (Fig. 19.) aber bildet beim erſten Viertel die Oberſtimme gegen die Unterſtimme eine Sexte, dann eine Terz, eine Quarte u. ſ. w.

Als allgemeiner Typus zur Anſchauung, wie durch die Verſetzung im Contrapunkte der Octave die Intervalle ſich verändern, dient folgende Darſtellung:

die 2. wird zur 7.
„ 3. „ „ 6.
„ 4. „ „ 5.
„ 5. „ „ 4.
die 6. wird zur 3.
„ 7. „ „ 2.

oder:

2, 3, 4, 5, 6, 7.
7, 6, 5, 4, 3, 2.

Man ſieht aus dieſen Tabellen, daß den höchſten Ziffern immer die niederſten gegenüberſtehen, und den niederſten die höhern; und zwar ganz natürlich: denn bei einer Umkehrung iſt alles umgekehrt.

Nur die reine Octave gibt in der Umkehrung kein anderes Intervall, ſondern wieder eine reine Octave, folglich nur wieder daſſelbe Intervall in einer höhern oder tieferen Lage. Auch geben alle Intervalle, welche größer ſind als eine reine Octave, z. B. die Decime, die None u. ſ. w. und ſelbſt auch die übermäßige Octave, ebenfalls keine eigenen Umkehrungen, ſondern nur eben die, wie die Terz, die Secunde, die übermäßige Prime, u. ſ. w.

Was wir im Vorſtehenden von den Zählnamen der Intervalle bemerkten, gilt aus gleichen Gründen auch von den Beinamen. Aus einem Intervalle mit dem Beinamen klein, wird eines mit dem Beinamen groß, und umgekehrt; aus verminderten Intervallen werden übermäßige, aus übermäßigen verminderte:

·2 — 7· — ·2 ··2 — 7·· — ··2
·3 — 6· — ·3 ··3 — 6·· — ··3
·4 — 5· — ·4 ··4 — 5·· — ··4
·5 — 4· — ·5 ··5 — 4·· — ··5
·6 — 3· — ·6 ··6 — 3·· — ··6
·7 — 2· — ·7 ··7 — 2·· — ··7
··8 — 1·· — ··8

d. h. die kleine Secunde wird große Septime, die große Septime aber kleine Secunde. Die kleine Septime wird große Secunde, die große Secunde aber kleine Septime. Und eben ſo wird die ··2 zur 7··, die 7·· aber wird ··2. Die ··8 wird 1··, und dieſe wird ··8, u. ſ. w. Auf gleiche Weiſe werden, wie leicht zu ſehen, aus doppeltverminderten Intervallen doppeltübermäßige, und umgekehrt.

Frägt man nun, wie ein Satz beſchaffen ſeyn müſſe, um als doppelter Contrapunkt gebraucht werden zu können, ſo läßt ſich auf dieſe Frage im Allgemeinen nur dieſes antworten: daß er ſo beſchaffen ſeyn muß, daß die Stimmen ſich gegeneinander verkehren, und zwar wo möglich auf jede beliebige Art verkehren laſſen.

Die Lehre vom doppelten Contrapunkte iſt im Ganzen nichts anderes, als eine ausgedehnte Anwendung desjenigen, was wir in der Accordenlehre die Lehre von den Umgeſtaltungen der Lage der Intervalle einer Harmonie (Theorie §. 55 u. flgg.) kennen lernen, welche Lehre, dort nur in Beziehung auf die Lage der Intervalle einzelner Accorde abgehandelt, hier auf die Lage der eine ganze Reihe von Harmonien bildenden, ganzen Tonreihen oder Melodien oder Stimmen angewandt erſcheint.

Auf dieſe Weiſe löſet ſich nun die Aufgabe, einen im doppelten Contrapunkte verkehrbaren, d. h. einen Satz zu verfertigen, deſſen Stimmen ſich gegeneinander ver-

Digitized by Google

kehren laſſen, dahin auf: **alles dasjenige zu vermeiden, was nicht in jeder Lage gut iſt.**

Was nun in dieſer Hinſicht gut oder nicht gut zu nennen iſt, iſt eine Frage, welche beinahe die ganze Lehre vom reinen Satze durchläuft, und ſich mithin unmöglich mit wenigen Ge- oder Verboten abthun läßt, vielmehr müßte, um dieſe Frage zu erſchöpfen, alles dasjenige hier wiederholt werden, was im ganzen Verlaufe der Lehre vom reinen Satze in Beziehung auf dieſe oder jene Lage dieſes oder jenes Accordes, dieſer oder jener Harmonienfolge, dieſer oder jener Parallelbewegung u. ſ. w. vorkomt.

Da nun dieſes nicht der Zweck der gegenwärtigen Abhandlung ſeyn kann und darf, ſo möge es genügen, nachſtehend, blos beiſpielsweiſe, Einiges von dem Vielen, was in der erwähnten Hinſicht zu beachten iſt, hier anzuführen.

1) Wir wiſſen aus der Lehre von der Verwechſelung der Accorde, daß ein Dreiklang in zweiter Verwechſelung etwas das Gehör wenig Befriedigendes an ſich hat (Theor. §. 64.), daß vorzüglich Nebendreiklänge (§. 126.) ſich in ſolcher Lage meiſt übel ausnehmen (§. 64.) vorzüglich aber ganze Reihen von Dreiklängen in zweiter Verwechſelung, wobei die Baßſtimme ſich ſprungweis (§. 486. 487.) von der Grundquinte des einen zu der des andern bewegt. Aus allen dieſen Rückſichten ergibt ſich alſo, daß der Satz (Fig. 20.), nicht tauglich iſt, in doppelte Contrapunkte der Octave verſetzt zu werden, wie in Fig. 21., weil in dieſer Lage eine ganze Folge von theils Haupt-, theils ſogar auch Nebendreiklängen in zweiter Verwechſelung erſcheint, und die Oberſtimme des Beiſpiels (Fig. 20.), welche ſich ſprungweis fortwährend von der Grundquinte des einen zu der des andern Accordes bewegt, eben darum nicht tauglich iſt, als Baßſtimme aufzutreten, wie bei Fig. 21., ſondern nur etwa als Mittelſtimme, wie z. B. in Fig. 22.

2) Wir wiſſen ferner aus der Lehre des reinen Satzes (Theorie §. 74.), daß ein Dominantendreiklang mit ausgelaſſener Terz zwar ganz füglich gebraucht werden kann, wenn der Grundton deſſelben zu unterſt und die Quinte über demſelben liegt (Fig. 23.), indeß er in umgekehrter Lage (Fig. 24.) dem Gehöre ſehr anſtößig klingt. — Es ergibt ſich daraus von ſelbſt, daß ein Dominantendreiklang mit ausgelaſſener Terz für den doppelten Contrapunkt der Octave nicht wol brauchbar iſt. — Und da vollends bei jedem andern, als dem Dominantendreiklang, die Auslaſſung der Terz noch weit anſtößiger iſt, ganz beſonders aber alsdann, wenn die Grundquinte tiefer liegt, als die Grundnote (Theorie §. 73.), ſo ergibt ſich hieraus, daß auch jeder andere Dreiklang mit ausgelaſſener Terz, wie in Fig. 25., für den doppelten Contrapunkt der Octave (Fig. 26.) als unbrauchbar zu betrachten iſt, und daß alſo das Beiſpiel in Fig. 23. etwa ſo, wie in Fig. 27., verändert werden müßte, um in den Contrapunkt der Octave, wie in Fig. 28., verſetzt werden zu können.

3) Da die einem Hauptvierklange frei hinzugefügte große None alsdann, wenn ſie höher als die Grundterz liegt, ſich ſehr angenehm, im entgegengeſetzten Falle aber merklich anſtößig ausnimt (Theor. §. 80.), ſo erkent man leicht, daß ein Zuſammenklang der Art, wie in Fig. 29., für den doppelten Contrapunkt der Octave (Fig. 30.) nicht zu gebrauchen iſt.

4) Da ein übermäßiger Sextaccord (Theor. §. 89. §. 91. bei B.), wenn er ſo verlegt wird, daß die übermäßige Sexte ſich in eine verminderte Secunde verwandelt, ſehr herbe zu klingen pflegt, ſo geht daraus hervor, daß Sätze, in welchen ſolche Accorde vorkommen, wie in Fig. 31. zur Verſetzung in dopp. Contrap. d. Octave (Fig. 32.) wenig brauchbar ſind, und daß der Satz in Fig. 33. ſich zwar ſo, wie Fig. 34. und 35. angegeben iſt, umkehren läßt, nicht aber ſo, daß die urſprüngliche Oberſtimme unter die urſprüngliche Baßſtimme hinabgerückt würde, wie in Fig. 36. und 37.

5) Da Trugcadenzen überhaupt in verwechſelten Lagen ſelten wohlklingen und dem Gehöre meiſt anſtößig auffallen (Theor. §. 257. 267.), ſo ergibt ſich daraus, daß ſie für den doppelten Contrapunkt der Octave nicht leicht brauchbar ſind. Darum iſt z. B. der Satz (Fig. 38.) für den doppelten Contrapunkt der Octave nicht überall brauchbar, weil zwar die drei oberen Stimmen ſich wohl untereinander verkehren laſſen; aber, z. B. Fig. 39., wenn man etwa die Unterſtimme über die übrigen hinaufrücken (Fig. 40.), oder ſonſt eine der letzteren in Baß legen wollte (Fig. 41.), die Trugcadenz $V^7 = vi$ in allen dieſen Lagen ſich übel ausnehmen würde.

6) Da, wie vorhin erwähnt, Quarten ſich in Quinten verwandeln, ſo ergibt ſich daraus von ſelbſt die Nothwendigkeit, **Quartparallelen** zu vermeiden, weil ſie in der Umkehrung Quintparallelen geben. Darin iſt alſo z. B. der Satz Fig. 42. nicht zum doppelten Contrapunkte der Octave geeignet, weil die Oberſtimme gegen die zweite Stimme Quartparallelen bildet, welche in der Umkehrung (ſ. Fig. 43.) zu Quintparallelen werden.

7) Da es dem Gehöre überhaupt einigermaßen anſtößig klingt, eine und dieſelbe Note durch einen Vorhalt verzögert und doch zugleich auch in einer anderen Stimme ſogleich angeſchlagen zu vernehmen (Theor. §. 360 u. flg. 435.), welches beſonders alsdann von unangenehmer Wirkung iſt, wenn ſolcher Vorhalt im Baſſe liegt, ſo wie auch, wenn die beiden Töne dicht neben einander liegen (§. 361.), ſo ergibt ſich daraus, daß der Satz Fig. 44. zu Verkehrungen in doppelten Contrapunkt der Octave, wie in Fig. 45. 46. 47., nur wenig brauchbar iſt, und nur etwa ſo, wie in Fig. 48. 49.; von ähnlicher Art ſind die Beiſpiele in Fig. 50. und 51.

Die vorſtehenden Bemerkungen, welchen ſich leicht noch weit mehre beifügen ließen, mögen genügen, um einestheils beiſpielsweiſe aufmerkſam darauf zu machen, wie auf ſolche und ähnliche Umſtände, von welchen die Brauchbarkeit eines Satzes zur Verkehrung in doppelten Contrapunkt der Octave abhängt, geachtet werden muß, anderntheils auch den Beweis zu liefern, daß es unmöglich iſt, die Sache mit einem Paar Regeln der Art, wie man ſie in unſeren Lehrbüchern findet, abzuthun.

Fragt man nun endlich, als nach dem Reſultat der bisherigen Betrachtungen: **wie man ſich denn an-**

Digitized by Google

zuſchicken habe, um einen zum doppelten Contrapunkt der Octave beauchbaren Satz zu erfinden, ſo haben wir dafür keine andere allgemeine Antwort, als wie bereits erwähnt, die: daß man eben alle diejenigen Intervalle, Harmonienfolgen, Parallelbewegungen, kurz alles vermeide, wovon man aus der Theorie des reinen Satzes weiß, daß es nicht in verkehrter Lage ebenfalls wohlklingend und brauchbar iſt, alſo z. B. (um bei den vorſtehend angeführten Beiſpielen zu bleiben), Dominantendreiklänge mit ausgelaſſener Terz, — Hauptvierklänge mit frei beigefügter None, übermäßige Sextaccorde, Quartenparallelen, die Führung einer Stimme von der Quinte einer Dreiklangharmonie, zumal einer Nebendreiklangharmonie, zur anderen, zumal ſprungweiſe, — ja jede Nebendreiklangharmonie überhaupt, eben ſo Trugcadenzen überhaupt u. ſ. w.

Dies Alles beim Erfinden eines zum doppelten Contrapuncts in der Octave beſtimten Satzes zu überſchauen, und überhaupt einem jeden erfundenen oder gegebenen Satze es auf den erſten Blick anzuſehen, ob und in wiefern er im Contrapunkte der Octave verkehrt werden kann oder nicht, und was etwa an der einen oder anderen Stimme geändert werden müſſe, um ſie verkehrbar zu machen, — dieſe Fertigkeit und Überſicht iſt eine Sache, welche nur durch Übung erworben werden kann, übrigens unter Berückſichtigung der vorſtehend beiſpielsweiſe angeführten Warnungen nicht allzu ſchwer zu erwerben iſt. Mindergeübten bleibt freilich anfänglich nichts anderes übrig, als es bald ſo, bald anders zu verſuchen, die Stimmen eines mehrſtimmigen zum Contrapunkte der Octave beſtimten Satzes bald in dieſer, bald in jener verkehrten Lage untereinander zu ſchreiben, und durch Anſchauung derſelben zu erproben, ob ſie in jeder derſelben einen reinen Satz bilden.

Einige Erleichterung hiebei kann man ſich indeſſen durch folgendes Verfahren verſchaffen. Man nimt drei Notenzeilen vor, auf deren mittlere man eine Melodie ſchreibt, wie z. B. in Fig. 52., und um nun zu dieſer erſten eine zweite Melodie zu finden, welche zur erſteren ſowol als Oberſtimme, wie auch als Unterſtimme dienen könne, verſucht man eine ſolche zweite Melodie erſt nur in der einen dieſer Eigenſchaften, z. B. als Unterſtimme, und ſchreibt dieſelbe demnach in die offen gelaſſene untere Zeile. Wenn man nun, um beim obigen Beiſpiele zu bleiben, zu der auf der mittleren Zeile befindlichen erſten Melodie eine Unterſtimme geſetzt hat, etwa wie in Fig. 53., ſo benutzt man ſodann die noch offene obere Zeile, um dieſe neue Stimme eine oder zwei Octaven höher darauf zu ſchreiben, wie in Fig. 54., und ſo ſteht es denn ganz anſchaulich vor Augen, daß dieſe zweite Stimme nicht zum Contrapunkte der Octave brauchbar iſt, daß man alſo eine andere zu finden ſuchen, oder die vorliegende etwa folgendermaßen ändern muß, z. B. wie in Fig. 55.

Ein ähnliches, wol noch kürzeres, übrigens ſchon von Koch in ſ. muſikal. Lexik. S. 467 angedeutetes Verfahren beſteht darin, daß man erſt eine Stimme auf eine Notenzeile ſchreibt, für die dazu zu erfindende zweite Stimme dann eine Notenzeile frei läßt, und unter dieſe ſodann auf eine dritte Zeile die erſte Stimme, um eine oder zwei Octaven tiefer, abſchreibt, z. B. wie in Fig. 56. Die frei gelaſſene mittlere Zeile dient alsdann, um die zweite Stimme zu componiren. Indem man dieſe nun auf die mittlere Zeile ſchreibt, wie z. B. in Fig. 57., vermag man, durch Vergleichung derſelben ſowol mit der oberen als mit der unteren Zeile, auf der Stelle zu überſchauen, ob ſie zu jener als Unterſtimme und zu dieſer als Oberſtimme zu dienen vermag, und wird alſo, im vorliegenden Beiſpiele, alsbald im dritten Tacte erſehen, daß hier nicht f ♮ geſetzt werden darf, wenn die Stimme als Oberſtimme ſoll dienen können.

(*Gfr. Weber.*)

Contratöne ſ. Tablatur.

Contraviolon ſ. Violon.

CONTREBANDE. Hierunter verſteht man, wie ſchon die Wortbedeutung ſchließen läßt (ital. contrabando, von bando, Geſetz, Befehl), überhaupt Waren, welche einem Verbote zuwider irgend wohin geführt werden. Ein ſolches Verbot kann aus zwei verſchiedenen Beweggründen verfügt werden, und es ſind demzufolge zwei Arten von Contrebande zu unterſcheiden.

1) Im völkerrechtlichen Sinn beſteht dieſelbe aus Gütern, die nach den anerkanten Rechtsgrundſätzen ein neutrales Volk keinem der kriegführenden Staten zur See zubringen darf, ohne ſich der Gefahr des Wegnehmens von Seiten des andern feindlichen States auszuſetzen. Dieſe läſtige Beſchränkung des neutralen Handels hat man, um dem Begriff der Neutralität treu zu bleiben, bei ſolchen Gütern eintreten laſſen, welche ein in Krieg verwickelter Stat zur Kriegführung benutzen kann. Da aber eine feſte Grenze deſſen, was zu dieſem Behufe als Mittel dienen mag, nicht wohl im Allgemeinen gezogen werden kann, ſo mußte näher beſtimt werden, welche Gegenſtände dafür gelten ſollen. Bei Waffen, Geſchützen, Schießbedarf mit Einſchluß von Schwefel und Salpeter, Degengehängen, Sattel- und Pferdegeſchirr, Uniformen, liegt es in der Natur der Sache; aber bei rohen Stoffen, die ebenſo leicht für friedliche Zwecke verarbeitet werden können, z. B. Bauholz, Segeltuch, Tauwerk, Eiſen, Blei, Theer, Pech, ferner bei Lebensmitteln, wenigſtens ſolchen, die für Feſtungs- und Schiffsmannſchaft dienen, wie Zwieback und geſalzenes Fleiſch, iſt man im europäiſchen Völkerrechte nicht ganz einig. Die nordiſchen Mächte (1780 und 1800) erklärten nur Waren der erſteren Art für Contrebande; die Engländer, als die mächtigeren zur See, wollten auch die letzteren zu derſelben gerechnet wiſſen, wie denn überhaupt in den Grundſätzen des Völkerſeerechts noch Vieles ſchwankend iſt.

2) Im ſtatsrechtlichen Sinne bezieht ſich der Begriff der Contrebande auf diejenigen Statsgeſetze, welche die Ein- oder Ausfuhr einer Art von Waren ganz unterſagen, oder blos gegen Entrichtung eines Zolles geſtatten. Alle Waren, welche man wider das Verbot, oder ohne Entrichtung des vorgeſchriebenen Zolles aus- oder einführt, ſind demnach Contrebande. Der Handel mit denſelben (Schleichhandel, Smuggel) hat ſich neuerlich, da man faſt in allen Staten den innern Verkehr freigegeben hat, an die Landesgrenzen gezogen. Man muß ihn für

Digitized by Google

ein großes Übel halten, indem er viele Kräfte (menſchliche Arbeit und Capitale) beſchäftigt, welche einer nützlichern Anwendung entgehen, da er entſittlicht, zu andern Verbrechen verführt, und, wie die Wilddieberei, einen gewiſſen Reiz für kühne Menſchen beſitzt, ein ſchädliches Beiſpiel häufiger Geſetzübertretung gibt, und ſeine Verhütung oder Erſchwerung der Regirung ſowol als der Nation empfindliche Opfer auferlegt. Die Kunſtgriffe der Schleichhändler (Contrebandiers, Smuggler, Schwärzer ꝛc.) ſind von unerſchöpflicher Mannigfaltigkeit, und das Wetteifern dieſer Menſchen mit den Zollbeamten an Liſt wäre eines beſſern Zweckes würdig. Die Arbeitstheilung hat auch hier ihre Wirkungen geäußert, es gibt Unternehmer des Schleichhandels, welche gegen eine in Procenten des Werthes beſtehende Abgabe die Contrebande über die Grenze ſchaffen, und hiezu eine Anzahl von Untergebenen, die blos als Lohnarbeiter bezahlt werden, in ihre Dienſte nehmen. Dieſe Smuggelprämie richtet ſich, wie die Aſſecuranzprämie, nach der Größe der Gefahr, d. i. nach der Sorgfalt, mit der die Grenze bewacht wird, und der Schwere der im Entdeckungsfalle zu erwartenden Strafen. Indeß iſt der Contrebandier, um den vollen Gewinn zu ziehen, oft zugleich Eigenthümer der Contrebande, und dann im wahren Sinne Schleichhändler. Die Entrüſtung der Statsmänner über dieſes widerrechtliche, die Geſetze verhöhnende Gewerbe iſt allgemein und gerecht, und ſo lange die Erſchwerungen des Verkehrs fortdauern, bleibt nichts übrig, als durch Controlmittel, ununterbrochene Aufſicht und nachdrückliche Beſtrafung entgegenzuwirken, auch das bedauernswerthe Vorurtheil zu bekämpfen, welches den Schleichhandel für weniger unmoraliſch hält, als andere Arten des Betrugs. Jedoch erſcheint der Beruf des Geſetzgebers in einem noch ſchöneren Lichte, wenn es dieſem gelingt, einer verpönten, aber ſchwer zu verhütenden Handlung die Eigenſchaft der Strafwürdigkeit ganz abzuſtreifen. Weder die ſtrengſten Strafen, noch die Aufſtellung einer dichten Poſtenkette um die Grenze kann dem Schleichhandel völlig ſteuern, wenn die Verbote oder Zölle einen beträchtlichen Unterſchied des in- und ausländiſchen Preiſes bewirken. Iſt der Centner Kochſalz von einer auswärtigen Saline für 1 Rthlr. zu kaufen, während er innerhalb eines Landes wegen der Regalität 3 Rthlr. gilt, ſo bringt das Einſchwärzen eines halben Centners 1 Rthlr. Gewinn, und dies iſt ein ſo hoher Taglohn, daß viele Menſchen der arbeitenden Klaſſe dem Reiz, eine Tracht Salz über die Grenze zu bringen, nicht widerſtehen können. Werden ernſtliche Vorkehrungen getroffen, ſo iſt die weitere Verſuchung nahe, ſich zu bewaffnen, und in Banden, die ſelbſt einer ſchwachen Abtheilung von Soldaten Trotz bieten können, dem geſetzwidrigen Gewerbe nachzugehen, wie zur Zeit der Gabelle in Frankreich häufig geſchah. So werden wir denn auf das einzige Radicalmittel hingewieſen, durch Aufhebung der Verbote oder hohen Zölle den Antrieb zum Schleichhandel zu vernichten (ſ. Handelsfreiheit), und den Gewinn, welchen bisher unredliche Wagehälſe in den Grenzorten gezogen haben, unter die Conſumenten und Kaufleute im ganzen Lande ſich vertheilen zu laſſen. Je mehr man die tauſend kleinen Verzweigungen des Schleichhandels beobachtet, die Niederlagen auf den der Küſte nahen Inſeln, oder in den Städten an der Grenze, die Benutzung wenig bekanter Fußpfade, dunkler regnichter Nächte oder nebliger Tage, das Verbergen koſtbarer Waren in kleinen Räumen u. dgl., deſto mehr überzeugt man ſich von der Unwirkſamkeit der Sperrſyſteme und der Unrichtigkeit der berechneten Handelsbilancen, deſto wahrer findet man den Ausſpruch eines neueren engländiſchen Schriftſtellers, daß der Schleichhandel das große Correctionsmittel (the great corrector) der fehlerhaften Handelsgeſetze ſey. Jeder Schritt zur Herabſetzung oder Beſeitigung der Zölle wird die Contrebande verringern, und die Erfahrungen der neueſten Zeit geben die durch eine unwiderlegte Theorie beſtärkte Hoffnung, daß ſolche Schritte, mit der nöthigen Vorſicht gethan, auch für den allgemeinen Wohlſtand nützlich ſeyn werden.

(K. H. Rau.)

CONTUMACIA im techniſchen Sinne, bezeichnet die Folgen der Nichtbeobachtung richterlicher Befehle.

I. Im Civilproceſſe führt jede Nichtvollziehung einer, rückſichtlich eines einzelnen Rechtsſtreits, richterlich befohlenen Handlung, ſowol für die ſtreitenden Theile, als für Dritte, nachtheilige Folgen herbei, welche in jenem Falle zwar häufig dem Gegner Vortheil bringen, von den Geſetzen ſelbſt aber als Privatſtrafen bezeichnet ſind. Dieſe Folgen ſind nach Beſchaffenheit der richterlich befohlenen Handlung verſchieden. Nichtbefolgung eines ſogenanten arctatoriſch dilatoriſchen Decrets bewirkt immer die Verpflichtung zum Koſtenerſatze (poena contumaciae generalis); Nichtbefolgung eines peremtoriſchen Decrets aber außerdem, daß die befohlene Handlung als geſchehen oder unterlaſſen fingirt, und der Ungehorſame mit den nicht vorgebrachten Vertheidigungsmitteln mithin ausgeſchloſſen wird (poena contumaciae specialis). Iſt z. B. dem Beklagten die Einlaſſung auf die Klage peremtoriſch aufgegeben, und leiſtet derſelbe dieſem richterlichen Befehl nicht Folge, ſo wird er mit ſeinen etwanigen Einreden präcludirt und ſeine verneinende Einlaſſung fingirt, der Kläger mithin zum Beweiſe der Klage zugelaſſen; iſt der Kläger ungehorſam in Bezug auf die anbefohlene Einreichung ſeiner Replik, ſo wird ein Verzicht auf Fortſetzung der Klage fingirt und der Beklagte von dem Proceſſe losgeſprochen; iſt ein Beweis binnen der feſtgeſetzten Friſt nicht angetreten, ſo wird gleichfalls ein Verzicht auf denſelben fingirt; iſt einem der ſtreitenden Theile die Abgabe einer Erklärung über vom Gegner beigebrachte Urkunden binnen der ihm geſetzten Friſt verſäumt, ſo werden die Urkunden als von ihm anerkant fingirt u. ſ. w. Bedingungen für den Eintrit der Nachtheile des Ungehorſams ſind aber immer 1) im Allgemeinen: die Verpflichtung des Ungehorſamen zur Vornahme einer Handlung (Nichtbefolgung blos monitoriſcher Decrete begründet daher keinen Ungehorſam), legale Auffoderung und eigenes Verſchulden, welches letztere jedoch, nach abgelaufener Zeitfriſt, binnen welcher die Handlung vorgenommen werden ſollte, bis zum Beweiſe des Gegentheils vermuthet wird; 2) im Beſondern: völliger Ablauf der peremtoriſchen Zeitbeſtimmung, und die vorher-

gegangene, ausdrückliche Androhung des Nachtheils, ſey es durch das Geſetz, ſey es durch den Richter. Außer den Fällen verſäumter Nothfriſten werden gemeinrechtlich (denn nach Particulargeſetzen iſt es häufig nicht erfoderlich) die beſondern Nachtheile des Ungehorſams erſt nach geſchehener Ungehorſamsbeſchuldigung (accusatio contumaciae) abſeiten des Gegners verhängt; ſo daß es dem Ungehorſamen noch frei ſteht, vor dieſer Ungehorſamsbeſchuldigung das Verſäumte nachzuholen (contumaciam purgare). Nachher können dieſe Nachtheile nur durch nachgeſuchte Wiedereinſetzung in den vorigen Stand gehoben werden; auch finden gegen ein auf das Contumacialverfahren gebauetes, und die Folgen deſſelben ausſprechendes Bekentniß abſeiten des Ungehorſamen die ordentlichen Rechtsmittel nicht ſtatt (contumax non appellat); wol aber inſofern als er das Daſeyn der Bedingungen der gegen ihn angenommenen Contumacia zu beſtreiten ſucht. (Vgl. *Schoepff* de processu unilaterali cum primis contumaciali. Tübing. 1748. 4. Schmelzer Contumacialproceß der höchſten Reichsgerichte. Gött. 1792. v. Gönner Handb. des Proc. Bd. 1. No. 21. u. a.).

II. Im Criminalproceſſe kann ein Contumacialverfahren nur gegen Abweſende oder flüchtig gewordene Verbrecher eintreten. Es beginnt mit der Erlaſſung von Edictalien, oder einer öffentlichen Ladung, in welcher dem Abweſenden aufgegeben wird, ſich zu einer gewiſſen Zeit vor Gericht zu ſtellen, und auf die gegen ihn vorhandenen Beſchuldigungen und Anzeigen zu antworten, oder gewärtig zu ſeyn, daß man ihn im Fall des Außenbleibens für geſtändig und überführt halten werde. Im Fall des Ungehorſams wird dieſer Nachtheil ausgeſprochen, und das auf die angedrohte Vorausſetzung gebauete Erkentniß, dem übertretenen Strafgeſetze gemäß, abgefaßt und öffentlich bekant gemacht. Kehrt der Verurtheilte zurück, oder wird er nachher zur Haft gebracht, ſo geſtattet man ihm noch eine Vertheidigung; war die Strafe bereits gegen ihn vollſtreckt, z. B. wenn es eine ſolche war, die die perſönliche Anweſenheit des Verbrechers zu ihrer Vollſtreckung nicht vorausſetzt, wie z. B. eine aus ſeinem nachgelaſſenen Vermögen beigetriebene Geldſtrafe, ſo bleibt es bei derſelben ſo lange, bis der Angeſchuldigte ſeine Unſchuld dargethan, oder Gründe der Milderung der erkanten Strafe ausgeführt hat. (Vgl. *Schoepff* de processu in contumaciam in causis criminalibus. Tübing. 1733. 4. *de Winckler* de reo contumace, in deſſen Opuscul. Vol. 1. p. 85 ff. Kleinſchrod über das Contumacialverfahren gegen peinlich Angeklagte, im Archiv des Criminalrechts. Bd. 1. St. 3. No. XIX.). (*Spangenberg.*)

Conz, ſ. am Ende der Nachträge.

COOPER (Thomas), Biſchof von Wincheſter, geboren zu Oxford 1517, ſtudirte daſelbſt Theologie, wandte ſich aber 1546 zur Medicin, wahrſcheinlich aus Abneigung gegen den katholiſchen Glauben, den die Königin Maria durch die gewaltſamſten Mittel einzuführen bemüht war. Nach der Thronbeſteigung der toleranten Königin Eliſabeth wurde er aus einem praktiſchen Arzte wieder Theolog, und zeichnete ſich als Prediger und durch ſeine gelehrten Kentniſſe ſo rühmlich aus, daß er Dechant der Chriſtkirche zu Oxford und Vicekanzler der Hochſchule, 1569 Biſchof von Lincoln und 1584 von Wincheſter wurde, wo er den 29. April 1594 ſtarb. Die Katholiken beſchuldigen ihn einer leidenſchaftlichen Anhänglichkeit an den proteſtantiſchen Glauben und einer harten Behandlung der Andersdenkenden. Außer Predigten und einem *Brief exposition of such chapters of the old testament.* Lond. 1573. 4., ließ er mit Beifall drucken: *Bibliotheca Eliotae, s. dictionarium latino-anglicum auct.* Ib. 1548; 1559 Fol., und dann unter dem Titel: *Thesaurus linguae romanae et britann. etc. et Dictionarium historicum et poet.* Ib. 1565. Fol. *The epitome of chronicles from the 17the year after Christ, to* 1540 *and thence afterwards to* 1560. Ib. 1560. 4. Die beiden erſten Bücher und der Anfang des dritten haben einen frühe verſtorbenen Thomas Languet zum Verfaſſer *). (*Baur.*)

COOPER, John Gilbert, Esq., zu Thurgarton in der Grafſchaft Nottingham 1723 geboren, ſtudirte zu Cambridge, war in ſeiner Grafſchaft Oberlandrichter (Highsheriff), und ſtarb 1769. Am bekanteſten wurde er durch ſein *Life of Socrates, collected from the memorabilia of Xenophon, and the dialogues of Plato, and illustrated farther by Aristotele, Diodorus Sic., Cicero etc.* Lond. 1749; ed. III. 1790. 8. Franzöſiſch von de Combes. Amſt. (Paris) 1751. 12. Man beſchuldigte ihn, daß er durch Idealiſirung des heidniſchen Weiſen, den er als einen vollkommenen Heiligen darſtellte, das Bedürfniß und den Werth einer unmittelbaren göttlichen Belehrung zu verringern getrachtet habe [1]). Ob er Verfaſſer der mit derſelben Tendenz geſchriebenen *Secret history of Pythagoras from a manuscript* 1751. 8. ſey, iſt ungewiß. Außerdem hat man von ihm: *Letters concerning taste.* Lond. 1753; ed. III. 1771. 8. Teutſch, Roſtock 1755. 8.; einen Band Gedichte über verſchiedene Gegenſtände 1764. 8.; eine engländiſche Überſetzung von Greſſets ſcherzhaftem Heldengedichte *le Vertvert*, 1759. 4.; ein Project zur Erbauung eines Hoſpitals für in Verfall gerathene Schriftſteller, wieder abgedruckt im 2ten Bande von Dodsleys kleinen Schriften u. a. [2]). (*Baur.*)

COOPER, Samuel, Kurat zu Great-Yarmouth und Pfarrer zu Morley und Yelverton in Norfolkshire, geſtorben den 7. Januar 1800 in ſeinem 61. Jahre, iſt Verfaſſer mehrer aſcetiſcher, moraliſcher und polemiſcher Schriften: *Definitions and axioms relative to charity, charitable institutions and the poor's laws.* 1764. 8. *Explanations of some difficult textes in*

---

*) *Berkenhout* biogr liter. T. I. 197. The brittish travell. 242. Biogr. univ. T. IX. (von Suard).

1) Baumgartens Nachrichten von merkwürdigen Büchern. 3. Bd. 447. 451. Windheims philoſoph. Bibliothek. 3. Bd. 123—136. Henke's Kirchengeſch. d. 18. Jahrhund. 2. Thl. 82. 2) Biogr. britann. by *A. Kippis.* Vol. IV. Bambergers Anekdoten von großbrit. Gelehrten. 1. Thl. 345. Biogr. univ T. IX. (von Suard).

Digitized by Google

the new test. 1771. 8. *Address to persons after confirmation.* 1783. 8. *First principles et civil and ecclesiastical government, delineated in II. parts.* 1791. 8. †). (*Baur.*)

Copie, Copirmaschine, ſ. am Ende der Nachträge.

COPHIAS, Kuſie (Reptilia) κωφίας — kuſi, neugriechiſch). Der Name der Schlangengattung, welche Oppel Trigonocephalus genant hatte, ward von Merrem aus nicht untriftigen Gründen in den überſchriftlichen verwandelt [1]). In der neuern Zeit ward die Gattung jedoch von den Gebrüdern Boie wieder zerfällt und als Cophias, Trigonocephalus, Lachesis und Cenchris genauer beſtimt. Einige Arten der Kuſien hat Spix [2]) unter dem Namen Bothrops zu einer eigenen Gattung erhoben, und Fitzinger nante die Kuſien mit Kuhl Craspedocephalus [3]). Die Kuſien bilden mit den genanten Gattungen, ſo wie mit Crotalus die Familie Cophiadae [4]). Sie kommen in folgenden Kennzeichen überein [5]). Rumpf und Schwanz ſind oben ſchuppig, der Rumpf unten geſchildet, der Schwanz unten mit gepaarten Schildern bedeckt, auf dem Kopf nur einzelne, iſolirte oder gar keine Schilder; auf den Backen, an jeder Seite, zwiſchen Auge und Naſenloch eine Öffnung; der After ſpornlos; der Schwanz rund, mit einfacher, kegelförmiger Spitze; im Oberkiefer ſtarke Giftzähne, — Zähne, welche undurchbohrt ſind, nur im Gaumen und im Unterkiefer; in jenem zwei Reihen, in dieſem an jeder Seite eine Reihe. — Die Kuſien ſind Giftſchlangen der heißen Länder, die meiſten von ihnen ſind in Amerika, mehre in Aſien einheimiſch. — Sie kommen im Allgemeinen auch hinſichtlich ihrer Lebensweiſe mit den eigentlichen Vipern (Vipera) überein. Es ſind ungefähr 12 Arten bekant. Die merkwürdigſten ſind:

1) C. lanceolatus *Lacépède* (franz. Trigonocephale fer de lance ou jaune. *Lacépède* Ovipar. II. t. V. f. 1.).

Der Kopf dieſer Schlange iſt breit, platt, faſt dreieckig, mit eben ſolchen Schuppen wie der Rücken bedeckt, die jedoch kleiner ſind. Die Schnauze iſt niedergedrückt, faſt viereckig, abgeſtutzt und am Ende mit einem ſenkrechten, vierſeitigen Schild bedeckt, über den Augen ſteht ein breites Schild, der Mund iſt bis unter die Augen geſpalten und läßt ſich bis zu einem Winkel von 85° öffnen, ſo daß die Schlundöffnung bedeutend weit wird; in der obern Kinnlade ſtehen Giftzähne, die oft 1 bis 1½ Zoll lang ſind, die Schuppen des Rückens ſind rhomboidaliſch oder verloſchen ſechseckig, gekielt und ſtehen in ſchiefen Reihen, unter dem Bauch ſtehen 220 bis 240 Schilder, und unter dem Schwanz ungefähr 64 Paar.

Dieſe Schlange erreicht eine Länge von 5 bis 6 Fuß und darüber, ja ſie ſoll auf 9 Fuß lang werden, doch kaum auf 12 Zoll dick. Hinſichtlich der Farbe ändert ſie noch bedeutender ab. Manche ſind orangegelb, andere auf einem Grund von Opperment braungelb gefleckt, ja es gibt braune, ſchwärzliche u. ſ. w. — Dieſe Schlange iſt von einer ungeheuern Fruchtbarkeit. *Moreau de Jonnès*, dem man die intereſſanteſten Aufſchlüſſe über die Naturgeſchichte dieſes Thieres verdankt, verſichert, daß er in allen trächtigen Weibchen, welche er zu unterſuchen Gelegenheit hatte, 50 bis 60 Junge fand, die im Augenblicke ihrer Geburt ſchon ganz ausgebildet, ſehr lebendig, beißig und 8 bis 10 Zoll lang ſind. — Das Vaterland dieſer Schlange iſt ſehr beſchränkt, denn es erſtreckt ſich nicht einmal auf die ganze Inſelgruppe der Antillen, ja ſie kömt ſogar auf den meiſten dieſer Inſeln nicht vor, ſondern findet ſich blos auf Martinique, Sainte-Lucie und Béconia und ſcheint keineswegs, wie man geglaubt hat, auf dem feſten Land von Amerika einheimiſch zu ſeyn. Nach einem Aberglauben der Eingebornen haben die Arronagen, eine Völkerſchaft von den Mündungen des Orinoko, dieſe Schlage aus Haß und Rache auf dieſe Inſel verpflanzt; nach einem andern Volksglauben ſoll ſie aber ſo ſtark an ihr eigentliches Vaterland Martinique gebunden ſeyn, daß ſie gar nirgends anders leben kann. Genug, ſie hat ſich ſo häufig auf Sainte-Lucie und Martinique vermehrt, daß man kein Zuckerrohrfeld abräumt, ohne 60 bis 80 zu finden. Überhaupt aber iſt ſie dort überall zu Haus, in Sümpfen, auf angebauetem Land, in Wäldern, am Ufer der Flüſſe, auf dem Gipfel der Berge, kurz von der Meeresfläche bis an die Schneegrenze. Man ſieht ſie in dem Schlamm kriechen, aus dem die Rhizophoren emporſteigen, gegen den Strom kämpfen, der ſie ins Meer führen will, ſich 100 Fuß über dem Boden auf den Äſten der Waldbäume wiegen u. ſ. w. Jonnès fand bei Erſteigung eines Berges, 5000 Fuß über der Meeresfläche, dieſe Kuſie, die ihm und ſeinen Gefährten hätte um ſo gefährlicher werden können, als alle äußerſt ermüdet waren. Dieſe Schlangen kommen zwar ſelten in die Städte, es ſey denn, daß ſie mit allerlei Viehfutter hereingetragen werden, indeſſen ſcheinen ſie bewohnte Gegenden nicht zu fliehen, und auf dem Lande trifft man ſie häufig in den Häuſern, beſonders wenn dieſe im Gebüſch oder hohen Gras liegen, namentlich aber in den Hütten der Neger. Ihr Hauptaufenthalt bleiben indeſſen immer die Zuckerfelder, wo ſie ſich von Eidechſen, kleinen Vögeln und hauptſächlich von Ratten nähren, welche von den Europäern dort eingeführt, ſich auf eine ungeheuere Weiſe vermehrt haben. Auch die Ställe für das Hofgeflügel ziehen ſie an, und überhaupt laſſen ſie ſich im Freien gern in Vogelneſtern nieder, die ſie der Eier oder Jungen beraubt haben, ſo wie ſie überhaupt nicht leicht irgend einen Schlupfwinkel verſchmähen. — Dabei ſind ihre Bewegungen außerordentlich lebendig und kräftig, ſie machen große Sprünge, theils von der Stelle, theils im Kriechen und werden auf jede Weiſe gefährlich. — Ihr Biß bringt die erſchrecklichſten Folgen und den Tod in wenigen Stunden, oder doch in wenigen Tagen, und bei angewandten, nicht genügenden Hilfsmitteln verurſacht er

†) Reuß gel. Engl. Biogr. univ. (von Suard).

1) Maximilian, Prinz z. Wied, Beiträge z. Naturgeſch. Braſil. 1. S. 469. 2) Serpentum Brasiliensium species novae. Monachii 1824. p. 50. 3) Neue Klaſſifik. d. Reptil. S. 34. 4) Boie in Iſis (Okens) XIX. S. 982. 5) Maximilians Beiträge l. c. 466. Boie l. c. XX. S. 560.

Digitized by Google

viele Jahre hintereinander Schwindel, Bruſtbeſchwerden, Lähmungen und bösartige Geſchwüre. — Aber nicht blos der Menſch erſchrickt vor dieſem Todfeind, auch die Thiere ahnen ſeine Nähe, Pferde werden ſcheu, die Ratten fliehen mit großem Geſchrei, beſonders aber ſind es die Vögel, und namentlich der Cici (Loxia indicator), die der beſtändigen Verfolgung dieſer Schlange ausgeſetzt, ſie mit lautem Geſchrei verfolgen und ſo oft dem Menſchen als Warner dienen. — Was die Hilfsmittel gegen den Biß anlangt, der unter verſchiedenen Umſtänden mehr oder minder gefährlich iſt, ſo hat man deren zwar eine Menge, aber keins, von dem ſich in allen Fällen mit Beſtimtheit ſichere Hilfe verſprechen ließ.

2) C. Jararaca *Wied* [6]), die Schararakka. Die Schuppen ſind gekielt, auf dem Scheitel warzig, der Schwanz mißt $\frac{1}{7}$ der ganzen Körperlänge, die Farbe iſt graubraun, mit abwechſelnden, dunklern, heller eingefaßten Querflecken, welche am Bauch breit, am Rükken ſchmal und bei alten Thieren am Vordertheil kaum ſichtbar ſind. Der Bauch iſt weißlich, bei ältern Thieren an den Seiten dunkler gefleckt, am Bauch ſtehen 193 bis 201 Schilder, unter dem Schwanz 59 bis 68 Paare. Im Oberkiefer ſtehen an jeder Seite zwei große, gekrümte Giftzähne nebeneinander, welche durch ein Gelenk mit dem Oberkiefer feſt verbunden ſind. Obgleich beide gleich groß ſind, ſo ſcheint doch der äußere weniger ausgebildet zu ſeyn und blos der innere gebraucht zu werden. Dicht hinter dem letztern liegt, blos durch Haut und Gefäße mit dem Kiefer verbunden, ein ähnlicher, ſchon durchbohrter Zahn, der im Nothfall den erſtern bald erſetzen muß, und nun folgen wenigſtens noch vier kleinere, ſtets an Größe abnehmende Giftzähne, welche ſämtlich blos in der Haut befeſtigt, mit Mark angefüllt und alſo noch unreif ſind. Mit ihrer fortſchreitenden Ausbildung verſchwindet das Mark. Alle dieſe Giftzähne liegen in einer großen Hauttaſche verborgen, in welche ſelbſt der Hauptzahn ſich zurückzieht, wenn er gänzlich in Ruhe iſt, ſie ſcheinen auszufallen und durch neue erſetzt zu werden, die jüngſten ſind noch ſehr klein, völlig unreif und weich.

Dieſe Schlange erreicht eine Größe von 5 bis 6 Fuß, iſt die gemeinſte Giftſchlange in Braſilien und dort überall verbreitet; ſie iſt langſam und träge und die erwachſenen wegen ihrer ungeheuern Giftzähne höchſt furchtbar. Der Biß junger Thiere hat eine weniger ſtarke Wirkung und wird deswegen leichter geheilt. — Die Braſilianer belegen das jüngere Thier mit der Benennung Jararaca, das große alte, welches ſie für eine andere Species halten, kennen ſie unter dem Namen Jaruracussu oder große Jararaca. Sie hält ſich in trocknen, von der Sonne erhitzten Gebüſchen, aber auch eben ſo gut in den hohen, feuchten, dunkeln Urwäldern auf. Gewöhnlich liegt ſie zuſammengerollt und bereitet ſich nur zum Angriff vor, wenn man ihr zu nahe trit. Sie erhebt ſich dann, ſperrt den Rachen auf, entblößt die Giftzähne, ſtreckt ſie vor und ſpringt dann auf ihren Feind los. Obwol die Eingebornen ziemlich an ſolche Überraſchungen gewöhnt ſind, ſo erſchrecken ſie doch, wie der Prinz von Neuwied erzählt, oft ſo, daß ſie ſich lange nicht erholen können. Dabei iſt es zu bewundern, daß die indianiſchen Jäger, welche immer mit bloßen Füßen gehen, im Ganzen genommen, ſo wenig gebiſſen werden. (*D. Thon.*)

Copuliren, ſ. am Ende der Nachträge.

CORALLARIA, (Zoophyta). Unter dieſer Benennung hat Blainville eine Familie der Zoophyten aufgeſtellt, welche diejenigen Polypen enthält, um deren Mund acht federförmige Tentakeln ſtehen und welche, mehr oder minder zahlreich, unter einander vermittelſt einer fleiſchigen, zuſammenziehbaren Maſſe in Verbindung ſtehen, die eine in der Mitte derſelben befindliche Achſe umgibt. Dieſe iſt kalk- oder hornartig, derb oder gegliedert und ſitzt, den Polypenſtamm bildend, mit ihrer Wurzel auf allerhand Seekörpern feſt. Dieſe Abtheilung enthält nur die Gattungen Corallium, Isis und Gorgonia und nähert ſich den Pennatulen, bei welchen die Achſe viel kleiner, nicht aufſitzend, nicht verzweigt iſt und wo beſonders der fleiſchige Theil dick genug iſt, um zuſammenziehbar zu ſeyn und ſo die Fortbewegung des ganzen Polypenſtamms bewirken zu können. (*D. Thon.*)

CORALLIA, Corallen (Zoophyta). Als allgemeinen Begriff kann man von den Corallen folgenden Charakter aufſtellen. Es ſind Zoophyten (Pflanzenthiere), aus thieriſcher Gallerte entſtanden, welche letztere ſich entweder ganz, immer aber zum Theil in eine der Zuſammenziehung unfähige Maſſe verwandelt, deren unveränderter Beſtandtheil aber, als thieriſcher Schleim, oder zu einem lebenden Thier, Polyp genant, ausgebildet erſcheint. Mehre Naturforſcher ſind aber von dieſer Charakteriſtik abgewichen und zählen unter den Corallen noch andere Thiere auf, als dieſelbe umfaſſen kann, theils ſondern ſie davon mehre, auf welche ſie noch anwendbar wäre, ſo daß alſo dieſe Abtheilung der Thiere in mehr oder minder engere Grenzen beſchränkt erſcheint, wie aus den unten anzuführenden Eintheilungen das Nähere erſichtlich wird. Überhaupt iſt die Kentniß, welche wir, ſelbſt bis auf die neueſte Zeit, von den Corallen haben, immer nur noch eine fragmentariſche, und eben deshalb iſt es ſchwierig, dieſelben ſowol richtig in die Reihe der verwandten Weſen ein- als überhaupt an ſich zu ordnen, und man kann das, was man von ihnen weiß, wol mit der älteren Conchyliologie vergleichen, bei welcher die Baſis aller Syſteme immer nur die Wohnung des Thieres, nicht aber dieſes ſelbſt war. So gründen ſich auch die gegenwärtigen Eintheilungen der Corallen faſt lediglich auf die in Muſeen aufbewahrlichen Bruchſtücke dieſer Thiere, da von letzteren die wenigſten auf irgend eine der bis jetzt bekanten Präparationsmethoden erhalten werden können.

Bevor wir jedoch von den ſyſtematiſchen Anordnungen der Corallen ſprechen, wollen wir vorerſt die allgemeine Naturgeſchichte dieſer Thiere abhandeln, wobei eine Eintheilung derſelben in ſolche mit Polypen und in diejenigen, bei welchen letztere noch nicht aufgefunden wurden, als ganz natürlich erſcheint.

6) Beitr. 1. S. 470. Ej. Abbild. zur Naturgeſch. Lief. VII. Coph. atrox VIII. C. Jararakka.

Digitized by Google

Daß die blüthenähnlichen Theile, welche ſich an den Polypenſtämmen [1]) zeigen, thieriſcher Natur ſeyen, ward erſt zu Anfang des 18. Jahrhunderts entdeckt. Der franzöſiſche Schiffsarzt Peyſſonel machte dieſe Entdeckung zuerſt an Corallium rubrum im Jahr 1723, theilte ſeine Anſicht Reaumur mit, konte aber denſelben nicht dafür gewinnen. Erſt durch Trembleys Entdeckungen der merkwürdigen Eigenſchaften an den Süßwaſſerpolypen (ſ. d. Art. Hydra) ward Reaumurs Aufmerkſamkeit wieder rege gemacht, der nun Bernard de Juſſieu veranlaßte, der Sache genauer nachzuſpüren, und da letzterer jene Anſicht beſtätigte, ſo nahm Reaumur im J. 1742 [2]) ſein früheres Urtheil zurück. Vetaliano Donati [3]) lieferte nun ſchöne und wichtige Unterſuchungen über die Corallen, und auch Peyſſonels Arbeiten wurden nun bekant gemacht [4]). Aber noch immer wurde die thieriſche Natur der Corallen und ihrer Polypen beſtritten, doch ſiegte endlich Ellis, durch einzelne Abhandlungen und ganze Werke, welche er über dieſe merkwürdigen Thiere bekant machte [5]). Linné führte nun in ſeinem Systema naturae Ed. X. (1759) die Corallen ſchon unter den Thieren auf. Eine eigene vollſtändige Überſicht der Thierpflanzen, welche noch immer ein klaſſiſches Werk genant zu werden verdient, gab Pallas [6]). Wenn aber auch nun immer mehr Entdeckungen in der Naturgeſchichte der Corallen folgten, ſo waren doch die meiſten nur gering zu nennen, indem ſie ſich im Allgemeinen auf die Stämme erſtreckten, da nur ſehr wenigen Beobachtern die Unterſuchung der lebenden Thiere vergönt war, welche ohnedies mit den größten Schwierigkeiten verknüpft iſt [7]). Unter dieſen Beiträgen zu Aufklärung dieſes Gegenſtandes ſind beſonders die von Solander [8]) und Esper [9]) zu erwähnen. In der neuern Zeit hat man Lamarck [10]) Beobachtungen und Claſſificationen der Corallen zu danken, ſo wie Cuvier. Bedeutender waren die Aufſchlüſſe, welche Lamouroux gab, ſo wie ſeine Anordnungen umfaſſender, auf größere Kentniß der Thiere gegründet [11]). Die Polypen mehrer Corallen-Arten und Gattungen beſchrieb Leſueur [12]), und lieferte inſtructive Abbildungen derſelben. Auch in der Zoologia danica finden ſich einzelne nach dem Leben gefertigte Abbildungen mehrer Corallenpolypen. Eine mit Leſueur gemeinſchaftlich bearbeitete Monographie Desmareſt's der Sertularien iſt leider nicht gedruckt erſchienen. Als Bearbeiter der Anatomie und Phyſiologie der Corallen ſind im allgemeinen Donati, Ellis, Cavolini [13]), Spallanzani [14]), Olivi [15]), unter den neuern aber beſonders unſer der Wiſſenſchaft zu früh entriſſener, teutſcher Landsmann Schweigger [16]), dann Milne Edwards, Grant, Quoy, Gaimard, Chamiſſo, Otto, Raspail, Rapp und andere zu nennen, deren einzelner Entdeckungen unten weiter gedacht werden wird.

Bei der Betrachtung eines Polypenſtammes (*Stirps Linné*) mit ſeinen Polypen verdient wol vorerſt das Verhalten der einzelnen Polypen zu einander in Erwägung gezogen zu werden. Es entſteht hier die Frage: ſind die Letzteren Organe eines Individuums (des Stammes), oder einzelne, nur zu einem Stamme verbundene Individuen, vergleichbar den Maden der Biene in einer Zellenſcheibe (Wabe)? Von dieſen beiden Anſichten hat eine jede ihre Anhänger und Vertheidiger gehabt. Für die erſtere erklärten ſich Pallas, Cavolini, Bohadſch, Blumenbach, Olivi, Cuvier u. a., für die letztere Peyſſonel, Juſſieu, Reaumur, Lamarck, Bosc, Lamouroux, Savigny. In jenem Fall müßte man annehmen, daß der Corallenſtamm ein nach vegetativen Geſetzen wachſendes Thier ſey, die Polypen gleichſam ſeine Blüthen wären; nach der entgegengeſetzten Meinung erſcheint der Stamm nur als eine Zuſammenhäufung und Verwachſung vieler Individuen, welche vielleicht ſchon als Eier mit einander vereinigt waren.

Gegen die letztere Anſicht ſtreitet der Bau der Sertularien, welcher ganz pflanzlich und ſo regelmäßig iſt, daß man nach Stellung der Äſte und Zellen ſogar die einzelnen Arten unterſcheiden kann; ebenſo ſtreitet dagegen die Streifung am Stamme des Corallium rubrum, die Zurundung des Stammes und der Äſte vieler Corallenarten,

1) Polypenſtamm — oder auch wol Polyp im weitern Sinne, wird die ganze Maſſe genant, auf oder in welcher ſich die einzelnen Polypen finden. Sie mag hart oder weich ſeyn, wie z. B. bei den Alcyonien — ſo wird ſie von dem Franzoſen Polypier — das einzelne Thier aber Polype genant. 2) Memoires pour servir a l'histoire des insectes. Vol. VI. p. 70. 3) Della Storia naturale marina dell' adriatico ecc. Venez. 1750. 4. 4) Philosophical Transactions for the Year 1751. 5) Jene in den Phil. Transact., dieſe beſonders. — An Essay towards a natural history of the corallines by John Ellis. Lond. 1754. 4. m. viel. Abb. — auch franz. — und teutſch v. Krünitz. Nürnberg 1767. 4. 6) Elenchus zoophytorum. Hagae Comitum 1766. 8. — Holländ. m. Abb. u. Anm. von Boddart. Ultraject. 1768. 8. — Teutſch von Wilkens, herausgegeb. v. Herbſt. Nürnberg 1787. 4. — Dazu ein Namenregiſter und Verbeſſerungen von Schröter. Nürnb. 1798. 8. 7) Über dieſe Schwierigkeiten vergl. Quoy et Gaimard in Freycinet Voyage autour du Monde. Zoologie. p. 592. 8) The natural history of many curious and uncommon Zoophytes, collected by Ellis, — describ. by Solander. Lond. 1786. ſt. F. m. Abb. 9) Die Pflanzenthiere in Abbild. 1791. seq. 4., zuletzt v. Goldfuß Fortſ. angekündigt. 10) Deſſen Systeme des animaux sans vertebres — weiter ausgeführt als Histoire naturelle des animaux sans vertebres. Paris. Philosophie zoologique. Paris. — Extrait du cours de Zoologie sur les animaux sans vertebres. Paris 1812. 8. Einzelne Abhandlungen von ihm in den Annales du Museum d'histoire naturelle und den Memoires deſſelben Inſtituts.

11) Deſſen Histoire des polypiers coralligènes flexibles. Caen 1816. 8. und da dieſe Ausgabe vergriffen, die gute engl. Überſetzung, bei welcher aber die Synonymen fehlen. Vor allen aber: Exposition methodique des genres de l'ordre des polypiers, avec les descriptions de celles des principales espèces, figurées dans 84 planches, les 63 premières appartenant a l'histoire naturelle des Zoophytes d'Ellis et Solander; par J. Lamouroux. Paris 1821. 4. Hiezu die weitere Ausführung der Gattungen im Dictionaire classique d'histoir. nat. Paris 1822. 12) Memoires du Museum Vol. VI 13) Memorie per servire alla Storia di polypi marini. Napoli 1785. 4. m. Abb. — Davon eine gute teutſche Überſetzung von W. Sprengel. Nürnberg 1813. 4. 14) Memorie di matematica e fisica della Societa ital. Verona 1784. Tom. I. 2. p. 603. 15) Zoologia adriatica ossia catalogo ragionato degli animale del golfo e delle lagune di Venezia. Bassano 1792. 16) Beobachtungen auf naturhiſtoriſchen Reiſen. Berlin 1819. 4. m. K. und deſſen Handbuch der Naturgeſchichte der ſkelettloſen, ungegliederten Thiere. Leipz. 1820. 8.

Digitized by Google

welches alles Folge einer zufälligen Vereinigung nicht ſeyn kann. Überdies, da man annehmen müßte, daß jeder Polyp ſich wieder durch Eier vermehrt, ſo würden dadurch die äußern Enden der Stämme immer dicker werden müſſen, was doch nicht der Fall iſt. Von einigen Polypen iſt es zwar bekant, daß das Ei ſich erſt nach dem Abſterben des Mutterpolypen entwickelt, allein da dies nicht bei allen der Fall iſt, ſo läßt ſich daraus keine Conſequenz ziehen.

Eher ſcheint die Anſicht, daß die Polypen nur Organe eines Stammes oder Körpers ſind, die richtigere zu ſeyn, und Schweigger [17]) führt als Gründe für dieſelbe folgende an: 1) Alle Polypen der Seefedern ſtehen mit der Höhle des Stiels, als einem gemeinſchaftlichen Organ, im Zuſammenhang. — Dagegen läßt ſich aber ſogleich und mit Recht erinnern, daß hier eine Annahme eines gleichmäßigen Bau's bei den eigentlichen Corallen zum Grunde liegt, und daß dieſer Bau nur bei wenigen Gattungen und auch bei dieſen nicht mit zuverläſſiger Gewißheit nachgewieſen iſt. Auch widerſpricht ſich Schweigger ſelbſt (p. 388), indem er ſagt, daß die Seefedern ſich eben durch jene Höhle, das den Polypen „gemeinſchaftliche Organ," von den Corallen unterſchieden! 2) Die Seefedern ſchwimmen durch gleichzeitige Bewegung ihrer Arme, was nur dadurch zu erklären iſt, daß die einzelnen Polypen nichts als Organe des Ganzen ſind. — Dieſen Beweis wirft aber Schweigger (p. 391) ſelbſt zum größern Theil wieder um, indem er erklärt, ihm ſey kein Schriftſteller bekant, der als Selbſtbeobachter dieſes Schwimmens erwähne, obwol dies allgemein angenommen werde, und daß er vielmehr glaube, daß ſolches Schwimmen nichts ſey, als ein von den Wogen „ſich treiben laſſen." Ausdrücklich aber ſagt Rapp [18]): „Die Seefedern ſchwimmen nicht frei im Meere herum, wie viele Naturforſcher annehmen." — 3) Nach Savigny's Beobachtungen [19]) entwickeln ſich aus den Eiern des Botryllus und Pyrosoma, welche ganz corallenartig ſind, junge Stämme. Wären dieſe verſchiedene Individuen, ſo würden ſie, aller Analogie nach, jedes aus einem beſondern Individuum hervorgehen. — Dagegen aber ſcheint uns dafür, daß einzelne Eier zu Gruppen von Individuen, welche eine gemeinſchaftliche Bedeckung haben, zuſammenwachſen können, ohne Organe eines Stammes zu ſeyn, ein ſtarker Beweis in den Beobachtungen von Audouin und Milne Edwards über die Fortpflanzung der zuſammengeſetzten Ascidien [20]) zu liegen. Die einzelnen Eier dieſer Ascidien ſind nämlich vollkommen frei, auch hinſichtlich der Ortsbewegung, ſchwimmen während zweier Tage lebhaft herum und ſetzen ſich dann erſt feſt, um hernach auch ihre Geſtalt völlig zu verändern, dergeſtalt, daß ſie gegen die anfängliche gehalten, einem ganz andern Thiere anzugehören ſcheint, ein Fall, der, wie wir unten ſehen werden, auch bei den Corallen-Polypen vorkomt. 4) Die Leichtigkeit, mit welcher der Reiz von einem Polypen zum andern ſich fortpflanzt, ſo daß bei der Berührung des einen öſters alle ſich zurückziehen, läßt ſich ungezwungen nur dann erklären, wenn man ſie als Organe eines gerüſſelten Thieres betrachtet. — Dagegen läßt ſich aber, unſerer Anſicht nach, erinnern, daß z. B. die Schnecken oft nur ein Fühlhorn einziehen, wenn ſie mit dieſem einen Gegenſtand berühren. Auch ſagen Quoy und Gaimard ausdrücklich (a. a. O. p. 598.) „Es ſcheint uns klar, daß dieſe Thiere (Fungien, Aſtreen, Oculinen, Milleporen u. ſ. w.) nach der Geſtalt ihrer Stämme zu urtheilen, ein gemeinſchaftliches Leben weder theilen, noch theilen können. Sie würden ſonſt, wie Lamarck ſagt, Eigenſchaften haben, welche der Natur aller lebenden Körper entgegenſtänden, denn ſie würden die Fähigkeit haben, nie zu ſterben! — Die Sternroſen mehrer blätteriger Arten ſtehen mit einander nicht in Verbindung, wie man dies bei den Caryophyllien, Aſtreen und ſelbſt bei einigen Mäandrinen ſehen kann; woraus denn klar hervorgeht, daß jede derſelben von einem Polypen eingenommen iſt. Bei den letzteren gehen die Furchen oft in einander über und viele Thiere berühren ſich mit den Rändern. Bei den Polypiers foraminifères, welche mehr Conſiſtenz haben und viel feiner vertheilt ſind, findet die Berührung durch die Fühlfäden ſtatt. Man braucht alſo keinen Zuſammenhang der Subſtanz anzunehmen, wodurch alle Polypen zu einer Maſſe vereinigt würden, um die ſchnelle Zuſammenziehung zu erklären, welche bei allen ſtatt findet, wenn einer berührt wird. Es iſt in der That genug, wenn einer ſich einzieht, um die andern, die an ihn anſtoßen, auch dazu zu bewegen, und nach und nach alle, welche auf einem Stamme ſitzen. Dieſe Erſcheinung, nur oberflächlich beobachtet, iſt es aber, welche zu der Meinung Veranlaſſung gegeben hat, daß dieſe Thiere zuſammen zugleich Individuen und einen gemeinſchaftlichen Körper bildeten. „Dagegen ſagen dieſe Beobachter von Renilla violacea (p. 643) ausdrücklich, daß deren Polypen ſich ſchnell alle zurück ziehen, wenn einer berührt wird, ob ſie gleich keineswegs mit den Tentakeln aneinander ſtoßen, daß ſie daher auf andere Weiſe und zwar durch den reizbaren Stamm in Verbindung ſtehen müßten. Dieſer iſt es aber auch eben, welcher nicht erlaubt, dieſe Thiere mit den eigentlichen Corallen zuſammen zu ordnen, ob dies gleich geſchehen iſt." Von Maeandrina cerebriformis wird eben daſelbſt (p. 654) geſagt: Dieſe Thiere, obgleich von einander getrent und jedes für ſich lebend, vergrößern doch gemeinſchaftlich ihren Polypenſtock, und da ſie ſich mit ihren Rändern erreichen können, ſo entſteht dadurch eine zuſammenhängende, ununterbrochene Fläche. Hiedurch wird ein gleichzeitiges Zuſammenziehen möglich, das jedoch bei der geringen Feſtigkeit ihres Baus und den flachen Furchen kaum zu bemerken iſt. Ferner erwähnen die gedachten Beobachter von Pocillopora coerulea, daß, wenn der Stamm groß war, die ſehr lebhaften Polypen bei Berührung nicht alle ſich zurückzogen, ſondern nur die einem Aſte angehörigen, was davon herrührte, daß ſie nur äußerlich durch ihre Fühlfäden mit einander in Verbindung ſtehen, wodurch denn der Reiz in die Entfernung immer ſchwächer fortgepflanzt wird, weshalb denn die

17) Handbuch der Naturgeſch. S. 344. 18) In ſeinem vortreflichen Werk: Über die Polypen im Allgemeinen und die Actinien insbeſondere. Weimar 1829. 4. S. 34. 19) Memoires sur les animaux sans vertèbres. Paris 1816. II. p. 59. 20) Annales des Sciences naturelles. Tom. XV. p. 10.

Digitized by Google

weiter entfernten eben weniger und endlich nichts mehr empfinden. — Daß aber nicht einmal alle Fühlfäden zugleich eine Bewegung theilen, erfahren wir von Chamiſſo und Eyſenhardt [21]) bei der Beſchreibung von Caryophyllea glabrescens in folgenden Worten: Animali irritato tentacula pigre eriguntur, deflectuntur. Pigre quoque extenduntur et contrahuntur, neque omnia motu consentaneo. — Aus allen dieſen hier angeführten Gründen möchte alſo anzunehmen ſeyn, daß die Polypen Individuen ſind, ihren Polypenſtock aber gemeinſchaftlich bauen. Wie Schweigger aus der Regelmäßigkeit eines ſolchen Baus etwas gegen dieſe Anſicht hat beweiſen wollen, iſt nicht abzuſehen, und es braucht wol kaum der Erwähnung der Bienen, um anderwärts ein Beiſpiel für die Möglichkeit eines ſolchen Baues durch viele Individuen beizubringen.

Ein anderer wichtiger Gegenſtand in der Naturgeſchichte der Corallen iſt das Verhältniß der Polypen zum Corallenſtock. Es fragt ſich nämlich hiebei: iſt letzterer blos ein Gehäuſe, welches der Polyp auf irgend eine Weiſe aus ſeinem Organismus abſondert, oder iſt er ein Beſtandtheil des Thieres? — Was die erſtere Frage betrifft, ſo iſt bei der blos ſchleimigen Organiſation nicht anzunehmen, daß beſondere Organe zur Abſonderung eines ſolchen Gehäuſes vorhanden, wie dies bei den Mollusken der Fall iſt. Es iſt dies um ſo weniger vorauszuſetzen, als z. B. bei Sertularien der Stamm früher da iſt, als der Polyp, wie Cavolini beobachtete, und nach Donati bei Corallium rubrum ſchon Kalk vorhanden iſt, bevor der Polyp hervorbricht. Schweigger hält für einen noch größeren Beweis diejenigen Corallen, welche blos Stöcke, aber keine Polypen beſitzen, z. B. die Spongien, Nulliporen. Aber würden an dieſen nicht vielleicht noch Polypen entdeckt werden? Für dieſe Anſicht führen wir eine Stelle aus Kotzebue's Reiſe an (III, 107.). „Die rothe Farbe des Riffes unter der Brandung rührt von einer Nullipora her, die überall, wo Wellen ſchlagen, das Geſtein überzieht, und ſich unter günſtigen Umſtänden ſtalaktitenartig ausbildet. Farbe und Seidenglanz, die an der Luft vergänglich ſind, beſtimmten uns gleich, dieſem Weſen thieriſche Natur beizumeſſen, und die Behandlung des gebleichten Skeletts mit verdünnter Salpeterſäure bewährte unſer auf Analogie gegründetes Urtheil. Der flüchtige Blick unterſcheidet nur an der Färbung und einem gewiſſen hammerartigen Anſehen die Lithophyten-Arten mit feineren Poren im lebendigen Zuſtande von ihren todten, ausgebleichten Skeletten." — Ein anderer Grund für dieſe erſtere Meinung iſt, daß die Menge des Kalks mit der Größe der Polypen meiſt in keinem Verhältniſſe ſteht, ja, daß die Kalkſchicht öfters um ſo dicker iſt, je kleiner die Polypen ſind. Ferner hat ſchon Cavolini beobachtet, daß die Achſe der Corallia corticosa durch Erhärtung thieriſcher Häute entſteht. Bei Isis Hippuris beſteht aber der Stamm aus vielen concentriſchen, hornartigen Lamellen, von denen die innerſten zuerſt verſteinern, an welchem Proceß folglich der Polyp gar keinen Antheil haben kann. — So muß man alſo annehmen, daß der Corallenſtock auf gleiche Weiſe entſtehe, wie z. B. bei den höhern Thieren das Skelett, indem ſchon der Keim die Diſpoſition zu demſelben enthält. Wirklich iſt auch, nach den Beobachtungen Donati's und Cavolini's, das Corallenei ein Schleim, welcher in die verſchiedenen Subſtanzen einer Coralle ſich umbildet. Noch mehr aber beſtätigt Lamouroux dieſe Anſicht, indem er die Beſchreibung der Tubipora musica gibt [22]). „Dieſe trichterförmige Haut (in welcher der Polyp ſitzt) endigt nicht ſcharf abgeſchnitten auf der Kalkröhre, welche letztere nur die Verlängerung und das Produkt derſelben iſt. Die Kalkſubſtanz ſondert ſich in dieſer Haut aus, auf dieſelbe Weiſe, wie der Kalk in den Knochen ganz junger Säugethiere. Es iſt eine wahre Verwandlung einer weichen Materie in eine harte und feſte. — Wir zweifeln nicht, daß der nämliche Fall nicht auch bei den biegſamen Polypenſtämmen ſo gut, als bei der Sarcoïden eintrete. Die hornartige Materie der einen, die Achſe und Rinde der andern müſſen durchaus durch die Veränderung einer weichen, gallertartigen Subſtanz in eine hornartige entſtehen, mittelſt der Haut, welche immer die Polypen umhüllt. — Wir betrachten dieſes Organ (die Haut) als eins der weſentlichſten in Bezug auf den Bau der Polypenſtämme, als dasjenige, was fortwährend die Materialien ihres Wachsthums verarbeitet. Dieſe Meinung, wie hypothetiſch ſie immer erſcheinen mag, gründet ſich auf die Beobachtungen, die wir an den Fluſtren und Sertularien angeſtellt haben, und auf das Wenige, was wir von der Organiſation der Madrepor. Corallen wiſſen." Nach demſelben Beobachter aber zeigt ſich der junge Polyp der Tubipora zuerſt in einer gelatinoſen Röhre, die erſt ſpäter von unten zur Kalkmaſſe erhärtet.

Was die Organiſation der Polypen ſelbſt betrifft, ſo iſt davon noch ſehr wenig bekant. — Nach Cavolini beſteht die Subſtanz der Sertularien aus dicht an einander ſtehenden Schleimkügelchen. — Was den übrigen Bau betrifft, ſo ſind die Unterſchiede im Allgemeinen nicht ſehr bedeutend; die meiſten Polypen kommen durch zahlreiche, bald cylindriſche, bald blattähnliche Fühlfäden, welche um einen eigentlichen Körper herum ſtehen, mit einander überein. Die Verwandtſchaft mancher Arten und vielleicht auch Gattungen mit den Actinien ſcheint ſo groß zu ſeyn [23]), daß man von ihnen ſagen möchte, es ſeyen Actinien in einem Steingehäuſe. Andererſeits laſſen ſich die Fluſtren den zuſammengeſetzten Ascidien vergleichen, denn man findet bei ihnen, wie bei dieſen, eine große innere Höhlung, welche nach außen durch eine mit Fühlfäden mehr oder minder bekränzte Öffnung mündet, einen mit derſelben in Verbindung ſtehenden Oſophagus, einen Magen, einen auf ſich zurückgebogenen Darm, der ſich zur Seite der erſtern Höhlung öffnet, endlich einen an der Krümmung des Darms befeſtigten Eierſtock [24]). — Die Polypen der Coryneen, ſowie der Gattungen Sertularia

21) Nova acta Leopold. X. pars 2. p. 369.

22) Freycinet Voyage. Zool. p. 637. und die ſchöne Abbildung dazu p. 88., welche treu und in gleicher Größe der Figuren ſich copirt findet im: „Archiv der Naturgeſchichte." Naumburg. Wild. 1830. 6tes Heft. — 23) De la Beche — Zoological Journal. III. 481. t. 13. 24) Audouin et Milne Edwards in Annales des Scienc. naturelles. XV. 12.

Digitized by Google

und Tubularia, haben um die Mundöffnung zahlreiche, fadenförmige, ungegliederte Tentakeln (Fühlfäden) in einfacher oder doppelter Reihe, oder auch zerſtreut, und ſetzen in eine weiche, contractile, nackte, oder mit einer hornartigen, dünnen Hülle umſchloſſene Röhre fort. In der Nähe der Tentakeln ſtehen die Eierſtöcke [25]). Die Polypen der Milleporen ſind weniger bekant, doch hat Tileſius eine vollſtändigere Beſchreibung derer von Millepora rosea geliefert [26]). Nach ihm umgeben zwölf fein gefranzte Tentakeln die Mundöffnung, welche zuſammengezogen eine ſtrahlige Warze vorſtellen. Um die Höhle, welche wol dem Magen entſprechen mag, findet ſich eine Reihe von Eierſtöcken. Der Magen ſetzt in einem kleinen Darm fort, der ſeine Richtung nach der Achſe des Aſtes nimt, in welcher alle Kanäle der äußern Mündungen in einem einzigen Hauptkanal zuſammenlaufen [27]). — Der Polyp der Millepora truncata und reticulata (Retepora *Lamk.*) iſt mit einfachen, ſehr zahlreichen, trichterförmig in einfacher Reihe ſtehenden Tentakeln verſehen, und nach Donati, Ellis und Cavolini iſt der erſtere noch dadurch ausgezeichnet, daß an ihm eine kleine runde Scheibe mittelſt Bändern befeſtigt iſt, mit welcher er, wenn er ſich zurückzieht, die Hülle ſchließt. Ob Millepora coriacea überhaupt hieher gehört, ſowie die Nulliporen, welche früher unter Millepora ſtanden, iſt mit Recht zu bezweifeln; denn an jener konte Rapp auch keine Polypen entdecken [28]). — Bei den Alcyoneen, oder vielmehr bei den aus der Linnéſchen chaotiſchen Gattung Alcyonium geſonderten Gattungen Anthelia, Xenia, Ammothea und Lobularia iſt der Polyp mit acht gleich großen, lanzettförmigen, gefiederten Tentakeln verſehen, welche ſich ſternförmig ausbreiten und in einem einfachen Kreiſe ſtehen, in deſſen Mitte ſich die Mundöffnung befindet. Jeder ſitzt auf einer blind endigenden Röhre, und dieſe Röhren ſtehen nicht mit einander in Verbindung, ſind aber der Zuſammenziehung fähig und können das Waſſer, mit dem ſie angefüllt, ausſtoßen. Der Polyp kann ſich theils in die Röhre zurückziehen, theils nicht, und letztere wird in jenem Falle bei manchen noch durch ſternförmige Klappen geſchloſſen. In der Tiefe des Polypen ſtehen ſechs bis acht Eier- (Keimkörner-) Trauben, denen eben ſo viele der Länge nach laufende, gewundene Eierleiter entſprechen, die ſich an den Schlund anlegen, und mit einer beſondern Öffnung in dem Winkel zwiſchen den Tentakeln nach außen münden. Dies iſt beſonders bei Xenia der Fall; nach Grant kommen aber bei Lobularia digitata die Eier aus der Mundöffnung, ohne durch Eierleiter empor zu ſteigen. Sie entwickeln ſich aber gegen den Herbſt in Eierſtöcken, jedes Ei hat ſeinen Nabelſtrang, durch welchen es ſeine Nahrung erhält, und der es an einer Falte im Innern des Kanals befeſtigt [29]). Über die Tubiporen hat Lamouroux ziemlich vollſtändige, anatomiſche Aufſchlüſſe gegeben [30]). Der Polyp iſt mit acht gefiederten, in einfachem Kreiſe die Mundöffnung umgebenden Fühlfäden verſehen. Acht Stränge (Fäden), an welchen die kugelförmigen Eier mittelſt kurzen Stielen feſtſitzen, laufen von der Mundöffnung an, an der innern Fläche des Polypen hinab. Dieſer wohnt in einer Kalkröhre, und eine contractile, röhrenförmige Haut erſtreckt ſich vom freien Rande der Röhre an den Polypen, an deſſen äußerer Fläche ſie ſich unter den Fühlfäden befeſtigt. Wenn der Polyp zurückgezogen iſt, ſo werden ſeine Fühlfäden von dieſer häutigen Röhre eingeſchloſſen und durch die Verkürzung dieſer Röhre wieder hervorgehoben. Mehre parallele Röhren werden durch dünne, horizontale Lamellen, welche in gewiſſen Zwiſchenräumen von einander ſtehen, in Gruppen vereinigt. Die Polypen ſelbſt befinden ſich nur in der oberſten Röhre, und die ſämtlichen übereinander ſtehenden Röhren ſcheinen alſo das Produkt mehrer, auf einander gefolgter Polypen zu ſeyn, von welchen immer die unterſten abſterben. — Die vorzugsweiſe unter dem Namen der Corallen bekanten Gattungen Corallium, Isis und Gorgonia haben zurückziehbare Polypen mit acht, die Mundöffnung ſternförmig umgebenden, am Rande gefiederten oder gezähnten, lanzettförmigen Tentakeln. Die Mundöffnung verlängert ſich in eine Speiſeröhre, welche wiederum in die Magenhöhle führt. In der Höhle finden ſich auch die Eierleiter, deren wahrſcheinlich ſechs — nach Cavolini acht vorhanden ſind, und die, den Beobachtungen dieſes Naturforſchers zufolge, je zwiſchen zwei Tentakeln münden. Die Öffnung, in welche der Polyp ſich zurückzuziehen vermag, wird oft durch acht Klappen, die ſich mit den Spitzen zuſammenneigen, geſchloſſen. Die ſämtlichen Polypen ſitzen zerſtreut in einer dicken, den Polypenſtock umgebenden Rinde, zwiſchen jenem und dieſer liegt eine dünne mit Gefäßen verſehene Schicht, durch welche die Polypen untereinander in Verbindung ſtehen [31]). — Mehrfach weicht von ähnlichen Gattungen doch immer noch Cornularia ab, welche im Syſtem wol eine andere Stelle bekommen wird, da ihr Bau vollkommener zu ſeyn ſcheint, wenn ſie nur erſt vollſtändiger unterſucht iſt. Die Polypen derſelben haben um die Mundöffnung acht gefiederte Tentakeln, welche in einem einfachen Kreiſe ſtehen. Von der Mundöffnung erſtreckt ſich in die einfache Höhle des Polypen eine kurze Röhre, in welche die ſechs Eierleiter ſich vereinigen. Der Polyp ſelbſt vermag ſich vollſtändig in die ihn umgebende Röhre zurückzuziehen. — Die Gattungen der Madreporen kommen in folgender Organiſation im Allgemeinen überein. Die Mundöffnung iſt von zahlreichen, ungefiederten, meiſt in mehrfachen Kreiſen geſtellten Tentakeln umgeben. Das Thier kann ſich ſo zurückziehen, daß die Fühlfäden verſchwinden, die Bewegungen geſchehen aber nicht ſchnell. Die Lamellen der Sterne des kalkigen Stamms theilen die Höhle des Thiers in Fächer, die aber an ihrer inneren Seite alle in dieſe gemeinſchaftliche Höhle ſich öffnen. Die von jenen Kalklamellen gebildeten Zellen werden von der äußern

25) Rapp a. a. O. S. 14. 26) Mémoires de l'Academie de St. Petersbourg. T. X. p. 322. 27) Tileſius ſchließt daraus auch, daß die Polypen nur Organe eines Thieres ſeyen, aber leider genügen die von ihm gegebenen Beſchreibungen ſelten, troß ihrer Weitläufigkeit, was ſehr zu bedauern iſt, da er ſo viele ſchöne Beobachtungen anſtellen konte. cf. Oken in Iſis. II. S. 244. Von den daſelbſt erwähnten Corallen-Beſchreibungen iſt keine Anwendung zu machen!! 28) a. a. O. S. 20. 29) Edinburgh Journal of Science. Nr. XV. 1828.

30) S. oben bei Tubipora musica. 31) Vergl. den Art. Corallium.

Digitized by Google

Haut des Thieres ausgekleidet, und je zwiſchen zwei Lamellen findet ſich eine häutige Längsfalte, welche die Eier umſchließt, deren ſich von verſchiedener Größe in einem und demſelben Eierſtocke finden. Am innern freien Rande der Falte läuft ſchlangenförmig in vielfachen, kleinen Krümmungen der Eierleiter (Eiergang, Oviduct). Wo an dem Kalkſteine, ſtatt der Sterne, wellenförmige, mit Lamellen beſetzte Furchen ſich finden, haben die Thiere, nach Le Sueur, zwar keine abweichende Geſtalt, aber es ſind ihrer mehre zuſammengewachſen [32]). Von Fungia rubra haben Quoy und Gaimard noch einige Eigenthümlichkeiten angegeben [33]). „Man kann nicht ſagen", bemerken dieſe Naturforſcher, „daß die Fungia Tentakeln habe; es iſt ein großer Polyp mit einer dünnen Haut, die, in Strahlen gefaltet, am Rande ſchwach gefranzt iſt, und die an der untern Seite eine Kalkmaterie abſondert, welche alle Formen des Thieres annimt, ſelbſt diejenigen, die es zufällig bekommen könte. So ſieht man z. B., wenn man die verſchiedenen Polypen der Fungien betrachtet, daß meiſtens große Lamellen vom Mittelpunkt nach dem Umkreis laufen, daß manche derſelben auf der Hälfte dieſes Wegs ihren Urſprung haben, und andere geſpalten ſind. Alle dieſe Scheidewände ſind dreieckig und an der Baſis ſtärker, als an der obern Schärfe, wo der fleiſchige Theil ſo ſchwach iſt, daß die Kalkblättchen kaum damit bedeckt ſcheinen, wenn jener nicht eine andere Färbung hat. Sehr deutlich erſcheint ſie bei den gefärbten Arten. An den Seiten ſind die Blättchen mit kleinen, warzigen Erhöhungen bedeckt, welche, indem ſie ſich in die Falten des Thieres legen, daſſelbe ſo ſtark am Stamme befeſtigen, daß man es von dieſem nur ſtückweiſe abreißen kann. Der nämliche Fall trit für den mittleren Theil ein, der indeſſen von derberer Organiſation, ziemlich dem Fleiſche der Actinien ähnlich iſt. — Der gefaltete Mund des Thieres ſteht weiter vor, ohne indeſſen über die Furche, in welcher er liegt, herauszutreten. Bei der geringſten Berührung zieht er ſich zurück, ſowie alle am weiteſten vorſpringenden Theile, dergeſtalt, daß dann das Thier gar nicht mehr vorhanden zu ſeyn ſcheint." — Einen ganz eigenen Bau des Thieres beſchrieben Quoy und Gaimard bei Caryophyllia angulosa. Die Thiere nämlich, welche die Sterne dieſes Polypenſtammes einnehmen, erſcheinen ſo ſonderbar und von dem Bau, den ſie haben ſollten, ſo abweichend, daß die Beobachter, ob ſie dieſelben gleich mehrmals unterſuchten und an Ort und Stelle mit vieler Genauigkeit zeichneten, die Darſtellung und Beſchreibung nur mit der Einſchränkung mittheilen, welche bei dieſem außerordentlichen Fall, der dem gewöhnlichen Bau dieſer Thiere ganz entgegenſteht, eintreten muß. In der That kann ein blättriger Polypenſtamm nur durch einen ähnlich gebauten Polypen hervorgebracht werden. Hier iſt dies aber nicht der Fall. Zwar iſt die ſteinartige Maſſe blättrig, aber die Thiere, die in ihren Windungen ſitzen, ſind cylindriſch, ſehr in die Länge gezogen, dunkelgrün, an ihrem obern Ende zugerundet und mit einer Menge kleiner Spitzen beſetzt, aber trotz der Scheidewände der Sterne dergeſtalt an einander gedrückt, daß ſie ſich mit den Enden berühren und nur eine gleiche, ausnehmend ſammtartige Fläche bilden, über die man gern mit der Hand wegſtreicht. Da ſie mehre Linien lang über den Polypenſtamm vorragen, ſo fallen ſie um, wenn man ſie aus dem Waſſer nimt, und man kann dann ganze Fingergriffe voll herausreißen. Blainville, dem die Zeichnungen übergeben wurden, iſt der Meinung, daß ſie nicht die Erbauer dieſes Polypenſtammes, ſondern nur Schmarotzer ſind, die ihn nach dem Tode der urſprünglichen Erbauer zur Wohnung erwählten. Dabei iſt es indeſſen merkwürdig, daß ſie nur auf dieſem Stamme gefunden wurden und nie auf einem andern, daß ſie denſelben ſo dicht bedecken, daß gar kein Stern zu ſehen iſt. — Einen ganz ähnlichen Bau beſchreiben Chamiſſo und Eyſenhardt bei der ſchon oben erwähnten Caryophyllia glabrescens. In ganz anderer Weiſe abweichend erſcheint der Polyp der Caryophyllia arborescens, welchen Donati beſchreibt [34]). Er hat eine vielſeitige Mundöffnung mit ſcheerenförmigen Mundfortſätzen umgeben, und außerdem an dieſer Öffnung wieder einen Körper mit acht Tentakeln. Ein ſolcher Bau weicht, wie Lamouroux bemerkt, ganz von dem aller bis jetzt bekanten Polypen ab. Die Beſchreibung dagegen, welche Le Sueur [35]) unter andern von der gegeben hat, ſchildern den Polypen derſelben als mit 22 kurzen, ſtumpfen Tentakeln verſehen, von welchen 11 in die Höhe ſtehen, die übrigen eine ſchiefe Richtung haben. In der Mitte ſteht eine linienförmige Öffnung, und wenn das Thier ſich ausſtreckt, ſo ſieht man unter der Baſis der Tentakeln die Blätter, welche zwiſchen den Steinlamellen des Stammes ſtehen. So müſſen alſo noch genauere Beobachtungen entſcheiden, welches die wahre und beſtändige Form der Polypen verſchiedener Stämme iſt.

Was die Ernährung der Corallen betrifft, ſo iſt wol von denjenigen, welche Polypen beſitzen, anzunehmen, daß ſie durch dieſe geſchieht, wie denn alle Beobachtungen der größern bis jetzt gelehrt haben. Die Nahrung ſelbſt beſteht bei dieſen aus kleinen Cruſtaceen und andern Waſſerthieren, ja de la Beche ernährte die Caryophyllia Smithii mit Stückchen von Fiſchen. Von den äußerſt kleinen Polypen kann man wol mit Cavolini annehmen, daß ſie ſich blos von Waſſer und den in ihm befindlichen Infuſionsthierchen ernähren. Dieſer letztere vermuthet indeſſen, daß manche Corallen auch mit ihrer Grundfläche, wie durch eine Wurzel, Nahrung einziehen. Namentlich ſoll dies der Fall ſeyn bei Sertularien. Sertularia parasitica wächſt auf der Sertularia racemosa, und ſtarb jedes Mal, wenn er ſie ablöſte; ſie ſcheint ihm daher vom Safte dieſer Species ſich zu ernähren. Daß die kriechenden Wurzeln der Sertularien Nahrung einſaugen, wird auch dadurch wahrſcheinlich, daß im Herbſte die Zweige abſterben, und im nächſten Frühjahre neue Triebe

32) Rapp a. a. O. S. 38. Obiges galt beſonders von Caryophyll. calyraclaris. 33) Freycinet Voyage a. a. O. S. 644.

34) A. a. O. Taf. VII. 35) Mémoires du Museum Tom VI.

aus der perennirenden Wurzel austreiben. — Andere Corallen beſitzen den Luftwurzeln der Pflanzen analoge Organe, Cellaria cereoides [36]), replans, ſcruposa und einige andere Cerathophyten treiben öfters, ſtatt Polypen, fadenförmige Fortſätze. Dieſe Fäden hängen entweder frei im Waſſer, oder befeſtigen ſich mit ihrem äußeren Ende, und es iſt wahrſcheinlich, daß ſie Waſſer einſaugen. — Unverdauliche Stoffe werden durch die Mundöffnung wieder entfernt, ja de la Beche beobachtete ſogar, daß ein von einem Polyp verſchluckter kleiner Krebs, der eine falſche Richtung bekommen hatte, die wol der Verdauung hinderlich ſeyn mochte, wieder ausgeſtoßen und durch die Tentakeln anders gewendet ward. — Was die Aufnahme der ernährenden Stoffe in den Körper, oder, mit andern Worten, die Aſſimilation betrifft, ſo wird zwar allgemein angenommen, daß dieſe blos durch Reſorption der geſamten Magenhöhle ſtatt finde, da man bis jetzt noch keine beſondern Organe für dieſelbe hat entdecken können, und Schweigger ſagt ausdrücklich, ſie könne auf keine andere Weiſe geſchehen, als indem der Nahrungsſaft, welcher durch die Mägen und durch die hohlen Stiele ſich verbreitet, auf der innern Wand eindringt, und ſich ſo jede einzelne Stelle ernähre, ohne von einer andern abhängig zu ſeyn, denn jede ſey Schleim, und nirgends ein Organ, welches für andere Theile Säfte bereite. Wir glauben indeſſen, daß die Auffindung dieſer Organe ſpätern Zeiten wol noch aufbehalten ſeyn dürfe. Denn wie viel ward nicht ſchon in den neuern Zeiten entdeckt, an dem früher nicht blos gezweifelt, ſondern deſſen Vorhandenſeyn ſelbſt ſo beſtimt geleugnet wurde, daß man ſogar auf einen ſolchen Mangel ſyſtematiſche Abtheilungen gründete! Es wäre hier nicht der Platz, beweiſende Fälle für dieſe Anſicht anzuführen. — So viel iſt wenigſtens gewiß, daß der Nahrungsſaft in den Mägen und in den Kanälen der Stämme der Corallen eine bedeutende Veränderung erleidet, ehe er in den thieriſchen Beſtandtheil übergeht. Die Flüſſigkeit, welche in den Kanälen der Ceratophyta corticosa vorkomt, iſt milchig (Corallenmilch), und eine noch auffallendere Veränderung der Säfte findet ſich wahrſcheinlich bei den Polypen der blättrigen Lithophyten, indem ſie gewöhnlich als hellroth beſchrieben werden. Beſonders leicht beobachtet man die Flüſſigkeit in den Röhren der Sertularien, da dieſe durchſcheinend ſind. Cavolini ſah darin eine körnige Materie, welche in lebhafter Bewegung auf- und abwärts ſtieg. Die Körner waren durchaus denjenigen ähnlich, aus welchen die Polypenſubſtanz der Sertularien beſteht, und ſie ſchienen dieſe unmittelbar zu vergrößern, indem ſie zwiſchen ihre Körner ſich einſchieben.

Das Produktionsvermögen der Corallen gleicht darin dem der Vegetabilien, daß, wie jede Pflanze nach eigenthümlichen Geſetzen ſich veräſtelt, ſo auch die Gattungen und Arten der Corallen. Die neue Maſſe keimt knospenartig hervor, verlängert ſich und bildet ſich zum Polypen, zu deſſen Zelle und Stiel dergeſtalt aus, daß, wie ſchon erwähnt wurde, theils der Polyp, theils die Zelle zuerſt entſteht. Jenes ſcheint ausnahmsweiſe eben bei der oben erwähnten Orgelcoralle (Tubipora musica), dieſes in der Regel der Fall zu ſeyn. Der aus der Knospe entwickelte, glockenförmige Cylinder wird zur Zelle, und in ihm erſcheint zunächſt eine kleine Kugel als das Ende der in der Röhre eingeſchloſſenen, thieriſchen Maſſe, dieſe Kugel wächſt zum Polypen heran, füllt alsdann den Cylinder aus, und dieſer öffnet ſich an ſeinem vordern Ende, um den Polyp heraustreten zu laſſen. — Das Hervorſproſſen der Triebe geſchieht entweder an den Spitzen, und die Triebe beugen ſich ſeitwärts, ſchichten ſich mehr oder weniger über einander, indem ſie ſich verlängern, wie z. B. an den Alcyonien und andern, und mit einiger Modification, indem die Triebe nicht geſchichtet ſind, bei den Sertularien. Anders erfolgt die Produktion bei denjenigen Corallen, deren Triebe ſenkrecht ſtehen und an der Spitze mit einem einzigen Polypen verſehen ſind, deſſen Mündung in der Mitte liegt. Hier befindet ſich der Polyp gerade an dem Punkte, wo der neue Anſatz hervorkomt. So ſind namentlich die Blätter in den Steincorallen gebildet, die aus horizontal über einander geſtellten Zellen beſtehen, ſo daß eine jede die Mündung der vorhergehenden bedeckt und im Durchſchnit lauter ähnlich gebildete Zellen zeigt. Auf ähnliche Weiſe wächſt die Orgelcoralle. Es ſcheint alſo, daß periodiſch Polyp und Polypenzelle ſich dergeſtalt über einander erzeugen, daß die Entſtehung des neuern obern Polypen und ſeiner Zelle durch das Abſterben des untern bedingt iſt. Hiemit ſtimt auch eine Beobachtung Spallanzani's [37]) überein, nach welcher die Polypen des Anthophyllum caespitosum von ihren Bechern ſich ablöſen, und vielleicht iſt Echinopora Lam., in welcher Coralle eine jede Zelle durch eine kalkige Scheibe, in dem von Peron mitgebrachten Exemplare, feſt geſchloſſen gefunden wurde, ein in der Zellenbildung begriffener Lithophyt der Gattung Agaricia. Auch ſah Duquemare [38]) die Polypen der Tubularia indivisa ungefähr alle 14 Tage abfallen und aus der in der Röhre zurückbleibenden thieriſchen Subſtanz neue Polypen ausſproſſen. Da aber nach den bisherigen Beobachtungen das Leben der Polypen nur kurz iſt, ſo erklärt ſich leicht, nach den obigen Vorausſetzungen, wie manche Corallenſtämme in ſo kurzer Zeit eine ſo bedeutende Größe erreichen können. — Eine weitere Vergrößerung der Corallenſtöcke ſcheint dadurch ſtatt zu finden, daß die, manche derſelben umkleidende, thieriſche Haut zu Kalkſubſtanz erhärtet, wovon wir bei dem Artikel Corallium geſprochen haben, und welche Vergrößerung der Entſtehung der Holzringe bei den Gewächſen aus der umkleidenden Haut zu vergleichen iſt.

Wir glauben nach dieſen Andeutungen nicht nöthig zu haben, noch weitläufiger über die Entſtehung der Corallenſtöcke zu reden und haben nur noch des theilweiſen Abſterbens derſelben inſofern zu gedenken, als dieſes in eigener Weiſe erfolgt. In den meiſten Corallen nämlich erfolgt das Abſterben der Theile von der Baſis aufwärts; da aber dieſe letztere nicht dazu da iſt,

36) Ell. et Sol. tab. V. fig. 6.

37) Memor. della societ. ital. Verona. Vol. II. P. II. p. 615 et 625. 38) Journal de physique. Juin 1779. p. 418

dem Stamme Nahrung zuzuführen, ſo ſtirbt dieſer dadurch auch nicht gänzlich ab, ſondern es komt nur die thieriſche Subſtanz außer Verbindung, ſo daß an alten Steincorallen, namentlich an Madreporen, nur die Spizzen der Äſte lebende, thieriſche Materie enthalten. Die Sertularien dagegen, deren thieriſche Subſtanz gleichmäßig durch die ganze Coralle verbreitet, iſt und welche vielleicht, wie oben bemerkt wurde, durch ihre Wurzeln Nahrung einziehen, verhalten ſich beim Abſterben der einzelnen Stücke ganz wie Vegetabilien, ſie ſterben im Herbſt bis zur Wurzel ab, und im Frühjahr kommen neue Äſte hervor.

Was die Fortpflanzung der Corallen betrifft, ſo findet dieſe auf dreifache Weiſe ſtatt, erſtens durch ſogenante Eier, oder richtiger ausgedrückt Keimkörner, indem dieſe Körper dem Begriff des Eies, wie ſolcher für die höhern Thierklaſſen feſtgeſtellt iſt, keineswegs entſprechen, da man bei denſelben namentlich eine Befruchtung nicht annehmen kann, inſofern man wenigſtens bis jetzt eigentliche Geſchlechtstheile, die Eierſtöcke etwa ausgenommen, bei dieſen Thieren noch nicht entdeckte. Zweitens durch ein Hervorſproſſen von Knospen aus den Seiten des Stammes und der Zweige. Man könte zwar auch vermuthen, daß hinſichtlich dieſer Sproſſen eine Täuſchung obwalte, und ſie aus angeſetzten Eiern hervorgingen; gegen dieſe Annahme ſtreitet aber: 1) Es iſt Thatſache, daß die Sertularien (die Beobachtung wurde bei Sertularia abietina gemacht), bei welchen der belebte Beſtandtheil in der Axe des Gerüſtes enthalten iſt, auf die Art ihren Polypenſtock vergrößern, daß aus dieſem Zweige ausſproſſen und erſt nachdem dieſe eine Länge von fünf, ja acht Linien erreicht haben, kommen an den Seiten derſelben kleine Knospen heraus, welche nach vier oder ſechs Tagen zu vollkommenen Polypen heranwachſen [39]. 2) Bei Xenia umbellata ſind die contractilen Röhren, die an der Spitze den Polypen tragen, büſchelförmig an einander gewachſen. Zwiſchen dieſen Röhren ſproſſen von der Baſis herauf neue, an denen endlich, wenn ſie die Oberfläche erreichen, ein Polyp zum Vorſchein komt. Dieſe kleinen Röhren zwiſchen den ältern können nicht wol durch Eier entſtanden ſeyn. Nirgends zeigt ſich ein Weg, auf welchem Eier zwiſchen die aneinander gewachſenen Röhren der Polypen hinein kommen könten [40]. Auch bei den Fluſtern, die aber in anderer Hinſicht von den Polypen abweichen, bemerkt man 8), daß wenn ein Ei der Flustra ſich feſtgeſetzt hat, der obere Theil der Zelle, noch ehe der Polyp vollſtändig ausgebildet iſt, ſich aufwärts ausdehnt, um den Anfang einer zweiten Zelle zu bilden. 4) Bei den Fluſtern geſchieht die Bildung eines Eies auf Koſten des alten Polypen. Wenn dieſer auf dieſe Weiſe zu Grunde gegangen iſt, ſo bildet ſich nach den Beobachtungen, die Grant bei Flustra foliacea angeſtellt hat, in der verlaſſenen Zelle aus einem dunkler gefärbten Fleck ein neuer Polyp. Wie ſchon angeführt, hat man bis jetzt Geſchlechtstheile bei den Corallenpolypen nicht entdeckt, man nimt daher im Allgemeinen alle Individuen als weiblich an, da jedes derſelben ſich fortzupflanzen vermag, obwol man ſie mit gleichem Rechte für Zwitter halten könte (vergl. den Artikel Hermaphroditus). Was die Vermehrung ins Beſondere betrifft, ſo geſchieht dieſelbe bei den Coryneen auf die Art, daß auf der äußern Oberfläche kleine Behälter oder Blaſen hervorwachſen. Dieſe ſtehen entweder einzeln, und in dieſem Falle kommen aus ihnen zahlreiche Eier hervor, welche vermittelſt kleiner Wimpern frei im Waſſer herumſchwimmen können, wie bei den Sertularien; oder dieſe Behälter ſtehen an jedem einzelnen Polypen in der Nähe der Tentakeln zuſammengedrängt, und in dieſem Falle kommen bald die jungen Polypen ſchon mit ihren Tentakeln verſehen aus einer Öffnung an der Spitze der Behälter hervor, wie bei der Gattung Tubularia, bald fallen die letztern ab, als Eier (Keimkörner), wie bei der Gattung Coryna. — Die Vermehrungsweiſe der Milleporen iſt noch ſehr in Dunkel gehüllt. Zwar will Tileſius beobachtet haben, daß bei Millepora rosea rothe Körner in Menge aus den Theilen kamen, welche er für Eierleiter hält (ſ. oben), und daß dieſe Körner einer freiwilligen Bewegung fähig waren, auch Geſtalt und Größe veränderten, indeſſen gibt dieſe Beobachtung zu wenig Licht in der Sache. Von der Vermehrungsweiſe der Alcyonien ward ſchon oben geſprochen; über den Austrit der Eier, welche ſich bei der Orgelcoralle finden (ſ. oben) iſt eine Beobachtung noch nicht vorhanden; auch von den übrigen Corallen wiſſen wir wenig oder nichts, und nur von Cornularia bemerkt Cavolini, daß der Polyp die Eier, wie die Gorgonien und Madreporen zur Welt bringe. Drittens erfolgt noch eine Vermehrung der Corallen durch Stecklinge, indem irgend ein Stück abbricht und auf dem Meeresboden als neuer Stamm Platz nimt und ſich als ſolcher vergrößert.

Im Allgemeinen iſt über die Natur der Corallenpolypen nur wenig noch zu bemerken; der Sinn des Geſichts, abgeſehen von dem Vorhandenſeyn beſonderer, ihm angehöriger Organe, ſcheint ihnen doch nicht ganz zu fehlen, indem ſie mehr oder weniger ſich nach dem Einfluſſe des Lichtes richten. Auch der Taſtſinn kann ihnen wol nicht abgeſprochen werden, indem ihre Tentakeln ihnen offenbar die Gegenwart einer Beute anzeigen, und ſie ſich derſelben bedienen, um jene in die Mundöffnung zu bringen. Ein Nerven- und Gefäßſyſtem ſcheint bei ihnen nicht vorhanden zu ſeyn [41]. Was das Verkürzen und Einziehen der Tentakeln betrifft, ſo bemerkt Rapp [42], es geſchehe durch die Äußerung der Irritabilität dieſer Theile, das Ausdehnen und Verlängern ſcheine dadurch hervorgebracht zu werden, daß die Tentakeln ſich mit Waſſer füllen, denn bei allen Polypen und Actinien ſeyen dieſe Theile hohl und mündeten mit ihrer Grundfläche in die Höhle des Körpers.

38) Grant Beobachtungen über den Bau und das Leben der Fluſtern überſetzt aus Jameson's philos. journal in Heuſingers Zeitſchrift für die organiſche Phyſik. 1. Bd. 3. Hft. 40) Baster, opuscula subseciva s. I. p. 59.

41) Vergl. von Heyden über Kreislauf in der Plumatella. Okens Isis XXI. 42) a. a. O. S. 7.

Corallen ohne Polypen. — Man hat zwar im Allgemeinen angenommen, daß alle Corallen Polypen enthielten, indeſſen haben ſelbſt die neueſten Unterſuchungen bei mehren Körpern, welche indeſſen ihrer übrigen Organiſation nach allerdings noch zu den Corallen gerechnet werden müſſen, noch keine Polypen nachgewieſen. Dieſe Körper ſind erſtens die Schwämme, ſowol die See- als Süßwaſſerſchwämme und dann die Nulliporen.

Die Seeſchwämme oder Meerſchwämme beſtehen aus einer thieriſchen Gallerte, in welcher ein faßeriges Gewebe ſich erzeugt, welches den größern Theil des Schwammes ausmacht. An der Oberfläche bemerkt man entweder deutliche Mündungen, von welchen ſich Kanäle in das Innere des Schwamms erſtrecken, oder die Mündungen und Kanäle fehlen. Schon die Art des Wachsthums der Schwämme läßt auf den Mangel an Polypen ſchließen, denn ſie wachſen bedeutend, ohne neue Triebe, welches ſich bei den Polypencorallen ganz anders verhält. Wenn man auch an den Mündungen einiger Arten abwechſelnd ein Öffnen und Schließen bemerkt hat, ſowie ein Ausſtrömen des Waſſers aus denſelben oft mit Keimkörnern vermiſcht, ſo iſt es doch noch keinem Naturforſcher gelungen, ſelbſt dem aufmerkſamen Graut nicht, der ſich lange Zeit mit der ſpeciellen Unterſuchung der Schwämme und namentlich der Seeſchwämme beſchäftigte, Polypen in denſelben zu entdecken [43]. In wiefern dieſes Waſſerausſtoßen dem Ernährungsprozeß angehört, liegt noch im Dunkeln, denn auch andere Schwämme, denen die Öffnungen und Kanäle fehlen, leben und wachſen ſo gut, als die, welche damit verſehen ſind. Was das Wachsthum ſelbſt anlangt, ſo findet ſich immer zuerſt die Gallerte, in welcher dann der faßerige, das Gewebe des Schwamms bildende Stoff auf gleiche Weiſe, wie bei den Corallen, zu entſtehen ſcheint. Von der Fortpflanzung der Schwämme iſt auch weiter nichts bekant, als daß ſich die ſchon erwähnten Keimkörner in ihnen finden, ausgeſtrſſen werden und dann bei manchen ſich freiwillige, thieriſche Bewegungen zeigen.

Was die Süßwaſſerſchwämme betrifft, ſo haben ſich über dieſelben, beſonders in der neueren Zeit, ſo mancherlei Meinungen erhoben, daß die Natur des Thieres keinesweges aufgeklärt iſt, und wir es daher vorziehen, zunächſt auf den Artikel Cristatella und die übrigen hieher gehörigen, unten in der ſyſtematiſchen Überſicht zu erwähnenden, zu verweiſen.

Hinſichtlich der Nulliporen ſind wir ebenfalls noch im Dunkeln. Polypen wurden an ihnen noch nicht entdeckt, wenn ſie auch nach dem, was wir oben aus Kotzebue's Reiſe anführten, wol darin enthalten ſind, und ſo wird es ſehr ſchwierig, ihr Wachsthum zu erklären, wenn man es nicht allenfalls mit dem der Corallinen vergleichen will, deren Maſſe, obgleich ſchon verſteinert, dennoch an Größe zunimt.

Über die Lebensdauer und geographiſche Verbreitung der Corallen ſind noch viele ergänzende Beobachtungen zu machen. Im Allgemeinen darf man annehmen, daß zwar das Leben der Polypen kurz iſt, das Leben des Stocks aber, unabhängig von dieſen, ſo lange, fortdauert, als ſich noch neue Polypen auf demſelben erzeugen. Es iſt in dieſer Hinſicht ſchon oben bei der Fortpflanzung manches auch hieher Bezüglichen Erwähnung geſchehen. Beobachtungen und ſelbſt die Erfahrungen der Corallenfiſcher ſprechen dafür, daß das Daſeyn der Corallen und ihrer Polypen, mit Ausnahme der Steincorallenſtämme, nur auf gewiſſe Jahreszeiten beſchränkt iſt, indem man in manchen Monaten und namentlich in den kältern keine Polypen mehr an den Stämmen findet.

Rückſichtlich der geographiſchen Verbreitung der Corallen haben wir bis jetzt auch nur Bruchſtücke, die jedoch vielleicht durch die neuern Entdeckungsreiſen nach und nach, wenn auch zu einem unvollſtändigen Ganzen, vereinigt werden dürften. Im Allgemeinen ſcheinen in den heißen Zonen die Steincorallen und namentlich die Blättercorallen einheimiſch zu ſeyn, während die Ceratophyten theils mehr den Norden bewohnen, theils vielleicht überhaupt am weiteſten nördlich vorkommen, abgeſehen davon, daß auch von ihnen die Mehrzahl der bekanten Arten in heißen Erdſtrichen ſich findet. Von mehren Corallen kennen wir nur die foſſilen Überreſte, von manchen Gattungen kommen indeß ſowol lebende als foſſile Arten vor, wie aus den weiter unten zu gebenden, ſyſtematiſchen Überſichten näher hervorgehen wird.

Zum Schluß haben wir noch derjenigen Körper zu gedenken, welche von mehren Naturforſchern zu den Corallen gerechnet worden ſind, ohne mit Recht denſelben beigezählt werden zu können.

Hieher gehören denn 1) die von *Desmarest* Amphitoites genante Gattung, welche den Vegetabilien zugehört; 2) Flustra arenosa, *Ellis*, (Alcyonium arenosum, *Lurton*, Discopora cribrum? *Lamarck*) iſt nach einer Angabe nur ein Produkt von Nerita glaucina der engländiſchen Conchyliologen, nach einer andern Meinung rührt ſie von Natica castanea, *Lamark* her [44]; 3) nach Schweigger, die Gattung Corallina. Die Corallinen ſeyen nämlich nichts, als gegliederte Alven, welche während der Vegetation verſteinern, und C. Opuntia ſey ſogar im erſten Alter grün, mit dem deutlichſten vegetabiliſchen Zellgewebe. 4) Millepora coriacea L. iſt nach Schweigger ebenfalls eine Pflanze und zwar die verſteinerte Ulva squamaria *Gmelin's*. 5) Nach demſelben ſind auch die Liagorae wahre Fuci. 6) Auch Alcyonium Bursa und Vermilara erklärt derſelbe Naturforſcher für Pflanzen, zur Familie der Conferven gehörig. 7) Daß mehre Alcyonien den Aſcidien angehören, hat Savigny gezeigt und dieſelben auch bereits in ſeiner Monographie der Aſcidien als ſolche aufgeführt. — Außerdem ſagt Schweigger noch [45]: Tethya und Tragos ſind den Schwämmen ſo nahe verwandt, daß ſie, ehe Beobachtungen das Gegentheil lehren, nothwendig zu ihnen gerechnet werden müſſen. Inſofern die faßerige Subſtanz, wenigſtens bei einigen Arten dieſer Gattun-

43) Extract aus Weinb. philos. journ. in Annales des Sciences natur. XI. p. 150 pl.

44) Zoological journ I. 553. Bullet. de Geolog. etc. IV. 287. 45) Naturgeſchichte ꝛc. S. 386.

gen, mit Kalk untermiſcht iſt, nähern ſie ſich auch den Corallinen. Letzteres iſt aber beſonders der Fall mit Geodia, einer hohlen Kugel, deren Wände von einer faßerigen und kalkigen Materie gebildet ſind. Man konte nach den Erſcheinungen, welche Corallinen zeigen, vermuthen, daß ſie ein dem Alcyonium Bursa ähnlicher, aber verkalkender Körper iſt. Von Acetabulum marinum und Polyphysa iſt noch zweifelhaft, ob ſie zum Thier- oder Pflanzenreiche gehören. — Als zu dem erſtern gehörig iſt jetzt eine neue Art (Acetabularia calyculus) in *Freycinets* Voyage p. 621 beſchrieben, wobei Lamouroux von der bereits bekanten beſonders erwähnt, daß der in der Mitte der Scheibe befindliche Polyp ſich kegelförmig zuſammenziehe.

Was die ſyſtematiſchen Anordnungen der Corallen betrifft, ſo iſt von den frühern nichts Erhebliches zu ſagen, weshalb wir uns begnügen, die neuern, wichtigſten, nämlich von Lamarck, Cuvier, Schweigger, Lamouroux und Rapp anzuführen. Wir würden das Syſtem Blainville's nicht übergehen, wäre daſſelbe, vollſtändig ausgeführt, nicht erſt in den noch nicht erſchienenen letzten Bänden des Dictionaire des Sciences naturelles zu erwarten.

Das Syſtem Lamarcks iſt am vollſtändigſten ausgeführt in: Histoire naturelle des animaux sans vertebrès. Die Corallen bilden in der (2.) Klaſſe der Polypen unter der Benennung Polypes à Polypiers die 3. und 4. Ordnung, welche in mehre Abtheilungen zerfallen und folgende Gattungen enthalten: III. Ordnung. I. Abtheilung. Fluß-Polypenſtämme. 1) Freie, Difflugia (Melicerta), Cristatella; 2) Aufſitzende, Spongilla (Spongia fluviatilis *L.*) Alcyonella (A. fluviat.). II. Abtheilung. Scheidenförmige Polypenſtämme. a) Nackte 1) mit Endzellen, Plumatella (Tubularia campanulata), Tubularia (T. indivisa), Cornularia (Tub. Cornucopiae), Campanularia (Sertularia verticillata); 2) mit Seitenzellen, Sertularia (S. cupressina), Antennularia (S. antennina), Plumularia (S. falcata), Serialaria (S. lentigera); b) Polypenſtämme mit ſchwacher Kruſte, Liriozoa (Cellepora tulipifera), Anguinaria (Sert. anguinaria), Cellaria (Sert. avicularia), Dichotomaria (Tubularia dichotoma), Tibiana, Acetabulum, Polyphysa. III. Abtheilung. Netzpolypenſtämme. Flustra, Tubulipora (Millepora tubulifera), Discopora (Cellepora verrucosa), Cellepora (Spongites), Eschara, Adeona, Retepora, Alveolites, Ocellaria, Dactylopora. IV. Abtheilung. Löcherige Polypenſtämme. Oculites, Lunulites, Orbulites, Distichopora, (Millepora violacea), Millepora, Favosites (Madrepora truncata), Catenipora (Tubip. caten.), Tubipora. V. Abtheilung. Blätter-Polypenſtämme. a) Mit Endſternen. 1) Zellen walzig und parallel, Stylina, Sarcinula (Madrep. Organum). 2) Zellen nicht parallel, Caryophyllia, Turbinolia (Madrepora turbinata), Cyclolites (Madrep. porpita), Fungia. b) Seitenſterne. 1) Zellen unvollkommen, Pavonia (Madrepora agaricit.), Agaricia (Madrep. cucullata), Meandrina, Monticularia, (Hydrophora, Madrepora exesa). 2) Zellen umſchrieben, (begrenzt), a) Sterne nur auf der obern Fläche der Lappen, Echinopora, Explanaria, (Madrep. crater), Astrea (Madrep. favosa). b) Sterne überall, Porites, Pocillipora (Madrepora damicornis), Madrepora (Madrep. muricata), Seriatopora (Millepora lineata), Oculina (Madrep. oculata). VI. Abtheilung. Rindentragende Polypenſtämme. Corallium (Isis nobilis), Melitaea (Isis ochracea), Isis (Isis Hippuris), Antipathes, Gorgonia, Corallina. VII. Abtheilung. Teigige (empatés) [46] Polypenſtämme. a) Halbpflanzige, Penicillus (Corallina penicillus), Flabellaria (Cor. Opuntia). b) Vielgeſtaltige, Spongia, Tethya (Alcyonium Lyncur.), Geodia, Alcyonium. IV. Ordnung. Röhrentragende Polypen. Anthelia (Alcyonium rubrum), Xenia (Alcyonium florid.), Ammothea (Alc. Spong.), Lobularia (Alc. palmat.).

Bei Cuvier bilden die Corallen die zweite Ordnung der Polypen mit mehren Familien und folgenden Gattungen. 1. Familie. Polypi vaginati: Tubipora, Catenipora, Favosita, Tubularia, Plumatella. Campanularia, Cornularia, Anguinaria, Sertularia, Plumularia, Serialaria, Antennularia, Sertularia. 2. Familie. Corallia cellulosa: Cellaria, Salicorniaria (Cellaria, *Lamouroux*), Flustra, Cellepora, Tubulipora, — als zweifelhaft — werden, gleichſam in einem Anhang, Corallina, Penicillus, Halimeda, Flabellaria, Galaxaura, Liagora, Acetabulum, Polyphysa angeführt. 3. Familie. Polypi corticei. 1. Zunft. Ceratophytes, Antipathes, Gorgonia. 2. Zunft. Isis, Corallium, Melitea, Fungia, Caryophyllia, Oculina, Madrepora, Astrea, Meandrina, Pavonia, Monticularia, Agaricia, Millepora, Nullipora, Eschara, Retepora, Adeona. Hierauf folgt nun die 3. Zunft der ſchwimmenden Polypen, welche von den Corallen wol getrent werden müſſen. 4. Zunft. Alcyonium, Xenia, Tethya, Spongia.

Schweigger hat die Corallen unter ſeine Zoophyta heterohyla in mehre Abtheilungen gebracht. Nämlich: 1) Lithophyta nullipora: einzige Gattung Nullipora; 2) Lithophyta porosa: Distichopora, Seriatopora, Madrepora, Millepora, Stylophora; 3) Lithophyta lamellosa: Cyclolites, Fungia, Pavonia, Agaricia, Echinopora, Lithodendron, Turbinolia, Anthophyllum, Strombodes, Acervularia, Explanaria, Astrea, Sarcinula, Meandrina, Monticularia, Stylina; 4) Lith. fistulosa: Catenipora, Tubipora, Favosites; 5) Ceratophyta spongiosa: Spongilla, Achilleum, Manon, Tragos, Scyphia, Tethya, Geodia; 6) Ceratoph. alcyonea: Cristatella, Alcyonella, Lobularia; 7) Ceratoph. tubulosa: Plumatella, Tubularia, Neomeris, Tibiana, Anguinaria, Cornularia, Campanularia, Pasythea, Serialaria, Halecium, Sertularia, Antennularia, Electra, Salicornaria, Cellularia, *Cuv.*; 8) Cerat. foliosa: Tubulipora, Caberea, Canda, Elzerina, Pherusa, Flustra, Cellepora, Alveolites, Ocellaria, Eschara, Reptepora, Adeona, Lunulites, Orbulites; 9) Ceratoph. corticosa: Antipathes, Anadyomena, Gorgonia, Isis, Melitaea, Corallium.

---

46) Dieſer franzöſiſche Ausdruck ſcheint uns die Maſſe nicht gut zu bezeichnen.

Am umfaſſendſten und am meiſten in Gattungen zerſplittert iſt das Syſtem Lamouroux's, von welchen jedoch nur die erſtern beiden Divisions, von der dritten nur die erſte (18.) Ordnung, eigentlich blos theilweiſe, den Corallen angehören. Dieſe Eintheilung iſt folgende: I. Diviſion. Biegſame oder nicht ganz ſteinige Polypenſtämme. Section A. Mit Zellen; die Zellen nicht reizbar. 1. Ordnung. Celleporées: Tubulipora, Cellepora. 2. Ordnung. Flustrées: Berenicea, Pherusa, Elzerina, Flustra, Electra. 3. Ordnung. Cellariées: Cellaria, Caberea, Canda, Acamarchis, Crisia, Blenipea, Loricaria, Eucratea, Alecto, Lasoea, Hippothoa, Aetea. 4. Ordnung. Sertulariées: Pasythea, Amathia, Nemortesia, Aglaophenia, Dynamena, Idia, Entalophora, Clytia, Laomedea, Thoa, Salacia, Cymodocea, Amphitoites (ſ. oben). 5. Ordnung. Tubulariées: Tibiana, Naisa, Tubularia, Cornularia, Telesto, Liagora, Neomeris. Section B. Kalkhaltige Polypenſtämme. 6. Ordnung. Acetabulariées: Acetabularia, Polyphysa. 7. Ordnung. Corallinées: Galaxaura, Nesea, Jania, Corallina, Cymopolia, Amphiroa, Halimeda, Udotea. Section C. Rindentragende Polypenſtämme. 8. Ordnung. Spongiées, Ephydatia, Spongia. 9. Ordnung. Gorgoniées: Andyomena, Antipathes, Gorgonia, Plexaura, Eunicea, Muricia, Primnoa, Corallium. 10. Ordnung. Isidées: Melitea, Mopsea, Isis. II. Diviſion. Ganz ſteinige, unbiegſame Stämme. Section A. Mit Öffnungen verſehen. 11. Ordnung. Escharées: Adeona, Eschara, Retepora, Discopora, Diastopora, Obelia, Celleporaria. 12. Ordnung. Milleporées: Ovalites, Reteporites, Lunulites, Orbulites, Ocellaria, Melobesia, Eudea, Alveolites, Distichopora, Hornera, Krusensterna, Tilesia, Theonea, Chrysaora, Millepora, Terebellaria, Spiropora, Idomenea. Section B. Blättertragende Stämme. 13. Ordnung. Caryophyllairées: Caryophyllia, Turbinolopsis, Turbinolia, Cyclolites, Fungia. 14. Ordnung. Meandrinées, Pavonia, Apsendesia, Agaricia, Meandrina, Monticularia. 15. Ordnung. Astrées, Echinopora, Explanaria, Astrea. 16. Ordnung. Madreporées: Porites, Seriatopora, Pocillopora, Madrepora, Oculina, Stylina, Sarcinula. Section C. Röhrige Stämme. 17. Ordnung. Tubiporées: Microsolena, Catenipora, Favosites, Eunomia, Tubipora. III. Diviſion. Die Polypenſtämme mehr oder weniger reizbar, ohne Mittelachſe. Davon gehören hieher auch nur theilweiſe: 18. Ordnung. Alcyonées: Alcyonium, Lobularia, Ammothea, Xenia, Anthelia, Alcyonidium, Palythea, Alcyonella, Hallirhoa.

Endlich hat in der neueſten Zeit, auf eigene Beobachtungen geſtützt, Rapp eine Anordnung der Polypen im Allgemeinen gegeben, in welcher auch die Corallen vorkommen, welche folgende Abtheilungen bilden: II. Coryneen: Sertularia, Tubularia, Coryna. III. Milleporen, Millepora? IV. Alcyoneen: Anthelia, Xenia, Ammothea, Lobularia. V. Tubiporen: Tubipora. VI. Corallen: Corallium, Gorgonia, Isis, Antipathes? Die folgende Abtheilung enthält die Seefedern: VIII. Zoanthen: Cornularia, Zoanthus. IX. Madreporen. Die ganze Linnéſche Gattung Madrepora, mit den Lamarckſchen daraus geſonderten Gattungen.

Da dieſe letzte Anordnung meiſt auf die Thiere, nicht auf den Stamm, welchen ſie bewohnen, begründet iſt, ſo möchte ſie wol den übrigen den Vorrang ſtreitig machen und als Baſis für folgende Eintheilungen dienen.

Über das Specielle ſehe man die einzelnen Artikel.

(*Dr. Thon.*)

CORDA anguina oder marina (Zooph. foss.). Unter dieſem Namen hat Klein eine Abtheilung foſſiler Echinen (Seeigel) aufgeſtellt, welche beſonders der heutigen Gattung Spatangus angehören. Sie haben eine herzförmige Geſtalt, ſind am untern ſchmalen Ende abgeſtutzt, die Mundöffnung befindet ſich auf der Grundfläche nach der breitern Seite zu, die Afteröffnung an dem ſchmälern Ende. (*Dr. Thon.*)

CORDOVA. Eines der größten Häuſer Spaniens, als deſſen Ahnherrn Salazar de Caſtro einen tapfern Ritter aus Galizien, den Dominic Muñoz auf Hermanas und Siettemalo, zugenant el famoso Adalid, betrachtet. Eine Reihe von Großthaten hatte ihm die Würde eines Adalid, die höchſte, die ein Krieger erreichen, und die gewöhnlich mit den ausgezeichnetſten Feierlichkeiten verliehen wurde, aus den Händen K. Ferdinands des Heiligen erworben, und er ſtand in Andujar, um die neueſten Eroberungen ſeines Königs gegen die Mohammedaner zu beſchützen, als ein Verſtändniß mit einigen Soldaten der Beſatzung von Cordova ihn die Möglichkeit erblicken ließ, dieſe Stadt ſelbſt, den Stolz und die Stärke der Mauren, zu gewinnen. Ohne Zögern ſammelte er aus den nächſten Feſtungen eine kleine, aber auserwählte Schaar, und an ihrer Spitze erſtieg er in der Nacht vom 8. Januar 1236 die Vorſtadt von Cordova, ein Ereigniß, welches 5 Monate ſpäter die Stadt ſelbſt nöthigte, zu capituliren. Gleiche Dienſte leiſtete Dominic auch bei der Einnahme von Sevilla, welches den König veranlaßte, ihn zum Alguazil Mayor dieſer Stadt zu ernennen. Sein Enkel, Alfons Fernandez, Alguazil Mayor von Cordova, und unter Alfons XI. Adelantado Mayor de la Frontera (Grenzhüter, Markgraf), erhielt, durch König Sanchos IV. Betrieb, von der Stadtgemeinde zu Cordova das Städtchen Cañete und von König Ferdinand IV. Alcala de los Gazulos, unweit Medina-Sidonia. Er errichtete ſein Teſtament am 25. October 1325, und wurde durch ſeine beiden Söhne, Ferdinand Alfons und Martin Alfons, die ſich zuerſt von Cordova nanten, ſey es, um das Andenken an die glänzendſte Waffenthat ihres Urgroßvaters zu erhalten, ſey es nur, um ihren gewöhnlichen Wohnſitz zu bezeichnen, der Ahnherr des geſamten Hauſes Cordova. Martin Alfons, der jüngere Sohn, erhielt durch des Vaters Teſtament los Hermanas als ein Majorat, zerſtörte aber den Ort, als den Streifereien der Mauren zu ſehr ausgeſetzt, und erbauete in deſſen Nähe, ſüdlich von Cordova, das Caſtell Montemayor, welches ſeiner Nachkommen Hauptſitz geworden iſt. Seine tapfere Vertheidigung von Caſtro del Rio 1331 erwarb ihm den Beinamen el Buono und von dem Könige eine Verbeſſerung ſeines Wapenſchildes. Er war auch Ritter des

Digitized by Google

Ordens von der Binde, Groß-Pannerträger von Cordova, Herr von las Heredades de la Reina und von el Frayle, und ſtarb den 8. Juli 1349. Lupo Gutierrez, der jüngere der Söhne, die er in ſeiner Ehe mit Aldonza Lopez de Haro, Frau auf Fernan-Nuñez und Bencalez, erzeugt, vertauſchte Montilla, ſein väterliches Erbe, gegen Guadalcazar, ſüdweſtlich von Cordova und machte aus dieſer neuen Beſitzung am 24. December 1409 ein Majorat, bei welchem nur nach gänzlicher Erlöſchung des Mannsſtammes die weibliche Erbfolge eintreten kann. Seine Enkelin, Aldonza von Cordova, Frau auf Fernan-Nuñez bei Montemayor, vermählte ſich mit Alfons Ruiz de las Infantas und wurde die Stammmutter der Herren von la Morena und der Grafen von Fernan-Nuñez, ſeine männlichen Nachkommen blieben aber unverrückt in dem Beſitze von Guadalcazar. Diego Fernandez von Cordova, 11ter Herr von Guadalcazar, Vicekönig von Indien, vermählt mit Maria Anna Riederer von Riedheim und Paar, einem ſchwäbiſchen Fräulein, das als Hofdame der Königin Margaretha (Gemahlin Philipps III.) nach Spanien gekommen war, ließ Guadalcazar zu einer Markgrafſchaft erheben, beſaß auch die Grafſchaft las Poſadas. Sein Sohn, Franz Anton, 2ter Markgraf von Guadalcazar, Graf von las Poſadas, Herr von Guetor de Santillan, † 1650, hinterließ nur Töchter, wovon die eine, Maria de la O, 1655, die andere, Anna, 1656, beide unvermählt, verſtarb; das Majorat fiel daher an eine Seitenlinie, und nachdem dieſe bald erloſchen, an die Gräfin von Caſapalma, Franciſca Fernandez de Cordova, deren Großmutter des 1ſten Markgrafen von Guadalcazar Tochter geweſen. — Lupo Gutierrez, der Gründer des Majorats von Guadalcazar, hinterließ, außer dem Sohne, den er darin zum Nachfolger hatte, auch noch einen jüngern Sohn, Rodrigo Lopez de Cordova, der durch ſeine Ehe mit Johanna oder Eleonora de Boccanegra der Ahnherr einer beſondern Linie geworden iſt. Rodrigos Urenkel, Nuñez de Chaves Pacheco Cordova y Boccanegra, Herr von los Apoſteos, erheirathete mit Maria Vazquez de Coronado, des Vicekönigs von Neu-Galizien Tochter, die Markgrafſchaft Villamayor, und wurde der Großvater von Karl und Nuñez. Karl, 3ter Markgraf von Villamayor, Graf von los Apoſteos, war mit Johanna Maria de Portugal y Mendoza verheirathet und brachte dadurch die Grafſchaften Villardompardo, Corugna und Paredes, die Markgrafſchaft Velegna und das Vizcondado Torija an ſein Haus, Güter, die indeſſen bald wieder an andere Familien übergingen, nachdem ſeine Enkelin Maria, mit der die ganze Linie zu Grabe getragen wurde, kinderlos verſtarb. Karls Bruder, Nuñez, Herr von Santa-Fé, erzeugte mit Maria de Mendoza y Aragon, einer Tochter des Markgrafen Georg von Agropoli, zwei Töchter, die nach einander, der Mutter wegen, die Markgrafſchaften Mondejar, Valdehermoſo und Agropoli und die Grafſchaft Tendilla beſaßen: Maria Gregoria, die jüngere Tochter, war mit Caspar Mendoza Ibañez de Segovia y Arevalo, † 1708 (wir haben von ihm mehre genealogiſche Werke von Belang), verheirathet, und ihre Nachkommenſchaft beſitzt noch heute Mondejar u. ſ. w. So viel von der Nachkommenſchaft des Lupo Gutierrez, des jüngern von den Söhnen des Martin Alfons, mit dem Zunamen el Buono. — Der ältere Sohn, Alfons Fernandez de Montemayor, folgte dem Vater als 6ter Herr von los Hermanas, Albendin und Montemayor, war von 1317 bis 1325 Adelantado der Grenzen und erhielt von König Johann I. die Herrſchaft Alcaudete in dem Königreich Jaen, an den Grenzen von Cordova, zum Geſchenk. Sein Enkel, Alfons Fernandez de Montemayor, 8ter Herr von Alcaudete, 8ter Herr von los Hermanas und Montemayor, beſaß auch Torre Cardera und wurde der Großvater von einem andern Alfons Fernandez, der ſich zuerſt wieder von Cordova nante, weil ſeine Mutter eine Cordova aus dem Hauſe Cabra geweſen. Dieſes Sohn, Martin de Cordova, Montemayor y Velasco, 6ter Herr und 1ſter Graf von Alcaudete, nachdem Kaiſer Karl V. für gut gefunden, ſeine ausgezeichneten Kriegsdienſte mit der Grafenwürde zu belohnen, regirte Navarra als Vicekönig, dann, unter Philipp II., die afrikaniſchen Preſidios als General-Capitain, und fiel endlich im Kampfe gegen die Ungläubigen (Auguſt 1558). Von ſeinen vier Söhnen war Diego Biſchof zu Calahorra (ernant den 23. October 1556, † 1558); Franz des Calatravaordens Ritter; Martin, Marquez von Cortes, vertheidigte im J. 1563, ſamt ſeinem Bruder Alfons, Oran gegen Mulei Haſſan Paſcha, war, gleich ſeinem Vater und Bruder, Vicekönig von Navarra und General-Capitain der Preſidios, wurde 1597 Präſident des Ordensrathes, hinterließ aber keine Kinder aus ſeiner Ehe mit Hieronyma de Navarra, der Erbin der Markgrafſchaft Cortes. Alfons endlich, der älteſte Bruder, Graf von Alcaudete, Vicekönig von Navarra und General-Capitain von Oran († den 27. Februar 1565), wurde ein Vater von ſechs Söhnen. Drei ſtarben in der Kindheit, Alfons, der 3te Graf von Alcaudete, erreichte kaum das 20. Jahr; Franz Fernandez de Cordova y Velasco, 4ter Graf von Alcaudete, erheirathete mit Anna Pimentel die Markgrafſchaft Viana in Galizien, hinterließ aber bei ſeinem am 6. Januar 1632 erfolgten Ableben nur eine Tochter, Antonia, die ſich mit Johann Pimentel y Zuniga verheirathete und demnach Alcaudete und Viana in fremde Hände brachte. Diego endlich, des 2ten Grafen von Alcaudete fünfter Sohn, erheirathete mit Agnes de Alagon die Grafſchaft Saſtago in Aragonien und wurde der Vater von Chriſtoph, der Großvater von Michael de Cordova y Alagon. Letzterer, Comthur von Montanchuelos in dem Orden von Calatrava und Gouverneur von Valenza am Po, vermählte ſich 1671 mit Conſtantia de Bazan, Herrera y Rojas, Marqueſin von Peñalva, Frau auf Mariatos, Olmos und Villantodrigo. Sein älteſter Sohn, Chriſtoph de Cordova y Alagon, Graf von Saſtago, Marquez von Peñalva und Aquilar, Erbkämmerer von Aragonien, Comthur von Montanchuelos, Grande von Spanien, trug am 18. Juli 1706 dem Könige Karl III. das entblößte Schwert vor, als dieſer in der Hauptkirche von Saragoſſa als König von Aragonien den herkömlichen Eid ablegte, und wurde zur Belohnung des bei dieſer Gelegenheit bewieſenen Eifers in die Zahl der königlichen Kammerherren aufgenommen. Er war mit Maria Franciſca

Digitized by Google

de Moncajo, Palafox y Cardona, Marqueſin von Coscovetra verheirathet, und hinterließ eine zahlreiche Nachkommenſchaft, die in der neuern Zeit die Beſitzungen der Markgrafen von Valenzuéla mit denen von Caſtago vereinigte. Chriſtophs Bruder Caspar [1]) war noch entſchiedener, als jener, in der Zuneigung zu dem Erzhauſe; er diente unter den Augen Karls III. in den cataloniſchen Feldzügen, folgte demſelben nach Teutſchland und erhielt zur Belohnung ſeiner Treue ein Cüraſſierregiment, mit welchem er als Generalmajor den Feldzügen von 1716 und 1717 gegen die Türken beiwohnte. Im J. 1718 wurde er Feldmarſchalllieutenant, 1723 aber General der Cavalerie, ſo wie auch k. k. Kämmerer, Hofkriegsrath und Adminiſtrator des Land- und Hauszeugamts. Im J. 1726 erhielt er des Grafen von Galbes Cüraſſierregiment, am 19. Mai 1736 wurde er unter die niederöſtreichſchen Herrenſtände aufgenommen, nachdem er die Herrſchaft Karlſtein V. O. M. B. erkauft, und am 2. November 1738 wurde er an des Herzogs von Aremberg Stelle zum Hauptmann über die Trabantengarde verordnet. In den J. 1737 und 1739 wurde er zu den Commiſſionen gezogen, die der Generale Seckendorf, Wallis und Neiperg Verfahren und Operationen unterſuchen mußten, und am 19. März 1741 wurde er ſelbſt zum Feldmarſchall ernant. Im December 1745 ward er Vicepräſident in dem Hofkriegsrathe, gleichwie er ſchon früher k. k. Geheimerrath geworden. Am 19. März 1753 wurde er zum Präſidenten des neuen hofkriegsräthlichen Juſtizcollegii ernant, und am 29. November n. J. in die Zahl der Ritter des goldenen Vließes aufgenommen. Er ſtarb den 3. October 1756, im 84. Jahre ſeines Alters, ſeine Witwe, Maria Eliſabeth von Quarient und Raal den 29. November 1780, beinahe in der nämlichen Stunde, wie die große Kaiſerin. Kinder hinterließ der Feldmarſchall keine, und mag der Graf Chriſtoph von Cordova, Rittmeiſter bei Cordova-Cüraſſiere, der 1734 als Generaladjutant zur Rheinarmee kam, nicht ſowol ſein, als ſeines Bruders Chriſtoph Sohn geweſen ſeyn. Gewiß iſt wenigſtens, daß dieſes zweiter Sohn Chriſtoph hieß, und mag derſelbe, nachdem Neapel verloren gegangen, wie ſo viele andere ſpaniſche Emigranten, Gelegenheit geſucht und gefunden haben, nach Spanien zurückzukehren.

Ferdinand Alfons, der Ahnherr der ältern Linie des Hauſes Cordova, war zweiter Herr von Cagnete, Alcalde mayor und Alguazil mayor der Stadt Cordova, auch Alcayde von Alcaudete und Vater von fünf Söhnen, von welchen der jüngſte, uneheliche, Roderich, der Ahnherr der Herren von Belmonte, aus welchen Joſeph von Cordova, 2ter Markgraf von Moratilla, 15ter Graf von Priego, 9ter Herr von Belmonte und Salvares, von Gaibiel, Santa Croche, Algarrova und Benescalera, zu Ende des 17. Jahrhunderts als königlicher Majordomus vorkomt, und der vierte, Diego, der Stammvater der Herren von Chillon, Markgrafen von Comares, Herzoge von Segorbe und Cardona, von denen unten, geworden iſt. Der älteſte endlich, Gonſalvo, 3ter Herr von Cagnete, diente mit großem Eifer Peter dem Grauſamen, ging aber, weil er zum Lohne auf des Königs Geheiß ermordet werden ſollte, zur Partei Heinrichs von Traſtamare über, und ſeine Verdienſte um den neuen Herren waren ſo ausgezeichnet, daß Heinrich ſich gemüßigt fand, ſie im J. 1369 mit einem ausgedehnten Landſtriche in dem Königreiche Cordova, mit Aguilar, Priego, Monturque, Montilla, Torre de Almenara, Caſtro Gonzalo, Ovieco, Belbis, Almesquitiel und Villar de Don Lazaro zu belehnen. Gonſalvo ſtarb als Ricco hombre von Caſtilien im J. 1422. Sein jüngerer Sohn, Diego, vermöge väterlicher Dispoſition Herr von Baëna, wurde von König Heinrich III. zum Marſchall von Caſtilien ernant, war auch Alguazil mayor von Cordova, Alcayde de los Donzeles (Domicellorum der Cadets, die zu dem Hofe gehörten und unter der Aufſicht eines erfahrnen Ritters zum Waffenhandwerke erzogen wurden), und von Cabra, Herr von Villalzan, Villaciſla, Mazariegos, Bascones und Revenga, und in erſter Ehe mit Sanctia Garſia de Rojas, Frau auf Poza, und in anderer Ehe mit Agnes de Ayala, Frau auf Caſarubios, verheirathet. Die einzige Tochter zweiter Ehe, Marina, brachte Caſarubios an ihren Gemahl, Friedrich Henriquez. Von den drei Söhnen erſter Ehe war der jüngſte, Sanctius, Biſchof zu Aſtorga, für die beiden ältern, Johann und Peter, errichtete Diego ſamt ſeiner erſten Gemahlin am 17. Januar 1423 vor dem Notarius Lupo Martinez zwei Majorate, von denen das eine, Poza, Villaquiran, Villaciſla, Bascones und Revenga dem ältern Sohne Johann, das andere, auf Baena, Donna Mencia, und den Gütern in Bermeda, Cordova und Cabra begründet, dem jüngern, Peter, beſtimt wurde. Johann, der den mütterlichen Namen Rojas angenommen hatte, ſtarb um 1454; ſeine Enkelin, Elvira, ſeines älteſten Sohnes Diego Tochter, Frau auf Poza, Villaquiran u. ſ. w., war mit Diego von Rojas, dem 7ten Herrn von Monzon, verheirathet, daß demnach Poza, welches zu Gunſten von der Elvira Sohne, dem Johann von Rojas, von Karl V. zu einem Marquiſat erhoben wurde, wieder an das Haus der frühern Beſitzer gelangte. Johanns von Rojas jüngerer Sohn, der El-

1) Wißgrill behauptet zwar, Caspar ſey der Sohn des Grafen Ludwig Emanuel Fernandez de Cordova y Alagon, Marcheſe di Santa Croce, Ritters von Alcantara, kaiſerlichen und königlich-ſpaniſchen Generals, der, nachdem er ſich in dem ſpaniſchen Erbfolgekriege durch Heldenmuth und Treue gegen Karl III. ausgezeichnet, ſich in Öſtreich niederließ, 1722 in Wien verſtarb, und daſelbſt bei den Trinitariern oder Weißſpaniern in der Alſergaſſe begraben wurde. Allein 1. kent die Genealogie des Hauſes Cordova y Alagon keinen Ludwig; 2. ſtarb der Feldmarſchall Caspar de Cordova 1756 im 84. Jahre ſeines Alters. Er war demnach etwa 1673 geboren, alſo um die Zeit, in welcher des Grafen Michael (verm. 1671) zweiter Sohn, Caspar, für welchen wir den Feldmarſchall halten, geboren ſeyn mochte; 3. war niemals ein Cordova Marquez von Santa Croce, oder, wie es eigentlich heißt, von Santa Cruz. Wißgrill hatte wahrſcheinlich gefunden, daß des Feldmarſchalls Mutter eine Erbin aus dem Hauſe Bazan geweſen, von dem er nur die Hauptlinie in Santa Cruz kante, und dieſes gab ihm Veranlaſſung, Santa Cruz den Cordovas zuzulegen, ein Mißgriff, der uns berechtigt, zu vermuthen, daß der gewöhnlich ſo fleißige Forſcher wol noch andere Mißgriffe in dieſem Artikel begehen konte. Wahrſcheinlich war der vorgebliche Graf Ludwig niemand anders, als des Feldmarſchalls älterer Bruder, der Graf Chriſtoph, welcher nach den Ereigniſſen in Saragoſſa wol keinen Beruf finden mochte, unter die Herrſchaft der Bourbons zurückzukehren.

Digitized by Google

vira Oheim, Gomez Manrique de Roſas, erbte von der Mutter Requena, welches aber ſeine Enkelin, Anna de Roſas y Manrique, um 1570 durch Heirath an die Acuña Portocarrero brachte. Des Gomez älteſter Sohn, Anton de Roſas, ſtarb als Erzbiſchof von Granada und Patriarch von Indien, nachdem er früher Biſchof von Mallorca, Valencia und Burgos geweſen. — Peter Fernandez de Cordova, des Stifters des Hauſes Cordova-Roſas jüngerer Bruder, Marſchall von Caſtilien und König Heinrichs IV. Ayo, hatte mehre Söhne, in dem Majorat Baëna folgte ihm aber nicht der älteſte, Gonſalvo Carillo de Cordova, der die bald wieder erloſchene Linie auf Almodovaz, Rodrigalvarez und Eſtrella begründete, ſondern der zweitgeborne, Diego Fernandez de Cordova, in den langwierigen Unruhen unter Heinrich IV. dieſes Königs getreuer und geraume Zeit beinahe einziger Diener in Andaluſien, wofür Heinrich ihn auch zum Grafen von Cabra ernante. Aber nicht nur für den König hatte Diego zu ſtreiten: der Wunſch, ſich der wichtigen Stadt Cordova zu verſichern, und mancherlei Familienverhältniſſe erweckten ihm unter ſeiner Verwandtſchaft mächtige Gegner, und vorzüglich wurde durch ſeine Fehde mit den Vettern von Aguilar das reiche Andaluſien Jahre lang beunruhigt. Im J. 1466 nahm er den Rebellen Ecija, wogegen er 1468 die Belagerung von Bujalance aufheben und ein ziemlich weit gediehenes Unternehmen auf Cordova aufgeben mußte, nachdem der Herzog von Medina Sidonia den Aguilars bedeutende Verſtärkung zugeſchickt. Zwar ſtellte des Königs Reiſe nach Andaluſien, 1469, für einen Augenblick die Ruhe wieder her, die Stadt Cordova ſelbſt wurde von Alfons von Aguilar übergeben, er verſöhnte ſich auch, gelegentlich des Frohnleichnamfeſtes, mit dem Grafen von Cabra, dem der König ſofort den Alcazar der Stadt anvertrauet hatte, und empfing dafür Santa Ella und das Schloß von Rambla, ſo wie ſein Gegner Caſtro del Rio und Moutoro; aber kaum ſchien das ſchwierige Geſchäft beendigt, ſo erhob ſich die Bürgerſchaft der Stadt Cordova, durch Aguilars Emiſſarien getrieben, zu wüthigem Aufſtande, der König ſollte, ſo foderten die Aufrührer, den Grafen von Cabra, wie den von Aguilar anhalten, die der Stadt entzogenen Ländereien zurückzugeben. Der Graf fand, daß man eigentlich nur ihn damit meine, es wurmte ihn nicht minder, daß ſeine Eroberung Ecija einer Creatur Villenas anvertrauet wurde, und er griff neuerdings zu den Waffen, während ſeine kriegeriſchen Söhne, Diego und Sancho, auf Aguilars Befehl zu Cordova in einer Rathsverſamlung verhaftet (den 15. October 1469) und nach Cagnete gebracht wurden. Nun erhielten ſie zwar auf königlichen Befehl ihre Freiheit wieder, nachdem ſie zuvor verſprochen, Alcala Real, welches der Graf von Cabra dem von Aguilar entriſſen, zurückzugeben, (wie ſchon mit dem Alcazar von Cordova geſchehen), aber ihr Vater, der ſich von dem Könige vernachläſſigt glaubte, verließ die Sache, der er ſo manches Jahr gedient, um fortan für die Infantin Iſabella gegen die Aguilar zu ſtreiten. Eben hatte er durch die Einnahme des feſten, für die Stadt Cordova höchſt wichtigen Almodovar einen entſcheidenden Vortheil über ſeine Gegner erlangt (1473), als des Königs Ableben und der Infantin Iſabella Thronbeſteigung ſeinem Ehrgeize eine rühmlichere Bahn eröffnete. Als Anerkennung der Dienſte, die er in dem Kriege mit Portugal und Granada leiſtete, wurde der Gemahlin des Grafen von Cabra auf ewige Zeiten die Merced del Brial de la Reyna, das Recht, das Kleid, welches die Königin am Feſte der Erſcheinung des Herrn oder zu Oſtern anlegen würde, zu beſitzen. Diego war auch Vizconde von Isnajar, Herr von Baëna, Rute und Zambra, Marſchall von Caſtilien und Alguazil mayor von Cordova, und wurde in zwei Ehen Vater von ſieben Söhnen, von denen uns doch nur Diego, Martin und Sancho, ſämtlich aus der erſten Ehe, intereſſiren. Sancho war 1ſter Herr von Caſapalma, von Villa de Nuño, Arroyo, Pililla, Quintanilla und Villaverde del Monte, Alcayde von Cazara bonela, auch Ferdinands des Katholiſchen Hatſchierhauptmann und Mâſtre Sala. Sein jüngerer Sohn, Johann, Alcayde von Cazara bonela, wurde der Ahnherr der Markgrafen von Miranda de Auta, Grafen von Amarante, Vizconden von Colmenar, ſo wie der Grafen von Puertollana, welche letztere wegen der frühern Beſitzer von Puertollana den Geſchlechtsnamen Laſo de la Vega annahmen. Sancho's älterer Sohn, auch Sancho genant, Alferez von Malaga, führte das Haus Caſapalma fort, und wurde ſein Urenkel, Franz, der 6te Herr von Caſapalma, Alferez mayor von Malaga, 1632 in den Grafenſtand erhoben. Des 1ſten Grafen von Caſapalma Enkelin, Franciſca, geb. 1662, brachte Caſapalma ſowie die Markgrafſchaft Guadalcazar an ihren Gemahl Felix Fernandez von Cordova, den 9ten Herzog von Seſſa und Baëna. — Martin, des 1ſten Grafen von Cabra dritter Sohn, Herr von Salzarejos, Alcayde von Ecija, Bujalance und Calahorra, Alferez mayor von Cordova, wurde der Ahnherr der Vizconden de la Puebla de los Infantes, die noch um die Mitte des 18. Jahrhunderts das Alferez-Amt zu Cordova bekleideten. — Diego endlich, des 1ſten Grafen von Cabra zweitgeborner Sohn (der älteſte, Peter, ſtarb als Jüngling), Marſchall von Caſtilien, folgte dem Vater, wie in dem Majorat ſo in den kriegeriſchen Neigungen. Er war es, den Alfons d'Aguilar 1469 verhaſten ließ, ſtatt aber, wie er doch verſprochen, ſich durch die Abtretung von Alcala Real zu löſen, foderte er ſeinen Gegner, den er einen treuloſen Verräther ſchalt, zum Zweikampfe heraus. Aguilar nahm den Handſchuh auf, weigerte ſich aber, nachdem der König von Caſtilien den gebetenen Kampfplatz verſagt, den Kampf, wie Diego vorſchlug, in Granada Angeſichts des mohriſchen Königs zu beſtehen, vorſchützend, wie ihm dieſes Fürſten Vorliebe für die Cabras allzu bedenklich ſcheine. Nichts deſto weniger erſchien Diego wohlgerüſtet am beſtimten Tage zu Granada und wartete ruhig vor den Schranken, bis die für den Zweikampf beſtimte Stunde verſtrichen war, wie ſich da auch noch kein Aguilar blicken ließ, meldete er dem Könige, wie er ſeinen Befehlen und den Geſetzen der Ritterſchaft Genüge gethan, der Mohammedaner aber erklärte ihn für einen tapfern Ritter, der als Sieger ſcheide, und den Alfons d'Aguilar für einen Verräther. Sodann wurde Aguilars Bildniß dem Streitroſſe des Marſchalls an den Schwanz geheftet,

und dieſer ritt ſolches dreimal in den Schranken umher, während das Bildniß ſchleiſte. Zum Beſchluſſe meldete ein Manifeſt, an die vornehmſten Städte Spaniens gerichtet, ihren Bürgern den ganzen Hergang der Sache (1470). Später erſcheint Diego als einer der ausgezeichnetſten Helden des Krieges mit Granada; nach einer langen Reihe rühmlicher Thaten erfocht er am 21. April 1483 bei Lucena über Mohammed Abo Abdeli, den König von Granada, und deſſen zehnfach überlegenen Schwarm einen entſcheidenden Sieg, und der König ſelbſt wurde ſein Gefangner. Zur Belohnung erhielt Diego eine jährliche Penſion von 100,000 Maravedis, auch wurde ihm erlaubt, in ſein Wapen das Bild eines gefeſſelten Königs, mit der Krone auf dem Haupte, aufzunehmen und daſſelbe mit 9 Standarten, als ſo viele er an dieſem Tage den Mohren abgenommen, zu umgeben. Zwei Jahre ſpäter nahm indeſſen der neue König von Granada empfindliche Rache; in dem Gefechte bei Moclin (1485) verlor Diego beinahe ſeine ganze Mannſchaft, ſelbſt ſeinen tapfern Bruder Gonſalvo, den Geſchichts- und Romanenſchreiber ſo oft mit einem andern berühmten Gonſalvo von Cordova verwechſeln, und er perſönlich entkam nur mit genauer Noth. Diego hinterließ eine zahlreiche Nachkommenſchaft. Der älteſte Sohn, Diego, folgte in dem Majorat, der andere, Inigo, des St. Jakobordens Ritter und Ferdinands des Katholiſchen Geſandter bei dem päpſtlichen Stuhle, wurde der Stammvater der 1622 ausgeſtorbenen Herren von Guetor de Santillan und Palomares; der dritte, Franz, war Biſchof von Palencia und Graf von Pernia, auch zugleich Diego's, des Biſchofs von Avila, Vater; der fünfte, Anton, St. Jakobordens Ritter und Corregidor von Toledo, war mit Maria Hurtado de Mendoza, Frau auf Torrequebradilla, Torralva und Torrejon, verheirathet, und wurde der Ahnherr der Grafen von Torralva (die Grafſchaft dieſes Namens wurde durch königliche Briefe vom 10. September 1640 errichtet), die auch das Marquiſat Fuentes, dann Talara und Totanes beſitzen. Diego, der älteſte Sohn, 3ter Graf von Cabra, wurde Vater von 13 Kindern. Der älteſte Sohn, Diego, ſtarb in früher Jugend, von Ludwig wird ſogleich die Rede ſeyn, Peter wurde der Ahnherr der bald wieder erloſchenen Herren von la Zubia und las Guajaras (beide Orte liegen in der Vega von Granada), Alvaro endlich gründete die Linie der Markgrafen von Valenzuela, deren Majorat, wozu auch ein bedeutendes Gebiet in der Alpujarra mit den Hauptorten Orgiva und Busquiſtar gehört, jedoch im J. 1685 durch Heirath an die Venegas gekommen iſt.

Ludwig, 4ter Graf von Cabra, Vizconde von Iñaʒar, Herr von Baëna, Donna-Mencia, Albendin, Rute und Zambra, vermählte ſich den 24. Februar 1520 mit Elvira de Cordova, des Großcapitains einziger Erbin, und brachte hiedurch die Herzogthümer Seſſa, Terranuova, S. Angelo und Torremaggiore, das Marquiſat Bitonto, die Fürſtenthümer Jaſa, Venoſa, Squillace und andere große Güter in dem Neapolitaniſchen an ſein Haus. Er ſtarb zu Rom den 17. Auguſt 1526. Sein Sohn, Gonſalvo, 3ter Herzog von Seſſa, 5ter Graf von Cabra, des goldenen Vließes Ritter, wurde, nachdem er Terranuova veräußern müſſen, am 19. Auguſt 1561 zum Herzoge von Baëna ernant und ſtarb den 3. December 1578. Seine älteſte Schweſter, vermählte Markgräfin von Gibraleon, folgte ihm als 4te Herzogin von Seſſa, 2te von Baëna und 6te Gräfin von Cabra; weil ſie aber am 9. Juni 1597 ohne Kinder, wie ihr Bruder, ſtarb, ſo fiel ihre ganze reiche Erbſchaft an ihren Neffen, Ludwig von Cardona, und nach deſſen baldigem Abgange an ſeinen jüngern Bruder Anton. Anton war der Sohn der Beatrix von Cordova, einer jüngern Tochter des 4ten Grafen von Cabra, und des Ferdinand Folch (Fulco) von Cardona y Requeſens, 2ten Herzogs von Somma, Grafen von Palamos, Calonge und Olivito, Barons von Belpuech, Liñola, Val de Almonacid, Großadmirals von Neapel, und obgleich väterlicher Seits aus dem größten Hauſe Cataloniens entſproſſen, fand doch Anton, gleich ſeinen Nachkommen, für gut, den mütterlichen Namen Cordova den Vorzug zu geben, weshalb wir uns auch berechtigt glauben, ſie hier aufzuſtellen. Anton Fernandez de Cordova, Cardona y Requeſens, 4ter Herzog von Somma, 5ter von Seſſa, 7ter Graf von Cabra, ſtarb den 6. Januar 1606. Sein zweiter Sohn, Ferdinand, war Abt von Rute und Archidiakon der Kirche von Cordova. Der dritte, Gonſalvo Fernandez von Cordova, Fürſt von Marantea, hatte ſich nichts geringeres vorgeſetzt, als den Kriegsruhm ſeines Ältervaters und Namensvetters, des Großcapitains, zu erreichen. Er diente von der früheſten Jugend an, vornehmlich in den Niederlanden, und galt bereits für einen der bedeutendſten Generale der Monarchie, als Spinola, den der Ablauf des Waffenſtillſtandes und die Bewegungen der Holländer nach dem Niederrheine abriefen, ihm das Commando in der Pfalz übertrug. Er vollendete die Eroberung dieſes Landes, ſiegte, gemeinſchaftlich mit Tilly, am 8. Mai 1622 bei Wimpfen, mußte ſich dann aber, um den Bewegungen des Herzogs von Braunſchweig und der Mansfelder zu folgen, nach den Niederlanden wenden; er blieb zwar Sieger in der Schlacht bei Fleurus, den 30. Auguſt 1622, konte aber doch die Geſchlagenen nicht verhindern, ſich mit dem Prinzen von Oranien zu vereinigen und den Entſatz von Berg-op-Zoom zu bewerkſtelligen. Im folgenden Jahre mußte ihm endlich Frankenthal überliefert werden. Im J. 1625 wurde er dem Generalgouverneur von Mailand, dem Herzoge von Feria, als Feldmarſchall beigegeben, aber ſchon 1627 trat er als Generalgouverneur an deſſen Stelle. In dieſem Poſten half er den wegen des Veltlins ausgebrochenen Krieg beilegen, wogegen durch ſeine Rathſchläge bald ein anderer wegen der Mantuaniſchen Erbſchaft entſtand. Die ganze Landſchaft Montferat hatte er bereits eingenommen, und die Hauptſtadt Caſal ſollte daſſelbe Schickſal erfahren, da ließ ſich Gonſalvo durch liſtige Unterhändler bethören und durch den zwiſchen Frankreich und Savoyen abgeſchloſſenen Pacificationsvertrag ſchrecken. Er führte ſein Heer ab in dem Augenblicke, wo er für die Sicherſtellung der ſpaniſchen Herrſchaft in der Lombardei den entſcheidendſten Schritt thun konte, wurde dafür ſeines Gouvernements entſetzt, wobei das Volk von Mailand, welches ihm vorwarf, er wiſſe nur zu ſtudiren, nicht zu handeln, die ausge-

Digitized by Google

laſſenſte Freude an den Tag legte, und mußte geraume Zeit in Ungnade leben. Im J. 1632 wurde er nochmals nach den Niederlanden geſchickt; er kam zu ſpät, um Maſtricht zu entſetzen, mußte deshalb auf ſein Lieblingsproject, den Schweden eine Diverſion zu machen, verzichten, wurde 1633 nach Spanien zurückgerufen, und ſtarb unvermählt den 16. Februar 1645. In ſeiner Grabſchrift zu Baëna wird er der zweite Großcapitain genant; ein ſolcher Titel war allzu ſchwer zu verdienen. Der ſechſte von des Herzogs Anton Söhnen, Franz, wurde Markgraf von Poza durch Vermählung mit ſeiner Bruderstochter Johanna, und Vater einer an Caspar Meſſia Philippez de Gusman, den 2ten Markgrafen von Leganez, verheiratheten Tochter. Ludwig endlich, der älteſte der Brüder, Herzog von Somma, Seſſa und Baëna, Graf von Cabra, Großadmiral von Neapel, † den 14. November 1642, war mit Mariana de Rojas, der 4ten Markgräfin von Poza, verheirathet. Seine jüngſte Tochter, Johanna, erbte Poza und wurde an ihren Oheim, Franz de Cordova, verheirathet; ſein Sohn, Anton II. ſtarb als von Seſſa 7ter, von Baëna 5ter, von Somma 6ter Herzog, als 9ter Graf von Cabra und Palamos, Vizconde von Isnajar, Baron von Belpuech, Großadmiral von Neapel, den 20. Januar 1659. Dieſes Gemahlin, Thereſia Pimentel, hatte ihm 6 Kinder geboren. Der jüngſte Sohn, Diego, des S. Jagoordens Ritter und Dreizehner, wurde Marquez von Guetor de Santillan und Quintana, Graf von Villa umbroſa und Caſtro nuevo durch zwei Vermählungen, blieb aber in beiden Ehen ohne Kinder. Sein Bruder Franz, 8ter Herzog von Seſſa, von Baëna und Somma, 10ter Graf von Cabra und Palamos, Vizconde von Isnajar, Baron von Belpuech, Leñola, Uxafava und Calonga, Herr der Städte Rute und Zambra, Großadmiral von Neapel, Comthur von Almagro und Obreria, in dem Orden von Calatrava, Vicekönig und Generalcapitain von Catalonien, königlicher Kammerherr und Oberſtallmeiſter, wurde weniger bekant durch ſeine Ämter und Würden, als durch eine Liebesgeſchichte. Schon bei ſeiner erſten Gemahlin, Iſabella Fernandez de Cordova, des 5ten Markgrafen von Priego Tochter, Lebzeiten, hatte ihm Mencia Davalos, die Tochter eines ſchlichten Landedelmanns aus Andaluſien, gefallen. Sie verwarf aber alle Anträge des Herzogs, daß dieſer, ſeinem Leiden ein Ende zu machen, ſich als Witwer gemüßigt fand, ihr ſeine Hand zu reichen. Dieſes geſchah ohne ſeines Vaters, der damals noch am Leben, Vorwiſſen. Entrüſtet über ſolche Vernächläſſigung, gleichwie über die ungleiche Heirath ſelbſt, focht der alte Herzog ihre Giltigkeit an. Sie wurde von einem Ehegerichte unterſucht, und nach langem Rechten erfolgte ein Spruch, der die Liebenden trente. Mencia verſchloß ſich in ein Dominicaner-Nonnenkloſter, ohne jemals den Titel einer Herzogin aufzugeben, und ihre einzige Tochter, Maria Regina, folgte dieſem Beiſpiele, indem ſie zu Cordova in einem Capuziner-Nonnenkloſter den Schleier nahm. Der Herzog aber, ohne den völligen Ausgang eines ihn ſo nahe berührenden Rechtsſtreites abzuwarten, hatte ſich ſchon früher in dritter Ehe mit Anna Maria Pimentel y Henriquez, der 5ten Markgräfin von Tavara und Gräfin von Villada verheirathet, und erzeugte mit ihr vier Töchter, von denen Ludovica und Anna Maria, letztere verm. mit Anton von Toledo-Oſſorio, nach einander Tavara und Villada erbten. Die Herzogin Anna Maria ſtarb den 16. März 1680, und Franz ſchritt zur vierten Ehe mit Maria Andrea de Gusman y Zuniga, des 4ten Markgrafen von Villamanrique Tochter, und wurde nochmals Vater von drei Kindern, von denen der älteſte Sohn, Emanuel, mit Fauſtina Dominica de Montezuma y Sarmiento die mexikaniſche Grafſchaft Montezuma (eigentlich iſt es nur ein Grafentitel, mit einer damit verbundenen Penſion) erheirathete, während des Herzogs Franz jüngſter Sohn erſter Ehe (die zwei älteſten ſtarben in der Kindheit, der dritte, Franz, 11ter Graf von Cabra, ſtarb 1685 vor dem Vater), Felix, als von Seſſa 9ter, von Baëna 7ter, von Somma 8ter Herzog, als 12ter Graf von Cabra und Palamos, als Großadmiral von Neapel, Vizconde von Isnajar, Baron von Belpuech, Leñola und Calonga, Herr von Rute, Zambra, Albendin, S. Jago de la Puebla, Malpartida und Seron ſuccedirte. Felix war auch des Ordens von S. Jago Comthur zu Eſtriana, Generalcapitain des Oceans und der Küſten von Andaluſien, ſodann Hauptmann von Philipps V. neu errichteten Gardes du corps, vermählte ſich den 11. Auguſt 1678 mit Francisca de Cordova, der 3ten Gräfin von Caſapalma und 5ten Markgräfin von Guadalcazar, und nach ihrem am 12. September 1680 erfolgten Tode, in anderer Ehe mit Margaretha de Aragon, des 6ten Herzogs von Segorbe Tochter (verm. den 4. März 1685) und ſtarb im Juli 1709. Die einzige Tochter erſter Ehe, Francisca Maria Manuela brachte Caſapalma und Guadalcazar an ihren Gemahl, Franz Nicolaus de Ayala, Velasco y Cardenas, Grafen von Colmenar. Der älteſte Sohn zweiter Ehe, Franz Xaverius, Herzog von Seſſa und Baëna, Großadmiral von Neapel, auch der verwitweten Königin von Spanien, Eliſabeth Farneſe, Oberſtallmeiſter, ſtarb den 19. Mai 1750, ſeine Witwe, Thereſia de Gusman, Markgräfin von Montealegre, im Juni 1751. Der älteſte Sohn, Herzog von Seſſa und Markgraf von Montealegre, wurde im Februar 1758 zum Obriſthofmeiſter der Königin ernant. Von den Gütern des Hauſes, die in der neuern Zeit an die Grafen von Altamira gekommen ſind, liegen Cabra, Baëna, Isnajar, Donna-Mencia, Albendin, Rute, Zambra, im Zuſammenhange, oder doch nur durch die Staten der Herren von Aguilar, jetzt der Herzoge von Medina-Celi, getrent, in dem Umfange des Königreichs Cordova, Seron in dem Königreiche Granada, bei Purchena, Palamos, Calonga, Belpuech, Leñola, Olivite in Catalonien, Seſſa in Terra di Lavoro.

Gonſalvo's, des dritten Herren von Cagnete älterer Sohn, Alfons Fernandez de Cordova y Aguilar, folgte dem Vater in dem Beſitze von Priego, Aguilar und Cagnete. Sein älteſter Sohn, Gonſalvo, ſtarb noch vor ihm, hinterließ zwar zwei Söhne, Alfons, mit dem Beinamen el Desheredado, und Diego, weil aber das Repräſentationsrecht noch nicht eingeführt war, konten ſie den Großvater nicht beerben, ſondern des Alfons jünge-

Digitized by Google

rer Sohn, Peter, folgte als edler Herr von Aguilar und Priego und als Ricco hombre von Caſtilien. Peter ſtarb im April 1424. Sein älteſter Sohn, Alfons, wurde in dem Beſitze des Majorats durch ſeinen Vetter, den Desheredado, beunruhigt: viele Jahre wurde geſtritten, und die berühmteſten Rechtsgelehrten der damaligen Zeit verſuchten ihre Kunſt an dem verwickelten Handel, bis endlich der Desheredado, durch Vergleich vom 20. Auguſt 1439, allem Anſpruche entſagte. Alfons überlebte ſeinen Sieg nicht lange, er ſtarb unbeweibt im J. 1441, und wurde von ſeinem Bruder, Peter III., beerbt. Peter III., der 5te Herr von Aguilar, ſtarb 1455, wurde in ſeiner Ehe mit Elvira de Herrera Vater von zwei Söhnen. Der jüngere, Gonſalvo Fernandez de Cordova, erwarb ſich bereits in dem Kriege mit Portugal den Ruf eines tapfern und vorſichtigen Kriegers, und es war vornehmlich letztere Eigenſchaft, die den König bewog, ihm in dem neuen Kampfe mit den Mohren von Granada das kürzlich eroberte, durch ſeine Lage an dem Eingange des Gebirgs ſo wichtige Illora anzuvertrauen (1486). In der Belagerung von Baza (1489) zeichnete Gonſalvo ſich in mehren, unter den Mauern dieſer Stadt gelieferten Gefechten aus, nicht minder in der Belagerung von der Hauptſtadt Granada; zugleich hatte ſich aber ſchon damals ein ſolches Talent zu politiſchen Unterhandlungen in ihm entwickelt, daß Ferdinand der Katholiſche, der ausgezeichnete Menſchenkenner, ihn vor allen andern Befehlshabern wählte, mit den Belagerten um die Übergabe zu unterhandeln, und die Capitulation von Churriana, vom 25. Nov. 1491, wodurch Granada den katholiſchen Königen überliefert wurde, war ſein Werk. Im J. 1495 erhielt er den Oberbefehl über ein kleines Heer, welches Ferdinand dem Könige von Neapel gegen die Franzoſen zu Hilfe ſchickte. Er landete in der Nähe von Reggio in dem Augenblicke, wie die franzöſiſche Beſatzung durch die Bürger der Stadt und den jungen König, der ihnen zu helfen herbeigeeilt war, genöthigt wurde, ſich nach dem Caſtell zurückzuziehen, und Gonſalvo's nachdrückliche Angriffe erzwangen gar bald dieſes Caſtells Übergabe. Mehre Städte in Calabrien folgten dem Beiſpiele von Reggio; an Seminara wollte d'Aubigny, der franzöſiſche Befehlshaber, dafür Rache nehmen, und die Stadt vom Untergange zu retten, ließ ſich König Ferdinand, wider Gonſalvo's Rath, in ein Treffen ein, das mit der vollkommenen Niederlage der Spanier und Neapolitaner endigte, wiewol Gonſalvo doch noch ſeine Veteranen zuſammenbrachte und nach Reggio zurückführte. Hier entwarf er den Plan zu dem Seezuge gegen die Stadt Neapel, den der König mit ſo ausgezeichnetem Glücke ausführte; er ſelbſt, zu ſchwach, es mit ſeinen Gegnern im freien Felde aufzunehmen, und doch genöthigt, ihnen um jeden Preis Beſchäftigung zu geben, die ihre Aufmerkſamkeit von der Hauptſtadt ablenke, brachte die Künſte in Anwendung, die er ſich in dem langen Kriege mit den Mohren eigen gemacht. Nächtliche Überfälle, Hinterhalte und Kriegsliſten machten ihn den Franzoſen ſo furchtbar, daß dieſe es nicht mehr wagten, ſich außerhalb der Mauern ihrer Feſtungen ſehen zu laſſen. Nachdem dieſes erreicht und die feindliche Kriegsmacht alſo hinreichend vereinzelt, eröffnete Gonſalvo mit gleichem Erfolge den Feſtungskrieg. Fiumara di Muro war ſeine erſte Eroberung: ſie ſollte ihm entriſſen werden, aber durch eine bedeutende Niederlage büßten die Feinde den Verſuch. Calanna und Bagnara folgten dem Schickſale von Fiumara, gleichwie der Fall von Coſenza die Einnahme von Renda, Montalto, Biſignano, die Unterwerfung des ganzen Cratithals zur Folge hatte. Die Beſatzung von Grimaldi that ernſtlichern Widerſtand, doch wurde der Ort erſtiegen und zur Strafe ausgeplündert und angezündet. Morano ergab ſich ohne Widerſtand, nachdem ein unordentliches Heer von Bauern, welchem die Vertheidigung der Stadt anvertraut geweſen, zerſprengt worden. Gleiches Schickſal hatten die Grafen von Mileto und Nicaſtro, die in Laghino 4000 Mann verſammelt hatten, den Spaniern den Weg ſtreitig zu machen. Gonſalvo marſchirte die ganze Nacht, überfiel die Burg mit Tagesanbruch und nahm den Grafen von Nicaſtro ſamt zwölf Baronen von ſeiner Partei und vielen Reiſigen gefangen. Über Aliano, welches mit Gewalt genommen werden mußte, in deſſen reichen Vorräthen aber das kleine Heer Mittel fand, ſich für die erlittenen Entbehrungen zu entſchädigen, über Pietra-Pertoſa, Potenza, Geſualdo, wo abermals ein bedeutender Widerſtand zu überwinden, bewerkſtelligte endlich Gonſalvo ſeine Vereinigung mit dem Könige und dem Markgrafen von Mantua, die eben in der Belagerung von Atella begriffen (den 24. Juni 1495). Der König, der Markgraf und der päpſtliche Legat kamen ihm auf eine große Strecke Wegs entgegen, dieſe ſeltene Ehrenbezeugung verſchwand aber neben dem ungeſtümen Freudenjubel ihrer Soldaten, als der Großcapitain (el Gran-Capitan, mit dieſem Namen begrüßte ihn hier zum erſten Male die jubelnde Menge) unter ſie trat, und ſie gewahrten, daß er mit nur 3000 Fußgängern und 1500 Reutern den beſchwerlichen und gefahrvollen Marſch durch das ganze Königreich gemacht und unterwegs ſoviel Feſtungen eingenommen. Atella ſelbſt wurde bald auf das Äußerſte gebracht, nachdem Gonſalvo ſich der Mühlen bemeiſtert, welche die Stadt mit Mehl verſorgten, und eine Capitulation war hievon die Folge, vermöge deren die Franzoſen alles, was ſie noch inne hatten, ausgenommen Gaëta, Venoſa, Tarent, überliefern und dagegen freien Abzug erhalten ſollten; Stipulationen, die indeſſen nicht vollſtändig erfüllt wurden, weil d'Aubigny, der nach Gonſalvo's Abmarſch nicht unbedeutende Eroberungen in Calabrien gemacht hatte, ſich weigerte, der Capitulation beizutreten, und dadurch den Großcapitain nöthigte, nochmals die Eroberung von Calabrien vorzunehmen. Kaum hiemit zu Ende gekommen, durchzog er abermals das Königreich, um der Belagerung von Gaëta beizuwohnen: auf dem Marſche wurde das feſte Aul Ata, welches Lebensmittel und Quartier verweigerte, mit ſtürmender Hand genommen und hart gezüchtigt; Gaëta aber ergab ſich den Tag nach Gonſalvo's Ankunft im Lager, und nachdem er auch den Herzog von Sora genöthigt, ſich zu unterwerfen, nachdem er Anfangs 1497, auf des Papſtes Begehren, auch Oſtia in einem kühnen

Digitized by Google

Sturme den Franzoſen entriſſen, war Unter-Italien gänzlich beruhigt.

Bald entwickelte ſich jedoch der Keim zu weitern Fehden. Gonſalvo, der für ſeine Perſon ſich gegen den neuen König von Neapel ſehr edelmüthig benahm und geraume Zeit jede Belohnung für ſeine wichtigen Dienſte ablehnte, machte dagegen im Namen ſeines Königs die ausſchweifendſten Foderungen. Das erſchöpfte Land ſollte alle Koſten, welche Spanien auf deſſen Vertheidigung verwendet, erſetzen, und weil die Bezahlung nicht ſogleich erfolgen konte, blieben die wichtigſten Plätze in Calabrien von den Spaniern beſetzt. Daneben war Gonſalvo auf alle Weiſe bedacht, die bedeutendſten unter den neapolitaniſchen Baronen für ſeinen Herrn zu gewinnen, was ihm beſonders mit Proſper Colonna glückte. Endlich trugen auch mancherlei Familienverhältniſſe bei, den König von Neapel mit ſeinem Vetter in Aragonien zu entzweien. Alles dieſes zuſammengenommen erzeugte den monſtröſen Theilungsvertrag vom J. 1500, an dem Gonſalvo um ſo mehr Antheil haben mag, da er ſich damals ſelbſt in Spanien befand, auch ſogleich fertig war, den Vertrag zur Vollziehung zu bringen. Unter dem Vorwande, den Venedigern gegen die Türken beizuſtehen, ging er mit 62 Schiffen, worauf ſich 4000 Mann Infanterie, 300 Lanzen und 300 leichte Reuter befanden, von Malaga aus unter Segel; er nöthigte die Türken, die Belagerung von Zante aufzuheben, auch die Inſel Cefalonia, deren ſie ſich bereits bemeiſtert hatten, zu räumen; dann aber wendete er ſich nach Sicilien, um von hier aus ſeine Operationen gegen Calabrien und Apulien zu eröffnen. Vorher aber ſchickte er einen Edelmann an den König von Neapel, um ihm alle Güter, die er von ihm empfangen, zurückzugeben, denn die ritterliche Sitte erlaubte nicht, einen Wohlthäter zu bekriegen. Am 15. Juli 1501 landete Gonſalvo bei Tropea, und die beiden Calabrien unterwarfen ſich auf der Stelle, nur daß Coſenza eine Belagerung erfoderte, indem franzöſiſch-geſinte Barone den Ort mit ihren Kriegsvölkern beſetzt hatten. Mit gleicher Leichtigkeit durchzog er die Ebenen von Apulien, wo ihm Gallipoli, Otranto und Manfredonia überliefert wurden. Während er aber den Schlüſſel der Landſchaft, Tarent, belagerte, benutzten die Franzoſen die dadurch entſtandene Pauſe, um allgemach Capitanata und Baſilicata einzunehmen, obgleich dieſe Landſchaften von Alters her zu Apulien und alſo zu dem ſpaniſchen Antheile gerechnet wurden. In einer Conferenz, die Gonſalvo deshalb mit dem franzöſiſchen Befehlshaber, dem Herzoge von Nemours, hatte, wurde beliebt, deshalb an die beiderſeitigen Könige zu berichten, aber während ihre Entſcheidung erwartet wurde, fiel Johann Baptiſt Marſan, einer der Barone von der franzöſiſchen Partei, in Calabrien ein und nahm Roſſano und andere Plätze, die zwar ſein Eigenthum, aber von den Spaniern beſetzt waren, und von der andern Seite machte Ludwig von Ars, den der franzöſiſche Feldherr früher mit 3000 Knechten den Spaniern zu Hilfe geſchickt, Miene, die Orte, die ſich an ihn ergaben, für ſeinen König zu behaupten. Gonſalvo gerieth in drückende Verlegenheit, zumal Don Ferdinand, des entfernten Königs Sohn, Tarent ſtandhaft vertheidigte, und es erfoderte des Großcapitains ganze Feſtigkeit und Unterhandlungsgabe, um nur die Franzoſen von weitern Fortſchritten abzuhalten. Endlich mußte Tarent ſich am 1. März 1502 ergeben, und ſofort nahm Gonſalvo eine drohende Stellung zwiſchen Barletta und Andria ein, während er durch ein Detachement ſeinen Gegnern in der Beſitznahme von Altamura zuvorkommen und ſie aus Matera verjagen ließ. Am 9. Juni 1502 hatte er nochmals in St. Antons Clauſe, zwiſchen Melfi und Atella, eine Conferenz mit dem Herzoge von Nemours, um wo möglich die obwaltenden Zwiſtigkeiten auszugleichen; aber auch dieſer Verſuch lief fruchtlos ab, und ſchon am andern Morgen ließ Gonſalvo Atripalda wegnehmen, wie die Franzoſen kurz vorher mit Troja gethan, und erlitten ſie noch dabei, als ſie den Ort wieder haben wollten, bedeutenden Verluſt. Mittlerweile kamen ihnen aber von mehren Seiten Verſtärkungen zu, und Canoſa mußte ſich nach neuntägiger lebhafter Belagerung an den Herzog von Nemours ergeben, Quaranta und Biſceglia wurden ihm überliefert, die ganze Landſchaft Capitanata bis auf Manfredonia und Monte St. Angelo, war von den Franzoſen beſetzt, der Großcapitain durch ein Heer von 10,000 Fußgängern und 7000 Reutern von allen Seiten eingeſchloſſen. Er war verloren, wenn die Belagerung von Barletta betrieben wurde, wie die von Canoſa, ſtatt deſſen aber ließ Nemours ſich verleiten, ſeine Kräfte zu theilen, um ſeinen Verbündeten, den S. Severinos und Marſans, in ihren Unternehmungen im Süden beizuſtehen, und während Aubigny bei Terranuova in Calabria citra ſiegte, glaubte Nemours auch noch die Belagerung von Tarent vornehmen zu dürfen. Solche Vermeſſenheit konte nicht ungeſtraft bleiben: Tarent leiſtete hartnäckigen Widerſtand, und Gonſalvo, obgleich ſein kleines Heer durch Mangel und Peſt immer mehr gelichtet wurde, warf am 22. Auguſt die Franzoſen mit bedeutendem Verluſt über den Ofanto zurück, wodurch die Lage von Barletta nicht wenig erleichtert wurde; bemächtigte ſich des wichtigen Poſteus Caſtellaneta, dicht vor Barletta, und verſchaffte ſich Lebensmittel in einer großen Fouragirung, die ſich bis über Ruvo hinaus erſtreckte, nachdem er dieſe Stadt mit Sturm genommen, gleichwie durch das Gefecht bei Canoſa (den 9—10. Decbr.), worin um den Beſitz einer großen Heerde, welche die ſiegreichen Spanier endlich entführten, geſtritten wurde. Um weiterer Beunruhigung zu entgehen, ließ Nemours ſelbſt die Brücke über den Ofanto zerſtören (den 30. Decbr. 1502). Kurz vorher hatte Gonſalvo den rechtmäßigen Erben des neapolitaniſchen Throns, den Herzog Ferdinand von Calabrien, nach Spanien geſchickt, ob er gleich dieſem Prinzen, den er durch betrügeriſche Unterhandlungen berückt, eidlich auf die geweiheten Hoſtien verſprochen, daß ihm keine Gewalt geſchehen ſolle [2]).

2) So erzählen Gonſalvo's und der Spanier Feinde: in der handſchriftlichen Geſchichte des Hauſes Cordova ſucht ihn jedoch der gelehrte Abt von Rute Franz Fernandez de Cordova zu rechtfertigen.

Digitized by Google

Die Beſatzung von Barletta empfand bald wieder drückenden Mangel, Gonſalvo ſelbſt zog aus, um Beute zu machen, und es glückte ihm nicht nur, 40,000 Stück Vieh aus den Triſten von Canoſa und Cerignola wegzutreiben, ſondern auch den nacheilenden Feinden durch einen Hinterhalt ſchweren Verluſt beizubringen (den 15. Jan. 1503.). Fünf Tage ſpäter beſiegte er bei Trani den franzöſiſchen Feldherrn la Motte, der ſelbſt gefangen wurde, und am 22. Februar nahm er nochmals mit ſtürmender Hand die Stadt Ruvo, gleichwie der Anführer der franzöſiſchen Flotille in dem adriatiſchen Meere, der Ritter Pregent, genöthigt wurde, ſeine Schiffe ſelbſt zu verbrennen. Gonſalvo begann demnach Athem zu ſchöpfen, als am 5. März die längſt erwartete Flotte aus Spanien auf der Rhede von Meſſina anlangte, wiewol es noch bis zum halben April dauerte, bevor das Heer, welches ſie nach Reggio übergeſetzt, ſeine Operationen eröffnen konte; eine Friſt, die Gonſalvo höchſt vortheilhaft verwendete, um den Markgrafen del Vaſto, der immer noch die Inſel Iſchia für den entfernten König behauptete, zu gewinnen. Am 21. April wurde Aubigny bei Seminara, eben da, wo er früher geſiegt hatte, auf das Haupt geſchlagen, und am 27ſten zog Gonſalvo, dem über Trieſt 2500 Landsknechte zugekommen waren, aus Barletta aus, ſeinem Gegner eine Schlacht anzubieten. Als er ſich dem Ofanto näherte, traf ihn ein Bote des Erzherzogs Philipp mit der Nachricht von dem wegen Neapel abgeſchloſſenen Tractat (d. d. Lyon den 2. März 1503), und dem Befehle, ſofort die Feindſeligkeiten einzuſtellen. Gonſalvo, durch eine geheime Weiſung Ferdinands des Katholiſchen unterrichtet, erwiederte, daß die Lage der Dinge nicht erlaube, Folge zu leiſten, er müſſe vielmehr ſeines Königs Befehle abwarten; ging über den Fluß und lieferte Freitags den 28. April das Treffen bei Cerignola, worin Nemours vollkommen geſchlagen und ſelbſt getödtet wurde. Cerignola und Canoſa ergaben ſich auf der Stelle. Am 6. Mai hielt Gonſalvo ſeinen feierlichen Einzug in die Hauptſtadt Neapel, nachdem das feſte Capua bereits einige Tage früher von ſeinen Vortruppen beſetzt worden, und ſchnell befolgten der Hauptſtadt Beiſpiel die Provinzen, daß nur noch einzelne Punkte in des Feindes Gewalt blieben. Und auch dieſe fielen nach einander: am 12. Juni wurde das Caſtel nuovo zu Neapel beinahe Angeſichts einer franzöſiſchen Flotte, die ſich nur um einen Tag verſpätet hatte, mit Sturm, am 24. St. Germano genommen; am 29. ergaben ſich Rocca Guglielma, Trajetto und Mola an den Großcapitain, am 12. Juli bemeiſterte ſich Fabricius Colonna mit Sturm der wichtigen Stadt Aquila, ein Schickſal, welches Tags vorher auch das Caſtel del novo zu Neapel gehabt. Das einzige Gaëta wurde durch die franzöſiſche Beſatzung, die durch alles verſtärkt, was dem Blutbade von Cerignola entkommen, mit Ernſt vertheidigt: nach zwei abgeſchlagenen Stürmen, in deren einem der tapfere Hugo de Cardona umkam, ſah ſich Gonſalvo genöthigt, die Belagerung in eine Blokade zu verwandeln, und auch dieſe mußte aufgehoben werden, als ein neues franzöſiſches Heer, von dem Markgrafen von Mantua befehligt, von der Tiber her vordrang, das rechte Ufer des Garigliano überſchwemte und ſelbſt auf dem linken Ufer Rocca ſecca belagerte; doch wußte Gonſalvo von ſeiner neuen Stellung bei St. Germano aus bald der Feinde Siegeslauf zu hemmen. Am 10. Oct. nahm er mit ſtürmender Hand, obgleich des Markgrafen Lager nur 6 italieniſche Meilen entfernt, und dieſer daher die Nothſignale der Beſatzung gar wohl gewahren mußte, das Caſtell von Monte Caſſino, worin die Franzoſen ſich bis zur Stunde behauptet hatten; am 16ten ließ er durch Proſper Colonna die Feſte Rocca ſecca entſetzen; am 18ten ſchon mußten die Franzoſen über den Garigliano zurückweichen. Am 9. Nov. gelang es ihnen zwar, neuerdings eine feſte Stellung auf dem linken Ufer einzunehmen, auch, indem ſie ihren Vortheil verfolgten, das Hauptcorps der Spanier in Unordnung zu bringen, da ſtellte Gonſalvo, die Streitaxt in der Hand, ſich an die Spitze ſeines Fußvolkes; ein neues wüthendes Gefecht erhob ſich, in dem Bayard die Heldenthat des Horatius Cocles wiederholte, die Spanier aber Meiſter der feindlichen Verſchanzungen und der Brücke wurden. Die unmittelbare Folge dieſes Tages war ein heftiger Zwiſt unter den feindlichen Feldherren; der Markgraf von Mantua verließ die Armee mit allen ſeinen Truppen, und ſein Nachfolger im Commando, der Markgraf von Saluzzo, konte nur bedacht ſeyn, ſich in dem engen Landesſtriche zwiſchen dem Garigliano und dem Kirchenſtate zu behaupten. In dieſem Streben ſchien der Winter, der mit ungewöhnlicher Strenge einbrach, ihn eine Zeit lang begünſtigen zu wollen. Gonſalvo traf bereits Anſtalten, die Winterquartiere in den innern Provinzen des Königreichs, die nicht verödet waren, wie die Terra di Lavoro, zu beziehen; urplötzlich aber ging er, nachdem er die franzöſiſche Beſatzung von Rocca Guglielma in einen Hinterhalt gelockt und vernichtet, nachdem er die bedeutende Kriegsmacht der Orſini, die er für ſeines Königs Dienſt gewonnen, an ſich gezogen, von Seſſa aus über den Garigliano (den 27. Dec.). Suio und Caſtelforte wurden noch am nämlichen Tage genommen: die franzöſiſche Armee, deren Poſtenkette alſo durchſchnitten war, wollte ſich nach Gaëta zurückziehen, wurde aber bei Mola zum Stehen gebracht und am 29. Dec. auf das Haupt geſchlagen. Gaëta, obgleich mit allen Bedürfniſſen reichlich verſehen, ergab ſich am 1. Januar 1504, und Gonſalvo, der alſo zum zweiten Male die Eroberung des Königreichs vollendet hatte, kehrte nach Neapel zurück, wo ein triumphähnlicher Empfang und Geſandte der meiſten italieniſchen Staten ſeiner warteten. Die Genueſer z. B. verlangten, unter ſeinen Schutz aufgenommen zu werden; die Medicis hofften durch ihn ihre Herrſchaft in Florenz hergeſtellt zu ſehen; die Piſaner, die Einwohner von Arezzo, wollten ſich an Spanien ergeben, um nicht ferner den Florentinern dienen zu dürfen; die Reſte der Gibellinen baten um Hilfe gegen die Franzoſen.

Dieſe vielfältigen Huldigungen misfielen dem katholiſchen Könige, an deſſen Hofe ohnehin ſchon Proſper Colonna der Ankläger des Großcapitains geworden. Es wurde ihm zur Laſt gelegt, daß er bei der

Digitized by Google

letzten Papſtwahl den Cardinal della Rovere gegen den Cardinal Carvajal, einen gebornen Spanier, dem eine mächtige Partei zu Gebote geſtanden, begünſtigt habe, daß er das Königreich Neapel mit deſpotiſcher Gewalt und ohne alle Rückſicht für ſeines Herrn Befehle regire, daß er die Kroneinkünfte auf eine ſchändliche Art verſchleudere und die geiſtlichen Ämter nur nach Laune vergebe; daß er, um die Soldaten mehr und mehr an ſich zu ziehen, die ärgſten Frevel und Verbrechen ungeſtraft laſſe, daß er, und dieſes zumal war in Ferdinands Augen unverzeihlich, weil es den muthmaßlichen Thronerben betraf, daß er ſich zu dem Kaiſer und dem Erzherzoge Philipp hinneige. Ohne weiterere Unterſuchung wurde die Gewalt, die Gonſalvo als Vicekönig übte, bedeutend beſchränkt, und beſonders zeigte ſich der König bedacht, aus den wichtigern Feſtungen die von ſeinem Feldherren angeordneten Commandanten zu entfernen und ſie dagegen Männern nach ſeiner eigenen Wahl anzuvertrauen. Gonſalvo, der ſeine Dienſte alſo belohnt ſah, verfiel in eine ſchwere Krankheit, daß ihn die Ärzte bereits aufgegeben; kaum hergeſtellt, bat er um die Erlaubniß, nach Spanien zurückzukehren. Die Königin Iſabella, die ihn beſſer zu würdigen verſtand, beruhigte ihn jedoch, und Conſalvo fuhr fort, ſeine Eroberung mit Weisheit und Stärke zu regiren, bemächtigte ſich auch durch Liſt des Cäſar Borgia, den er ſogleich nach Spanien abführen ließ, doch nachdem Iſabella die Augen verſchloſſen, erwachte Ferdinands Argwohn mit neuer Stärke. Proſper Colonna wurde nach Italien zurückgeſchickt, ganz eigentlich, um ſeinem bisherigen Vorgeſetzten Verdruß zu machen, und Gonſalvo wurde dabei gezwungen, den größten Theil ſeiner Kriegsvölker zu entlaſſen, obgleich er genöthigt geweſen, die Vertheidigung von Piſa gegen die Florentiner zu übernehmen, obgleich es ihm gelungen war, vortheilhafte und die wichtigſten Reſultate verſprechende Verträge mit Lucca und Siena zu ſchließen, auch ſich bereits in Piombino feſtzuſetzen, obgleich er eben die lockendſten, von Kaiſer und Papſt gemachten Anträge, für den Fall nämlich, daß er zu ihnen übertreten wolle, ausgeſchlagen hatte. Bereits war der Erzbiſchof von Saragoſſa ernant, um ihn in dem Commando abzulöſen, und dagegen ſollte Gonſalvo, ſo wie er den Boden von Spanien betreten würde, das Großmeiſterthum des Ordens von J. Jago haben; da gelang es ihm nochmals, ſich, wenn auch nur für eine kurze Zeit, in den Augen des Königs durch ein rührendes Schreiben vom 8ten Juli 1506 zu rechtfertigen, und er genoß die Ehre, dieſen Fürſten in Neapel ſelbſt zu empfangen, auch durch eignes Beiſpiel eine der weiſeſten Verfügungen des Monarchen vollſtrecken zu helfen. Ferdinand beabſichtigte, die confiſcirten und mehrentheils anderweitig verliehenen Güter der franzöſiſch geſinten Herren zurückzugeben, um den Frieden im Reiche herzuſtellen, und Gonſalvo war der erſte, der die ihm zu Theil gewordenen Güter der Art zu des Königs Verfügung ſtellte: eine Großmuth, die nothwendig allgemeine Nachahmung finden mußte. Indeſſen war des Königs Beruhigung nur vorübergehend geweſen, Gonſalvo, der noch in den letzten Augenblicken die unzweideutigſten Beweiſe von der Anhänglichkeit der Neapolitaner empfangen, mußte ihm über Savona, wo Ludwig XII. ſeine Bewunderung für den Mann, der ihn um ein Königreich gebracht, nicht genugſam an Tag legen konte, nach Spanien folgen (1507) und in die Dunkelheit des Privatlebens zurückkehren. So gänzlich vergeſſen wurden ſeine Dienſte, daß Ferdinand ihn eine Fehlbitte thun ließ, als er ſich, Angeſichts des ganzen Hofs für ſeinen Neffen, den Markgrafen von Priego, verwendete. Gonſalvo, auf das Äußerſte gebracht, horchte den Vorſchlägen des Connetable von Caſtilien, und die Verbindung dieſer mächtigen Großen würde wahrſcheinlich eine gänzliche Veränderung in Caſtilien hervorgebracht haben, wäre nicht Kaiſer Maximilian, wie ihm öfter geſchah, vor ſeinem eigenen Beginnen erſchrocken, und das zwar in dem Augenblicke, wo er die Früchte jahrelanger Bemühungen ernten ſollte; des Cardinals von Amboiſe Compromißſpruch verſchaffte ihm, ſtatt der Regentſchaft von Caſtilien, einen Jahrgehalt von 50,000 Dukaten. Gonſalvo kehrte in ſeine Einſamkeit zurück; ſo groß blieb aber immer Ferdinands Meinung von ſeinen Talenten, daß der argwöhniſche König nach der Schlacht bei Ravenna ihn allein fähig glaubte, Italien zu retten; ſchon hatte er ſich gerüſtet, die Reiſe dahin anzutreten, als die ungewöhnliche Bedächtlichkeit der Franzoſen ſie unnöthig machte. Die letzte Verſuchung, der Gonſalvo ausgeſetzt ſeyn ſollte, kam von dem Erzherzoge Karl; dieſer, unterrichtet von dem Verdienſte und dem Misvergnügen des Großcapitains, ließ ihm die lockendſten Vorſchläge thun, und Gonſalvo, nachdem er ſich des Beiſtandes der Grafen von Cabra und Ureña und des Markgrafen von Priego verſichert, hatte nichts Geringeres im Sinne, als ſich nach Flandern zu dem Erzherzoge zu verfügen und denſelben nöthigenfalls mit gewaffneter Hand in Caſtilien einzuführen. Aber Ferdinand errieth den Plan, verweigerte dem Großcapitain die geſuchte Erlaubniß zu einer Reiſe nach England, ließ alle ſeine Handlungen bewachen und endlich den Hafen von Malaga, wo er ſich einzuſchiffen gedachte, mit Embargo belegen. Mitten unter dieſen Bewegungen wurde Gonſalvo zu Loja im October 1515 von einem Quartanfieber befallen: er ließ ſich, geſundere Luft einzuathmen, nach Granada bringen, ſtarb aber daſelbſt, 78 Jahre alt, den 2. December n. J. Er wurde in dem daſigen Hieronymitanerkloſter, in der Capelle, die er ſich ſelbſt zu ſeiner Ruheſtätte erbauet, begraben, und zwar widerfuhr, auf Ferdinands Befehl, der Leiche desjenigen, den er im Leben ſo oft und ſo bitter gekränkt, königliche Ehre. — Gonſalvo beſaß in Gefolge königlicher Schenkungen, deren Werth doch demjenigen, ſo er aus eigenen Mitteln für den öffentlichen Dienſt verwendet, kaum gleich kam, ſehr bedeutende Güter in dem Königreich Neapel, als die Herzogthümer Terranuova an dem Crati, Seſſa, St. Angelo in Principato ultra, und Torremaggiore, die Fürſtenthümer Jaſa, Venoſa, Squillace, das Mar-

Digitized by Google

quiſat Bitonto u. ſ. w.; alle, nur nicht das Amt eines Großconnetable von Neapel, wurden ſeiner jüngſten Tochter Elvira, die an Ludwig Fernandez de Cordova, den vierten Grafen von Cabra vermählt (ſ. oben), zu Theil. Zwei ältere Töchter, die Gonſalvo in ſeiner Ehe mit Maria Manrique erzeugt, Maria und Beatrix ſtarben, jene in der Kindheit, dieſe als Jungfrau, im J. 1508 [3]).

Alfons Fernandez de Cordova, des Großcapitains älterer Bruder, folgte ſeinem Vater Peter III. als ſechſter Herr von Aguilar, als Alcayde von Alcala la Real und Alguazil mayor von Cordova, und an Tapferkeit wenigſtens ſtand er auf keine Weiſe ſeinem Bruder nach, wie er dieſes in der langwierigen Fehde mit den Vettern von Cabra und dem Biſchofe von Cordova hinlänglich beurkundete. Während der ganzen Regirung Heinrichs IV. wußte er ſich, bald als deſſen Gegner, bald als deſſen Anhänger, in dem Beſitze der Stadt Cordova zu erhalten. Auch in den erſten Jahren der Regirung der Königin Iſabella handelte er gleich einem unabhängigen Fürſten: er führte, troß des Waffenſtillſtandes, Krieg mit Granada (1477), er befehdete neuerdings den Grafen von Cabra, mußte zwar den neuen Corregidor, den die Königin nach Cordova geſetzt, aufnehmen, auch demſelben Monturque überliefern, als Bürgſchaft, daß er den in den Staten des Grafen von Cabra angerichteten Schaden vergüten wolle; wie aber dieſer Corregidor, Diego de Melo, auch anfing, das herrenloſe Geſindel, die bewaffneten Landſtreicher, durch welche die Baronen im Nothfalle ihre Banderien zu verſtärken pflegten, einzuziehen, da bereuete Alfons bald genug ſeine bisherige Nachgibigkeit. Zwei Bandliten, die nach dem Gefängniſſe geführt werden ſollten, ließ er mit gewaffneter Hand befreien, und der Corregidor, der herbei geeilt war, den Dienern der Gerechtigkeit beizuſtehen, mußte nach einem blutigen Gefechte in der St. Laurentiuskirche eine Zuflucht ſuchen. Sie wurde ſogleich von den Aufrührern eingeſchloſſen, aber keiner wagte es, in die heiligen Mauern einzudringen, bis Alfons 70 Mohammedaner, ſeine Sklaven, herbeiführte, die ſofort die Kirchenthüren erbrachen und den Corregidor nach dem Caſtell von Aguilar brachten, wo er geraume Zeit in der Gefangenſchaft ſchmachten mußte, bis die Königin ſeine Freilaſſung verfügte, denn ein mehres wagte ſie nicht zu thun, und ſcheint es ſogar, als habe ſie Monturque zurückgeben laſſen (1477). In dem Kriege mit Granada fand Alfons ſpäterhin ehrenvollere Beſchäftigung, oft wird ſeiner mit Ruhm gedacht, und auf ihn zählte König Ferdinand vornehmlich, als im Februar 1501 unter den Mohammedanern der Gebirge von Ronda, der Sierra Bermeja u. ſ. w., ein neuer Aufſtand ausbrach. Alfons war auch ſogleich fertig, dem ergangenen Rufe Folge zu leiſten. Er zog die Truppen der Grafen Cifuentes und Ureña an ſich, drang in das Gebirge ein, und hatte die beinahe unüberwindliche Stellung bei Monarda erſtürmt, als ſeine Leute ſich zerſtreuten, um zu plündern. Die Mohammedaner erholten ſich, wie die Verfolgung aufhörte, fielen in dichten Haufen über die vereinzelten Sieger her und ſprengten in die Klüfte, was augenblicklicher Vernichtung entging. Nur Alfons ſtand feſt mit wenigen Getreuen, indem er den Vorſchlag ſich zurückzuziehen, entgegenſetzte, daß die Standarte ſeines Hauſes niemals einem Feinde ausgewichen ſey, und es würde ihm vielleicht geglückt ſeyn, den gewählten Poſten bis zu Ankunft der Reſerven zu behaupten, hätte nicht ein Pulverfaß in dem mitternächtlichen Kampfe Feuer gefangen: die Flamme verrieth den Mohammedanern der Gegner Schwäche, ſie griffen mit erneuertem Muth an, und nur wenige der Chriſten, darunter des Alfons älteſter Sohn, entgingen durch die Flucht dem Tode. Er ſelbſt, obgleich mit Wunden bedeckt, ſtritt bis zum letzten Augenblicke, daher auch ſein Leichnam dergeſtalt verſtümmelt wurde, daß ihn kaum die Hausgenoſſen erkanten. „So fiel," ſagt Mariana, „Spaniens edelſter Held: das Leben konten die Feinde ihm nehmen, ſein Lob wird dauern, ſo lange es Spanier gibt." Des Alfons und der Catharina Pacheco, einer Tochter des berühmten Markgrafen von Villena, zweiter Sohn, Franz Pacheco de Cordova, erhielt zu ſeinem Antheile $\frac{1}{3}$ und $\frac{1}{5}$ der elterlichen Verlaſſenſchaft, nämlich Almuñar, Lucar, Sierro und Suſli, Güter, die ſämtlich in dem Thale von Purchena gelegen, und die dem Vater als Preis ſeiner Thaten gegen die Mohren verliehen worden, dann Albendin. Franz, ein jüngerer Sohn des 1ſten Herrn von Almuñar, war Biſchof zu Malaga, während dieſes Neffe, ebenfalls Franz genant, 3ter Herr von Almuñar, mit Maria Diaz de Haro die Markgrafſchaft Carpio, Adamuz u. ſ. w. erheirathete. Des letztern Sohn, Johann Lopez de Haro, 3ter Markgraf von Carpio, 4ter Herr von Almuñar, hatte keine Kinder mit Johanna de Sandoval, des 1ſten Herzogs von Lerma Tochter; Carpio fiel daher an die Haro zurück, Almuñar aber an Diego Pacheco de Cordova, einen Vatersbruder des 3ten Markgrafen von Carpio, der Almuñar zu einer Markgrafſchaft erheben ließ, aber ebenfalls kinderlos verſtarb, daher ihm ſeine Schweſter Maria, des Markgrafen von Eſtepa, des Johann Baptiſt Centurione Gemahlin, als 2te Markgräfin von Almuñar folgte.

Des 6ten Herrn von Aguilar älteſter Sohn, Peter Fernandez de Cordova, Herr von Montilla, Santa Cruz u. ſ. w., Alcaide mayor der Stadt Cordova, auch vermöge königlicher Briefe vom J. 1501 Markgraf von Priego, wurde vornehmlich bekant durch einen Rechtshandel, an dem beinahe alle Große der Monarchie Antheil nahmen. Ferdinand Gomez de Herrera, königlicher Mayordomo, wurde als Commiſſarius nach Cordova geſchickt, gegen die Urheber eines bedenklichen Aufſtandes zu inquiriren

3) Fernando del Pulgar: historia del gran Capitano. En Alcala de henares, 1584, fol — Francesco de Tullo y Figuerra: la Neapolis Ea, o Poema heroico del gran Capitano Don Gonsalo Fernandez de Cordova En Granada, 1651, 4. — Pedro Blasco Torrellas: la Vida y Chronica de Gonsalvo Fernandez de Cordova et gran Capitan En Roma, 1555, 8. — Pauli Jovii de vita et rebus gestis Gonsalvi Ferdinandi Cordubae lib. III. in ejus opp (Basil, 1578, fol.) t. 1. p. 199 seqq. — Histoire de Gonsalve de Cordove, surnommé le grand Capitaine, par le R. P. du Poncet. A Paris, 1714, 2. V. 12.

Digitized by Google

(1508). Er war kaum angelangt, als Peter ihn bedeuten ließ, ſeine Commiſſion aufzugeben und die Stadt zu räumen. Der Mayordomo beſchied ihn nach Verdienſt, und Peter, der ſich mit den Stadtverordneten berathen, ließ ſeine Vaſallen aufbieten, nahm den Commiſſarius in Verhaft und ſchickte ihn nach der Veſte Montilla, von der er doch nach wenigen Tagen entlaſſen wurde. Die erſte Nachricht von dieſem Vorfalle traf den König in Burgos; ſogleich mußten 1000 Lanzen und 3000 Fußgänger nach Cordova aufbrechen, und der Monarch folgte ihnen auf dem Fuße, feſt entſchloſſen, ein großes Beiſpiel zu geben. Schon in Toledo fand er den Markgrafen von Priego, dem ſein Oheim, der Großcapitain, nachdem ſeine, des Connetable und Amirante Verwendung nutzlos geweſen, den Rath gegeben hatte, ſich, wolle er gewiſſem Verderben entgehen, ohne die mindeſte Säumniß der Willkür des Königs zu überliefern. Peter that, wie ihm gerathen worden, aber der Befehl, ſeine Feſtungen zu übergeben, war die einzige Antwort, die er erhalten konte, und unaufhaltſam ſetzte der König ſeine Reiſe fort. Am 7. September traf er in Cordova ein, und ſogleich nahm der Proceß ſeinen Anfang, obgleich der Markgraf ſich vor dem königlichen Anwalt nicht einlaſſen wollte, ſondern nur an ſeines Vaters und ſeiner Voreltern Dienſte und an die Unterwürfigkeit und das Zutrauen, womit er ſich und alles das Seine den königlichen Händen überliefert habe, erinnerte, denn es gebühre ihm nicht, ſetzte er hinzu, gegen ſeinen Herren Klage zu führen. Aber Ferdinand war nicht gewohnt, ſich durch dergleichen Redensarten beſtechen zu laſſen, er ließ der Unterſuchung ihren Lauf, unterſagte den Einwohnern von Cordova, die ihn mit Bitten und Thränen beläſtigten, ferner Peters Namen zu nennen, hörte den Großcapitain, der in Geſellſchaft der vornehmſten Herren der Monarchie für ſeinen Neffen bat, kaum an, erwiederte einen heftigen, obgleich ehrerbietigen Brief des Connetable, den dieſer Handel beinahe am mehrſten bekümmerte, in hochtrabenden und ſtolzen Ausdrücken (wogegen der Connetable ihn aber ſehr ernſt erinnerte, daß er dem Könige Ferdinand als Regenten, der Doña Johanna als ſeiner Königin, dieſer aus Schuldigkeit, jenem aber nur aus Gefälligkeit diene), und wurde nur durch das Murren und den Unwillen ſämtlicher Granden, die ſich vornehmlich beleidigt fanden, daß man einen Grande vor den Rath von Caſtilien gezogen, als welches bisher nur wegen des Laſters der beleidigten Majeſtät geſchehen war, abgehalten, an dem Markgrafen die äußerſte Strenge zu üben. Dagegen mußten einige der vornehmſten Edelleute der Stadt ſterben, viele Bürger wurden gehenkt, geſtäupt, oder verbant, die Häuſer der Corregidoren Carcamo und Boccanegra niedergeriſſen: der Markgraf aber, der bisher das Dorf Franſiera, bei Cordova, zum Gefängniſſe gehabt, wurde zu immerwährender Verbannung aus Cordova und ganz Andaluſien, wohin er niemals, es ſey denn mit des Königs ausdrücklicher Erlaubniß, zurückkommen ſollte, verurtheilt, die Veſte Montilla, des Mayordomo Gefängniß, wurde dem Erdboden gleich gemacht, alle übrige Feſtungen des Markgrafen, der ſich für ſeine Perſon nach Baylen wandte, blieben in des Königs Gewalt. Peter ſtarb den 24. Januar 1517, mit Hinterlaſſung von fünf Töchtern, wovon eine, Thereſia, das Nonnenkloſter zu Aguilar ſtiftete, während die älteſte, Catharina, alle Staten ihres Hauſes dem 3ten Grafen von Feria, dem Lorenz Suarez de Figueroa, zubrachte. Ihre Söhne, Peter, Gomez, Alfons, Anton und Lorenz, gaben den väterlichen Namen Figueroa auf, um den vornehmen von Cordova zu führen, und war Lorenz Biſchof zu Siguenza, früher Prior des Dominicanerkloſters St. Paul zu Cordova; Anton, ein Jeſuit, wurde der Stifter des Jeſuitencollegiums zu Montilla; Peter, der älteſte Sohn, folgte dem Vater als vierter Graf von Feria, war auch des goldenen Vließes Ritter, hinterließ aber aus ſeiner Ehe mit Anna Ponce de Leon nur eine Tochter Catharina Fernandez de Cordova y Aguilar, die der Großmutter als dritte Markgräfin von Priego folgte und ſich mit ihres Vaters Bruder, dem Alfons Fernandez de Cordova vermählte, während Feria, eines der wenigen ſpaniſchen Majorate, in welchen der Mannsſtamm ſogar die nähern Frauen ausſchließt, an ihren andern Oheim, des Grafen Lorenz zweiten Sohn, Gomez, fiel. Gomez, der, ſeit ihm die väterlichen Staten zugefallen waren, ſich nur Figueroa nante, ließ am 17. September 1567 Feria zu einem Herzogthum erheben, und ſtarb den 7. September 1571. Seine Gemahlin, Johanna Dormer, die einzige Tochter des Wilhelm Dormer und der Maria Sidney, war Ehrendame der Königin Maria von England geweſen, und Gomez hatte ſie kennen gelernt, wie er als Philipps II. Geſandter das Inſelreich beſuchte. Sie zählte nur 34 Jahre, als ſie den Eheherren verlor, verſchloß ſich ſogleich in dem von ihr gegründeten Kloſter zu Zafra und lebte noch am 15. Juni 1608, als an welchem Tage der Jeſuit Ribadeneira, früher des Grafen von Feria Capellan, ihr den zweiten Band ſeiner Geſchichte der Heiligen zueignete. Der Sohn, den ſie zu Mecheln den 28. September 1559 geboren, Lorenz Suarez de Figueroa y Cordova (ein jüngerer Sohn, Peter, ſtarb als Kind), 2ter Herzog von Feria, 1ſter Markgraf von Villalva, Herr von Zafra, wurde 1592 von König Philipp II. auserſehen, um Namens ſeiner der berühmten Verſamlung der Ligiſten in Paris, die für Frankreich einen König wählen ſollte, beizuwohnen, oder genauer, um die Verſamlung für die Infantin Iſabella zu gewinnen. Er ſcheiterte aber bereits in den vorläufigen Conferenzen zu Soiſſons, in denen er den Herzog von Mayenne, der ſich ſelbſt die Krone wünſchte, mit Härte behandelte, und er ſcheiterte eben ſo vollſtändig in der Verſamlung ſelbſt, die er zum erſten Male am 2. April 1593 beſuchte, obgleich er den urſprünglichen Antrag, die Krone der Infantin und ihrem künftigen Gemahle, dem Erzherzoge Albert, zu übertragen, dahin modificirte, daß dieſer Gemahl ein franzöſiſcher Prinz, der Herzog von Guiſe nämlich ſeyn ſollte. Er befand ſich noch in Paris, als dieſe Stadt dem Könige Heinrich IV. überliefert wurde, konte zwar dieſes Beginnen, von dem er frühe genug Kunde erlangt, mit den wenigen Truppen,

Digitized by Google

die ihm zu Gebote ſtanden, nicht verhindern, verſchaffte ihnen aber durch ſeine Haltung und die feſte Stellung, die er im Tempel genommen, eine ehrenvolle Capitulation und freien Abzug (den 22. März 1594). In dem n. J. 1594 ging der Herzog als Geſandter ſeines Königs nach Rom, den neuen Papſt Clemens VIII. zu begrüßen, ſodann 1598 nach Catalonien und endlich nach Sicilien als Vicekönig. Er ſtarb zu Neapel im Januar 1607. Sein einziger Sohn, Gomez Suarez de Figueroa, 3ter Herzog von Feria, 2ter Markgraf von Villalva, 1ſter Graf von Zafra, geboren den 30. December 1587, iſt vielleicht der erſte Große, der eine ſorgfältige, rein diplomatiſche Bildung empfing, ob er gleich ſpäterhin durch die Natur ſeiner Ämter genöthigt wurde, ſich auch dem Waffenhandwerke zu widmen und darin gar bald den ausgezeichnetſten Feldherrn ſeiner Nation in der damaligen, an großen Männern ſchon minder ergiebigen Zeit, gleichkam. Im J. 1606 ging er als Philipps III. Geſandter nach Italien, dem neuen Papſte Paul V. die Obedienz zu leiſten, ſpäter nach Frankreich, um mit der Regentin, der Königin Maria von Medicis, zu unterhandeln. Im J. 1616 wurde er als Vicekönig nach Valencia, 1618 aber an des Don Pedro von Toledo Stelle als Generalgouverneur nach Mailand geſchickt. Eben war die Fehde mit Savoyen vermittelt worden, der Aufſtand der Veltliner erzeugte ſogleich eine neue: nicht nur, daß der Herzog, dem die Wichtigkeit des Ländchens für die Vertheidigung von Mailand, für die Verbindung mit Tyrol einleuchtete, deſſen Bewohner ſogleich in Schutz nahm und Truppen zu ihrer Vertheidigung anrücken ließ, er beging auch offenbare Feindſeligkeiten gegen die Graubündner, trieb ſie nach mehren blutigen Gefechten, nach der Einnahme von Chiavenna und Bormio vollends über die Grenze und ließ ihnen durch Anlegung von Schanzen und Feſtungen alle Päſſe verſchließen, während der Erzherzog Leopold die Graubündner auf ihrem eignen Boden ängſtigte und das Prettigau, die Städte Meyenfeld und Chur beſetzte. Ganz Italien, beſonders die Nachbarn, Venedig und Savoyen, auch der Papſt, wurden durch ſolches Beginnen beunruhigt, Frankreich zeigte ſich bereit, dieſe Staten zu unterſtützen, und Spanien befand ſich nicht in der Lage, mit ſo vielen Feinden zugleich ringen zu können: ein Vertrag kam daher zu Stande, der alles auf die vorige Lage der Dinge zurückführte. Weil es aber ſich mit der Execution verzögerte, weil der Herzog die Genueſer gegen Savoyen und Frankreich beſchützte, entſpann ſich ein neuer Krieg. In deſſen Laufe der Herzog die Franzoſen wieder aus Chiavenna vertrieb, Aqui einnahm und die franzöſiſche Beſatzung kriegsgefangen machte, den Prinzen Victor Amadeus von Savoyen bei Beſtagno aus dem Felde ſchlug und überhaupt alle Unternehmungen des Connetable von Lesdiguieres hintertrieb, wiewol er ſelbſt am 5. Auguſt 1626 die Belagerung von Aſti und am 17. November n. J. die von Verua (ſie hatte 4 Monate gewährt) aufheben mußte, auch bei dem Rückzuge von Verua viele Leute verlor. Letzteres Misgeſchick hatte ſeine Abberufung zur Folge. Nach Verlauf von fünf Jahren wurde ihm nochmals die Regirung des mailändiſchen Stats anvertraut; er hatte ihr zwei Jahre vorgeſtanden und dieſe beſonders benutzt, eine bedeutende Armee auf die Beine zu bringen, als ihm der Befehl wurde, einen Theil dieſer Armee nach Teutſchland dem Kaiſer zu Hilfe zu führen. Sofort ſetzte er ſich, obgleich Wallenſtein den Obriſten Deodati an den Cardinal Infanten abgeſendet, um dieſen Marſch zu widerrathen, ja feierlich dagegen zu proteſtiren, indem das Auftreten fremder Truppen im Reiche das bereits weit vorgeſchrittene Friedensgeſchäft rückgängig machen müſſe, mit ungefähr 10,000 Mann in Bewegung (in der Mitte des Sommers 1633). Er durchzog das Veltlin und Tyrol, bewerkſtelligte ſeine Vereinigung mit Altringer, der auf des Kaiſers unmittelbaren Befehl ſich von der Donau nach dem Bodenſee wenden müſſen, nöthigte hiedurch den Feldmarſchall Horn, die ſeit 4 Wochen betriebene Belagerung von Conſtanz aufzuheben, und manövrirte ſodann, um die Schweden zu einer Schlacht zu bringen. Dieſes war aber keineswegs die Meinung Altringers, dem Wallenſtein jedes Unternehmen von Wichtigkeit unterſagt hatte, er müſſe denn des Lebens überdrüßig ſeyn, denn im Falle des Ungehorſams ſey ihm nichts gewiſſers, als der Tod, und wenn ihn der Kaiſer ſelbſt pardonire, und der gewöhnlich ſo kecke und rührige Feldherr bot jetzt ſeinen ganzen Scharfſinn auf, um ſeines Collegen Unternehmungsgeiſt zu zügeln; es glückte ihm damit nur allzu ſehr. Der Reſt der ſchönen Jahreszeit wurde in Oberſchwaben mit zweckloſen Märſchen, die viele Menſchen koſteten, weil ein überlegenes ſchwediſches Heer ſtets zur Seite, hingebracht, und der October war gekommen, bevor Altringer ſich entſchließen konte, den Entſatz der wichtigen und hart geängſtigten Feſtung Breyſach zu verſuchen. Er erfolgte indeſſen ohne ſonderliche Anſtrengung, nachdem Rheinfelden mit Sturm und auch Lauffenburg genommen worden, aber Altringer empfand ſolchen Schrecken über die errungenen Vortheile, daß er nicht ruhte, bis die ganze Armee weitläufige Cantonirungsquartiere in dem Elſaß bezog. In dieſen Quartieren ſollte ſie von den Schweden überfallen werden, aber der mannhafte Widerſtnad einiger Kronbergiſchen und Montecuculiſchen Reuter gab dem Herzoge von Feria Zeit, ſein Volk zu ſammeln, bei Gebweiler, Sulz und Wattweiler eine feſte Stellung zu nehmen und dieſe gegen alle Anſtrengungen der Feinde, die endlich am 20. October 1633 abziehen mußten, wie Guſtav Adolf von Fürth, zu behaupten. Der Herzog wollte ihre Beſtürzung benutzen, um auch Philippsburg zu entſetzen, da trente ſich Altringer förmlich von ihm, um Konzingen, eine unbedeutende Poſtirung jenſeit des Rheins zu belagern, und dem Herzoge, deſſen Truppen immer mehr durch Mangel und die naßkalte Herbſtluft litten, blieb nichts übrig, als zu folgen. Er zog noch einige Verſtärkungen aus Burgund an ſich, hinterließ in Thann, Ruffach, Enſisheim und andern Orten, die er den Schweden entriſſen, ſtarke Beſatzungen, ging bei Breyſach über den Rhein und vereinigte ſich bei Freyburg nochmals mit dem treuloſen Waffenbruder. Um in dem Würtembergiſchen ſeine Winterquartiere zu nehmen, zog er durch das Kirchzarter Thal über den Schwarzwald, allein Guſtav Horn rief den Pfalzgrafen von Birkenfeld mit ſeinem Corps und die Rheingräflichen zu Hilfe, ließ

Digitized by Google

ſich durch den Würtembergiſchen Ausſchuß, 10—12000 Mann verſtärken und drängte nun das kaiſerlich-ſpaniſche Heer in Rücken und Flanke, bis es nach langen, verderblichen Anſtrengungen genöthigt, ſich bei Duttlingen über die Donau zu ziehen, um das befreundete Baiern zu erreichen. Niemals hat Feria ein größeres Talent entwickelt, als in dieſem Marſch (November und December), denn auf ihm allein ruhete deſſen ganze Laſt, nachdem Altringer, erdrückt durch das Gefühl der Schande, ſo er ſich freilich aufgeladen, des Wehes, ſo er veranlaßt, unfähig geworden, nicht nur zu commandiren, ſondern ſelbſt für ſeine perſönliche Sicherheit zu ſorgen: niemals wurde es den raſtlos verfolgenden, dreifach überlegenen Schweden möglich, die entmuthigte, von allem entblößte, dem ungewohnten Winter allein ſchon erliegende Armee in ein allgemeines Gefecht zu verwickeln, und wie groß auch ihr Verluſt geweſen, wie ſie denn allein zwiſchen Biberach und Ulm über 1000 Mann durch Hunger und Froſt verloren, ſie erreichte die Iller, bei Schongau den Lech und bezog zwiſchen Iſer und Inn, bis Roſenheim und Braunau hin, die Winterquartiere. Sie hatte ſchon angefangen, ſich einigermaßen zu erholen und den Fortſchritten der Schweden ein Ziel zu ſtecken, da erlag ihr Führer, weniger den erlittenen Beſchwerden, als dem Kummer über den unglücklichen Ausgang eines Zuges, der zu großen Erwartungen berechtigt hatte, und der noch beſonders merkwürdig geworden iſt durch die Beobachtung der genaueſten, längſt aus allen andern Heeren verſchwundenen Kriegszucht. Gomez ſtarb den 12. Januar 1634 und hinterließ aus ſeiner zweiten Ehe mit Anna Fernandez de Cordova, einer Tochter des fünften Markgrafen von Priego, einen Sohn, Lorenz Balthaſar de Figueroa y Cordova, vierten Herzog von Feria, der jedoch dem Vater bald in die Ewigkeit folgte, daher das Majorat des Hauſes Figueroa an die jüngere Linie, in Priego, fiel.

Ihr Ahnherr, Alfons Fernandez de Cordova, des 3ten Grafen von Feria und der Erbin des Hauſes Cordova dritter Sohn, erheirathete, wie wir bereits gehört haben, mit der einzigen Tochter ſeines älteſten Bruders, der Catharina de Cordova, die Markgrafſchaft Priego. Alfons, ſein jüngerer Sohn, ſtiftete die bald wieder erloſchene Linie der Markgrafen von Celada; der älteſte, Peter, folgte dem Vater als 4ter Markgraf von Priego und 10ter Herr von Aguilar und Cordova, und ſtarb den 24. Auguſt 1606 mit Hinterlaſſung von vier Kindern. Der älteſte Sohn, Alfons Fernandez de Cordova y Figueroa, der Stumme genant, 5ter Markgraf von Priego, des goldenen Vließes Ritter, erbte auch das Majorat Feria und ſtarb den 24. Juli 1645, aus ſeiner Ehe mit Johanna Henriquez de Ribera, des 4ten Markgrafen von Tarifa Tochter, ſechs Kinder hinterlaſſend. Der zweitgeborne Sohn (der älteſte, Peter, Markgraf von Montalvan, ſtarb vor dem Vater), Ludwig Ignaz Fernandez de Cordova, Figueroa y Aguilar, 6ter Herzog von Feria und Markgraf von Priego, Grande von Spanien 1ſter Klaſſe (durch Philipps IV. Creation), ſtarb den 22. Auguſt 1665, nachdem er in ſeiner Ehe mit Mariana de Cordova y Aragon, des 7ten Herzogs von Seſſa Tochter, ein Vater von 10 Kindern geworden. Der zweite Sohn, Alfons, Ritter des Ordens von Calatrava, Domherr zu Cordova, Großinquiſitor von Spanien, wurde von Papſt Innocentius XII. am 22. Juli 1697 mit dem Cardinalshut beſchenkt und ſtarb im September 1699. Anton de Cordova erheirathete mit Catharina de Portocarrero y Guzman, einer Tochter des 4ten Grafen von Montejo, die Grafſchaft Teva und die Markgrafſchaft Ardales in dem Gebiete von Antequera, Güter, in deren Beſitze ihm ſein Sohn und ſein Enkel folgten, die aber ſpäterhin als Eigenthum der Hauptlinie vorkommen. Franz war Malteſer-Ritter, Gouverneur von Valenza am Po und commandirender General in dem Mailändiſchen. Der älteſte Sohn endlich, Ludwig Franz Moritz, 7ter Herzog von Feria und Markgraf von Priego, des goldenen Vließes Ritter, vermählte ſich im J. 1675 mit Felicia Maria de la Cerda y Aragon, des 8ten Herzogs von Medina-Celi älteſter Tochter, und ſtarb den 23. Auguſt 1690. Dieſes älteſter Sohn, Emanuel, 8ter Herzog von Feria und Markgraf von Priego, erbte, nachdem ſein Oheim, der 9te Herzog von Medina-Celi, ſein Leben als Statsgefangner zu Pamplona geendiget (1711), alle die weitläufigen Staten des Hauſes Medina-Celi, ſtarb aber ſelbſt unvermählt den 18. December 1713 und hatte ſeinen Bruder, Nicolaus, von dem unten, zum Nachfolger, während der jüngſte Bruder, Ludwig Anton, Markgraf von Ardales und Graf von Teva, geb. zu Montilla den 22. Januar 1696, ſich den geiſtlichen Stand erwählte. Er wurde Domherr, ſodann Domdechant zu Toledo, und regirte als ſolcher das ganze Erzſtift, indem der ſtets abweſende Erzbiſchof, der Cardinal-Infant Ludwig, ihm die alleinige Leitung der Geſchäfte überließ. An dem Tage, an welchem der Infant ſeine beiden Erzbisthümer, Toledo und Sevilla, ſamt dem Cardinalshute reſignirte, am 18. December 1754, wurde Ludwig Anton zum Cardinal und im folgenden Jahre zum Erzbiſchofe von Toledo und Mitgliede des Raths von Caſtilien ernant. Er ſtarb den 26. März 1771. Nicolaus Fernandez de Cordova y Aguilar endlich, des 7ten Herzogs von Feria mittlerer Sohn, ſuccedirte ſeinem Bruder Emanuel in Medina-Celi als 11ter, in Feria als 9ter Herzog, erhielt den 10. Januar 1724 den Orden des goldenen Vließes und 1738 den neuen ſicilianiſchen Orden des H. Januars, war auch der Königin Oberſtallmeiſter und ſtarb im März 1739, ſeine Witwe, Hieronyma Maria Spinola, des 4ten Markgrafen von los Balbaſes Tochter, im Januar 1757. Sein älteſter Sohn, Ludwig Anton Fernandez de Cordova y la Cerda, geb. 1703, führte bei des Vaters Lebzeiten den Titel eines Markgrafen von Priego. Er wurde königlicher Kammerherr, Capitain der Hellebardirer, Ritter des Ordens des H. Januars im J. 1740 und im Auguſt 1747 außerordentlicher Geſandter an dem neapolitaniſchen Hofe, um wegen der Geburt eines Kronprinzen Glück zu wünſchen, und zwar hatte er die Ehre, bei des Prinzen Taufe, am 4. Februar 1748, Namens ſeines Königs, die Pathenſtelle zu verſehen. Als Belohnung für dieſe Geſandtſchaft, in der er ſich in außerordentlicher Pracht gezeigt, empfing er im April 1748 den

Digitized by Google

Orden des goldenen Vließes. Im März 1759 ward er königlicher Oberſtallmeiſter, eine Stelle, in der ihn Karl III. bei ſeiner Thronbeſteigung beſtätigte. Im n. J. eröffnete er zum freien Gebrauche der Gelehrten die treffliche Bibliothek und das Antikenkabinet, die er in ſeinem Palaſt, einem der ſchönſten und weitläufigſten der Hauptſtadt, aufgeſtellt. Er ſtarb den 14. Januar 1768. Seine erſte Gemahlin, Maria Thereſia de Moncada, des Markgrafen Wilhelm Raymund von Aytona Tochter und eine der reichſten Erbinnen Spaniens, verm. den 24. November 1722, ſtarb als der Königin Camarera mayor den 14. Mai 1756, worauf der Herzog im November 1763 ſich anderweitig mit des Grafen Joachim von Fuentes Tochter vermählte, welche Ehe aber unfruchtbar blieb. Der einzige Sohn erſter Ehe ſuccedirte dem Vater als 13ter Herzog von Medina-Celi, ſtarb aber unvermählt und wurde von ſeiner Schweſter, des Herzogs von Santiſtevan del Puerto, Emanuel de Benavides Gemahlin (verm. im Juni 1755; ihre ältere Schweſter, die Herzogin von Arcos, verm. den 8. October 1744, war nicht mehr unter den Lebenden) beerbt. An das Haus Benavides (vergl. übrigens die Art. Medina-Celi und Santiſtevan del Puerto) gelangten hiedurch: 1) das Majorat des Hauſes Figueroa, oder das Herzogthum Feria, die Markgrafſchaft Villalva, die Grafſchaft Zafra (liegen alle drei in Eſtremadura, in dem Partido von Badajoz), und die Markgrafſchaft Zelada; 2) die Majorate der Häuſer Cordova-Aguilar und Cordova-Chillon, als: Priego, Montalvan, Lucena (ein Herzogthum), Montilla, la Puente de Don Gonzalo, Monturque, Aguilar, Carcabuey (zum Theil), Caſtro del Rio, Eſpejo, Santa-Cruz, Cañete, Villafranca, Chillon; überhaupt gehört hiezu der ſchönſte Theil der ſchönen Provinz Cordova; 3) die in dem alten Hauſe Medina-Celi zuſammengebrachten Majorate, als das Herzogthum Medina-Celi ſelbſt, eine weite Landſchaft zwiſchen Aragonien und der Provinz Guadalaxara, die Grafſchaft Puerto de Santa Maria bei Cadiz (die jedoch 1731 von Philipp V. an die Krone gezogen worden), die Markgrafſchaft Cogolludo in der Provinz Guadalaxara, das Herzogthum Alcala de los Gazules, öſtlich von Cadiz, die Markgrafſchaft Tarifa bei Gibraltar, die Grafſchaft los Morales unweit Sevilla, die Markgrafſchaft Alcala de la Lameda in Eſtremadura, das Herzogthum Cardona ſamt Solſona in Catalonien, an ſich die bedeutendſte Beſitzung der Provinz, aber noch beſonders wichtig durch die einträglichen Salzwerke (zu Ende des 17. Jahrhunderts gaben ſie dem Herzoge 40,000 Silberducaten jährliche Einkünfte), die Markgrafſchaft Pallars in Catalonien zwiſchen den Thälern von Andorre und Aran, ebenfalls eine ſehr ausgedehnte Beſitzung; die nicht minder weitläufige Grafſchaft Ampurias oder Lampurdan an den Grenzen von Rouſſillon; das Herzogthum Segorbe, durch Ausdehnung und Zahl der Vaſallen die wichtigſte Beſitzung in dem Königreich Valencia, die Markgrafſchaft Denia ebendaſelbſt, die Grafſchaft Ampudia mit Dueñas in der Provinz Palencia; die Grafſchaft Santa Gadea bei Pancorvo; die Grafſchaft Buendia; die Grafſchaft Prades in Catalonien; die Markgrafſchaft Comares unweit Malaga; die Markgrafſchaft Villamizar; das Vizcondado Villamur, die Markgrafſchaft Viana do Bolo in Galizien; 4) das Majorat des Hauſes Moncada, meiſtens in Catalonien gelegen, als, die reiche Markgrafſchaft Aytona, la Puebla de Caſtro, Oſſona, Illa de Vas, Cabrera, la Lagura, Llevoſtera, Calloſa, Palma, Ader, Chiva, Caſtelnau, Beniarcho, Val de Taberna, Aliafarin, nicht weniger die große Grafſchaft Medellin in Eſtremadura und ſehr wohl begründete Anſprüche auf das Herzogthum Camiña, auf Villareal, Valença und Valadaras in Portugal.

Diego Fernandez, des Ferdinand Alfons, des 2ten Herrn von Cagnete, vierter Sohn, beſaß aus der väterlichen Erbſchaft Chillon, folgte ſeinem Bruder Alfons in der Würde eines Alcayde de los Donzeles und wurde der Vater von Martin, dem 3ten Alcayde de los Donzeles, der mit Maria Alonſo de Argote y Godoy die Herrſchaften Lucena und Eſpejo erheirathete und als Geſandter von Caſtilien das Concilium von Conſtanz beſuchte. Martins Urenkel, Diego Fernandez de Cordova, 7ter Alcayde de los Donzeles, Herr von Chillon, Lucena und Eſpejo (Peter, ſein Bruder, wurde der Stammvater der Herren von Salares, Algarrobo und Benescalera), wurde durch eine Reihe mannhafter Thaten der Schrecken der Mohammedaner, daß der König Abo Abdeli ſich endlich ſelbſt aufmachte, Rache an ihm zu nehmen (1483). Aber Diego vertheidigte nicht nur ſeine Stadt Lucena mit unbezwinglichem Muthe, daß die Feinde ſchimpflich abziehen mußten, ſondern er war es auch hauptſächlich, der das Treffen vom 21. April 1483, in welchem Abo Abdeli ſelbſt ein Gefangner wurde, herbeiführte und entſchied. Später regirte Diego das neu eroberte Navarra, und 1512 gab ihm König Ferdinand Comares als eine Markgrafſchaft. Sein Sohn, Ludwig, der 2te Markgraf von Comares, nahm als Gouverneur von Oran den König von Tremecen, den Barbaroſſa ſeiner Staten beraubt hatte, in Schutz; nicht nur wurde Tremecen wieder gewonnen, ſondern Barbaroſſa blieb auf dem Platze. Des Ludwig Sohn, Diego Fernandez de Cordova, der Afrikaner genannt, weil er in Oran geboren, 3ter Marquez von Comares, 9ter Alcayde de los Donzeles, erheirathete mit Johanna Folch de Aragon, einer Schweſter des letzten Herzogs von Segorbe alle Staten der Häuſer Aragon-Segorbe und Cardona, als, die Herzogthümer Segorbe und Cardona, die Markgrafſchaft Pallars, die Grafſchaften Prades und Ampurias, die Vicomté Villamur, die Baronie Entenza, das Erbamt eines Connetable von Aragonien u. ſ. w. und hinterließ dieſelben, weil er ſeinen älteſten Sohn, den Grafen Ludwig von Prades und Ampurias überlebt, ſeinem Enkel Heinrich. Heinrich de Cordova, Cardona y Aragon, 5ter Herzog von Segorbe und Cardona, 4ter Markgraf von Comares, 10ter Alcayde de los Donzeles, wurde in ſeiner Ehe mit Catharina Fernandez de Cordova y Figueroa ein Vater von ſieben Kindern. Der älteſte Sohn, Ludwig Raymund, folgte dem Vater in dem Majorat, der zweite, Peter Anton de Aragon, war Clavijo des Ordens von Alcantara, Gouverneur und Generalcapitain von Rouſſillon und Cerdagna, Geſandter an dem päpſtlichen Hofe, Vicekönig von Neapel im J. 1666, ſodann Präſident der Gerichtshöfe

Digitized by Google

und des Raths von Aragonien, wurde auch zugleich in die Zahl der Granden aufgenommen. Nach ſeines ältern Bruders Ableben nahm er den Titel eines Herzogs von Segorbe an, gleichwie er ſich als ein Mann von 75 Jahren, um die Familie zu erhalten, mit ſeiner Großnichte, Anna Catharina de la Cerda, der 17jährigen Tochter des 8ten Herzogs von Medina-Celi vermählte; aber der einzige Sohn dieſer Ehe erreichte nicht völlig das zweite Jahr, und Peter Anton ſelbſt ſtarb, der letzte Mann ſeiner Linie, den 1. September 1690. Anton de Aragon, der dritte Bruder, war Mitglied des Inquiſitionsgerichtes und des Ordensrathes, als Papſt Innocentius X. ihm am 7. October 1647 den Purpur verlieh; er ſtarb den 8. October 1650. Vincentius war des Ordens von Alcantara Ritter; Pascal, der jüngſte Bruder, Domherr von Toledo, Archidiakonus von Talavera und Präſident des Raths von Aragonien, wurde von Papſt Alexander VII. am 5. April 1660 in die Zahl der Cardinäle aufgenommen. Als Cardinal-Prieſter empfing er den Titel von St. Balbina. Er war auch Geſandter an dem päpſtlichen Hofe, bis er 1665 als Vicekönig nach Neapel geſendet wurde. Von Karl II. oder vielmehr der Königin Mutter wurde er zum Großinquiſitor von Spanien ernant, ein Amt, welches er jedoch niederlegte, als ihm nach Balthaſars von Sandoval Tode das Erzbisthum Toledo wurde. Er ſtarb den 28. September 1677. — Der Majoratsherr endlich, Ludwig Raymund Folch de Aragon, Cordova y Cardona, 6ter Herzog von Segorbe und Cardona, Ritter des goldenen Vließes, vermählte ſich im J. 1630 mit Marianna de Sandoval, der älteſten Tochter des Herzogs Franz von Lerma, die ihm das Herzogthum Lerma, die Markgrafſchaften Cea, Denia und Villamizar und die Grafſchaften Santa Gadea, Ampudia und Buendia zubrachte, aber 1658 die Welt verließ, worauf der Herzog eine zweite Ehe mit Maria Thereſia de Benavides, einer Tochter des 8ten Grafen von Santiſtevan del Puerto, einging. Er ſtarb den 13. Januar 1670, nachdem er in der erſten Ehe acht, in der zweiten fünf Kinder erzeugt. Heinrich, der älteſte Sohn erſter Ehe, geb. 1632, ſtarb 1637, worauf der Titel eines Grafen von Ampurias, den er geführt, an ſeinen Bruder Franz fiel, der aber nur das 14. Jahr erreichte und kurz vor der Mutter ſtarb. Sie wurde daher von ihrem dritten Sohne, Ambroſius, beerbt, der auch den Titel eines Herzogs von Lerma annahm, obgleich Lerma, Cea und Ampudia, in Gefolge des von dem Herzoge von Infantando erhobenen Anſpruchs und eines richterlichen Erkentniſſes vom J. 1643 ſequeſtirt waren. Die Entſcheidung dieſes wichtigen Prozeſſes war indeſſen noch weit entfernt, als der Herzog Ludwig, als Vormünder ſeines Sohnes, ſich mit dem Herzoge von Infantando verglich, dieſem Lerma und Cea abtrat und dagegen Denia, Ampudia u. ſ. w. ſeinem Sohne erhielt. Dieſer, der 4te Herzog von Lerma, ſtarb im April 1660 und wurde von ſeiner älteſten Schweſter, Catharina Antonia de Aragon y Sandoval, beerbt. Catharina vermählte ſich mit Thomas Franz de la Cerda, 8tem Herzoge von Medina-Celi, erhob nach dem Tode des letzten Herzogs von Infantando aus dem Hauſe Sandoval, neuen Anſpruch an Lerma, unterlag aber in possessorio vermöge Urtheils vom J. 1677 (in petitorio dauerte der Prozeß bis zum J. 1705, als in welchem ihr Sohn, der Herzog von Medina-Celi, gänzlich abgewieſen wurde), erbte dagegen, da ihr Stiefbruder, der einzige Sohn zweiter Ehe, Joachim, 7ter Herzog von Segorbe, dem Vater nach wenigen Wochen in die Ewigkeit folgte (er ſtarb den 5. März 1670), auch die väterlichen Beſitzungen und hinterließ ſolche durch ihren am 16. Februar 1697 erfolgten Tod ihrem Sohne, dem 9ten Herzoge von Medina-Celi. Cardona, Segorbe, Comares, Pallars, Ampurias, Prades, Villamur, Entenza, Lucena, Espejo, Chillon, Denia, Villamizar, Santa Gadea, Buendia, Ampudia ſind ſeitdem dem Schickſale von Medina-Celi gefolgt. — Vergl. Ambrosio Morales: Relacion de la Casa de Cordova y su origen. Msp. Francisco Fernandez de Cordova: Historia genealogica del linage de Cordova. Msp. Gabriel Carillo de Sotomayor: Historia genealogica de la Casa de Cordova. Msp. Pedro Salazar de Mendoza: Genealogia de los Aguilares. En Toledo 1625.

(v. Stramberg.)

CORIOCELLA, Blainville (Mollusca). Eine Gattung der Weichthiere, welche nach der Claſſification des Aufſtellers zu deſſen Unterclaſſe Paracephalophora monoica und zu deren zweiter Ordnung Chismobranchiata gehört. Sie macht in dieſer den Anfang und ſteht unmittelbar vor der Gattung Sigaretus. Als Kennzeichen gibt Blainville an: Der elliptiſche Körper iſt ſehr plattgedrückt; die Mantelränder ſind ſehr dünn, vorn ausgerandet und ragen auf allen Seiten über den eiförmigen, ſehr kleinen Fuß und über den undeutlichen Kopf weg; die zwei Tentakeln ſind ziemlich dick, kurz, zuſammengezogen und durch das Halsſchild verdeckt; an der äußern Seite der Wurzel derſelben ſtehen die Augen; der Rücken iſt wenig gewölbt und weder außen noch innen iſt von einer Schale eine Spur zu ſehen. — Als einzige Art führt Blainville C. nigra aus dem Meere bei Isle de France an, welche ſich in ſeinem Manuel de Malacologie t. 42. f. 1. abgebildet findet. *(Dr. Thon.)*

CORNARUS. Unter den gelehrten Ärzten, die im 16. Jahrhundert das Verlangen nach beſſerem Unterricht weckten und zum Theil als Reformatoren in der Medicin genant werden, verdient Janus Cornarus eine vorzügliche Stelle. Um die Verdienſte jener Männer überhaupt und des Cornarus insbeſondere zu würdigen, wird es nöthig ſeyn zu bemerken, daß im Mittelalter und bis ins 15. Jahrhundert die latinobarbariſchen Überſetzungen der arabiſchen und der früher ins Arabiſche und aus dieſem wieder in das ſchlechte Latein des Mittelalters übergetragenen, griechiſchen Ärzte als die einzigen ſchriftlichen Quellen der Medicin angeſehen wurden. Als ſich nun durch die vertriebenen griechiſchen Flüchtlinge das Studium der griechiſchen Sprache in Italien ausbreitete, lernte man bald einſehen, wie trübe und unlauter jene Quellen ſeyen, und man überredete ſich, daß das ganze Heil der Medicin auf der Wiederherſtellung der griechiſchen Kunſt und Wiſſenſchaft beruhe. Alles ſchien darauf anzukommen, den Text der griechiſchen Ärzte nach den verſchiedenen Handſchriften kritiſch zu prüfen und rein darzu-

Digitized by Google

ſtellen, beſſere Überſetzungen aus dem Originale zu liefern und durch gründliche Commentare den eigentlichen Sinn der Alten darzulegen. Darin waren Hermolaus Barbarus, Marcellus Vergilius und Nicol. Leonicenus mit rühmlichem Beiſpiele vorangegangen. Sie fanden unter ihren Landsleuten viele Nachfolger. Von den Univerſitäten Italiens und durch die Schriften jener gelehrten Italiener breitete ſich auch in Teutſchland und Frankreich, ſelbſt in England und Spanien der Eifer für die claſſiſche Literatur der Medicin aus, und brachte theils früher, theils ſpäter treffliche Früchte. Zunächſt fühlte man die Nothwendigkeit claſſiſcher Bildung beim Studium der Medicin: die Barbarei wurde verſcheucht: die Kritik ſchärfte das Urtheil und förderte das freie Denken; wovon viele mediciniſche Schriften des 15. Jahrhunderts preiswürdige Beweiſe liefern. Der Hauptgewinn aber, der aus dieſer claſſiſchen Bildung hervorging, war der, daß man auf dem Wege, den Hippokrates zuerſt betreten, zur Natur geführt wurde und dieſe am Ende mehr gelten ließ, als alle Auctoritäten. So entſtand eine würdige Hippokratiſche Schule, die ſich durch Gelehrſamkeit, Geſchmack, Denkfreiheit und reifliches Studium der Beobachtungen auszeichnete.

So erfreulich und heilſam dieſe Wendung des mediciniſchen Studiums war, ſo iſt nicht in Abrede zu ſtellen, daß die Beſtrebungen der Hippokratiker des 16. Jahrhunderts noch verdienſtlicher erſcheinen würden, wenn ſie nicht zuvörderſt ungerecht gegen die Araber geweſen wären, gegen die ſie überall eine Erbitterung zeigen, welche größtentheils auf Rechnung des gänzlichen Mangels an Kentniß der arabiſchen Sprache, aber auch des Religionshaſſes zu ſchreiben iſt. Es iſt kaum zu glauben, und die Beweiſe, an einem andern Orte gehäuft, würden mich zu weit führen, wie die unaufhörlichen Vorwürfe, die man den arabiſchen Schriftſtellern machte, daher kamen, weil die Juden und Latinobarbaren, welche die Araber überſetzten, fehlerhafte Handſchriften und irrige Leſearten vor ſich hatten. Die Erbitterung, womit Leonicenus und Fuchs gegen die vorgeblichen Irrthümer der arabiſchen Ärzte ſchreiben, lockt dem ein Lächeln ab, der den Grundtext der Araber nachſieht. Wäre dies damals geſchehen, ſo wären die Schmähſchriften von Fuchs, die bittern Invectiven des Leonicenus und anderer nicht erſchienen. Aber noch einem andern Tadel ſetzten ſich die Hippokratiker des 16. Jahrhunderts aus, daß ſie zu großen Werth auf die Wortkritik legten und, indem ſie den Sinn der Alten verfehlten, ſich Zänkereien hingaben, die nur die Rohheit der Zeit und der Schulen beurkunden.

Lob und Tadel, wie er hier ausgeſprochen iſt, trifft in gleichem Maße auch Janus Cornarus. Er hieß eigentlich Hagepol, wie Andere ſagen, Hagenbut, und war zu Zwickau in Sachſen 1500 geboren. Er ſtudirte in Wittenberg, wo er 1521 Magiſter und 1523 Licentiat der Medicin wurde. Dann ging er nach Baſel, wo Erasmus Umgang ſehr vortheilhaft auf ſeine Bildung, und die Bekantſchaft mit Frobenius wohlthätig auf ſeinen Ruf und auf ſein Fortkommen wirkte. Hier ward die Liebe zu den alten griechiſchen Ärzten in ihm geweckt, mit deren Ausgaben und Überſetzungen er ſich von nun an Zeit ſeines Lebens beſchäftigte. Er ward Stadtarzt in Nordhauſen, dann bis 1540 in Frankfurt am Main. Von dort ging er wieder nach Zwickau, erhielt nach einigen Jahren einen Ruf nach Marburg als Prof. der Medicin und endlich nach Jena, wo er im J. 1558 ſtarb. Von ſeinen beiden Söhnen, Achates und Diomedes, iſt der letztere, Prof. in Wien und kaiſerlicher Leibarzt, durch praktiſche Beobachtungen bekant geworden.

Das wichtigſte Werk des Cornarus iſt ſeine vollſtändige und kritiſche Ausgabe des Hippokrates zu Baſel 1538. fol. Es war die zweite nach der Aldina (1526), und man muß dem Herausgeber die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß er mit vollem Rechte den Text, den Galen vor ſich gehabt, zum Grunde legte und ſorgfältig drei Handſchriften benutzte. An ſeiner lateiniſchen Überſetzung, die zu Venedig 1545. 8. erſchien, findet man mehr auszuſtellen, wenigſtens wurde ſie von Foesius übertroffen.

Früher ſchon hatte er den Dioskorides, Baſel 1529. 8., bearbeitet. Es war die dritte Ausgabe; aber, ohne die treffliche Aldina zu benutzen, ließ er den Text der zweiten Ausgabe (Venedig 1518) abdrucken und änderte hier und da nach Gutdünken. Handſchriften hatte er gar nicht verglichen. Eben ſo wenig Vorzügliches leiſtete er in der lateiniſchen Überſetzung (Baſel 1557. fol.), weil es ihm ganz an Sachkentniß fehlte.

Auch den ganzen Galen gab er bei Frobenius in einer lateiniſchen Überſetzung heraus (Baſel 1542. fol.). Doch iſt die Überſetzung, welche die Junta's das Jahr vorher in Venedig gegeben hatten, hiebei zum Grunde gelegt.

Vom Aëtius gab er nur das achte bis dreizehnte Buch, nach einer Handſchrift überſetzt, bei Frobenius (1533) heraus. Eine ſeiner letzten Arbeiten iſt die Überſetzung des Paul von Ägina mit Commentarien (Dolabellarum libri septem. Basil. 1556. fol.).

Seinem Haß gegen die Araber machte er in dem Hippocrates, doctor verus. Basil. 1543., Luft. In dieſem ſtimte er mit Fuchs überein, mit dem er ſonſt in heftigem Streite lebte. Cornarus Fehler bei Erklärung des Dioskorides rügte Fuchs in ſeiner Historia stirpium, Basil. 1542. fol., ungemein grob und heftig. Dagegen ſchrieb Cornarus: Vulpecula excoriata. Frcf. 1543. 4., und dann Nitrum ac brabyla pro vulpecula excoriata, Frcf. 1545., wogegen Fuchs ſeinen Cornarius furens, Basil. 1545. 8. herausgab. Bei Beurtheilung dieſes Streites muß man geſtehen, daß das Recht mehrentheils auf Fuchs Seite iſt. Denn, wenn Cornarus das ποτήριον des Dioskorides für den gemeinen Schlehendorn nimt und das Cementwaſſer (χάλκανθος) nicht von der Kupferblüthe (χαλκοῦ ἄνθος) unterſcheidet; ſo verdiente dies allerdings eine Rüge. Allein der Ton, in dem beide Gelehrte ſtritten, iſt ſo unwürdig, daß er dem Zeitgenoſſen Veſalius, der ſelber heftig genug in literariſchen Streitigkeiten war, anſtößig wurde. Er äußert ſich misfällig darüber in der epist. de radice chynae. Opp. ed. Albin. 2. p. 675. *(K. Sprengel.)*

CORTEZ, Hernan oder Fernandez. — Wer die Eroberung Mexico's nent, nent ſicherlich das in ſeiner erſten Auffaſſung, ſeinem Beginn und ſeinem Fortgang kühnſte, ſo wie an Abenteuerlichkeit, Gefahren und

Digitized by Google

Glückswechſeln reichſte und in ſeinen Erfolgen über alle menſchliche Vorausſicht belohnendſte Unternehmen, welches, abgewogen gegen die geringen Hilfsmittel und Kräfte, die dabei zu Gebote ſtandeu, kaum irgend eines Seineegleichen in der Weltgeſchichte findet. Was daher auch immer Menſchlichkeit, Gerechtigkeit und ſittliches Gefühl gegen den Geiſt, der es leitete, und gegen die empörenden Frevel, die es begleiteten, mit ſo vollem Rechte einwenden mögen: ſo bleibt doch der Held und Führer dieſes Eroberungszuges, Heruan Cortez, während der Genius der Menſchheit als Aukläger gegen ihn auftreten muß, der Gegenſtand einer Bewunderung, welche Geiſt, Kraft und eiſerne Beharrlichkeit dieſes Mannes, im ſeltenen Bunde mit einander vereinigt, uns unwillkürlich abnöthigen.

Cortez, aus einem edlen Geſchlechte in Extremadura entſproſſen, ward zu Medellin im J. 1485 geboren, mit Anlagen des Geiſtes, die ſich bereits in ſeiner obwol ſchwächlichen Jugend verriethen und ſeinen Vater, Martin Cortez, bewogen, ihn der Rechtsgelehrſamkeit zu beſtimmen. Wenig aber ſagte dieſe Laufbahn einem Jünglinge zu, deſſen geiſtige Kräfte ihn zu einer ungleich lebendigern Regſamkeit beriefen. Seine Jugend fiel in einen Zeitpunkt, wo die ſieghaften Kämpfe gegen die Mauren, noch mehr aber die Auffindung einer neuen Welt durch Colombo, in der ſpaniſchen Nation einen Heroismus entzündet hatten, der, die gewöhnlichen Laufbahnen verſchmähend, nach ungewöhnlichen Thaten dürſtete. Den gleichen romantiſchen Gefühlen hingegeben, verließ Cortez die Hochſchule von Salamanka, und vorbereitet und gekräftigt durch kriegeriſche Übungen jeder Art, ſtand er im Begriff, ſich unter des großen Gonſalvo de Cordova Fahnen zu ſtellen, als ein plötzliches Erkranken ſeine Einſchiffung nach Neapel vereitelte.

Mit ſeiner Geneſung aber erwachte auch wieder ſein Streben, ſich ins lebendige Getreibe des Menſchenlebens zu werfen; und verſichert des väterlichen Beifalls, reifte der Entſchluß, ſeinem Glücke in den Regionen jenſeit des atlantiſchen Oceans nachzujagen, um ſo unbedenklicher, als ſich ihm die Gelegenheit darbot, die Überfahrt nach Hiſpaniola im Gefolge ſeines Vetters, des aus Colombo's Lebensgeſchichte nur all zu übel berüchtigten Oberſtatthalters, Nicolas de Ovando, anzutreten. Ein Liebesabenteuer, das einſtweilen ſeine Muße beſchäftigte, ſetzte ihn bei nächtlicher Weile einem ſo harten Falle aus, daß auch dies Mal ſeine Abfahrt noch um zwei volle Jahre (1505) verſchoben bleiben mußte.

Ovando verlieh dem Ankömling eine untergeordnete Anſtellung, die ihn gleichwol nicht hinderte, ſich durch Geiſt und Sitte auf eine vortheilhafte Weiſe auszuzeichnen. Kein Wunder daher auch, daß, ſelbſt nach ſeines mächtigen Beſchützers Abberufung, der Anführer einer neuen ſpaniſchen Niederlaſſung auf Cuba, Don Diego Velasquez, ihn (1508) als Geheimſchreiber ſeiner Perſon näher ſtellte und vor andern liebgewonnen hatte, als ſein jugendlicher Rechtſinn ihn verleitete, ſich als thätiges Werkzeug einer misvergnügten Partei in dieſer neuen Colonie zur öffentlichen Beſchwerdeführung gegen ſeinen Gebieter gebrauchen zu laſſen. Ein Überreſt von Gunſt jedoch verwandelte das bereits gegen ihn ausgeſprochene Todesurtel in Verbannung von der Inſel; und auch dieſem Ausſpruch wußte er ſich durch eine kühn gewagte Flucht zu entziehen. Ein neuer Liebeshandel mit Catharina Suarez, der Tochter eines Coloniſten, hielt ihn gleichwol heimlich auf Cuba feſt, lieferte ihn aber auch nur zu bald ſeinen Verfolgern aus; und nur in der unerſchöpften Großmuth des Statthalters, an den er appellirte, gelang es ihm, die Folgen des erneuerten ſtrengen Strafurtels von ſich abzuwenden. Er verband ſich nunmehr mit ſeiner Geliebten; ſelbſt die Gunſt ſeines Beſchützers kehrte wieder, und, als Alcalde der neuangelegten Hauptſtadt St. Jago, mit reichen Ländereien und Leibeigenen beſchenkt, konte er ſich binnen einer Reihe von Jahren zu einem eben ſo ausgezeichneten Wohlſtande erheben, als ſeine perſönlichen Eigenſchaften ihm eine wohlbegründete Achtung erwarben.

Niemand jedoch wußte ſo ſeltene Vorzüge richtiger zu würdigen, als Velasquez ſelbſt, welcher Talente dieſer Art bedurfte, um die hochfliegenden Plane, womit Ehrgeiz und Gewinnſucht ſeinen Geiſt ſchon lange beſchäftigten, ins Leben zu rufen. Kaum erſt ſeit einem Menſchenalter hatte ein europäiſcher Fuß dieſe neue Erde betreten; und ſchon waren, trotz der mangelhaften Schiffahrtkunde, im Weſten immer ausgedehntere und reichere Länderſtriche vor den Blicken der hierin mit einander wetteifernden Entdecker aufgeſtiegen. Die Küſten der Terrafirma, die Landenge von Darien, Coſtarica und ſelbſt die Halbinſel Yucatan waren nach und nach in die Reihe dieſer Entdeckungen getreten. Dieſe letztere inſonderheit war das Verdienſt des Ferdinand de Cordua, eines alten erfahrnen Seemannes aus Colombo's Schule, der in Verbindung mit mehren kühnen Seeabenteurern, wie es damals deren ſo viele gab, von Cuba aus, (zu Anfang 1517) mit drei Schiffen ausgelaufen war und bereits nach wenigen Wochen die Kunde einer weiten Landſchaft im nahen Weſten, bewohnt von einem ſchon weit in der Civiliſation fortgerückten Volke, mit ſich heim brachte.

Schon längſt hatte Velasquez, begünſtigt durch ſeine Verwandtſchaft mit dem damals in allen indiſchen Angelegenheiten ſchier allmächtigen Biſchof Fonſeca von Burgos, und ungeduldig, ſich der Abhängigkeit von Don Diego Colombo, der zu St. Domingo den Oberbefehl aller ſpaniſchen Niederlaſſungen in dieſem Welttheile führte, zu entziehen, es als das erſprießlichſte Mittel erkant, ſich durch neue glänzende Unternehmungen zur Erweiterung der ſpaniſchen Herrſchaft ein ſelbſtändiges Verdienſt und eine ausgedehntere Gewalt zu erwerben. Wie willkommen mußte ihm demnach ein Bericht erſcheinen, der ihm den Blick in ganz neue und ſoviel verſprechende Regionen eröffnete! Zwar hinderte ihn Cordua's verfrühter Tod, ſich ſeiner auf dieſer Laufbahn und zu weiterer Erkundung jenes lockenden Küſtenſtriches fernerhin zu bedienen: doch fand er bald an Juan Grijalva einen nicht minder kundigen Seemann, dem er die Führung eines zu dieſem Zwecke ausgerüſteten kleinen Geſchwaders anvertrauen konte. Grijalva ging am 18. April 1518 unter Segel; lief vom Cap Catoche längs der Küſte von

Campeche hin und erreichte endlich den Fluß Tabasco, nicht wenig verwundert, überall die Spuren einer Cultur zu erblicken, welche dieſen Geſtaden eine ſo treffende Ähnlichkeit mit ſeinem Vaterlande verlieh, daß ihm hier ein „Neu-Spanien" zu begegnen ſchien; — eine Benennung, welche ſeitdem dieſer Ländermaſſe in einem noch ungleich weiterem Umfange verblieben iſt.

Die vortheilhafte Meinung, welche Grijalva von dieſer neuen Erdgegend faßte, wurde noch erhöht, als er im angeknüpften, freundlichen Verkehr mit den Bewohnern, überall ebenſowol auf die Spuren eines von der Natur verſchwenderiſch geſegneten und goldreichen Bodens, als auf die Produkte eines ſchon weit fortgeſchrittenen, menſchlichen Fleißes und die Einrichtung eines durch geregelte Verfaſſung geſicherten, bürgerlichen Wohlſtandes traf. Zugleich erreichte ihn hier die erſte Kunde von dem Daſeyn eines weiter im Nordweſten gelegenen, ausgedehnten Reiches, das von einem mächtigen Fürſten, Namens **Montezuma**, beherrſcht werde. Um ſo feuriger erwuchs in dem Spanier die Begierde, auf dieſem vielverſprechenden Boden einen feſten Fuß zu gewinnen: allein genau an die Vorſchriften des Statthalters gebunden, welche ihm jeden Verſuch einer Niederlaſſung, als zu frühzeitig, unterſagten, entſandte er ein Fahrzeug nach Cuba, um neue Verhaltungsbefehle einzuziehen; während er ſelbſt den Lauf der Küſte verfolgte, um ſich jenem geprieſenen Gebiete zu nähern. So gelangte er bis zu dem Punkte, wo ſpäterhin die Stadt Vera Cruz gegründet worden; aber ebenſowol der Mangel eines ſichern Hafens an dieſer ganzen Küſte, als die reißende Gewalt des Golfſtroms bewogen ihn, jede fernere Unterſuchung aufzugeben und, nach einer fünfmonatlichen Abweſenheit, nach Cuba zurückzukehren.

Velasquez jedoch, hoch erregt durch den kaum erwarteten Erfolg dieſer Unternehmung, zeigte ſich nicht wenig unzufrieden, daß die Unſchlüſſigkeit ſeines Abgeſchickten die Vortheile derſelben nicht thätiger zu nutzen gewußt, und betrieb nunmehr nur um ſo eifriger eine neue ſtärkere Ausrüſtung, durch welche er dieſes Säumniß wieder gut zu machen hoffte, und wozu es ihm auch gelang, die Einwilligung der ſpaniſchen Regirung zu St. Domingo zu erwirken. Sich ſelbſt an die Spitze dieſer Expedition zu ſtellen, mochte ihm ebenſowol durch Rückſichten ſeiner amtlichen Stellung, als durch innere Abneigung unterſagt bleiben: aber dennoch nicht willens, ſich der reichen Ernte an Ruhm und Gewinn zu begeben, welche mit der glücklichen Ausführung verbunden waren, ſah er ſich nach einem untergeordneten Werkzeuge um, welches geeignet wäre, ausſchließlich für **ſeinen** Vortheil zu arbeiten. Die Aufgabe war nicht leicht: denn ſie foderte einen Mann von ungewöhnlicher Einſicht, Erfahrung und perſönlichem Muthe, und der nichts deſto minder ſo wenig eigenen Ehrgeiz beſäße, wie die ihm vorzuzeichnende Grenzlinie einer blinden Unterwürfigkeit zu überſchreiten. Endlich, nach langem Sinnen und Erwägen, glaubte er, mit ſchnöder Zurückſetzung Grijalvas, dieſen ſeltenen Charakter gefunden zu haben; und **Hernan Cortez** ward von ihm zum Anführer der in der Ausrüſtung begriffenen kleinen Armada ernant.

So war denn unverhofft der ſtille Wunſch des im vollkräftigſten Lebensalter daſtehenden Mannes, ſich in einer glänzenderen Laufbahn auszuzeichnen, erreicht; und kaum hat er den Ruf des Statthalters dankbar angenommen, ſo wird er auch der thätige Mittelpunkt aller der mannigfachen Vorbereitungen dieſes entworfenen Zuges. Er wirbt Soldaten und Matroſen, und, unterſtützt von ſeinen vermögenden Freunden, wie mit Aufopferung ſeines eigenen Vermögens, beſchleunigt er, durch jede Art der Anſtrengungen, die Anſtalten zur Einſchiffung bis zu dem Punkte, wo er ſelbſt, geſtachelt von dem innern, ihn verzehrenden Thatendrang, im Geleit ſeines Gönners und ſeiner zahlreichen Helfer, ſich an Bord begeben kann, um den Hafen von St. Jago mit günſtigem Winde zu verlaſſen. Aber auch noch ein geheimer Grund beflügelte dieſe ungeduldige Eile. Er kante den unbeſtändigen, ſelbſtſüchtigen und argwöhniſchen Geiſt des Statthalters, ſowie die heimlichen Einflüſterungen ſeiner Neider und Mitbewerber zu gut, um nicht mit Recht beſorgen zu müſſen, daß ein finſteres, ſelbſt durch ſeinen bisher bewieſenen Eifer gar leicht erwecktes Mistrauen in Velasquez Sele ihn ſchnell wieder des ertheilten Oberbefehls berauben möchte. Dieſe Furcht bewährte ſich auch nur zu bald, als er ſich genöthigt ſah, noch einige Zeit in dem weſtlicher gelegenen Hafen St. Trinidad zu verweilen, um die Bemannung ſeiner Schiffe, ſamt manchen Theilen der Ausrüſtung, noch zu vervollſtändigen. Denn während ſich noch täglich von allen Seiten die kühnſten Abenteurer, zum Theil aus den edelſten Geſchlechtern, freiwillig zu Cortez ſammelten, die Scharen von ihm gemuſtert, die Kriegsvorräthe geordnet und die Mundbedürfniſſe mit angeſtrengter Thätigkeit herbeigeſchafft wurden, und Alles mit Ungeduld dem Augenblick entgegen harrte, wo die Anker ſich endlich heben ſollten, gefiel es Velasquez, mit plötzlich umgewandelter Geſinnung und hauptſächlich die Warnungen ſeines Aſtrologen beachtend, dem ſelbſterleſenen Führer ſein Vertrauen wieder zu entziehen; und er hatte auch nichts Eiligeres, als ſeine demſelben ertheilte Beſtallung zurückzunehmen. Dieſer Auftrag, welchen der Alcalde von Trinidad ins Werk richten ſollte, fand ebenſowol in ſich ſelbſt, als in der billigeren Denkart des Vollſtreckers genugſamen Anſtand, um durch ſchriftliche Vorſtellungen und neue Verſicherungen einer unverbrüchlichen Treue vielleicht noch eine günſtige Veränderung zu erleiden. Allein Velasquez, hiedurch nur noch höher gereizt und erbittert, erließ neue geſchärfte Befehle an den Commandanten der Havannah, wohin Cortez ſich indeß bereits gewandt hatte, mit dem Zuſatz, dieſen ſogleich zu verhaften und in Feſſeln nach St. Jago zu ſenden.

Doch Cortez, noch zu rechter Zeit durch ſeine dortigen Freunde gewarnt und ſich auf einen Punkt gedrängt erblickend, wo er entweder einem ſchimpflichen Argwohn unterliegen, oder das Band der bisherigen Abhängigkeit von ſeinem Machtgeber abſtreifen mußte, wählte, im Bewußtſeyn ſeiner geiſtigen Überlegenheit, um ſo muthiger das letztere, je zuverſichtlicher er auf die feſte Anhänglichkeit der entſchiedenen Mehrzahl ſeiner Begleiter rechnen durfte. Indem er alſo, ſelbſt unter dieſen, des Statthalters treueſte Diener geſchickt entweder zu ent-

Digitized by Google

fernen, oder durch Überredung für ſich zu gewinnen wußte, verſammelt er ſofort die geſamten Schiffsmannſchaften, erklärt ihnen ſeine Lage und fodert ſie auf, ſich einzeln über die von ihm zu nehmende Entſchließung zu erklären. Alles fühlt ſich durch Velasquez Verfahren empört; Alles hat ſeine Hoffnung und Wünſche unzertrennlich an Cortez Namen geknüpft; und ſo widerſetzen ſich alle und jede Stimmen der Niederlegung ſeines Oberbefehls und ſchwören ihm Gehorſam und Treue, wohin er ſie auch führen möge. Selbſt der Commandant des Hafens kann oder will dieſen Entſchluß nicht hindern und begnügt ſich, dem Statthalter zu berichten, daß die Vollſtreckung ſeines Befehls, bei dieſer Stimmung der Truppen, ſchlechterdings unausführbar geweſen. Dieſe aber, jedem ferneren Hinderniſſe zu entweichen, ſäumen nicht, ihre Abfahrt zu beſchleunigen; und den 10. Februar ſpannen ſie ihre vollen Segel, unter der Leitung des ſelbſtgewählten Führers, nach jenen fernen, ihnen mit allem Zauber der Phantaſie entgegen winkenden Geſtaden auf.

Die Armada, welche ein ſo kühnes Wagſtück unternahm, war, obgleich außer allem Verhältniß zu der Größe deſſelben, dennoch, nach damaligem Maßſtabe und als das Unternehmen eines Privatmannes, keineswegs unbedeutend. Sie beſtand aus 11 Fahrzeugen von 70 bis 100 Tonnen Gehalt und zählte, außer etwa 100 Seeleuten und Arbeitern, 508 wackere Krieger, mit Ausſchluß der Anführer, an ihrem Borde. Sie führten 10 kleine Feldſtücke und 4 Falkonets mit ſich; doch gab es zugleich nur 13 Büchſen- und 32 Armbruſtſchützen unter ihnen; während die übrigen nur mit Schwert und Pike bewaffnet waren. Beſonderes Vertrauen aber ſetzte man auf 16 miteingeſchiffte Pferde, welche in dieſem Welttheile als eine neue und furchtbare kriegeriſche Erſcheinung gelten mußten. Dieſe geſamte kleine Macht war in 11 Fahnen, nach der Zahl der Schiffe, vertheilt, und beide ſtanden unter ebenſoviel Befehlshabern, deren ruhmvolle Namen zu nennen der Verfolg der Geſchichte zum öftern noch Gelegenheit darbieten wird. Den Lauf des Geſchwaders lenkte als Pilot Antonio Alaminos, der bereits den Entdeckungsfahrten Cordua's und Grijalva's als Steuermann beigegeben geweſen. Als Dolmetſcher ſollte der Indianer Melchior, einſt von Grijalva gefangen und dann getauft, ſich nützlich machen. Die Wimpel der Flotte führten in ihrer Mitte das Kreuz mit der Umſchrift: In hoc signo vinces! und als beſonderer Schutzpatron des Unternehmens war der Apoſtel Petrus erwählt worden. Zwei miteingeſchiffte Geiſtliche beriethen das religiöſe Bedürfniß ihrer Landsleute und waren zugleich beſtimmt, den Glauben des Erlöſers in jenen bisher unbetretenen Regionen ſiegreich zu verkünden.

Gleich im Anfange der Fahrt hatten widrige und ſtürmiſche Winde die Flotte nach der Inſel Cozumel verſchlagen, wo demnach eine Landung beſchloſſen ward, um ſich wieder zu ordnen. Die in die Gebirge entflohenen Einwohner faßten bald wieder den Muth, ſich dieſen wunderbaren Fremdlingen friedfertig zu nähern. Dieſe ihrerſeits erwiederten dies Vertrauen, bis der Anblick der pyramidaliſch geformten und mit ſcheußlichen Götzenbildern erfüllten Tempel (Trocalli) ihren Fanatismus zugleich mit ihrem Zerſtörungsgeiſte entzündete. Die Wahngebilde ſanken in Trümmern, und an ihrer Statt erhoben ſich das Kruzifix und die Geſtalt der heiligen Jungfrau, deren Verehrung den erſtaunten Indianern fortan geboten wurde. Wichtiger aber in ihren Folgen war hier die Auffindung eines Spaniers, Hieronymo d'Aguilar, der bereits vor acht Jahren mit mehren Unglücksgefährten durch Schiffbruch an die Küſten von Yucatan verſchlagen und dergeſtalt unter den Eingebornen naturaliſirt worden, daß er, ihrer weit verbreiteten Sprache mächtig, einen trefflichen Dolmetſcher für ſeine Landsleute abgeben konte.

Cortez, der es für rathſam hielt, ſich genau in Grijalva's Fußſtapfen zu halten, richtete ſeine Fahrt längs der nördlichen Küſte der Halbinſel Yucatan, bis er in der Mündung des Fluſſes Tabasco die Anker warf, eines gleichen freundſchaftlichen Empfanges, wie ſein Vorgänger, gewärtig. Was auch immer jene frühere Geſinnung der Einwohner verändert haben mochte, ſo ward doch ſein Erſcheinen an dieſer Küſte das Signal zu einer drohenden Bewegung von ihrer Seite, welche durch Aguilars friedliche Verſicherungen keineswegs begütigt wurde. Cortez, wie unerwünſcht ihm auch eine Fehde in dieſer, von ſeinem Zielpunkte noch weit entfernten Landſchaft dünken mochte, fand es dennoch für den Fortgang ſeines Unternehmens in keiner Weiſe rathſam, ſich feige aus dieſem erſten Zuſammentreffen zurückzuziehen. Die Landung mit gewaffneter Hand ward beſchloſſen und unter dem Schutze einiger Stückſchüſſe ausgeführt. Bedeutender, aber um nichts erfolgreicher war der Widerſtand, den die Spanier hienächſt an dem moraſtigen und buſchreichen Gelände fanden. Die Indianer wurden, trotz ihrem Pfeilhagel, in den Wald zurückgetrieben, bald auch die Verpfählung der nahe gelegenen Stadt Tabasco erſtürmt und der Ort geplündert.

Zwar zurückgedrängt, aber nicht entmuthigt, ließen die Indianer, zu welchen zurückzuflüchten ihr Landsmann Melchior der Verſuchung nicht hatte widerſtehen können, gleich am nächſten Tage einen entſchloſſenen Angriff mit neu geſammelter Macht erwarten. Cortez durfte auch jetzt noch, um ſeinen Kriegern das Vertrauen auf ihren Anführer und auf ſich ſelbſt nicht zu rauben, dieſen Kampf nicht durch eine beſchleunigte Wiedereinſchiffung vermeiden. Er nahm ſeine Stellung am Fuße einer Anhöhe, die ſeinen Rücken ſicherte, und auf welcher er ſein Geſchütz aufſtellte; während er die eigentliche Hoffnung eines entſcheidenden Sieges auf ſeinen kleinen Reutertrupp ſtellte, mit welchem er, im günſtigſten Augenblick, aus einem nahen Gehölz hervor in den Rücken des Feindes einzubrechen gedachte. Bald auch ſah man den letztern, im barbariſchen Kriegerſchmuck, mit rohen und unzulänglichen Waffen ausgerüſtet und unter einem wilden Schlachtruf gegen die dicht geordneten Spanier heranſtürzen. Wie verheerend das ſchwere Geſchütz auch unter den Unglücklichen aufräumte, ſo war doch ihr Andrang ſo ungeſtüm, daß ſie ihre kriegskundigen Gegner ſchier durch ihre Maſſen erdrückten und die Schlachtlinie bereits auf mehren Punkten durchbrachen. Da, in höchſter Noth, ſtürzte Cortez mit den Reiſigen aus ſeinem Hinterhalte

Digitized by Google

hervor, und der Anblick dieſer wunderſamen Centauren reichte hin, den Muth auch der Tapferſten zu lähmen. Schreck und Beſtürzung reißt alles in eine unwiderſtehliche Flucht dahin, und indem das ſpaniſche Fußvolk entſchloſſen nachdringt, ſtäubt alſobald das geſamte feindliche Heer in wilder Verwirrung auseinander. Dieſe entſcheidende Niederlage koſtete die Sieger nur 2 Todte, aber 70 Verwundete; hingegen war die Einbuße ihrer Gegner bedeutend genug, um ſie ſofort zur Nachſuchung des Friedens zu bewegen, der ihnen auch nicht ungern gegen Unterwerfung unter die kaſtiliſche Herrſchaft und einen Tribut an Gold und Lebensmitteln gewährt wurde.

Unter den Geſchenken, womit der Cazike von Tabasco die Schonung ſeiner Beſieger erkaufte, befand ſich auch eine Anzahl junger Sclavinnen, welche auch keineswegs ausgeſchlagen wurden, da ſie dem kleinen Heere durch Bereitung des Maisbrodes nützlich zu werden verſprachen. Jedoch vor allen zeichnete ſich unter ihnen an Geiſt, wie an Geſtalt, die Tochter eines mexikaniſchen Häuptlings aus, welche ſchon in früher Jugend als Kriegsgefangene und nach vielfachen Abenteuern in dieſe entfernte Gegend verſchlagen worden. Cortez, ihre Vorzüge anerkennend, trat bald mit ihr in ein innigeres Verhältniß, welches ſie nicht minder durch treue Anhänglichkeit vergalt und eben hiedurch, wie durch ihre bald gewonnene Fertigkeit in kaſtiliſcher Rede und Sitte und ihre genauere Kentniß der Verhältniſſe jener Länder, ihm in der Folge weſentlich hilfreich wurde. Bei der Annahme des chriſtlichen Bekentniſſes erhielt ſie den Namen Marina.

Hier, an der ſüdlichſten Grenze eines großen Reiches, welches dieſe Hand voll Spanier zu unterjochen ſich vermaß, war es vielleicht der gelegenſte Ort, ſich von der Natur, dem Umfange, der Verfaſſung und den Kräften deſſelben, wovon ihnen wol nur ein Bild in ſehr dunkeln Umriſſen vorſchweben mochte, eine gewiſſere Kunde zu verſchaffen. Was ſie erfuhren, mußte in der Hauptſache wol mit demjenigen übereinſtimmen, was der Verfaſſer dieſes Artikels zum leichtern Verſtändniß des Folgenden für nöthig erachtet, hier in gedrängter Kürze vorauszuſchicken.

Das Reich Anahuac (bekanter unter der Benennung Mexiko), obwol nicht den achten Theil des heutigen Bundesſtates Mexiko in ſich begreifend, durfte damals für das mächtigſte und kraftvollſte unter allen Staten jener Erdhälfte gelten. Ausgedehnt zwiſchen dem 14. und 21. Grad der nördl. Breite, erſtreckte es ſich zwiſchen den beiden großen Weltmeeren mit der Eigenthümlichkeit, daß es in einer hohen, breiten und nur wenig unterbrochenen Gebirgsebene der Cordilleren von Süden nach Norden ſtreicht, welche beſonders in ihrem öſtlichen Abfall mit einer jähen Gebirgswand nahe gegen die Küſte herniederſteigt. Das Niveau dieſer Ebene iſt, zunächſt der Hauptſtadt Mexiko, nicht weniger als 7000 Fuß über den Meeresſpiegel bei Vera Cruz erhaben und vergleicht ſich demnach, indem es zwei Mal höher ſteht, als die Wolken im Sommer ziehen, mit der Höhe der Straßen über den St. Bernhard und den Mont Cenis in den Alpen. Eine Folge dieſer natürlichen Beſchaffenheit iſt, daß, während in der niederen Region, zunächſt dem Meere, die drückende und ungeſunde Hitze eines Tropenlandes herrſcht, jene Höhe aller Vortheile eines ewigen Frühlings und eines gemäßigten Klima's, wie das von Neapel, genießt, und daß dieſer Wechſel ſich ſtufenweiſe, wie man jenen Abhang hinanklimt, ſo wie in der Temperatur, ſo auch in der Vegetation offenbart. Hieraus auch erklärt es ſich, daß zu allen Zeiten die Bevölkerung dieſes Landes ſich vorzugsweiſe gegen jenen Mittelpunkt zuſammengezogen hat, wiewol die ſpaniſchen Eroberer ſelbſt die öſtliche heiße Küſtengegend volkreich genug bewohnt fanden.

Gehen wir auch nicht ſo weit in der äußerſt dunkeln Geſchichte dieſer Länderſtrecke hinauf, um die früheſten Einwanderer derſelben, ſo wie ſie allmälig aus dem Norden heranrückten, in ihrem erſten Urſprunge — vielleicht ein Theil des verſprengten tatariſchen Stammes der Hiongnu oder Hunnen — zu verfolgen: ſo erhellt doch, daß in verſchiedenen Zeiträumen die Tulteken, dann die Chichimeken und endlich die Azteken dieſen Erdraum einnahmen, Reiche und Dynaſtien auf demſelben gründeten und gehäufte redende Spuren ihres Daſeyns hinterließen; während die nördlicheren Gegenden, jenſeit des 20. Grades, nach wie vor im Beſitz von weitzerſtreuten und wilden Nomadenſtämmen verblieben. Der Stat von Anahuac, mit einer Bevölkerung von wenigſtens einigen Millionen und auf einer Erdoberfläche von 7000 geogr. Quadratmeilen, beſtand bereits ſeit beinahe 4 Jahrhunderten, unter einer Folge von 11 aztekiſchen Beherrſchern, deren jüngſter, Montezuma II. (ſein eigentlicher Name lautet Moteuczoma Xocojotzin oder der Jüngere) ſich damals ſeit 14 Jahren an der Spitze der Regirung befand.

Die großen Städte des aztekiſchen Reiches, ſowie die beſten angebauten Ländereien, waren in dem ſchönen und fruchtbaren Thale von Tenochtitlan, zunächſt um die Hauptſtadt gleiches Namens zuſammengedrängt, was jedoch nicht hinderte, daß die Sprache des Volks ſich in mehr als 20 verſchiedene Mundarten verzweigte. Die Bewohner konten für einen ſchönen, geſunden und kräftigen Menſchenſchlag gelten, obwol ſie alle charakteriſtiſche Eigenthümlichkeiten des geſamten übrigen amerikaniſchen Continents in Farbe, Phyſiognomie, Haar und körperlicher Beſchaffenheit theilten. Ihre Sinnesart zeigte ſich ernſt, ſtill und düſter, hart und in ſich zurückgezogen, aber furchtbar im Ausbruche irgend einer heftigen Leidenſchaft, zugleich aber auch empfänglich für harmloſe Genüſſe, wie z. B. die Blumenluſt, woran der Geſchmack, ſowie in allen übrigen Sitten und Gewohnheiten, ſich ſelbſt in ihren jetzigen Nachkommen noch keineswegs verloren hat.

In allen Zweigen der Civiliſation hatten die Bewohner von Anahuac ſchon vorlängſt eine Stufe der Ausbildung erreicht, welche ſie fähig machte, in dieſem größeren geſellſchaftlichen Verein mit einander fortzudauern und die Vortheile deſſelben zu genießen. In Wohnung, Kleidung, Hausgeräth, öffentlichen Anlagen zu gemeinſamen Nutzen und Bequemlichkeit, z. B. Plätzen, Dämmen, Kanälen und Waſſerleitungen, ſowie in Ackerbau, Künſten und Gewerben zeigten ſie nicht gewöhnliche Fortſchritte. Bauwerke aus alter und neuer Zeit — ihre

Digitized by Google

Pyramiden, denen am Nil einigermaßen vergleichbar — ihre königlichen Paläſte, Tempel und Denkmale trotzten und trotzen noch den Jahrhunderten. Die Mittheilung ihrer Gedanken, ihre Geſchichte, ihre Geſetze und Urkunden legten ſie auf Pergamenthäuten in einer, wenn gleich unvollkommenen Art von Bilderſchrift und Hieroglyphen nieder. Ihre Zeitrechnung nach Sonnenjahren, in überaus künſtlichen Cyclen geordnet, wetteiferte an Richtigkeit der Einſchaltungen ſelbſt mit dem Kalender der ſpaniſchen Eroberer; und ihre geſamte Induſtrie, obgleich ſie des Gebrauchs eiſerner Werkzeuge entbehrten, ſchien in einem lebendigen Umſchwunge begriffen.

Bei ſo viel lichten Seiten des mexikaniſchen Culturzuſtandes treten dem Beobachter zwei dunkle Schattenſeiten deſſelben um ſo misfälliger ins Auge; — ein roher, religiöſer Aberglaube, auf einem kraſſen Götzendienſt gegründet, dee ſich mit Wohlgefallen an den zuckenden Herzen häufig dargebrachter Menſchenopfer weidete, und eine ausgedehnte Prieſterherrſchaft in ſeinem Gefolge hatte; — und eine Willkür dee politiſchen Verfaſſung, welche den Regenten in einen ſchier unumſchränkten Despoten verwandelte und eine ruhige Volkswohlfahrt um ſo weniger aufkommen ließ, als neben dieſer Nichtachtung derſelben vom Throne herab zugleich das Sclavenjoch einer feſtbegründeten, noch jetzt nicht ganz erſtorbenen und vielfach abgeſtuften Feudalherrſchaft der Häuptlinge, welche allein im Beſitze der fruchtbarſten Ländereien waren, neben den faſt immer ungeſtraften Erpreſſungen der höhern Beamten in den Provinzen, ſeinerſeits nicht minder ſchwer auf den Unterthanen laſtete. Sonach befand ſich der Landmann im erniedrigendſten Zuſtande der Verworfenheit und Armuth; Bettler erfüllten die Landſtraßen, und die zahlreiche Klaſſe der Laſtträger (Tlamama's), welchen, in Ermangelung beſſerer Transportmittel, die Fortbringung aller Waren und Erzeugniſſe oblag, ward faſt den Saumthieren, deren Stelle ſie vertraten, gleich gerechnet.

So wie überall, beſtraften ſich auch hier die Fehlee der Regirung — zumal unter einem Beherrſcher von ſo hartem und zugleich ſchwankendem Charakter, wie Montezuma ſich darſtellte, nicht nur in allgemeiner Unzufriedenheit und ſtillem Haſſe aller Volksklaſſen, ſondern auch in innerm, entnervendem Zwieſpalt der Parteien und nicht ſeltenen, nur mit Mühe unterdrückten Empörungen der tributairen Fürſten und Staten. Denn ſo wie die Regenten von Texcuco (Akolhuakan), Tlakopan und Mechuacan ſich nur zu einer ſehr bedingten Unterwürfigkeit gegen das Reichsoberhaupt bequemt hatten, ſo behaupteten zugleich auch mehre Städte, wie z. B. Tlaskala (Tlaxcallan) und Cholula (Chololland), ihre errungene ariſtokratiſch-republikaniſche Verfaſſung mit eiferſüchtigen und feindſeligen Blicken in einer Art von Unabhängigkeit, die nur eines gegebenen Anlaſſes wartete, um in offene Widerſetzlichkeit auszubrechen.

Wenn in dieſen eingezogenen Berichten für den Anführer der ſpaniſchen Expedition vielleicht ebenſoviel Ermunterndes, als Abſchreckendes lag, ſo war doch ſein großer und unternehmender Geiſt ganz dazu geignet, nur dem erſteren einen Eindruck auf ſich zu vergönnen und ſeine, jedem Wagniß trotzende Entſchließungen noch feſtee zu beſtärken. Eben ſo aber muß man auch geſtehen, daß, wenn es nicht geſchehen war, um eben dieſe nothwendigen und aufklärenden Berichte einzuziehen, es ſich bald erweiſen mußte, ob nicht die ganze Unternehmung gegen Tabasco ein Fehlgriff geweſen, der vom Ziele abführte; und um ſo weniger ſäumte Cortez, den Hafen von St. Juan de Uloa zu erreichen, der ihm aus den früheren Fahrten als der geeigneteſte zur Landung bezeichnet worden. Hier warf er (21. April 1519) die Anker; und ſofort auch ſah er ſich von zwei Männern ausgezeichneter Geſtalt und Weſens begrüßt, welche ſich ihm ohne Mistrauen näherten und darum nicht minder freundlich am Borde des Admiralſchiffs empfangen wueden. Ihre Anrede war ehrerbietig: aber der Sinn derſelben ging für die Spanier verloren, da Aguilar, mit all ſeiner Kenntniß des Dialekts von Yucatan, an dieſer vollkommen verſchiedenen Sprache ſcheiterte. Doch ebenſo ſchnell auch riß hier Marina ihren neuen Gebieter aus dieſer Verlegenheit, indem ſie den Dolmetſcher von dem Gehörten in ſeiner erlernten Mundart verſtändigte und es ihm nun überließ, daſſelbe ins Spaniſche zu übertragen.

So ergab ſich denn, daß der Armada bereits irgend ein beunruhigendes Gerücht von Tabasco her vorangegangen ſeyn mußte, ſo wie nicht minder ſchon Grijalva's frühere Erſcheinung der Gegenſtand einer lebhaften Beunruhigung für den Regenten geweſen war, und daß man von dieſer zweiten nothwendig noch geſteigertere Beſorgniſſe hegte. Pilpator, der Verweſer dieſes Küſtenſtrichs, und Teutile, der Anführer der hier aufgeſtellten Kriegsmacht, ſahen demnach ſich bewogen, im Namen ihres hohen Gebieters Montezuma, dieſe neuen Ankömlinge durch jene Abgeordneten zu bewillkommenen, aber auch den Grund ihres Erſcheinens an dieſer Küſte zu vernehmen und ihnen jeden Beiſtand zur beſchleunigten Fortſetzung ihrer Reiſe zu erbieten. Cortez Gegenrede war nicht minder fein und verbindlich. Er erklärte ſich als Freund und beauftragt, eine übeeaus wichtige Angelegenheit mit den beiden Caziken perſönlich zu verhandeln. Ohne auch nur eine weitere Erlaubniß abzuwarten, beeilte er ſich zugleich, bereits am nächſten Tage ſeine geſamte Kriegsmacht zu landen, ſie unter Baracken von Strauchwerk in ein Lager zuſammenzuziehen und daſſelbe durch eine leichte Bruſtwehr zu ſichern.

Zwei Tage ſpäter trafen die beiden Häuptlinge mit einem zahlreichen Gefolge und reichen Geſchenken in dieſem ſpaniſchen Lager ein, wo ſie von Cortez, an der Spitze ſeiner Officiere, mit gemeſſenem Anſtand empfangen und zu Anhörung einer feierlichen Meſſe in einem dazu eingerichteten Gezelte eingeladen wurden. Dann ertheilte er ihrem Anbringen ein ferneres Gehöe und ſtellte ſich ihnen zugleich, wiewol mit ziemlich problematiſcher Befugniß, als ſeines Herrn und Gebieters, Karls von Öſterreich und Kaſtilien, des mächtigſten Monarchen dee öſtlichen Welt, außerordentlichen Abgeſandten dar, der gekommen ſey, eine Botſchaft von höchſtem Belang bei ihres Kaiſers Montezuma eigner Perſon anzubringen; — eine Erklärung, welche ſichtbar Staunen und Verlegenheit bei ihnen eeregte, und auf welche ſie erwiederten, daß ein perſönliches Nahen zu dem Throne ihres Monar-

Digitized by Google

chen mit zu großen Schwierigkeiten verbunden ſey; daher er von dieſem Vorhaben abſtehen möge. Doch mit großem Ernſt beſtand Cortez auf ſeiner Foderung, ohne deren Erfüllung er zu ſeinem Herrn nicht zurückkehren dürfe, und Alles, was er ihnen zugeſtand, war ein Aufſchub von 7 Tagen, binnen welchen ſie, vermittelſt einer auf allen großen Straßen des Reichs eingerichteten Anſtalt von Schnellläufern, Montezuma's nähere Befehle hierüber, trotz einer Entfernung von 51 geographiſchen Meilen landeinwärts bis zu ſeiner Hauptſtadt, einzuziehen verſprachen.

Zu Begleitung und Verſinnlichung ihres Berichts ſollte eine Reihe von farbigen Gemälden auf baumwollenen Geweben dienen; — das Werk einer Anzahl von Zeichnern, welche ſie mit ſich gebracht hatten, um alle die neuen und nie erblickten Gegenſtände, die ſich ihnen hier darboten, in ſchnell gefertigten Abbildungen zu entwerfen. Cortez benutzte dieſen Umſtand, den mexikaniſchen Künſtlern einen noch reicheren und impoſanteren Stoff für ihre Darſtellung zu gewähren, indem er vor ihren Augen ſeine geſamte Mannſchaft eine Reihe kriegeriſcher Übungen nach den Regeln der europäiſchen Taktik ausführen, die Reuter ihre Roſſe tummeln und die Geſchütze gegen einen nahen Wald richten ließ, wo ſie eine furchtbare Zerſtörung anrichteten. Er berechnete ganz richtig den Eindruck, welchen dieſe Beweiſe von der Unwiderſtehlichkeit ſeiner Waffen auf die Phantaſie und das Gemüth Montezuma's hervorbringen müßten; ſowie auch die unmittelbaren Zeugen derſelben von einem Entſetzen ergriffen wurden, daß ſie nur mit Mühe durch freundliches Zureden wieder beruhigt werden konten.

Die abſchlägige Antwort, welche von Seiten des Kaiſers einlief, ſtand freilich im Voraus zu erwarten: aber Pilpator und Teutile hefften, das Unangenehme in derſelben durch zugleich überreichte, neue und prachtvolle Geſchenke, in Edelſteinen, Perlen, Goldkörnern, künſtlich gearbeiteten Geſchmeiden und den mannigfachſten und köſtlichſten Kunſterzeugniſſen des Landes beſtehend, zu mildern, welche ſchon früher Grijalva's Abzug hatten erkaufen ſollen. Je werthvoller aber dieſe gehäuften Gaben in den Augen der Spanier erſchienen, um ſo höher auch mußten ſie nothwendig ihre Habſucht ſtacheln und ſie um ſo ungeneigter machen, einen Boden ſchnell wieder zu räumen, der ihnen ſolche Lockſpeiſen darbot. Auch verfehlten die Überbringer, welche damit die Entſchließung ihres Gebieters, keinem fremden Kriegsvolk den Zutrit in ſeine Hauptſtadt, oder auch nur ein längeres Verweilen in ſeinen Staten zu bewilligen, verbanden, ihres Zweckes bei Cortez ſo gänzlich, daß er nur um ſo beſtimmter zu erkennen gab, wie weder die Würde ſeines Herrn, noch ſeine eigne Ehre es geſtatte, dieſen Boden wieder zu verlaſſen, bevor er nicht ſeine Sendung in ihrem ganzen Umfang erfüllt habe. Kaum trauten dieſe Sklavenſeelen ihren eignen Ohren, daß irgend ein Sterblicher kühn genug ſeyn könne, ſich dem unverletzlich erachteten Gebot ihres Herrn entgegen zu lehnen: allein eben ſo zaghaft, demſelben ſofortigen Gehorſam zu erzwingen, beſtanden ſie nur auf einer abermaligen, ihnen auch zugeſtandenen Zeitfriſt, um neue Verhaltungsbefehle vom Hofe einzuholen, bis wohin die Spanier ihre gegenwärtige Stellung nicht verändern ſollten.

Es leidet keinen Zweifel, daß Montezuma in dieſem Zeitpunkte mehr, als hinreichende Kräfte und Hilfsquellen in dem großen Umfange ſeines Gebiets gefunden haben würde, um dieſen trotzigen Herausfoderer ſchnell zu erdrücken, wie verwegen auch immer ſein Muth, oder wie neu und furchtbar auch die Wirkungen ſeiner Waffen ſeyn mochten. Allein ſein despotiſches Scepter hatte zu ſchwer auf ſeinen Unterthanen gelegen, als daß ihm das ſtille Brüten des Haſſes, womit ſeine Herrſchaft kaum noch ertragen wurde, und die drohende Gefahr hätte entgehen können, wenn dieſe Fremdlinge ſich zum Mittelpunkt eines Widerſtandes machten, der leicht die ganze Nation in offene Empörung mit ſich fortreißen konte; und es ſchien ihm rathſamer, ſie, wo möglich, auf dem Wege eines friedlichen Abkommens von dieſer Küſte zu entfernen, als das bedenkliche Wagniß der Gewalt zu verſuchen. Noch aber geſellte ſich zu dieſer furchtſamen Politik die vielleicht noch kräftigere Wirkung eines rohen und tief gewurzelten Aberglaubens. Die alten Sagen des Landes berichteten, daß Quetzalcoatl, der Stifter des Reichs von Aztlan, ſich demnächſt nach dem fernen Oſten gewandt habe, um auch hiehin ſeine Götter und Geſetze zu verbreiten, jedoch mit dem Vorbehalt, daß einſt ſeine Abkömlinge über das Meer wiederkehren und den verlaſſenen Thron zurückfodern ſollten. Jetzt ſchien jene Vorausſagung in dieſen gelandeten Spaniern in Erfüllung gehen zu ſollen; und während Cortez gefliſſen dieſe ihm ſo willkommene Vorſtellung nährte, konte ſie kaum verfehlen, das Gemüth des Machthabers mit banger Sorge und verderblicher Unentſchloſſenheit zu erfüllen. Denn auch jetzt, da ihm das hartnäckige Verlangen des weißen Mannes berichtet wurde, vermaß er ſich zwar, im erſten Erglühen ſeines Zorns, ihn gefeſſelt zu den Füßen ſeiner Götter zu ſchlachten: doch eben ſo ſchnell ermäßigte er denſelben zu dem jede fernere Widerrede ausſchließenden Gebot einer augenblicklichen Abreiſe, deſſen herber Ernſt jedoch durch neue, noch prächtigere Geſchenke verſüßt werden ſollte.

Teutile unterzog ſich dieſem unerfreulichen Auftrage, ohne jedoch zu dem gewünſchten Reſultat zu gelangen; denn Cortez erwiederte mit unerſchütterlicher Faſſung: er komme als ein Bote des Friedens, ja was noch mehr, als ein Befreier aus den Banden des böſen Geiſtes, in welchen Montezuma verſtrickt liege. Nichts ſey daher auch nothwendiger, als eine perſönliche Beſprechung, um dem Zwecke ſeiner Sendung zu genügen. Dieſer angemeſſene Starrſinn mußte endlich wol des erſtaunten Teutile's Geduld erſchöpfen. Er wandte den Rücken im Zorn; und alles ließ ſich dazu an, daß hiemit die offene Fehde erklärt ſey. Jeder Verkehr mit den Spaniern, der für ſie ſo gewinnreiche Tauſchhandel, die reiche und unentgeltliche Zufuhr von Lebensmitteln war, von dieſem Augenblick an, gehemt; und jetzt galt es, einen Entſchluß zu faſſen, der ſo verwegene Hoffnungen entweder erfüllen oder zertrümmern ſollte.

Digitized by Google

Cortez ſelbſt zwar war keinen Augenblick unſchlüſſig, welche Partie hier zu ergreifen ſey: aber es fehlte viel, daß auch *alle* ſeine Gefährten ſeine großen und kühnen Anſichten mit ihm getheilt hätten. Durfte er auch auf eine nicht unwichtige Zahl von begeiſterten Anhängern rechnen, welche zu jedem, noch ſo halsbrechenden Wagniß bereit, ſeinem Geiſte und ſeinem Glücke blindlings vertrauten, während ſie nicht minder von einem unerſättlichen Ehr- oder Golddurſt geſtachelt wurden: ſo wurden doch die Bedächtigeren ohne Zweifel durch den Anblick eines in Umfang, Macht, Kunſt und Gewerbe ſo weit vorgeſchrittenen Reiches zu einer Abſchätzung ihrer eigenen, außer allem Verhältniß ſtehenden Kräfte veranlaßt, welche jede zu raſche Zuverſicht des Erfolgs ausſchließen mußte. Noch mislicher aber ſtand es um die Geſinnung ſo mancher heimlichen Freunde des Velasquez, die vielleicht nur dieſen kritiſchen Augenblick erwarteten, um ſich gegen ſeinen treuloſen Bevollmächtigten zu erklären, deſſen Pläne als eine thörichte Vermeſſenheit zu ſchildern und ihm ſo die Gemüther der Menge zu entwenden.

In der That verfehlte dieſe Gegenpartei auch nicht, den Samen der Unzufriedenheit und des Murrens überall und mit ſo gutem Erfolge auszuſtreuen, daß ſie es wagen durfte, durch den Mund des Diego de Ordaz, den ſein erprobter Muth unter die Erſten des kleinen Heeres ſtellte, dem Anführer die Nothwendigkeit einer einſtweiligen Rückkehr nach Cuba und einer dort zu bewirkenden ſtärkeren Ausrüſtung vorzuſtellen, da dermalen jede begonnene Feindſeligkeit nur als ein Werk der unbeſonnenſten Tollkühnheit erſcheinen könne und von der geſamten Mannſchaft gemisbilligt werde.

Cortez indeß, vorbereitet auf dieſen Antrag, aber auch hinlänglich unterrichtet von der eigentlichen Stimmung und den Wünſchen der Mehrzahl, ſchien hierauf nur gewartet zu haben, um einen geheimen Plan zur Ausführung zu bringen, der ihn jeder weiteren zwängenden Abhängigkeit von Velasquez entledigen, ſeine eigne Autorität feſter begründen und die ganze Ausrüſtung unbedingt in ſeine Hand geben ſollte. Scheinbar gab er ſich das Anſehen, als ob er, wiewol ungern, dem geſchwundenen Muth ſeiner Begleiter ein Unternehmen aufopfere, welches durch ſeinen Beginn bereits ſo große Hoffnungen gerechtfertigt habe; und ſofort auch ward der nächſte Tag als der Zeitpunkt der Wiedereinſchiffung im Lager verkündigt. Je unerwarteter dieſer Befehl, deſto größer und allgemeiner war auch bei der leicht beweglichen Menge die Beſtürzung, der Verdruß vereitelter Erwartung, der Unwille über den Wankelmuth des Anführers. Seine Vertrauten, mit ihm einverſtanden, unterließen nicht, dieſen Funken zur lichten Flamme anzuſchüren. Bald ſieht er ſich von Hunderten in ſeinem Zelte ſtürmiſch umringt, mit Vorwürfen überſchüttet und zu ihrer ferneren Führung in Gefahr und Kampf aufgefodert, wenn er ſie nicht zwingen wolle, ſich unter die Fahne eines Muthigeren zu ſammeln. Mit einem erkünſtelten Erſtaunen entgegnete Cortez, daß er nur geglaubt habe, einem allgemeinen Verlangen, wiewol mit erſeufzender Sele, nachzugeben. Niemand ſey jedoch bereitwilliger, als er, jeden, der des ſpaniſchen Namens ſich würdig erweiſen wolle, auf dieſer glänzenden Laufbahn dem Ziele, wo Ehre und Schätze ihrer warteten, entgegen zu führen. Möge denn immerhin zurücktreten, wer dieſes Muthes ermangele, ihm ſolle freigeſtellt bleiben, hier auf dem halben Wege umzukehren; — eine Erlaubniß, die um ſo weniger von irgend jemand in Anſpruch genommen wurde, mit je enthuſiaſtiſcherem Jubel ſeine Erklärung von dem geſamten Haufen aufgenommen worden.

Noch feiner aber war der Plan angelegt, dieſer geſetzloſen, rein ſoldatiſchen Schilderhebung auch das Siegel einer amtlichen Autorität, wenigſtens ſcheinbar, aufzudrücken und dadurch die Einwendungen des Statthalters von Cuba zum Schweigen zu bringen. Schon Cortez kriegeriſche Entwürfe foderten einen feſten Punkt und Waffenplatz, von welchem ſie ausgehen mußten, und die Lagerſtelle, welche er bezogen, ſchien ihm vollkommen dazu geignet. Allein eben ſo ſehr lag ihm daran, ſie in eine bleibende Niederlaſſung, mit allen damit verbundenen bürgerlichen Einrichtungen nach ſpaniſcher Verfaſſung, zu verwandeln. Sein Antrag hiezu ward in dem verſammelten Kriegsrath als zweckmäßig anerkant und unbedenklich angenommen. Die neue Stadt erhielt den Namen „Villa rica de la vera Cruz;" und man ſchrit nun zunächſt zur Ernennung der verſchiedenen Municipal-Ämter eines Alkalde und ſeiner Beiſitzer, eines Alguazil Major und Fiscals; und es war im Voraus dafür geſorgt, daß die Wahl nur ſolche Namen traf, deren Ergebenheit gegen Cortez keinen Zweifel litt.

Die ganze Verhandlung ward im Namen des Königs, mit gänzlicher Übergehung von Velasquez Gerechtſamen, ausgefertigt; die neuen Beamten leiſteten Gott und dem Könige den Treueid, und Cortez war der Erſte, ihre Autorität in gebührender Weiſe anzuerkennen. Sein nächſtfolgender Schrit aber, auf den es bei dieſem eingeſetzten Rathe hauptſächlich abgeſehen war, bezweckte und erlangte eine feierliche Erklärung deſſelben, daß die von Velasquez ihm übertragene, aber ohnehin ſchon widerrufene Beſtallung als Anführer der Kriegsmacht als erloſchen zu betrachten ſeyn ſolle, und in des Königs Namen zu einer neuen Wahl geſchritten werden müſſe. Cortez legte unverzüglich ſeinen früheren Beſtallungsbrief auf die Tafel nieder und erbot ſich, jedem anderen und würdigeren, mit der Pike in der Hand, zu gehorchen: allein nicht minder willig und einmüthig ward ihm von dem Senat ſein Commandoſtab, zugleich mit dem Oberbefehl der neuen Pflanzſtadt, zurückgegeben und er in dieſen neuen Würden, im Namen Sr. katholiſchen Majeſtät und unter allgemeinem Beifall des Heeres, öffentlich ausgerufen.

Von dieſem Augenblick an durfte der mit der Ägide der Geſetzlichkeit geſchützte Feldherr in einer impoſanteren Stellung auftreten und eben ſowol mit gebietenderer Würde, als mit feſterem Nachdruck handeln. Zwar erhoben Ordaz, Escuvedo und Velasquez de Leon, die Häupter der Misvergnügten, ihre Stimme gegen jenes ganze

Verfahren: aber nun nahm auch Cortez keinen Anſtand, ſie, als erklärte und in Feſſeln gelegte Verbrecher gegen die militairiſche Disciplin, mit aller Strenge der Geſetze zu bedrohen; und dieſer Ernſt, während er die Übrigen ſchreckte, reichte hin, ſelbſt die Verhafteten zur Beſinnung zu bringen und, mit Hilfe nicht geſparter Liebkoſungen, ſelbſt zur treueſten Unterſtützung in ſeinen ferneren Entwürfen zu verpflichten.

Eine in der Zwiſchenzeit angeſtellte nähere Erkundung der Umgegend führte bald zu der Bemerkung, daß der Platz zu der neu zu gründenden Pflanzſtadt um Vieles beſſer gewählt werden könne, wenn er etwas weiter nördlich nach dem kleinen Hafen Chiahuitzla (bei Robertſon Quiabislan genant) drei Meilen von der Stadt Zempoalla, dem Hauptorte des Stammes der Totonaken, entlegen, verlegt würde. Während man noch mit dieſem Gedanken umging, erſchienen einige Abgeordnete des Caziken jener nämlichen Stadt im Lager der Spanier, um in deſſen Namen und in Folge des Rufs ihrer Thaten zu Tabasco auf einen Friedens- und Freundſchaftsbund mit ihnen anzutragen. Es ergab ſich, daß dieſer Häuptling nichts ſehnlicher wünſchte, als ſich Montezuma's drückender Oberherrſchaft zu entziehen, und daß er in den mächtigen Fremdlingen ſeine Befreier zu finden hoffte. Je erwünſchter Cortez dieſe erſte nähere Verbindung mit den Eingebornen nothwendig finden mußte, um ſo freundlicher auch willigte er in die Einladung, welche dies Bündniß durch perſönliche Verabredung bekräftigen ſollte. Während demnach die Flotte nach ihrem neuen Ankerplatz abging, richtete das Landheer, nicht ohne kriegeriſche Vorſicht, ſeinen Marſch gleichmäßig auf Zempoalla, wo es gaſtfreundlich empfangen und der ſpaniſche Anführer von dem Oberhaupte ebenſo reichlich beſchenkt, als mit ſchmeichelhafter Auszeichnung behandelt wurde.

Dem Caziken fehlte es nicht an mancherlei Beſchwerden gegen die tyranniſchen Bedrückungen, womit Montezuma überall und zumal in den von ihm eroberten Provinzen eben ſowol das öffentliche Wohl gefährde, als in das innerſte Familienleben feindſelig eingreiſe, indem er ihre Söhne zu Opfern für ſeine Götter, und ihre Töchter zu Concubinen für ſich und ſeine Günſtlinge fodre. Cortez ſeinerſeits verſprach, dieſen Unbilden ein Ende zu machen und jedem Unterdrückten den geſuchten Schutz ſeiner mächtigen Waffen zu gewähren. Die gleichen Verſicherungen wiederholte er dem Caziken von Chiahuitzla, dem gleiche Klagen das Herz bedrückten, und der ſich, bei ſeiner Ankunft an dieſem Orte, mit vollem Vertrauen in ſeine Arme warf.

Gleichzeitig wurden die Anlagen zu der neuen Niederlaſſung ins Werk gerichtet, obwol die Stadt Vera Cruz, durch ein ſonderbares Verhängniß, in der Folge der Zeit, nachdem ſie nochmals ihren Platz verändert, zuletzt dennoch auf den nämlichen Punkt zurückgeſetzt wurde, wo Cortez zu allererſt die Küſte dieſes Landes betreten. Schnell und mit gemeinſamer eifriger Handanlegung, wovon der Befehlshaber ſelbſt ſich nicht ausſchloß, und wobei die neuen Bundesgenoſſen treulich ihre Dienſte erboten, erhoben ſich Hütten von europäiſcher Bauart; eine Ringmauer gegen feindlichen Angriff ward gezogen und die Verbindung mit dem Meere geſichert. Noch zwar geſchahen von Seiten des mexikaniſchen Herrſchers keine entſchieden feindſeligen Schritte gegen dieſe drohenden Zurüſtungen: doch erſchienen einige ſeiner höhern Beamten in Chiahuitzla und Zempoalla, welche unter den von den Caziken einzufodernden Tributen auch 20 Jünglinge, als Sühnopfer für die Götter, wegen des frevelhaften Verkehrs mit jenen geächteten Fremdlingen, ausheben ſollten. Cortez begehrte insgeheim die Verhaftung dieſer blutdürſtigen Schergen; und die bedroheten Häuptlinge gewannen nicht nur den Muth, Hand an dieſelben zu legen, ſondern würden ihnen auch das nämliche Loos der Opferung bereitet haben, wenn der ſpaniſche Befehlshaber ſie nicht unter ſeinen beſondern Verwahrſam geſtellt hätte. Dieſem erſten Schritte der Caziken, der ſie der unverſöhnlichen Feindſchaft ihres bisherigen Bedrückers bloßſtellte, mußte nun nothwendig auch der zweite folgen, ſich feierlich für Vaſallen der kaſtiliſchen Krone zu erklären; und von dieſem Augenblick an durfte Cortez unbedingt auf ſie rechnen, während bald mehre benachbarte Häuptlinge der Totonaken ihrem Vorgange folgten und ihm einen immer bedeutenderen Zuwachs an Macht gewährten.

Noch aber erfoderte ſeine Politik, die Heeresrüſtung, womit Montezuma zu ſeiner Abtreibung oder Vertilgung nunmehr ernſtlich umging, durch vorgeſpiegelten friedlichen Sinn zu lähmen; und er fand das Mittel *hiezu* in der heimlichen Freilaſſung jener Gefangenen, denen er die Verſicherung mit auf den Weg gab, daß er nichts weniger, als Krieg mit ihrem Gebieter, wünſche und, ſeinen empörten Unterthanen gegenüber, bald noch ſprechendere Beweiſe davon abzulegen gedenke. Jener, von neuer Unſchlüſſigkeit ergriffen, hielt dieſe Äußerungen für günſtig genug, um ſeinen läſtigen Gaſt nochmals durch noch köſtlichere Beſchenkungen zur unblutigen Räumung ſeines Gebietes zu bewegen. Cortez aber, ſeinem Plane getreu, beharrte auch diesmal feſt auf dem Verlangen einer perſönlichen Zuſammenkunft, zum nicht geringen Verdruſſe der Abgeordneten, aber zu eben ſo großer Zufriedenheit ſeiner neuen Bundesgenoſſen, welche Zeugen dieſer Handlung waren.

Je umſichtiger Cortez auf dieſe Weiſe zu Werke ging, um ſo mehr muß es, wenn auch nicht Vorwurf, doch Verwunderung erregen, daß er es ſeinem Glaubenseifer geſtattete, dieſes Vertrauen ſeiner indianiſchen Freunde auf eine jedenfalls misliche Probe zu ſtellen, indem er, auf Veranlaſſung eines von denſelben gefeierten religiöſen Feſtes, ihnen die Darbringung eines dabei herkömmlichen Menſchenopfers gewaltſam wehrte und die Vernichtung des blutheiſchenden Götzenbildes foderte. Ein allgemeiner Volksaufruhr, von den wehklagenden Prieſtern erregt, war die unmittelbare Folge dieſer unerhörten Zumuthung; Cortez ſelbſt ſieht ſich im Tempel umringt und ſein Leben von den Wüthenden bedroht. Nur ſein von Marina verdolmetſchter Zuruf, daß der erſte Pfeilſchuß

Digitized by Google

gegen einen Spanier dem ergriffenen Caziken den augenblicklichen Tod bringen werde, ſcheucht und beruhigt ſcheinbar die Menge. Er gebietet darauf den Prieſtern, ihren Götzen mit eigner Hand herabzuſtürzen und läßt es endlich, ihrer Weigerung und ihren Thränen nachgebend, durch ſeine Soldaten vollziehen, allen heidniſchen Unrath vernichten und in dem gereinigten Tempel ein Madonnenbild aufrichten. Kein Donner des Himmels rächte, wie die entſetzten Indianer erwarteten, dieſen unerhörten Frevel, und in dem Maße mußte bei ihnen auch die ehrerbietige Scheu gegen dieſe ihren eigenen Göttern ſo überlegenen Weſen ſteigen.

Noch bereitete Cortez, nach einem bereits dreimonatlichen Verweilen an dieſer Küſte, die Hilfsmittel, die ſeinem großen Unternehmen Halt und Nachdruck geben ſollten, als er ſich eine kleine, aber willkommene Unterſtützung durch die Erſcheinung Francisco Sancedo's geboten ſah, der in einem kleinen Fahrzeuge, mit einer Hand voll Menſchen und zwei Pferden, den kühnen Abenteurer aufgeſucht hatte, um ſich ſeinen Gefahren und ſeinem Glücke anzuſchließen. Wichtiger aber waren noch die Neuigkeiten, welche er von Cuba mit herüber brachte. Velasquez, noch immer vom grimmigſten Zorn und Racheдurſt gegen Cortez beſelt, war indeß zu der höheren Würde eines Adelantado und ſomit zu einem um Vieles freieren Vermögen emporgeſtiegen, ſeinen Todfeind zu erdrücken.

Cortez erkante ganz die Gefährlichkeit ſeiner Lage. Sie zu verbeſſern, gab es kein Mittel, als ſich die unmittelbare Beſtätigung des ſpaniſchen Monarchen in ſeinem angemaßten Wirkungskreiſe zu verſchaffen, wie wenig Wahrſcheinlichkeit es auch für ſich haben mochte, daß ein bis dahin unbekanter Abenteurer ſich einer ſolche Gunſt erfreuen ſollte. Leicht indeß bewog er die neuen Beamten der Niederlaſſung, ſo wie ſeine Unterbefehlshaber, ſich mit ihm zu einer ſolchen Bitte mittelſt eines Berichts an Kaiſer Karl V. zu vereinigen, worin eben ſowol ihre ſeitherigen ungeſetzlichen Schritte entſchuldigt, als das vorhabende Unternehmen in das günſtigſte Licht geſtellt und der Werth und Reichthum des entdeckten mexikaniſchen Reiches, das man wol ein *Kaiſerthum* nennen möge, auf eine lockende Weiſe geſchildert wurde. Cortez fügte dieſem Allen, in beredter Weiſe, ſeinen eigenen umſtändlichen Bericht über ſeine bereits geleiſteten Dienſte, wie über ſeine hochfliegenden Hoffnungen, hinzu, beſchrieb die Wunder der Hauptſtadt Tenochtitlan, auf die ihm zugekommenen Gerüchte, als ein wahres Eldorado, vermaß ſich keck, dieſen „mächtigen Herrn Montezuma" todt oder lebendig in ſeine Hände zu bekommen.

Freilich würden alle dieſe Gründe und Verheißungen ſich bei Hofe nur eines geringen Eindrucks haben gewärtigen dürfen, wenn ſie nicht von ſprechenden Beweiſen und klingendem Gewichte begleitet geweſen wären; und nichts ſtellt die Anhänglichkeit und Hingebung, welche Cortez bei ſeinen Gefährten zu gewinnen gewußt, in ein helleres Licht, als daß ſeine Auffoderung ſie ohne Ausnahme bereitwillig fand, ſich ihres ganzen Antheils an der bisherigen reichen Beute zu begeben und dieſe Schätze unvermindert ihrem Monarchen, als erſtes Unterpfand künftiger, noch reicherer Erwerbungen zu Füßen zu legen. Nie noch, ſeit der Entdeckung der neuen Welt, hatte ein Schiff einen Schatz von ähnlichem Werthe nach dem Mutterlande hinüber getragen. Das tüchtigſte in der Flotte ward zu dieſer Fahrt ausgewählt; und Francisco von Montejo, der zum Unterhändler dieſes wichtigen Anliegens erſehen worden, ging (den 19. Juli) mit der Weiſung, jede Annäherung an Cuba ſorgfältigſt zu vermeiden, nach Spanien unter Segel.

Wie vorſichtig indeß auch alle dieſe Vorkehrungen ins Werk gerichtet wurden, ſo war doch das Misvergnügen unter dieſen von den verſchiedenſten Neigungen und Anſichten befangenen Köpfen nicht ſo gänzlich ausgeſtorben, daß nicht Einige es entweder für Pflicht oder für Gewinn geachtet hätten, den Statthalter von Cuba von dieſen Vorgängen ſchleunigſt in Kentniß zu ſetzen. Sie gingen eben damit um, ſich einer Brigantine zu ihrer Entweichung zu bemächtigen, als ihr Geheimniß durch einen Theilnehmer verrathen und der mislungene Verſuch durch harte Beſtrafung geahndet wurde. Allein der gefahrdrohende Verſuch konte wiederholt werden; und wenn er auch nur bewies, daß zu einer Zeit und in einer Lage, die den innigſten Verband aller Kräfte erheiſchte, ſich neuerdings Parteiungen regten: ſo ſchien es von der höchſten Dringlichkeit, alle Genoſſen des großen Unternehmens in die abſolute Nothwendigkeit zu ſetzen, daſſelbe entweder durchzuführen, oder in dem Verſuche unterzugehen. So erzeugte ſich denn ein Entſchluß, deſſen Heroismus eben ſo ſehr in dem Geiſte, der ihn gebar, als in dem Muthe, der ihn gut hieß und ausführte, der höchſten Bewunderung würdig iſt. Die geſamte Flotte ward, auf Cortez geheimen Betrieb, von den Piloten für unfähig erklärt, länger die See zu halten, und mit gemeinſamer Einwilligung fand man es wohlgethan, die Fahrzeuge, nachdem man alles Brauchbare ins Lager hinüber genommen, auf den Strand laufen zu laſſen und vollends zu zertrümmern. Solchergeſtalt freiwillig abgeſchieden von der ganzen europäiſchen Welt, war an Flucht und Entrinnen, von dieſem Augenblick an, nicht mehr zu gedenken. Jedes gedenkbare Heil lag fortan in dem ſtandhafteſten Anſchließen an das überragende Genie, das nunmehr gleichſam ihrer Aller Providenz geworden. Als ein augenblicklicher Vortheil mochte dabei wol noch in Berechnung kommen, daß ſich das Heer um die volle Zahl der Schiffsbeſatzungen verſtärken konte. Daſſelbe beſtand noch aus 500 Mann Fußvolk, 15 Reutern und 6 Feldſtücken. Juan von Eskalante aber, durch Muth und Ergebenheit dem Feldherrn vor Allen ſchätzbar, erhielt die Beſtimmung, mit 50 Mann Vera Cruz, ſeinen einzigen Waffenplatz, in deſſen Abweſenheit zu decken.

Endlich war denn auch jede nothwendige Vorkehr getroffen, um den Zug anzutreten, deſſen ſo viele muthige Herzen harrten und der ſie, auf unerforſchten Wegen und durch tauſend noch unbekante Gefahren, mitten in den Schooß des mächtigſten Reichs der Weſtwelt tragen ſollte. Den ſicherſten Halt in ſich ſelbſt ſetzend, hatte Cortez von den befreundeten Caziken nur eine Hilfsſchar von 400 erleſenen Kriegern und 200 Laſtträgern für ſein Gepäck und

Digitized by Google

grobes Geſchütz zur Begleitung angenommen. Der Aufbruch geſchah (am 16. Aug.) in zwei Abtheilungen, deren Vorhut die Spanier bildeten, ohne daß ſie irgendwo auf der glühendheißen Küſtenniederung einigem Widerſtande, wol aber einer gaſtlichen Aufnahme und reichlichen Verſorgung mit Lebensmitteln begegneten. Bald war der Fuß der Gebirgswand erreicht, deren Erſteigung zwar mit mancher Beſchwerde verknüpft war, aber auch die Ermatteten allmälig in Regionen führte, wo ein ewiger milder Frühling herrſchte und die Natur in ihren reichſten und üppigſten Eſcheinungen prangte. Hier fanden ſie zunächſt an dem Caziken von Zacatula einen neuen Bundesgenoſſen, welcher bereit war, ſie ihrem Ziele durch das Gebiet von Cholollan, auf dem nächſten und minder ſchwierigen Wege, entgegen zu führen: doch Cortez, dem noch weit mehr daran lag, ſich überall den Rücken zu ſichern, fand es nicht rathſam, einen ſo bedeutenden und ſtreitbaren Stat, als ihm die unabhängige Republik Tlaſcala (oder Tlaxcallan) geſchildert worden, hinter ſich zu laſſen, ohne mit demſelben freundſchaftliche Verbindungen angeknüpft zu haben. Schon die gemeinſame Feindſchaft wider Montezuma, gegen welchen dieſes tapfere Gebirgsvolk ſeine Freiheit bisher unangetaſtet zu behaupten gewußt, ſchien es ihm willig in die Arme führen zu müſſen.

Cortez hatte, zu Stiftung eines ſolchen Vereins, nicht geſäumt, einige ſeiner verbündeten Begleiter von Rang und Anſehen als Friedensherolde nach Tlaſcala voraus zu entſenden, welche den hohen Rath, der jenes Gemeinweſen leitete, von den freundſchaftlichen Geſinnungen der Spanier in Kentniß ſetzen und um einen ungehinderten Durchzug anhalten ſollten. Sie wurden in feierlicher Weiſe aufgenommen, und ihre Beredſamkeit ſparte nichts, was ebenſowol ihren Antrag annehmlich machen, als die unwiderſtehliche Macht dieſer göttergleichen fremden Heerſcharen in das ſtaunenswertheſte Licht ſetzen konte. Doch eben dieſe pomphafte Schilderung trug vielleicht dazu bei, jene nicht minder trotzigkühnen, als auf ihre Freiheit eiferſüchtigen Republikaner zu dem Beſchluſſe zu vermögen, ihr Gebiet von einem ſo gefahrdrohenden Beſuche rein zu erhalten. Eine herbe feindſelige Stimmung gewann die Oberhand; die Friedensboten wurden, jedem Herkommen entgegen, zum grauſamen Opfertode beſtimt, dem ſie ſich ſpäter nur zum Theil durch eine geglückte Flucht entzogen, und ſchleunig eine Kriegsmacht aufgeboten, um unter Anführung eines jungen und feurigen, aber erprobten Helden, Namens Xicotencatl, die Grenzen zu decken.

Das längere Ausbleiben ſeiner Abgeordneten ließ Cortez nur zu bald über den Erfolg ihrer Sendung Beſorgniſſe ſchöpfen. Mußte er ſich aber eines Fehlſchlags verſehen, ſo ſchien es rathſam, dieſe ungelegene Fehde ſchnell zur Entſcheidung zu bringen und ſich unverzüglich, wiewol mit ſcheuer Umſicht, gegen Tlaſcala in Bewegung zu ſetzen (30. Aug.). Schon am Grenzpaß aber, an einer ſchwierigen Stelle des Gebirges, ſah er ſich in ein Gefecht verwickelt, das zwar, mit Hilfe des Geſchützes, ihm bald freie Bahn eröffnete, allein wenn auch nur einige wenige Verwundete, doch 2 getödtete Roſſe koſtete, deren Leichname er ſorgfältig verſcharren ließ, um den geheimnißvollen Schrecken, den inſonderheit ſeine Reuterei verbreitete, nicht zu gefährden. Der Marſch ward indeß mit verdoppelter Vorſicht fortgeſetzt; und bald ſtießen nicht nur jene geretteten Flüchtlinge zu ihm, mit der Verkündigung, daß ihm, wie ſeinem geſamten Heere, eine ähnliche Abſchlachtung zur Ehre der Landesgötter beſtimt ſey, ſondern von der nächſten Anhöhe herab entdeckte ſich ihm auch das ganze zahlreiche Heer der Tlaſcalaner, dem noch mehre verbündete Stämme ſich angeſchloſſen hatten, über eine geräumige Ebene in dichten Maſſen verbreitet, aber auch mit jedem Augenblicke ſich in einen noch immer weiteren Halbkreis ausdehnend, um das kleine Häuflein ihrer Gegner deſto kräftiger zu umfaſſen und bis auf den letzten Mann zu erdrücken. Allen dieſen drohenden Bewegungen hatte Cortez nur ein feſtgeſchloſſenes Viereck, den Donner ſeiner Feldſtücke und die vernichtenden Ausfälle ſeiner Reuterei entgegenzuſetzen; und wirklich genügten ſie auch der unvollkommenern Bewaffnung und der rohen Kriegskunſt der Indianer trotz allen wüthenden Anſtrengungen derſelben, die Waage zu halten. Schon ſank der Muth derſelben, als die Gefangennehmung Pedros de Moron, der ſich zuweit vorgewagt hatte, aber doch bald wieder befreit wurde, noch mehr aber die gelungene Niedermetzelung ſeines Roſſes, den Gang des Gefechtes plötzlich zu ändern drohte. Der abgetrente Kopf des nunmehr als ſterblich erkanten Ungeheuers ward hoch empor im Triumphe durch die feindlichen Reihen getragen und beſaß die Zauberkraft, jedes Herz zu neuen wilden Ausbrüchen des Muthes zu befeuern. Kaum noch hielt ſich die ſpaniſche Schlachtordnung aufrecht, als unerwartet Xieotencatl, im beſonnenen Überblick des Gemetzels, das noch immer fort die Reihen ſeiner Krieger, und zumal ihrer angeſehenſten Führer, lichtete, es für erſprießlicher hielt, den allgemeinen Rückzug zu gebieten. Sofort auch verſchwand der Feind in dumpfer Stille aus den Augen der Sieger, um ihnen erſt dicht unter den Mauern der Hauptſtadt mit einem neu geſammelten Heere und unverminderter Kühnheit entgegenzutreten.

Cortez, obwol ſein Verluſt verhältnißmäßig nur gering genant werden mochte, fand indeß je mehr und mehr Urſache, eine friedliche Verſtändigung mit ſo muthigen Gegnern zu wünſchen. Seine Verſuche ſcheiterten ſämtlich an dem Trotz des feindlichen Feldherrn, der ſie noch mit dem Hohn erwiederte, den Spaniern reichliche Lebensmittel zuzuſenden, damit er nicht die Schande habe, ſeinen Göttern eine Heerde ausgehungerter Schlachtopfer darzuſtellen. Dieſe jedoch, ohne durch ſeinen Spott entmuthigt zu werden, erwarteten ſeinen für den nächſten Morgen ritterlich angekündigten Angriff feſten Fußes hinter ihren ſchnell angelegten Verſchanzungen. Er ſchlug fehl wie alle früheren, wiewol die Indianer ſich mit hoher Todesverachtung bis an die Mündung der Kanonen wagten, wo ſie in dichten Scharen zerſchmettert und zur Erde geſtreckt wurden. Ein abermaliger Rückzug blieb ihre einzige Rettung; und nun endlich drang ſich ihnen das Gefühl der Überlegenheit dieſer wunderbaren Fremdlinge ſo kräftig auf, daß nur noch in ihrem finſtern Aberglauben einiges Heil für ſie aufzugehen ſchien und ihre Götter un-

Digitized by Google

ter feierlichen Opfern und Beſchwörungen, durch den Mund ihrer Prieſter um Rath gefragt wurden, durch welche Mittel hier der gewohnte Sieg zurückzurufen ſtehe. Das Orakel erklärte: Die Spanier ſeyen Kinder der Sonne, aus deren Aufgang ſie erſchienen, und der Einfluß des großen Tagsgeſtirnes mache ſie unüberwindlich. Nur bei Nacht könten ſie, jenes Schutzes entbehrend, mit Erfolg bekämpft werden.

Dieſem zufolge verfehlte Xicotencatl nicht, mit voller Zuverſicht des Sieges, einen nächtlichen Überfall zu verſuchen, den die bemerkte Stille im kaſtiliſchen Lager nur zu wohl zu begünſtigen ſchien. Allein Cortez, nicht minder wachſam als thätig, empfing die Stürmenden ſo wohl vorbereitet und in ſo feſter Haltung, daß jede ihrer Anſtrengungen vereitelt, ihr Verluſt bedeutend und ihre Flucht durch Verfolgung der Reuterei noch mörderiſcher wurde. Noch aber nicht entmuthigt, hoffte der Feldherr der Tlaſcalaner von der Wiederholung eines ſolchen Angriffs ein günſtigeres Ergebniß, ſobald er nur die ſchwächſten Punkte des feindlichen Lagers hinreichend erſpäht haben würde. Schon hatten ſeine Kundſchafter, 50 an der Zahl, ſich unverdächtigt bei den Spaniern eingeſchlichen, als ſie erkant, durch die Folter zum Geſtändniß gebracht und nun, in barbariſcher Weiſe, mit verſtümmelten Händen an ihren Abſender zurückgeliefert wurden.

So gehäufter und abſchreckender Erfahrungen von der Vergeblichkeit jedes ferneren Widerſtandes hatte es bedurft, um dem Senat und dem Volke von Tlaſcala endlich eine friedfertige Geſinnung einzuflößen; und andrerſeits ſehnten ſich auch die Spanier, durch Wunden, eingeriſſene Krankheiten und die ungeheuren Anſtrengungen des Dienſtes, wie durch den Mangel an Lebensmitteln und Arzeneien erſchöpft, nicht minder nach dem Ende ſo gehäufter Drangſale und eines nutzloſen Blutvergießens. Schon erhob ſich unter ihnen die Stimme des nur mit Mühe beſänftigten Murrens, daß nur gehäufte Mühſeligkeiten an die Stelle ſo glänzender Verheißungen treten ſollten, und der nächſtfolgende Tag ſchien noch immer weniger zu verſprechen. Als daher der Senat des Freiſtats eine Friedensgeſandſchaft in das Lager abſandte, die bisherigen Feindſeligkeiten zu entſchuldigen und den Obſiegern — ſeyen ſie nun höhere Weſen oder ſterbliche Menſchen — die willige Aufnahme als Brüder oder als Schutzgötter zu erbieten: ſo rügte Cortez nur mit ſanftem Vorwurf die bisherige ſtarre Zurückweiſung ſeiner Freundeshand und verhieß ſeine unverminderte Neigung zur Ausſöhnung, wofern ſie andern Theils aufrichtig erwiedert werde. Bald auch erſchien Xicotencatl im anſehnlichen Gefolge ſeiner Landsleute und nicht minder ſtattlich von Cortez in der Mitte ſeiner Officiere empfangen, mit der überraſchenden edlen Erklärung: Er ſelbſt, der Urheber alles Geſchehenen, der in den Spaniern nur Beiſtände des ihnen allen verhaßten Montezuma zu erblicken geglaubt, liefere ſich nunmehr freiwillig ihrem Zorne aus, um ſein Volk zu ſühnen, deſſen Hauptſtadt ihnen von dieſem Augenblick an offen ſtehe.

Es ließ ſich erwarten, daß Montezuma, ein naher und geſpanter Zeuge dieſer kriegeriſchen Vorgänge, um jeden Preis dahin ſtreben würde, jede nähere Verbindung zwiſchen den Spaniern und Tlaſcalanern, wodurch beide für ihn an Furchtbarkeit gewannen, zu verhindern. Er hatte daher auch nicht geſäumt, neue Geſandte mit reichen Geſchenken an Cortez abzuſenden, die, unter ſtets erneuerter Abmahnung von ſeinem fernern Zuge, ihm zu ſeinen Siegen über dies ungeſchlachte Volk Glück wünſchen, aber zugleich auch ihn vor deſſen offenkundiger Treuloſigkeit warnen ſollten. Sie konten jedoch, in ihrer erſten Foderung zurückgewieſen, den Feldherrn nur zu verſtärkter Vorſicht veranlaſſen und wurden unverzüglich durch andre abgelöſt, welche nunmehr ihres immer mehr erſchreckten Gebieters Erklärung zu überbringen hatten, daß er geneigt ſey, mit dem großen Kaiſer des Oſten ein Freundſchaftsbündniß zu knüpfen, ſeine Schätze mit ihm zu theilen und ſich ſelbſt zu einem jährlichen Tribut zu verſtehen, vorausgeſetzt, daß Cortez ebenſowol ſeiner Verbindung mit Tlaſcala, als ſeinem Vorhaben, nach Tenochtitlan zu kommen, entſage. Vergeblich auch dieſe Demüthigung: denn der Spanier wußte dem Erbieten, wie der Foderung, durch eine unbeſtimte Antwort auszuweichen.

Aber auch der hohe Rath von Tlaſcala, dem dieſe Unterhandlungen nicht verborgen blieben, gerieth in Unruhe über den Ausgang derſelben und entſah ſich nicht, ſich im feierlichen Aufzuge in Cortez Lager zu begeben, ſeine freundſchaftlichen Verheißungen in Anſpruch zu nehmen und, zu Beſiegelung ihres Bündniſſes, auf ſeinen bisher noch verzögerten Einzug in ihre Mitte zu dringen. Ihr Wunſch ward von ihm, unter Beobachtung jeder Maßregel kluger Vorſicht, erfüllt; ſeine Erſcheinung in Tlaſcala (18. Sept.) an der Spitze ſeiner geſamten Macht, und die mexikaniſchen Geſandten in ſeinem Gefolge, glich einem Triumphzuge; ein geräumiger Palaſt nahm die hochgefeierten Gäſte auf; die Stadt ſelbſt, Granada an Größe vergleichbar, bot den erſtaunten Gäſten hier nie geahnte, geſellige Einrichtungen, Prachtgegenſtände, Bequemlichkeiten und Genüſſe dar, und die ſtrengſte Kriegszucht, welche Cortez beobachten ließ, ſicherte die Fortdauer des ſo glücklich angeknüpften guten Vernehmens. So gelang es dieſem klugen Benehmen, ſich binnen kurzer Zeit Achtung und Vertrauen zu erwerben und die erbitterten Gegner in treue Freunde und Anhänger umzuwandeln. Ihr republikaniſcher Starrſinn bequemte ſich ſogar, zu Erwiederung des ihnen verliehenen Schutzes, ſich zu einiger Abhängigkeit unter das Scepter des ſpaniſchen Monarchen zu verſtehen und demnächſt eine nennenswerthe Hilfsmacht bei dem Zuge gegen ihren bisherigen Bedrücker aufzuſtellen. Mit Unwillen ſahen und vernahmen die Geſandten des letztern dieſe Wendung der Sachen, aus welcher Cortez ſeinerſeits den Anlaß zu der Erklärung hernahm, daß es ihm nunmehr zum gedoppelten Anliegen werde, bei ihrem Herrn und Gebieter dieſen ſeinen neuen Freunden und Schützlingen perſönlich das Wort zu reden. Indem er ſie aber hiemit entließ, ſorgte er zugleich für ihr ſicheres Geleit bis an die Grenzen von Anahuac.

Bedurfte es nach dieſem allen noch eines ſprechenden Beweiſes, wie feſt und innig der ſpaniſche Feldherr auf die Tlaſcalaner zu rechnen habe, ſo mochte ihn darüber die Art und Weiſe belehren, wie ſie ſeinem nie ruhenden,

Digitized by Google

aber unter dieſen Umſtänden höchſt unzeitigen Religionseifer zu begegnen wußten. Er wähnte, ſein Werk nur halb gethan zu haben, wenn er ſie nicht auch ſofort zur Abſage ihres Götzendienſtes vermöchte und der Verehrung des Kreuzes entgegenführte, indem er ihre Häupter dem Pomp einer Meſſe beiwohnen ließ und ſodann es verſuchte, ihnen die Trefflichkeit ſeines eignen Glaubens, wie gut oder ſchlecht ſich dies durch mangelhafte Dollmetſchung thun ließ, zu erklären. Wider ſein Erwarten aber fand er hier eine ſtandhafte und in ſchlichter Weiſe ausgedrückte Weigerung, die es vorzog, bei den alten, lang erprobten Göttern zu verbleiben. Schon ſtand er dem heftigſten Ausbruch ſeines Zorns nahe, und die gewaltſamen Scenen von Zempoalla ſchienen ſich hier erneuern zu ſollen, als der wackere und beſonnene Mönch, Pedro de Olmeda, als beſänftigender Vermittler ihn mahnte, wie das Evangelium eine Religion nicht des Schwertes, ſondern des Friedens ſey, und die Rückkehr vom Irrthum das Werk einer fortgeſetzten freundlichen Belehrung werden müſſe. Cortez konte nicht umhin, dieſer Stimme, die zugleich ſeiner beſſern Politik ſo vollkommen zuſagte, Eingang bei ſich zu verſtatten, und ſo beſchränkte er ſeine mit leichterer Mühe durchgeſetzte Foderung darauf ein, daß ſie wenigſtens den Gräuel der Menſchenopfer von Stund an fahren ließen.

Nach einem Verweilen von drei Wochen zu Tlaſcala, wo ſich noch ſo manches zu ordnen fand, brach der Feldherr (1. Octbr.) wiederum nach dem Mittelpunkte des aztekiſchen Reiches auf. Vor ihm lag die Gebirgsgruppe von Puebla, zwiſchen welcher ſein Weg ihn hindurchführen ſollte, beſtehend aus vier coloſſalen Vulkanen, welche ſämtlich, zwiſchen 12,500 und 16,600 Fuß, an Höhe den Montblanc der alten Welt mehr oder weniger überſtiegen. Einer derſelben, der Popocatepetl genant, war eben damals in einem ſeiner ſeltenen, aber heftigen Ausbrüche begriffen und bot ein ſo furchtbares Schauſpiel dar, daß nicht allein die Eingebornen mit abergläubigem Entſetzen auf die unglückverkündende Erſcheinung hinblickten, ſondern auch die Spanier von einem lebhaften Grauſen ſich ergriffen fühlten. Ein Verſuch, den Cortez zu näherer Erforſchung dieſes Phänomens anſtellen ließ, ſcheiterte an der vermeinten Unzugänglichkeit jener hohen Regionen eines, jetzt noch überdem von Rauch- und Flammenwirbeln eingehüllten, ewigen Schnees, bis es ſpäterhin dem unerſchrockenen Diego de Ordaz mit zwei Gefährten, entweder durch beſſeres Glück, oder beharrlichere Anſtrengung gelang, den Gipfel zu erſteigen und in das wallende Lavameer des Kraters hineinzuſchauen.

Hatte Cortez es früher vermieden, durch das Gebiet von Cholulla zu marſchiren, ſo machte doch der gleiche Beweggrund, nichts unbezwungen hinter ſich zu laſſen, es nunmehr rathſam, dieſen Punkt zu berühren, obwol ihm von ſeinen neuen Freunden, die von jeher mit dieſen ihren Nachbaren in Fehde lebten, ſein Vorhaben widerrathen und eine nähere Straße durch die Gebirge vorgeſchlagen wurde. Er wählte indeß Cholulla als das nächſte Ziel ſeiner Operationen, um ſo mehr, da Montezuma, der ſich dieſen Stat erſt vor kurzem unterworfen hatte, ihm dieſen Ruhepunkt, wo er alles zu ſeiner Bequemlichkeit und Erholung in reichem Maße vorfinden werde, angelegentlich zu empfehlen geſucht, und dieſe Andringlichkeit um ſo näher auf den Argwohn leitete, daß ſich dort irgend eine Hinterliſt erwarten laſſen werde, der er am liebſten die offene Stirne zu bieten wünſchte. Wenn der Azteke wirklich mit einer ſolchen Abſicht umging, ſo mochte er ihr gerade dort einen um ſo gewiſſern Fortgang verſprechen, als er ſich daſelbſt unter dem unmittelbaren Schutz ſeiner Götter wähnte, welche hier ihre vorzüglichſten Heiligthümer, deren man von der großen Tempelpyramide über 400 in der Runde überſehen konte, beſaßen und die gehäufteſten Opfer empfingen.

Die Stadt Cholulla, anſehnlicher und wohlgebauter noch als Tlaſcala, lag, wenige Meilen von dort entfernt, auf einer wohlgewäſſerten und ſorgfältig angebauten Bergebene. Die Spanier und ihre Begleiter aus der niedern Küſtengegend wurden von den Einwohnern mit allen Zeichen der Freundſchaft aufgenommen und in ein beſonderes Stadtviertel einquartirt, während die Bundestruppen von Tlaſcala, die feindſelige Stimmung ihrer Nachbarn ſcheuend, ein Lager im Angeſicht des Platzes bezogen. Ruhe und Eintracht ſchienen ſich überall die Hand zu bieten, wiewol Cortez darum nicht aufhörte, jede Bewegung mit mistrauiſcher Sorgfalt zu hüten: denn nur zu bald äußerte ſich eine Abnahme der täglichen Zufuhr, die Häupter der Stadt erſchienen ſeltener bei ihm, während ſie, wie ihm durch einige Tlaſcalaner verrathen ward, ihre Weiber und Kinder bei Nacht entfernten und verdächtige Opfer in ihrem Haupttempel veranſtalteten. Wenn dies alles etwas im Werk begriffenes Unheimliches verkündigte, ſo erhielt es ſofort auch ſeine volle Beſtätigung durch die Treue der Marina, welche ſich die Zuneigung einer vornehmen Indianerin und mit derſelben die Kunde erworben, daß mit allernächſtem allen Spaniern ein unvermeidlicher Untergang von Montezuma bereitet ſey. Zwanzigtauſend ſeiner Krieger lägen bereits in der nächſten Umgegend verſteckt, Waffen ſeyen unter allen Einwohnern vertheilt, und ebenſowol die Dächer der Häuſer und die Tempel mit Steinen erfüllt, als mehre Straßen verrammelt oder mit leicht überdeckten Gruben verſehen, um die gefürchteten Pferde hineinſtürzen zu laſſen. Nur einige wenige dieſer Fremdlinge ſollten dem Blutbade entzogen werden, um lebendig vor den Kaiſer zur Befriedigung ſeiner Neugierde geſtellt und dann ſeinen Göttern geopfert zu werden. Hier, wo alles dem Untergange gewidmet ſey, ſolle Marina gleichwol in ihrer Freundin Wohnung eine ſichere Freiſtatt finden und möge ſich beeilen, die koſtbaren Augenblicke zu benutzen. Das Mädchen verſprach, dieſem Wink zu folgen, floh aber in geflügelter Eile zu Cortez, ihm ihre furchtbare Entdeckung mitzutheilen.

Ebenſo wenig ſäumte dieſer, dieſelbe zu ſeiner Rettung anzuwenden. Es mußte dem verrätheriſchen Entwurf der Cholullaner zuvorgekommen und mit gleicher Liſt vergolten werden. Er kündigte demnach den Häuptlingen derſelben ſeinen Abmarſch für den nächſten Tag an, foderte Lebensmittel und Laſtträger und die ihm zugeſagten 2000 bewaffneten Begleiter, zugleich aber erhielten alle die Seinigen in der Stille den Befehl, die Nacht über in den

Digitized by Google

Waffen zu bleiben, die Tlaſcalaner aber die Weiſung, am Morgen beim erſten entſtandenen Kriegsgetümmel in die Stadt einzudringen. Ihrerſeits durften die berufenen Caziken nicht verfehlen, im Augenblicke des Abmarſches ſich um den Feldherrn zu ſammeln und das zu ſtellende Truppen-Contingent ihm zur Muſterung vorzuführen. Doch eben dies war der verabredete Moment, wo dieſer ihnen plötzlich unter verdienten Vorwürfen den erzürnten und rächenden Gebieter zeigte, während ſeine ſchlagfertig aufgeſtellten Scharen über jene noch ungeordnete und hochbeſtürzte Miliz herfielen und unter derſelben ein erbarmungsloſes Blutbad anrichteten. Jedoch mit dieſem Sühnopfer nicht zufrieden, rückte die ſpaniſche Kriegsmacht aus ihren Quartieren hervor, vereinigte ſich mit den Tlaſcalanern, und es begann nunmehr zwei Tage hindurch eine der gräuelvollſten Scenen des Mordens unter den wehrloſen Einwohnern von Cholulla jedes Standes und Alters, welche die Gaſſen mit Blut und Leichen füllte, und wobei ſelbſt die Tempel, welche in Flammen aufwirbelten, keine Zuflucht mehr darboten. Keinen einzigen Spanier geſchah dabei ein Leides, aber 6000 Cholullaner fielen, und vor allen hatten ſie in dieſem Gemetzel den blutdurſtigen Haß ihrer republikaniſchen Grenznachbaren empfunden.

In ſtrenger Rede erklärte hierauf der durch alle dieſe Gräuel wenig bewegte Urheber derſelben den wieder in Freiheit geſetzten Caziken und Prieſtern, daß dies wohlverdiente Strafgericht ihres Verraths ſeine Gerechtigkeit verſöhnt habe und ihnen nunmehr verziehen ſey. Seine ferneren Befehle ſtellten die Ruhe und Ordnung in der Stadt wieder her; er ſtand nun in der Mitte der tief Gedemüthigten und Willenloſen als unbeſchränkter Machthaber da, und unter den Vorkehrungen, die er zu Sicherheit ſeines ferneren Zuges traf, war er vorzüglich darauf bedacht, zwiſchen den beiden Staten von Cholulla und Tlaſcala eine politiſche Ausſöhnung zu ſtiften, die ebenſowol auch als ein Bündniß gegen Montezuma gelten mochte. Dieſer Monarch aber, wie ſchmerzlich er auch den verfehlten Streich empfand, unterließ nicht, in ſofortiger Beſchickung dem ſpaniſchen Feldherrn ſeine Misbilligung des treuloſen Anſchlags der Cholullaner, ſo wie ſeine Zufriedenheit mit ihrer Beſtrafung auszudrücken, ohne jedoch weder in dem Einen noch in dem Andern, einigen Glauben zu finden.

Noch war den Spaniern ein Weg von etwa 20 Meilen bis zur Hauptſtadt übrig, als ſie ſich von Cholulla über die Gebirge von Chalco wieder in Bewegung ſetzten, und bald auch lag von dieſer Höhe herab das weite Thal von Tenochtitlan, gleichſam der Herzpunkt des Reichs, vor ihren Blicken ausgebreitet. Der reichſte Segen einer milden Natur, verbunden mit dem ſorgfältigſten Anbau, ein Gewimmel von volkreichen Städten und Dörfern, ruhte auf dieſer rings mit noch höheren Gipfeln umgürteten Bergfläche, die ſich, in eirunder Geſtalt einen Umfang von 67 Meilen Landes (244¾ Q. Meilen) bedeckend, von S. S. O. nach N. N. W. erſtreckte. Nur zwei Jahreszeiten wechſeln auf dieſem glücklichen Boden, den die Ankömlinge, am Schluß der vier Regenmonate, jetzt in dem Schmuck der reichſten Vegetation erblickten, und ihre hohe Bewunderung drückt ſich auch auf das ſprechendſte in der faſt ans Fabelhafte ſtreifenden Schilderung aus, welche Cortez ſelbſt in ſeinem Briefe vom 20. October 1520 an Kaiſer Karl V. hievon niedergelegt hat. In der That auch war dieſer überraſchende Anblick ganz dazu geeignet, ſelbſt die hochgeſpannteſten Träume und Erwartungen der Spanier von dem reich belohnenden Preiſe ihres kühnherzigen Ringens noch zu überbieten. Vergeſſen war nunmehr alles, was ſie gewagt und geduldet, und eine noch muthigere Zuverſicht auf ſich ſelbſt lieh ihnen die Begeiſterung, jedes fernere Wagſtück zu beſtehen.

Während hienächſt Cortez, ohne ſich irgendwo feindlich aufgehalten zu ſehen, nach der Stadt Chalco am Ufer des größten der 4 Seen, welche in einer Fläche von 22 Q. Meilen, die Mitte des Thals von Tenochtitlan einnahmen, vorrückte, fühlte Montezuma ſeinen ſchwankenden Sinn von den widerſprechendſten Gefühlen und Entſchließungen beſtürmt, welche nur dazu dienen konten, die Keckheit ſeines Gegners zu unterſtützen und deſſen raſches Vordringen zu erleichtern. Zu furchtſam, es mit demſelben auf einen offenen Kampf zu wagen, ſuchte er bald ihn durch geheimnißvolle Bann- und Zauberformeln ſeiner Prieſter zu lähmen, bald ihn durch freundſchaftliche Beſchickungen zu begütigen, und wechſelsweiſe luden ſeine Boten dieſen furchtbaren Gaſt zu ſich ein, oder mahnten ihn, ſeine Schritte zu hemmen, weil die Misernte dieſes Jahres ſeiner Verpflegung in dieſem Bezirk ein unüberwindliches Hinderniß entgegenſtelle. Cortez, alle dieſe Spiegelfechtereien nicht achtend und ſich auf die ungemeine Mäßigkeit ſeiner Landsleute berufend, ſetzte nichts deſto weniger ſeinen Marſch in feſter und vorſichtiger Haltung fort und ſtand nunmehr, nachdem er auch Tezcuco, am See gleiches Namens, beſetzt, im Angeſichte der prachtvollen Hauptſtadt von Anahuac.

Tenochtitlan, jetzt Mexiko genant, erhob ſich in einem Umfange, wie Sevilla oder Cordova, aus der Mitte jener umfluthenden Seen, die den Grund des großen Thalbeckens einnahmen und in ſchiffbaren Kanälen einen Theil der Inſelſtadt durchſchnitten, ſo wie auch viele Häuſer, auf Pfählen ruhend, unmittelbar aus dem Gewäſſer emporſtiegen. Das Panorama dieſer ſtolzen Reſidenz gewann einen ganz eigenthümlichen Reiz ſowol eben hiedurch, als durch die Menge von Trocalli's, welche, gleich mauriſchen Moſcheen, ſich aus der großen Maſſe zum Himmel aufthürmten, durch die untermiſchten Baumpflanzungen und durch das bewegte Leben vieler tauſend ſich durchkreuzenden kleinen Fahrzeuge auf den ſpiegelnden Fluthen. Schnurgerade Straßen mit hölzernen, aber zierlichen Gebäuden eingefaßt, ſtreckten ſich innerhalb nach den vier Himmelsgegenden aus, und auf den großen Marktplätzen, von einer weiten Säulenhalle umgeben, drängte ſich unaufhörlich im bunteſten Gewühl, aber auch in geregelter Ordnung und unter polizeilicher Aufſicht, die Volksmenge zum Austauſch tauſendfältiger Erzeugniſſe für den Luxus, wie für das tägliche Bedürfniß des Lebens. Der welterfahrene Ankömling konte ſich hier in angenehmer Täuſchung in den Umkreis einer holländiſchen oder chineſiſchen Gewerbsſtadt verſetzt glauben.

Drei oder vier ſchmale, von Menſchenhand aufge-

führte Dämme führten von verſchiedenen Seiten her über die Gewäſſer und zwiſchen denſelben hindurch zu dieſem Sammelplatz des Erleſenſten und Herrlichſten, was die neue Welt bis dahin den erſtaunten Blicken ihrer Entdecker noch dargeboten hatte, und auf dem Hauptdamme, der von Tezcuco hinüberreichte, nahte ſich (7. Octbr.) die ſpaniſche Heeresmacht, auf 450 Köpfe, mit Ausſchluß der Anführer, zu berechnen, und von den Tlaſcalaniſchen Bundestruppen gefolgt, in friedlicher, aber ſtreng geſchloſſener Haltung, bis zu dem auf der Mitte dieſes Weges gelegenen, feſten Punkte von Iztapalapan, wo Cortez ſich vollends verſicherte, daß ſeinem Einzug in die Hauptſtadt am nächſten Morgen keinerlei Art von Widerſtand entgegenſtehen werde. Wirklich auch erreichte er unaufgehalten das meilenlange Ende des Dammes, feierlich und in ehrerbietiger Weiſe begrüßt von 4000 mexikaniſchen Hofbedienten, welche ihm die nahe perſönliche Erſcheinung ihres Gebieters zu ſeiner Bewillkomnung verkündeten. Unmittelbar darauf nahte ſich der Monarch, von einem noch glänzenderen Gefolge umgeben, unter einem von vier hohen Reichsbeamten getragenen und aus grünen Federn künſtlich zuſammengeſetzten Baldachin, auf einem Tragſeſſel, der von Gold und buntem Gefieder erglänzte. Er ſelbſt, ein ſchöner Mann mit majeſtätiſchem Anſtande, und in der Pracht ſeines kaiſerlichen Schmuckes hervorſtrahlend. Kein Gedränge zeigte ſich in den Straßen, aber die platten Dächer der Häuſer waren erfüllt mit Tauſenden von Zuſchauern, die ſich unterwürfig vor ihrem Beherrſcher verneigten und das Antlitz verhüllten.

Beim näheren Zuſammentreffen ſprang Cortez mit ritterlichem Anſtand von ſeinem Roſſe, und auch Montezuma, ihm entgegen, verließ, auf zwei Prinzen ſeines Hauſes geſtützt, den Seſſel, über ausgebreitete Teppiche hin, die ſeinen Fuß verhinderten, die bloße Erde zu berühren. Jener begnügte ſich, vor dem Fürſten nach der Sitte ſeines Landes ſich zu verneigen, aber die königliche Erwiederung dieſes Grußes geſchah in ſo herablaſſender Weiſe, daß die Zuſchauer Mühe hatten, dem Zeugniß ihrer Sinne zu glauben. Der Spanier nahte ſich, ihm eine mit unechten Juwelen beſetzte Kette, als wohlgefällig angenommenes Freundeszeichen über die Schultern zu hängen, welches auf der Stelle durch einen ähnlichen, aus Gold und Muſcheln gearbeiteten Schmuck erwiedert wurde. Dann aber geleitete Montezuma ſeine neuen Gäſte weiterhin mitten in die Stadt in das für ſie beſtimte Quartier, einen ſeiner von ihm nicht bewohnten Paläſte von weitem Umfang, wo er ſich freundlich von ihnen trente, nachdem er ihnen empfohlen, hier vor allen Dingen und bis auf Wiederſehen der Ruhe zu pflegen. Nach dem Urtheil der Menge konte ein ſolcher Empfang keinem bloßen Sterblichen gelten, und in eben dem Maße ſtieg auch die ſcheue Verehrung, die ſich an den Namen und den Anblick dieſer ſo hochgefeierten Gäſte knüpfte.

Cortez ließ es hierauf ſeine erſte Sorge ſeyn, die ihm und ſeinen ſämtlichen Truppen zugetheilte Wohnung in Hinſicht ihrer Lage als Militairpoſten zu unterſuchen. Er fand einen Palaſt, d. h. eine Maſſe von Gebäuden, Gärten und Höfen, ganz nach orientaliſcher Weiſe, jedoch mit einer ſteinernen Mauer und feſten Thürmen umgeben, und eben dadurch zur Abwehr gegen feindlichen Anlauf hinlänglich geeignet. Dieſer Örtlichkeit gemäß vertheilte er überall die zu ſeiner Sicherheit nothwendigen Poſten, deckte die Eingänge mit ſeinen Geſchützen und ordnete den Kriegsdienſt mit gleicher Vorſicht und Strenge, als ob er dem Feinde in offenem Felde gegenüber ſtände. Unter ſolcherlei Zurüſtungen empfing er auch noch an dem nämlichen Tage den erſten Beſuch ſeines kaiſerlichen Wirthes, der es ſich angelegen ſeyn ließ, ſowol die von den Spaniern vielleicht vorgefaßten, ungünſtigen Meinungen von ſeinem Charakter zu berichtigen, als ſich mit ihnen über ihre eigene Natur und die Abſichten ihrer Ankunft zu verſtändigen, mit dem Beifügen, daß er ſie ungezweifelt für Sprößlinge des großen Quitzalcoatl erkenne und daher auch beſchloſſen habe, ſie nicht als Fremdlinge, ſondern in jeder Weiſe als Brüder und Stammgenoſſen zu behandeln. Begierig griff Cortez den Gedanken einer ſolchen Verwandtſchaft und die daran geknüpfte Weiſſagung auf, um ſich demnächſt über die Größe und Macht ſeines Souverains jenſeit des Oceans auszubreiten, der zwar nicht Willens ſey, ſeine Anrechte auf ſein altes Stammland geltend zu machen, aber ihn geſandt habe, mit demſelben in freundſchaftliche und beiden Staten vortheilhafte Beziehungen zu treten, vor Allem aber ſeinen alten Blutsfreunden ihre religiöſen Irrthümer begreiflich zu machen und ihnen den Segen des einzig wahren Chriſtenglaubens zuzuwenden. Dieſelben Gegenſtände wurden bei den Audienzen, zu denen ſich Cortez mit ſeinen vornehmſten *Officieren* Tags darauf bei Hofe einfand und in den dabei gepflogenen ausführlichen Verhandlungen, jedoch von Seiten des Monarchen mit gleich geringem Erfolge, aufgenommen. Dagegen führte er ſelbſt ſie in der Stadt umher, ihnen die Merkwürdigkeiten derſelben zu zeigen, öffnete ihnen die Tempelpyramiden und lehrte ſie ebenſowol die Namen und das Weſen ſeiner Götter als die Myſterien ihres Dienſtes kennen, um deren Trefflichkeit zu erhärten. Allein mit unwilliger Verſtimmung zog er ſich in ſeinen Palaſt zurück, als Cortez die fanatiſche Behauptung wagte, daß alle dieſe Götzenbilder vor dem bloßen Anblick des aufgerichteten Kreuzes in den Staub daniederſinken müßten.

Das Verhältniß beider Theile war an ſich ſo ſonderbar geſtaltet, daß es nunmehr ſchnell zu irgend einer Entſcheidung kommen mußte, von welcher vielleicht beide ſich in dieſem Augenblicke noch keine Rechenſchaft zu geben vermochten. Hatte auch Cortez ſeinen Wunſch erreicht, bis zur Perſon des Kaiſers vorzudringen, ſo galt es doch nunmehr die noch ſchwerer zu löſende Aufgabe, denſelben aller ſeiner Macht zu entkleiden und ſich die Millionen zu unterjochen, welche gewohnt waren, ſeinen leiſeſten Winken ſclaviſch zu gehorchen. Vielmehr mußte die Spanier ſelbſt ſehr bald die Ahnung überraſchen, daß ſie gerade hier, in Montezuma's Hauptſtadt, zwiſchen den Seen und Dämmen derſelben eingezwängt und von einer Bevölkerung von mehren Hunderttauſenden umfluthet, ſich gleichſam in einem großen Gefängniſſe befanden, aus welchem es nur ſchwer ein Entrinnen galt, und wo auch

die erprobteſte Tapferkeit, ſobald es auf die Entſcheidung der Waffen ankam, unter ihren eigenen Streichen endlich erlahmen mußte.

Auf der andern Seite ſchien es nicht minder außerordentlich, daß der nämliche Fürſt, der bisher ſo ängſtliche Bemühungen angewandt hatte, dieſe verdächtigen Fremdlinge von ſich entfernt zu halten, ſich in plötzlicher Umwandlung über ihre ihm abgetrotzte Gegenwart hoch erfreut bezeugte, ſie, wetteifernd mit ſeinen Großen, mit den ehrenvollſten Rückſichten behandelte, es ihnen, als ſeinen Gäſten, an nichts ermangeln ließ und ſie im häufigen Umgang mit ihnen durch ein Vertrauen auszeichnete, das ſich durchaus keines Argen zu beſorgen ſchien. Konte ein Charakter, der ſich ſchon ſo frühzeitig als launenhaft und hinterliſtig erwieſen hatte, es mit dieſem allen aufrichtig meinen? Oder hatten die wiederholten Warnungen, womit die anweſenden Tlaſcalaner Cortez Ohr belagerten, wol nur zu guten Grund, wenn ſie darauf hindeuteten, daß gerade während dieſer anſcheinenden Stille und Ruhe über einer großen und allgemeinen Verſchwörung, von den Prieſtern eingeleitet und durch ermuthigende Orakelſprüche fortgeſponnen, gebrütet werde, die den Untergang aller dieſer, den Göttern verhaßten Eindringlinge bezwecke?

Cortez, ſowie jeder Verſtändige im Heere, konte dieſe Winke, die ihren eigenen, von der Vorſicht gebotenen Überlegungen und Beſorgniſſen entgegen kamen, nicht misachten. Er ſchwebte dicht am Abgrunde, oder hätte er ſich ſelbſt noch verblenden wollen, ſo mußte doch jeder Schleier fallen, als von der Küſte her die geheime Meldung einging, daß eine mexikaniſche Kriegsmacht dort gegen ſeine Bundesgenoſſen unter dem Vorwande der Tributeinfoderung, feindſelig und mit großen Gewaltthätigkeiten aufgetreten ſey, ſo daß Eskalante mit der zurückgelaſſenen Beſatzung von Vera Cruz den letztern habe zu Hilfe eilen müſſen. Hienächſt ſey es zu einem Gefechte gekommen, worin der edle Spanier mit 7 der Seinigen den errungenen Sieg nur zu theuer mit dem Leben bezahlt habe. Einer der letztern ſey dem Feinde verwundet in die Hände gefallen und abgeſchlachtet, ſein Kopf, zum Zeugniß der ſterblichen Natur dieſer Weißen, im Triumphe durch die Städte umhergetragen, dann aber an den Kaiſer geſandt worden, der, wie die Tlaſcalaner zu wiſſen behaupteten, deſſen ſorgfältige Verbergung befohlen habe und alſo auch an dieſen blutigen Vorgängen nicht ohne Antheil angenommen werden könne.

Jetzt war denn der Augenblick vorhanden, wo es Alles um Alles gelten mußte, und wo Cortez unrettbar verloren war, wenn er nicht, anſtatt einige Furcht blicken zu laſſen, die Gefahr durch den kühnſten Entſchluß noch überbot. Er ſchwankte nicht lange, was hier zu thun ſey, und während noch in dem gehaltenen, geheimen Kriegsrathe die Meinungen entweder für den fortgeſetzten Anſchein eines guten Vernehmens, oder für einen augenblicklichen Rückzug nach Vera Cruz ſtimten, erklärte der Feldherr ſeinen, anfangs mit ſcheuem Erſtaunen, aber bald auch mit ungetheilter Billigung aufgenommen Entſchluß, ſich unverzüglich der Perſon des Kaiſers ſelbſt zu verſichern und ihn im Quartier der Spanier als Geiſel für das friedliche Betragen ſeiner Unterthanen aufzubewahren, deren abergläubige Verehrung und blinder Gehorſam gegen ſeine Perſon ſeine Wächter alsbald auch zu unbedingten Gebietern im ganzen Umfange ſeiner Staten machen werde.

Zur Stelle begab ſich Cortez, im Geleit einiger ſeiner Getreueſten und Handfeſteſten, in den kaiſerlichen Palaſt. Von ferne folgten ihm, wie zufällig zerſtreut, mehre Gruppen Bewaffneter, ſich bis zu ihren Quartieren zurück gleichſam die Hand bietend, wo in den innern Höfen ſeine ganze Macht, auf jedes mögliche Ereigniß vorbereitet, unter dem Gewehre ſtand. Von Montezuma mit gewohnter Freundlichkeit und ohne Zeugen empfangen, entſah ſich der Caſtilier nicht, dem Beſtürzten ſein ganzes Gewebe von Argliſt und Falſchheit in harten Worten vorzuhalten und für die von ſeinem Feldherrn verübten Feindſeligkeiten auf eine feierliche Genugthuung zu dringen. Mit Würde wies indeß jener jegliche Mitwiſſenſchaft um einen ſolchen Vorgang von ſich zurück, und erbot ſich zur Beſtrafung ſeines zur Rechenſchaft gezogenen und ſchuldig befundenen Dieners. Doch mit überlegener Schlauheit und in gemildertem Tone erklärte Cortez ſich mit dieſer Verſicherung für ſeine Perſon vollkommen zufrieden geſtellt, nur dürften weder ſeine Gefährten, noch die eigenen Unterthanen des Fürſten ſich von ſeiner Unſchuld an jenen Freveln ſo leicht überzeugen laſſen, wofern dieſer nicht jeden Zweifel durch ein ſprechendes Unterpfand ſeiner Freundſchaft niederſchlage, indem er die ſpaniſchen Quartiere auf einige Tage ſeiner perſönlichen Gegenwart würdige.

Zorn und Erſtaunen banden des beſchimpften Monarchen Zunge nicht ſo ſehr, daß er nicht endlich Worte gefunden hätte, ein ſolches Anſinnen ſtolz und entſchloſſen von ſich zu weiſen, und da ſeine Dränger ſich gleichwol ſcheuten, zu offener Gewalt zu ſchreiten, ſo hatte ſich dies Gebäder, zwiſchen Schmeicheleien und Drohungen, bereits in eine peinliche Länge gezogen, als endlich der junge Velasquez de Leon, mit dem vollen Übermuth der Jugend und eines aufbrauſenden Charakters, ſeine Ungeduld in ſo wilder Geberde und trotziger Rede zu erkennen gab, daß Montezuma, ſein Leben in augenblicklicher Gefahr wähnend, jedem ferneren Widerſtreben alsbald entſagte. Er berief ſeine vornehmſten Hofbeamten, theilte ihnen ſeine auf den Rath der Götter gefaßte Entſchließung mit, in dem Palaſte ſeines Vaters Axajacatl und im Kreiſe ſeiner geehrten Freunde ſich für einige Zeit ihrer unmittelbaren Gemeinſchaft zu erfreuen und ließ ſich, während jene noch in ſchweigender Verwunderung da ſtanden, unter Cortez Geleite nach dem ſpaniſchen Quartiere, oder der ſogenanten Fortaleza, tragen; — mittenhin durch eine ungezählte, von dieſem Anblick zu Schmerz und Wuth erregte, aber dennoch unthätig zuſchauende Volksmenge, da der Monarch durch freundlichen Blick und begütigende Worte dieſen Beſuch als eine Handlung ſeiner freien Willkür darzuſtellen bemüht war.

Angelangt in ſeinem Gefängniſſe, hatte er wenigſtens den traurigen Troſt, ſich ebenſowol mit allem gebührenden kriegeriſchen Pomp empfangen, als mit Ehrerbietung behandelt zu ſehen. Trotz der ſorgfältigſten Bewachung,

Digitized by Google

fehlte nichts an ſeiner gewohnten kaiſerlichen Bedienung; ſeine Großen genoſſen eines ungehinderten Zutrits, und alle Geſchäfte der Regirung verblieben in ihrem herkömlichen Geleiſe. Selbſt öftere Spazierfahrten auf den Seen und der Beſuch ſeiner Landhäuſer blieb ihm, wiewol unter zahlreicher Bedeckung ſeiner Kerkermeiſter, geſtattet, deren Dienſt, unter ſo ſeltſamen und bedrohlichen Verhältniſſen, durch die ihnen obliegende angeſtrengteſte Wachſamkeit aufs höchſte erſchwert wurde. Seinerſeits behauptete der unglückliche Fürſt eine ſchwer zu erringende Heiterkeit, ohne anſcheinend in ſeinem Vertrauen gegen Cortez zu wanken. Doch gar bald ſah er ſich Prüfungen ausgeſetzt, die nur zu ſehr geeignet waren, ſeinen Gleichmuth bis in die Wurzel zu erſchüttern.

Er hatte den Befehl ertheilen müſſen, ſeinen im voraus für ſchuldig erklärten Feldherrn und deſſen Unterbefehlshaber als Verbrecher nach der Hauptſtadt abzuführen und an Cortez zur ferneren Unterſuchung vor einem ſpaniſchen Kriegsgericht zu überantworten. Wie ausreichend aber auch ihre Vertheidigung ausfallen mochte, ſo entblödeten ſich doch dieſe unbefugten Richter nicht, das Urtel der Hinrichtung auf dem Scheiterhaufen über ſie auszuſprechen; und während noch die Vorbereitungen zu einem ſo gräßlichen Schauſpiel im Angeſichte des kaiſerlichen Palaſtes getroffen wurden, drang Cortez mit einem bewaffneten Gefolge in Montezuma's Gemach, um ihn mit bittern Vorwürfen zu überſchütten, da die Geſtändniſſe der Verurtheilten es außer Zweifel ſetzten, daß ſie nur als blinde Werkzeuge ſeines Willens gehandelt. Möge er demnach auch zu Ehren der Gerechtigkeit büßen, was ſeine Thaten ſo vollkommen verdient hätten.

Verächtlich wandte ſich hierauf der Spanier von dem Gefangenen ab und winkte ſeinen Schergen, ihm, der widerſtandlos und wie vernichtet da ſtand, die mitgebrachten Feſſeln auf der Stelle anzulegen. Mit raſendem Schmerzgeheul, aber zu keinem thätigeren Beiſtande ermuthigt, warfen ſich die anweſenden Diener des Monarchen vor ihm nieder, küßten ſeine Hände und Füße und hoben ſeine Ketten empor, ihm das Gewicht derſelben zu erleichtern, während die Verurtheilten den ſchrecklichen Flammentod vor ſeinen Augen erlitten. Kaum jedoch hatte jene empörende Hinrichtung geendigt, ſo erſchien Cortez von neuem, jedoch mit völlig verändertem freundlichen Bezeigen, vor dem Unglücklichen, der ſich jeden Augenblick eines ähnlichen Looſes gewärtigte, erklärte ſich durch die Beſtrafung der Verbrecher verſöhnt und gebot, ſeinen Freund nunmehr zu entfeſſeln. So ganz aber war der Stolz und Muth des charakterſchwachen Fürſten gebrochen, daß er auf dieſe Kunde aus der tiefſten Troſtloſigkeit ſchnell zu ebenſo ausſchweifender Freude überging, ſich in Cortez Umarmungen ſtürzte und ihn dankbar als ſeinen Erretter und Wohlthäter pries. Die Erlangung eines ſolchen unbedingten Übergewichts über des Mexikaners beſtandloſen Geiſt und die anſcheinende Nothwendigkeit, den Mord auch nur eines einzigen Spaniers auf die abſchreckendſte Weiſe zu rächen, konten auch wol nur allein die Beweggründe ſeyn, welche, aus des Feldherrn kritiſcher Lage hergenommen, ſich darſtellen, um ein an den roheſten Muthwillen grenzendes Verfahren, wovor zugleich jedes Menſchengefühl erſchaudert, nicht ſowol zu rechtfertigen, als nur einigermaßen zu erklären.

Das gehoffte Ergebniß einer ſo heilloſen Politik ſollte indeß nicht verfehlt werden. Kein Widerſtand gegen den despotiſchen Willen dieſer Fremdlinge regte ſich ferner ſo wenig von Seiten des eingeſchreckten Fürſten, als des ſich leidend hingebenden Volkes. Zwar gingen immerfort alle Befehle von Montezuma in gewohnter Weiſe aus: allein Cortez war es, der ſie ihm unter ſtetem Wechſel von Schmeichelwort und Drohung nach ſeinem Gutdünken einflüſterte, der ſeine getreuen Räthe von ſeiner Seite entfernte und ſie durch nachgiebigere zu erſetzen wußte, und deſſen Einmiſchung in die Statsverwaltung ſich bald auch ſo wenig verſchleierte, daß er mehre Spanier ſeines Gefolges in die innern Provinzen des Reiches ausſenden durfte, um die Naturerzeugniſſe derſelben kennen zu lernen, den Reichthum der vorhandenen Erzgruben zu erforſchen und die geeignetſten Punkte für feſte Militairpoſten auszuſuchen. Zugleich aber war auch mit dieſer Miſſion die Erhebung eines anſehnlichen Tributs in Golde verbunden.

Denn immer höher ermuthigt durch ſeines Gefangenen ſchlaffe Nachgiebigkeit, hatte es dem frechen Uſurpator kein zu gewagter Schritt geſchienen, denſelben an ein früheres Anerbieten zu mahnen, welches ihm doch nur unter ganz verſchiedenen Vorausſetzungen entſchlüpft war. Feierlich ſollte er ſich zum Vaſallen und Lehnsträger Karls V. erklären und demgemäß zur Entrichtung einer jährlichen Lehnspflicht an dieſen Monarchen verſtehen. Der Unglückliche, wie unendlich viel ihm dies neue, abgefoderte Opfer auch koſten mochte, war dennoch bereits zu tief von ſeiner Höhe geſunken, um ſich dieſer von ihm ſelbſt auszuſprechenden, politiſchen Vernichtung zu verweigern. Seufzend berief er die Verſamlung ſeiner Großen, in welcher er, an Cortez Seite thronend, unter ſchlecht verhaltenen Thränen ſeinen genommenen Entſchluß ausſprach, dem Willen der Götter und dem Ausſpruch ſeines großen Ahnen Quitzalcoatl gemäß, die Oberherrlichkeit über das Reich Anahuac auf deſſen Sprößling, den erhabenen Gebieter des Oſtens, zu übertragen und demſelben fortan Treue und Gehorſam zu geloben. Der Eindruck des misbilligenden Erſtaunens, das dieſe feige Erklärung in dem Reichsrathe hervorrief, zeigte ſich jedoch in ſo gefahrdrohender Weiſe, daß Cortez, um die empörten Gemüther zu beſänftigen, ſich zu der mildernden Erläuterung genöthigt ſah: „Keineswegs ſey es damit gemeint, den Regenten des Thrones zu berauben, oder die Verfaſſung des Reiches anzutaſten, ſondern es genüge, daß ſein unüberwindlicher Monarch durch dieſen öffentlichen Act als der Schutzherr des Reiches Anahuac anerkant werde.“ So fand denn eine Ceremonie ihren ungeſtörten Fortgang, deren leicht anzufechtende Legitimität fürderhin dennoch den Anſpruch der kaſtiliſchen Krone auf dieſe weit ausgedehnten Gebiete für Jahrhunderte begründen ſollte!

Mit dieſer Huldigung war zugleich auch die Darbringung von prachtvollen Geſchenken jeder Art verbunden, worin dem Beiſpiele ihres Fürſten nachzufolgen, ſeine Großen ſich nicht minder veranlaßt fanden. Dem ſpani-

ſchen Anführer aber ſchien es nunmehr an der Zeit, mit dieſen und ſo zahlreichen frühern Begabungen oder Erpreſſungen, die in den gemeinen Schatz gefloſſen waren, zu der von ſeinen Gefährten längſt erwarteten Abrechnung zu ſchreiten. Die edlen Metalle wurden demnach in Stangen gegoſſen; und es fand ſich ſolchergeſtalt eine Maſſe Goldes von 600,000 Peſos dueros, wogegen das Gewicht des Silbers nur unbedeutend ausfiel, weil das erſtere überall in den Gebirgen im gediegenen Zuſtande zu Tage lag, das letztere aber, trotz der unermeßlichen Ergiebigkeit der mexikaniſchen Erzgänge, doch nur vermiſcht vorkam und deshalb von den Eingebornen nicht ohne Schwierigkeit gewonnen wurde. Jener geſamte Betrag nun ward, auf Cortez Anordnung, in fünf Antheile geſchieden. Der erſte derſelben ſollte der Krone zufallen, der zweite das Verdienſt des Anführers belohnen, von den übrigen drei Fünfteln aber die Koſten der Ausrüſtung an die Privaten auf Cuba (Velasquez mit ſeinen Vorſchüſſen nach Recht und Billigkeit nicht ausgeſchloſſen) vergütet und endlich der Reſt unter die Mannſchaften vertheilt werden. So geſchah es denn, daß dieſen letzteren, Kopf für Kopf, nur die geringe Summe von etwa 100 Peſos zufiel, und dadurch ihre habſüchtigen Erwartungen ſich in dem Maße getäuſcht ſahen, daß überall die lauteſten Klagen wegen geglaubter Bevortheilung ſich erhoben. Cortez konte und wollte an dem königlichen gedoppelten Zehnten, der ihm die Gunſt des Hofes ſichern ſollte, ſo wenig als möglich mindern: um ſo leichter entſchloß ſich ſein höherer Sinn, jene Vorwürfe durch bedeutende Aufopferungen an ſeinem eigenen Antheil zu beſchwichtigen.

Wie groß aber auch die Gunſt des Glückes geweſen ſeyn mochte, welche bisher alle ſeine Schritte begleitete, ſo verſchloß er doch keineswegs den Blick vor der ſchwindelnden Gefährlichkeit ſeiner Lage, ſo lange er, vermöge der eigenthümlichen Beſchaffenheit der Hauptſtadt, ſich ſelbſt in derſelben gleichſam wie eingekerkert fand. Dieſe Riegel zu ſprengen und ſeinen Waffen eine freiere Bewegung zu ſichern, war es unumgänglich nothwendig, ſich zum Meiſter der Seen zu machen, welche Tenochtitlan von allen Seiten umgaben. Es kam darauf an, Montezuma's Neugierde durch Beſchreibungen von den Wundern der europäiſchen Schifffahrtskunde in dem Maße zu erregen, daß er ſich davon durch den eigenen Anblick zu überzeugen wünſchte. Leicht war dies Verlangen zu befriedigen, wenn die einzelnen Trümmer der ſpaniſchen Flotte, welche noch zu Vera Cruz vorhanden waren, durch eine hinreichende Zahl von Laſtträgern an die Geſtade jener Binnenſeen geſchafft und zur Erbauung einiger leichten Brigantinen verwandt wurden. Dies geſchah; und während Regent und Volk ſich in die Wette an der Geſtalt und Lenkſamkeit dieſer ſchwimmenden Paläſte ergötzten, beherrſchte Cortez ohne ihr Ahnden die nämlichen Gewäſſer, die ihm ſein Verderben zu drohen geſchienen.

Allein um ſo unbeweglicher fand er den faſt in allem Übrigen zur Willenloſigkeit herabgedrückten Fürſten, als er mit ſeinem gewohnten bigotten Eifer auch hier bei demſelben die Entſagung von dem bisherigen Götzendienſte zur ernſtlichen Sprache brachte. Montezuma betheuerte feſt und entſchloſſen, daß nichts ihn vermögen werde, dem Glauben ſeiner Väter untreu zu werden; und nur durch wiederholte fanatiſche Zunöthigungen gedrungen, gab er zuletzt ſeine Einwilligung, daß in einer Capelle des Haupttempels auch das Crucifix ſamt dem Muttergottesbilde gaſtfreundlich unter den heimiſchen Göttern ihre Stelle erhielten und die Meſſe vor ihnen geleſen werden durfte. Doch ſelbſt auch dieſe geringe Vergünſtigung war bereits viel zu viel für die eiferſüchtige Beſorgniß der aufgereizten und einflußreichen Prieſterkaſte, welche hierin ebenſowol eine Beſchimpfung, als die Vorbedeutung eines nahen Umſturzes der Landesreligion erblickte. Eifriger noch, als zuvor, ward demnach das Volk durch alle zu Gebote ſtehende Mittel aufgeregt, dieſe erlittene Unbilde aufs blutigſte zu rächen; und ſowie der ſchwierig gewordene Adel, ſo ward auch Montezuma ſelbſt in heimliche Berathungen zu dieſem Zwecke verflochten. Noch aber wünſchte der Monarch, vermöge ſeines furchtſamen Charakters, ſich den ihm noch immer zu waglich erſcheinenden Weg der offenen Gewalt zu erſparen, und ſtellte deshalb in einer mit dem Spanier veranſtalteten Berathung ſeinen Antrag in nachdrücklicher Weiſe dahin: daß jener, da der Zweck ſeiner Sendung nunmehr vollſtändig erfüllt und allen ſeinen Foderungen genügt worden, der Rathſchluß der Götter und die Stimme der Nation ſeine nicht länger verzögerte Abreiſe erheiſche, und er gewarnt ſeyn möge, den ſchlummernden Unwillen beider nicht zu wecken. Eine ſo entſchiedene Sprache war bis dahin aus des Fürſten Munde nicht erklungen; deſto überraſchender aber auch ihre Wirkung auf Cortez Gemüth, bis er die Faſſung wieder fand, mit anſcheinender Ruhe zu entgegnen: nichts liege ſo ſehr in ſeinen eigenen Wünſchen, als baldigſte Heimkehr, da es ihm aber hiezu an Fahrzeugen mangle, werde er noch einige Zeit verweilen müſſen, um dergleichen für dieſen Zweck neu zu erbauen. Montezuma ſchien mit dieſer ausweichenden Antwort zufrieden und erbot ſich, dieſe Ausrüſtung auch ſeinerſeits in jeder Weiſe kräftig zu unterſtützen.

Indeß war der Feldherr umſichtig genug, um aus dieſem veränderten Benehmen mit überwiegender Wahrſcheinlichkeit auf das Vorhandenſeyn irgend eines in der Stille angelegten und ſeinem Ausbruche nahen Planes zu ſeinem Untergange zu ſchließen. Allein auch die erlangte Gewißheit eines ſolchen Anſchlags würde ihn ſchwerlich vermocht haben, ſeine jetzige Stellung früher aufzugeben, als bis der Erfolg ſeiner Sendung an den ſpaniſchen Hof ſich näher entſchieden hätte, von wannen er die förmliche Beſtallung ſeines Monarchen, ſamt neuen Verſtärkungen, nun ſchon ſeit neun Monaten mit ſteigender Ungeduld erwartete. Wie thätig er demnach die Anſtalten zu ſeinem Abzuge zu betreiben ſchien und auch den nahen Zeitpunkt deſſelben öffentlich ankündigte, ſo blieb es doch ſeinen Vertrauten kein Geheimniß, daß er jetzt am allerwenigſten aus Tenochtitlan zu weichen gedenke.

Ungezweifelt auch ſchienen endlich jene Erwartungen aus dem Mutterlande her in eine befriedigende Erfüllung gegangen zu ſeyn, als dem Feldherrn von Montezuma ſelbſt eine mexikaniſche Zeichnung vorgelegt wurde, welche dieſem ſo eben durch ſeine Schnellläufer von der Küſte her zugefertigt worden. Sie enthielt die in allen ihren Thei-

Digitized by Google

len nicht zu verkennende Darſtellung einer zahlreichen, ſpaniſchen Flotte, wie ſie an jenen Ufern ſichtbar geworden. Jeder Augenblick mußte alſo dem jubelnden Heere die Beſtätigung dieſes frohen Ereigniſſes durch Sandoval, den neu beſtellten Befehlshaber in Vera Cruz, überbringen. Sein Bericht traf auch wirklich ein: aber nur um zu melden, daß dieſes vermeinte Hilfsgeſchwader von Velasquez ausgerüſtet und geſendet ſey, und daß es die laut erklärte Beſtimmung habe, Cortez mitten in ſeinen hochfliegenden Planen zu hemmen, ihn zur ſtrengſten Verantwortung wegen ſeiner, dem Adelantado gebrochenen Treue zu ziehen, zugleich aber auch ſein ſo glücklich begonnenes, großes Werk für alleinige Rechnung des erſten Urhebers zum Ziele fortzuführen.

Dieſes ſo plötzlich über Cortez aufgezogene Ungewitter hatte ſeinen nächſten Grund in der Übertretung der ſeinem abgeſandten Freunde Montejo ertheilten Weiſung, ſich auf der Fahrt nach Europa auf das weiteſte von Cuba entfernt zu halten. Dennoch konte dieſer der Verſuchung nicht widerſtehen, ſeine hier zurückgelaſſene Beſitzung unweit des Cap Antonio im Vorübergehen zu berühren; und obwol er noch glücklich genug durch ſchnelles Ankerlichten der ihm auf das erſte Gerücht ſeiner Erſcheinung von Velasquez zugedachten Verhaftung entging, ſo erfuhr doch derſelbe hiedurch nicht blos den beunruhigenden Zweck ſeiner Sendung, ſondern auch die erſte beſtimte Kunde von dem Erfolge ſeiner Unternehmung, wie dieſer in einem nie gehofften und eben darum nur um ſo kränkenderen Maße ſtatt gefunden.

Velasquez kurz zuvor erfolgte Ernennung zum Adelantado von Neu-Spanien war die Frucht ſeines pomphaften Berichts von den durch Grijalva herbeigeführten Entdeckungen geweſen. Er fand darin, ſowie den Beruf, ſo auch die feurige Ermunterung, dieſe glänzende und vielverſprechende Laufbahn mit voller Kraft zu verfolgen und den Verräther Cortez, der hier ſo unerwünſcht als ſein Nebenbuhler aufgeſtanden, um jeden Preis zu verdrängen und zu verderben. Mit den reichen Mitteln, die ihm in ſeiner Stellung zu Gebote ſtanden, und von der glühendſten Rachſucht geſtachelt, betrieb er demnach in der kürzeſten Friſt die Ausrüſtung einer Flotte von 18 Segeln, welche durch den ſchnell verbreiteten Ruf von den unermeßlichen Reichthümern Mexiko's, den wetteifernden Zulauf aller beutehungrigen Abenteurer auf der Inſel erlangte; und es mag für die verhältnißmäßige Wichtigkeit dieſer neuen Armada einzeugen, daß ſie nicht weniger als 80 Reiſige mit ihren Roſſen, 200 Musketirer und Armbruſtſchützen und 600 Pikenirer, benebſt 12 Feldgeſchützen, ungerechnet die anderweitigen, ebenſo bedeutenden Heergeräthe an ihrem Borde zählte. An die Spitze derſelben hatte der Adelantado den Pamphilo de Narvaez geſtellt, der ſich ihm als tüchtiger und unerſchrockener Soldat empfohlen, und von deſſem Feuereifer er ſich die volleſte Energie in der Vollziehung ſeiner Aufträge verſprach. Dieſe lauteten dahin, vor allen Dingen Cortez, nebſt den übrigen Häuptern der frühern Expedition, zur Haft zu bringen und der richterlichen Ahndung nach Cuba auszuliefern, und deſſen Namen durch die fürder nicht ſchwer geglaubte Eroberung von Mexiko in Vergeſſenheit zu ſtellen. Mit der höchſten bürgerlichen Autorität verſehene Beamte waren in ſeiner Begleitung, um jeglichem dort anzuſtellenden Verfahren die volle Geſetzmäßigkeit zu ſichern.

Dieſe Flotte nun war es, welche nach einer kurzen und glücklichen Fahrt (April 1520) im Hafen von St. Juan de Uloa den Anker geworfen hatte, wo Narvaez nicht ſäumte, ſich durch einige Gefangene oder Überläufer von Cortez dort ſtationirten Truppen von deſſen neueſten Fortſchritten und dem dermaligen Zuſtande der Dinge eine vollſtändige, wenn gleich hinſichtlich der über ihrem bisherigen Anführer ſchwebenden Gefahr und des gegen ihn herrſchenden allgemeinen Misvergnügens, eine bei weitem übertriebene Überſicht zu verſchaffen. Alles, was er vernahm, ſtimte zu ſehr zu ſeinen Wünſchen, um nicht vollen Glauben bei ihm zu finden und ſeinen Operationen gegen den Empörer ein leichtes Spiel zu verſprechen. Sandoval, der unverzagte Commandant in Vera Cruz, ſchien ſich ihm auf ſeine erſte Auffoderung ergeben zu müſſen. Doch dieſer ſtand nicht an, den deshalb an ihn geſandten Boten, Ruiz de Guevara, deſſen übermüthiges Betragen er im erſten Aufwallen des Zorns ſchier zur Strafe des Stranges verurtheilt hätte, nebſt ſeinen Begleitern als Gefangene an Cortez nach der Hauptſtadt abführen zu laſſen, wo jedoch der letztere es ſeiner Politik angemeſſener fand, ſie als ſeine willkommenen Freunde zu empfangen und ſofort auf freien Fuß zu ſetzen.

Sorglich fürwahr mußte ihm, wie gewöhnt auch an die ſeltſamſten Mislaunen ſeines Geſchicks, die gegenwärtige, faſt verzweifelte Stellung erſcheinen, in welcher er ſich, in der Mitte zwiſchen einer feindſelig geſinten, unter königlicher Autorität auftretenden Heeresmacht ſeiner eigenen Landsleute, der ſeinigen an Doppelzahl überlegen, und zwiſchen den zum nahen Ausbruch reifen Gewaltſchritten eines in ſeinen heiligſten Gefühlen verletzten und ſchwer gemishandelten Volkes wie eingeklemt befand. Es war in gleichem Maße bedenklich, ſich mit jener Übermacht europäiſcher Waffen im offenen Felde zu meſſen, als den Angriff derſelben unthätig und von innern Feinden umringt, zwiſchen den Lagunen von Tenochtitlan zu erwarten. Ein raſcher und kühner Entſchluß mußte jedoch ergriffen werden; Cortez fühlte ſich als den geſchickteren Feldherrn und zog es vor, es auf den Ausſchlag eines Kriegszugs gegen ſeinen Nebenbuhler um ſo eher ankommen zu laſſen, als er es zugleich nicht verſchmähte, jeden Schleichweg der Liſt oder der Verführung zu benutzen, um den großen Haufen ſeiner neu aufgetretenen Gegner ebenſo zu ſeinem Vortheile zu bearbeiten, wie es ihm durch alle nicht geſparte Künſte der Überredung bereits gelungen war, Guevara und deſſen Gefährten für ſich zu gewinnen. Sein Caplan Olmedo ward, ſowie mit oſtenſiblen Vorſchlägen an Narvaez zu einem gütlichen Übereinkommen, ſo auch mit geheimen Verhandlungen ähnlicher, aber lockenderer Art bei deſſen Truppen und Umgebungen beauftragt.

Der Friedensbote fand den feindlichen Befehlshaber zu Zempoalla, doch ſein Wort bei demſelben eine ſtolze und verächtliche Zurückweiſung. Hingegen in einem ungleich günſtigeren Lichte erſchien es ſeinen untergeordneten

Digitized by Google

Begleitern, meiſt aus der Zahl von Cortez alten Freunden und Waffenbrüdern, deren jeder ſich auch jetzt einer freundlichen Zuſchrift oder eines willkommenen Geſchenks von ihm erfreute. Verbunden mit Guevara's und der übrigen Lobpreiſungen ſeines edlen und groſsmüthigen Betragens ſtimte dies die Mehrzahl zu der allerdings ſehr nahe liegenden Erwägung, daſs in ihrer beiderſeitigen Lage, wo das Glück der ganzen Unternehmung auf eine ſo wagliche Spitze geſtellt ſey, ihr gemeinſames Heil nicht das Wühlen im eigenen Eingeweide, ſondern ein verſöhnliches Entgegenkommen und feſtes Zuſammenhalten erheiſche. Wie vernunftgemäſs aber auch dieſe Vorſtellungen ſeyn mochten, ſo verfehlten ſie doch gänzlich des Eingangs in Narvaez ſtarres Gemüth. Er erklärte Cortez feierlich als Feind und Verräther, ſetzte einen hohen Preis auf ſeinen Kopf und gebot den beſchleunigten Aufbruch zur Bekämpfung und Vernichtung des geächteten Gegners.

Während Olmedo ſolchergeſtalt ſeines Zweckes nur unvollkommen gewährt heimkehrte, hatte Cortez, auch auf ein ſolches Mislingen ſich vorſehend, bereits jede Vorkehr getroffen, um jenem Angriffe nicht nur die Stirne zu bieten, ſondern ihm ſogar raſchen Fluges zuvorzukommen. Nichts deſto weniger lag es ihm zu Bezähmung der ſtill gährenden Nation der Azteken gleich ſehr am Herzen, nicht nur den Beſitz der Hauptſtadt nicht fahren zu laſſen, ſondern auch ſich der Perſon Montezuma's, ſelbſt in ſeiner Abweſenheit, zu verſichern. Für beiderlei, ihrer Natur nach gleich ſchwierige Aufgaben verſprach ihm Pedro de Alvarado, einer ſeiner ſchlagfertigſten und einſichtsvollſten Befehlshaber, zu bürgen, der auch bei den Eingebornen in beſonderem Anſehen ſtand und den er mit einer Beſatzung von 150 Mann in der Fortaleza zu Tenochtitlan zurücklieſs, um ſeinen erlauchten Gefangenen im genaueſten Gewahrſam zu halten. Montezuma, wie er auch denken mochte (obwol ihm die eigentliche Lage der Dinge ſchwerlich ein Geheimniſs geblieben ſeyn konte), gelobte, ſich inzwiſchen vollkommen ruhig zu verhalten, und Cortez, der dieſer Zuſage auch nicht zu mistrauen ſchien, erneuerte dagegen ſeine Verheiſsung einer ebenſo ſchleunigen Wiederkehr, als eines dann durch nichts mehr verhinderten völligen Abzugs aus ſeinen Staten.

Den durch keinerlei Art des Gepäcks und ſelbſt durch kein Geſchütz beſchwerten Eilmärſchen des Feldherrn gelang es, Cholulla und Tlascala, wo er die alte freundſchaftliche Geſinnung wieder fand, noch vor ſeinem Gegner zu erreichen, wodurch demſelben in der vortheilhafteſten Stellung am obern Rande der ſteilen Cordillere der Zugang zu dem vor allem wichtigen Thal von Tenochtitlan verwehrt wurde. Selbſt Sandoval erſah noch glücklich den Augenblick, ſich ſamt dem gröſsten Theile der Beſatzung von Vera Cruz dem Oberbefehlshaber anzuſchlieſsen. Wenn aber ſelbſt auch jetzt die Macht des letztern ſich immer auf nicht mehr als 250 Köpfe belief, ſo durfte er doch um ſo zuverſichtlicher auf den Muth und die Kriegserfahrenheit, ſowie auf die unverbrüchliche Treue dieſer Tapfern rechnen. Dies und die fortdauernde Zögerung ſeines Gegners ermuthigte ihn ſogar, ſelbſt bis auf die Höhe von Zempoalla hinabzuſteigen.

Im Angeſichte dieſes Ortes, in einer offenen Gegend, erwartete ihn Narvaez in voller Schlachtordnung, eines unmittelbaren Angriffs und dann auch des gewiſſen Erliegens deſſelben unter ſeiner dreifach ſtärkeren Heeresmacht gewärtig. Doch Cortez, nicht geſonnen, es ihm ſo leichten Triumphs zu geben, nahm, jenem gegenüber, gedeckt hinter einem kleinen Fluſſe, eine ſo vortheilhafte Stellung, daſs es unräthlich geweſen ſeyn würde, ihn aus derſelben vertreiben zu wollen. So verging der Tag in Unthätigkeit, als ſich gegen den Abend der Himmel plötzlich verfinſterte und, von einem Orkan begleitet, die eben eintretenden tropiſchen Regengüſſe dieſer Jahreszeit (Juni) mit gewohnter Heftigkeit wie in Strömen losbrachen. Die Truppen unter Narvaez, dieſer Erſcheinung noch wenig gewohnt, verlangten ungeſtüm, in ihre Quartiere nach Zempoalla zurückgeführt zu werden, und ihr Anführer gab ihnen hierin um ſo unbedenklicher nach, da er vorausſetzte, daſs auch Cortez ſich durch dies Naturereigniſs zu jeder weitern Operation gelähmt fühlen müſſe.

Nicht ſo urtheilte dieſer, ſondern hielt es vielmehr für den gelegenſten Augenblick, einen Handſtreich auszuführen, deſſen anſcheinendes Wagniſs durch die lockende Möglichkeit, der unſeligen Fehde auf ein Mal ein Ende zu machen, reichlich aufgewogen wurde. Auch durfte er ſo wackern und vielverſuchten Soldaten, wie er die ſeinigen kante, wol zuverſichtlich einen nächtlichen Überfall des feindlichen Standlagers in Vorſchlag bringen, ſowie er denn auch mit einſtimmigem Jubel aufgenommen wurde. Selbſt der hoch aufgeſchwollene Bergſtrom, den ſie bis ans Kinn durchwaten muſsten, hielt ihren ſtillen und beſchwerlichen Marſch nicht auf, welcher in drei abgeſonderten Haufen angetreten wurde. Sandoval, der Führer des erſten, hatte den Befehl, ſich der neben einem Tempel aufgeführten feindlichen Geſchütze, Chriſtoval de Olid aber, mit dem zweiten ſich des Tempels ſelbſt, wo Narvaez ſeine Wohnung genommen hatte, zugleich mit der Perſon dieſes Feldherrn zu bemächtigen, während Cortez mit dem dritten die Nachhut bilden und die beiden andern nach Bedürfniſs unterſtützen würde.

Narvaez, in ſtolzer Sorgloſigkeit, hatte nur ein Paar verlorne Wachtpoſten ausgeſtellt, deren geräuſchloſe Aufhebung jedoch nur zum Theil gelang. Doch ſelbſt der Entronnene, welcher die Annäherung des Gegners athemlos verkündigte, fand dann erſt Glauben bei ihm, als Sandoval ſich bereits der Batterie faſt ohne Schwertſtreich Meiſter gemacht und nun im Begriffe ſtand, die hohe Tempeltreppe hinanzuſtürmen. Hier erſt, im Mittelpunkte der feindlichen Quartiere, bot ſich ihm ein bedeutender Widerſtand entgegen, und das Gefecht drohte ſogar eine für ihn misliche Wendung zu nehmen, bis Olid mit ſeinen Truppen und bald auch Cortez ſelbſt ihm zur Hilfe heranrückten. Aber auch Narvaez hatte indeſs Zeit gefunden, die Seinen zu ſammeln, und mit jedem Augenblick ward das Gefecht am Fuſse des Tempels hitziger, als das Gebäude ſelbſt in dem Getümmel in Brand gerieth und Narvaez ſich genöthigt ſah, mit ſeiner Leibſchar aus demſelben hervorzutreten, und ſich mit tapferer Fauſt perſönlich in den Kampf zu ſtürzen. Hier fand er in Sandoval einen ſeiner würdigen Gegner, bis er zuletzt im wü-

Digitized by Google

thenden Handgemenge einen Lanzenſtich ins Auge empfing, überwältigt und die Treppe hinabgeſchleift wurde.

Der Fall des Feldherrn zog unmittelbar auch die Entmuthung, die Niederlage und die allmälige Ergebung ſeiner ganzen, ohnehin nur ungern in dieſen Streit gezogenen Partei nach ſich. Selbſt die entſchloſſeneren Kämpfer verloren die Beſinnung und fürchteten, es mit einer weit überlegenen Macht zu thun zu haben, da ſie ringsum im Dunkel der Nacht eine zahlloſe Menge leuchtender Punkte wahrnahmen, die ſie für das Glimmen brennender Lunten in den Händen feindlicher Büchſenſchützen hielten, ohne es in ihrer Unerfahrenheit zu ahnen, daß ſie nur durch den Anblick herumhüpfender Leuchtkäfer getäuſcht würden. Alle aber ſtreckten die Waffen um ſo williger, da ihnen von Cortez unbedingte Verzeihung anerboten worden. Dieſem Beiſpiele folgte endlich auch die Reuterei, welche ſich gleich anfangs aus der Stadt gezogen und keinen Antheil an dem Gefechte genommen hatte.

So war es Cortez denn geglückt, noch vor Anbruch des Tages den entſchiedenſten Sieg über einen weit überlegenen Feind in ſeinen Händen zu ſehen, ohne daß es ihn mehr als 2 Getödtete, die andere Partei aber 2 Officiere und 15 Soldaten an Gebliebenen gekoſtet hätte. Die Gefangenen erfreueten ſich allzumal der mildeſten, ja brüderlichſten Behandlung. Er ſtellte es ſogar in ihre Wahl, ob ſie ſofort nach Cuba zurückkehren, oder ſich unter ſeine Fahnen ſtellen und ſeinem Glücksſterne folgen wollten. Bezwungen von dem Zauber ſeiner Perſönlichkeit und den glänzenden Hoffnungen, die ihnen hier geboten wurden, ſtimte die große Mehrzahl freudig für dies lockende Erbieten: aber auch den Weigernden ward das erſtere treulich gehalten. Nur Narvaez, verzweiflungsvoll über ſeinen ſelbſtverſchuldeten Unſtern, mußte ſich's gefallen laſſen, einſtweilen in eine ſtrenge Haft nach Vera Cruz abgeführt zu werden.

Sein Obſieger, im ſtolzen Bewußtſeyn durch ſein überlegenes Genie gerade dasjenige Geſchick, welches ihm den Untergang hatte bringen ſollen, nicht nur muthig abgewandt, ſondern auch zur Befeſtigung ſeines Anſehens und zur Verdreifachung ſeiner Streitkräfte benutzt zu haben, hoffte ſich jetzt mehr, als jemals, im Stande, ſein begonnenes gefahrvolles Werk zu einem glücklichen Ziele zu leiten. Doch in der nämlichen Stunde ſchon erreichte ihn ein Eilbote, welcher ihn unlieblich aus dieſen ſüßen Träumen weckte. Sein Abmarſch von Tenochtitlan, ſowie der immer lautbarer gewordene Grund deſſelben, hatte nicht verfehlen können, den geſunkenen Muth Montezuma's und ſeiner Getreuen neu zu beleben. Jedenfalls mußte dieſe unter den Spaniern ſelbſt ausgebrochene Fehde einen Theil derſelben aufreiben und es dann um ſo leichter gelingen, den ſchwachen Überreſt zu vernichten. In dieſem Glauben arbeiteten Prieſter und Adel eifrig auf einen ſolchen Zweck hin, und ihren heimlichen Umtrieben gelang es ohne Mühe, die lange zurückgehaltene Wuth des Volks in einem immer höheren Grade gegen ihre gehaßten Unterdrücker zu entflammen.

Nur zubald mußte Alvarado auf ſeinem bedenklichen Poſten dieſe unheildrohende Stimmung inne werden; allein er hätte zugleich mit ſeines Feldherrn höherer Intelligenz und Gewalt über die feindſeligen Gemüther begabt ſeyn müſſen, um dem gefürchteten Ausbruch dieſer ſtill lauernden Gluth zu wehren. Vielmehr ſchien ihm zu ihrer ſchnellſten Erſtickung ein trotziger Gewaltſtreich das ausreichende Mittel, demzufolge er den Zeitpunkt wählte, wo die Häupter der Stadt in dem den ſpaniſchen Quartieren am nächſten gelegenen Tempel ein religiöſes Feſtmahl begingen, um unverſehens mit einem bewaffneten Trupp unter ſie einzubrechen, ein wildes Blutbad anzurichten und hierauf die feſtlich geſchmückten Erſchlagenen auszuplündern. Dieſe eben ſo unredliche als barbariſche That gab ſofort das Signal zu einem allgemeinen bewaffneten Aufſtande der Hauptſtadt und zu einem, nur mit Mühe und nicht ohne Verluſt zurückgewieſenen Angriff auf die Fortaleza, wonächſt auch die beiden, auf den Seen ſtationirten Brigantinen überfallen und zerſtört wurden. Montezuma, Zeuge dieſer Vorgänge, konte oder wollte ihnen eben ſo wenig durch ſein gebietendes Anſehen wehren, als die enge Einſchließung verhindern, zu welcher hiernächſt die empörte Menge ſchrit, ohne es weiter auf ein mörderiſches Handgemenge zu wagen. So ward auch den bedrängten Spaniern die Gegenwart des Fürſten in ihrer Mitte nur von geringem Nutzen, zumal es immermehr den Anſchein gewann, als habe die Nation ihr unglückliches Haupt, das ſich ſelbſt verlaſſen hatte, auch ihrerſeits aufgegeben.

Alvarado's dringender Aufruf zur Hilfe fiel bei Cortez in kein taubes Ohr. Nur zu gut ſah er die Wichtigkeit ein, dieſen vernichtenden Streich von ſeinem Haupte abzuwenden, und unverzüglich trat er, an der Spitze von 1000 Mann Fußvolks und 100 Reutern, alle wohl gerüſtet und voll unverzagten Muthes, den eiligen Rückmarſch nach Mexiko an (17. Juni), wobei ſich noch 2000 erleſene Tlascalaner von bewährter Anhänglichkeit ſeinem Zuge anſchloſſen. Minder freundſchaftlich, als bei dieſen Republikanern, war die Volksſtimmung und ſein Empfang, als er das Gebiet von Anahuac betrat, wo er die Städte größtentheils verlaſſen und ſeinen Unterhalt vernachläſſigt fand. Um ſo unheimlicher mochte es ihm ſcheinen, daß ſich ihm nirgend ein gewaffneter Widerſtand darbot, und daß eben ſo wenig ſeine Befürchtung eintraf, ſich durch Zerſtörung der Dämme und Brücken vor der Hauptſtadt von der Wiedervereinigung mit ſeinen dort zurückgelaſſenen Gefährten ausgeſchloſſen zu ſehen, falls ſie ihrem bedrohlichen Schickſale noch nicht unterlegen waren. Eine dumpfe Stille brütete über den verödeten Gaſſen und Plätzen, als er durch ſie einzog; endlich nur unterbrochen durch das Freudengeſchrei, welches die Außenpoſten der Belagerten erhoben, als ſie die Colonnenſpitzen ihrer nahenden Erretter erblickten, und ſchnell durchkreiſte ein ähnlicher Jubel das geſamte ſpaniſche

Digitized by Google

Standquartier, während beide Theile ſich entzückt in die Arme fielen und die einen den ausharrenden Muth, die andern die zuverläſſige Treue ihrer Waffenbrüder prieſen.

Auch Montezuma (was für Gedanken und Gefühle ſich immer in ſeiner Sele wälzen mochten) war nicht der letzte, den mit Sieg gekrönten Feldherrn freundlich zu empfangen, ſah ſich aber von dieſem nur kalt und ſogar mit herben Vorwürfen über alles, was in ſeiner Abweſenheit geſchehen und, wie jener glauben durfte, nur von ihm ausgegangen war, empfangen. Cortez fühlte es nur zu ſehr, wie alle und jede Verhältniſſe auf dem Boden, wo er ſtand, das düſterſte Anſehen gewonnen hatten. Es litt ihm keinen Zweifel mehr, daß von dem Volke eine allgemeine und verzweifelte Anſtrengung vorbereitet werde, das ſchimpfliche und laſtende Joch ſriner fremden Bedrücker abzuſchütteln, und nur zu bald ſollte es ſich erweiſen, daß ein ganz neuer heldenkühner Griſt es beſele. Zwar ging die nächſte Nacht nach ſeiner Ankunft ſamt dem folgenden Tage in anſcheinender träger Ruhe vorüber; aber nur um ſo dringender ward es, eine nähere und gewiſſere Kunde von dem, was außerhalb der Mauern des ſpaniſchen Palaſtes vorginge, entweder durch eignen Anblick, oder doch durch Einbringung einiger Gefangenen, zu gewinnen. Hiezu ward Ordaz mit einem Streifcorps von mehren hundert Spaniern und Tlascalanern entſandt, welcher ſich jedoch, nachdem er durch das abſichtliche Zurückweichen der ihm entgegenſtrhenden bewaffneten Volkshaufen immer tiefer in die Stadt hinein verlockt worden, plötzlich und von allen Seiten, ſelbſt von den platten Dächern herab, ſo ſtürmiſch angegriffen ſah, daß er ſich nur mit der äußerſten Kraftanſtrengung und nicht ohne blutige Einbuße, zu den Seinigen wieder hindurch zu ſchlagen vermochte.

Das ungewohnte Schauſpiel, dieſe bisher Unüberwindlichen zu einem Rückzuge genöthigt zu ſehen, konte nicht vrrfehlen, die Mexikaner mit hoher Begeiſterung und geſteigerter Siegeshoffnung zu erfüllen. Dieſe offenbarten ſich auch ſofort am nächſten Morgen in einem, in gedrängten Maſſen gegen das feindliche Standlager unternommenen, wüthenden Sturme, wobei ihre Geſchoſſe die Luft erfüllten, ihre ſteinernen Streitäxte gegen die geſperrten Thore herandonnerten und die Entſchloſſenſten ſich auf Leitern und Spießen an den Mauern hinauf zu ſchwingen verſuchten. Furchtbar räumte der Hagel des ſpaniſchen Geſchützes unter den Angreifern auf; aber augenblicklich und ohne Unterlaß wurden die Reihen der Gefallenen durch friſche Kämpfer erſetzt, und es bedurfte der vollen Überlegenheit der europäiſchen Bewaffnung und Taktik, ſowie der ſich ſelbſt überbietenden Einſicht des Führers und der unermüdlichen, tapfern Ausdauer ſeiner Gefährten, um ſich hinter ihren Verſchanzungen des in unermeßlichen Wogen heranfluthenden Andrangs zu erwehren.

Erſt der ſinkende Abend trente die erbitterten Gegner, und die Nacht ging, nur von leichten Scharmützeln beunruhigt, vorüber. Cortez jedoch, der nicht ohne Sorge den übeln Eindruck bemerkte, welchen das Bedrängniß ſeiner Lage, zumal bei ſeinen neu überkommenen Truppen erzeugte, beſchloß ohne einiges Zögern von der lähmenden Vertheidigung zum herzhaften und thätigen Angriff überzugehen und der Glücksgöttin die beſſere Gunſt, deren er ſo ſehr bedurfte, raſch abzuzwingen. Sich ſelbſt an die Spitze der drei von ihm geordneten Haufen ſtellend, brach er von mehren Seiten gegen den ihn ſtandhaft erwartenden Feind hervor. Das Gefecht entſpann ſich neuerdings aufs heftigſte; allein in den engen Straßen konten die Spanier ihre kriegeriſchen Künſte nur wenig entfalten, und ſo gefliſſen ſie auch die Ordnung ihrer Glirder zu erhalten ſuchten, arteten doch bald Anfall und Abwehr in ein wildes Handgemenge aus, das um ſo weniger zu einem Ziele führte, als auch ihrerſeits die Mexikaner, von ihren Häuptlingen zu hoher Todesverachtung und von ihren Prieſtern zur glühendſten Schwärmerei entflamt, jeden Fuß breit mit Erbitterung ſtreitig machten, während ſie unaufhörlich durch neu herzuſtrömende Scharen aus der Umgegend abgelöſt wurden. Endlich doch, nachdem es Cortez gelungen war, in die Hauptſtraße Tacuba vorzudringen, und er einen Theil derſelben in Aſche gelegt, ſahen ſich ſeine Gegner über hohe Leichenhügel der Ihrigen hinweg zum Weichen gezwungen. Grauſamer, als je, hatte der Tod auf dieſer Wahlſtatt gewüthet, und ſelbſt die Kanäle waren weit umher von Feindesblut geröthet. Aber auch in ſeinen eigenen Reihrn zählte Cortez 12 Getödtete und über 60 Verwundete, ſo daß er es ſich ſchmerzlich geſtehen mußte, noch nie einen Sieg theurer erkauft zu haben.

Und hätte gleichwol nur dieſer Sirg zu riner Entſcheidung geführt! Selbſt der folgende Tag erblickte mit dem abermals gewagten Ausfall nur die nämlichen mörderiſchen Scenen, die nämliche Niederlage des Feindes, abrr auch die nämliche Unmöglichkeit, die ſo ſchwer errungenen Vortheile zu behauptrn. Der Feldherr, tief erſchüttert durch den Fall ſo mancher ſeiner Braven und ſelber durch einen Pfeilſchuß an der Hand verwundet, erkante je mrhr und mehr, daß er dem Andrang einer ganzen großen Nation, die für ihre edelſten Güter, Freiheit und Unabhängigkeit, ja für ihre Götter ſelbſt aufgeſtanden war, auf die Länge nicht gewachſen bleiben werde; oder wollte er dieſen ungleichen Kampf ſogar auch aufgeben, ſo mußte er es gleich ſchwer finden, ſich in dem engen Raume, in welchen er gebant war, zu behaupten, als ſich aus demſelben zu befreien. Vergebens bot er ſeinen ſonſt an glücklichen Auskunftsmitteln ſo fruchtbaren Geiſt auf, ihn die Beſchwörungsformel für dieſen Sturm zu lehren.

Da war es der unglückliche Montezuma ſelbſt, der ihn am frühen Morgen aufſuchte und ihm mit dem vollen Nachdruck eines wohlmeinenden Freundes zu ſeinem eigenen Heil die Nothwendigkeit vorſtellte, ſich ohne längeres Säumen dirſem Bedrängniß durch Räumung der Hauptſtadt zu entziehen. Cortez, plötzlich von einem lichten Gedanken ergriffen, ſtimte dieſer Mahnung bei, woſern der Monarch ſeine Autorität dazu anwenden wolle, ſeine Unterthanen in die Schranken einer friedlichen Ruhe zurückzuweiſen und Stillſtand der Waffen zu gebieten. Jener zwar lehnte einen Verſuch ab, deſſen Erfolg ihm

Digitized by Google

ſelber vielleicht zweifelhaft erſchien; jedoch auf wiederholtes Dringen ließ er ſich endlich zu einem ſolchen Verſprechen bewegen.

Aber ſchon fluthete das durch nichts mehr abzuſchreckende Volk zu einer abermaligen Beſtürmung der Fortaleza heran, welche, mit der Kraft der Verzweiflung vertheidigt, nur noch, je länger, je kümmerlicher, gehalten werden konte. Mitten in dieſem raſenden Getümmel trat nunmehr Montezuma, angethan mit ſeinem glänzendſten Schmuck und gefolgt von ſeinen mitgefangenen Miniſtern, auf den Zinnen der Palaſtmauer hervor, ins Angeſicht der wildbewegten Menge, welche, durch dieſe unerwartete Erſcheinung ihres, gleich einer Gottheit verehrten Hauptes, wie von einem elektriſchen Schlage betäubt, die erhobenen Waffen ihren Händen entſinken ließ und, zur tiefſten Stille verſtumt, ſich in den Staub vor ihm darnieder beugte. Ruhig erhob der Fürſt ſeine Stimme, ebenſowol zum Dank für die ſprechenden Beweiſe ihrer Liebe und Treue, als zu der Erklärung, daß er ſich hier keineswegs als einen Gefangenen, ſondern als den freiwilligen Gaſt ſeiner Gäſte betrachte, welche eben jetzt im Begriffe ſtänden, ſeinen Hof zu verlaſſen, und daß er ſie auf dem Wege in ihre Heimath auf keinerlei Weiſe gehindert wiſſen wolle.

Die Stille hielt an, nachdem er geendigt: allein anſtatt, wie ſonſt, ihm blindlings zu gehorchen, löſt das anfängliche Gemurmel ſich allmälig auf in verworrenes Geſchrei und wüſtes Getöſe. Vorwürfe und Verwünſchungen werden laut; höhnende Stimmen ſchelten ihn einen Verräther an der Wohlfahrt ſeines Volks, einen feilen Knecht der fremden Gewalträuber. Steine fliegen; ein Hagel von Pfeilen fällt nieder. Mehrfach getroffen und zum Tode verwundet, bevor die ſpaniſchen Schilde ſeinen Leib bedecken können, ſinkt der ſeinem Geſchick Verfallene darnieder und wälzt ſich in ſeinem Blute. Aber eben ſo ſchnell auch, als die heilloſe That geſchehen, verſchwindet der augenblickliche Wahnſinn, in welchem ſie verübt worden. Starres Entſetzen drückt noch ein Mal das Schweigen des Grabes auf jeden Mund, jedes Herz fühlt ſich von der ſchmerzlichſten Reue ergriffen, ſchaudert vor der augenblicklichen Rache der Götter und flieht vor dem nur zu ſehr verſchuldeten Strafgericht. Schon in den nächſten Augenblicken ſteht der ganze weite Umkreis des Palaſtes verödet von jedem athmenden Weſen.

Der Verwundete war indeß in die innern Zimmer zurückgetragen worden, wo Cortez jedes in ſeinen Händen ruhende Mittel aufbot, ihm Hilfe zu leiſten. Allein wäre auch ſein Zuſtand einer Linderung fähig geweſen, ſo verſchmähete doch er ſelbſt, aus ſeiner erſten Betäubung zurückgekehrt, jeden Beiſtand, der ihm hätte werden können, riß den Verband von ſeinen Wunden und ſtarb des dritten Tages, treu ſeinen Göttern bis zum letzten Hauch, aber unter Verwünſchungen gegen ein Volk, welches ihn nur vergöttert zu haben ſchien, um ihn deſto ſchmähliger in den Staub zu treten. Sein Leichnam ward den in eine tiefe unthätige Trauer verſunkenen Mexikanern von Cortez durch einige entlaſſene Hofbediente ausgehändigt und von den Seinen unter lauter, ringsum ertönender Wehklage feierlich an der Seite ſeiner kaiſerlichen Ahnen zur Ruhe beſtattet. Auch für die eingeſchloſſenen Spanier waren dieſe Tage eine kurze Friſt der Ruhe und Erholung, deren die ſeitherige übermenſchliche Anſpannung aller ihrer Kräfte nur zu ſehr bedurfte.

Allein um ſo dringender auch trat vor Cortez widerſtrebenden Geiſt die Nothwendigkeit, in ſeiner ſchier rettungsloſen Lage, und die es durch den Verluſt eines ſo großen Unterpfandes, als ihm Montezuma's Perſon geweſen, nur noch mehr geworden zu ſeyn ſchien, irgend eine nahe Entſcheidung herbeizuführen. Er erfuhr gar bald, wie ganz das gegenſeitige Verhältniß der beiden kämpfenden Parteien ſich anders geſtaltet habe, nachdem die Großen ſofort nach des Monarchen Tode, mit Übergehung ſeiner, noch in ſpaniſcher Gewalt befindlichen Söhne, den Bruder deſſelben, Quetlabaca (eigentlich Cuitlahuatzin), Fürſten von Iztapalapan, zu ſeinem Nachfolger erwählt und ausgerufen, mit welchem zugleich auch die bisher ermangelnde Einheit in die kriegeriſchen Operationen zurückkehrte und dadurch den Nachdruck derſelben noch verſtärkte. Die Einſchließung des ſpaniſchen Quartiers auf allen dahin führenden Straßen ward ſtündlich enger und undurchdringlicher, und die große Tempelpyramide, welche im Nordoſten daſſelbe in unmittelbarer Nähe hoch überragte, verwandelte ſich in einen drohenden Angriffspoſten, von wannen der Palaſt in mehren Richtungen mit Schleudern und Pfeilen beſtrichen werden konte, während dieſe Kriegswarte ebenſowol durch oben zuſammengehäufte Steine und Balken, als durch eine ſtarke und erleſene Beſatzung vertheidigt wurde.

Dieſer Punkt mußte den Mexikanern ungeſäumt und um jeden Preis entriſſen werden. Juan de Escobar, an der Spitze einer tapfern Schar ſeiner Landsleute, erhält den Befehl, die Tempelhöhe zu beſetzen. Der Angriff gelingt; ſchon iſt die Hälfte der hinaufführenden, großen Freitreppe erſtiegen, als jene vorbereiteten ſchweren Maſſen von oben donnernd herniederpoltern und nur durch ſchnelle Öffnung der Glieder einigermaßen vermieden werden. Aber mit der gebrochenen Ordnung iſt auch der feſte Zuſammenhang des Andrangs gewichen, und die Spanier ſtehen auf dem Punkte, zurückgeworfen zu werden, als Cortez ſelbſt, das Schild an den verwundeten Arm gebunden, herbeifliegt, die Seinen durch Zuruf und Beiſpiel ermuthigt und, ihnen Allen voran, das platte Dach des Tempels gewint. Gerade hier jedoch entbrent der Kampf noch glühender. Die Indianer fechten wie Helden und ſtrömen ihr Herzblut in tödtlichen Wunden aus, oder ſtürzen ſich lieber freiwillig über die Brüſtung der ſchwindelnden Höhe, als daß ſie ſchimpflich die Waffen ſtrecken. Zwei ihrer Jünglinge von edlem Geblüt, welche ſich, dem ſpaniſchen Feldherrn näher tretend, dieſen feigen Anſchein gegeben, ergreifen ihn plötzlich, ſchwingen ſich auf das Geländer und würden ihn mit ſich in die Tiefe herniedergeriſſen haben, wenn es ſeiner gelenken Stärke nicht dicht am Rande noch gelungen wäre, ſie von ſich abzuſchütteln.

Endlich war hier der blutige Sieg errungen, und die Brandfackel ſäumte nicht, jenes unheildrohende Gebäude in Aſche zu legen. Allein während dieſer Vorgänge hatte ſich ein nicht minder verzweifelter Kampf um die Fortaleza

Digitized by Google

her, und zumal in der Straße Tacuba, entſponnen, wo die Spanier durch die Überzahl ihrer Gegner ſich in ein nicht geringes Gedränge verwickelt ſahen. Um auch hier das Gleichgewicht wieder herzuſtellen, warf ſich Cortez mit einigen Gefährten zu Roß, ſah ſich aber bald, verleitet durch ſeinen Muth, von jenen getrent und im dickſten feindlichen Gedränge befangen. Kein Rückweg mehr ſtand offen; aber mit ſchneller Beſonnenheit warf er ſich aus dem Gewühl in eine etwas lichtere Nebengaſſe und hatte nicht nur das Glück, ſich ſelbſt zu retten, ſondern auch ſeinen bereits gefangenen und dem Opferſtein entgegen geſchleppten Freund Andreas Duero zu befreien. Auch ſeinen Truppen mußte es an dieſem verhängnißvollen Tage für Gewinn gelten, den unverhinderten Rückzug in ihre Quartiere mit ſchwerer Blutarbeit erſtritten zu haben.

Eine lichtere Ausſicht ſchien ſich ihnen zu eröffnen, als am nächſten Morgen, ſtatt des erwarteten neuen Angriffs, Friedensboten bei Cortez erſchienen, welche ihren Gebieter Quetlabaca zu Einſtellung der Feindſeligkeiten geneigt erklärten, wofern die Spanier ſich verpflichten wollten, die Hauptſtadt und das Reich ohne weiteren Verzug zu räumen. Der Feldherr, wie ſehr er ſich in ſeiner Antwort auch die Miene gab, des Kaiſers Macht nicht zu fürchten, mußte dennoch dieſes glimpfliche Anerbieten in ſeiner verzweifelten Lage überaus annehmlich finden, und um ſo weniger ſtand er an, auf eine weitere Verhandlung darüber einzugehen, mit welcher demnach der bisher von ihm gefangen gehaltene und jetzt entlaſſene Oberprieſter des Kriegsgottes Mexitli oder Huitzilopochtli (entſtellt in Vitzliputzli) beauftragt wurde. Nur zu bald jedoch entdeckten ſich jene Friedensworte als leere und trügeriſche Vorſpiegelungen und nur dahin gemeint, Zeit zu gewinnen und die Spanier mit immer neuen Hinderniſſen ihres Abzugs zu umgarnen. Man erfuhr, daß die Straßen der Hauptſtadt rings umher verrammelt, die Brücken abgetragen und die Dämme durchſtochen würden, und allerdings mußte es den Mexikanern leichter und gefahrloſer erſcheinen, durch ſolcherlei Vorkehrungen ihre Gegner nach bald erſchöpften Vorräthen auszuhungern, als noch ferner das wagliche Spiel der Waffen zu verſuchen.

Dieſen Plan zu vereiteln, blieb nur die ſchnellſte Entfernung übrig, bevor noch jene verderbliche Anſtalten zur vollen Reife gediehen. In dieſem Beſchluſſe waren alle Häupter des von Cortez berufenen Kriegsrathes einig; aber ſchwieriger war die Frage, ob man ſich bei hellem Tage durchſchlagen, oder dazu die ſchützende Hülle der Nacht benutzen ſolle. Beides bot ſeine Vortheile, wie ſeine Unbequemlichkeiten dar, bis ſich endlich Cortez mit der Mehrheit für das letztere abſonderlich aus dem Grunde entſchied, weil ſich von dem mehr erprobten Nationalaberglauben des Feindes hoffen ließ, er werde ſich ſcheuen, einen ſolchen Nachtmarſch zu beunruhigen. Aber auch der ſpaniſche Aberglaube neigte ſich für dieſe Wahl, da der Aſtrolog Botello die Stellung der Geſtirne in der nächſten Nacht als Glück verkündigend geprieſen.

Dieſem gemäß wurden nunmehr die eiligen Anordnungen zu einem ſo verhängnißvollen Unternehmen getroffen. Eine Vorhut, gebildet aus der geſamten Reuterei, 200 Köpfen ſpaniſchen Fußvolks und einem ausgewählten Trupp von Tlaſcalanern, ſollte unter den Befehlen von Sandoval, Ordaz, Azevedo und einigen andern dem Heere die Bahn brechen, in ihrem Gefolge eine ſchnell zuſammengezimmerte, tragbare Brücke, die beſtimmt war, über die etwanigen Durchſtiche der Dämme, auf die man ſtoßen würde, geworfen zu werden. Cortez ſelbſt führte das Mitteltreffen, zum Geleit der Geſchütze, des allernöthigſten Gepäckes, der mit davongeführten Familie Montezuma's und mehrer mexikaniſchen Großen. Zunächſt um ſeine Perſon hielt er überdem unter dem Gebot Olids und Alfonſo's d'Avila einen Trupp von 100 ſeiner bewährteſten Krieger eng beiſammen, um überall hin, wo es Noth thäte, eine wirkſame Unterſtützung zu tragen. Den ſchwierigſten Poſten, die Nachhut, mehre hundert Spanier ſtark, vertraute er der Unerſchrockenheit Alvarado's und Juans Velasquez de Leon. Von dem aufgehäuften Schatze ward nur des Königs Antheil der Rettung und Verpackung auf einige verwundete Gäule werth befunden, der geſamte Reſt aber den Soldaten, auf ihr ungeſtümes Verlangen, preisgegeben.

Unter ſolchen Vorbereitungen brach (1. Juli 1520) unter dem Schutz eines dichten Regengewölkes, die merkwürdige Nacht heran, welche noch heute in jenem Lande ſelbſt unter dem Namen „der Nacht der Trübſal" (la noche triste) unvergeſſen geblieben. Der Zug ſetzte ſich ſtill und geheimnißvoll in Bewegung durch die Straße Tlacopan und in der vom Feinde am wenigſten zu errathenden Richtung nordweſtlich auf Tacuba, wo zugleich der zu überſchreitende Damm in ſeiner Ausdehnung der kürzeſte von allen war. Zwar erreichten die Spanier den Anfang dieſes Engpaſſes wider ihr Verhoffen unangefochten; hatten ſie aber gewähnt, daß die Mexikaner dieſen von der Seeküſte am meiſten abgewandten Ausweg vernachläſſigt haben würden, ſo ſahen ſie ſich gleichwol betrogen. Denn ſofort im Anbeginn ſtoßen ſie auf den klaffenden Schlund einer abgetragenen Brücke; aber die im Vorrath mitgeführte wird hinübergeſpant, und glücklich dient ſie dem Vortrad zum Übergange. Auch das Hauptcorps iſt bereits in der Nachfolge begriffen, als urplötzlich von allen Seiten her der tauſendſtimmige Schlachtruf des Feindes erdröhnt und ein Hagel von Wurfgeſchoſſen gegen die dichtgedrängten ſpaniſchen Reihen losbricht. Zu beiden Seiten wimmelt der See von Canots, angefüllt mit Bewaffneten, die ſich wetteifernd ihren abziehenden Gegnern in die offnen Flanken werfen.

Nur zu ſorgfältig hatten die Indianer jede Bewegung derſelben gehütet, als daß ihnen ihre Abſicht hätte entgehen können, und mit nicht minderer Anſtrengung, aber glücklicher, waren ſie bemüht geweſen, jener Flucht ein ſicheres Mislingen zu bereiten. Ruhig ließen ſie daher die größere Halbſchied der Abziehenden ſich auf dem ſchmalen Damme einklemmen, um dann gleichzeitig die beiden Ufer deſſelben zu beſtürmen, von hinten aber über den ſchwächeren Nachzug herzufallen. Nie konte ein Gefecht unter nachtheiligeren Umſtänden angenommen und unterhalten werden; denn hätte die Dunkelheit und das dichte Gedränge nicht ohnehin ſchon jede freie taktiſche Bewe-

oogle

gung und den Zuſammenhang derſelben vernichtet und den Gebrauch der Feuerwaffen unwirkſam gemacht, ſo war doch der Andrang der feindlichen Maſſen ſo ungeſtüm, ihre Kampfbegierde ſo voll Ausdauer und ihre Todesverachtung ſo kühn, daß die ſpaniſchen Schwerter und Piken bald nicht mehr hinreichend ſchienen, ſich einen weiteren Weg zu bahnen oder auch nur den erkämpften Boden zu behaupten.

Gleichwol hatte man ſich endlich nach einer zweiten Dammöffnung mühſam durchgerungen, wo es abermals der tragbaren Brücke bedurft hätte. Allein wäre dieſe auch durch den verwirrten Menſchenknäuel längs des Dammes fortzuſchaffen geweſen, ſo mußte man doch um ſo mehr auf ihren ferneren Gebrauch verzichten, da ſich's mit Schrecken ergab, daß ihre Stützpfähle, nachdem ſie das Gewicht der darüber weggeſchrittenen Reuterei und Kanonen empfunden, viel zu tief und feſt in den Schlamm des Seebodens eingedrungen waren, um noch ferner von der Stelle bewegt zu werden. Auch ward ſie von den Mexikanern zerſtört, bevor der Nachzug noch völlig hinüber gedrungen war, und hier nun inſonderheit riß eine Verwirrung ein, welche alle Waffengattungen und Freund und Feind bunt durcheinander miſchte. Blut floß von allen Seiten, und was der Niedermetzelung entging, hatte das noch entſetzlichere Loos der Gefangenſchaft. Eines wie das Andere traf zumeiſt die Habſüchtigen, welche ſich zum Übermaß mit dem preisgegebenen Golde belaſtet hatten und darunter früh erlagen. Botello, der Aſtrolog, war, im Widerſpruch mit ſeinen Orakeln, unter den erſten, welche fielen. Aber unweit ſchmerzlicher war dem Heere die Einbuße ſolcher Helden, wie Juan Velasquez, Francisco de Morla, Salcedo und mancher andern, die hier rühmlich unterlagen. Selbſt Alvarado würde, nachdem er das Pferd unter dem Leibe verloren, und rings vom Feinde umzingelt, ihr Schickſal getheilt haben, wenn er nicht mit rieſiger Kraft auf ſeine Lanze geſtützt den verzweifelten Sprung über die anſehnlich weite Dammöffnung gewagt hätte, der ihn wieder zu den Seinigen führte. Noch heute bewahrt der Name „Salto de Alvarado," welchen Platz und Brücke führen, das Andenken an dieſe, zwar oft bezweifelte, aber dennoch hinlänglich bewährte, eines homeriſchen Helden würdige That.

Inzwiſchen ſtand Cortez, der ſich an die Spitze des Vortrabs geſetzt, bereits am zweiten Graben und ſetzte hier den erbitterten Kampf ſo lange fort, bis deſſen Tiefe ſich mit den Leichen der Erſchlagenen füllte und ihm geſtattete, über dieſelben hinweg, wie auf feſtem Boden, zu ſchreiten. Ein dritter Durchſtich bot mindere Schwierigkeit des Übergangs dar, da ſich derſelbe zur Noth durchwaten ließ, und ſo gelang es denn endlich, das Ende des Dammes zu erreichen, ohne daß dieſer Ausgang, wie er leicht gekont, von feindlichen Truppen geſperrt befunden worden wäre. Was dem Feldherrn hatte folgen können, ward hier von ihm geſammelt und geordnet, allein noch befand ſich der bei weitem größte Theil der Seinen mitten auf dem Damme im mörderiſchen Handgemenge mit dem verfolgenden Feinde, ein Anblick, der Cortez ſeiner eigenen Rettung vergeſſen ließ, um ihn augenblicklich wieder zurück in das verlaſſene Gewühl zu ſtürzen. Ihnen abermals mit ſeinem Schwerte voranfämpfend, öffnet und bahnt er ihnen einen Weg aus jenem Chaos, läßt das ſchwere Geſchütz, welches nicht weiter fortzubringen iſt, ins Waſſer verſenken und entreißt noch hie und da dem nachdringenden Feinde ein ſchon ergriffenes Schlachtopfer des ſchrecklichen Kriegsgottes Huitzilopochtli, während er ſo manche Andere, mit erſeufzender Sele zu dieſer Abwürgung hinweggeführt ſehen muß.

Der anbrechende Tag fand endlich die Trümmer des ſpaniſchen Heerhaufens am äußern Ufer des Sees, wo ſie bei der Stadt Tacuba ſich vereinigten, aber nun auch erſt im Stande waren, ihre ganze ſchreckliche Einbuße zu überſchauen. Neben ſo vielen der geachtetſten Anführer fehlten gegen 500 Spanier und mehr als 1000 Tlaſcalaner, todt oder gefangen, in den ſtark gelichteten Reihen. Was ſich gerettet hatte, war mehrentheils nicht ohne Wunden. Sämtliches Geſchütz nebſt Schießbedarf, das Gepäck, der größte Theil des Schatzes und die mitgeführten mexikaniſchen Gefangenen gingen verloren. Die Entronnenen, die ſich hier wie durch ein Wunder wieder zuſammenfanden, fühlten ihren Muth gebrochen und ſahen einer noch ſchwärzeren Zukunft entgegen. Cortez ſelbſt, ſie überzählend und die Mehrzahl ſeiner Getreuen vermiſſend, vermochte nicht, ſich der Thränen zu erwehren. Wie aber mußte nächſtdem der Untergang aller ſeiner ſtolzen Hoffnungen — das nur zu gewiſſe Ergebniß dieſer Leidensnacht! — ſeine ſtarke Sele beſtürmen!

Allein in eben dieſer fand er auch die Thatkraft, ſich großherzig über ſein Mißgeſchick zu erheben. Allem Andern ging die Sorge vor, das geſchwächte und entblößte Heer ſo ſchnell als möglich aus ſeinem gegenwärtigen Bedrängniß zu reißen und Tlaſcala, den nächſten befreundeten Punkt, wo ſich ihm wieder einige Hilfsmittel darboten, zu erreichen. Freilich mußten dazu zuvörderſt die großen Seen von Tenochtitlan umzogen und mehre Tagemärſche durch ein feindlich aufgeregtes Land und auf rauhen Gebirgswegen zurückgelegt werden. Die ganze bewaffnete Bevölkerung der Hauptſtadt, durch ihre ſo eben errungenen Siege ermuthigt, mußte ihn entweder auf der Ferſe verfolgen, oder ihm voraneilen und die B[illegible]päſſe verlegen, und als noch furchtbarerer Feind drohte der Hunger, der nirgend eine Befriedigung hoffen ließ.

Indeß durfte, allen dieſen Gefahren zum Trotz, der Aufbruch keinen Augenblick verzögert werden. Die Tlaſcalaner, des Weges am kundigſten, bildeten, von Ordaz befehligt, die Spitze des Zuges, welchen die Spanier in möglichſt weiter Ausdehnung unter Cortez eigner Anführung ſchloſſen und deckten, während die Reuterei ſamt den wenigen Büchſenſchützen die Flanken gegen die unaufhörlichen Angriffe des von allen Seiten ſich zeigenden Feindes zu hüten ſuchten. Dennoch würden die ermattenden Truppen dieſen ſich ſtündlich mehrenden Neckereien endlich erlegen ſeyn, hätte ſich ihnen nicht gegen Abend eine zur Vertheidigung wohlgelegene Tempelhöhe und im Bereich derſelben (was nicht minder dringend war) ein Vorrath von Lebensmitteln dargeſtellt, um für die Nacht ebenſowol Schutz als Nahrung zu gewinnen.

Unter ähnlichem Mühſal, ſtets mit der geſchwunge

nen Waffe in der Hand, allen Naturhinderniſſen Trotz bietend und zu ihrer kümmerlichen Sättigung auf die grünen Maisſtengel des Feldes oder auf unſchmackhafte Wurzeln angewieſen, beharrten ſie dennoch fünf Tage hindurch im ſteten Fortrücken, faſt allein nur noch geſtützt durch den unbeugſamen Muth ihres Führers, der, indem er jedes Ungemach mit ihnen theilte, ihnen immer ein heitres Geſicht und eine nicht ferne, glücklichere Zukunft zeigte. So hatten ſie am ſechſten Tage die Bergſpitze, von wannen die Straße nach Tlascala durch das Thal von Otumba herniederſteigt, und wo endlich ihr Zug geſicherter zu ſeyn verhieß, vor ſich im Geſichte, als voran entſandte Reiſige die Meldung brachten, daß ein unermeßliches feindliches Heer das ganze Thal erfülle. So war denn die geheime Befürchtung des Feldherrn, ſich in dieſem Paſſe den Durchgang verſperrt zu ſehen, nur zu genau in Erfüllung gegangen! Cortez ſtaunte; aber er wankte nicht! Hier galt es mehr als jemals, Sieg oder Tod! und ſeine Krieger in eine dichte Colonne zuſammen ordnend, deren beide Endſpitzen die Reiſigen deckten, warf er ſich unverzagt von der Anhöhe herab in das dickſte Gewimmel der erſtaunten Gegner, durchbrach ihre Maſſen und arbeitete ſich unter anhaltendem Gemetzel den Engpaß entlang, ohne gleichwol hoffen zu dürfen, daß es der immer ſteigenden Erſchöpfung der Seinigen gelingen werde, ſich freie Bahn zu brechen. Schon ſtand der Kampf auf der mislichſten Wage, als Cortez in nicht zu weiter Ferne den mexikaniſchen Oberfeldherrn auf ſeinem Tragſeſſel und mit dem hochverehrten Heiligthum der Nation, dem goldenen Reichspanier in den Händen, hervorragend erblickte. Es entging ihm nicht, daß an die Eroberung dieſes Kleinods das Schickſal des Tages geknüpft ſeyn werde, und ſchnell ſammelte er ſeine Paladine Olid, Sandoval, Alvarado, Avila und wer ſonſt noch eines tüchtigen Gaules mächtig geblieben, dicht um ſich her, und mit der vereinigten Kraft ihrer eingelegten Lanzen gegen jenes Palladium anſprengend, warfen ſie mit unwiderſtehlicher Gewalt alles vor ſich nieder, erreichten und ſtürzten den Bannerträger von ſeinem Seſſel, und Juan de Salamanka iſt der Glückliche, der dem Niedergeworfenen das goldne flatternde Netz entreißt, um es ſeinem Feldherrn als Siegestrophäe zu überreichen.

Gleich einem Zauberſchlage wirkt das plötzliche Verſchwinden ihres geheiligten Paniers auf die geſamte mexikaniſche Heeresmacht, alle übrigen Fahnen ſenken ſich, jeder Widerſtand hat ein Ende, ein jäher Schrecken hat jede Fauſt gelähmt, und in wilder verwirrter Flucht ſucht alles bis auf den letzten Mann ſich in die Gebirge zu retten. Die über ihren eigenen Sieg erſtaunten Spanier waren unbedingte Meiſter des Schlachtfeldes und einer auf demſelben zurückgebliebenen, reichen Beute; aber noch bei weitem höher galt ihnen der freigewordene Weg nach Tlascala und die Gewißheit, den alten Glauben an ihre Unüberwindlichkeit zurückerobert und den Feind für lange Zeit entmuthigt zu haben. Schon des nächſten Tages ſtanden ſie wieder auf befreundetem Boden; aber nur 420 dieſer Helden ſamt nicht mehr als 16 Reutern, hielten demnächſt ihren feierlichen Einzug in die Hauptſtadt ihrer unveränderlich treuen Bundesgenoſſen. Dieſe kaum erwartete Geſinnung zeigte ſich in der hilfsbereiten Aufnahme, womit Cortez hier empfangen wurde, und die vielleicht eben ſo ſehr als das Werk ſeines perſönlichen, alle Gemüther beſtechenden Verdienſtes, als der eingewurzelten Feindſeligkeit der Tlascalaner gegen das Volk von Anahuac zu betrachten war. So fanden denn die ausgehungerten Spanier hier reichliche Mundvorräthe, die Verwundeten eine ſorgſame Pflege und der Feldherr ſelbſt, den hier nach ſo unglaublichen geiſtigen und körperlichen Anſtrengungen eine ſchwere Krankheit befiel, die unzweideutigſten Beweiſe einer Theilnahme, die ein Großes zu ſeiner Wiederherſtellung beitrug.

Inzwiſchen arbeitete ſeine große Seele unabläſſig an dem Gedanken, nicht, ſeinen Entwürfen ein beſcheidneres Ziel zu ſetzen, ſondern alles, was ihm ein treuloſes Glück aus den Händen gerungen, mit Wucher zurück zu gewinnen und nochmals und für immer als Sieger in Tenochtitlan einzuziehen. Allerdings ein heroiſcher Entſchluß! Denn wenn ſeine ihm noch übrigen Streitkräfte vielleicht nicht viel geringer waren als bei ſeinem erſten Auftreten auf dieſem Boden, wenn Vera Cruz, ſein Waffenplatz, ſich noch im beſten Zuſtande befand, und er ſich von ſeinen Verbündeten des kräftigſten Beiſtandes verſichert halten durfte, ſo ſtand ihm doch nunmehr eine durch hohe Begeiſterung über ſich ſelbſt emporgehobene Nation und, ſtatt des gehaßten und mit ſich ſelbſt zerfallenen Montezuma, ein Regent von ausgezeichneter Thatkraft gegenüber. Zwar war der ſanfte Quetlabaca, kaum auf den Thron erhoben, bereits wieder das Opfer einer ſchnell tödtenden Seuche — der durch einen Neger unter Narvaez mit eingeſchleppten Menſchenblattern — geworden; allein ſchon auch hatte eine neue Volkswahl den Neffen und Schwiegerſohn Montezuma's, den edlen Guatimotzin (richtiger Quauhtemotzin) zu dieſem erhabenen Poſten berufen, und alſobald auch ward jede Kraft ſeines Reiches von ihm in Anſpruch genommen, dem fremden Dränger die Wiederkehr in das Herz deſſelben zu wehren. Zugleich erſchienen ſeine Abgeordneten bei dem hohen Rathe der Tlascalaner, und nur an der Feſtigkeit dieſer Verſamlung ſcheiterten, zu Cortez nicht geringer Zufriedenheit, die lockenden Anerbietungen zu Schutz und Trutz, denen eine umſichtigere Politik, zum Untergange eines eben ſo gefährlichen Freundes als Feindes, vielleicht ein minder taubes Ohr geliehen haben würde.

Allein nicht minder thätig erwies ſich ſeinerſeits der ſpaniſche Feldherr, ſeine Verluſte zu erſetzen und ſich mittelſt Abſendung einiger Schiffe von Narvaez Geſchwader, durch neue Werbungen auf Hiſpaniola und Jamaika, ſo wie durch Herbeiſchaffung von friſchen Pferden und anderweitigem Kriegsbedarf mit dem Fehlenden zu verſehen. Seine unmittelbare Gemeinſchaft mit Vera Cruz, welche durch den feindſeligen Sinn der dazwiſchen gelegenen Tepeaken (Tepeyaeac) bedroht ſchien, ſicherte er durch Bezwingung dieſes unruhigen Volksſtammes und die Gründung des befeſtigten Zwiſchenpoſtens Segura de la Frontera. Daneben war er eifrig bemüht, ſeinen Truppen durch eine Reihe, wenn gleich kleiner, doch glückhafter

Digitized by Google

kriegeriſcher Streifereien das ſtolze Selbſtvertrauen zurückzugeben, das in mancher rauhen Bruſt unter dem Gewicht ſo raſcher Glückswechſel ſich ſichtbar abzuſtumpfen begann. Beſonders zeigten ſich die letzten, von Narvaez übergetretenen Verſtärkungen dergeſtalt getäuſcht in allen ihren Erwartungen und niedergebeugt durch die erlittenen Drangſale, daß ſie eine förmliche Vorſtellung gegen einen zweiten Zug nach Mexiko einreichten und unverzüglich nach Cuba zurückgeführt zu werden verlangten. Kaum konten ſie durch die Verheißung beſſerer Zeiten von Cortez dahin vermocht werden, nur noch für einige Zeit unter ſeinen Fahnen auszudauern. Was indeß ſeinen Bitten und Vorſtellungen fehlſchlug, ſollte ihm in dieſem nämlichen Augenblick des Bedrängniſſes durch eine nochmalige, ungehoffte Gunſt des Glücks erſetzt werden.

Die unglückliche Wendung, welche die Expedition unter Narvaez genommen hatte, war noch zu neu, als daß Velasquez auf Cuba bereits von derſelben hätte unterrichtet ſeyn können. Vielmehr beeilte ſich dieſer, ſeinem entſandten Kriegsobriſten, an deſſen gutem Fortgang er nicht zweifelte, neue Unterſtützungen zukommen zu laſſen, welche Pedro Barba auf zwei Fahrzeugen herüberführte. Dieſe, mit Liſt in den Hafen von Vera Cruz gelockt und Zeugen von der wahren Geſtalt der Dinge, bedachten ſich nicht lange, zu Cortez überzugehen, während ein drittes Schiff, durch den Speculationsgeiſt einiger ſpaniſchen Kaufleute mit mancherlei willkommenen Vorräthen befrachtet, hier einen reich belohnenden Markt, die Beſatzung aber ein gern gereichtes Handgeld zum Kriegsdienſte fand. Endlich erſchien ſogar noch eine völlig fremde Ausrüſtung, welche der Statthalter von Jamaika unter den Hauptleuten Camargo, Ramirez und Michael Diaz auf Entdeckungen ausgeſchickt hatte, aber an den nördlicher gelegenen Küſten des großen Golfs von Mexiko ſo übel empfangen worden war, daß ihr, von Noth und Hunger faſt aufgerieben, kaum ein anderes Heil übrig blieb, als ſich zu Cortez glücklicherer Fahne zu ſchlagen und ihm ſolchergeſtalt 150 wehrhafte Männer ſamt 17 Pferden zuzuführen.

Jetzt bedachte er ſich denn auch nicht länger, die unzufriedenen Soldaten des Narvaez zu entlaſſen, indem ihm gleichwol noch 550 Mann Fußvolk und 80 Reuter, ſamtlich Kerntruppen, nebſt 9 leichten, von den Schiffen entnommenen Feuerſchlünden, zu Gebote blieben. Öffentlich und beſtimt erklärte er ſeinen Vorſatz, zur Belagerung von Tenochtitlan aufzubrechen und foderte alle ſeine Verbündeten, zumal Tlaſcala, auf, ihn dabei mit ihren willig und zahlreich geſtellten Hilfstruppen zu unterſtützen. Sollte jedoch jenes Unternehmen mit einem des Erfolgs gewiſſen Nachdruck betrieben werden, ſo war es eine unerläßliche Maßregel, ſich durch abermalige Aufſtellung einer kleinen Flotte zum Meiſter von den Seen und eben dadurch von jenen verhängnißvollen Dämmen der Hauptſtadt zu machen. Zwölf Brigantinen ſollten dies bewirken; wenn aber gleich das Holz zu denſelben erſt in den Waldgebirgen von Tlaſcala gefällt, das Eiſenwerk, die Maſten und Betakelung von Vera Cruz entnommen und alle dieſe Laſten allein durch Menſchenhände einen eben ſo weiten als beſchwerlichen Weg bis an den Rand der Binnenſeen geſchleppt werden mußten, ſo erſchrack doch der gewaltige Geiſt des Spaniers vor einem ſo kühnen Gedanken nicht, und er war auch ſo glücklich, in Martin Lopez den rechten Mann zur Ausführung deſſelben zu finden.

Nicht minder gab ihm der täglich fühlbarer werdende Mangel an Schießpulver zu ſchaffen; denn wenn man auch Gelegenheit gefunden, ſich einen Vorrath von Salpeter zu verſchaffen, ſo fehlte es doch an dem zur Fabrikation jenes Bedarfs erfoderlichen Schwefel, bis man ſich der unerſchöpflichen Lagerſtätte deſſelben in dem Schlunde jenes nahen Vulkans entſann, den Ordaz unlängſt mit ſo viel Muth erſtiegen hatte. Sogleich erbot ſich Montana, der Geſchützaufſeher, dieſen glücklichen Fund nochmals aufzuſuchen und zu benutzen, und auch dieſer Brave hielt treulich Wort, indem er ſich nach erſtiegenem Gipfel tief in den Crater hinabließ, um ſich des gewünſchten Minerals in ausreichender Menge zu bemächtigen.

Was indeß Cortez Geiſt mehr denn alles mit Ungewißheit und Sorge erfüllte, war das Schickſal ſeiner Sendung an Kaiſer Karl V. und der von demſelben gehofften Sanction ſeiner, in deren Ermangelung zur Werthloſigkeit, wenn nicht gar zum Verbrechen geſtempelten Anſtrengungen. Mehr als Jahresfriſt war verronnen, ohne daß ſeine Agenten wieder von ſich hatten hören laſſen. Jetzt ſchien es ihm von höchſter Wichtigkeit, die eifrige Betreibung dieſes Anliegens in Gemeinſchaft mit jenen erſtern Abgeordneten, in die treuen Hände von Diego de Ordaz und Alfonſo de Mendoza, *mittelſt* einer abermaligen Sendung nach Spanien, zu legen. Seine umſtändlichen Berichte an den Monarchen von ſeinen bisherigen Verrichtungen, bekräftigt durch die gleichlautenden Erklärungen der Autoritäten von Vera Cruz und Segura, erhielten zugleich ihren noch ſprechenderen Nachdruck durch die für königliche Rechnung zurückgelegten und auf dem unglücklichen Rückzuge nicht ganz verloren gegangenen Goldmaſſen und Koſtbarkeiten.

Sechs Monate hatte Cortez bedurft, um ſeine Rüſtungen zu dem neuen Zuge zu vollenden, der nunmehr mit friſch wieder aufblühenden Hoffnungen angetreten wurde. Tlaſcala hatte dazu ein Hilfsheer geſtellt, das man (vielleicht mit Übertreibung) auf 60,000 Köpfe ſchätzte, und von welchen der Feldherr nur 10,000 unter Xicotencatl's Anführung in ſeine Reihen aufnahm, während die übrigen zum Bau und Transport der Flottille verwandt wurden. Der Widerſtand an Verhacken und Fallgruben, oder ſelbſt an gewaffneter Abwehr, welchen die Spanier auf ihrem Marſche fanden, war nicht von Bedeutung und wurde leicht hinweggeräumt. So ward denn die Stadt Tezcuco am öſtlichen Rande des gleichnamigen Sees und im Angeſicht von Tenochtitlan gelegen, ohne Gefährde erreicht und von Cortez zum Waffenplatz und Schiffswerft für die vorhabende Belagerung erſehen. Nicht ſo leicht glückte die Beſetzung von Iztapalapan, deſſen noch nähere und feſte Lage auf einer Inſel des Sees weſentliche Vortheile verſprach, obwol der Ort einer plötzlichen Überſchwemmung wegen wieder verlaſſen werden mußte.

Digitized by Google

Die entſchloſſene Gegenwehr, welche die Spanier bei dieſem Angriff gefunden hatten, konte ſie belehren, daß Guatimozin auf die hartnäckigſte Vertheidigung ſeiner Hauptſtadt gefaßt ſey, in welche er alle waffenfähige Mannſchaft aus der Umgegend zuſammengezogen hatte, während die Brücken abgetragen, die Dämme mit Schanzen verſehen und die Gewäſſer der Seen durch unzählige kleine Fahrzeuge gedeckt waren. Cortez ſah ſich dadurch genöthigt, in ſeinen Operationen ganz methodiſch zu Werke zu gehen und zuvörderſt eben ſowol durch Unterwerfung der Plätze rings um die Seen her, als durch freundſchaftliche Verbindungen mit einigen nahe gelegenen, unabhängigen Staten ſeinen Gegner in immer engere Grenzen zurückzudrängen, nachdem der Verſuch, denſelben durch eine halb drohende, halb ſchmeichelnde Botſchaft zum Frieden einzuſchüchtern, ſeines Zweckes verfehlt hatte.

Inzwiſchen waren auch die von Lopez geleiteten Arbeiten an dem Material der Flottille ſoweit vorgerückt, daß auf deſſen Herbeiführung von Tlascala Bedacht genommen werden konte. Sandoval ging dieſem großen Transport, der einen meilenlangen Zug von 8000 Laſtträgern bildete, auf die Hälfte des Weges zur Bedekkung entgegen und hatte ſeine Vorkehrungen ſo gut getroffen, daß er denſelben, obwol unaufhörlich von feindlichen Streifparteien umſchwärmt und geneckt, wohlbehalten nach Tezcuco geleitete. Nicht minder ſchnell und glücklich ging hier nunmehr die Zuſammenfügung von 13 Brigantinen von ſtatten, welche, mittelſt eines eigends dazu gegrabenen Canals vom Stapel gelaſſen wurden und in ihrer völligen Ausrüſtung eine ſo drohende Stellung gewährten, daß darüber ein während dieſer Arbeiten unternommener, aber fehlgeſchlagener Verſuch auf die Stadt Tacuba, dem ein hitziges, aber unentſchiedenes Treffen an dem Damme gleiches Namens folgte, um ſo eher verſchmerzt werden konte.

Eine neue und noch ſtärkere Ermuthigung mochte Cortez aus der Erſcheinung von vier Segeln im Hafen von Vera Cruz ſchöpfen, welche ihm unmittelbar von Seiten der königl. Regirung zu Hiſpaniola eine Verſtärkung von 200 Mann, 80 Pferden und mannigfachem Kriegsbedarf, unter der Anführung namhafter und kriegserfahrner Männer, zuführten. Nicht überflüſſig war ihm dieſer Zuwachs von Streitkräften, da die Ausfälle und Streifzüge der Belagerten ihm noch immer alle Hände voll zu ihrer Abwehr zu ſchaffen gaben. Er ſelbſt gerieth bei einem dieſer Gefechte, wo er ſich plötzlich im Handgemenge von den Seinigen abgeſchnitten, ſein Pferd zuſammenſtürzen und ſich hilflos unter der Laſt deſſelben begraben ſah, in die dringendſte Gefahr, von den Mexikanern lebendig ergriffen zu werden; ward aber ritterlich durch den Muth ſeiner ſich zu ihm durchſchlagenden Gefährten gerettet.

Allein nicht alle Theilnehmer an Cortez Gefahren beſaßen zugleich auch den Muth oder den freudigen Willen, in denſelben ſtandhaft mit ihm auszudauern; und da ſich ihrer Kurzſichtigkeit das letzte Ziel einer Unternehmung, die ſie von eben ſoviel unerwartetem Mühſal, als raſchem Glückswechſel begleitet ſahen, je mehr und mehr verſchloß, ſo ſchlich ſich in gar manche Herzen eine Verdroſſenheit und ein Unmuth, welche in Allem, was der Feldherr unternahm, und zumal in der begonnenen Belagerung der mexikaniſchen Hauptſtadt, nur das Werk eines tolldreiſten Starrſinns zu erkennen glaubte und es ihnen verleidete, ſich ihm ferner zu willenloſen Werkzeugen herzuleihen. Als ein Mittelpunkt dieſer ſtillen Unzufriedenen, die ſich beſonders unter den Reſten von Narvaez Expedition noch immer finden ließen, warf ſich Antonio de Villaſagna auf, zwar nur ein Soldat von untergeordnetem Range, aber begabt mit dem kecken Geiſt der Intrigue und insgeheim dem Adelantado mit ganzer Sele ergeben. Angefacht und genährt von ihm, bildete ſich ſchnell ein geheimer Bund im Heere, deſſen Plan anfänglich darauf hinausging, das Heer zu verlaſſen und ſich nach Cuba einzuſchiffen. Als ſich ihnen jedoch bei näherer Erwägung die Unthunlichkeit dieſes Anſchlags ergab, faßten ſie auf der Stelle den noch kühnern, ſich zuvor des Feldherrn und ſeiner getreueſten Anhänger durch Meuchelmord zu entledigen und einen andern Führer zu erwählen, dem Villaſagna zunächſt zur Seite ſtehen ſollte. Ort, Zeit und Gelegenheit zur blutigen That waren bereits erſehen und die einzelnen Rollen unter die Verſchwornen ausgetheilt, nachdem ſie ſämtlich eine Urkunde unterzeichnet und in die Hände ihres Hauptes niedergelegt hatten.

Bis zum Abend vor dem zur Ausführung beſtimten Tage blieb das Geheimniß, trotz der Menge der Theilnehmer, in tiefe Nacht verſchleiert. Da aber trieb einen der Mitwiſſenden, der zu Cortez Veteranen gehörte, der ſtärkere Geiſt der Reue zu ſeinem Feldherrn, ihm die obſchwebende Gefahr zu offenbaren. Dieſer, wie ſehr auch immer überraſcht, verlor gleichwol die Beſinnung nicht, ſondern augenblicklich eilte er, von einigen zuverläſſigen Freunden gefolgt, in Villaſagna's Zelt, wo die Beſtürzung des Verräthers ihm, neben dem Eingeſtändniß ſeines Verbrechens, auch die Bundesacte entriß, in welcher Cortez, mit Unwillen und Kummer, Namen las, die er hier nimmer geſucht hätte. Auf ſeinen Befehl büßte der Meuterer ſogleich und über der Thüre ſeines Quartiers mit dem Strange; allein weit davon entfernt, in eine tiefere Unterſuchung der Verſchwörung einzugehen, welche der Schuldigen nur zu viele bloßgeſtellt haben würde, unterdrückte er ſogar jene Namenliſte mit kluger Sorgfalt und gab vor, daß Villaſagna noch Zeit gefunden, ein Papier zu zerſtückeln und zu verſchlucken, wodurch es unmöglich geworden, den Faden der Verſchwörung weiter zu verfolgen. Wenn aber auch dieſe Erklärung diejenigen, welche ſich ſtrafbar fühlten, für den Augenblick beruhigte, ſo fehlte doch viel, daß ſeine kluge Großmuth die Umtriebe des Misvergnügens und der Abkehr im Heere völlig verbant und ihm nicht noch manche ſtille Sorge bereitet hätte.

Ein ähnlicher Geiſt der Meuterei brach ſogar, wenige Tage ſpäter, unter den tlascalaniſchen Bundestruppen hervor und hatte keinen Geringeren, als ihren Anführer Xicotencatl ſelbſt, zum Urheber. Dieſer eben

ſo kühnherzige, als helle Kopf, der die Politik und die letzten Zwecke der Spanier vielleicht richtiger, als irgend einer ſeiner Landsleute durchſchaute, hatte ſchon länger an der Spitze einer kleinen Partei des Senats geſtanden, welche Cortez heimlich anfeindete und die mit ihm eingegangene Verbindung misbilligte. Mochte nun auch wol noch hinzukommen, daß die Tlaſcalaner nach dem gewöhnlichen Looſe untergeordneter Verbündeter, in den Belagerungsarbeiten zur Ungebühr angeſtrengt wurden; ſo zeigte ſich doch Xicotencatl immer unverholener als misvergnügten Tadler dieſer Unternehmung und ſann endlich im Ernſt darauf, ſeine Untergebenen, ſo viele derſelben ihm folgen wollten, heimzuführen. Cortez, dem dies kein Geheimniß blieb, beſchwerte ſich bei dem Senat über das Misverhalten ſeines Truppenführers, und da jener die Beſtrafung deſſelben ganz in ſeine Gewalt ſtellte, ſtand Cortez nicht an, die Verhaftung des Tlascalaners in eben dem Augenblick zu gebieten, da dieſer ſeinen Aufbruch ins Werk zu richten gedachte. Sein Verderben vor Augen erblickend, wollte er der ſpaniſchen Wache nicht gutwillig folgen und ward nach tapferem Widerſtande und mit Wunden bedeckt von derſelben niedergehauen. Sein Tod erſtickte jede fernere Bewegung unter ſeinen Landsleuten.

Noch hatte der unmittelbare Angriff auf Guatimozins Hauptſtadt nur die Vollendung der im Bau begriffenen Brigantinen erwartet, als dieſe endlich, trotz allen feindlichen Verſuchen zu ihrer frühzeitigen Zerſtörung (28. April 1521), unter feierlichem Gepränge vom Stapel liefen, dann vollends zugerüſtet, jede mit einem Artillerieſtück verſehen und mit 25 Spaniern und einer Anzahl Ruderer bemannt wurden. Auch das ſpaniſche Belagerungsheer war durch allerlei Verſtärkungen wiederum auf 900 Mann zu Fuß und 86 Reuter angewachſen, und außer 13 leichten Falkonets hatte man es möglich gemacht, auch 3 Geſchütze von ſchwerem Kaliber herbeizuſchaffen. Mit dieſer Macht, wobei freilich auf die Unterſtützung von bedeutenden indianiſchen Hilfsvölkern (ſollten ſie auch nicht die angegebene Zahl von 100,000 Mann erreicht haben) gerechnet werden mußte, entſchloß ſich Cortez, die Operationen zugleich von drei verſchiedenen Seiten zu beginnen. Peder Alvarado ward erſehen, den Angriff oſtwärts her, von Tezcuco aus, zu leiten; Sandoval befehligte an der Weſtſeite der Seen, zu Tacuba; und ſüdlich derſelben, aus dem Punkte von Cuyoacan her, ſollte Chriſtoval de Olid den Platz bedrohen; wogegen Cortez ſelbſt ſich den gewichtigſten Theil der Beſtürmung, der den Brigantinen vorbehalten war, erwählte.

Während die Landtruppen damit begannen, ſich an den benanten Punkten feſtzuſetzen und die Waſſerleitung von Chapoltepec zu zerſtören, wodurch der Stadt ein trinkbares Waſſer zugeführt wurde, (denn die Seen ſelbſt, zum Theil ſtark mit Salz geſchwängert, lieferten dergleichen nicht) richtete Guatimotzin ſein vornehmſtes Augenmerk auf die Abwehr der Flotte, deren gefahrdrohende Stellung er wohl erkante. Allein ſeine Tauſende von zuſammengebrachten Canots vermochten nichts in ihrem Angriff auf die zwar roh gezimmerten, aber dennoch an Größe und geſchickter Leitung weit überlegenen Brigantinen, welche Alles vor ſich her durchbrachen, in den Grund ſegelten, oder durch ihr Geſchütz zertrümmerten. Cortez, ſolchergeſtalt Meiſter der Seen, ſah ſich jetzt weiter nicht gehindert, den Anmarſch ſeiner Kolonnen längs der Dämme kräftig zu unterſtützen; ſo daß die Verhacke derſelben durchbrochen, die Durchſtiche mit Faſchinen ausgefüllt und leichte Laufbrücken hinüber geworfen werden konten. Es gelang, die Stadt zu erreichen, und ſogar jezuweilen und auf kurze Strecken in dieſelbe hineinzudringen.

Wären dieſe heldenmüthigen Anſtrengungen, anſtatt nach drei Seiten hin zerſplittert zu werden, auf einem einzigen Punkt vereinigt geweſen, ſo möchte ihnen ſchwerlich etwas widerſtanden haben. Jedoch zu ſchwach, ſich auf dem gewonnenen Boden zu behaupten, ſahen ſich die Spanier jedesmal genöthigt, in ihre früheren Stellungen zurückzukehren; wogegen die Belagerten die Nacht dazu benutzten, jene Bollwerke wieder herzuſtellen und die feindlichen Schanzen zu zerſtören. Dieſes fruchtloſe Hin- und Herwogen der Kräfte erneuerte ſich faſt einen Monat hindurch im täglichen Wechſel. Wenn auch in den zahlloſen Gefechten der Ausſchlag ſich gewöhnlich auf die Seite der Spanier lenkte, ſo war er doch ſtets mit Verluſt verbunden, ohne daß man der Entſcheidung näher gerückt wäre, nicht zu gedenken der gehäuften Mühſeligkeiten eines ſolchen ununterbrochenen Kampfes, welche bald durch den Eintrit der Regenzeit noch höher geſteigert werden ſollten.

Aber auch gegen ihre Flottille ermattete Guatimozins Widerſtand ebenſo wenig, als ſeine Erfindungen, ſie entweder zu vernichten, oder doch in ihrem Angriff zu hemmen. Bald verband er eine Anzahl größerer Barken zu einer ſchwimmenden Brücke, welche mit einer Bruſtwehr verſehen, den Durchbruch der heranſegelnden Brigantinen verhindern ſollte; bald ließ er einige engere Durchfahrten heimlich mit zugeſpitzten Grundpfählen, die kaum den Waſſerſpiegel erreichten, ausfüllen, und lockte durch verſtellte Flucht die feindlichen Schiffe in dieſe zubereiteten Fallen, deren zwei ſich, hart beſchädigt, nur mit Mühe, und nicht ohne den Verluſt ihrer Anführer Pedro Barba und Juan Portilla wieder in Freiheit ſetzten. Beides hatte den Erfolg, daß Cortez jene ſchwimmende Brükken zum Gegenſtande eines beſondern Angriffs machen, ſeine Brigantinen aber durch ihnen zugetheilte leichte Canots unterſtützen laſſen mußte, um ihnen in ſeichterem Fahrwaſſer aus dem Gedränge zu helfen.

Je weiter indeß dies Alles die Belagerung in eine immer mislicher werdende Länge zog und ſeine Streitkräfte nutzlos erſchöpfte, um ſo unumgänglicher auch that ſich ihm die Nothwendigkeit eines Hauptſturmes dar, um endlich eine Entſcheidung zu erzwingen; da zugleich auch ein letzter Verſuch zur friedlichen Ausgleichung an Guatimozins feſtem Felſenmuth geſcheitert war, ſo feierlich ſeinerſeits der ſpaniſche Feldherr auch erklärt hatte, daß er von dannen nicht weichen werde, bevor er nicht als Sieger in die Stadt eingezogen. Seiner Anordnung zufolge ſollten alle drei Abtheilungen, im erneuerten, gleich-

zeitigen Angriff ihr Beſtes thun, um jede Gegenwehr vor ſich niederzuwerfen und in den Platz ſelbſt vorzudringen, wo ihnen der große Marktplatz zum Punkt ihres Zuſammentreffens beſtimt wurde. Cortez ſelbſt ſchloß ſich an Olids Truppen an; und während an dieſem Tage (3. Juli) alle in die Wette Wunder der Tapferkeit verrichteten, gelang es ihm und den Seinen, von Tupocan her, ſelbſt den letzten Abſchnitt des Dammes, ungeachtet die Belagerten denſelben bis zu einer Breite von 60 Fuß erweitert und jenſeit mit einer ſtarken hölzernen Bruſtwehr verrammelt hatten, zu überſchreiten, indem er ſeine Canots und Brigantinen zur wirkſamen Unterſtützung herbei rief.

Jetzt ſtand ihm der Zugang in das Innere von Tenochtitlan offen, und Cortez ordnete ſeine Scharen, dieſen errungenen Vortheil kräftigſt zu verfolgen. Hinter ſich, an dem Graben, ließ er Julian von Alderete mit einer Abtheilung zurück, um dieſen Rückzugspunkt für jeden möglichen Fall zu hüten, zugleich aber auch die Tiefe deſſelben ſoviel in der Eile geſchehen könte, auszufüllen. Sofort begann der weitere Angriff; in den Straßen und ſelbſt von den Dächern herab, erhob ſich ein wüthendes Gefecht, deſſen Getöſe aus immer fortſchreitender Ferne das treu bleibende Glück der kühnen Beſtürmer bezeichnete und ſo auch Alderete's Ohr erreichte. Dieſer, voll brennender Kampfesluſt, achtete es einem Spanier zur Schande, da, wo ſeine Gefährten Lorbeern ernteten, nicht gleichfalls mit dem Schwerte dreinzuſchlagen; und ohne weiter des ſoviel wichtigeren, ihm anvertrauten Poſtens zu gedenken, ſtürzte er ſich gleichfalls vorwärts in das wilde Getümmel.

Aber nicht ſobald erfuhr Guatimotzin die unbedachtſame Verlaſſung dieſes wichtigen Punktes, als er denſelben auch, auf Umwegen, durch ſeine Rückhaltsſcharen ſtark beſetzen ließ, während Cortez durch abſichtliches Zurückweichen ſeiner Gegner vor ihm, immer tiefer in die Stadt hineinverlockt wurde. Plötzlich aber erbrauſen von dem Hauptempel herab die dumpfen Klänge der heiligen Kriegstrommel des Mexitli und wecken die fanatiſche Wuth ihrer gläubigen Hörer. Von allen Seiten und mit gräßlichem Geſchrei ſieht Cortez ſich angefallen. Seine entſchloſſene Abwehr wird noch mörderiſcher durch die Wirkung ſeiner Feuerwaffen gegen die ſich mit jedem Augenblick verdichtenden feindlichen Maſſen, die ihn endlich dennoch bedrängen und zwingen, ſich zum wohlgeordneten Rückzuge zu entſchließen. Bis zum Damme hin verliert niemand der Seinigen den Muth und die Zuverſicht; als aber auch hier Alderete's Unbeſonnenheit ſich offenbart und jeder Rückweg vom Feinde geſperrt erſcheint, da erzeugt das Andenken an jene Nacht der Trübſal und das vor Augen ſchwebende Bild eines ähnlichen Looſes eine momentane Lähmung jeglicher Kraft. Beſinnung, feſte Ordnung und Gegenwehr haben ein Ende; kein Befehl, kein Zuruf des Anführers wird mehr vernommen oder geachtet; alle Waffengattungen vermiſchen ſich in bunter Verwirrung und drängen unaufhörlich der Öffnung des Dammes zu. Blindlings ſtürzen ſie ſich in die Tiefe, um ſich ſchwimmend nach jenſeits zu retten. Allein was nicht im Schlamme erſtickt, wird von den Mexikanern gemetzelt, oder lebendig gepackt und fortgeſchleppt. Selbſt die Brigantinen gewähren nur wenigen eine Zuflucht, da der ſeichte Grund ihnen die unmittelbare Annäherung verbietet.

Lange hatte Cortez ſchier Übermenſchliches verſucht, die Flüchtlinge aufzuhalten und den Kampf zu erneuern. Kaum gelang es ihm, einige einzelne Unglückliche aus dem Gedränge zu reißen. Allein jetzt ſinkt auch ſein Roß; ſechs mexikaniſche Häuptlinge ſtürzen über ihn her; ſchon ſieht er ſich ergriffen und auf dem Punkte, davon geführt zu werden, als Don Francisco Guzman, ebenſo edel von Sinn, als von Geburt, ſich für den Feldherrn opfert, indem er, ſein Pferd verlaſſend, ſich vor Cortez zur Bruſtwehr macht und dieſem Luft genug verſchafft, ſich in den erledigten Sattel zu ſchwingen. Er ſelbſt fällt unrettbar in Feindeshand; wogegen jener, obgleich mehrfach verwundet, das kaum noch gehoffte Glück genießt, ſich auf eine Brigantine zu retten. Gleich ihm, waren faſt alle Spanier an dieſem ſchrecklichen Tage mit Wunden bedeckt, und 60 derſelben, ſamt mehr als 1000 Tlascalanern, deckten das verlaſſene Schlachtfeld. An dem gräßlichen Todeslooſe des hochherzigen Guzman, ſo wie der übrigen Gefangenen ließ ſich leider nicht zweifeln. Alderete, wie ſtrafbar er auch erſchien und reuig ſich auch ſelbſt der Todesſtrafe für verfallen bekante, litt vielleicht noch ſchmerzlicher an dem ihm öffentlich ertheilten Verweiſe ſeines Feldherrn, der hier die Strenge der Kriegsartikel mit Vorbedacht nicht walten ließ, um das entmuthigte Heer nicht tiefer niederzuſchlagen.

Ohnehin ward die Trauer deſſelben nur zu lebhaft genährt durch den wilden und geräuſchvollen Jubel aus allen Quartieren der Stadt, der in der nächſten Nacht das barbariſche Siegsfeſt der Mexikaner bezeichnete. Die Tempelhöhe des Kriegsgottes ſtrahlte im hellſten Glanze; und mehre Spanier, die ſich der Stadt in leichten Canots zu nähern wagten, vermeinten, neben den dunkeln Umriſſen der geſchäftigen Opferprieſter auch die weißen Geſtalten ihrer zur Abſchlachtung herbeigeführten, unglücklichen Gefährten erkant zu haben. Kein Auge blieb trocken bei dieſem Bericht; und wenn irgend jemals, bedurfte Cortez der vollen Kraft ſeiner großen Sele, um zugleich mit ſeinem eigenen Muthe auch die tiefe Gebeugtheit ſeiner Gefährten zu ſtützen. War nicht Alles, ſo war doch weit mehr, als ſeine heitere Miene ahnden laſſen durfte, verloren. Nicht mehr an Angriff, ſondern nur auf Selbſterhaltung, auf Pflege der Verwundeten, auf Herſtellung der erlittenen Einbußen mußte Bedacht genommen werden; und mehr als zu hoffen ſtand, war ſchon gewonnen, wenn ſich nur die engere Einſchließung des Platzes fortführen ließ, um ihn vielleicht noch durch den ſchon einreißenden Hunger zu bezwingen.

Allein hätten ſich ihrerſeits die Mexikaner nicht auch bereits am nächſten Morgen zu einem kühnen, wiewol erfolgloſen Ausfall gegen die ſpaniſchen Quartiere ermuthigt gefühlt; ſo beunruhigten ſie doch Cortez Gemüth in einem ungleich höheren Grade, indem ſie die blutigen

Digitized by Google

Häupter der Geopferten in alle umliegende Landſchaften verſandten und die dadurch bewirkte Verſöhnung des bisher erzürnten Kriegsgottes verkündigen ließen, welcher nunmehr die Vertilgung dieſer gottverhaßten Fremdlinge binnen einer Friſt von acht Tagen verheißen habe. Dieſes von den Prieſtern gefliſſentlich verbreitete Orakel fand ſelbſt auch unter den Truppen der Verbündeten Zugang und willigen Glauben; demzufolge ſchon in den nächſten Tagen ihre Läger wie verödet ſtanden. Ja, die bisher nie wankenden Tlascalaner erlagen dem gleichen Wahn ſo ſehr, daß nur eine geringe Zahl muthigerer Selen es wagte, bei Cortez auszuharren. Was dieſen aus einer ſo drohenden Lage allein nur retten konte und durch ſeine Beſonnenheit auch wirklich rettete, war der Verſuch, das Orakel zu Schanden zu machen, indem er bis nach Verlauf jener acht Tage, gefliſſentlich jede kriegeriſche Bewegung einſtellte und ſo dem großen Huitzilopochtli die Gelegenheit raubte, ſein Vernichtungsurtel zu vollſtrecken. Jetzt erkanten und bereueten die lauerſamen Verbündeten ihre Leichtgläubigkeit und kehrten willig auf ihren Poſten zurück. Andere hinwiederum, welche bisher dem Bündniſſe noch nicht beigetreten geweſen, ſchlugen ſich nun erſt auf die Seite der Spanier, da ſie in jener unerfüllten Drohung vielmehr eine vorſätzliche Täuſchung des Gottes ahneten, welche den von ihm beſchloſſenen Untergang des Reiches Anahuac unvermeidlich machen ſolle.

Kaum waren indeß die Wunden, welche jener Tag des Schreckens gekoſtet hatte, einigermaßen verharſcht, ſo ſchrit auch der Feldherr mit wieder gewonnener Zuverſicht zur Ausführung ſeines neuen Angriffsplanes, zu deſſen Verbeſſerung die ſeither gemachten widrigen Erfahrungen ſorgfältig benutzt wurden. Im Weſentlichen zwar blieb er derſelbe; allein man ging nunmehr langſamer und methodiſcher zu Werke, indem jeder vorwärts erkämpfte Schrit auch entſchloſſen behauptet werden ſollte, wobei inſonderheit die Bundestruppen dazu benutzt wurden, dicht hinter den ſpaniſchen Vorkämpfern die Dammbrüche auszufüllen, während die Brigantinen, welche immer noch die Seen beherrſchten, die Flanken der Streiter wie der Arbeiter deckten. Auf dieſe Weiſe hatte man Hoffnung, allmälig aber feſten Schrittes von allen drei Seiten zugleich in die Stadt einzudringen. Dies geſchah auch wirklich, Fuß vor Fuß und Straße vor Straße, wobei freilich alle Häuſer zu beiden Seiten niedergebrant oder abſichtlich zertrümmert werden mußten, um ſich auf ihrem Schutte zu verſchanzen. Viele Tauſende der Verbündeten wurden zu dieſem wilden Zerſtörungswerke entboten, und ſie gehorchten mit Freuden, weil ihr alter Haß in dem gehofften Untergange der Stadt ſeine Befriedigung für unzählige, von dorther erlittene Unbilden fand. Vorzüglich aber traf jenes Loos die hochragenden Tempelpyramiden, welche vermöge ihrer Bauart, eben ſo viele feſte Schlöſſer bildeten und daher, hätten ſie auch nicht den Fanatismus der Belagerer aufgeregt, doch ſchon zur eigenen Sicherheit derſelben der Erde gleich gemacht werden mußten.

Vermittelſt dieſer ebenſo außerordentlichen als beharrlichen Anſtrengungen und überall durch blutige Spuren bezeichnet, gelang es (27. Jul.) der von Alvarado befehligten Abtheilung zuerſt, den großen Markt, als den verabredeten Sammelplatz, zu gewinnen und ſich zugleich eines daranſtoßenden Tempels zu bemächtigen. Ein gegebenes Feuerzeichen von dem Gipfel deſſelben belehrte die anderwärts noch im harten Kampfe begriffenen Truppen von dieſem glücklichen Erfolg und ward für ſie zur Auffoderung, nicht länger dahinten zu bleiben. Bald auch arbeitete ſich Olid mit den Seinen, in deren Mitte ſich wiederum Cortez ſelbſt befand, dahin durch; bis endlich auch Sandoval eintraf und keine noch ſo tapfere Gegenwehr der Belagerten dem ſpaniſchen Schwerte mehr gewachſen blieb. Was noch flichen konte, eilte ſich zur Behauptung der kaiſerl. Burg, die nun unmittelbar bedroht ſchien, zu vereinigen.

Zwar lagen nunmehr drei Viertel der Stadt in Aſche und Trümmern und waren in der Gewalt der Sieger; allein da Guatimotzin mit dem Kern ſeiner Truppen in jenem letzten Aſyl noch einen verzweiflungsvollen Widerſtand erwarten ließ, ſo wollte auch Cortez von ſeinem bisher beobachteten Verfahren nicht abgehen, ſondern ſuchte ſich zuvörderſt auf dem großen Platze von allen Seiten zu verſchanzen. Um aber auch zugleich ſeine Gegner durch immer neue Formen des Angriffs zu ſchrekken, nahm er ſeine Zuflucht ſelbſt zu den Zerſtörungswerkzeugen einer fernen Vorzeit, indem er auf einer ummauerten Anhöhe, welche einem mexikaniſchen Theater zur Grundlage gedient, einen großen Katapult von den ſtärkſten Balken gezimmert dem Palaſt gegenüber errichten ließ. Wenn aber gleich die koloſſale Maſchine aus Ungeſchick des Werkmeiſters nicht zu ihrer verderblichen Wirkſamkeit gelangte, ſo reichte dennoch ihr bloßer, Unheil verkündender Anblick hin, bei den Bedroheten ein geheimes Entſetzen zu erwecken und ſie für den endlichen Ausgang dieſes Rieſenkampfes immer beſorgter zu machen.

Eben darum fanden vielleicht die abermaligen Friedensanträge, womit Cortez einen gefangenen Häuptling an ſeinen Gebieter entließ, wenn auch kein augenblickliches Gehör, doch Beachtung genug, um vorläufig zu einem Stillſtande der Feindſeligkeiten zu führen. Die hierauf angeſtellten Berathungen im Palaſte ſchienen auch wirklich einen ernſthaften Charakter anzunehmen, da ſie nicht nur die Abſendung kaiſerl. Abgeordneten zur Folge hatten, um vorläufig die von Cortez zu bewilligenden Bedingungen zu vernehmen, ſondern demnächſt auch Guatimotzins perſönliche Erſcheinung verhießen, um durch mündliche Zuſage das Siegel auf den Vertrag zu drücken. Jedoch eben dieſe plötzliche Bereitwilligkeit konte nicht umhin, bei dem Feldherrn einigen Verdacht gegen die Aufrichtigkeit derſelben zu erzeugen und in gleichem Maße auch ſeine Verſicht zu ſchärfen.

Und nicht ohne Grund war dieſer Argwohn! Denn weit entfernt, daß je ein Gedanke an Unterwerfung in die Sele des großherzigen Regenten gekommen wäre, ſtand vielmehr ſein Entſchluß feſt, die Hauptſtadt, welche nicht länger gegen den Feind zu halten war, heimlich zu verlaſſen und Streitkräfte in den entfernteren Provinzen des Reichs aufzubieten. Alles lag ihm daran, hiezu Zeit zu gewinnen und den Plan ſeiner Flucht zu verbergen. Während

Digitized by Google

demnach die Spanier mit jenen friedlichen Anerbietungen hingehalten wurden, zog man in der Stadt Alles, was noch von Canots vorhanden war, in größter Stille zuſammen, um das Wageſtück an dem nämlichen Morgen, wo jene perſönliche Zuſammenkunft der beiden Kriegshäupter ſtatt finden ſollte, zur Ausführung zu bringen.

Cortez, jedes mögliche Ereigniß im Geiſte muſternd, hatte auch einen Anſchlag dieſer Art nicht aus der Acht gelaſſen und, im geprüften Vertrauen auf Sandovals Wachſamkeit, dieſem den Oberbefehl der Flottille übertragen, mit der Weiſung, jede Bewegung des Feindes auf den Seen ſtreng zu hüten. Konte nun gleich an jenem Morgen (13. Auguſt) eine unter den mexikaniſchen Fahrzeugen ſofort bemerkte Unruhe auf die bevorſtehende Feierlichkeit gedeutet werden; ſo ſetzte doch Sandoval ſeine Brigantinen nur um ſo mehr in Bereitſchaft und war alſo auch darauf verſehen, als plötzlich die Canots zu einem ſtürmiſchen und mit unerhörter Erbitterung fortgeſetzten Angriff gegen ihn hervorbrachen. Noch mit ihrer Abwehr beſchäftigt, entging es gleichwol ſeinem ruhigen Scharfblick nicht, daß einige größere Fahrzeuge ſich von der feindlichen Maſſe abſonderten und, mit aller angeſtrengten Kraft der Ruder, quer über das Gewäſſer hinweg dem Lande zueilten. Sogleich erhält Garcias Holguin, der ſchnellſte Segler der Flottille, das Signal zur Verfolgung, holt die Flüchtlinge auf einem Waſſerbecken unweit der Brücke von Clerigo (oder Amaxac) ein, und iſt im Begriff das vor allen ausgezeichnete, vorderſte Canot in den Grund zu bohren, als augenblicklich die Ruder deſſelben ſinken und ein thränenvolles Geſchrei ſich erhebt, das um Schonung für die geheiligte Perſon des Kaiſers fleht.

Unerſchrocken und mit Würde trat Guatimozin ſeinem Verfolger entgegen, ſich ihm zum Gefangenen zu ergeben, aber auch, um eine geziemende Behandlung für ſeine mit ihm an dem nämlichen Borde befindliche Familie zu fodern. Zugleich hatte beim vernichtenden Anblick dieſer verhängnißvollen Kataſtrophe, jeder fernere Kampf ſeiner Getreuen ein Ende; und der nämliche Erfolg fand gleichzeitig auch auf dem Lande ſtatt, wo die Beſatzung der Kaiſerburg die Spanier durch einen ebenmäßigen Ausfall zu beſchäftigen bemüht geweſen. Holguin ſeinerſeits hatte geeilt, ſeine koſtbare Beute dem Feldherrn am Ufer vorzuführen. Cortez empfing den erlauchten Gefangenen mit Achtung und zutraulichem Anſtande. Eine Pauſe tiefen Schweigens erfolgte; dann berührte der junge Mann den Dolch, welchen der Spanier im Gürtel trug, und rief ſchmerzlich: „Tödte mich! denn nachdem ich Alles verſucht, was ich mir und meinem Volke ſchuldig war, bleibt mir nur der Wunſch übrig, zu ſterben.“ — Cortez, nicht ohne Rührung, ſprach zu ſeiner Beruhigung und gebot, den Fürſten ſeinem Range gemäß zu behandeln.

Noch an dem nämlichen Tage (dem 75ſten der eigentlichen Belagerung) rückten die Spanier über Trümmer und Hügel von Erſchlagenen, die einen verpeſtenden Geruch verbreiteten, in die nunmehr widerſtandlos gewordenen feindlichen Quartiere ein, die der Soldateska zur Plünderung preisgegeben wurden. Die Todten warf man in die Kanäle und zündete in allen Straßen große Feuer an, um die verdorbene Luft zu reinigen. Von den vorgefundenen, noch überbliebenen Einwohnern ward, was die Waffen getragen hatte, durch Brandmark zu Sklaven geſtempelt und zu öffentlichen Arbeiten aufbehalten; während der anderweitige wehrloſe Troß die Vergünſtigung erhielt, einen Ort zu verlaſſen, der wie einſt Troja oder Carthago einer förmlichen Zerſtörung geweiht worden. Ohnehin bot derſelbe in ſeiner gegenwärtigen Geſtalt ſelbſt für die auf ſeinen Ruinen lagernden Truppen keinen angemeſſenen Aufenthalt mehr dar; weshalb Cortez auch, nachdem alle Punkte zu Land und See durch Olid und Alvarado militairiſch geſichert worden, ſich ſchon am vierten Tage nach der Eroberung mit Olids Mannſchaften an den ſüdlichen Rand der Gewäſſer, nach Coyohuacan zurückzog, — einen Ort, für welchen er auch in der Folge eine bleibende Vorliebe zeigte, und wo er die nächſten vier oder fünf Monate verweilte. Gleichzeitig wurden auch die Bundestruppen mit Beute beladen und in der beſten Stimmung in ihre Heimath entlaſſen.

Die Spanier, ſtolz auf ihre Thaten und ſiegestrunken von dem glorreichen Ausgange des großen Kampfes, rechneten im erſten freudigen Taumel, weniger mit dem ab, was ihr Triumph ſie gekoſtet, noch um was er ſie reicher gemacht. Doch mit der wiederkehrenden ruhigeren Überlegung begannen ſie auch, den einen Preis gegen den andern ſorgſamer abzuwägen. Man hatte in der eroberten Hauptſtadt unermeßliche Reichthümer vorzufinden geglaubt, und war ebenſo erſtaunt als unzufrieden, da ſich der Geſamtbetrag der zu vertheilenden Beute auf nicht mehr als 368,000 Peſos belief, und alſo der Antheil des einzelnen nicht einmal den Werth jener früheren Theilung erreichte. Viele wieſen ihre Quote mit Verachtung zurück; aber eine faſt allgemeine Stimme beſchuldigte, wenn auch nicht geradezu den Feldherrn und ſeine nächſten Umgebungen einer betrüglichen Unterſchlagung, doch um ſoviel mehr den gefangenen Monarchen einer böswilligen Verheimlichung ſeiner Schätze. Julian de Alderete, Schatzmeiſter der Krone, drang vor allen auf die Offenbarung der ſoviel beſprochenen, unermeßlichen Koſtbarkeiten, welche Montezuma beſeſſen; und mit jedem Augenblick reifte der Samen einer furchtbaren und allgemeinen Empörung.

Es ſteht kaum zu bezweifeln, daß Cortez kein Mittel unverſucht gelaſſen, dieſen von blinder Habgier aufgeregten Sturm zu beſänftigen; und daß er es nicht vermocht habe, bleibt am Ende wol die einzige, obgleich ungenügende Entſchuldigung der Partie, die er ergriff oder die ihm vielleicht abgedrungen wurde; denn um einen großen Charakter von dem ſchändenden Makel zu retten, womit die hienächſt zu berichtende That ihn zeichnet, wird man doch lieber eine bedrängende Nothwendigkeit, als eine freiwillige Verirrung vorausſetzen dürfen.

Von Guatimozin foderte das Heer den Erſatz für ſeine getäuſchten Hoffnungen; und Guatimozin, der Ge-

Digitized by Google

fangene, der unter die Obhut von des Feldherrn Ehre geſtellt worden, ward, preisgegeben der barbariſchen Willkür des Heeres, zu dem Geſtändniß, wohin er jene Schätze verborgen, oder an welcher Stelle des Sees, wie ein Gerücht umlief, verſenkt habe, aufgefodert, indem man ſeine in Öl getauchten Füße an einem Feuer langſam braten ließ. Unbewegt und ſchweigend ertrug der über ſein Schickſal erhabene Fürſt dieſe Folter, während ſein vertrauteſter Miniſter, der ein gleiches an ſeiner Seite erlitt, der Marter zu erliegen drohte. „Liege ich denn hier auf Roſen?" ſtrafte ſein Herr ihn mit verweiſendem Blick; und des treuen Dieners Mund blieb verſiegelt. Nur Cortez zu ſpäte Dazwiſchenkunft konte dieſer empörenden Scene endlich ein Ziel ſetzen.

Noch war der Conquiſtador (denn mit dieſem Namen begann man jetzt den glücklichen Eroberer und ſeine kriegeriſchen Gehilfen zu bezeichnen) damit beſchäftigt, ſich der Unterwürfigkeit der nahen und fernen Provinzen, die das Reich Anahuac bildeten, und die ſich alleſamt unter das bluttriefende Schwert des Siegers beugten, zu verſichern; als ihm endlich, wiewol in ſehr unerwarteter Weiſe, die erſte Zeitung von dem Erfolg ſeiner wiederholten Sendungen nach Spanien von dorther zukam. Montejo mit ſeinen Gefährten war (im October 1519) zu Sevilla, dem Sitz des hohen Raths für die indiſchen Angelegenheiten, angelangt, unterlag hier aber alsbald dem vorgeltenden Einfluß der Agenten des Statthalters von Cuba, und erhielt nur mit Mühe die Vergünſtigung, ſich im Geleit des von ihnen aufgeſuchten und über die Thaten ſeines Sohnes hocherſtaunten Martin Cortez, nach Tordeſillas, an das damalige Hoflager Karls V. zu begeben. Die wunderbaren Berichte nebſt den mitgeführten ſprechenden Beweiſen derſelben, welche ſie dieſem Monarchen vorzulegen hatten, verfehlten auch ſo wenig, ſein beſonderes Intereſſe zu erregen, daß er dieſer glücklichen Entdeckungen wegen ſogar ein feierliches Dankfeſt anordnete. Gedrängt aber, ſchnell nach ſeinen teutſchen Staten abzugehen, überließ er die Unterſuchung der ſtreitigen Anſprüche zwiſchen Velasquez und Cortez ſeinem Principalminiſter, dem Cardinal Hadrian; dieſer aber überwies ſie dem Rath von Indien, wo ſie außer der herkömlichen Verzögerung, noch überdem an Fonſeca, dem Biſchof von Burgos, den wir bereits als Verwandten und Gönner des Adelantado kennen, einen allerdings nur zu parteiiſchen Schiedsrichter fand, der es wenigens zu bewirken wußte, daß die Entſcheidung der Sache bis zu des Kaiſers Rückkehr ausgeſetzt bliebe; und die nächſte Folge dieſes Stillſtands war, daß Cortez, ſo wie ohne Antwort, ſo auch ohne Unterſtützung gelaſſen worden.

In dieſer nämlichen Zwiſchenzeit aber ging der Biſchof in ſeinem entſchiedenen Übelwollen gegen Cortez und im Misbrauch ſeiner geltenden Stellung, noch zu einem Gewaltſtreich über, denjenigen nicht unähnlich, welchen von dieſer nämlichen Hand geſchleudert, vormals auch der große Colombo wiederholt unterlegen war. Chriſtoval de Tapia, abgeſchickt und bevollmächtigt durch den Rath von Indien, landete zu Vera Cruz und ſtellte ſich, wie ganz anders er auch die Umſtände auf dieſem Boden finden mochte, als er ſie ſich geträumt haben mochte, dem Feldherrn dar, als beauftragt, ihn aller ſeiner angemaßten Gewalt zu entkleiden und als überwieſenen Statsverbrecher gegen ihn zu verfahren. Hätte aber auch ein ſolches Geſchäft im Angeſichte eines ſchlagfertigen und in Cortez Schuld mit verwickelten Heeres nicht ſchon an ſich ſelbſt ſein großes Bedenken gehabt; ſo war doch warlich Tapia der Mann nicht, ſich deſſen mit Geſchick und Kraft zu entledigen. Zwar ließ es Cortez in ſchneller und richtiger Abwägung ſeines Gegners an keinerlei Verſicherungen ſeiner Ehrfurcht gegen die königlichen Anordnungen fehlen; allein er wußte zugleich auch den unerwünſchten Überbringer derſelben ſeine bereits befeſtigte Autorität ſo merklich fühlen zu laſſen, ihn mit ſo verwirrenden Formen zu umſpinnen und daneben auf alle ſeine Leidenſchaften und Schwächen ſo gebieteriſch einzuwirken, daß Tapia es gar bald für das rathſamſte erachtete, ihm unverrichteter Dinge das Feld zu räumen.

War demnach die Abſendung Montejo's nach Spanien, trotz ſeiner wohlgetroffenen Einleitung, von einer ganz entgegengeſetzten Wirkung geweſen, und ſtand es ebenſowol dahin, ob ſeine ſpäter abgefertigten Boten, Ordaz und Mendoza, in ihren Bemühungen glücklicher ſeyn würden; ſo ermüdete Cortez dennoch nicht, gewarnt durch das nur eben erſt mit Mühe abgewandte Ungewitter, ſich bei ſeinem Monarchen durch eine 3te Miſſion ein nochmaliges unmittelbares Gehör zu verſchaffen. Alfonſo d'Avila und Antonio de Guinones, *ſeine* zuverläſſigen Freunde, übernahmen es, dem *Kaiſer* ſeinen ferneren Bericht von der glücklich vollendeten Bezwingung des mexikaniſchen Reichs zu überbringen und, als Vergeltung eines ſo ausgezeichneten Dienſtes, die Übertragung der Statthalterſchaft über dieſe Länder für ihn zu erbitten. Der königliche Antheil an der Beute von Tenochtitlan ſamt einer Menge der koſtbarſten Erzeugniſſe jenes Bodens, war dieſem Anſuchen beigefügt.

Allein auch über dieſem neuen Verſuche ſchien anfangs ein ungünſtiges Geſtirn zu walten. D'Avila's Gefährte ſtarb während der Überfahrt; er ſelbſt fiel bei den Azoren in die Hände eines franzöſiſchen Freibeuters, der ihn nach Frankreich führte, wo jedoch König Franz I. den Edelmuth bewies, ihn zur Fortſetzung ſeiner Reiſe freizugeben. Bei dem endlichen Auftreten dieſes Unterhändlers in Spanien, wohin auch der Kaiſer gleichzeitig zurückgekehrt war, trafen überall die Verkündigungen von den nahe ans Fabelhafte grenzenden Fortſchritten des Conquiſtadors zu innig mit der Bewunderung und dem Stolze jeder kaſtiliſchen Bruſt zuſammen, als daß auch ſein Souverain ſich einem gleichen Gefühl und einer gerechten Würdigung ſeiner Verdienſte hätte verſchließen können. Eine beſondere Commiſſion zur Ausgleichung des Haders zwiſchen ihm und Velasquez ward niedergeſetzt, welche nunmehr die Anſprüche des Adelantado auf die Statthalterſchaft des Reiches Mexiko für unſtatthaft, dagegen aber Cortez für verbunden erklärte, jenem den

vollen Betrag der auf dieſe Unternehmung verwandten Koſten zu erſtatten; — eine Entſcheidung, welche mit der Vereitelung aller ſeiner bisher genährten Hoffnungen, den Ehrgeiz und Rachedurſt ſeines Gegners dergeſtalt verletzte, daß bald auch der Gram das Leben deſſelben endigte.

Eine unmittelbare Folge jenes oberrichterlichen Anerkenntniſſes der ungemeinen Dienſte, welche Cortez der Krone geleiſtet, war nunmehr auch die Ausfertigung eines kaiſerlichen Gnadenbriefs an denſelben, welcher ebenſowol Karls volle und dankbare Zufriedenheit mit ſeiner großen Unternehmung ausdrückte, als ihn mittelſt eines beigefügten Diploms, ſowie zum Oberbefehl der Kriegsmacht, ſo auch der Civilverwaltung auf dem ganzen von ihm eroberten Boden berechtigte. Sein ſo ruhmvoll beendigtes Werk zu behaupten und dieſe neue Colonie von unermeßlichem Umfang dem Mutterlande nutzbar zu machen, ward ihm zugleich von dorther die kräftigſte Unterſtützung in naher Zuſendung von Truppen und Bedürfniſſen jeder Art zugeſichert.

Bis jedoch ſeine Agenten mit dieſen für ihn ausgewirkten Gnadenbezeigungen in Neuſpanien anlangten, hatte Cortez nicht gefeiert, mit weiſem Bedacht alle Anordnungen zu treffen, welche ſein neuer ausgezeichneter Standpunkt erfoderte. Zunächſt hatte er die ungenügſamen und oft ſich durchkreuzenden Anſprüche ſeiner Gehilfen jedes Ranges zu befriedigen, welche ungeſtüm ihm den Lohn ihrer Thaten abfoderten, und deren Trotz oder Hinterliſt zu wiederholten Malen ſein Leben bedrohte. Nicht nur die Conquiſtadores, ſondern auch die Rechtsmänner und Mönche von ſeiner Begleitung, verlangten und erhielten auf der erkämpften Erde als Lehnsleute der Krone oder zur todten Hand im Namen der Kirche größere oder geringere Landbezirke, zuſamt der darauf befindlichen Bevölkerung, zum Eigenthum, deſſen Anbau fortan ihre friedliche Beſchäftigung ausmachen ſollte. Nicht alle dieſe Männer waren blos rauhe Kriegsdegen, ſondern vertauſchten zum Theil für den Reſt ihrer Tage nicht ungern Helm und Schwert mit den Werkzeugen des Ackerbaues, indem ſie zugleich die ausgebildetere, europäiſche Bodencultur auf dieſe dankbaren Länderſtrecken übertrugen; während andere den noch ſchnellern Gewinn und die noch lockendere Ausbeute der reichen Erzgruben ſuchten. Leider aber ging Hand in Hand mit dieſen Einrichtungen, auch das traurige und für die Freiheit und Wohlfahrt der Ureinwohner ſo unheilſchwangere Syſtem der Encomiendas (vergl. dieſen Art.) von den Inſeln der neuen Welt auch auf dieſen Continent über, feſſelte den Indianer an ſeine Scholle und ſtellte alle Früchte ſeines Fleißes in die Willkür ſeiner neuen und nicht immer menſchlich fühlenden Treiber.

Schmerzlich, jedoch ohne offnes Widerſtreben ſchmiegten ſich die Beſiegten unter das Joch, welches der ſtrenge, aber hier gleichwol mit ſeinen beſſeren Abſichten und Wünſchen im Widerſtreit befangene Feldherr ihnen aufzuerlegen nicht umhin konte. Nur wo nicht ſelten bei der geſetzloſen Verpflanzung in andre Himmelsſtriche, bei der Sklavenarbeit in den Bergwerken und im gezwungenen Gefolge der Heeresmärſche ihre Ketten mit zu erdrückendem Gewicht auf ihnen laſteten, geboten äußerſter Nothdrang und wiedererwachendes Selbſtgefühl bald hier, bald dort den verzweifelten Verſuch einer gewaffneten Auflehnung; allein mit verſtärkter Grauſamkeit eilten dann die Spanier, eine jede ſolche Anſtrengung, die in ihren Augen als frevelhafte Empörung galt, zu vereiteln und zu beſtrafen. Andrerſeits, während der mönchiſche Religionseifer es ſich zur Aufgabe machte, mit dem blutigen Götzendienſt des Landes auf nicht minder blutigem Wege auch die verhaßte und fanatiſche Prieſterkaſte (Teopixtli) von der Erde zu vertilgen, konte auch der tief zurückgeſetzte mexikaniſche Adel die Einbuße ſeiner früheren Geltung und Bevorrechtungen zu wenig vergeſſen, um nicht mit jenen im ſtillen Bunde durch wiederholte, aber ſtets vergebliche Zuſammenrottungen den Argwohn und die weitgetriebenſte Ahndung ſeiner neuen Verdränger zu reizen. In ſolcher Erbitterung opferte, nicht ohne Cortez Beiſtimmung, Alvarado mehre Hundert ſolcher Edlen in der Provinz Panuco einem ſchmählichen Feuertode. Ja, auf einen ähnlichen, aber nicht einmal erwieſenen Verdacht, vermochte der gefangen aufbewahrte Guatimotzin ſelbſt einem barbariſchen Henkerstode, mitten auf den Gaſſen ſeiner ehemaligen Hauptſtadt, nicht zu entgehen, wo der Unglückliche zuſamt den, gleicher empöreriſchen Umtriebe angeſchuldigten Fürſten von Alcohuacan (Tezcuco) und von Tlacopan (Tacuba) an einem Baume aufgeknüpft ward, und zwar an den Füßen, um ihre Qualen zu verlängern.

Die Regirung des Landes hielt ſich, bis darüber die höheren Beſtimmungen aus Spanien eingehen würden, genau in der Weiſe und den Formen, wie ſie ſeither in den Niederlaſſungen auf den Antillen beobachtet worden; und ſo wie ein unzählbares Heer von armen Glücksrittern, welche fortan und in ununterbrochener Folge aus dem Mutterlande herüber ſtrömten, um ſich hier auf das ſchnellſte zu bereichern, blieb auch ein Schwarm von hungrigen Beamten nicht aus, um ſich in die verſchiedenen einträglichen Zweige der Stats- und bürgerlichen Verwaltung zu theilen. Ebenſo wenig auch blieben Miſſionarien und Mönche aller Farben zurück, um im Guten oder Böſen Neubekehrte zu werben und das Land mit Kirchen und Klöſtern zu überdecken. Für alle dieſe neuen Anſtalten aber bedurfte die Regirung eines wohlgelegenen Mittelpunktes, um ſchnell und kräftig nach allen Seiten hin zu wirken. In eben dem Maße nun ward auch die Vernichtung der alten Hauptſtadt des Reichs lebhaft empfunden; und Cortez ließ es darum eine ſeiner erſten und angelegenſten Sorgen ſeyn, einen neuen imponirenden Sitz ſeiner Macht zu gründen. Wenn er ſich gleich in ſeiner Wahl unbedingt für das Thal von Tenochtitlan entſchied, welches ſich, ſo wie durch ſeine glückliche Lage und hohe Fruchtbarkeit, ſo auch durch ſeine wohlthuende Ähnlichkeit mit dem Clima Spaniens ſo vorzüglich empfahl; ſo entſchloß er ſich doch nur erſt ſpäter, ſein neues Mexiko auf der nämlichen Stätte der alten Reſidenz Tenochtitlan erblühen zu laſſen, obgleich es ihm nicht entging, daß

Digitized by Google

daſſelbe am äußern öſtlichen Rande der Seen den periodiſchen Überſchwemmungen minder ausgeſetzt ſeyn würde. Der (1524) begonnene Wiederaufbau ſchrit auch, da ihm Hunderttauſende von dienſtbaren Armen zu Gebote ſtanden, ſo rüſtig fort, daß die ganz in europäiſcher Form verjüngte Hauptſtadt, obwol ſie nie den Umfang und die Volksmenge jener früheren erreicht hat, dennoch jede andre ſpaniſche Schöpfung dieſer Art auf amerikaniſcher Erde weit überragte.

Während Cortez ſich ſolchergeſtalt unausgeſetzt eben ſo thätig und einſichtsvoll in der neuen Organiſation und Verwaltung ſeiner Eroberung bewies, als er ſie heldenmüthig errungen hatte; während er Straßen und Herbergen in mehren Richtungen anlegte, für die öffentliche Sicherheit ſorgte, den Landbau und die Bergwerksarbeiten begünſtigte, den andaluſiſchen Ölbaum und mit dem Maulbeerbaume die Seidenzucht einführte und die nutzbaren Gewächſe Spaniens auf den Höhen der Cordilleren acclimatiſirte; vermochte er dennoch nicht dem widerwärtigen Schickſal, welches ſeither allen Entdeckern der neuen Welt auf der Ferſe gefolgt war, zu entgehen; — ja, gerade durch ſeine groſſen und ſeltenen Eigenſchaften am Hofe und im Rathe ſeines Monarchen, den ſie verherrlicht und bereichert hatten, ein Gegenſtand der Misgunſt und der Verdächtigung zu werden. Eben ſo viel trug dazu die Eiferſucht und der Haß des Clerus bei, deſſen beginnendes Übergewicht in Neuſpanien er bei all ſeiner ungeſtümen Beeiferung für den Sieg des chriſtlichen Glaubens frühzeitig fürchtete und zu beſchränken ſuchte, als die Reibungen, in welche er unvermeidlich mit den eingewanderten Beamten der Krone gerathen mußte, welche ſich lieber als ſeine Aufſeher, denn als ſeine Untergebenen betrachtet hätten; und deren Berichte nach Spanien unaufhörlich nur von Klagen über ſeine unbefugten Gewaltſchritte, ſeinen unerſättlichen Ehrgeiz und ſein geheimes Streben nach Unabhängigkeit erfüllt waren.

Beſchuldigungen dieſer Art fanden jederzeit im Mutterlande ein nur zu williges Gehör und bewirkten endlich auch hier die Abſendung des Ponce de Leon, als königl. Bevollmächtigten (1525), um ſich vom Grunde oder Ungrunde derſelben an Ort und Stelle ſelbſt zu belehren, erfoderlichen Falls aber ſich ſelbſt der Perſon des Statthalters zu verſichern. Zwar ward dieſer Königsbote faſt im Augenblick ſeiner Landung das Opfer der ungeſunden Luft von Vera Cruz; allein der Zweck ſeiner Erſcheinung konte nicht lange ein Geheimniß für Cortez bleiben, der eben damals auf einem fernen Zuge nach Honduras begriffen war, um einen von Chriſtoval d'Olid, ſeinem alten Waffengefährten, wider ihn erregten Aufſtand zu begütigen. Hätte er den Mahnungen ſeiner Vertrauten Gehör geben wollen, ſo würde er im tiefen Gefühl dieſer ihm zugedachten Kränkung die eitlen Befürchtungen der ſpaniſchen Regirung vielleicht wahr gemacht haben. Beſonnener jedoch, als jene, zog er es vor, der ihm drohenden Schmach einer gerichtlichen Verfolgung zuvorzueilen, und in Spanien und vor dem Angeſicht des Monarchen ſelbſt ſeine gute und gerechte Sache zu führen.

Sein Auftrit auf vaterländiſcher Erde war ſo glänzend, ſein Gefolge ſo ſtattlich und zahlreich und ſein abſichtlich zur Schau getragener Reichthum ſo unermeßlich, daß er vielleicht dadurch allein die Augen und das Urtheil der Menge für ſich beſtochen haben würde, wenn nicht auch der beſſere Theil der Nation den edleren Drang gefühlt hätte, der Perſon, wie dem Geiſt und Verdienſt ihres durch eigene Kraft ſo hoch geſtellten Landsmannes wetteifernd zu huldigen. Dieſer unzweideutige Ausdruck der öffentlichen Meinung entſchied auch ſeinen ausgezeichneten und gnädigen Empfang bei Karln V. Ihn ſchmückte ſofort der Ritterorden von St. Jago, zuſamt der Würde eines Marquis de la valle de Oaxaca, der zufolge er fortan in Neuſpanien einfach nur mit dem Ehrennamen „el Marquis," wie weiland Colombo mit dem des „el Almirante" bezeichnet wurde. Das mit jenem Titel verbundene und in der genanten Provinz belegene Majorat ſeiner Familie beſtand noch bis in die neueren Zeiten aus 4 Villas del Marquisado und 49 Dörfern, welche eine Bevölkerung von 17,700 Menſchen umfaßten.

Wie ehrenvoll dieſe königlichen Verleihungen für den Empfänger auch ſeyn mochten, ſo reichten ſie doch nicht hin, ihm den ſchöneren Lohn zu erſetzen, den ein unbedingtes Vertrauen in ſeinen loyalen Treueifer ihm gewährt haben würde. Das weitere Regiment über das weite, der Krone erworbene Ländergebiet kehrte nicht wieder in ſeine Hände zurück, ſondern ging an die dazu beſtellte Audiencia von Neuſpanien über. Er ſelbſt auf den bloßen Oberbefehl der Kriegsmacht in jener Provinz beſchränkt, ſuchte oder erhielt dagegen ein neues *Feld für* ſeinen immer noch unerloſchenen Unternehmungsgeiſt, indem ihm die fortgeſetzte Entdeckung jener weſtlichen Welt übertragen und Behufs dieſer veränderten Beſtimmung, der Titel als Generalcapitain des großen Südmeeres beigelegt wurde.

Trotz allen bisherigen Vereitelungen der ſpaniſchen Seefahrer, eine dennoch vielleicht vorhandene Durchfahrt nach Oſtindien in dieſer nächſten Richtung zu entdecken, hatte dieſer Gedanke ebenſo wenig aufgehört, die Regierung, als die Phantaſie einzelner unternehmender Köpfe zu beſchäftigen. Auch Cortez hatte ſeinerſeits ſchon in früherer Zeit den Entwurf lebhaft in ſich herum getragen, daß die Ausführung ſicherer gelingen möchte, wenn man die Nachforſchung an der jenſeitigen Küſte und im Norden des amerikaniſchen Continents begönne. Sein dazu vorgelegter Plan war genehmigt worden; und kaum zurückgekehrt nach Mexiko, beſchäftigte er ſich eifrig und auf eigene Koſten mit einer Reihe kleinerer Ausrüſtungen, welche unter der Leitung erfahrner Piloten, zwar nichts dazu beitrugen, jene Aufgabe zu löſen, aber doch (es iſt ungewiß, ob 1526 oder 1532) die große Halbinſel Kalifornien auffanden, jedoch ſeinen Anordnungen zu einer ſorgfältigeren Erforſchung ſo unvollkommen entſprachen, daß er ſich endlich entſchloß, dieſe Unterſuchung in eigener Perſon zu übernehmen. Zwar erreichte ihn, nach begonnener Fahrt, die für ſeinen Stolz und ſeine gerechten Anſprüche nicht wenig beugende Kunde von der Herüberkunft des erſten, von der Krone beſtellten Vicekönigs von Neu-

Digitized by Google

ſpanien, Don Mendoza; allein vielleicht beſtärkte eben dies nur um ſo mehr ſeine Beharrlichkeit in Beſchiffung des tiefen Golfs, der jetzt den Namen des grünen Meeres (vermejo) trägt, und zu Erforſchung einer Stadt, Namens Cibola, welche, einer weit verbreiteten Sage nach, in dieſer nördlichen Richtung anzutreffen und an Umfang, Pracht, Reichthum und weit vorgeſchrittener Civiliſation ein mit Nichts vergleichbares Weltwunder ſeyn ſollte. Seine in dieſem vergeblichen Bemühen verzögerte Rückkehr hatte bereits das Gerücht von ſeinem Untergange veranlaßt, und eine von ſeiner zweiten Gattin, Juana de Zuñiga, ausgerüſtete Flottille war im Begriff, ſeine verſchwundene Spur aufzuſuchen, als er nach unzähligen überſtandenen Gefahren in jenen klippenvollen Gewäſſern wieder im Hafen von Acapulco landete und die weitere Fortführung ſeiner Entdeckungsfahrten in Franciſco's de Ulloa Hände legte.

Cortez Stellung zu der neuen Regirungsbehörde in Mexiko konte indeß nicht verfehlen, mit jedem Tage drückender für ihn zu werden; noch aber ſchmeichelte er ſich, derſelben durch ein abermaliges perſönliches Auftreten am ſpaniſchen Hofe eine günſtigere Wendung zu geben. Hier aber war der Glanz und Zauber ſeines Namens längſt verblichen, und neue von gleichem oder noch höherem Erfolg gekrönte Verdienſte hatte er nicht aufzuweiſen. So wie ihn denn der Kaiſer mit abgemeſſener, kalter Höflichkeit behandelte, war dies das Signal für die Miniſter deſſelben, ihn ihr Gegengewicht und nicht ſelten ihren Übermuth empfinden zu laſſen. Jahre ſchlichen hin unter fruchtloſen Geſuchen oder leeren Vertröſtungen, und ſelbſt die Wiedererſtattung ſeiner auf die Entdeckung Kaliforniens verwandten Koſten blieb ihm vorenthalten. Ebenſo wußte man ſeiner Rückkehr nach Mexiko unbeſiegbare Erſchwerniſſe in den Weg zu legen. Dagegen begleitete er den Kaiſer auf dem ſo übel gerathenen Seezuge gegen Algier (1541), ohne daß ſeine angeſtrengten Dienſte ihm die Gunſt des Monarchen und die Herſtellung in ſeine Ämter und Würden zu erwirken vermochten. Gram und Unmuth, aber in mancher ſtillen Stunde der Selbſtprüfung auch wol die peinliche Reue über ſo manchen blutgerötheten Fleck im Gemälde ſeiner Thaten, oder Scrupel über die Rechtmäßigkeit ſeiner Beſitzthümer, zumal an Leibeigenen, (wie einige Stellen ſeines Teſtaments darauf hinzudeuten ſcheinen) machten je mehr und mehr ſeinen Geiſt trübe und nagten an den Wurzeln ſeines Lebens, bis er endlich (2. Dec. 1547) zu Caſtilleja de la Coſta, unweit Sevilla, ſeine glänzende, aber excentriſche Laufbahn beſchloß. In den Mauern von Cuyoacan, das ihm eine dauernde Vorliebe abgewonnen, und wo er auch ein Frauenkloſter geſtiftet, wollte er ſeine Gebeine zur Ruhe gelegt wiſſen. Dieſe Verfügung ward von ſeinen Erben gleichwol dahin abgeändert, daß die Kirche des heil. Franciſco zu Mexiko dieſe merkwürdigen Überreſte empfing, und erſt in neuerer Zeit ließ ebendaſelbſt einer der Nachkommen des großen Conquiſtadors ſeinem Andenken in einer Capelle des Hoſpitals de las Naturales ein, ſeiner würdiges und auch als Kunſtwerk ſchätzbares Monument von den Händen des Bildhauers Tolſa errichten.

Cortez hinterließ einen Sohn, Namens Don Martin, als Erben ſeines Titels und ſeiner großen Beſitzungen. Beide gingen in ſpäterer Zeit auf die neapolitaniſche Familie der Herzoge von Monteleone über, bis die neueſte große Umwälzung in den Länderſtrecken des ehemaligen ſpaniſchen Amerika auch hier den Wechſel alles früheren Anſpruchs und Eigenthums herbeigeführt hat *). (*Haken.*)

CORYNA. Hymenopteren-Gattung aus der Familie der Tenthredinen von Le Peletier de Saint-Fargeau und Serville [1]) aufgeſtellt. Neungliederige, kurze Fühler, gegen die Spitze zu etwas dicker werdend, zwei Radialzellen auf den Oberflügeln und eine kurze Legeröhre des Weibchens, ſind die unterſcheidenden Merkmale. Es ſind gegen 70 Arten dieſer Gattung bekant, die jedoch füglich mit Tenthredo vereinigt bleiben kann. (*Germar.*)

COSTUM. Dieſes aus dem Italieniſchen genommene Wort bezeichnet in ſeiner allgemeinſten Bedeutung das unter den Menſchen Übliche, inſofern es durch Zeit, Ort und geſellſchaftliche Verhältniſſe beſtimt und damit zugleich verſchieden iſt. Dieſes Übliche iſt nicht lediglich aus menſchlicher Freiheit hervorgegangen, es iſt unter Einfluß und Zuſammenwirkung jener Verhältniſſe von den Einzelnen meiſt ohne Abſicht angenommen worden und in die Gewohnheit übergegangen. Als ſolche übt es nun eine große Macht aus, und ob es gleich mehr zur äußern Erſcheinung der Menſchen gehört, ſo ſpiegelt ſich darin doch auch, mehr oder weniger, die Bildung größerer oder kleinerer Menſchengruppen, die dadurch äußerlich verwandt erſcheinen, ſo daß auch das Coſtum zu dem Charakteriſtiſchen der Menſchendarſtellung gehört. Jenes Übliche nun zeigt ſich vornehmlich in äußern Sitten, Gebräuchen, Trachten, Geräthſchaften (z. B. Waffen, Hausrath) und in der Einrichtung und Verzierung menſchlicher Umgebungen, und dieſe Gegenſtände erſcheinen nach den Perioden der geſchichtlichen Entwickelung theils nach örtlichen, beſonders climatiſchen Verhältniſſen, theils endlich nach der Eigenthümlichkeit der Stämme und Völker ſehr verſchieden. Daher redet man z. B. von antikem und modernem, von orientaliſchem und occidentaliſchem Coſtum, ferner von Stammes- und Nationalcoſtum. Vorzugsweiſe aber hat man das Wort Coſtum auf Kleidertrachten, womit auch Putz und Schmuck zuſammenhängt, bezogen, und die Kentniß derſelben zum Behuf der Menſchen- und Völkerkunde, ſo wie insbeſondere zur Belehrung der Künſtler, welche Menſchen verſchiedener Zeiten, Gegenden und Abſtammung darzuſtellen haben, durch große Samlungen bildlicher Darſtellungen zu befördern geſucht. Wir führen hier zuerſt die hauptſächlichſten Werke dieſer Art auf: 1) Werke über das Coſtum des Alterthums ſchrieben der Maier d'Andrée Bardon (ſ. Thl. VII. S. 380), deſſen Werk über die Coſtume der älteſten Völker zum Behuf für

*) Lopez de Gomara Conquista de Mexico. — Clavigero Storia del Messico. — Lorenzana Historia de Nueva España. — W. Robertson History of America. Tom. II. — Cortez, der Eroberer Mexiko's, von C. Curths. — F. A. v. Humboldt Verſuch über den politiſchen Zuſtand des Königreichs Neuſpanien.

1) Encyclopedie methodique. Entomologie (Paris 1825). Tom. X. p. 569.

Künſtler W. G. Becker zu überſetzen anfing. Auch gehört des letztern Abhandlung über das Coſtum an Denkmälern hieher. Ferner Andr. Lens Le costume, ou essai sur les habillemens et les usages de plusieurs peuples de l'Antiquité, prouvé par des monuments, Liege 1776. 4., überſetzt von G. H. Martini. Dresd. 1784. 8.; Rocheggiani und Willemin recueils des costumes antiques; Baxters Darſtellung des ägyptiſchen, griechiſchen und römiſchen Coſtums, a. d. Engl. von C. F. Michaelis. Leipz. 1815. 2) Hegi gab heraus Coſtume des Mittelalters. Zürich 1807. 3) Coſtume der Völker aus neuerer Zeit, fingen die Venediger ſeit dem 16. Jahrh. an zu ſammeln (Bertelli, Vecelli u. a.). Von den Neuern gehören hieher die Costumes civils actuels de tous les peuples connus von Silv. Marechal und St. Sauver; ferner die große ſeit 1800 in London herausgekommene Samlung, welche die Coſtums von China, der Türkei, Rußlands, Öſtreichs, Großbritanniens und Englands, der Niederlande ꝛc. in einzelnen Abtheilungen enthält. — Hieran ſchließen ſich die italieniſchen Coſtums: Divers habillemens suiv. le costume d'Italie, d'apres les dessins de Mr. Greuze gr. p. Moitte. Par. 1768 f.; die alt- und neuengländiſchen von Strutt, views of the manners, customs arms, habits of the inhabitants of England, from the Saxons to the present time 1775. 4. III. Voll.; die ſpaniſchen von Juan de la Crux Cono y Hoimedilla, colleccion de Trajes de España tants antiguos come modernos, Madr. 1777. f. II. Voll. und Devere costumes espagnoles ant. et modernes; und mehre neuere illum. Kupferwerke, welche Nationaltrachten darſtellen, z. B. ungeriſche und ſteiermärkiſche Nationaltrachten. 4) Werke, welche zugleich Alterthum, mittlere und neue Zeit umfaſſen, ſind: Spalart Verſuch über das Coſtum der vorzüglichſten Völker des Alterthums, des mittlern Alters und der neuern Zeiten, herausgeg. von Ign. Albrecht, fortgeſetzt von Kaiſerer. Wien 1796—1810. 7 Bde. m. K. und das neueſte italieniſche Werk von Gironi über alte und neue Coſtume, (erſchien 1819). 5) Coſtums der geiſtlichen und militairiſchen Orden hat J. C. Bar (recueil de tous les costumes des ordres relig. et milit. Paris 1778. 4. — auch bei Helyot findet man Abbildungen der erſteren) herausgegeben; — Coſtume, Rang und Würden bei verſchiedenen Völkern betreffend, findet man in dem recueil d'estempes representant les grades, les rangs et les dignités de toutes les nations existantes. Par. 1780. f.

Außer jenem allgemeinen Intereſſe hat das Coſtum noch ein beſonderes für den Künſtler, welcher Menſchendarſtellungen liefert, mithin vornehmlich für bildende Künſtler, Schauſpieler, ja auch für den epiſchen und dramatiſchen Dichter, beſonders wenn man das Wort in jenem weiteren Umfange nimt, in welchem es auch die Sitten und Gewohnheiten der Völker bezeichnet. Denn ſobald der Stoff zu jenen Darſtellungen des Menſchlichen aus der Geſchichte beſtimter Zeiten und Völker genommen oder in dieſelbe verſetzt iſt, und die Beobachtung der Sitten und Gewohnheiten derſelben zugleich das Dargeſtellte verſtändlich macht, oder es nach ſeiner Beſtimtheit ſchildert, kurz ſobald auf hiſtoriſche Wahrheit etwas ankomt, dann iſt die Beobachtung des Coſtums wichtig, ja oft nothwendig. Iſt dies letztere aber auch nicht der Fall, ſo iſt doch die willkürliche Verletzung des Coſtums in der Kunſt wenigſtens für den Kenner ſtörend. Wie nun überhaupt eine ſolche Störung erträglicher und verzeihlicher iſt, ſobald ſie ſich auf Nebengegenſtände bezieht (weshalb z. B. die Verletzung des Zeitüblichen in den römiſchen Dramen Shakespeare's von demjenigen gern überſehen wird, der ſich an der großartigen Wahrheit in der Schilderung des römiſchen Charakters, was hier das Weſentliche war, erfreut): ſo iſt die Beobachtung des Coſtums in den äußerlich darſtellenden Künſten weit wichtiger, als in der Dichtkunſt, weil in ihnen eben das Äußerliche in gewiſſer Beziehung zum Weſentlichen wird, und eine Verletzung bekanter Sitten und Trachten hier wenigſtens auffallender iſt, als dort. Xerxes, der durch ein Fernglas ſein Heer überſieht, Kanonen bei der Belagerung von Troja, veſtaliſche Jungfrauen in der Kleidung der Benedictinerinnen, die Jüdin Eſther in einem ſteifen Fiſchbeinrocke, ein orientaliſcher Königspalaſt mit toskaniſchen Säulen oder mit Verzierungen gothiſcher Bauart — ſolche Fehler gegen das Coſtum werden in einer bildlichen Darſtellung ſogar Lachen erregen und könten daher nur in launigen Darſtellungen einen Platz finden. Und doch finden ſich Fehler gegen das Coſtum, wenn auch nicht ſo grobe, ſo häufig, daß Winkelmann ſagte: in der Bekleidung ſind wenige neue Künſtler ohne Tadel, und im vorigen (dem 17.) Jahrhundert, den einzigen Pouſſin ausgenommen, ſind alle fehlerhaft. Wenn dieſe Fehler, was die Darſtellung antiker *Stoffe* in Werken der bildenden Kunſt anlangt, größ*tentheils* nur aus Unkunde hervorgegangen ſind, ſo ſcheint dies doch mit der Darſtellung bibliſcher Gegenſtände zum Theil eine andere Bewandniß zu haben. Das innige, fromme Bedürfniß der Gläubigen, ſich die Gegenſtände ihrer Verehrung und ihres Glaubens ſo nah als möglich zu bringen, ſie gleichſam in den Kreis der Familie eintreten und einwirken zu laſſen, ſcheint die Gewohnheit vieler ältern chriſtlichen Künſtler, beſonders der Maler, begünſtigt zu haben, die heiligen Perſonen des alten und neuen Teſtaments, beſonders aber den Erlöſer, ſeine Jünger und die Frauen, die ihn begleiten, in den Trachten ihrer Zeit darzuſtellen und ſie mit Perſonen ſpäterer Zeit, z. B. Kirchenvätern, Heiligen oder aus der unmittelbaren Gegenwart zu umgeben. Hiebei wirkte allerdings auch die Neigung der neuern Künſtler zum Charakteriſtiſchen und zum Portraitiren bedeutend mit. Da nun ferner die chriſtliche Religion überhaupt, verglichen mit den Mythen der antiken Welt, einen mehr allegoriſchen Charakter hat, zufolge deſſen das Faktiſche in ihr eine allgemeine, auf alle Menſchen und Zeiten bezügliche Bedeutung gewint; ſo erklärt es ſich, warum wir Neuere in religiöſen Bildern älterer chriſtlicher Künſtler, in denen fromme Einfalt und Andacht und überhaupt ein chriſtlicher Geiſt das Beſeelende der Darſtellung iſt, das Coſtumwidrige im Einzelnen leichter überſehen oder entſchuldigen, wenn es in Kleidungen oder in einzelnen Geräthſchaften, z. B. Crucifixen, Scapulieren ꝛc. vorkomt. Das Sitzen am Tiſche bei Einſetzung des Abendmahls in dem großen Bilde von

L. da Vinci iſt ſogar maleriſcher, als die Beobachtung des Coſtums geweſen ſeyn würde. Das iſt jedoch nicht zu läugnen, daß das Coſtumwidrige in bildlichen Darſtellungen ebenfalls übertrieben und ſtörend, ja ſogar lächerlich werden könne, indem es mit ungereimten Einfällen verbunden wird. Letzteres finden wir beſonders in Bildern niederländiſcher Maler, z. B. wenn Capuziner Chriſtum zum Tode vorbereiten, wenn bei der Kreuzigung Chriſti ſich Marquetender ſehen laſſen — dagegen die größten italieniſchen Maler, welchen die Ideale des griechiſchen Kunſtalterthums näher ſtanden, dieſem Fehler meiſtens entgingen und, indem ſie das byzantiniſche Coſtum ausbildeten, ſich zu einem den Körperformen günſtigeren Idealcoſtum erhoben. Was wir oben zur Entſchuldigung älterer chriſtlicher Bilder geſagt haben, kann aber nicht eben ſo gelten bei Darſtellung antiker Perſonen in modernen Gewändern, wie z. B. für Netſchers Darſtellung ſeiner ſterbenden Kleopatra im Atlaskleide.

Aber das gegebene Coſtum gewiſſer Zeiten und Völker bezeichnet oft einen hohen Grad von Unnatur und Geſchmackloſigkeit, beſonders wo es ein Gegenſtand des Luxus und ausſchweifender Mode geworden iſt. Was daher das Coſtum in Beziehung auf die bildende Kunſt überhaupt anlangt, ſo iſt nicht zu vergeſſen, daß die hiſtoriſche Wahrheit, durch welche das Coſtum bedingt iſt, in der Kunſt der Schönheit, welche deren Prinzip iſt, untergeordnet werden ſoll. Hieraus folgt, daß eine peinliche, ängſtliche Beobachtung des Coſtums da, wo daſſelbe mit der Schönheit der Form ſtreitet, beſonders in den plaſtiſchen Werken, welche das Geiſtige in der Körpergeſtalt darzuſtellen haben, verwerflich iſt und die Freiheit der Kunſt beeinträchtigt. Es ſtreitet aber mit der Schönheit, wenn es die menſchliche Form verunſtaltet, z. B. einzelnen Theilen eine unförmliche Größe gibt (wie große Perücken, oder die ellenlangen Schuhſpitzen im Mittelalter), andere dagegen unmäßig verkleinert. Hier muß der Künſtler mildern, wo er das Gegebene nicht verwerfen kann. Schwer jedoch iſt oft die Aufgabe einer wahren Verbindung des hiſtoriſchen Coſtums mit der Schönheit der Form zu löſen, da wo es zugleich auf dieſe hiſtoriſche Wahrheit weſentlich ankomt. Dieſes iſt beſonders der Fall bei Portraits berühmter Perſonen aus der neuern Zeit. Hier iſt es ebenſo ſtörend, wenn dieſelben durch ein ihrer Zeit ganz fremdartiges Coſtum aus dieſer Zeit gleichſam herausgeriſſen und in eine andere verſetzt werden (z. B. wenn ein Friedrich der Große im griechiſchen Coſtum abgebildet wurde, was man oft fälſchlich Idealiſirung des Coſtums genant hat), als uns die ſteife Tracht und Mode ihrer Zeit anſtößig ſeyn kann. Wie ein wahrhafter Künſtler ſolche Aufgaben löſt, ſehen wir an Rauchs Bildwerken, wodurch er Helden und Scenen des teutſchen Befreiungskrieges verewigt hat, denn in denſelben ſind die militairiſchen Trachten dieſer Zeit, welche freilich auch vor jenen des ſiebenjährigen Krieges in äſthetiſcher Hinſicht den Vorzug verdienen, auf eine Weiſe benutzt worden, daß die lebendige Vergegenwärtigung jener denkwürdigen Epoche mit den Foderungen der Kunſt und des Geſchmacks im vollkommenen Einklange ſteht. Daß übrigens in der Malerei und den ihr verwandten Künſten, z. B. Zeichnenkunſt, Kupferſtecherkunſt ꝛc. die Beobachtung eines dem fortgeſchrittenen Geſchmacke ſpäterer Zeiten widerſtrebenden Coſtums minder anſtößig iſt, und hiebei die Anwendung des Komiſchen einen größern Spielraum hat, als in der Bildnerei, erklärt ſich aus der Natur jener Künſte, welche durch ihre Flächenbilder mehr für die Einbildungskraft wirken. Über das Coſtum in der Malerei haben von Hagedorn (in ſ. Betrachtungen über die Malerei, 15—17. Betrachtung), Algarotti (trattato sulla pittura, 8. Abſchn.), A. Tiſchbein (in ſ. Unterricht zur gründlichen Erlernung der Malerei, 3. Buch), C. L. Junker (in ſ. Grundſätzen der Malerei S. 63) u. a. manche wichtige Bemerkungen mitgetheilt. Schriften über die Fehler gegen das Coſtum in den Werken der Plaſtik und Malerei hat Sulzer in ſ. Theor. der ſchön. K. unter dem Art. Übliches angeführt.

In der Schauſpielkunſt endlich gelten zwar im Allgemeinen dieſelben Grundſätze, welche wir hier für die Malerei aufgeſtellt haben, doch erſcheint hier das Coſtum im engern Sinne mehr untergeordnet, als in der bildenden Kunſt, und der Darſteller in der Anwendung deſſelben freier, da dieſe Kunſt die poetiſchen Bilder von Handlungen und Charakteren zunächſt durch mündlichen Vortrag und Geberden zu vergegenwärtigen hat, wobei Coſtum und Scenerei nur unterſtützend wirken ſollen. Hier komt es nicht ſowol darauf an, daß Perſonen erſcheinen, wie ſie waren, ſondern wie ſie der Dichter vorgeſtellt hat. Soll das poetiſche Bild ein äußeres Leben erhalten, ſo muß ſich das, was demſelben von außen komt, Kleidung, ſceniſcher Apparat, nicht ſtörend hervordrängen. Tadel verdient daher eine allzu große Genauigkeit, die zu ſinnlichem Luxus oder zum Unſchönen und Steifen führt. Der Darſteller kann daher zuweilen ſich aus freier Erfindung ein Coſtum entwerfen, ein geſchmackloſes Coſtum verwerfen, ungeachtet der Treue deſſelben, wenn es die freie Bewegung hindert, auf welche hier ſo viel ankomt, weil die Schauſpielkunſt durch lebende Figuren darſtellt; die gemeine und unedle Wahrheit aber ſoll er ganz verſchmähen. Letzteres gilt beſonders bei der Anordnung von Kleidungen niederer Stände und Menſchenklaſſen, z. B. bei Bettler- und Räuberkleidung, welche nie ſo zerlumpt und verwirrt, wie ſie in der Wirklichkeit vorkommen kann, auf der Bühne erſcheinen ſoll. Um es kurz zuſammenzufaſſen, ſo hat der Schauſpieler das Coſtum, auf welches die dramatiſche Handlung hinweiſt, mit dem darzuſtellenden Charakter, mit ſeiner Perſönlichkeit und mit der Würde der Kunſt zu vereinigen. Dieſes Geſetz gilt im Allgemeinen auch von der komiſchen Darſtellung, wird aber durch die komiſche Aufgabe eigenthümlich beſtimt, indem hier ebenſo, wie wir es bei der Malerei andeuteten, die Abweichung von dem hiſtoriſchen Coſtum, ja auch die Anwendung eines an ſich geſchmackloſen Coſtums zu komiſcher Wirkung dienen kann, wie wir bei den burlesken Traveſtien ſehen.

Nach poetiſchen Grundſätzen betrachteten auch die Griechen das Theatercoſtum, welches im Ganzen ein und daſſelbe blieb, und mittelſt deſſen die poetiſche Handlung, welche auf der Bühne dargeſtellt wurde, zugleich von der

Digitized by Google

gemeinen Wirklichkeit unterſchieden werden ſollte. Nach Millin's description d'une mosaique antique du Musée Pio-Clementin a Rome representant des scenes de tragedies (Par. 1819; vergl. Götting. gel. Anz. St. 124. Jahrg. 1821) war das tragiſche Theatercoſtum für Männer und Frauen eine bunte Tunika mit Ärmeln, bis auf die Knöchel reichend; oft wurde noch eine andere darüber gezogen, welche bis zu den Knien herabfiel; die Obertunika ſcheint der Peplos geweſen zu ſeyn. Darüber wurde das Himation geworfen, welches gefüttert und inwendig von anderer Farbe, gewöhnlich blau, war. Auf dem Kopfe trug man eine Art von Diadem, an den Füßen Stelzen von 10 Zoll Höhe.

Auf der engländiſchen Bühne zu Shakespeare's Zeit wurde das Äußere nur angedeutet. Auf der franzöſiſchen Bühne wurde das moderne franzöſiſche Coſtum herrſchend; man fand es nicht anſtößig, wenn die Heroen des griechiſchen und römiſchen Alterthums in gravitätiſchen Steifröcken und mit Alongenperücken verſehen, die Heroinen und Matronen mit geſperrten Reifröcken und in modiſcher Coeffiere erſchienen. Zwiſchen Morgenländern und Abendländern, Muſelmännern und Chriſten war kein Unterſchied. Lange behauptete ſich dieſer Ungeſchmack des Coſtums, und erſt Talma ſoll auf der Pariſer Bühne eine völlige Reform des Coſtums durchgeſetzt haben.

Auf den teutſchen Bühnen ahmte man in der neuern Zeit lange den Franzoſen nach. Aber eine Reform trat hier frübee ein durch das unter den Teutſchen ſich damals mächtig regende Natürlichkeitsprincip. In der neueſten Zeit aber iſt man in der Beobachtung des wirklichen Coſtums auf der Bühne ſo weit gegangen, daß es in der That ſcheint, als ſetze man in die Nachahmung des Äußern mehr Werth, als in das Weſentliche der Darſtellungskunſt. Einestheils hat man mit den Coſtumen neuerdings einen ſolchen Luxus getrieben, daß der Aufwand für dieſelben den größten Theil der Einkünfte einer Bühne verſchlingt, und das Intereſſe der Zuſchauer vorzugsweiſe auf das Sinnliche der Darſtellung hingeleitet worden iſt; anderntheils hat man nach einer pedantiſchen Genauigkeit und einer peinlichen Treue in den Coſtumen geſtrebt, als ſolle der Zuſchauer von der Bühne aus die Kleidertrachten und Moden der Völker kennen lernen. Um die Wahrheit des Coſtums zu behaupten, hat man auch häufig, wo es um hiſtoriſche Wahrheit nicht im mindeſten zu thun war, z. B. bei einer Darſtellung der Zauberflöte die widrigſten, unkleidſamſten Coſtume der alten Völker hervorgeſucht *) und anderntheils auch die Nachahmung des Gemeinſten nicht unter der Würde des Schauſpielers geachtet. Seitdem nun die Theatergarderobe zu einem eignen Studium der Directionen bei großen und bemittelten Bühnen geworden iſt, haben die letztern auch zum Vergnügen ihres Publikums und um die untergeordneten Bühnen mit Muſterbildern zu unterſtützen, ihre bei den gangbarſten theatraliſchen Stücken angewendeten Coſtums abbilden laſſen. Solche Samlungen bildlicher Darſtellungen, größtentheils Heftweiſe herausgegeben, waren die Costumes et Annales des grands théâtres de Paris. Coſtums des königl. Nationaltheaters zu Berlin erſchienen ſeit 1789 bis 1810 in 21 Heften, und neue Coſtums der beiden Theater in Berlin ſeit 1816 bis 1823. 14 Hefte. kl. Fol. Coſtums des k. k. Hoftheaters in Wien erſchienen mit illuminirten Kupfern ſeit 1807 bis 1812 mehre Lieferungen, und neue ſeit 1813. Münchener Theatercoſtume wurden dem Münchener Theaterjournal, welches in den Jahren 1813—1815 erſchien, beigegeben; auch erſchienen Coſtume des k. ſächſ. Hoftheaters, herausgeg. von Becker, Leipz. 1809, die aber beide jenen weit nachſtehen. Überhaupt wird der Künſtler durch ſolche Abbildungen der eignen Sorge um ein angemeſſenes Coſtum nicht überhoben, da viele ſolcher Abbildungen ſehr unzuverläſſg, andere zu reich und luxuriös, noch andere *unmaleriſch*, und unter den maleriſchen viele wiederum den einzelnen Schauſpieler in Hinſicht ſeiner äußern Perſönlichkeit nicht kleiden. Über das *antike* Coſtum wird ee aus archäologiſchen Werken und Denkmalen alter Kunſt, über das Coſtum der *mittlern* und *neuern* Zeiten aus den maleriſchen Darſtellungen, welche dieſen Zeiten zunächſt ſtanden, die beſte Auskunft erhalten. (*Wendt.*)

COULE, auch Goule (cucullus, teutſch *Gugel*) war eine Art Mütze odee Kappe, die wider die Kälte dient und in der Regel von den Armen getragen wurde, ferner von Seeleuten und Reiſenden der Bequemlichkeit halber. Man nante ſie auch die Bearner Kappe. Es gab Zeiten, wo ſie auch von den Vornehmen aller Art, ſelbſt von Hofleuten gebraucht wurden. Sie ſollen bis zu Karls VII. Zeiten in Frankreich Mode geweſen ſeyn. In der Regel des heil. Antonius und Baſilius wird dieſer Kappen ſchon gedacht, und ſie werden den Mönchen als eine zweckdienliche Bedeckung vorgeſchrieben. Die Ciſterzienſer nanten ihre Kappen immer Coules. Andere Leute vertauſchten den Namen mit Chapperon (Helyot). (*G. W. Fink.*)

COULISSEN ſind die Flügel der Bühne eines Schauſpielhauſes, auf beiden Seiten derſelben aufgeſtellt, um hier die Bühne zu begrenzen. Durch die aufgebrachten Gemälde bezeichnen ſie den Ort, wo die Handlung vor ſich geht, durch Bäume einen Wald oder Garten, durch Häuſer eine Straße oder einen freien Platz, durch Pfeiler und Säulen eine Kirche oder einen Saal, durch Felſen eine wilde Gegend oder eine Höhle, durch Theile einer Wand ein Zimmer odee einen Saal, u. dergl. Mit dieſen Vorſtellungen müſſen ſie mit dem die Tiefe der Bühne ſchließenden Vorhange übereinſtimmen, welcher den Ort der Handlung durch ein großes Gemälde noch beſtimter erkennen läßt.

Was die Stellung der Couliſſen betrifft, ſo darf die vordere Linie, die ihnen auf dem Fußboden der Bühne die Grenze gibt, an den hinteren Vorhang nicht in einem rechten Winkel ſich anſchließen, ſondern ſie muß ſchräglaufend auf ihn zugehen, vorn von dee Breite des Proſceniums an bis nach einem hinter der Bühne angenommenen Augenpunkt gerichtet, um die perſpectiviſche Stellung der Couliſſen hervorzubringen. Zwiſchen den Couliſſen muß hinlänglicher Raum zum Durchgehen gelaſſen

*) S. über dieſen Gegenſtand auch einen Aufſatz von Müllner in dem Almanach für Privatbühnen. Bd. 2. (1818) und in deſſen Schriften.

werden, wenigſtens drei Ellen. Sie ſind ſo zu ſtellen, daß die vordere die hintere deckt, damit die Zuſchauer, welche die Plätze nahe an der Bühne an beiden Seiten des Parterres oder in den letzten Seitenlogen einnehmen, nicht dazwiſchen hinter die Bühne ſehen, wodurch die perſpectiviſche Vorſtellung der Decoration unterbrochen wird, und alle Täuſchung verloren geht. Um dieſe Deckung bei dem vorgeſchriebenen Raume zwiſchen den Couliſſen hervorzubringen, dürfen ſie nicht zu ſchmal ſeyn, ſondern müſſen wenigſtens die Breite von drei bis vier Ellen haben.

Auf ſolche Weiſe gewint man auch den Voetheil, bei perſpectiviſchen Vorſtellungen von Kirchen, Sälen, Zimmern, Straßen u. dergl., einen größern Theil dieſer Gegenſtände auf einer Couliſſe abbilden zu können, und dadurch das Ganze beſſer zu verbinden, als die Gemälde ſchmaler Couliſſen geſtatten.

Ferner iſt bei der Stellung der Couliſſen zu beobachten, daß ſie mit der vorderen geraden Linie der Bühne parallel laufen. Eine ſchräge Stellung erſchwert ihre Bewegung bei Veränderungen der Bühne und gibt auch kein gutes Anſehn. Die Vorſtellnngen auf der Bühne würden ſehr gewinnen, vorzüglich perſpectiviſche, wenn man die Couliſſen ganz weglaſſen könte, um an ihrer Statt Vorhänge anzubringen, wie ſie der Hintergeund der Bühne hat, wo keine Unterbrechung der Gemälde ſtatt findet, wie dies der Fall bei den Couliſſen iſt. Man hat damit auch den Verſuch gemacht. Da aber die ſo nöthige Beleuchtung der Bühne von den Seiten her dabei leidet, und man bis jetzt keine andere Vorrichtung kent, dieſe anders als duech die Räume zwiſchen den Couliſſen zu befördern, ſo iſt eine ſolche Einrichtung nicht zur Ausführung gekommen.

Die Veränderung der Couliſſen, welche während der Aufführung eines Schauſpiels bei der Verlegung des Ortes der Handlung ſehr häufig nöthig iſt, wird auf verſchiedene Weiſe bewerkſtelligt. Die gewöhnlichſte Art, bei kleinen Theatern angewendet, iſt, daß die Couliſſen wie ein Fenſtervorhang aufgerollt und, ſobald eine Veränderung nöthig, herabgelaſſen werden. Um nicht bei jeder Couliſſe einen Mann zum Aufziehn und Niederlaſſen anſtellen zu dürfen, iſt eine Vorrichtung nöthig, wenigſtens die Couliſſen einer Seite zugleich auf einmal in Bewegung zu ſetzen. Man bringt die Leinen, durch welche die Couliſſen gezogen werden, hinter der letzten Couliſſe jeder Seite zuſammen, führt ſie oben über eine Rolle hinweg, und befeſtigt daſelbſt die Leinen an einem Haken. Auf ſolche Art müſſen zwei Männer Hilfe leiſten. Nur einer aber iſt nöthig, wenn nach der Breite der Bühne, hinter der letzten Couliſſe jeder Reihe eine Walze angebracht wird, wodurch in der Mitte ein Holz geſteckt iſt oder ein Paar Arme ſich befinden, oder auch an dem einen Ende eine Kurbel ſteckt. Dreht man nun die Arme oder die Kurbel vorwärts, ſo werden die Couliſſen herunter rollen, ſo wie ſie ſich aufrollen, wenn die Walze rückwärts gedreht wird.

Bei ſolchen Couliſſenvorhängen kann man die Erſparung anbringen, eine Couliſſe zu zwei verſchiedenen Vorſtellungen zu gebrauchen. Die Couliſſe wird auf einen Rahmen geſpant, und auf der Hälfte der Höhe ein Vorhang angeheftet, dieſer Hälfte gleich, welcher aufgezogen und herabgelaſſen werden kann, und der auf beiden Seiten mit verſchiedenen Vorſtellungen bemalt iſt. Hat z. B. die feſte Hälfte Bäume, ſo muß die obere Hälfte des Vorhangs dieſe Bäume fortführen zur Darſtellung eines Waldes oder Gartens. Wird nun der Vorhang herabgelaſſen, ſo zeigt die Rückſeite eine andere Vorſtellung, Haus, Saal, Zimmer, oder was es ſey, was nun ebenfalls an der obern Hälfte der Couliſſe fortgeführt iſt. Auf ſolche Art laſſen ſich zwei bis vier Vorhänge übereinander in der obern Hälfte der Couliſſe anbringen, um ſie bei verſchiedenen Scenen gebrauchen zu können.

Eine andere Art zur Veränderung der Scene iſt die, wenn die Couliſſen auf Rahmen geſpant ſind, die auf der Bühne ſo aufgeſtellt werden, daß ſie oben und unten in einem Zapfen gehn, in welchem ſie ſich leicht herumdrehen laſſen. Auf jeder Seite der Couliſſe iſt ein beſonderer Gegenſtand gemalt. Hierüber laſſen ſich auch andere Vorſtellungen anheften. Soll nun die Veränderung der Couliſſen geſchehen, und anſtatt der vordern Anſicht die hintere ſich zeigen, ſo müſſen ſie herum gedreht werden. Um alle Couliſſen einer Seite auf einmal zu wenden, ſo bediene man ſich hiezu eines Gegengewichtes, das an einer Leine hängt, die mit den Couliſſen verbunden iſt, und hinter den Couliſſen auf einer daſelbſt befindlichen Rolle hängt. Durch dieſes Gegengewicht laſſen ſich die Couliſſen leicht herum drehen. Da aber der Fußboden der Bühne nach vorn zu einen Fall hat, ſo dürfen, zur Erleichterung der Herumdrehung, die Couliſſen nicht ganz auf dem Boden aufſtehen, und es muß zwiſchen beiden, dem Fußboden und den Couliſſen, ein geringer Raum bleiben.

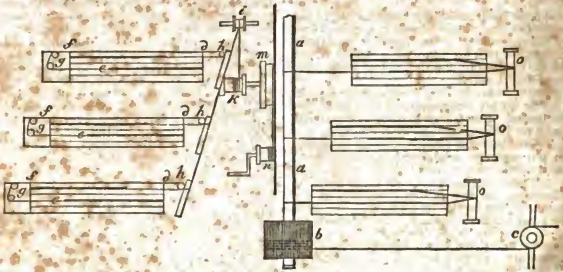
Solche Einrichtungen zur Veränderung der Couliſſen können bei kleinen Theatern hinlänglich ſeyn, größere Theater aber erfodern andere Mittel dazu. Hier iſt die Sache nicht anders, als durch eine unter der Bühne angebrachte Maſchinerie zu bewerkſtelligen, ſo eingerichter, daß alle zu einer Decoration nöthigen Couliſſen an beiden Seiten der Bühne zu gleicher Zeit vor und hinter gezogen werden können. Zu den Couliſſen werden nach ihrer Höhe und Breite hölzerne Rahmen bereitet, die ungefähr ein Drittel der Couliſſenhöhe auf der Bühne, unter derſelben auf einen Wagen geſtellt werden, welcher in einer Rinne läuft und ſich hin und her ziehen läßt. Es werden aber ſtets ungefähr vier bis fünf Couliſſen neben einander angebracht und in einem Satz vereint. In der Bühne ſelbſt befinden ſich Öffnungen oder Kanäle, wodurch jeder Rahmen hindurch geht, was ihm auch einen noch feſteren Stand gibt und für Schwanken ſichert. Auf dieſe Rahmen werden auf dem Theile, der auf der Bühne ſich befindet, die mit den Vorſtellungen bemalten Couliſſen befeſtigt, welche aus Leinwand oder Pappe, auf Blendrahmen geſpant, beſtehen.

Sollen nun die Couliſſen vor- und rückwärts gezogen werden, ſo verbindet man allezeit zwei mit einander, die, welche bereits auf der Bühne geſehen wird, und die, welche bei einer Veränderung der erſteren Stelle einnehmen ſoll.

Digitized by Google

Die erſtere muß rückwärts, die andere vorwärts gezogen werden. An die Couliſſen, welche vorwärts gezogen werden ſollen, wird vorn eine Leine d befeſtigt, die, welche hinter gezogen werden, erhalten hinten eine Leine, e. Dieſe Leine wird ebenfalls an den hintern Theil der Couliſſe, welche vorgezogen wird, bei f, angeheftet, und ſie geht über zwei horizontal liegende Rollen, g, hinweg. Zieht man nun die Leine d vorwärts, ſo rückt die Couliſſe, an der ſie vorn befeſtigt iſt, vor, indeß die andere ſich zurück begibt.

Das Vorziehen und Zurückziehen aller Couliſſen einer Decoration muß zu gleicher Zeit geſchehen, welches auf folgende Weiſe bewerkſtelligt wird, wobei hier nur drei Couliſſenſätze angenommen ſind.



Es werden die Leinen, d, über horizontale Rollen, h, hinweggeführt bis zu der Scheibe, i, im Hintergrunde der Bühne. Vor dieſer Scheibe befindet ſich eine Trommel, k, mit einer Welle, die zugleich durch die große Trommel, m, geht. Von der Rolle, i, werden die Leinen über die Trommel, k, geführt. Um die große Trommel, m, iſt ein Seil gewickelt, das von da nach dem Haſpel, n, geht. Wird der Haſpel in Bewegung geſetzt, ſo wird dadurch die Trommel, m, herumgedreht, und zu gleicher Zeit die Trommel, k, wodurch alle Leinen, d, ſich um dieſe Trommel wickeln und auf ſolche Weiſe die Couliſſen in Bewegung bringen, die eine vorrücken, die andere zurückziehen.

Eine andere Vorrichtung iſt die, daß hinter den Couliſſen eine lange Welle, a, liegt, an welche die Couliſſen, die hintergezogen werden ſollen, und die zugleich mit den Couliſſen, die vorzurücken ſind, mit Leinen verbunden werden, mit einer Leine gehangen ſind. An der Walze, a, befindet ſich ein Korb, b, von welchem Stricke nach dem Tummelbaum, c, gehen. Wird dieſer nun herum gedreht, ſo dreht ſich auch die Walze, a, und zieht durch Aufrollung der Leinen die eine Couliſſe zurück, die andere vor. Beide Couliſſen ſind mit einer Leine verbunden, welche über die Rolle, o, geht.

Couliſſe wird auch die Fuge genant, die in einem Fenſterrahmen ſich befindet, in der man das Fenſter, oder ebenfalls einen Laden, auf- und niederziehen kann. Bisweilen wird das Fenſter oder der Laden ſelbſt Couliſſe genant. (*Stieglitz.*)

COURTENAY. Das Geſchlecht derer von C. wurde zuerſt bekant durch die Burg, die Hatto, des Caſtellans von Château-Renard (ſüdweſtlich von Courtenay) Sohn, dabei um das J. 1010 anlegte. Hatto's Sohn, Joſſelin (Goscelinus) von Courtenay, war in erſter Ehe mit Hildegardis, des Grafen Gottfried von Gâtinais Tochter, verm. um 1060, in anderer Ehe mit Eliſabeth von Montlhéry verheirathet und wurde in der zweiten Ehe Vater von drei Söhnen, Milo, Joſſelin II. und Gottfried. Der jüngſte, Gottfried, mit dem Beinamen Capillatus, fiel 1139 in der Schlacht gegen den Emir von Moſul, der das Schloß Montferrand in der Grafſchaft Tripoli belagerte, und der Fall eines ſo ausgezeichneten Ritters, ſchreibt Wilhelm von Tyrus, trug nicht wenig dazu bei, das chriſtliche Heer zu zerſtreuen. Joſſelin II. war ebenfalls an des Grafen von Blois Seite in den heiligen Krieg gezogen und erhielt 1115 von König Balduin I. die Herrſchaft Tiberias in Galiläa, und 1119 von ſeinem Vetter, König Balduin II., die Grafſchaft Edeſſa, die dieſer bisher ſelbſt beſeſſen hatte, und als die Vormauer aller chriſtlichen Eroberungen, nur einem geprüften Helden anvertrauen wollte. Unglaublich ſind die Thaten, die Joſſelin in dieſem ge-

Digitized by Google

fährlichen Poſten verrichtete; Sieger in unzähligen Gefechten, belagerte er 1131 ein Caſtell in der Nähe von Aleppo, als ein Thurm einſtürzte und ihn beinahe unter ſeinen Ruinen begrub. Er wurde mehr todt als lebendig aus dem Schutte hervorgezogen und lag, aufgegeben beinahe von den Ärzten, auf dem Siechbette; da erſcholl die Nachricht, der Sultan von Iconium habe ſich aufgemacht, ſeines gefährlichſten Feindes Schwachheit zu benutzen, und belagere bereits die Burg Croiſſon. Joſſelin mahnte ſeinen älteſten Sohn, den Entſatz zu wagen, aber dieſer meinte, es ſey Thorheit, ſich mit einem ſo überlegenen Feinde meſſen zu wollen, und, den Feigen zu beſchämen, rief der ſterbende Joſſelin ſofort ſeine Mannen zuſammen, und indem er ſich in einer Sänfte tragen ließ, rückte er kühn dem Sultan entgegen. Dieſer aber fand es nicht räthlich, der ſchweren, ſo oft gefühlten Hand zu warten, er hob die Belagerung auf, wie er von des Grafen Annäherung hörte; Joſſelin ſah noch der Feinde Flucht, ließ ſeine kleine Armee einen Kreis um ſeine Sänfte bilden, dankte Gott inbrünſtig für die große, eben empfangene Gnade und ſtarb in dieſem Dankgebete in den Armen des Siegs. Sofort trat die Armee, die keinen Feind mehr zu bekämpfen hatte, ihren Rückzug an; die Sänfte mit dee Leiche mußte ihr aber wieder vorausgehen und an ihrer Spitze bleiben, bis Joſſelin in Edeſſa zur Erde beſtattet wurde (1131). Seine erſte Gemahlin war Leo's, eines mächtigen armeniſchen Fürſten, die andere des Fürſten Richard von Antiochia Tochter. Aus der zweiten Ehe war Stephanie von Courtenay, Abtiſſin zu S. Maria Major in Conſtantinopel; aus der erſten Joſſelin III., der unwürdige Sohn, deſſen wir bereits gedacht haben. Joſſelin III. ließ ſich nach und nach ſeine ganze Grafſchaft, und 1145 ſeine Hauptſtadt Edeſſa ſelbſt durch die Ungläubigen entreißen; wurde von ihnen aufgefangen, als er in Jeruſalem eine Zuflucht ſuchen wollte und ſtarb 1147 in Aleppo als Gefangener vor Kummer und Elend. Sein Sohn, Joſſelin IV., wurde in der Schlacht von Harene, den 10. Auguſt 1165, von den Türken gefangen und mußte bis zum J. 1175 in Aleppo aushalten, bis er endlich durch ſeiner Schweſter Agnes (ſie war des Königs Amalrich von Jeruſalem geſchiedene Gemahlin und König Balduins IV. Mutter) Verwendung ſeine Freiheit und zugleich die Würde eines Seneſchall von Jeruſalem echielt. Mit Agnes, Heinrichs le Bulle Tochter, erheirathete er Caſtel-Real und Montfort, Güter, die ſeiner älteſten Tochter, Beatrix von Courtenay, Eheherr, ein teutſcher Graf, an die teutſchen oder marianiſchen Ritter verkaufte. Joſſelins IV. jüngere Tochter (einen Sohn hatte er nicht), Agnes, war mit Wilhelm de la Mandelée verheirathet. Joſſelins I. älteſter Sohn, Milo, ſtiftete 1124 für Ciſterzienſermönche die Abtei Fontaine-Jean, ſüdlich von Courtenay, war mit Irmgard, des Grafen Reynald II. von Nevers und der Ida von Forez einziger Tochter verheirathet und ſtarb nach dem J. 1127, mit Hinterlaſſung dreier Söhne, von denen der mittlere, Joſſelin, nur dem Namen nach bekant; der älteſte, Wilhelm, ſtarb in Ludwigs VII. Kreuzzuge 1147 unvermählt; der jüngſte aber, Reinhard, Herr von Courtenay, Montargis, Château-Renard, Champignelles, Tanlay, Charny, Chantecocq und andern in Gâtinais gelegenen Gütern, vermählte ſich mit einer Tochter Friedrichs von Donjon (der ſeinen Namen von dem in Corbeil erbauten Donjon entlehnte) und hinterließ zwei Töchter, von denen die jüngere mit Hevelo von Seignelay in unfruchtbarer Ehe lebte, während die ältere, Eliſabeth, die Gemahlin des Prinzen Peter von Frankreich, des jüngſten Sohnes von König Ludwig VI. und die Stammmutter des neuen Hauſes Courtenay wurde. Wir müſſen aber, bevor wir dieſes abhandeln, noch die Seitenlinie des alten Hauſes, die ſich in England niedergelaſſen hat, betrachten.

Ihr muthmaßlicher Stammvater war Hatto's, des Erbauers der Burg Courtenay, jüngerer Sohn, der mit dem Heere Wilhelms des Eroberers nach England gekommen ſeyn mag (gewiß iſt es wenigſtens, daß ein Courtenay ſich in dieſem Heere befand). Reynald von Courtenay, des Florentius Sohn, erheirathete mit Hedwig (Havoise), einer Tochter Roberts von Avranches, die Baronie Okehamton in Devonſhire und ſtarb den 1. Auguſt 1209, ſein Sohn Robert den 26. Julius 1247, ſein Enkel Johann den 8. Mai 1273, ſein Urenkel Hugo I. den 27. Februar 1297. Letzterer, Baron von Okehamton, gleich ſeinen Vorgängern, wurde in ſeiner Ehe mit Eleonore le Spencer, Hugo's Tochter, Vater von 7 Kindern. Ein Sohn, Philipp, Herr von Monedon, fiel bei Stirling 1314, der älteſte aber, Hugo II., erhielt vom König Eduard III., deſſen Gunſt er ſich erworben, am 22. Februar 1335 die Würde eines Grafen von Devonſhire und ſtarb im J. 1340. Hugo's II. jüngſter Sohn, Thomas, war mit der Erbin des Hauſes Mules verheirathet und Vater mehrer Kinder; eine ſeiner Töchter heirathete in das Haus Peverill. Hugo's II. älteſter Sohn, Johann, war Abt von Taviſtock in Devonſhire; der zweite endlich, Hugo III., Graf von Devonſhire, empfing von Eduard III. zur Belohnung ſeiner ausgezeichneten Kriegsthaten, den Hoſenbandorden und ſtarb 1377, daß er demnach die drei älteſten der Söhne, die ihm Margaretha Bohun geboren, den Hugo, Thomas und Eduard, überlebte. Der vierte Sohn, Wilhelm, widmete ſich dem geiſtlichen Stande und bekleidete das Biſthum London, als Wycliffe, deſſen grobe Schmähungen endlich die Geduld der Regirung erſchöpft hatten, genöthigt wurde, vor ſeinem Richterſtuhle zu erſcheinen. Um ſeinen Gegnern Furcht einzuflößen, ließ Wycliffe ſich durch die beiden mächtigſten Unterthanen in England, den Herzog von Lancaſter und den Marſchall Lord Piercy, begleiten. Ohne hierauf zu achten, wollte der Biſchof ſein Amt üben, da befahl der Herzog, man ſolle für Wycliffe einen Stuhl geben. Der Biſchof erwiederte, es ſey nicht gebräuchlich, daß der Beklagte ſich in Gegenwart der Richter und ohne deren Erlaubniß niederſetze. Es entſpann ſich ein heftiger Zank, Lancaſter erlaubte ſich die beleidigendſten Reden gegen den Biſchof, und die Anweſenden, auf das höchſte aufgeregt, erklärten, ſie ſeyen entſchloſſen, den Prälaten mit Gefahr ihres Lebens zu ſchützen. Ein wüthender Haufen ſchleifte den Marſchallshof, plünderte die Savoy, des Herzogs Palaſt, riß ſein Wapen, als das eines Ver-

Digitized by Google

räthers ab, mordete einen Geiſtlichen, den er für den Lord Piercy hielt, und würde über den Herzog ſelbſt ein gleiches Schickſal verhängt haben, hätte der Biſchof ſich nicht für ihn auf das ernſtlichſte verwendet. Wilhelm ſtarb als Erzbiſchof von Canterbury. Hugo's III. fünfter Sohn, Philipp, war mit Powderham-Caſtle in Devonſhire, unweit der Mündung der Ex, abgefunden und wurde der Stammvater einer Linie, die noch heute Powderham-Caſtle ſamt dem Titel Viscount Courtenay beſitzt. Der ſechſte Sohn, Peter, ſtarb 1403, nachdem er König Richard II. als Obriſt-Kämmerer gedient; die älteſte Tochter, Margaretha, war des kühnen Oberhauptes der Lollards, des Lords Cobham, Johanns von Oldcaſtle, Gemahlin. In den Gütern und dem Titel eines Grafen von Devonſhire ſuccedirte dem Großvater, dem Grafen Hugo III., Eduard II., der älteſte von Eduards I. Söhnen (der jüngere, Hugo, gründete die Linie in Baunton, von welcher unten), der unter der Regirung König Richards II. als Anführer der Flotte erſcheint, und mit Hinterlaſſung von drei Söhnen am 5. Decbr. 1419 das Zeitliche geſegnete. Der mittlere dieſer Söhne, auch Eduard genant, befand ſich in König Heinrichs V. Heere, in den glorreichen Feldzügen von 1415 und 1416, diente auch zur See mit 5 Rittern, 184 Knappen und 400 Bogenſchützen, und zwar waren ihm für jeden Knappen 4, für jeden Bogenſchützen 2 Sols täglich, während der auf 40 Tage beſtimten Dienſtzeit, bewilligt. In den ſpätern Feldzügen in Frankreich diente er mit 30 Helmen und 90 Schützen, dann vom Mai bis Auguſt 1428 als Admiral. Im J. 1439 erhielt er einen förmlichen Beſtallungsbrief als Admiral von Frankreich (für den Dienſt König Heinrichs VI. von England und Frankreich). Sein älterer Bruder, Hugo IV., Graf von Devonſhire, war mit Anna Talbot, einer Schweſter des berühmten Grafen von Shrewsbury verheirathet, wurde in den franzöſiſchen Kriegen als einer der tapferſten Ritter berühmt, und ſtarb den 16. Juni 1422, deſſen Sohn, Thomas I., den 3. Februar 1458. Letzterer iſt der Graf von Devonſhire, den Hume unter den erſten Anhängern des Kronprätendenten, des Herzogs von York, aufführt, und den er fälſchlich als einen franzöſchen Prinzen von königlichem Geblüte bezeichnet. Des Thomas drei Söhne, Thomas II., Heinrich und Johann, vertauſchten die weiße mit der rothen Roſe, und ſtarben alle drei für das Haus Lancaſter, und zwar wurde der älteſte, Thomas II., Graf von Devonſhire, der in der Schlacht bei Touton den 29. März 1461 gefangen worden, fünf Täge ſpäter, den 3. April auf Eduards IV. Geheiß, zu York enthauptet. Heinrich, der ſofort den Titel eines Grafen von Devonſhire annahm, wiewol er von dem Sieger an Humfried Stafford verliehen worden, auch Thomas II. zwei Söhne, Thomas III. und Heinrich hinterlaſſen, ſtarb auf dem Blutgerüſte zu Salisbury im J. 1468. Johann, der nach ſeinen Brüdern als Graf von Devonſhire vorkömt, und der als ſolcher hauptſächlich es war, der nach der Schlacht bei Barnet die Königin Margaretha ermuthigte, den gewählten Zufluchtsort, die Abtei Beaulieu zu verlaſſen, fiel mit ſeinem Neffen, Thomas III. (von deſſen Bruder Heinrich iſt weiter keine Rede), dem wahren Grafen von Devonſhire, in der Schlacht bei Tewkesbury, den 4. Mai 1471. — Noch haben wir der Nachkommenſchaft von Eduards I. jüngerem Sohne, von Hugo von Courtenay in Baunton, zu gedenken. Hugo's Sohn, auch Hugo genant, beſaß Boconnok. Dieſes Sohn, Eduard, auf Haccomb in Devonſhire, wurde von Heinrich VII. unmittelbar vor ſeiner Krönung (30. Octbr. 1485) mit der Würde eines Grafen von Devonſhire geziert, auch in den Hoſenbandorden aufgenommen; war mit Eliſabeth von Courtenay, Philipps auf Moland Tochter, verheirathet und ſtarb 1509; ſein Sohn, Wilhelm I., Graf von Devonſhire, Herr von Okehamton, den 9. Juni 1511. Letzterer war mit der Prinzeſſin Catharina, einer Tochter König Eduards IV. verheirathet, folglich König Heinrichs VII. Schwager, ein Umſtand, der den König doch nicht hinderte, ihn der Freiheit zu berauben, als er eines Einverſtändniſſes mit dem Grafen von Suffolk und andern Misvergnügten beſchuldigt worden (1506); Heinrich VIII. ſetzte ihn jedoch gleich nach ſeiner Thronbeſteigung in Freiheit. Eduards und der Prinzeſſin Catharina Sohn, Heinrich, Graf von Devonſhire und Herr von Okehamton, wurde am 5. Juni 1525 zum Marquis von Exeter und Bridewell, und zum Ritter des Hoſenbandordens ernant, war einer der Richter der Königin Anna Boleyn, leiſtete in der Unterdrückung der Empörungen in Lincolnſhire und in den nördlichen Grafſchaften (1536) Dienſte von Wichtigkeit, daher er in dem Gerichtshofe, der angeordnet worden, um die Häupter der Empörung, die Lords Darcy und Huſſey zu beſtrafen, das Präſidium führte, gerieth aber ſelbſt bald in den Verdacht verbrecheriſcher Umtriebe. Man beſchuldigte ihn, daß er ſich mit dem Cardinal Pole und deſſen Brüdern in eine Verſchwörung wider den König eingelaſſen, nachtheilige Reden von demſelben geführt und den Cardinal mit Gelde unterſtützt habe. Eine Anklage unter Heinrichs VIII. Regirung war ſtets einem Todesurtheile gleich zu achten, darum mußte auch der Marquis Verbrechen, an die er höchſt wahrſcheinlich niemals gedacht hatte, mit dem Leben büßen. Er wurde im J. 1538 enthauptet, und ſeine Gemahlin, Gertrude Blount (ſie war ſeine zweite Frau, die erſte, Eliſabeth Gray, ſtarb kinderlos), war bereits eingekerkert und durch eine Parlamentsacte zugleich mit der Gräfin von Salisbury des Hochverraths ſchuldig erklärt, fand aber doch, weil keine Regel ohne Ausnahme, Gnade und überlebte den König. Dagegen wurde ihr einziger Sohn, Eduard Courtenay, obgleich noch in der zarteſten Jugend, in des Vaters trauriges Schickſal verwickelt, daher er ſeine Kinderjahre als Statsgefangener im Tower verleben mußte. Die Königin Maria gab ihm bei ihrer Thronbeſteigung die Freiheit wieder, und ſeine Jugend und Schönheit, ſeine Verwandtſchaft mit dem königlichen Hauſe; ſein frühes unverdientes Leiden, ſowie die große Vorliebe, die die Nation für ihn bezeigte, ſchienen tiefen Eindruck auf der Königin Herz gemacht zu haben. Sie erneuerte zu ſeinen Gunſten am 3. Septbr. 1553 die Würde eines Grafen von Devonſhire, ſie ſuchte ihn durch mancherlei Künſte in ihrer Nähe zu behalten, was um ſo leichter, da ſeine Mutter ſchon früher ihre liebſte Geſellſchafterin geweſen, ſie machte es ſich zum Ge-

Digitized by Google

ſchäfte, für ſeine im Tower gänzlich vernachläſſigte Bildung zu ſorgen. Am Hofe ſprach man mit Zuverſicht von der bevorſtehenden Vermählung der Königin mit dem jungen Courtenay, und Gardiner betrieb dieſelbe mit ſeinem ganzen Einfluſſe. Hatte aber Eduard Eindruck auf die Königin gemacht, ſo verwiſchte er ihn bald wieder durch ſeine üble Aufführung. Er wollte, nachdem er einmal die Freiheit gekoſtet, ſie in vollen Zügen genießen. Er beſuchte die ſchlechteſte Geſellſchaft, verlor viele Zeit mit lüderlichen Weibsperſonen und überließ ſich Vergnügungen, die ſeinem Range unanſtändig waren und das Gefühl und den frommen Sinn der Königin verletzten. Vergebens beauftragte ſie einen der Edelleute ihres Hofs, den Unerfahrnen zu führen; vergebens warnten ihn der franzöſiſche und der venedigſche Geſandte: er ſpottete ihres Raths, achtete nicht ſeines Hofmeiſters und verfolgte ſeinen wilden Lauf, bis er der Königin Achtung und Gunſt unwiederbringlich verloren hatte. Maria wählte den ſpaniſchen Infanten zu ihrem Gemahl, und der Graf, der ſeine Hoffnungen ſelbſt vernichtet hatte, überließ ſich, jetzt endlich ſeinen Verluſt erwägend, uneingedenk der großen Verpflichtungen, die ihm die Königin auferlegt hatte, den ſelbſtſüchtigen Rathſchlägen treuloſer Freunde. Sie ſchlugen die Ermordung Arundels und Pagets, als der vornehmſten Beförderer der ſpaniſchen Heirath vor; eines ſo gewichtigen Beiſtandes beraubt, meinten ſie, würde Maria leicht durch Überredung oder Furcht dahin gebracht werden, dem Grafen ihre Hand zu reichen. Widerſtehe ſie, ſo ſolle er, ihr zum Trotze, die Prinzeſſin Eliſabeth heirathen, mit ihr nach Devonſhire oder Cornwallis, wo die ganze Bevölkerung ſeinem Hauſe ergeben, flüchten und die Fahne des Aufſtandes erheben; jeder wahre Engländer werde ihm zufallen. Aber die Zucht, die im Tower eingeführt, war nicht geeignet, die Charakterſtärke und Kühnheit zu entwickeln, deren ein Verſchworner bedarf. Courtenay war ſcheu und behutſam aus dem Gefängniſſe hervorgegangen, willig lauſchte er den Entwürfen ſeiner angeblichen Freunde, doch zum Handeln fehlte ihm der Muth. Endlich machte die förmliche Ankündigung der Vermählung der Königin (14. Januar 1554) wenigſtens der Ungewißheit der übrigen Verſchworer ein Ende. Sie beſchloſſen (15. Januar) die Ankunft Philipps, die für den Frühling angekündigt war, abzuwarten, bei der erſten Nachricht von ſeiner Annäherung die Waffen zu ergreifen, um ihm das Landen zu verwehren, den Grafen von Devonſhire mit der Prinzeſſin Eliſabeth zu vermählen, ſie dem Schutze der Einwohner von Devonſhire anzuvertrauen, und als Könige von England auszurufen. Es iſt kein Beweis vorhanden, daß Eliſabeth und der Graf einander ſchon früher geliebt hätten; allein die Prinzeſſin fand gegen die Heirath und ihre Folgen nichts zu erinnern, nachdem ihr beigebracht worden, dieſe Heirath ſey ihr einziger Schutz gegen Maria's Verdacht und Philipps Bosheit, und der Graf erblickte in ihr das Mittel, die verſcherzte Krone doch noch zu gewinnen. Aber ſeine Einfalt oder Furchtſamkeit verrieth in einer Unterredung mit Gardiner das ganze Geheimniß (20. Januar); die Verſchwornen, die ſich beobachtet ſahen, zerſtreuten ſich in den Provinzen, um für eigene Rechnung das Wageſtück zu beginnen, und nur Courtenay blieb bei der Königin, mit ſeiner Treue zu prunken, die doch verdienter Maßen nur mit Mistrauen und Verachtung erwiedert wurde. Als aber Wyat, an der Spitze der Rebellen aus Kent, London beſtürmte, da war Courtenay, ſey es Zaghaftigkeit oder Verrath, der einzige beinahe, der ſeinen Poſten verließ und mit dem Rufe, alles ſey verloren, floh; er wurde aber, nachdem drei aufgefangene Chiffrebriefe des franzöſiſchen Geſandten Noailles vom 26, 28 und 30. Januar ſeinen Antheil an der Verſchwörung vollſtändig aufgeklärt hatten, in dem Hauſe des Herzogs von Suffolk verhaftet und nach dem Tower gebracht. Er ward mit Wyat confrontirt, der ihm vorwarf, daß er, Courtenay, der erſte geweſen, der zum Aufſtande gerathen; es wurde ihm bewieſen, daß er mit Carew, dem Oberhaupte der Inſurrection in Devonſhire, nach deren Ausbruche einen Briefwechſel unterhalten, und nur Gardiners mächtige Verwendung rettete ihn von der Strafe der Verräther. Er wurde, nachdem die Prinzeſſin Eliſabeth der Haft entlaſſen worden, aus dem Tower nach Fotheringaycaſtle gebracht (Juni 1554), dann im Januar 1555 begnadigt. Er empfing, nachdem er den Königen aufgewartet, die einem Befehle gleichkommende Erlaubniß, zu ſeiner Bildung zu reiſen; hielt ſich eine Zeit lang an dem Hofe zu Brüſſel auf und ging dann, von König Philipp mit Empfehlungsſchreiben an mehre Höfe verſehen, nach Italien. Er ſtarb zu Padua, wahrſcheinlich an den Folgen der Ausſchweifung, nicht aber vergiftet, den 4. Octbr. 1556, und wurde in der Kirche des heil. Antonius beerdigt, wie eine ſehr ſchwülſtige Grabſchrift beſagt.

Der Prinz Peter von Frankreich, der durch ſeine Vermählung mit Eliſabeth von Courtenay Herr von Courtenay, Montargis, Château-Renard, Champignelles, Tanlay, Charny u. ſ. w. geworden iſt, war nur 22 Jahre alt, wie er ſeinem Bruder, dem Könige Ludwig VII., in den Kreuzzug von 1147 folgte. Im J. 1178 war er einer der drei Barone, welche dem Könige von England als Geiſel für die genaue Beobachtung der eingegangenen Friedensbedingniſſe gegeben wurden. Im J. 1179 unternahm er einen zweiten Kreuzzug in Geſellſchaft des Grafen von Champagne, des Biſchofs von Beauvais und anderer. In einer Urkunde vom Palmſonntage 1183 kömt er als verſtorben vor. Von ſeinen fünf Söhnen, die ſämtlich den Namen und das Wapen von Courtenay annahmen, wurde der zweite, Robert, der Ahnherr der Barone von Champignelles; von dem vierten, von Wilhelm, ſtammen die Herren von Tanlay ab; den fünften, Johann, hält man für den Stammvater der Herren von Yeres (von allen dieſen Linien wird unten die Rede ſeyn); der älteſte Sohn endlich, Peter II., Herr von Courtenay und Montargis, vermählte ſich in erſter Ehe 1184 mit der Gräfin Agnes von Nevers, Guido's I. Tochter, die ihm die Grafſchaften Nevers und Auxerre zubrachte, und 1191 auch noch die Grafſchaft Tonnerre erbte, und, nach deren tödtlichem Abgange, durch Vertrag von Mai 1193, mit Yolantha von Hennegau, einer Schweſter der lateiniſch-griechiſchen Kaiſer, Balduins I. und Heinrichs. Im J. 1191 begleitete er den König Phi-

lipp Auguſt nach dem heil. Lande; im J. 1194 ertheilte er der Stadt Auxerre, die eben großen Brandſchaden erlitten, bedeutende Privilegien, worüber er aber mit den daſigen Biſchöfen, mit Hugo von Noyers und Wilhelm von Seignelay in vielfältige Streitigkeiten gerieth, in deren Laufe er ſogar excommunicirt und genöthigt wurde, am Paſſionsſonntage 1204 öffentliche Buße zu thun. Er vertrieb auch die Juden aus ſeiner Stadt Auxerre, nahm Ende des J. 1210 mit andern Herren das Kreuz gegen die Albigenſer, und befand ſich 1211 bei der Belagerung von Lavaur. Im J. 1213 fiel ſeiner Gemahlin, der Gräfin Yolantha, durch den Tod ihres Bruders Philipp (ihr einziger noch unter den Lebenden befindlicher Bruder, Heinrich, regirte die Trümmer des lateiniſchen Kaiſerthums in Conſtantinopel und dachte nicht an das entfernte Erbgut) die Grafſchaft Namur anheim, und Peter ſäumte nicht, von der wichtigen Erbſchaft Beſitz zu nehmen, wurde aber bald darin beunruhigt. Kaiſer Otto IV. nahte ſich mit einem furchtbaren Heere, um den König von Frankreich zu bekriegen, und ſodann einige ungehorſame, niederländiſche Vaſallen, wie den Biſchof von Lüttich und den neuen Grafen von Namur zu züchtigen. Aber Otto unterlag in der großen Schlacht bei Bouvines, und Peter von Courtenay, der mit allen ſeinen Streitkräften zu dem franzöſiſchen Heere geſtoßen war, während ſein Sohn Philipp den kaiſerlichen Adlern folgte, hatte ſogar das Glück, ſeinen Vetter, den König von Frankreich, an dieſem Tage aus dringender Lebensgefahr zu erretten. Die Ruhe, die Peter hiedurch gewonnen, war indeſſen nur von kurzer Dauer. Walram von Limburg, der Gemahl der Gräfin Ermeſinda von Luxenburg, erhob Namens ihrer Anſpruch an Namur und ſuchte ihn durch Heereskraft zu unterſtützen (1215). Er belagerte Bouvigne und ſodann Namur, mußte aber von beiden Orten abziehen, verlor auch auf der Flucht in der Maas viele Leute. Dagegen nahm er im J. 1216 das wichtige Schloß Samſon, und während Peter ſich, wiewol vergeblich, bemühete, daſſelbe wieder zu gewinnen, auch noch die Schlöſſer Autreppe und Ville, zwiſchen Maas und Mehaigne, die jedoch bei Peters Annäherung wieder geräumt wurden. Unter abwechſelnden Erfolgen dauerte der Krieg noch fort, als Peters Schwager, der Kaiſer Heinrich, in Salonichi das Zeitliche geſegnete (11. Juni 1216); ſofort traten die lateiniſchen Barone zuſammen, ihm einen Nachfolger zu geben, und wenn gleich die meiſten Stimmen ſich für den König Andreas II. von Ungern, den Schwiegerſohn des Herrn von Courtenay, erklärten, ſo wußten doch die ſtatsklugen Venediger, denen eine ſolche Erweiterung der ungriſchen Herrſchaft allzu bedenklich ſchien, die Sache dahin zu drehen, daß ſtatt des Königs der Schwiegervater, deſſen Ruhm von einem Meere bis zum andern gedrungen war, der auch, als der beiden letzten Kaiſer Schwager, beſondere Rückſicht verdiente, auf den Thron Conſtantins erhoben wurde. Peter trat ſogleich ſeinem älteſten Sohne die Grafſchaft Namur ab, und begab ſich mit ſeinen übrigen Kindern und ſeiner Gemahlin auf die Reiſe. Er durchzog an der Spitze eines auserleſenen Heeres von 5500 Mann Italien, empfing zugleich mit der Gräfin Yolantha am 9. April 1217 in der St. Laurentiuskirche zu Rom aus den Händen des Papſtes Honorius III. die Kaiſerkrone, und ſchiffte ſich zu Brindiſi auf der venediſchen Flotte ein. Während aber ſeine Familie ſich geradeswegs nach Conſtantinopel wendete, landete Peter in der Nähe von Durazzo, um dieſe Stadt, wie es der mit den Venedigern errichtete Vertrag wollte, zu belagern. Dieſes Unternehmen misglückte, der Kaiſer mußte die Belagerung aufheben und wollte ſich zu Lande Bahn nach Conſtantinopel brechen, verwickelte ſich aber in den Engpäſſen des Drino. Theodor Comnenus, der Despot von Epirus, eben derjenige, der Durazzo den Venedigern vorenthielt, und der dem lateiniſchen Heere ſtets in den Flanken und im Rücken folgte, that nun ſelbſt Friedensvorſchläge. Sie wurden angenommen, und Peter, der, ihnen gemäß, ſeinen friedlichen Marſch fortſetzte, ließ ſich bewegen, bei dem Despoten ein feierliches Mahl anzunehmen; während deſſelben überfielen die Griechen die verhaßten und ſorgloſen Franzoſen, die erſchlagen oder verſprengt wurden, und der Despot, der ſeinen Gaſt nicht mehr fürchten mußte, ließ ihn mit allen Baronen ſeines Geſolgs während des Gelags feſtnehmen. Peter lebte noch einige Zeit im Kerker, ſtarb aber, wahrſcheinlich von Mörderhand, vor dem Januar 1218; ſeine Witwe, die Kaiſerin Yolantha, die als Vormünderin das griechiſch-lateiniſche Reich mit Weisheit und Feſtigkeit regirte, bald nach dem Monat Juni 1219. Sie war in ihrer Ehe Mutter von 13 Kindern, von Philipp, Peter, Robert I., Heinrich, Balduin II., Margaretha, Eliſabeth, Yolantha, Maria, Agnes, Eleonora, Conſtantia und Sibylla geworden.

Peters einzige Tochter erſter Ehe, Mathilde, Gräfin von Nevers, Auxerre und Tonnerre, vermählte ſich Ende 1199 mit Hervé IV., Freiherrn von Donzy, von dem ſie aber durch ein Breve des Papſtes Innocentius III. vom 20. Decbr. 1213, wegen Verwandtſchaft in verbotenem Grade, geſchieden wurde. Im Februar 1221 verſprach ſie dem Könige Ludwig VIII., ihm wider alle und jede zu dienen, auch nicht ohne ſeine Zuſtimmung zu heirathen. Im J. 1223 befreiete ſie die geſamte Bürgerſchaft von Auxerre ohne alle Ausnahme, gab ihr das Gemeinderecht und die Erlaubniß, nach Willkür die Traubenleſe zu beſtimmen; Wohlthaten, deren Andenken in Auxerre noch nicht erloſchen iſt. Im J. 1226 kömt ſie als des Grafen Guido IV. von Forez Gemahlin vor, und ſie ſtiftete zu deſſen Lebzeiten die Abtei du Reconfort, oder de la Conſolation de S. Marie in Nivernais, für Nonnen des Ciſterzienſerordens. Sie wurde Witwe am 29. Octbr. 1241, indem Guido am beſagten Tage im Kampfe gegen die Ungläubigen fiel; nahm 1255 den Schleier in der Abtei Fontevrault und ſtarb daſelbſt den 12. Oct. n. J. Ihre Beſitzungen fielen an ihre Enkelin, Mathilde von Bourbon, Eudo's von Burgund Gemahlin. — Philipp von Courtenay, Peters II. älteſter Sohn zweiter Ehe, wurde nach ſeines Vaters Tode von den Baronen des griechiſchen Reichs eingeladen, ihren Thron zu beſteigen, dankte aber für ihren guten Willen und begnügte ſich mit dem Beſitze der Grafſchaft Namur, in dem ihn jedoch Walram von Limburg noch geraume Zeit beunruhigte. Beide Parteien wurden endlich des Haders müde, und

Digitized by Google

beſchloſſen im J. 1220, denſelben der Entſcheidung des Erzbiſchofs von Cöln zu überlaſſen. Dieſe ſchiedsrichterliche Entſcheidung erfolgte im Januar 1222, und wurde im März n. J. durch den Frieden von Dinant, welcher die Grafſchaft Namur nochmals dem Hauſe Courtenay zuſicherte, beſiegelt. Einige Jahre ſpäter, 1226, folgte Philipp dem Könige Ludwig VIII. in den Kreuzzug gegen die Albigenſer; er erkrankte während der Belagerung von Avignon, ließ ſich nach der Heimath führen, ſtarb aber unterwegs in der Nähe von St. Flour in Auvergne, und wurde in der Abtei Vaucelle in Cambreſis beerdigt. Er führt den Beinamen a labro, oder, wie Grammaye lieſt, a dolabra, und ſtarb unvermählt. Peter kömt in einer Urkunde von 1210 als Cleriker vor. Robert I. wurde durch ſeines ältern Bruders freiwillige Verzichtung Kaiſer von Conſtantinopel. Er verließ Frankreich zu Ende des Jahres 1220, durchzog Ungern, deſſen König ſein Schwager, ihn mit den ausgezeichnetſten Ehrenbezeigungen aufnahm, und die Bulgarei, und wurde den 25. März 1221 in der Sophienkirche zu Conſtantinopel gekrönt. Sein erſter Gedanke war, Rache für ſeines Vaters Tod zu nehmen, zu welchem Ende er mit Theodor Laſcaris, dem Kaiſer von Nicäa, Frieden ſchloß, und ſich mit deſſen Tochter Eudoxia verlobte, aber Theodor ſtarb, wie die Prinzeſſin eben die Reiſe nach Conſtantinopel antreten ſollte, und ſein Nachfolger, Johann Ducas Vataces, ſchien wenig geneigt, die eingegangenen Verpflichtungen zu beachten. Dieſes benutzten des vorigen Kaiſers Brüder, Alexis und Iſaac Laſcaris, die nur ungern dem Vataces gehuldigt, um den lateiniſchen Kaiſer für ihre Anſprüche zu gewinnen, und ſie fanden bei Robert nur zu geneigtes Gehör. Das Heer, das er ihnen zum Beiſtande ausgerüſtet, erlitt aber bei Panormo an dem Marmormeere eine vollſtändige Niederlage (1224); Alles, was die Lateiner in Aſien inne hatten, ging verloren, der Griechen Flotte verheerte die Küſten von Thracien, und das Misvergnügen der Einwohner von Adrianopel eröffnete ihnen die Thore dieſer wichtigen Stadt. Conſtantinopel wurde nur durch Theodors, des Despoten von Epirus, Eiferſucht und Beiſtand gerettet, und der Kaiſer von Nicäa ließ ſich einen Frieden gefallen, welcher die Lateiner auf die Mauern der Hauptſtadt und auf den Beſitz einiger Schlöſſer in der Gegend von Nicomedia beſchränkte, wogegen wiederholt die Auslieferung der Prinzeſſin Eudoxia verſprochen wurde. Daran dachte aber Vataces weniger als jemals, und Robert, der endlich alle Hoffnung, ſeine Braut nur zu ſehen, aufgeben mußte, verliebte ſich in die Tochter Balduins von Neuville, eines Ritters aus der Landſchaft Artois, und heirathete ſie, die doch mit einem burgundiſchen Edelmanne verſprochen war. Der betrogene Burgunder ſäumte nicht, Rache zu nehmen; er erſtieg, im Bunde mit einigen Misvergnügten, bei Nacht den kaiſerlichen Palaſt, bemächtigte ſich der Kaiſerin und ihrer Mutter, die vorzüglich die Verbindung mit Robert gewünſcht hatte, und ließ dieſe erſäufen, der Kaiſerin aber Lippen und Naſe abſchneiden. Robert, zu ſchwach, ſolche Gräuel zu ahnden, floh nach Rom, dem heiligen Vater ſeine Schmach zu klagen und um Beſtrafung der Mörder zu bitten. Gregor IX. verſprach ihm alle Hilfe, über die er verfügen könne, rieth ihm aber, vor allem nach Conſtantinopel, wo ſeine Gegenwart ſo nothwendig ſey, zurückzukehren. Er gehorchte, erkrankte aber auf der Rückreiſe und ſtarb in Achaja im J. 1228, indem er das Reich im kläglichſten Verfalle zurückließ. — Heinrich, Peters II. vierter Sohn, folgte ſeinem Bruder Philipp in dem Beſitze der Grafſchaft Namur, ſtand aber noch unter Vormundſchaft, als er 1229 das Zeitliche verließ. Balduin, der jüngſte Sohn, wird ſogleich vorkommen. Margaretha war zuerſt mit Radulf III. von Iſſoudun, dann mit dem Grafen Heinrich von Vianden verheirathet, bemächtigte ſich nach ihres Bruders Heinrich Tode der Grafſchaft Namur, wurde aber bald in deren Beſitze durch den Grafen Ferdinand von Flandern geſtört, und nach dem Verluſte von Floreſſe und anderer minder bedeutender Plätze genöthigt, unter des Grafen Philipp von Boulogne Vermittelung den Frieden von Cambray 1232 durch die Abtretung der Ämter Viéville und Golzinne und mehrer Herrſchaften in Flandern und Hennegau zu erkaufen. Im J. 1231 ſtiftete ſie, in Erfüllung des letzten Willens ihres Bruders Philipp, die Abtei Grandpré Ciſterzienſerordens, gleichwie die Kapelle zu Geronſart, und, wenigſtens theilweiſe, das Franziskanerkloſter zu Namur. Sie erweiterte auch die Stadt Bouvigne, und war noch mit andern Entwürfen zum Beſten der Grafſchaft beſchäftigt, als ſie gezwungen wurde, die Regirung in die Hände ihres Bruders Balduin niederzulegen (1237). Sie lebte noch 1248, und ſtarb als Nonne in dem Kloſter Marienthal in dem Luxenburgſchen. — Eliſabeth vermählte ſich in erſter Ehe mit Galcherus, Grafen von Bar-ſur-Seine († vor Damiata 1219), und in anderer Ehe mit dem Freiherrn von Montagu, Eudo I. von Burgund. — Yolantha vermählte ſich 1215 mit König Andreas II. von Ungern, der ſeit 1213 Witwer, und wurde ihr als Morgengabe das Einkommen der Comitate Warasdin, Sümegh, Szolth und Syrmien, ſowie des ganzen Banats von Slavonien und Kroatien verſchrieben; ſpäter, nachdem ihre Krönung im J. 1216 erfolgt war, und Andreas ſich zu ſeinem Kreuzzuge anſchickte, beſtimte er ihr in ſeinem Teſtamente vom 11. Februar 1217, für den Fall ſeines Abgangs und zu ihrer Abfertigung, die Summe von 8000 Mark Silber, zu deren Sicherheit die Salzgruben in der Marmaros, die Abgaben der Ismaeliter zu Peſth und die Gefälle des Bodroger Comitats dienen ſollten. Sie ſtarb im J. 1233, und wurde in der Nähe von Erlau in der Abtei Egreſch beerdigt. — Maria wurde im J. 1219 des Kaiſers von Nicäa, des Theodor Laſcaris, dritte Gemahlin, und ſtarb kurz nach ihm im J. 1222. — Agnes wurde an Gottfried II. von Villehardouin, den Fürſten von Achaja und Morea, verheirathet, und lebte 1247 als Witwe in Frankreich. — Eleonore, Philipps I. von Montfort auf la Ferté-Alais, erſte Gemahlin, kömt 1230 als verſtorben vor, und ruhet in der Abtei St. Antoine-des-champs zu Paris. — Conſtantia wird nur ein Mal in einer Urkunde von 1210 genant. — Sibylla, Nonne zu Fontevrault, ſtarb, nur 13 Jahre alt, im Mai 1210.

Balduin, Peters II. jüngſter Sohn, war während deſſen Gefangenſchaft zu Conſtantinopel Ende des J. 1217

Digitized by Google

geboren, zählte demnach, wie ſein Bruder Robert ſtarb, nur 12 Jahre. Die Lage des Reichs erfoderte aber einen kräftigen Vorſteher; nach reiflicher Überlegung wurde Johann von Brienne von den Baronen dazu auserſehen, und ihm für ſeine Lebtage die Krone verſichert, dagegen für Balduin die Nachfolge in derſelben, ſtandesmäßiger Unterhalt bis zu ſeinem 20ſten Jahre, und alsdann der Beſitz des noch zu erobernden Königreichs Nicäa ſtipulirt. Johann erfüllte alle übernommenen Verpflichtungen mit Rittertreue, und ſein Verhältniß zu dem jungen Balduin war ſo vertraulich, daß er keinen Anſtand nahm, denſelben 1237 nach Italien und Frankreich abzuordnen, um Hilfe zu ſuchen gegen die Griechen ſowol, als gegen den König der Bulgaren, der es nicht vergeſſen konte, daß der von Brienne ihn um das Amt eines Reichsverweſers und ſeine Tochter um ihren Bräutigam, den Prinzen Balduin, gebracht. Gregor IX. verkündigte zu dem Ende einen Kreuzzug, und Balduin, der die deshalb erlaſſene Bulle nach Frankreich brachte, fand auch bei Ludwig IX. und der Königin Blanca die günſtigſte Aufnahme, und eine große Zahl ausgezeichneter Ritter nahm das Kreuz. Bevor der Zug wirklich angetreten wurde, fand Balduin jedoch für gut, auch ein perſönliches Geſchäft abzumachen. Seine Schweſter, die Gräfin von Vianden, hatte ſich in den Beſitz der Grafſchaft Namur gedrängt und wollte, trotz aller Mahnungen, dem rechtmäßigen Eigenthümer nicht weichen. Balduin, von dem Könige von Frankreich und der Gräfin Johanna von Flandern mit Truppen verſehen, erſchien in dem Lande zwiſchen Sambre und Maas, die Mehrheit des Namurſchen Adels fiel ihm bei, und Margaretha wurde nach hartnäckigen Kämpfen genöthigt, denjenigen als Grafen von Namur zu erkennen, den ſie anfänglich nicht einmal als ihren Bruder erkennen wollen, indem ſie ſich bemühet hatte, ihn zu einem Betrüger zu ſtempeln, demjenigen gleich, durch den einige Jahre früher Flandern und Hennegau beunruhigt worden. Balduin, für den die Grafſchaft keine Wichtigkeit hatte, als inſofern ſie ihm ein Mittel werden konte, den wankenden Thron von Conſtantinopel, der durch Johanns von Brienne Tod noch mehr erſchüttert worden, zu befeſtigen, eilte nach Paris, um ſie dem Könige um 50,000 Pfund zu verſetzen, und hiedurch mit dem erſten Bedürfniſſe verſehen, gab er der Kreuzarmee, deren Vortrab unter Johanns von Bethune Befehlen bereits den Marſch angetreten hatte, das Zeichen zum Aufbruch. Sie zählte damals nach einigen 60,000, wenigſtens aber 30,000 Mann, worunter allein 700 Ritter, verlor aber, weil Sold und Lebensmittel bald ausgingen, mit jedem Tage an Stärke, daß ſie, in Ungern angelangt (Herbſt 1239), kaum mehr eine Armee zu nennen. Demungeachtet wußte Balduin ſo zu imponiren, daß ſelbſt die unbändigen Cumaner ihm ein Friedens- und Freundſchaftsbündniß antrugen, und daſſelbe nach ihrer Sitte mit einem Bluttranke und einem Hundeopfer beſiegelten. Er empfing ſodann im December 1239 in der Sophienkirche die Kaiſerkrone, nahm das feſte, von den Griechen tapfer vertheidigte Tzurulum, das heutige Tſchorlü in Thracien, mit ſtürmender Hand, und beſiegte in einem Seetreffen des Vataces Flotte, konte aber doch nicht verhindern, daß dieſer ſich für den Verluſt in Thracien durch die Wegnahme aller Beſitzungen der Lateiner in Aſien, das Caſtell Schile oder Scieli am ſchwarzen Meere allein ausgenommen, entſchädigte. Hiemit waren aber auch beider Kaiſerreiche Kräfte erſchöpft, obgleich Balduin, um ſich Geld zu verſchaffen, die vornehmſten Heiligthümer ſeiner Kapelle verſetzt hatte, wie z. B. das größte Stück des wahren Kreuzes, das man beinahe noch geſehen; die Lanze und ein Stück des Schwammes, des Rohres und des Purpurmantels Jeſu Chriſti; ein Stück des heil. Schweißtuches; das Tuch, womit Jeſus der Apoſtel Füße abgetrocknet; das Kreuz des Triumphes, alſo genant, weil es jederzeit den Heeren, denen es vorgetragen worden, den Sieg verliehen hatte; den weltbekanten Onyx u. ſ. w. (alle dieſe Heiligthümer erwarb Ludwig IX. für die heil. Kapelle in Paris, und wurden ſie am 14. Septbr. 1241 darin niedergelegt, ſamt der Dornenkrone, die Balduin ſchon früher an die Venediger verſetzt, der König aber von ihnen eingelöſt hatte. Vollkommenes Eigenthum des heil. Ludwigs wurden dieſe Gegenſtände aber erſt durch den Vertrag von St. Germain-en-Laye vom Juni 1247). Es wurde ein Waffenſtillſtand auf zwei Jahre abgeſchloſſen, und Balduin unternahm nochmals eine Reiſe nach dem Occident, ſich um Hilfe zu bewerben. Es glückte ihm auch, in Rom zwiſchen ſeinem Schwager, dem Kaiſer Friedrich II. und dem Papſte Innocentius IV. am 1. April 1244 einen Vergleich zu Stande zu bringen, daß beide demnach Muße gehabt hätten, ſich mit den Angelegenheiten des Orients zu beſchäftigen; als er aber vor dem Concilium von Lyon erſchien, die Gefahren und Bedürfniſſe der lateiniſchen Kirche und Herrſchaft im Morgenlande darzuſtellen, fand er nur eine kalte Aufnahme, und die ſparſam und langſam wirkende Bewilligung der Hälfte des Ertrags aller Beneficien, deren Inhaber nicht wenigſtens 6 Monate des Jahres reſidirten, und eines Drittels des Ertrags aller Beneficien von 100 Mark Einkommen, konte kaum als eine Hilfe angeſehen werden. Mit ſchwerem Herzen, ſo ſcheint es, verließ Balduin den Kirchenrath, denn das Gefühl, vielleicht der Wunſch eines nahen Todes ſpricht ſich in allen den Vorkehrungen aus, die er in ſeinem Stammlande Namur traf. In einer Inſtruetion, z. B. vom Mittwoch nach Barnabas 1245, an alle ſeine Diener und Lehensleute in der Grafſchaft, auch an den Dechant und die Chorherren zu St. Peter gerichtet, und worin er jede Verfügung oder Veränderung hinſichtlich des Schloſſes Namur, ohne des Königs von Frankreich, der Prinzen, ſeiner Brüder, und der Königin Blanca Vorwiſſen, unterſagt, handelt er mit beſonderer Sorgfalt von allen den Zufällen, die ihn perſönlich treffen könten, namentlich auch von einer Gefangenſchaft. In einem ſolchen Falle ſollen ſie ſelbſt einem von ſeiner Hand geſchriebenen und unterſchriebenen Befehle, ſobald er der gegenwärtigen Inſtruction zuwiderlaufe, nicht gehorchen. Auf den Fall ſeines Todes beſtimt er die Grafſchaft ſeiner Schweſter, der Gräfin von Vianden, oder, wenn ſie nicht mehr bei Leben, der Frau von Montagu, oder in deren Ermangelung der Prinzeſſin von Villehardouin. Nachdem er alſo ſein Haus beſtellet, kehrte er nach Thracien zurück, wo Vataces den Ablauf

des Waffenſtillſtandes durch die Einnahme von Tzurulum bezeichnet hatte, und bald, da Balduin nur einen müßigen Zuſchauer abgeben konte, ſeine Eroberungen bis an die Thore der Hauptſtadt ausdehnte. Vataces ſtarb indeſſen im Laufe ſeiner Siege, und die Schwachheit und Uneinigkeit ſeiner nächſten Nachfolger geſtattete den Lateinern nochmals eine Gnadenfriſt, die Balduin nicht unbenutzt ließ. Kaum ſah ſich aber Michael Paläologus auf dem Throne von Nicäa befeſtigt, ſo überſchwemten ſeine Heere die Ebene von Thracien; die Feſtungen in der Umgebung von Conſtantinopel wurden ſchnell genommen; denn Balduin, ſtatt im Felde erſcheinen zu können, mußte, um ſich einige Geldmittel zu verſchaffen, erſt die bleiernen Dächer der Kirchen und Paläſte abnehmen und vermünzen laſſen; die Griechen kamen der Hauptſtadt ſo nahe, daß ſie mit ihren Landsleuten in derſelben verhandeln konten, und als Balduin ſich endlich ſoweit gerüſtet hatte, daß er den beſten Theil ſeiner Völker zur Belagerung von Daphnuſium abzuordnen vermochte, wurden in der Nacht vom 25—26. Juli 1261 mehre Thore der Kaiſerſtadt den Morgenländern geöffnet. Sie überwältigten ohne ſonderliche Anſtrengung die wenigen Franzoſen; Balduin aber warf den Purpur ab und entkam zur See in einem Kahne nach Negroponte, von dannen er ſich nach Neapel zu König Manfred wandte. Hilfe fand und konte er bei ihm nicht finden, dagegen aber war Balduin raſtlos bemüht, auf anderm Wege ſich die Mittel zu verſchaffen, die verlorne Krone wieder zu gewinnen. Eines der nächſten war der Verkauf der Grafſchaft Namur. Schon 1248 war der Kaiſer derſelben von dem römiſchen Könige Wilhelm verluſtig erklärt worden, weil er unterlaſſen hatte, ſie von Johann von Avesnes, dem anmaßlichen Grafen von Hennegau, als dem Lehensherrn zu empfangen; die Sache war jedoch ohne Folgen geblieben, da die Königin Blanca als Regentin während dem Kreuzzuge ihres Sohns ſich anſchickte, die Grafſchaft gegen jeden feindlichen Überzug zu vertheidigen, und wenn auch Johann von Avesnes ſeine Rechte an Namur 1254 an den Grafen von Luxenburg verkauft hatte, ſo verſprach er ſowol, als ſein Bruder Balduin von Avesnes in einer ſpätern Urkunde, d. d. Peronne, Sonntag vor Michaelis 1256, daß ſie auf alle Anſprüche an Namur verzichten, auch den zu erwählenden römiſchen König beſtimmen wollten, die ihnen vormals von Wilhelm von Holland gegebene Belehnung zu vernichten. Sie widerriefen zugleich den Verkauf an Luxenburg, machten ſich anheiſchig, alles mögliche aufzubieten, um den Grafen von Luxenburg zu beſtimmen, daß er ſeinerſeits von dem Kaufe abſtehe, und Balduin von Avesnes verſprach noch beſonders, daß er, im Falle der Graf von Luxenburg durchaus ſeinen Handel geltend machen wolle, mit aller ſeiner Macht dem Kaiſer gegen den Grafen beiſtehen werde. Die Kaiſerin Maria, die ihr Gemahl, Kaiſer Balduin, ſeit 1249 nach dem Abendlande verſchickt, und der die Königin Blanca, ihre Tante, kurz vor ihrem Tode, die bisher noch auf Namur laſtende Schuldverſchreibung über 50,000 Pfund zurückgegeben hatte, blieb demnach im ruhigen Beſitze der Grafſchaft, bis die Zerſtörung eines Schönen-Frauenhauſes in der Nähe der Abtei Salzinne, die die Kaiſerin ihrer Freundin, der Äbtiſſin Imagina, nicht verſagen konte, tiefen Unwillen in dem Lande, das ohnehin vieler neuen Auflagen halber ſchwierig, erzeugte. Der Hofbeamte, der die Schönen-Frauen ausgetrieben hatte, wurde am lichten Tage ermordet, und da die Kaiſerin ihre Entrüſtung über dieſen Frevel nicht verbergen, auch die Verbrecher, eine Anzahl junger Edelleute, zur gebührenden Strafe ziehen wollte, ſo vereinigten die bedrohten Familien ſich zum Widerſtande. Sie zogen beinahe die geſamte Bürgerſchaft der Stadt in ihr Intereſſe, riefen den Grafen Heinrich von Luxenburg zum Beiſtande herbei, und übergaben dieſem in der Chriſtnacht 1256 die Stadt Namur. Die Kaiſerin entkam, nicht ohne Schwierigkeit, nach Champagne, rief ihre Brüder, Johann und Ludwig von Brienne, zum Beiſtande auf und ſammelte mit ihrer Hilfe ein kleines Truppencorps, mit dem ſich auch einige Hilfsvölker aus Flandern, die die Gräfin Margaretha, ihren Sohn Balduin von Avesnes an der Spitze, abgeſendet, vereinigten. Seit 18 Monaten vertheidigte der tapfere Baſtard von Weſemale das Schloß von Namur, und des von Avesnes erſte Angelegenheit mußte es ſeyn, dieſen wichtigen Platz zu entſetzen. Er ſetzte ſich auch wirklich auf den Höhen vor Namur, verlor 14 Tage, um den Feind zu beobachten, und ſchloß dann mit den Luxenburgern einen Waffenſtillſtand auf andere 14 Tage, ſo zwar, daß in dieſer Friſt weder Menſchen noch Lebensmittel in das Schloß gebracht werden ſollten. Darüber ergrimten die Champagner, ſie ahnten Verrath und zerſtreuten ſich, worin die Flamänder ihnen willig folgten; Franco von Weſemale wurde nach einer glänzenden Vertheidigung gezwungen, zu capituliren, und die ganze Grafſchaft war hiemit verloren. Um ſo leichter wurde es demnach dem Kaiſer, ſie zu veräußern. Zu dem Ende ertheilte er ſeinem Sohne, dem Prinzen Philipp, von Paris aus im J. 1262 die nöthige Vollmacht, und ſchon nach wenigen Monaten verkaufte dieſer Namur um 20,000 Pfund an den Grafen Guido von Flandern, ſowie die Herrſchaften Onain und Couroube bei Valenciennes an die Gräfin Margaretha. Mit ſolchen Summen war indeſſen keine Seerüſtung zu beſtreiten, und Balduins Thätigkeit mußte ſich fortwährend auf Verträge beſchränken. So beſchenkte er 1265 den Herzog Hugo von Burgund mit dem Königreiche Theſſalonich, in partibus infidelium, mit der Baronie Ainnes und mit einer zweiten Baronie nach der freien Wahl des Herzogs, nur daß ſie 50 Meilen von Conſtantinopel entfernt ſeyn ſollte; ſo errichtete er am 27. Mai 1267 und im J. 1268 zwei verſchiedene Verträge mit Karl von Anjou und mit dem Grafen Theobald von Champagne wegen der Wiedereroberung ſeines Reichs. Er ſtarb Ende des Jahres 1272. Seine Gemahlin, die Kaiſerin Maria, lebte noch den Sonntag nach Kreuzerfindung 1275, und zwar ſeit dem Verluſte von Namur, in Frankreich, wo ſie die Herrſchaften Blaton und Courtenay als Witthum beſaß. Sie war Johanns von Brienne, des Königs von Jeruſalem und Kaiſers von Conſtantinopel, und der Prinzeſſin Berengaria von Caſtilien Tochter, und bereits als Kind, d. d. Perugia den 19. April 1229, mit dem nachmaligen Kaiſer Balduin verlobt worden. Ihr einziger Sohn,

Digitized by Google

Philipp von Courtenay, Titularkaiſer von Conſtantinopel, geb. 1243, mußte in ſeiner zarten Jugend Schulden halber an einige venedigſche Edelleute verſetzt werden. Nachdem er ſeine Freiheit wieder erlangt, beſuchte er 1269 Caſtilien, wo er von König Alfons X. den Ritterſchlag empfing; und den Hof Karls von Anjou, mit deſſen zweiter Tochter, der Prinzeſſin Beatrix, er zu Orvieto den 27. Mai 1267 verlobt worden. Die Ehe ſelbſt erfolgte im J. 1273, und am 3. Juli 1281 errichtete Philipp, unter des Papſtes Martin IV. Vermittelung, mit ſeinem Schwiegervater und der Republik Venedig ein Bündniß gegen Michael Paläologus, zu Wiedereroberung des griechiſchen Reichs. Er ſtarb im J. 1285; ſeine einzige Tochter, Catharina von Courtenay, Kaiſerin von Conſtantinopel, den 2. Januar 1307 oder 1308 zu Paris, oder, nach andern, den 8. October 1307 in dem nahem St. Ouen. Sie war am Hofe König Karls II. von Neapel erzogen, zuerſt von dem Despoten Johann Paläologus, dem älteſten Sohne des ältern Kaiſers Andronicus, zur Ehe begehrt, dann am 24. Januar 1299 mit dem Prinzen Jacob, dem älteſten Sohne des Königs Jacob I. von Mallorca verlobt worden, heirathete aber 1300 oder 1301 zwiſchen dem 28. Januar und 8. Februar mit päpſtlicher Dispens ihren Vetter, den Grafen Karl von Valois, dem ſie vorher die Herrſchaften Courtenay, Blaton u. ſ. w., dann ihre Rechte an Griechenland und Namur geſchenkt hatte, doch ſo, daß er auf den Fall ihres kinderloſen Abganges nur die Leibzucht davon haben, und das Ganze dereinſt an ihre Erben zurückfallen ſolle. Sie ruhet in der Jacobinerkirche zu Paris.

Robert von Courtenay, des Prinzen Peter zweiter Sohn, der Ahnherr der Linie von Champignelles, beſaß, außer Champignelles bei Tonnerre, das benachbarte Charny, Château-Renard zum Theile, Chantecocq, Vermanton, Cloyes, Baillet, und erheirathete mit Mathilde von Mehun, † 1240, die Herrſchaften Mehun-ſur-Yevre und Selles in Berry, wurde auch von König Philipp Auguſt mit den confiscirten Herrſchaften Conches und Nonancourt in der Normandie beſchenkt. Im J. 1223 wurde er von König Ludwig VIII. zu ſeinem Obriſtmundſchenken ernant, und er folgte als ſolcher dem Könige 1224 in den mühſamen Feldzug nach Poitou und zur Einnahme von Rochelle, ſo wie er 1226 bei der Eroberung von Languedoc und der Belagerung von Avignon gebraucht wurde. Auch dem Könige Ludwig IX. leiſtete er Dienſte von Wichtigkeit, beſonders 1229 in dem Kriege mit Theobald VI., dem Grafen von Champagne. Im J. 1237 ſtiftete er in der Nähe von Mehun die Abtei Beauvoir, für Nonnen Ciſtercienſerordens. Er ſtarb 1239 in dem heiligen Lande, ſein älteſter Sohn, Peter I., in Ägypten, und zwar dieſer an den in der Schlacht bei Maſſura empfangenen Wunden. Peter hatte mit Petronilla von Joigny einen Theil der Herrſchaft Château-Renard, den eine Courtenay des ältern Geſchlechts in das Haus Joigny gebracht, erheirathet, hinterließ aber nur eine Tochter, Amicia, die Conches, Mehun-ſur-Yevre, Selles, Château-Renard und Charny ihrem Gemahle, dem Grafen Robert II. von Artois, zubrachte und 1275 zu Rom ſtarb. Radulf I., Roberts I. dritter Sohn, beſaß Illiers und Neuvy in Auxerrois, Paudy in Berry, Tramelay und Pomorin in Hochburgund, folgte 1247 dem Grafen von Anjou in den Zug nach Neapel, wofür er 1269 mit der Grafſchaft Chieti in Abruzzo belehnt wurde, und ſtarb 1271, von Alix von Montfort nur eine Tochter hinterlaſſend. Dieſe, Mathilde von Courtenay, Gräfin von Chieti, Frau auf Paudy, Neuvy, la Motte-les-Champignelles und Villeneuve-des-genets, wurde durch Vertrag vom J. 1284 mit Philipp von Dampierre, des Grafen Guido II. von Flandern älteſtem Sohne, verheirathet, und ſtarb kinderlos in Italien im J. 1300 oder 1303, daher ihre Güter am 4. Mai 1304 unter ihre nächſten Erben vertheilt wurden, und zwar erhielten ihre Neffen, der Erzbiſchof von Rheims und ſein Bruder, Johann I. von Courtenay, die Herrſchaften la Motte, Villeneuve-des-genets, Vermanton und Lorant, und die Kinder Philipps von Artois die Herrſchaften Neuvy und Paudy. In Gemeinſchaft blieben Tramelay und Pomorin, als im Auslande gelegen. Robert von Courtenay, Roberts I. vierter Sohn, Herr von Damville und Nonancourt in der Normandie, auch von Vermanton und Baillet zum Theil, war bereits 1251 Domdechant zu Chartres, wurde 1258 zum Biſchofe von Orleans gewählt, folgte 1270 dem h. Ludwig nach Afrika, verkaufte 1274, den Montag vor Eſtomihi, die Herrſchaft Damville, und ſtarb den 4. Auguſt 1279. Johann, Roberts I. fünfter Sohn, auf Cloyes bei Meaux und Baillet zum Theil, wurde 1266 zum Erzbiſchofe von Rheims erwählt, folgte an der Spitze von 30 Rittern, für die ihm 4000 Pfund an Geld und ein eigenes Schiff angewieſen waren, dem h. Ludwig nach Tunis, und ſtarb in dieſer Expedition den 20. Auguſt 1270. Der ſechſte Sohn endlich, Wilhelm I., Herr von Champignelles, Baillet, Cloyes, Nonancourt und la Ferté-Loupière, pflanzte durch ſeinen einzigen Sohn zweiter Ehe, Johann I., die Linie fort, während ſein älteſter Sohn erſter Ehe, Robert, im J. 1299 den erzbiſchöflichen Thron von Rheims beſtieg. Robert, der ſeinem Bruder Johann I. die Verwaltung des Erzbisthums in weltlichen Dingen übertragen hatte, fügte zuerſt dem Stiftswapen das Geſchlechtswapen bei, nante ſich in einer Urkunde vom 1. Auguſt 1319 zum erſtenmale Erzbiſchof und Herzog von Rheims, was überhaupt das erſte Beiſpiel dieſer Art, ſetzte in Zeit von ſechs Jahren drei Königen von Frankreich die Krone auf, und ſtarb den 3. März 1323, ſein Bruder, Johann I., über deſſen Abſtammung einige erhebliche Zweifel walten, vor dem 5. December 1318. Von Johanns I. Söhnen ſetzte Johann II. die Hauptlinie in Champignelles fort, Philipp wurde der Stammvater der erſten Linie in la Ferté-Loupière, deren Mannsſtamm jedoch bereits mit deſſen Enkel, gegen die Mitte des 15. Jahrhunderts erloſchen iſt, Stephan endlich wurde nach Hugo's von Arcy Tode zum Erzbiſchofe von Rheims erwählt, ſtarb aber den 7. November 1352, bevor ſeine Beſtätigung eintreffen können. Johann II., Herr von Champignelles, la Motte-les-Champignelles, Villeneuve-des-genets und S. Briçon in Berry, erheirathete mit Margaretha von S. Verain die Herrſchaft Bleneau in der Nähe von Briare, und ſtarb den 4. December 1334. Seines Sohnes,

Digitized by Google

Peters II. Kinder, theilten abermals, und zwar ſtamt von dem jüngern Sohne, von Johann, der mit den Herrſchaften Bleneau, Villar, la Ferté-Loupière, Chevillon, Chaſſenay, Marquant, Arrablay, Croquetaine und Tonnerre abgefunden war, die Linie in Bleneau ab, der ältere Sohn hingegen, Peter III., der mit Johanna Braque die Herrſchaften S. Maurice-ſur-Laveron, Châtillon-ſur-Loing, Courcelles-le-roi, Dannemarie-en-Puiſaye erheirathete, ſetzte das Haus Champignelles fort, das doch bereits mit deſſen Sohne, Johann IV., im J. 1472 erloſchen iſt, nachdem dieſer vorher alle ſeine Güter verſchleudert hatte. Johann von Courtenay, Peters III. Bruder, der Ahnher des Hauſes Bleneau, † 1460, hatte fünf Söhne. Von dem jüngſten, von Karl, ſtamt die Linie in Arrablay ab, die bis gegen das Ende des 16. Jahrhunderts beſtand. Der dritte, Peter, gründete das neue Haus la Ferté-Loupière, von dem unten; der älteſte, Johann II., Herr von Bleneau, Villar und Champignelles, † 1480, wurde der Großvater von Franz I., der mit König Ludwig XII. als deſſen Ehrenknabe erzogen, und von König Franz I. 1528 zum Amtmann zu Auxerre ernant wurde, der Königin Eleonora als erſter Pannetier diente und 1561 verſtarb. Mit dieſes Franz Urenkel, Caspar II., der am 1. April 1653 ſeinem Vetter, Ludwig von Courtenay in Chevillon, die Herrſchaft Bleneau ſchenkte, iſt die Hauptlinie in Bleneau erloſchen (1655).

Peter I., Johanns I. in Bleneau dritter Sohn, und der Ahnherr des neuern Hauſes la Ferté-Loupière, beſaß außer der Herrſchaft dieſes Namens unweit Joigny, auch Chevillon, Frauville, Bontin, Martroy, Prenay, la Ville-au-Tartre und Yville-ſur-Seine, und wurde Vater von ſechs Söhnen, Hector, Johann, Karl, Ludwig, Peter und Edmund. Der älteſte, Hector, ſuccedirte in la Ferté-Loupière und Villeneuve-la-Cornuë und wurde in ſeiner Ehe mit Claudia von Ancienville, Vater von ſechs Kindern, worunter zwei Söhne. Der älteſte, Renat, ein tapferer Krieger, der mit Anna de la Magdelaine in kinderloſer Ehe lebte, wurde 1562 vor Bourges erſchoſſen, der jüngere, Philipp, ſtarb unverehelicht um 1551. Ludwig, Peters I. vierter Sohn, auf Ville-au-Tartre, Yville-ſur-Seine, Bontin und la Cattiniere, gründete die Linie in Bontin, ſie erloſch aber bereits mit deſſen Sohne Franz, auf Bontin, Beaulieu, la Cattiniere, le Petit-Frauville, Beauregard, Martroy-Saint-Denis, Suraine und Sommeraiſe, der ſich zu der reformirten Kirche bekant hatte, und vor dem J. 1578 verſtarb, nachdem er mit Louiſe von Jaucourt zwei Töchter erzeugt, von denen die jüngſte, Anna von Courtenay, die Erbin von Bontin, Beaulieu und andern nicht unbedeutenden Beſitzungen, ſich den 4. October 1583 auf dem Schloſſe Bontin mit Maximilian von Bethune, dem großen Sully, vermählte. Sie ſtarb zu Rosny im Juni 1589. Peters I., des Ahnherrn des neuen Hauſes la Ferté-Loupière zweiter Sohn, Johann, gründete die Linie in Chevillon unweit Montargis, in deſſen Nähe er auch noch Martroy, Frauville und theilweiſe Moulins beſaß. Er ſtarb den 24. Mai 1534 und ruhet in der Kirche zu Chevillon. Sein Enkel, Johann II. von Courtenay auf Chevillon, Frauville und Briant, diente dem Könige Heinrich IV. in allen ſeinen Kriegen bis zum Frieden von Vervins, und ſtarb den 3. Februar 1639, nachdem er ſich zuerſt wieder bemühet, die königliche Abkunft ſeines Hauſes geltend zu machen, und zu dem Ende im J. 1607 eine eigene Druckſchrift erſcheinen laſſen unter dem Titel: de stirpe et origine domus de Courtenay, quae coepit a Ludovico Crasso, hujus nominis sexto Francorum rege, sermocinatio; cui inserti sunt supplices libelli regi ad hanc rem oblati, una cum repraesentatione juris et meritorum praesentis instantiae. Dieſe Druckſchrift blieb jedoch eben ſo erfolglos als eine Bittſchrift, die Johann 1603 dem Könige übergeben, und worin er darauf angetragen, für einen Prinzen von königlichem Geblüte anerkant zu werden, oder als die den Anſprüchen des Hauſes Courtenay günſtigen Artikel, die der Prinz von Condé in den Vertrag von Loudun vom J. 1616 einrücken laſſen. Johanns II. älteſter Sohn, Ludwig I., Prinz von Courtenay, wie er ſich nante, um den Anſpruch ſeines Hauſes an den Tag zu legen, geb. den 25. Auguſt 1610, erheirathete mit Lucretia Chriſtina von Harlay die Grafſchaft Ceſy, und ſtarb den 23. November 1672. Er hatte bei Ludwig XIV. einen neuen Verſuch gemacht, ſeine Rechte als ein Capetinger geltend zu machen, erhielt aber von dem Könige folgende Antwort: „wenn mein Vater und Großvater euch wehe thaten, indem ſie euch der Prinzen von Geblüt Titel und Rechte verſagten, ſo bin ich bereit, dieſes Unrecht wieder gut zu machen. Wir ſind indeſſen von der jüngern Linie, beweiſet mir, daß die ältere Linie meines Hauſes euch anerkant hat, und ich werde euch auf der Stelle anerkennen." Was man den Courtenays hauptſächlich entgegenſetzte, war, daß ihr Ahnherr, der Prinz Peter, Namen und Wapen des königlichen Hauſes mit denen der Herren von Courtenay vertauſcht, alſo ſeinen Heerſchild erniedrigt hatte; weil aber doch ſeine königliche Abkunft nicht geleugnet werden konte, ſo ließ der Monarch ſich herab, mit den Courtenays zu unterhandeln. Sie ſollten die Lilien wieder in ihr Wapen aufnehmen, ſie jedoch, gleich Baſtarden, mit einem linken Schrägbalken durchſchneiden, dagegen aber ſtandesmäßige Verſorgung empfangen. Davon wollte der Prinz Ludwig aber niemals hören, nur auf dem Todesbette ermahnte er mit vieler Wärme ſeinen älteſten Sohn, den Prinzen Ludwig Karl, die dargebotene königliche Gnade anzunehmen. Er ſchilderte ihm mit lebendigen Farben das Unglück, ſo der Anſpruch ihm zugezogen, die bittere Armuth, ſo er um ſeinetwillen ertragen. Wie der junge Mann demungeachtet unbeugſam blieb, da drückte der Vater ihn mit Inbrunſt an ſein Herz und zeigte ihm zugleich eine Piſtole, die im Bette verborgen geweſen: „Sie ſollte dein Leben endigen," ſetzte er hinzu, „wäreſt du ſchwach genug geweſen, vielmehr meinen Rathſchlägen, als meinem Beiſpiele zu folgen." Dieſer Sohn, Ludwig Karl, Prinz von Courtenay, Graf von Ceſy, geb. den 25. Mai 1640, diente in der Belagerung von Gigeri auf der Küſte der Barbarei, 1664, auch, nicht ohne Auszeichnung, in den Kriegen, die durch den Nimweger und Ryswicker Frieden geendigt wurden, vermählte ſich in erſter Ehe mit Maria von Lameth, und nach

Digitized by Google

ihrem am 18. Juni 1676 erfolgten Ableben zum andernmale den 14. Juli 1688 mit Helena von Beſançon, übergab am 1. October 1715 dem Pariſer Parlament eine neue Proteſtation, ſeine Rechte als ein Abkömling des königlichen Hauſes zu verwahren, und ſtarb den 28. April 1723. Sein älteſter Sohn, Ludwig Gaſton, geb. den 9. October 1669, blieb vor Mons 1691, der jüngere Sohn, ebenfalls aus der erſten Ehe, Karl Roger, Prinz von Courtenay, Graf von Ceſy, Herr von Chevillon, Bleneau, Frauville und Briant, geb. den 21. Juli 1671, diente in den Jahren 1690 und 1691 als Garde-marine, trat ſpäter als Hauptmann in der Königin Dragonerregiment, und ſtarb den 7. Mai 1730 als der letzte echte männliche Nochkomme des Prinzen Peter von Frankreich, denn ſeine am 17. November 1704 mit Maria Clara Genovefa von Bretagne eingegangene Ehe blieb kinderlos. Maria Clara ſelbſt war des Marquis Claudius von Avaugour und der Anna Judith le Lievre Tochter, auch des Gonzalez Joſeph Carvalho Patalino, des Großmeiſters der königlichen Bauten in Portugal, Witwe, ſtarb zu Paris den 24. October 1740, und es wurden für ſie in Gemäßheit ihres letzten Willens 3000 Selenmeſſen geleſen. Noch lebte eine Tochter des Prinzen Ludwig Karl aus der zweiten Ehe, Helena von Courtenay, geb. den 7. April 1689, und ſeit dem 5. März 1712 mit Ludwig Benignus von Beaufremont, Marquis von Liſtenois, verheirathet. Sie machte im J. 1736 neue Verſuche, ihre königliche Herkunft anerkennen zu laſſen, legte ſich auch in einer zu dem Ende ausgegebenen Denkſchrift den Titel einer Prinzeſſin von königlichem Geblüte bei, deſſen Gebrauch ihr aber das Pariſer Parlament durch Spruch vom 7. Februar 1737 unterſagte, gleichwie die Denkſchrift ſelbſt unterdrückt wurde, und ſtarb den 29. April 1768, nachdem ſie den 22. Juni 1755 Witwe geworden.

Die Hauptlinie in Tanlay wurde, wie wir gehört haben, von Wilhelm I. von Courtenay, des Prinzen Peter von Frankreich viertem Sohne, der mit Tanlay, Mailly-le-Château, Joux, Ravières und St. Winemer (ſämtlich in Tonnerrois oder Auxerrois) abgefunden worden, begründet. Wilhelms Urenkel, Robert II., auf Tanlay, Ravières und St. Winemer, ſtarb 1310. Roberts II. Enkel, Philipp I., Herr von Tanlay, Ravières, St. Winemer, St. Thierry, Poiſy, St. Savine und Poligny, ſtritt in der Schlacht von Crecy an der Spitze von 11 Edelknechten, die zu ſeinem Gefolge gehörten. Mit ſeinem Sohne Stephan iſt dieſe Linie zu Ende des Jahres 1384 erloſchen. Der Ahnherr der Linie in Yeres, des Prinzen Peter fünfter Sohn, Johann von Courtenay, hinterließ ſeinem Sohne, Wilhelm I., außer Yeres auch Bondoufle, Revigny und Coms-la-ville, ſämtlich in Isle-de-France, an oder bei dem Flüßchen Yeres gelegen. Von einem von Wilhelms Enkeln, auch Wilhelm genant, ſtamt die Anfangs des 15. Jahrhunderts mit einer Jakobine von Courtenay erloſchene Nebenlinie in Bondoufle ab; der ältere hingegen von Wilhelms I. Enkeln, Johann II., der noch im J. 1315 vorkomt, ſetzte das Haus Yeres fort. Mit dieſes Johann Urenkel, Johann IV. auf Yeres, ſo er doch zur Hälfte verkauft hat, Coms-la-ville, Revigny und Courpalay, deſſen einzige Tochter, Iſabella, ſich mit Gottfried Tout-Outre verheirathete, iſt ſolches aber ebenfalls vor Anfang des 15. Jahrhunderts erloſchen, daß demnach von der Mitte des 17. Jahrhunderts an nur noch die einzige Linie in Chevillon beſtand, die auch ſogar alle Baſtardlinien, von denen hier nicht die Rede ſeyn kann, überlebte. Denn obgleich noch viele, zum Theile nur bäuerliche Familien in dem alten Beauce den Namen Courtenay führen, ſo ſind es doch nur weibliche Abkömlinge, die nach franzöſiſcher Sitte gar gern den angebornen Namen einem vornehmern aufopferten. Daß ſie aber wirklich mit einem edlern Stamme verwandt, ſcheint die körperliche Schönheit, die in dieſen Familien erblich, und die vorzüglich auffallend in einer Provinz, deren Phyſiognomien gewöhnlich ſo flach ſind als ihr Boden, zu beſtätigen.

Der Courtenay Wapen ſind drei rothe Kugeln im goldnen Felde; ihr Erbbegräbniß hatten ſie noch in den letzten Zeiten in der Abtei Fontaine-Jean. Vergl. *Du Bouchet*, histoire généalogique de la maison de Courtenay. Paris 1661. fol. (*v. Stramberg.*)

COUSTANT, Pierre, Benedictiner, geboren den 30. April 1654 zu Compiegne, wo die Jeſuiten ſeine Lehrer waren. In ſeinem 17. Jahre trat er zu Rheims in die Congregation des h. Maurus, und kam bald in die Abtei St. Germain-des-Prés zu Paris. Ungern verließ er ſie, als er 1693 das Priorat zu Nogent-ſous-Coucy übernehmen mußte, kehrte 1696 nach St. Germain-des-Prés zurück, und ſtarb als Dekan dieſer Abtei den 18. October 1721. Die Congregation, der er angehörte, zählt ihn unter ihre gelehrteſten Mitglieder, und als *Patriſtiker* zeichnete er ſich durch den Umfang ſeines Wiſſens, eine geſunde Kritik und große Genauigkeit aus. Zum Beweiſe dient beſonders ſeine Ausgabe des Hilarius: *Opera ad mss. codd. nec non ad vett. edd. castigata, aucta, locupletata et illustr.* Par. 1693. fol., die Frucht vieljähriger Arbeit, und eine der beſten Benedictinerausgaben eines Kirchenvaters. Einen rühmlichen Antheil hatte er an der Ausgabe von *Augustini opp.* Par. 1679—1700. Vol. VIII. fol., indem er beſonders ſeinen kritiſchen Scharfſinn durch den *Appendix tomi quinti, complectens sermones supposititios*, und den *Appendix tomi VI, continens subdiditia opuscula* beurkundete *). Zur Vertheidigung der Diplomatik Mabillons gegen den Jeſuiten Germon ſchrieb er: *Vindiciae msstorum codd. a P. Barth. Germon impugnatorum.* Par. 1706. 8. *Vindiciae veterum codd. confirmatae, in quibus plures Patrum et Conciliorum illustrantur loci.* Ib. 1715. 8. Seine letzte Arbeit war eine ſchätzbare Ausgabe *Epistolarum romanor. pontificum et quae ad eos scriptae sunt a Clemente I. usque ad Innocentium III. ad veterum codd. fidem recog. et emend., notis crit. et diss. illustr. Tom. I. ab a. Ch. 67 ad a.* 440. Par. 1721. fol.; neu herausgeg. *ex rec. P. Coustantii cum ejusdem admonitionibus et select. annotat. C. T. G. Schönemann.* Gött. T. I. 1796. 8., beide unvollendet. Einen 2. und 3. Bd. hinterließ Couſtant größtentheils ausgearbeitet. Wie die Kirchenväter,

*) Baillet jugem. des Sav. T. II, 492.

Digitized by Google

deren Studium ihn zeitlebens beſchäftigte, führte er eine ſehr ſtrenge Lebensart, verſagte ſich die gemeinſten Bequemlichkeiten, bewohnte im ſtrengſten Winter ein ungeheiztes Zimmer, that aber auch den Armen viel Gutes **). (*Baur.*)

COVARRUVIAS, ein berühmtes, durch gelehrte Verdienſte ausgezeichnetes ſpaniſches Geſchlecht, das ſeinen Namen von einer Landſchaft in der Diöces Burgos ableitet. Der berühmteſte dieſes Geſchlechts iſt der Canoniſt und Biſchof zu Segovia Diego (Didacus) de Covarruvias y Leyva, Sohn eines Architekten zu Toledo, wo er den 25. Juli 1512 geboren war. Er ſtudirte die Rechte zu Salamanka, und wurde bald daſelbſt als Lehrer des kanoniſchen Rechts angeſtellt. Er war Rath in dem Obergerichte von Granada, als ihn Karl V. 1549 zum Erzbiſchof von St. Domingo ernante, allein er verbat ſich dieſe Ehre, bekleidete dagegen die biſchöfliche Würde von Ciudad Rodrigo, die ihm Philipp II. 1560 übertrug. Einige Zeit darauf entwarf er auf höhern Befehl für die hohe Schule zu Salamanka Statuten, die bis auf die neueſten Zeiten ihre Giltigkeit behielten, und auf der Kirchenverſamlung zu Trident, wohin er bald darauf geſandt wurde, verfertigte er allein das Reformationsdecret, deſſen Entwerfung ihm und dem Cardinal Hugo Buoncompagno (nachmaligem Papſt Gregor XIII.) gemeinſchaftlich übertragen worden war. Nach ſeiner Rückkunft wurde er 1565 Biſchof von Segovia, 1572 ernante ihn Philipp II. zum Präſidenten des Rathes von Caſtilien, 2 Jahre darauf wurde er Präſident des Statsraths, und den 27. September 1577 ſtarb er zu Madrid. Ein Patriot in Wort und That, ein kluger und redlicher Geſchäftsmann, war er auch einer der erſten Rechtsgelehrten ſeiner Zeit, ein gelehrter Kenner der Sprachen, Alterthümer und Theologie, nicht nur in Spanien hochgeprieſen, ſondern auch von den erſten Gelehrten des Auslandes (Grotius, Conring, Boccalini ꝛc.) verehrt. Der Präſident Fabert nent ihn virum praestantissimi judicii, Menochius primarium inter jurisconsultos suae aetatis, und gewöhnlich hieß er der Bartolus Spaniens. Seine Schriften wurden oft zuſammen gedruckt, zu Lyon 1568; 1606; 1661. Fol.; zu Antwerpen, von J. Meurſius, 1638. 2 Bde. Fol.; am beſten mit Zuſätzen von Ybannez de Farla, 1762. 5 Bde. Fol. Bemerkenswerth ſind beſonders die Abhandlungen: *De mutatione monetarum*, und *Collatio nummorum veterum cum modernis*, vorher einzeln 1556. Fol. Unter den übrigen zeichnen ſich aus die drei Bücher *Variarum resolutionum ex pontificio, regio et caesareo jure* [1]). — Sein Bruder, Don Antonio Covarruvias, war ebenfalls ein berühmter Lehrer des bürgerlichen Rechts zu Salamanka, begleitete den Diego auf die Kirchenverſamlung zu Trident, ward nachher Mitglied des königl. Rathes von Caſtilien, zuletzt, da er das Gehör verloren hatte, Kanonikus zu Toledo, wo er im December 1602 ſtarb. Man hielt ihn in Spanien für den gelehrteſten Helleniſten ſeiner Zeit, und betrachtete ihn als das Orakel der Gelehrten; Juſtus Lipſius nent ihn Hispaniae magnum lumen, und Andreas Schottus omni doctrinae genere et juris scientia excellentem. Gedruckt iſt nichts von ihm, aber an den Variis resolut. ſeines Bruders hatte er vielen Antheil [2]). — Der Neffe dieſer beiden, Don Sebaſtian Covarruvias y Orozco, war Kaplan bei König Philipp III., Kanonikus von Cuença und Rath des heiligen Officiums. Er beſaß gute humaniſtiſche Kentniſſe, ſchrieb *Emblemas morales.* Madr. 1610. 4., und einen öfters gedruckten *Tesoro de la lengua castellaana o española.* Madr. 1611. fol., verm. u. verb. von Benito Remigio Noydens. Ebend. 1674, 2 Bde. Fol. Sein Bruder, Don Juan Covarruvias y Orozco, zu Toledo geboren, war Kanonikus zu Sevilla, Archidiakonus zu Cuellar und Biſchof von Girgenti (Agrigent) in Sicilien. Eine Buchdruckerei, die er daſelbſt anlegte, zog ihm viele Verdrießlichkeiten zu, denn da die Werke, die er drucken ließ, ſeine Rechtgläubigkeit verdächtig machten, ſo mußte er ſich in Rom verantworten, und es währte lange, bis er losgeſprochen wurde. Clemens VIII. dispenſirte ihn von der Rückkehr nach Sicilien, und Philipp III. verlieh ihm in Spanien ein Bisthum, er ſtarb aber ſchon 3 Jahre nachher, 1608. Man hat von ihm: *De la verdadera y falsa profecia.* Segov. 1588. 4. *Emblemas morales.* Ib. 1589. 4.; in Proſa und Verſen, vom Verfaſſer ſelbſt ins Lateiniſche überſetzt, und in beiden Sprachen gedruckt unter dem Titel: *Symbola sacra.* Agrigent. 1601. 8. *Paradoxas christianas contra las falsas opiniones del mundo.* Segov. 1592. *Consuelo de Affligidos.* Agrig. 1605. 8. *Doctrina de principes, enseñada por el santo Job.* Valladol. 1605. 4. *Origen y principio de las lettras* [3]). (*Baur.*)

COVERN, ſtarkes Kirchdorf, auf dem linken Ufer der untern Moſel, zwei ſtarke Stunden oberhalb Coblenz, in der Bürgermeiſterei Winningen des landräthlichen Kreiſes Coblenz gelegen, iſt weniger bekant durch eine gedoppelte, maleriſche Schloßruine und durch einige Spuren von ſpathiſchem Eiſenerze, als durch die St. Matthiaskapelle, die ſich, ein Sechseck, nahe bei dem Thurme der obern Burg erhebt, und durch ihre merkwürdige Bauart, ganz den Conſtantiniſchen Baptiſterien (nur daß dieſe faſt immer achteckig oder rund) ähnlich, zu den mannichfaltigſten Hypotheſen Veranlaſſung gegeben hat. Gewöhnlich, doch ohne allen hiſtoriſchen Grund, wird ihre Erbauung den Tempelherren zugeſchrieben. Der Ort ſelbſt muß bereits im grauen Alterthum von einiger Bedeutung geweſen ſeyn, denn im 4ten Jahrhundert gab ihm der Trierſche Erzbiſchof Maximinus II. in der Perſon des h. Lubentius (13. October) einen eigenen Selſorger, und dieſer Apoſtel der Lahngegend beſchloß auch in Covern ſein Leben. Im J. 980 vergabte der Erzbi-

**) Eloge du P. Coust. im Journ. des Sav. 1722. Fevr. 227. Continuat. de la biblioth. des auteurs eccles. de XVIII. siecle. T. I. 199. Taſſins Gel.-Geſch. v. St. Maur. 2. Bd. 30—48.

1) Antonii biblioth. hisp. nova. T. I. 276. Miraeus de scriptor. sec. XVII. Pancirollus de claris leg. interpret. 379. Terrasson hist. iurisprud. P. IV. 435.

2) Antonius et Miraeus l. c. Teissier eloges des sav.
3) Biogr. univ. T. X. (von Villenave).

ſchof Egbert ſeine Güter in Couerne an die Abtei St. Märien, bei Trier, wogegen der Graf Walram von Arlon 1052 ſeine hieſigen Beſitzungen an die Trierſche Kirche abtrat. Im J. 1129 kömt unter den Miniſterialen der Trierſchen Kirche ein Ludwig de Couerna, und in einer Urkunde von 1181 ein Wilhelmus de Couerna vor; letzterer, wahrſcheinlich Domherr zu Trier, wird unter den Zeugen geiſtlichen Standes genant, daß es demnach nicht zu entſcheiden, ob er, gleich jenem Ludwig, militaris conditionis, oder ob er dem Dynaſtengeſchlechte von Covern angehörte, das vielleicht eines Herkommens mit den groſsen Grafen von Are, und deſſen Erbtochter die Herrſchaft Covern an ihren Gemahl, Gerlach II. von Iſenburg, brachte. Einer der Söhne dieſer Erbtochter, Gerlach, nahm ſeiner mütterlichen Vorfahren Namen und Wapen an, beſtätigte als dominus Gerlacus Kobrunensis im Jahr 1189 den Verkauf eines Hofs zu Lonnig, den ſein Dienſtmann, Bertoldus de Kobruna vorgenommen, verglich ſich im J. 1190 mit der Abtei Laach wegen der Leiſtungen, die er von der Abtei Höfen zu Heimbach und Bendorf zu fodern berechtigt war, gerieth aber, weil er neben dem alten Schloſſe zu Covern ein neues erbauet, mit dem Erzbiſchofe Johann von Trier in Fehde, wurde gefangen und mußte, durch Vertrag vom J. 1195, beide Schlöſſer als Trierſches Mannlehen anerkennen. Seine Söhne, Heinrich und Gerlach, kommen in Urkunden von 1195 und 1217 vor, gleichwie dieſes jüngern Gerlach und der Jutta Sohn, Heinrich, der 1235 von Erzbiſchof Theoderich von Trier die Trierſchen Lehen empfing, wie ſie ſein Oheim Heinrich empfangen hatte, von 1229 an, als alleiniger Beſitzer von Covern erſcheint. Heinrich ſtarb nach dem J. 1260, ohne Kinder von ſeiner Gemahlin Mechthildis zu haben, und weil ſein Bruder, Lothar, ein Geiſtlicher und Propſt zu St. Kunibert in Cöln, ſo fiel die Herrſchaft Covern, nicht aber der Antheil an den Iſenburgſchen Stamgütern in Engersgau, an ihrer Schweſter Adelheid Sohn, Friedrich von der Neuerburg. Friedrich, der ſich bald von der Neuerburg, bald von Covern nante, zu Zeiten auch beide Namen zuſammenfügte, verpfändete 1274 der Abtei St. Matthias bei Trier das Vogteirecht über derſelben Hof zu Polch um 200 Mark, verſprach 1277, gegen ein anderweitiges Darlehen, ſo er von dem Erzbiſchofe Heinrich von Trier empfangen, daß er die beiden Schlöſſer zu Covern niemals veräußern wolle, und verpfändete dem nämlichen Erzbiſchofe nochmals die ſchon früher von ſeinem Oheim Heinrich um 100 Mark Heller verſetzte Vogtei zu Münſter-Mayfeld, ſo wie den Hof zu Kärlich. Seine Gemahlin, Irmgard, hatte ihm mehre Söhne geboren: den älteſten, auch Friedrich genant, wußte der Vater zur Verzichtleiſtung auf die Erbfolge in Covern zu beſtimmen, den jüngern, Robin, verheirathete er, durch Vertrag vom Donnerſtage nach St. Urban 1272, mit Liſe von Epſtein, deren Witthum, 100 Mark jährlich, auf dem Hofe zu Kärlich radicirt war, und die 1306 als Witwe vorkömt. Robin, als Herr zu Covern, veräußerte 1281 auf Wiederkauf ſeine Vogteirechte über des St. Simeonsſtiftes Hof zu Lehmen, ließ es ſich gefallen, daß der römiſche König Adolf im Jahr 1293 ſein Schloß Covern wegen einer Schuld von 2000 Mark Heller an das Erzſtift Trier verpfändete, ſcheint auch einen Antheil an Rhein-Metternich beſeſſen zu haben, und ſtarb 1301 mit Hinterlaſſung dreier Töchter, von denen Kunegunde den Grafen Johann von Sayn, Mechthilde den Salentin von Iſenburg, und Jutta den Arnold von Püttingen und Dachſtuhl heirathete. Der Kunegunde Sohn, Graf Johann von Sayn, verkaufte 1347 ſeinen Antheil an der Herrſchaft Covern um 17,000 kleine Gulden an den Erzbiſchof Balduin von Trier, worin ihm ſein Vetter, Salentin von Iſenburg, der Sohn der Covernſchen Erbtochter Mechthild, im J. 1350 nachfolgte. Letzterer erhielt für ſeinen Antheil nur 2300 kleine Gulden. Den Püttingenſchen Antheil erkaufte das Trierſche Domcapitel im Jahr 1379 um 2900 ſchwere Gulden, daß alſo die Herrſchaft Covern, zu der auch Polch, Lehmen, Lonnig und ein Antheil an dem Polcher Dingtage gehörte, gänzlich dem Erzſtifte Trier, und zwar dem Amte Münſter-Mayfeld, einverleibt wurde.

Noch beſtand das Rittergeſchlecht von Covern, aus dem 1235 Enolphus, 1248 Gillo, 1281 Heinrich, 1292 Sifried und ſein Sohn Eberhard vorkommen. Am Dienſtage in der Charwoche 1360 verzichtet Peterſen, weiland Gobel Rumelians von Covern Witwe, auf allen Anſpruch an die Vogtei Wolken und eine von einem Burglehen zu Covern herrührende Gülte von 8 Ohmen Wein, wogegen der Erzbiſchof Boemund ihren Sohn Johann Rumelian mit dem Hofe Sollich und verſchiedenen Gütern zu Covern belehnte. Dieterich Lutter von Covern verkauft 1386 ſein Haus zu Weſel um 1200 ſchwere Gulden an den Erzbiſchof Kuno. Johann Romelian erhielt von Erzbiſchof Otto die Zuſage, daß ſeine Töchter, im Falle er ohne männliche Leibeserben abgehen ſollte, ihm in den Lehen folgen könten (10. Mai 1419). Johann Lutter von Covern wird, Freitag nach Allerheiligen 1491, mit dem Hofe Lohbuſch belehnt, wie ihn ſeine Voreltern inne gehabt, gab ihn aber, da er keine Leibeserben hatte, 1529 an das Erzſtift zurück. Er wohnte zu Moſelweiß bei Coblenz, und trieb, der Sage nach, zu Zeiten der Schnapphahne Gewerb. Endlich wurde er mit ſeinem Geſellen Weißgerber, unweit Cochem, ergriffen und nach Coblenz abgeführt. Er hatte damals freilich niemanden überfallen, die Kappen, Knebel und Stricke, die er bei ſich geführt, ſchienen aber den Richtern hinreichender Beweis, daß er die Abſicht gehabt, niederzuwerfen, und darum verurtheilten ſie ihn zum Tode. Er wurde 1536 enthauptet, ſeine Güter aber, doch mit Ausnahme der Vogtei Waldeſch, insbeſondere die Höfe Sollich und Eulich und den Hof zu Moſelweiß, ließ der Erzbiſchof Johann durch Entſcheidung vom 12. November 1537 den Töchtern Johann Romelians von Covern, oder vielmehr ihren Erben, denen von Boos, Breidbach und Elz zukommen.

Der Herren von Covern Wapen war ein einfacher Adler, die Ritter von Covern hingegen führten drei kleine Adler (Alérions) im Schilde. *(v. Stramberg.)*

CRAKAU (Krakow) 50° 3′ 52″ Br. 17° 35′ 45″ L. vom Pariſ. Meridian, liegt am linken Ufer der Weichſel, angeblich, wo ehemals das vom Ptolemäus erwähnte Carrodunum gelegen, (ed. Bertii 1618 p. 160), 51° 50′

Longit. 42° 50′ Latit. Nach polniſchen Sagen hat es Krakus I. erbaut, deſſen künſtlicher Gradhügel auf dem Berge Laſſotria, am rechten Ufer der Weichſel, der Stadt gegenüber, dies bezeugen ſoll. Seiner Tochter Wanda's Hügel befindet ſich eine Meile weiter bei dem Ciſterzienſerkloſter Mogila (Clara tumba) und einen dritten Hügel der Art auf dem Berge Sikornik, bei der Kapelle der h. Bronislawa ½ Meile von der Stadt nach Weſten zu, hat man dem Kosciuszko zu Ehren 1820—1825 geſchüttet. Mehr als 40,000 Rthlr. koſtete dieſer künſtliche Bau, der aus milden Beiträgen zu Stande gebracht wurde.

Böhmiſche Sagen laſſen Krakau von ihrem Herzog Krok erbauen, und noch andere, ſelbſt in Polen, wollen Krakau von Krakus II. erbaut wiſſen, denn die Landleute von Krakuszowice, jenſeit der Weichſel, haben auch einen ähnlichen Krakushügel, nur drei Meilen von dem hieſigen entfernt, von dem ſie dreiſt behaupten, daß er Krakus I. Grabmal ſey. Neuere Schriftſteller machen den Erbauer Krakau's zum Fürſten von Groß- oder Weißchrobatien noch lange vor der Gründung des polniſchen Reichs (a. 700), deſſen Hauptſtadt es bald unter den Piaſten geworden, ſo daß Boleslaus III. 1139 dem Beſitzer von Krakau bei der Theilung Polens unter ſeinen Söhnen den Vorrang und die Anführung des Heerbanns gegeben. Doch zur eigentlichen Reſidenzſtadt der Könige von Polen ward es erſt unter Wladislaus Lokietek 1305—11. In der prächtigen Kathedralkirche auf dem Schloſſe, auf dem Felſen Wawel, liegen alle Könige von Polen von dieſem Wladislaus Lokietek an 1333 bis Friedrich Auguſt II. 1733, zwei Könige ausgenommen, nämlich Wladislaus III., der bei Warna geblieben 1444, und Alexander I., der in Wilna († 1506) liegt. Dieſes Schloß enthielt ſonſt drei Kirchen, den königlichen Palaſt, mehre geiſtliche und weltliche Gebäude. Jetzt iſt nur die Kathedralkirche, der königliche Palaſt oder kurzweg das Schloß, Zamek, das Armenhaus, eine Tuchfabrik und mehre Häuſer der niederen Geiſtlichkeit da, denn | die höhere Geiſtlichkeit wohnt in der Kanonikusſtraße unten am Berge. Die königliche Reſidenz war ſonſt, wie das ganze Schloß und alle Schlöſſer im Norden, hölzern. Erſt Caſimir der Gr. ließ ſeinen Palaſt mauern, nachdem er unter ſeinem Vater 1306 abgebrant war, und ihre jetzige Geſtalt hat die Domkirche dem Biſchof Nanker nach 1320, die kön. Reſidenz Siegmund I. 1512, und Siegmund III. 1596 zu danken, nach mehren abermaligen Bränden, welche die alte Form derſelben längſt geändert, ſo daß nur die Nordſeite uralt ſeyn dürfte. Die Ausſicht vom königlichen Schloſſe iſt herrlich, aber da es 1795—1809 zu Magazinen gebraucht worden, 1813—1815 zu Lazarethen, ſo iſt es wüſte und öde, und von ſeiner ſchönen Geſtalt hat es durch Verengerung der Fenſter und andere Bauten von innen und außen viel verloren. Stanislaus Auguſt IV. hatte (a. 1768—87) den zweiten Stock des ſeit 1702 wüſte ſtehenden Palaſtes wieder herſtellen laſſen, weil alles ein zufälliger Brand unter Karl XII. verwüſtet hatte, aber auch von dieſer Reparatur ſind jetzt faſt keine Spuren mehr da. Der Dom hat ſeine alte Pracht behalten. Die älteſten Denkmäler der Könige ſind von röthlichweiß gemiſchtem, ſchwediſchem Marmor, der nach einigen aus Schweden, nach andern aus Ungern, am wahrſcheinlichſten von Chencin oder ſonſt woher aus Polen gekommen. Auf Caſimir IV. Denkmale hat ſich Veit Stoß 1492 genant. Er war ein geborner Krakauer und iſt im hohen Alter als einer der erſten Künſtler in Nürnberg geſtorben 1545. Die ſchönſte Kapelle hat Siegmund I. angefangen 1520 und ſeine Tochter, die letzte Jagellonin, vollendet († 1596). Hier liegen Siegmund I., Siegmund Auguſt II. und Anna in einer Gruft unter der Erde, und in einer andern unter der Pſalteriſtenkapelle, einer Stiftung Johann Caſimirs V., liegen die andern Könige von Polen nebſt ihren Gemahlinnen und den meiſten Prinzen, die zwei Könige Stephan und Michael ausgenommen, die in andern Theilen der Kirche beſtattet ſind. Der Eingang zu dieſen beiden Grüften iſt bei dem nördlichen Thore der Kirche zwiſchen beiden Kapellen. Den König Johann Sobieski hat Stanislaus Auguſtus hier herausnehmen, und ihm am weſtlichen Haupteingange der Kirche eine beſondere Gruft machen laſſen 1787—1790. Hier wollte er ſelbſt dereinſt begraben werden. Er liegt aber in Petersburg, hier hat man aber Kosciuszko († 1819), und Fürſt Joſeph Poniatowski erſt 1816 beigeſetzt. Beſondere Monumente in der Kirche zerſtreut zieren überall dieſelbe, ſo wie auch die faſt ganz ſilberne Kapelle des heiligen Stanislaus. Die Stadt Krakau an ſich hat jetzt 683 Häuſer, die fünf Vorſtädte Kleparz, Weſola, Piaſek, Smolensk 601, Kazimir Chriſtenſtadt 193, Judenſtadt 211. Alles zuſammen 1788 Häuſer, 32,905 Einwohner, worunter 9732 Juden. Sonſt waren Kaſimir und Klepar beſondere Städte, und jede hatte ihren beſondern Magiſtrat, jede Vorſtadt aber beſondere Vogteigerichte, manche eins, manche zwei. Erſt 1790—1791 wurde alles zu einem Ganzen vereinigt. Als die Tatarn ganz Polen verwüſtet hatten 1241, ſo lag auch Krakau in der Aſche. Boleslaw V., der Keuſche, gab der Stadt 1257 Magdeburgiſches Recht: „ſo wie es Breslau haben ſollte, nicht wie es daſſelbe hat," ſagt er ausdrücklich. Schon 1287 war die Stadt ſtark genug, ſich der Mongolen (Tatarn) zu erwehren. Seit Caſimirs des Großen Zeiten 1333—1370 fing man in Krakau an, die Häuſer im teutſchen und italieniſchen Geſchmack zu bauen, ſo daß Hartmann Schedel in ſeiner Chronik 1491 es unter die ſchönſten Städte Europa's rechnet. Der Handel mit Rußland und Ungern, ſo wie mit dem übrigen Europa, machte die Stadt reich. Sie gehörte zur Hanſe bis 1618. Hier hatten die Fugger, die Bethmann Comtoire und die Thurſo aus Ungern wurden hier reich, da ſie zuerſt das Silber vom Olkußer Blei ſchieden. Noch ſind in vielen Häuſern Laboratorien in den Kellern zu ähnlichen Proceſſen. Krakau gerieth erſt in den Verfall, als der unduldſame König Siegmund III. die Reſidenz 1609—1616 nach Warſchau verlegte, weil der reformirte Adel im Krakauſchen ihm ſehr verhaßt war. Damals hatte die Stadt an 80,000 Einwohner, aber ſeitdem ſank ſowol die Einwohner- als Häuſerzahl allmälig ſehr herab bis 1655, wo Krakau durch Karl Guſtav, König von

Digitized by Google

Schweden, eingenommen wurde. Alle Vorſtädte, ein großer Theil der Stadt ward verbrant, und die dreijährige Belagerung der Stadt durch Polen und Kaiſerliche brachten vollends allen Wohlſtand herunter. Kaum 20,000 Einwohner machten die Volkszahl von dem ganzen Krakau aus. Die Verfaſſung des kleinen, nur über ein Sechstheil der Stadt gebietenden Magiſtrats war ganz ariſtokratiſch. Es bildeten ſich bürgerliche Patricier, die vollends alles herunter brachten. Wladislaus IV. ſchützte die Religionsfreiheit, und da mehre Handwerksinnungen nicht mehr das Meiſterrecht den Unkatholiſchen geſtatten wollten, ſo verbot er dies ſtreng und ernſtlich, aber ſein Bruder, der Cardinal Johann Albrecht, Biſchof von Krakau 1633, widerſetzte ſich dem königlichen Befehle, und der Magiſtrat wollte lieber dem Biſchofe, als dem Könige gehorchen! — Die Univerſität, urſprünglich von Caſimir dem Großen 1343 mit zwei oder drei Fakultäten geſtiftet, war unter Ludwig von Ungern faſt eingegangen. Jagello hatte ſie reſtaurirt und auch die theologiſche Fakultät dazu errichtet. Die Univerſität war unter den Jagellonen im blühenden Zuſtande. Siegmund III. brachte ſie ſehr herunter, indem ſeit 1606 alle Profeſſoren geiſtlich ſeyn mußten, die Mediciner ausgenommen. Auch eröffneten die Patres Societatis Jesu nun ihre Schulen zu Krakau, ſie wollten die Univerſität, wie in Wilna und Löwen, allein haben, und der König, ihr Schützling, wollte ihnen ſogar die ganze Univerſität zuwenden. Wladislaus IV. nahm ſich der Univerſität an. Die Jeſuiten mußten ihre Schulen 1635 ſchließen. Aber der blühende Zuſtand der Univerſität war auf lange Zeit verloren, da die Jeſuiten faſt den ganzen Adel in ihre wohlbeſetzten Schulen zu Poſen, Lublin, Sandomir und Warſchau gezogen hatten. — Unter Johann Caſimir V. waren aber auch die meiſten Fonds der Univerſität darauf gegangen oder in geiſtliche Hände gerathen. Doch ſtudirten noch manchmal einige von Adel in Krakau. So ſelbſt die Brüder Sobieski, aber nach 1702 hörte auch dies auf, und die Univerſität eilte ſichtlich ihrem Untergange zu, wenn ſie nicht Stanislaus Auguſtus IV., ſo gut wie er konte, 1780 durch die Schenkung der Propſtei Miechow und durch Anſtellung weltlicher Profeſſoren gerettet hätte. Da aber kaum 60 Zuhörer jährlich die Univerſität wirklich beſuchten, nach der erſten Theilung Polens 1772 die letzten Fonds jenſeit der Weichſel an Öſtreich fielen, das, was der König Stanislaus Auguſtus geſchenkt hatte, zum Theil durch Intriguen der Univerſität wieder entzogen ward, das, was der Primas, Bruder des Königs, Michael Fürſt Poniatowski, der Univerſität von den Summen, die Joseph II. zum Erſatz der eingezogenen geiſtlichen Fonds zahlte von 500,000 Rthlr. (der Univerſität allein 400,000 polniſche Fl.) in einem Bankerot verloren ging; ſo konte die Univerſität nicht ſehr blühen. — Krakau zählte 1787 innerhalb der Stadt 536 Häuſer, 9440 Einwohner, und über 1000 Einwohner waren weggezogen; nimt man auch Caſimir und die fünf Vorſtädte, die ſich aber ſehr langſam von dem Brande bei der Belagerung durch die Ruſſen 1768 erholten, dazu, ſo waren kaum 15,000 Menſchen im Allgemeinen hier wohnhaft. Nach 4 Jahren hatte Krakau ein neues Unglück betroffen, als die Barer Conföderirten das Schloß 1772 überrumpelten. Die Belagerung deſſelben dauerte mehre Monate, und Stadt und Vorſtädte litten von neuem großen Schaden. So konte Krakau 1795 kaum viel mehr, als 18,000 Einwohner haben. Die vielen Kirchen, 72 an der Zahl, wovon aber nur etwa 30 ſchön waren, gaben der Stadt noch einiges Anſehen. Viele baufällige Häuſer verunſtalteten ſie hingegen, wenn auch gleich die ſorgfältige Regirung alles that, um die Stadt empor zu bringen und der Tranſitohandel etwas zu blühen angefangen hatte. Unter den 8 ſchönſten, mit Kupfer gedeckten Kirchen dürfte die Rangordnung folgende ſeyn: S. Maria Stadtkirche, Dominicaner zur h. Dreifaltigkeit, Karmeliter auf dem Sande. Dieſes Kloſter war ſchon eingezogen unter Öſtreich; jetzt ſoll es wieder fort beſtehen, weil es an Novizen nicht fehlt. Beſchuhete Franciskaner, wo Heinrich XI. von Liegnitz, man weiß aber nicht wo, für 100 Dukaten begraben liegt, denn nur die unbeſchuheten Franciskaner (Minoriten) waren ſo aufgeklärt, 1588 die Leiche des Ketzers anzunehmen, als dieſer Piaſt in Krakau nach der Schlacht bei Pitſchen, wo er tapfer gefochten, ſein Leben hier friedlich aber kummervoll beſchloß. Die unbeſchuheten Franciskaner, hier Bernhardiner von ihrer dem heil. Bernhard von Siena gewidmeten Kirche alſo in ganz Polen genant. — Wer mehr wiſſen will, muß Grabowski (Ambros.) Beſchreibung von Krakau leſen. Die erſte Ausgabe 1822 mit vielen niedlichen Kupfern, die zweite 1830. — In den Kriegen 1792, 1794 hat Krakau wenig gelitten, denn in dem erſtern war hier nicht der Schauplatz der Kriegsheere, und 1794 dauerte der Krieg um Krakau nicht lange. Durch den Sieg bei Ratzlawice deckte Kosciuszko Stadt und Land. Nach der Schlacht bei Szczekocin ergab ſich Krakau dem Könige von Preußen, den 15. Juni 1794. An Öſtreich ward die Stadt geräumt den 5. Januar 1795. Da Öſtreich hier ein Gubernium errichtete, ſo ſtieg die Volkszahl der Stadt bald bis an 36,000. Wie aber das Gubernium nach Lemberg verlegt wurde, ſo zogen ſehr viele Leute von hier weg und noch mehr nach 1809, als Fürſt Poniatowski den 15. November hier einrückte. Ungeachtet der König von Sachſen alles für Krakau that, es zu einer freien Handelsſtadt erhob, ſo hatte es doch nicht mehr als 22,000 — 24,000 Einwohner, und die ſchweren Kriege 1809, 1812 — 1815 hinderten auch das Aufkommen der Stadt gar ſehr.

Der Wiener Congreß machte die Stadt Krakau zu einer freien und neutralen Stadt nebſt Gebiet. Eine beſondere Commiſſion der drei hohen Mächte Öſtreich, Rußland und Preußen ordnete die Freiheit und neue Regirungsform 1816 — 1818. Das Gebiet der Stadt enthält 20½ Quadratmeile, iſt 11 Meilen lang und ¾ — 3 Meilen breit, damals waren etwa 90,000 Einw. auf dem platten Lande; jetzt 121,0000 mit Inbegriff von 12,636 Juden, und die Bevölkerung der Stadt wie beſagt 32,905. Die Regirungsverfaſſung iſt der Art eingerichtet: 17 Landgemeinen, 5 Gemeinen der Stadt (2 Judengemeinen nicht mitgerechnet), alſo 26 Gemeinen wählen alljährig einen Deputirten zum Landtage, wozu noch das Domkapitel und die Univerſität jedes 3, zuſammen alſo 6 Deputirte, der

Senat 3 Senatoren und 6 Friedensrichter ſendet, ſo daß der ganze Landtag aus 41 Perſonen, die Repräſentanten genant, beſtehet. Dieſe Verſamlung wählt binnen 24 Seſſionen (im December und Januar) unter einem Marſchall, der immer ein Senator iſt, die fehlenden Regirungsmitglieder, gibt Geſetze, nimt Rechnungen ab und macht die nöthigen Verordnungen nach der Initiative des Senats, welcher die vollziehende Gewalt hat. Der Senat beſtehet aus dem Präſes, der alle drei Jahre gewählt oder beſtätigt wird, 12 Senatoren, wovon 10 weltlich, 2 geiſtlich ſeyn müſſen. 6 ſind lebenslänglich, 6 wählbar, der Landtag wählt nämlich 4 wählbare Senatoren auf 4 Jahre, gewöhnlich alle Jahre einen, die Univerſität einen, das Domkapitel einen. Dieſe Corporationen haben auch jede einen Senator auf zeitlebens, die unter den 6 Lebenslänglichen ſich befinden. In Todesfällen werden auch dieſe Senatoren durch die Wahl erſetzt. Die Einkünfte der Stadt und des Gebiets ſind etwa 220,000 Rthlr., die Kriegsmacht 318 Mann zu Fuß, 29 Gensd'armes zu Pferde. Graf Stanislaus Wodzicki, der ſeit 1815 Präſes des Senats iſt, hat die Stadt ſehr verſchönert. Aus den alten Wällen, die meiſtens eingeſunken waren, ſind die ſchönſten Promenaden rings um die Stadt geworden, und jetzt werden auch um das Schloß Spatziergänge gemacht, die ihrer Ausſicht wegen unter die ſchönſten gehören werden. Hier bei dieſen Anlagen hat der Graf Straszewski beſonders ſein ſchöpferiſches Genie gezeigt.

Das Hochſtift Krakau iſt im J. 1000 von Boleslaus dem Tapfern oder Großen geſtiftet. Als aber nach ſeinem Tode das Heidenthum die Oberhand nahm unter Miecislaus II., ſo ward es vermuthlich auch zerſtört. Caſimir I. reſtituirte es, wie alle andere Bisthümer 1050, und damals wollte auch der Biſchof von Krakau Erzbiſchof von Kleinpolen und Rothrußland ſeyn. Cosmas von Prag und Martin Gallus bezeugen es. Aber der erzbiſchöfliche Titel ging bald verloren. Dennoch hatte der Biſchof von Krakau eine weit größere Diöces, als der Erzbiſchof von Gneſen, und über 10,000 Rthlr. mehr Einkünfte. Er beſaß nämlich große Herrſchaften im Sandomirſchen, Kielce, Borzencin und andere. Das Fürſtenthum Scewier, was Zbigurew Olesnucki von Schleſien an ſich brachte 1455, drei Städtchen und die Herrſchaft Koziegłowy 1499 machten das wenigſte aus. Gewöhnlich gab man die Einkünfte des Biſchofs von Krakau auf 40,000 Dukaten an, aber das war nur in den ſchlimmſten Zeiten der Fall. Die Diöces umfaßte ganz Kleinpolen, die Woywodſchaften Krakau, Sandomir und Lublin, über 1400 Quadratmeilen. Aber 1374 als Ludwig Halitſch, Premyel, Chelm ſtiftete, fielen alle Anſprüche des Biſchofs von Krakau auf Rothreuſſen, 1772 wurden die 4 Dekanate jenſeit der Weichſel im Sandomirſchen und Krakauſchen etwa eine Million Selen zu einem beſondern Bisthum zu Tarnow von den Gütern des Kloſters Tynietz Benedictinerordens erhoben. Doch geringer war dieſer Verluſt, als derjenige, den der Biſchof erlitt, daß alle Stiftsgüter jenſeit der Weichſel eingezogen wurden. Nach dem Jahre 1795 ward das Bisthum Tarnow wieder aufgehoben und zur Hälfte zur Diöces Krakau geſchlagen, der Biſchof erhielt aber ſeine Stiftsgüter nicht zurück, ſondern nur eine Penſion von 30,000 Kaiſerſl. Es wurde für das Rudomſche und Sandomirſche das Bisthum Kielce geſtiftet, und Lublin ward zu Chelm geſchlagen. Der letzte reiche Biſchof von Krakau war Cajetan Soltyk († 1789). Aber ſchon 1790 hatte Polen die Biſchöfe auf Penſionen von 100,000 Fl. polniſch geſetzt, die ſie ſich in Gütern nehmen konten. Felix Tuiski, ſonſt Biſchof von Lutzk, war der erſte Biſchof, der nicht mehr die alten Einkünfte bezog, die immer noch weit über 100,000 Rthlr. betrugen. Unter dem König von Sachſen hatten die Biſchöfe auch Penſionen, und der treffliche Gewronski hatte wol kaum 100,000 polniſche Fl., da während der Kriege Napoleons die Penſionen niemals richtig gezahlt wurden. Sein glücklicherer Nachfolger, einer der erſten Dichter Polens, Johann Paul Woronicz, hatte 80,000 Fl., und von der Freiſtadt noch obendrein 12,000 Fl. Er hat ſich auch noch ein Landgut vindicirt, was zu den Gütern der freien Stadt Krakau gehörte. Den biſchöflichen Palaſt hat er auch wiederhergeſtellt und von dem Maler Stachowicz auf das ſchönſte malen laſſen. Als er als Warſchauer Erzbiſchof 1829 in Wien ſtarb, ſo machte er in ſeinem Teſtamente die Verordnung, daß er hier begraben ſeyn wollte. Er ruht nun in der Kapelle, 1830, nicht weit von den Gebeinen des wohlthätigen Biſchofs Stanislaus Zaluski († 1765). Die jetzige Krakauer Diöces enthält in dem Gebiete der Stadt Krakau 3 Dekanate mit 38 Pfarrkirchen, im jetzigen Königreiche Polen aber 18 Dekanate mit 230 Pfarreien, welche in die zwei Diſtrikte Kielce und Miechow vertheilt ſind. Bis zum Jahre 1795 hatte die Krakauer Diöceſe 976 Kirchen, ohne die Kloſter- und Stiftskirchen. (*Bandtke.*)

CRANZ, August Friedrich, ein berüchtigter teutſcher Schriftſteller, zu Marwitz bei Landsberg an der Warte den 26. Septbr. 1737 geboren. Er war zum geiſtlichen Stande beſtimt, verließ aber die theologiſche Laufbahn, und kam als königl. preußiſcher Kriegs- und Steuerrath nach Cleve. Da er ſich nicht an die verfaſſungsmäßige Subordination binden wollte, ſein Amt vernachläſſigte und ausſchweifend lebte, ſo erhielt er ums Jahr 1773 ſeine Entlaſſung. Von dieſer Zeit an war Schriftſtellerei ſeine Erwerbsquelle, und ſein Wohnort abwechſelnd. Am längſten hielt er ſich in Berlin, Hamburg, Altona und Frankfurt am Main auf, beſuchte auch Holland, war überhaupt öfters auf Reiſen, bekam mehrmals das consilium abeundi, oder mußte ſich dem Ungeſtüm ſeiner Gläubiger durch die Flucht entziehen. Der Tod fand ihn zu Berlin, wo er elend in einem Dachſtübchen auf dem Strohlager, von Gattin und Kindern, bis auf zwei, verlaſſen, den 19. Oct. 1801 ſtarb. Es gab eine Zeit, da Cranz als Schriftſteller Aufſehen machte, ein zahlreiches leſendes Publikum um ſich her verſammelte, und ſelbſt von mehren geiſtlichen und andern kleinen Fürſten und Statsmännern, die ſeine Satyre fürchteten, oder ſich ſeiner Feder zur Erreichung gewiſſer Zwecke bedienen wollten, anſehn-

Digitized by Google

liche Penſionen bezog. Ein Gelehrter war er nicht *), ſeine Kentniſſe waren überhaupt nur mangelhaft und oberflächlich; er ſchrieb höchſt incorrect und verſündigte ſich gegen die erſten Regeln der teutſchen Grammatik. An Fähigkeiten, Gewandtheit des Geiſtes und einer gewiſſen anſprechenden Gabe der Darſtellung fehlte es ihm nicht, auch ſagte er mit echtem Freimuth manche kräftige Wahrheit, und geiſelte Thorheiten und Laſter mit derber Satyre. Da ihm aber der Abſatz ſeiner Schriften mehr galt, als verfeinerte Sinnes- und Denkungsart, und da er über Sittlichkeit und wahre Menſchenwürde ſehr leicht dachte, ſo verfiel er auf die verächtlichſten Mittel, um Leſer zu locken und Geld zu erwerben **). Die Kunſtgriffe, deren er ſich bediente, um den Beifall des großen Haufens zu erhaſchen, waren ganz einfach: er brachte Familiengeheimniſſe vor das Publikum, erzählte Stadtgeſchichten mit ſatyriſchen Anmerkungen und Erweiterungen, raiſonnirte mit großer Keckheit über die neueſten Verordnungen des Stats, ſpielte den Freigeiſt, machte ſchmutzige Späße und Pasquille, und behandelte Laſter, welche die gemeinſte Beſcheidenheit zu nennen verbietet, in fliegenden Blättern mit einem leichtſinnigen, witzig ſeyn ſollenden und wol gar nach Empfehlung lautenden Ton. Seine Dreiſtigkeit, die Wahrheit frei und laut zu ſagen, und ſein Talent, Thorheiten zu geißeln, würde der Menſchheit haben wohlthätig werden können; da aber ſein Freimuth oft in Frechheit, und ſein Muthwille in Cynismus ausartete, ſo zog er ſich mehrmals obrigkeitliche Ahndungen zu und fiel endlich in verdiente Verachtung. Daß er ſich in ſpätern Jahren ſelbſt einiger gelieferter Produkte ſchämte, die ſich durch ihren obſcönen und anſtößigen Inhalt auszeichneten, gereicht ſeinem ſpäterhin erwachten Gewiſſen zur Ehre. Zu den beſſern ſeiner vielen, meiſtens anonym erſchienenen Schriften, möchten gehören: der Freund der Wahrheit und des Vergnügens; eine Wochenſchrift. 4 Thle. 1773 — 1782. 8. Galerie der Teufel, beſtehend in einer auserleſenen Samlung von Gemälden, deren Originale zwiſchen Himmel und Erde anzutreffen ſind. Düſſeldorf, 5 Stücke, 8.; 4 Mal aufgelegt; hin und wieder wichtige Wahrheiten, eindringend und freimüthig vorgetragen. Meine Lieblingsſtunden. Berl. 1779. 3 Thle. 8.; 4 ſtarke Auflagen und mehre Nachdrücke. Die Bocklade, oder Fragmente über den Ton in den Streitſchriften einiger teutſchen Gelehrten. Frankf. a. M. 1779. 8. Fragmente über verſchiedene Gegenſtände der neueſten Zeitgeſchichte. Berl. u. Leipz. 1790—92. 12 Hefte. 8. Ein Wort zur Beherzigung, den Fürſten und Herren Teutſchlands gewidmet. German. 1797. 8. Seine letzte Schrift führt den Titel: Das Experiment mit der Meſſe zu Frankfurt an der Oder. 1800. 8. ***). (*Baur.*)

CRAON (Geſchichte. — Geogr. ſ. Bd. XX, S. 97). Craon, in dem alten Anjou; vielleicht das alte Cronium oder Cronio, deſſen Gregor von Tours erwähnt, und in der neuern Geſchichte durch die Belagerung vom J. 1592 und des Prinzen von Conty Niederlage merkwürdig, war der Hauptort der erſten und wichtigſten Baronie der Provinz, deren Gerichtsbarkeit ſich über 24 Kirchſpiele und 5 Antheile von Kirchſpielen ausdehnte, und das Eigenthum Warins und Suchards des Jüngern, mächtiger Freiherren, die, um nicht den Grafen Gottfried Martel von Anjou als ihren Lehnsherrn anzuerkennen, ſich dem Grafen Conan II. von Bretagne ergeben hatten. Darüber zog Gottfried nach langem Kampfe die Herrſchaft ein, und er gab ſie um 1167 an Robert von Nevers, den Pflegeſohn ſeiner Gemahlin, der burgundiſchen Prinzeſſin Agnes, und einen jüngern Sohn des Grafen Reynald I. von Nevers und Auxerre, und der Prinzeſſin Adela von Frankreich, den er zugleich mit Havoiſe von Sablé, Gottfrieds des Alten von Sablé einziger Tochter, verheirathete. Havoiſe ſtarb, nachdem ſie fünf Mal Mutter geworden, und Robert, gewöhnlich nur der Burgunder genant, ſchritt um das J. 1078 zur zweiten Ehe mit Bertha von Craon, einer Tochter jenes Warin, deſſen Eigenthum er inne hatte. Bertha blieb kinderlos, Robert aber ſtarb um 1098 in dem heiligen Lande. Von Robert Vertrob, dem dritten ſeiner Söhne, kommen die Herren von Sablé her, von denen am Schluſſe dieſes Artikels gehandelt wird; der zweite hingegen, Reynald der Burgunder, folgte dem Vater in der Baronie Craon, beſaß auch Brion und Lion d'Angers, ſtiftete 1096 auf des ſeligen Robert von Arbriſſel Veranlaſſung die Auguſtinerabtei la Roë, in der Nähe von Craon, und hinterließ aus ſeiner Ehe mit Ennogina von Vitré drei Söhne und eine Tochter. Ein Sohn, Robert von Craon, der Burgunder genant, war mit Jordans Eſchivat II. auf Chabanois und Confolant einziger Tochter verlobt, weil ihm aber ſeine Braut vorenthalten wurde, pilgerte er aus Verdruß nach dem heiligen Lande, wo er in den Orden der Templer trat, endlich von 1136—1149 ihr Großmeiſter wurde. Der älteſte von Reynalds I. Söhnen, Moritz I., erheirathete mit Tiphaine von Champtocé die Herrſchaften Champtocé in Anjou, und Ingrande in Tou-

*) Er ſelbſt ſagte das unumwunden, denn als er aufgefodert wurde, zu dem von Mehring und Schmidt 1795 herausgegebenen gelehrten Berlin ein Verzeichniß ſeiner Schriften einzuſenden, antwortete er ſchriftlich: „Eigentlich gehöre ich gar nicht unter die Rubrik des gelehrten Teutſchlands, denn noch habe ich nichts drucken laſſen, wodurch ich in der gelehrten Welt eine Rolle ſpielen wollte. Meine Schriften hatten nicht einmal das Gepräge des Katheders, noch die Correctheit der Schule — ſie waren in der Sprache der Höfe, welche ſo ziemlich die verdorbenſte iſt, oder im Converſationston ohne ſchulgerechte Correctur — und gehören vielmehr ins Reich des nicht gelehrten Teutſchlands.“

**) Er ſelbſt ſagt in einem Aufſatze über ſeine ſchriftſtelleriſche Geſchichte in den Fragmenten über verſchiedene Gegenſtände der neueſten Zeitgeſchichte, Heft 1, S. 14 ganz treuherzig: „Mein Plan war, auffallende Dinge zu ſchreiben, um das Publikum ſtark in Contribution zu ſetzen, weil ich Geld brauchte.“ Einſt war er ſogar geſonnen, weil er ſich überzeugt hielt, daß dieſe Schrift Abgang finden werde, eine Satyre über ſich ſelbſt zu ſchreiben, ſich treu und wahr zu ſchildern, und dabei über ſeine eignen Thorheiten zu lachen.

***) Meuſels gel. Teutſchland. Mehrings u. Schmidts neueſtes gel. Berlin, 1. Th. Giſeckens Handb., 1. Th. 424—428. Rosmanns Denkwürdigkeiten der preuß. Staten, 1801. Novbr. S. 1188—1199. Decbr. S. 1331—1340. (Schulz) literar. Reiſe durch Teutſchl. 1. Heft 41. Roßmanns Handwörterb. der teutſch. Dichter. 242. — Sein Bildniß vor der 2ten Ausgabe ſeiner Lieblingsſtunden und vor ſeinem Blumenkörbchen. Hamb. 1785. 8.

Digitized by Google

raine, und wurde der Großvater von Moritz II., der 1196 für den Orden von Grammont das Priorat la Haye-aux-bons-hommes, an dem Walde von Craon, ſtiftete, und vor dem J. 1215 die Welt verließ. Dieſes Sohn, Amalrich I., Baron von Craon, Champtocé, Ingrande, Sablé, Candé in Anjou (6 Caſtellaneien und mehr als 40 Hochgerichtsherrſchaften hingen von dieſer Baronie ab), Duretal an der Loire (die Gerichtsbarkeit dieſer Baronie erſtreckte ſich über 18 Kirchſpiele), Segré unweit der Mayenne, Baugé und le Lude, erheirathete mit Johanna des Roches, verm. vor 1214, die Baronien Sablé, Châteauneuf-ſur-Sarthe, Preſſigny, Brion und Briolé, ſowie das Erbamt eines Seneſchalls von Anjou, Touraine und Maine, wurde 1222 in einer Fehde mit dem Herzoge von Bretagne, mit Peter von Dreux, deſſen Gefangener, löſete ſich im folgenden Jahre mit einer ſchweren Geldſumme und war im Begriffe, einen Kreuzzug gegen die Albigenſer anzutreten, als der Tod ihn im vollen Glanze des Lebens ereilte. Er ſtarb den 12. Mai 1226. Sein Urenkel, Moritz VI., Baron von Craon, Sablé, Briolé, Champtocé und la Suſe, erbauete bei der Minoritenkirche zu Angers und zu einem Erbbegräbniſſe die Capelle zu St. Johann Baptiſt, errichtete zu Paris am 1. Februar 1292, unmittelbar nach ſeiner Rückkehr aus England, wohin er als Geſandter gegangen, ſein Teſtament und ſtarb am 11. Febr. u. J.; ſeine Gemahlin, Mathilde von Mecheln, aus dem großen Hauſe der Berthouden, den 28. Septbr. 1306. Eine ſeiner Töchter, Iſabelle, wurde an Olivier II. von Cliſſon verheirathet, und die Großmutter des Connétable von Cliſſon; ſein Sohn, Amalrich III., Baron von Craon, Sablé, Champtocé, Ingrande, Briolé, veräußerte das Erbamt eines Seneſchall von Anjou, Maine und Touraine an den König, indem er, um einige Foderungen zu tilgen, 1321 jenes von Touraine abtrat, und 1330 jenes von Anjou und Maine gegen eine Rente von 1500 Pfund vertauſchte; er war in erſter Ehe mit Iſabelle von St. Maure, die als die Erbin der Hauptlinie ihres großen Hauſes, St. Maure, Montbazon, Nouaſtre, wozu allein 17 Kirchſpiele gehörten, Preſſigny, Savonières (ſämtlich in Touraine), Marſillac und Moncontour in Poitou, Jarnac in Angoumois beſaß, und in anderer Ehe mit Beatrix von Roucy, einer Tochter des Grafen Johann IV. von Roucy, der aus der elterlichen Verlaſſenſchaft die große Baronie la Suze in Maine (ſie enthielt 30 Kirchſpiele und 76 Lehen) anheimfiel, verheirathet. Der jüngere Sohn der erſten Ehe, Wilhelm, ſtiftete die Linie der Vicomtes von Châteaudun; der dritte Sohn der zweiten Ehe, Peter, die Linie in la Suze (von beiden wird unten die Rede ſeyn); der vierte Sohn der zweiten Ehe, Johann, ward Domherr zu Paris Biſchof von Mans und im J. 1355 Erzbiſchof von Rheims. Als ſolcher übte er, vornehmlich nach der Schlacht bei Poitiers, großen Einfluß auf die Reichsſtände, nachdem man ihn aber eines Einverſtändniſſes mit den Engländern beſchuldigt, vertraute er die Bewahrung der Stadt Rheims dem Stadtrathe; er ſelbſt, der zugleich ſein Amt als Landeshauptmann niederlegte, zog ſich nach ſeiner Stiftsburg Mouzon zurück. Die Nachricht, daß die Engländer die Burg Roucy erſtiegen, und ſeinen Vetter, den Grafen, gefangen weggeführt, ſtörte ihn in dieſer Einſamkeit. Er ſammelte ſeine Vaſallen, belagerte Roucy 28 Tage lang, und nöthigte endlich die feindliche Beſatzung zum Abzuge (1359). Dafür Rache zu nehmen, erſchien der König von England ſelbſt mit der ſchönſten Armee, die England in 100 Jahren geſehen, vor Rheims (14. December 1359); der Erzbiſchof vertheidigte ſeine Stadt aber ſo tapfer, daß die Feinde am 11. Januar 1360 die Belagerung aufheben mußten. Er ſtarb zu Paris, nachdem er noch mancherlei Streitigkeiten mit den Bürgern der Stadt Rheims gehabt, den 26. März 1373. Moritz VII., der älteſte Sohn Amalrichs III. und der Iſabelle von St. Maure, erheirathete mit Margaretha von Mello die Herrſchaft St. Hermine in Poitou, und ſtarb den 8. Auguſt 1330. Seine jüngſte Tochter, Yolantha, kömt nur ein Mal in einer Verhandlung vom J. 1404 namentlich vor. Sein Sohn, Amalrich IV., Baron von Craon, St. Maure, Champtocé, Ingrande, Sablé, Rochecorbon u. ſ. w., diente den Königen Philipp von Valois, Johann und Karl V. in ihren Kriegen, und kömt 1351 als des Königs Generallieutenant in Poitou, Limoſin, Saintonge, Angoumois und Perigord, und 1352 in gleicher Eigenſchaft in Languedoc vor. Er wurde bei Poitiers gefangen, ſtarb den 30. Mai 1371 ohne Kinder von Petronilla von Thouars, des Vicomte Ludwig und der Gräfin Johanna von Dreux älteſter Tochter, zu haben, und wurde daher von ſeiner älteren Schweſter, Iſabella von Craon, beerbt. Iſabella ſtarb den 2. Febr. 1394, nachdem ſie drei Mal, mit Guido XI. von Laval, mit Johann Bertrand von Briquebec, und mit Ludwig I. von Sully verheirathet geweſen. Die großen Güter des Hauſes Craon fielen an ihre einzige Tochter, Maria von Sully.

Der Ahnherr der Linie in Châteaudun, Wilhelm I. von Craon, der Große genant, war Amalrichs III. und der Iſabelle von St. Maure zweiter Sohn, und mit den Herrſchaften la Ferté-Bernard in Maine, St. Maure, Moncontour und Marnes abgefunden, auch des Herzogs Ludwig I. von Anjou beſonderer Liebling. Er erkaufte Dommart und Bernardville in Ponthieu, erheirathete mit Margaretha von Flandern-Dendermonde die Vicomté Châteaudun in Dunois, und lebte noch 1382. Von ſeinen Söhnen gründete der zweite, Peter, die Nebenlinie in la Ferté-Bernard; der dritte, Johann, die Nebenlinie in Dommart; der älteſte, Wilhelm II., beſaß die Vicomté Châteaudun, Marſillac, Montbazon, St. Maure, Marnes, Moncontour, Montſoreau, Nouaſtre und Jarnac, erkaufte auch Leſſart in Vendomois. Dieſes Wilhelm älteſter Sohn, Wilhelm III., Vicomte von Châteaudun, Herr von St. Maure und Montbazon, wurde am 14. April 1392 von dem Könige mit Verneuil, Montbazon und St. Maure belehnt, verkaufte Marſillac um 9000 Thaler an ſeinen Schwager, Guido von la Rochefoucaud, ſtarb aber kinderlos; daher ſein jüngerer Bruder, Johann von Craon, ihm in der Vicomté Châteaudun folgte. Johann war ſeit dem J. 1413 Großmundſchenk von Frankreich, und ſeit dem Anfange des J. 1415 Amtmann von Touraine, Anjou, Maine und Poitou; lebte in kinderloſer Ehe mit Jakobine von Montagu, blieb

Digitized by Google

bei Azincourt und wurde von ſeinen Schweſtern beerbt: namentlich erhielt Margaretha, Guido's VIII. von la Rochefoucaud Gemahlin, durch den Theilungsvertrag vom 13. Novbr. 1419 die Herrſchaften Montbazon, St. Maure, Brandon und Nouaſtre, und Maria, des Ludwig Chabot Gemahlin, die Herrſchaften Preſſigny, Verneuil und Ferrières. — Der Ahnherr der Nebenlinie in la Ferté-Bernard war jener berühmte Peter von Craon, der den Herzog von Anjou auf ſeinem Zuge nach Neapel im J. 1384 begleitete, aber bald nach der Heimath zurückgeſchickt wurde, um neue Gelder aufzutreiben. Wirklich erhielt er von der Herzogin eine ſtarke Summe, ſtatt aber damit nach Apulien zu eilen, beluſtigte er ſich in Venedig, bis Mangel und Seuchen das Heer und endlich den Herzog ſelbſt wegrafften. Jetzt kehrte er nach Frankreich zurück, nicht, gleich den Trümmern jenes Heeres, das durch ſeine Nachläſſigkeit zu Grunde gerichtet worden, in Bettiergeſtalt, ſondern in dem glänzendſten Aufzuge, der den allgemeinen Unwillen der Nation gegen ihn nicht wenig erhöhete. Als er zum erſten Male am Hofe erſchien, ſuchte der Herzog von Berry ihn feſtzunehmen: „du Verräther", zürnte der Herzog, „biſt meines Bruders Mörder"; aber niemand wollte an den mächtigen, von zahlreichen Dienern umgebenen Verbrecher Hand legen; doch verurtheilte ihn das Parlament, 100,000 Pfund als Schadenerſatz an die verwitwete Herzogin von Anjou zu bezahlen, was denn auch geſchah. Im J. 1389 kömt er als des Königs, und 1390 als des Herzogs von Touraine und Orléans Kammerherr vor, und er wurde bald des letztern entſchiedener Günſtling, ſo daß der Prinz ihm vorzüglich alle ſeine Liebeshändel anvertraute. Davon ließ er einiges in der Herzogin Gegenwart fallen, und die eiferſüchtige Valentina, die ungleich mehr errathen, als erfahren hatte, verfehlte nicht, dem ungetreuen Ehemann ihren ganzen Unwillen zu bezeigen, worüber der von Craon bei ſeinem Herrn in Ungnade fiel, auch nicht mehr an des Königs Hofe erſcheinen durfte. Peter, der ſich ſeines Fehlers in ſeinem Dienſte bewußt war, hielt den Connétable von Cliſſon, mit dem er kurz vorher einigen Verdruß gehabt, für den Urheber ſeines Unglücks, und beſchloß, ſich an ihm zu rächen, wozu der Herzog von Bretagne nach Kräften aufmunterte. Von Sablé, wo Peter ſich einige Zeit aufgehalten, kam er im ſtrengſten Incognito nach Paris, um am 13. Juni 1392 den bekanten Mordverſuch zu machen. Cliſſon entging den Mördern, Craon mußte entfliehen, wurde verfolgt, als Majeſtätsverbrecher zum Verluſte ſeiner Güter, die er vorher an den Herzog von Bretagne abgetreten, die ſich aber demungeachtet der Herzog von Orléans mehrentheils ſchenken ließ, verurtheilt und endlich gezwungen, Bretagne, wo er Zuflucht geſucht hatte, zu verlaſſen. Er wendete ſich nach Barcellona, unternahm eine fernere Seereiſe, wurde von Seeräubern gefangen, erlegte ein ſtarkes Löſegeld, und kam nach Bretagne zurück, wo der Herzog doch Mittel fand, ihm Verzeihung zu erwirken. Er ſcheint ſogar wieder zu einiger Gunſt gekommen zu ſeyn, denn auf ſein Anſuchen bewilligte Karl VI., was die frühern Könige Päpſten und Concilien abgeſchlagen, nämlich, daß den zum Tode verurtheilten Verbrechern ein Beichtvater gegeben werde (1401), und Craon ſtiftete, dieſe Bewilligung zu vervollſtändigen, für ewige Zeiten in dem Franciskanerkloſter zu Paris einen ſolchen Beichtvater, ließ auch neben dem Galgen ein ſteinernes Kreuz mit ſeinem Wapen errichten, zu deſſen Füßen Jahrhunderte hindurch die Miſſethäter ihre letzte Beichte abzulegen pflegten. Außer la Ferté-Bernard beſaß Peter auch Brunetel, Maiſy und Sablé, welches er ſamt der reichen Baronie, von der 15 Kirchſpiele und mehr denn 60 Lehen abhingen, eingelöſt hatte, auch erheirathete er mit Johanna von Châtillon (die am 30. Juli 1410 als Witwe vorkömt), die Herrſchaft Rozoy in Laonais. Sein Sohn, Anton von Craon, erkaufte 1409 Beauverger in Vermandois, wurde am 7. Novbr. 1411 zum Groß-Pannetier von Frankreich ernant, aber bereits 1413, als des Herzogs von Burgund Anhänger, abgeſetzt. Er blieb bei Azincourt, ohne daß er aus ſeiner Ehe mit Johanna von Hondescoote Kinder geſehen. — Der dritte von Wilhelm I. des Großen Söhnen, Johann, beſaß Dommart, Bernardville, Nouaſtre und Montſoreau, erheirathete auch mit Maria von Châtillon die Vicomté Laon und die benachbarte Herrſchaft Clacy, verkaufte die Vicomté am 6. Mai 1389 um 9000 Pfund, und ſtarb um 1410, nachdem noch ſeine Güter, wegen ſeinen Verbindungen mit England, eingezogen worden. Sein Urenkel, Anton, Herr von Dommart, Bernardville und Clacy, Amtmann von Amiens, geb. 1434, war in dem burgundiſchen Intereſſe und verlor darüber alle ſeine Güter, die König Ludwig XI. an Johann von Soiſſons verlieh. Letzterer war mit Antons Schweſter, Johanna auf Preure, Longroy und Clacy, verheirathet. Anton ſelbſt lebte in kinderloſer Ehe mit Claudia von Crevecoeur.

Die Linie in la Suze wurde von Amalrichs III. und der Beatrix von Roucy drittem Sohne, von Peter von Craon, der neben la Suze auch Champtocé, Briolé und Ingrande beſaß, geſtiftet. Peter ſtarb den 15. Novbr. 1376, nachdem er mit ſeiner zweiten Gemahlin, mit Catharina von Machecoul, ſehr große Güter in der Nähe von Nantes, als la Benaſte, le Couſtumier, le Bourgneuf, überhaupt beinahe das ganze Land Retz und die Inſel Bouin erheirathet. Seine Tochter Johanna vermählte ſich in zweiter Ehe mit Peter von Beauvau, und wurde durch ihren Sohn, Johann IV., um deſſentwillen ſie ſich dem Kaiſerſchnitte unterzogen hatte, die Stammmutter des ganzen Hauſes Beauvau, das zu ihrem Andenken den Beinamen Craon führt. Sie ſtarb den 28. Decbr. 1421, ihr Bruder, Johann von Craon, den 15. Decbr. 1432. Letzterer überlebte demnach ſeinen bei Azincourt gefallenen Sohn Amalrich, und hinterließ eine einzige Tochter, Maria, durch welche die großen Güter dieſer Linie an ihren Gemahl, Guido von Laval, kamen.

Noch ſind die Herren von Sablé übrig, die den Namen Craon nicht führten, aber von Roberts des Burgunders drittem Sohne abſtammen; von einem jüngern Robert, der abwechſelnd die Beinamen der Burgunder oder Weſtrob führte und mit der mütterlichen Herrſchaft Sablé abgefunden war. Dieſes Roberts Urenkel, Robert IV., Herr von Sablé, la Suze, Briolé, ſtiftete im J. 1189, gemeinſchaftlich mit Peter von Brion, die Prämonſtraten-

Digitized by Google

ſerabtei le Perray-neuf, unweit Sablé, befehligte im folgenden Jahre die Flotte, die den König Richard Löwenherz und ſeine Kreuzfahrer nach dem Orient überſetzte, ließ ſich in den Tempelherrenorden aufnehmen und war bis zum J. 1195 deſſen Großmeiſter. Sein Sohn, Guido, Herr von Cormillé in Anjou, ſtarb ohne Kinder; ſeine Tochter, Margaretha, wurde 1201 mit Wilhelm des Roches verheirathet, und vererbte Sablé, la Suze u. ſ. w. an ihre Nachkommenſchaft. (*v. Stramberg.*)

CRASSINA, *Lamarck* (Mollusca). Dieſe aus der Linnéſchen Gattung Venus geſonderte Gattung zweiſchaliger Muſcheln gehört in die Familie Crassatellaceae Feruſſac's, und ward zuerſt von Sowerby unter dem Namen Astarte aufgeſtellt, der jedoch nicht allgemein angenommen worden iſt. Feruſſac gibt von derſelben folgende Kennzeichen an: Muſchel faſt kreisförmig oder quer, gleichſchalig, faſt ungleichſeitig, die Schalen genau ſchließend; die innern Ränder oft gekerbt, das Schloß der rechten Schale beſteht aus zwei ſtarken, divergirenden Zähnen und einem minder deutlichen Seitenzahn, unter dem ſogenanten Aftereindruck (Anus *L.*, lunule der Franzoſen), das der linken Schale aus zwei ungleichen Zähnen, mit einer undeutlichen Grube für den Seitenzahn; das außen liegende Band befindet ſich auf der längſten Seite. — Blainville läßt die hieher gehörigen Muſcheln unter ſeiner Gattung Venus, und ſie bilden in derſelben die Abtheilung O. — Mehre der von Sowerby ſelbſt aufgeführten Arten, dürften nach Feruſſac (Dictionaire class. d'hist. nat. II. p. 33.) wol nicht hieher gehören, und als beſtimt hieher gehörige gibt derſelbe nur folgende an:

1) Cr. scotica *Maton* et *Rakett* (Transact. of the Linnean Soc. VIII. p. 81. t. 2. f. 3. — Venus scot. *Lamarck*). Findet ſich an den Küſten Schottlands.

2) Cr. sulcata, *Montagu* (Test. brit. p. 131. — *Linn.* Trans. ib. f. 2. — Pectunculus truncatus *Da Costa*). Daſelbſt.

3) Cr. Danmoniensis, *Montagu* (Testac. brit. Suppl. t. 29. f. 4.) An den Küſten von Devonſhire.

4) Cr. Montagui, *Dilluyn* (Catal. of brit. Shells. p. 167). Venus compressa, *Montagu* (Suppl. t. 26. f. 1.) Von den ſchottlärdiſchen Küſten.

5) Cr. triangularis, *Montagu* (Testac. t. 17. f. 3.) Venus triangularis *Dilluyn* (p. 178). Komt an den Küſten von Devonſhire und Yorkſhire vor.

Von foſſilen Arten, die meiſt im körnigen Kalk vorkommen, führt Sowerby (Miner. Conch. T. II. t. 137.) folgende Arten, alle aus England, auf: Cr. lucida, cuneata, elegans, lineata, plana, obliquata, excavata, planata und rugosa. (*D. Thon.*)

CRATZ von Scharfenstein. Unter den verſchiedenen Geſchlechtern, die von der kurmainziſchen Hauptburg Scharfenſtein bei Kiderich im Rheingau ihren Namen entlehnten, iſt keines an Reichthum und Berühmtheit den Cratzen von Scharfenſtein zu vergleichen, wenn gleich dieſer Name kaum über das 15. Jahrhundert hinausreicht. Heinrich von Scharfenſtein, mit den Steinen, 1340, hatte fünf Söhne; einer davon, Heinrich, wie der Vater genant, führte nun 1390 zuerſt den Beinamen Cratz, den ſeine Nachkommen nicht mehr laſſen wollten. Caſpar Cratz von Scharfenſtein, Amtmann zu Simmern, ſtarb 1513. Sein Enkel, Hugo Cratz von Simmern, Dompropſt zu Speier und Propſt zu St. Paulin in Trier, wurde im J. 1582 Archidiaconus major, am 4. Februar 1588 Domdechant und im J. 1623 Dompropſt zu Trier. Philipp, dieſes Hugo Bruder, kömt 1595 als Dompropſt zu Mainz vor, wurde am 4. Mai 1604 Biſchof zu Worms und ſtarb den 13. Juli n. J. Friedrich, der jüngſte Bruder, war nach und nach Amtmann zu Lichtenberg (1562), franzöſiſcher Kriegsobriſter, lothringiſcher Rath (1584) und des Kurfürſten von Trier Obriſter und Commandant zu Ehrenbreitſtein. Dieſes älteſter Sohn, Anton, kurtrieriſcher Rath und Amtmann zu Coblenz und in der Bergpflege, war in erſter Ehe mit Catharina von Metternich, in anderer Ehe mit Barbara von Merode verheirathet und hinterließ aus der erſten Ehe ſechs Kinder. Hugo Eberhard, der zweite Sohn, kömt 1610 als Domherr zu Mainz, Trier und Worms, von 1627—1650 als Archidiaconus der trierſchen Kirche, *tit.* S. Lubentii, vor, hatte im J. 1651 die größte Hoffnung, dem Kurfürſten Philipp Chriſtoph als Coadjutor beigegeben zu werden, wurde im J. 1653 Dompropſt zu Trier und 1654 Biſchof zu Worms, und ſtarb im März 1663 zu Regensburg, woſelbſt er ſich wegen des Reichstages eingefunden hatte. Teutſchland verlor an ihm einen ſeiner größten Fürſten. Sein älterer Bruder, Johann Philipp, Domherr zu Worms, reſignirte 1621, wiewol er ſchon früher in kurmainziſche Kriegsdienſte getreten war, ſeit 1619 ein Regiment Reuter als Obriſter geführt und ſich an deſſen Spitze beſonders in der Schlacht von Weißenberge ausgezeichnet hatte. Denn er war es, der die Baiern, die zum Theile ſchon die Flucht ergriffen hatten, zum Stehen brachte und durch einen kühnen Angriff gewiſſermaßen die Schlacht entſchied. Er mußte, weil Tilly ihn nicht mehr laſſen wollte, baierſche Dienſte nehmen, den Feldzügen in der obern und untern Pfalz, wie auch in Weſtphalen, 1625 aber der Belagerung von Breda beiwohnen und 1626 ein zweites Regiment errichten. Der Krieg mit Dänemark brachte ihn mit Wallenſtein in Berührung, er misfiel dem gewaltigen Gebieter, mußte ſein Regiment entlaſſen und endlich ſelbſt vom Heere ſcheiden. Die Unthätigkeit wurde ihm bald zur Laſt, er nahm franzöſiſche Beſtallung und errichtete ein Regiment, was der kaiſerliche Hof ſehr übel empfand, zumal da Johann Philipp, nachdem er im J. 1625 ſeine erſte Gemahlin, Maria von Metternich, durch den Tod verloren, durch ſeine zweite Heirath mit Eleonora Colonna von Fels, einer reichen böhmiſchen Erbin, gewiſſermaßen ein kaiſerlicher Unterthan geworden. Um ihn vollkommen dazu zu machen, begünſtigte der kaiſerliche Hof ein Geſchäft, das Johann Philipps Schwäger auf die Bahn gebracht hatten, den Austauſch ihrer großen Herrſchaft Rieſenberg, in dem heutigen Klattauer Kreiſe von Böhmen, gegen die lothringiſche Pfandſchaft Saarald und Saargemünd, die der von Cratz von ſeinem Vater ererbt hatte. Den franzöſiſchen Dienſt mußte er nun freilich aufgeben, er folgte neuerdings den baierſchen Fahnen, nahm 1631 Neu-Brandenburg, befehligte ein eigenes Corps, welches den Landgra-

Digitized by Google

ſen von Heſſen-Caſſel von dem Leipziger Bunde abwendig machen ſollte und trat, nachdem Tilly in der Vertheidigung des Lechs tödtlich verwundet worden, auch noch auf dem Todbette ihn als den fähigſten aller Generale empfohlen hatte, an deſſen Stelle. Er entriß den Schweden Landsberg, Friedberg und Weißenburg im Nordgau, konte ſich aber dennoch nicht im Commando behaupten, weil Wallenſtein ihn bei der combinirten Armee nicht dulden, ſeinen Berichten nicht glauben wollte und zuletzt dem Kurfürſten allen Beiſtand verſagte, falls der von Cratz das Commando über die baierſchen Völker behalten würde. Nothgedrungen mußte der Kurfürſt ihn demnach zurückrufen, und die Commandantenſtelle in Ingolſtadt konte eine ſo große Beleidigung nicht vergüten. Doch wurde dieſe Feſtung durch Johann Philipps tapfere Vertheidigung gerettet; als aber im folgenden Jahre eine eigene Armee in Baiern gebildet und Altringer zu ihrem Befehlshaber ernant wurde, da glaubte der zweimal Gekränkte ſich aller Pflichten entbunden. Er wollte ſeine Feſtung dem Herzoge Bernhard von Sachſen-Weimar überliefern, wurde aber, weil die Schweden ſich verſpäteten, in dem böſen Beginnen betroffen, verließ die Stadt unter dem Vorwande, ſich in Wien zu rechtfertigen, und begab ſich zu dem ſchwediſchen Feldherrn, der ihn als General-Feldmarſchall anſtellte, ihn auch, als die Hauptarmee gegen die Donau zog, in Franken zurückließ, um die Belagerung von Vorchheim fortzuſetzen. Er wurde indeſſen bald abgerufen, da das katholiſche Heer nach dem Falle von Regensburg auch Schwaben bedrohte, zeichnete ſich an dem Vorabende der Schlacht von Nördlingen beſonders aus, wie er denn den Ritter Octavio Aldobrandini mit eigener Hand erlegte, wurde aber in der Schlacht ſelbſt von einem ungriſchen Obriſten, dem er für ſeine Freiheit, doch vergeblich, 30,000 Rthlr. bot, gefangen. Der Herzog Bernhard wollte ihn gegen den Biſchof von Regensburg auswechſeln, ſein geſchworner Feind, der Graf Heinrich Schlick brachte es aber dahin, daß er nach Wien abgeführt und peinlich behandelt wurde. Nun entkam er zwar in einer Mönchskutte am 16. März 1635 aus ſeinem Gefängniſſe, er wurde aber an der ſchleſiſchen Grenze von des Grafen Palfy Huſaren eingeholt, nach Wien zurückgebracht, durch das Kriegsrecht zum Tode verurtheilt und, ungeachtet der Verwendung des Königs von Polen, am 26. März 1635 enthauptet. Er hatte einige Jahre früher die reichsgräfliche Würde, und noch früher das Prädicat eines Freiherren von Rieſenberg erworben. Sein einziger Sohn erſter Ehe, Lothar Hugo, war Domherr zu Mainz, Trier und Speyer, der älteſte Sohn der zweiten Ehe aber, Johann Anton (der jüngere, Friedrich Karl, Domicellar zu Trier, Mainz und Würzburg, ſtarb frühzeitig), Graf Cratz von Scharfenſtein, Freiherr von Rieſenberg, kurtrierſcher Geheimerrath und Hofmarſchall, vermählte ſich in erſter Ehe mit Anna Franciſca von Sötern, in anderer Ehe mit der Rheingräfin Anna Maria von Dhaun, und hinterließ aus der erſten Ehe (die andere war unfruchtbar; vier Töchter ſtarben gar jung) einen Sohn, Hugo Ernſt. Dieſer war kurtrierſcher Geheimerrath und Oberamtmann zu Boppard, ſtarb 1721 als der letzte ſeines Geſchlechtes, Namens, Schildes und Helms, und hinterließ durch ſein Teſtament das ſchöne Gut in Kamp bei Boppard, ſeinen gewöhnlichen Wohnſitz (den er noch wirklich durch mancherlei Spukgeſchichten beunruhigt) dem Kloſter Oberwerth, wo eine ſeiner Freundinnen den Schleier genommen hatte; alles übrige erbte ſeine ſeit dem 3. April 1654 an den Grafen Johann Auguſt von Solms-Rödelheim verheirathete Schweſter Eleonora Barbara Maria, und das fürſtliche Haus Solms beſitzt als Entſchädigung für dieſe aus vielen einzelnen Gütern in dem Trierſchen, Mainziſchen und auf dem Hundsrücken beſtehende Erbſchaft, woraus zwar der Reichsdeputations-Hauptſchluß vom J. 1803 eine Grafſchaft Cratz-Scharfenſtein gemacht hat, die Abteien Arnsburg und Altenberg. Der Cratze Wapenſchild zeigt einen rothen Balken im ſilbernen Felde mit 13 ſchwarzen Steinen, oben 4 und 3; unten 3. 2. 1. (*v. Stramberg.*)

CREDERE, del. Unter dieſem Ausdruck verſteht man im Handel die Bürgſchaft des Commiſſionärs für die Zahlfähigkeit desjenigen, mit dem er im Namen ſeines Committenten über eine künftige Leiſtung einen Vertrag eingeht. Um die Nützlichkeit einer ſolchen Verbürgung gehörig zu würdigen, muß man ſich in die unangenehme Lage des Kaufmanns denken, der zur Beſorgung eines Verkaufes oder einer Seeaſſecuranz an einem entfernten Handelsplatze ſich eines Commiſſionärs zu bedienen genöthiget iſt, und von deſſen Redlichkeit, Kentniß und Sorgfalt in Anſehung einer vielleicht ſehr beträchtlichen Summe abhängt. Der geringere Eifer, den die meiſten Menſchen unwillkürlich fremden Angelegenheiten zuwenden, hat viele Verluſte ſolcher Committenten zur Folge gehabt, indem die Commiſſionäre ſich nicht genug um die Vermögensumſtände derer, mit denen ſie die Geſchäfte abſchloſſen, bekümmerten, oder in der Einfoderung der ſchuldigen Zahlungen ſäumig waren. Dieſe Nachtheile werden verhütet, wenn der Commiſſionär, die Sache ſeines Auftragsgebers zu ſeiner eigenen machend, ſich bereit finden läßt, für die Bezahlung der Kaufſumme, oder bei Aſſecuranzen für die Entrichtung des Erſatzes im Falle eines Seeſchadens, zu haften. Dieſes Delcredere muß noch beſonders, neben der Proviſion für die Beſorgung des Auftrages, vergütet werden, und es wird dafür eine, bisweilen einige Procente der Hauptſumme erreichende Belohnung ausbedungen. Die ſtarke Concurrenz unter den Commiſſionären hat dieſelbe in der neuſten Zeit merklich erniedriget, doch macht es immer einen großen Unterſchied, ob diejenigen, für welche ſich der Commiſſionär verbürgt, wohlbekante und ſichere Einwohner an ſeinem Wohnorte ſind, oder entfernt, vielleicht ſogar in einem andern Lande wohnen. Übrigens verändert dieſer Nebenvertrag das Commiſſionsverhältniß in ſeinem Weſen nicht und gibt dem Commiſſionär nicht das Eigenthum der zum Verkaufe übernommenen Waren, weshalb der Abſender dieſelben, ſo weit ſie noch unverkauft ſind, auch aus dem Concurſe des Commiſſionärs noch in Anſpruch nehmen kann. Die von Büſch aufgeworfene und richtig verneinte Frage, ob das Delcredere in Aſſecuranzfällen etwa auch darauf Bezug habe, daß die Verſicherer die Bezahlung des Schadens nicht ſtreitig machen, beantwortet ſich leicht, denn wo ohne Verſchulden des Commiſſionärs die Verpflichtung

zum Erſatze nach gerichtlichem Erkenntniß überhaupt nicht vorhanden iſt, da kann ſich der Committent auch nicht an den Beauftragten halten. — Vergl. Büſch Darſtellung der Handlung, 3. A. von Norrmann, I, 210. I, 328. II, 464. — Mittermaier Grundſätze des gem. t. Privatrechts, II. §. 498. (*K. H. Rau.*)

CREDIT. Von dem Worte: der Crēdit unterſcheidet ſich das Crēdit, und in Beziehung auf Geſellſchaftshandlungen, das Credunt in der kaufmänniſchen Geſchäftsführung oder dem Buchhalten (ſ. dieſes). Etwas auf einen perſönlichen oder nicht perſönlichen Conto in das Crēdit tragen, dafür creditiren, heißt es (z. B. im Hauptbuche auf die rechte Blattſeite ſeines Conto oder ſeiner Rechnung) als erhalten oder jenem Conto ſchuldig geworden, anſchreiben. Daher: Ich creditire (erkenne) Sie, Dich, für 1000 Thaler, ich trage dieſe Summe in Ihr, in Dein Credit; ich ſchreibe ſie als empfangen Ihrem Conto gut. Der Creditor, der Gläubiger, iſt dann derjenige, welcher einem andern Ware oder Geld anvertrauet, gegeben hat, wofür dieſer nun eine Schuld, jener eine Foderung erhält. Derjenige, an welchem der Creditor zu fodern hat, iſt ſein Schuldner, Debitor. Der Creditor debitirt (belaſtet) ſeinen Schuldner in ſeinem Hauptbuche, d. h. er ſchreibt ihm die Summe der Foderung in das Debet ſeines Conto als Schuld, die ihm abzutragen iſt, an; der Debitor creditirt (erkent) ſeinen Gläubiger in ſeinem Hauptbuche, d. h. er ſchreibt auf der Creditſeite des Conto deſſelben die Summe, als ihm ſchuldig, an, er ſchreibt ſie ihm gut. Auf dem gegenſeitigen Conto zweier Handlungen komt daher ſtets das umgekehrte Verhältniß zum Vorſchein.

Der Credit überhaupt iſt die allgemeine gute Meinung anderer von dem Willen und dem Vermögen einer Perſon (oder einer Gemeinheit, Regirung u. ſ. w.), ihre eingegangenen Verbindlichkeiten völlig und pünktlich in Erfüllung zu bringen. Oder nach Rau (Lehrbuch der polit. Ökonomie) iſt der Credit überhaupt das Vertrauen, in welchem Jemand bei anderen ſteht, und welches ihn in den Stand ſetzt, ſich im Güterverkehre Leiſtungen zu verſchaffen, ohne daß er den vertragsmäßigen Gegenwerth ſogleich erſtatten müßte. Das Weſen des Credits beſteht daher darin, daß man ſtatt einer gegenwärtigen Leiſtung ſich mit der Wahrſcheinlichkeit einer künftigen begnügt; die Grundlage des Credits bleibt die Überzeugung desjenigen, der an den andern eine Foderung erhält, daß er in Gemäßheit der Vertragsbedingungen werde befriedigt werden. Auf der einen Seite müſſen alſo diejenigen Eigenſchaften, wodurch Jemand das Vertrauen erweckt, daß er ſeine Leiſtungen erfüllen werde, vorhanden ſeyn; auf der andern aber die Meinung, daß der, welcher eine Verbindlichkeit übernommen hat, dieſelbe erfüllen wolle oder könne. Sicherheit heißt bei dem Credit die praktiſche Unmöglichkeit, ſeine Bezahlung oder Befriedigung nicht zur beſtimten Zeit und nicht ganz zu erhalten, und dieſe gewährt der Credit, wenn die Überzeugung von dem Willen und Vermögen des Schuldners, zu befriedigen, feſt begründet iſt. Bei Darlehen auf ein vollgiltiges Unterpfand iſt kein Credit nöthig, weil es hier auf keine Wahrſcheinlichkeit, auf kein Vertrauen mehr ankomt. Dieſe vollkommene, den Credit ausſchließende Sicherheit findet ſich bei Fauſtpfändern. Ein Gläubiger erhält gerade dadurch völlige Sicherheit, daß ihm der volle Werth der Schuld in ſeine Gewalt gegeben wird, und zwar mit dem Recht, ſich zur beſtimten Zeit, wenn der Schuldner ſeine Verbindlichkeit nicht erfüllt, daraus bezahlt zu machen. Solche vollkommene Sicherheit findet ſich aber nicht immer bei Hypotheken, weil dem Gläubiger noch immer der Zweifel bleiben kann, ob die Taxe des verpfändeten Grundſtücks richtig iſt, und ob im Falle eines erzwungenen Verkaufs ſo viel gelöſt werden kann, als die Foderung beträgt (was ſelbſt bei einer doppelt hohen Taxſumme oft nicht geſchieht), weil ferner der Gläubiger meiſtens nicht geneigt iſt, das verpfändete Grundſtück oder Gebäude ſelbſt zu übernehmen und in jedem Falle ſich ſcheut, in einen Concurs des Schuldners verwickelt zu werden. Da übrigens, nach dem Weſen und der Grundlage des Credits, die Wahrſcheinlichkeit oder Überzeugung für künftige Leiſtungen aus den perſönlichen Verhältniſſen des Schuldners hergeleitet oder auf dieſe zurückgeführt wird; ſo iſt, genau betrachtet, der Credit immer perſönlich, und es zeigt ſich überall die Vorausſetzung, daß der Schuldner ſeine Verbindlichkeiten zu erfüllen nicht blos Willens, ſondern auch fähig ſey, daß alſo in der erſteren Beziehung ſeine moraliſchen und geiſtigen Eigenſchaften, in der zweiten ſein Vermögenszuſtand und ſeine Erwerbsart keine Beſorgniſſe erwecken. Aus dieſen Gründen iſt aber der Credit der Einzelnen nothwendig ſehr ungleich; in einem ganzen Lande wird der Credit deſto größer ſeyn, je mehr der herrſchende ſittliche Geiſt, die wirthſchaftlichen Gewohnheiten und die Güte der Rechtspflege den Gläubigern im Allgemeinen Sicherheit gewähren.

Wie einflußreich und für einzelne Fälle faſt unüberſehbar der Credit in der Volkswirthſchaft für den Güterverkehr und den Geldumlauf auch wirkt, ſo darf man doch im Übrigen keine zu überſpante Meinung davon hegen. Der Credit iſt keine ſelbſtändige Güterquelle, er kann, den Fall des Borgens im Auslande ausgenommen, an und für ſich weder die Maſſe der Capitale in einem Lande vermehren, noch ihre Stelle im Ganzen vertreten, ob er gleich den Einzelnen dasjenige Capital verſchafft, welches ſie nicht ſelbſt beſitzen, und deſſen ſie zu ihren beabſichtigten Unternehmungen bedürfen.

Die Wirkungen des Credits im Allgemeinen betrachtet, können alſo nur in der Belebung des Güterumlaufs und Güterverkehrs, und recht eigentlich in einer leichteren und häufigeren Übertragung der vorhandenen Capitale beſtehen. Die Äußerungen dieſer Wirkungen, wiewol ſie nicht für ſich ſelbſt, ſondern nur mittelbar zur Vergrößerung des Capitales in einem Lande beitragen können, bringen höchſt wichtige Vortheile.

1) Es wird die beſte productive Anwendung des beweglichen Vermögens veranlaßt, indem daſſelbe vermittelſt des Credits leicht an diejenigen Menſchen gelangen kann, welche die meiſte Geſchicklichkeit und Neigung haben, ſich mit hervorbringenden Gewerben zu beſchäftigen. Den Capitaliſten und Grundeigenthümern fehlt ſehr oft dieſe Fähigkeit oder dieſe Neigung; ihre Erſparniſſe wür-

Digitized by Google

den daher zum Theil unfruchtbar angeſammelt oder verzehrt werden, wenn nicht der Credit ſie in die Hände der Unternehmer brächte. Ebenſo ziehen ſich die Capitale oder Vermögenstheile leicht von der minder ergibigen zu der einträglicheren Benutzung hinüber.

2) Die Leichtigkeit, Vermögen auszuleihen, ohne daß man etwas dabei wagte, iſt eine große Ermunterung zum Überſparen.

3) Man wird in den Stand geſetzt, den Güterumlauf mit einer geringeren Münzmenge zu beſtreiten, indem theils die Zahlungen verringert, theils wohlfeile Umlaufsmittel eingeführt werden. Dieſes Erſparniß an dem Münzbedarfe komt ebenfalls dem Volkseinkommen zu Statten, indem nun der entbehrlich gewordene Theil der Münzen ins Ausland geſendet und zum Eintauſchen anderer Güter verwendet werden kann.

Für den *Geldumlauf* haben aber die Wirkungen des Credits noch einen beſonderen und bedeutenden Einfluß. Durch ſie werden verſchiedene, theils für den Geldverkehr überhaupt, theils für gewiſſe Vereine, theils für einzelne Stände wichtige Einrichtungen möglich, welche dazu dienen: 1) die Zahlungen ohne Erſparung der Münzmenge wenigſtens bequemer, leichter, wohlfeiler zu verrichten; — *Girobanken*, *Anweiſungen* und *Wechſel*; 2) den Bedarf von Münze zu Zahlungen zu verringern, indem man einen Theil der Geſchäfte im Verkehre ohne baare Zahlungen vollbringt; — *Abrechnungen*, *Überweiſungen*; 3) ein höchſt wohlfeiles Umlaufsmittel einzuführen, welches einen Theil der Münzen entbehrlich macht; — *Papiergeld*.

Alle Creditverhältniſſe laſſen ſich ganz einfach auf die zwei Hauptabtheilungen 1) des *öffentlichen* und 2) des *Privat-Credits* zurückführen.

Jener zeigt ſich in dem Zutrauen zu einem State, welcher Anleihen unter der Bedingung gemacht hat, daß ſie nicht aufgekündigt werden dürfen, dabei aber verſpricht, daß jährlich ein verhältnißmäßiger Theil der Summe, entweder als Zinſe, oder zur Abtragung eines Theils des angeliehenen Capitals bezahlt werden ſoll, und zur Sicherheit einen bleibenden jährlichen Fonds anweiſet, ſich aber doch die Freiheit vorbehält, das Ganze nach Gefallen wieder zu bezahlen, wenn nicht etwa das Gegentheil ausgemacht iſt. Aber auch bei den mit Privatleuten abzuſchließenden Lieferungen, ſo wie bei Dienſtleiſtungen ꝛc. gibt ſich der Credit drs Stats oder der Regirung zu erkennen.

Der *Privat-Credit* unterſcheidet ſich in ſolchen im weiteren Sinne, welcher überhaupt auf einer perſönlichen oder weſentlichen Sicherheit von einem hinlänglichen Werth zur Erfüllung der Verbindlichkeit in Bezahlung von Capital und Zinſen beruht, und in ſolchen im engeren Sinne, d. i. den kaufmänniſchen Credit, welcher auf dem Vertrauen des Darleihers oder Creditgebers beruht, daß Redlichkeit und Handelseinſicht den Borgenden oder Creditnehmer in den Stand ſetzen werden, das angeliehene Capital nebſt den bedungenen oder üblichen Zinſen zur beſtimten Zeit zu bezahlen oder ſeine Verbindlichkeit zu erfüllen. Aus der Erklärung des Credits und den obigen Betrachtungen laſſen ſich nun kurz drei Seiten deſſelben angeben:

1) Die *phyſiſche* oder *natürliche*, d. h. der Credit, welcher ſich allein auf Beſitz und Vermögen gründet, wobei anzunehmen iſt, daß derjenige den größten Credit haben müſſe, der am meiſten ſelbſt beſitzt, und daß der Credit immer im Verhältniſſe zu dem Beſitz oder Vermögen ſtehen, und mit dieſem ſeine Stufen, ſein Ab- und Zunehmen haben müſſe, deren Beachtung oder Schätzung dann die Grade der Creditfähigkeit ausmachen.

2) Die *moraliſche* Seite, d. i. der gute Wille, das Beſtreben, ſeine Verbindlichkeiten gern, genau und richtig zu erfüllen. Gegen den unredlichen, chicanirenden, reichen Mann, der jede Verpflichtung hinauszuſchieben und durch Ränke zu verkürzen ſucht, wird man ſich eben ſo verhalten, wie gegen den phyſiſch-creditloſen.

3) Die *intellectuelle* Seite, wohin Kentniſſe, Ordnung und Fleis in den Geſchäften, Klugheit und Sparſamkeit zu zählen ſind. Jemehr davon Privat- und Kaufleute in ihren Geſchäften zeigen, deſto ſtärker wird der Glaube an den guten Fortgang ihrer Geſchäfte ſeyn.

Mit Recht ſagt *Stewart* (Grundſätze der Statswirthſchaft): der Credit muß in ſeiner Kindheit durch Verordnungen unterſtützt und durch Strafen aufrecht erhalten werden. Wenn er aber einmal feſt begründet iſt, ſo zeigt er ſich von ſo zarter Natur, daß die Hilfe der Geſetze ihm ſehr oft ſchadet. Der Credit eines Handeltreibenden und überhaupt eines jeden Volks iſt daher um ſo allgemeiner und feſter, je weniger es der Anwendung und *Hilfe*, oder der Vollziehung der Geſetze bedarf, um *jeden zur* pünktlichen Erfülluug ſeiner Verbindlichkeiten *anzuhalten*.

In Hinſicht auf die *Zinſen* genießt der Credit eines Kaufmanns nicht leicht in einem State ſo niedrige Zinſen, als der hypothekariſche, blos deswegen, weil er ein perſönlicher iſt. Es ſind der Erfahrungen von verſchuldetem oder nicht verſchuldetem Unglück eines Kaufmanns zu viele, als daß die Disponenten, wie man die reichen Geldverleiher oder Creditgeber nent, nicht immer einige Unſicherheit, auch bei dem beſten, beſorgen ſollten. Dies ſteht beſonders dem jungen Kaufmanne ſehr entgegen, welcher nicht leicht anders, als von einem Freunde oder Verwandten, Geld- oder ſonſtigen Vorſchuß zur Betreibung ſeiner Handlung bekommen wird. Nur die Begierde, hohe Zinſen zu gewinnen, wird den Wucherer bewegen können, mit baarem Vorſchuß zu dienen. Die Hauptregel dieſer Leute iſt indeß, daß ſie ihr Geld bald wiederſehen müſſen und folglich kein Capital lange ſtehen laſſen. Das aber iſt dem Kaufmanne ſehr entgegen und ſetzt ihn in Verlegenheit, indem er mit dem zu hoch verzinsten Gelde nicht den Gewinn machen kann, auf welchen er rechnete, als er das Capital anlieh. Wie die trocknen Wechſel hiebei gemisbraucht werden, iſt bekant. Bei dieſen iſt es gewöhnlich von Seiten des Wucherers auf ein Prolongiren abgeſehen, wozu er ſich, und zwar nicht ſelten unter den ſchmählichſten neuen Opfern, dann erbitten läßt, wenn er nach Ablauf der Zahlungsfriſt noch keinen Grund hat, ſeine Meinung von der Zahlfähigkeit ſeines Schuldners zu verändern. Das größte Verderben liegt überall darin, wenn jemand glaubt, der Wechſel-

Digitized by Google

credit ſey unerſchöpflich. Dieſe Meinung erzeugt nur zu
leicht die berüchtigte Wechſelreuterei. An den Waren-
handel knüpft ſich dagegen ein Credit, der dem ſeine Sache
ordentlich treibenden Kaufmanne äußerſt vortheilhaft iſt.
Er kann mit der creditirten Ware ſich mehr Gewinn ver-
ſchaffen und ſeine Umſätze beſſer machen, als wenn ihm
baares Geld vorgeſchoſſen wird. Es müſſen freilich ſehr
gangbare Artikel ſeyn, welche dieſen Vortheil geben ſol-
len; woran bei Waren, deren Abſatz auf bloßer Liebhabe-
rei beruht, nie oder doch nur in ſeltenen Fällen zu denken
iſt. Die Zinſen des in einer Handlung angewandten
Geldes verſtecken ſich übrigens in jede Rechnung, die man
über ein Handelsgeſchäft macht, es mag wirklicher Geld-,
Wechſel- oder Warenhandel ſeyn.

Die Schulden ſowol als die Gläubiger, welche
aus den verſchiedenen und ſehr mannichfaltigen Credit-
Verhältniſſen und Geſchäften entſtehen, zerfallen endlich
in hypothekariſche, Wechſel- und Buch- oder
chirographariſche Schulden und Gläubiger, und in
Concurſen und vielen andern Fällen hat die Priorität den
Vorzug. (Vergl. Büſch ſämtliche Schriften über die
Handlung; Leuchs Syſtem des Handels; Rau Lehr-
buch der politiſchen Ökonomie, Heidelberg 1826 ff.; Si-
monde de Sismondi, de la richesse commerciale etc.)
(*Süpke.*)

CRELL, CRELLIUS, Johann, Christoph und
Samuel, Vater, Sohn und Enkel, Lehrer bei den Socinia-
nern, durch ſittliche Eigenſchaften und gelehrte Kentniſſe
ausgezeichnete und hochachtungswerthe Männer. 1) Jo-
hann war den 26. Juli 1590 zu Heimetsheim, einem
Dorfe in der Grafſchaft Limburg in Franken, geboren, wo
ſein Vater, ebenfalls Johann, Prediger war. Mit
trefflichen Talenten von Natur ausgeſtattet, machte er
auf den Schulen zu Nürnberg, Stolberg und Marienberg
in Sprachen, und ſeit 1606 auf der hohen Schule zu Alt-
dorf in Theologie und Philoſophie große Fortſchritte.
Einer ſeiner altdorfſchen Lehrer, der berühmte Arzt und
Profeſſor der Philoſophie, Ernſt Soner, der heimlich
den Grundſätzen Socins anhing, machte auch ihn denſel-
ben geneigt. Als er daher Aufſeher der Stipendiaten
werden und bei Erlangung der Magiſterwürde den Eid
auf die augsburgſche Confeſſion ablegen ſollte, weigerte
er ſich deſſen, weil er ſich nicht durch ein Glaubensbekent-
niß binden wollte, das ſeiner Überzeugung entgegen war.
Da ſeine wahren Geſinnungen allmälig bekant wurden,
und er überdies Proſelyten zu machen trachtete, ſo ſah er
ſich veranlaßt, 1612 Altdorf zu verlaſſen und zu den
Socinianern nach Polen zu gehen. Er fand in Rakau,
wo er ſeitdem beſtändig blieb, eine freundliche Aufnahme,
und der Woiwode von Podolien, Jakob Sienienſky,
reichte ihm die Mittel, ſeine Studien fortzuſetzen. Er
predigte in teutſcher, lateiniſcher und polniſcher Sprache,
erhielt ein Lehramt an der Schule zu Rakau, und 1616
das Rectorat derſelben. Nachdem er dieſes bis 1622
verwaltet hatte, wurde er zum Kirchendienſt bei der dor-
tigen ſocinianiſchen Gemeinde befördert, die am 11. Juni
1633 ſeinen Tod betrauerte, denn er war nicht nur ein
geiſtreicher, beredter Prediger, ſondern auch ein Mann,
der wegen ſeiner Sanftmuth, Beſcheidenheit, Klugheit
und muthvollen Ertragung des Misgeſchicks allgemein ver-
ehrt wurde. Von ſeiner umfaſſenden, gründlichen, theolo-
giſchen und exegetiſchen Gelehrſamkeit, und von ſeinem
philoſophiſchen Scharfſinn zeugen ſeine Schriften, die ſich
auch durch eine klaſſiſche lateiniſche Diction auszeichnen.
Er iſt unter den Socinianern der einzige, welcher ein mo-
raliſches Syſtem ſchrieb, deſſen weſentlicher Charakter
gleich anfangs dadurch richtig angedeutet wurde, daß
man es faſt allgemein für Pelagianiſch erklärte: *Ethica
Aristotelica, ad sacrarum literarum normam emen-
data, nec non ethica christiana, seu explicatio vir-
tutum et vitiorum, quarum in sacris literis fit men-
tio. Salenoburgi*, ohne Jahr, wahrſcheinlich Amſterd.
1656. 4.; Cosmopoli (Amst.) 1681. 4. [1]). Ein theolo-
giſches Syſtem hat Crell nicht geſchrieben, aber verſchie-
dene dogmatiſche Schriften, unter denen die wichtigſte iſt:
*De uno vero Deo lib. II., in quibus multa etiam de
filii Dei et spir. s. natura disseruntur.* Racov. 1631. 8.
Lugd. Bat. 1639. 4. *cum refutatione Bisterfeldii*; zu-
erſt gedruckt vor Joh. Völkels (Volkelius) von Crell edir-
ter Schrift: *De Deo et ejus attributis.* Racov. 1630. 4.
Teutſch von Walzogenius unter dem Titel: Von dem eini-
gen Gott dem Vater. 1644. 4.; auch ins Engl. u. Holländ.
überſetzt. Die Abſicht Crells war, die Lehre von der Ein-
heit Gottes, im Gegenſatz der Lehre von der Dreieinigkeit,
ausführlich zu beweiſen [2]). Die Vertheidigung der Ge-
nugthuung Chriſti, welche Grotius wider den Socin her-
ausgab (*Defensio fidei cathol. de satisfactione Chri-
sti* 1617) beſtrit er in ſeiner *Responsio ad librum H.
Grotii de satisfactione Christi.* Racov. 1623. 4. mit
ſo viel Mäßigung, daß Grotius wiederholt dem Verfaſſer
brieflich ſeine Achtung zu erkennen gab [3]). Außer den
bisher angezeigten Schriften hat man von ihm: *Declara-
tio sententiae de causis mortis Christi.* 1637. 8. *Vin-
diciae pro religionis libertate.* 1637; Eleutheropoli
1650. 8. unter dem Namen Junius Brutus Polonus;
franz. unter dem Titel: *De la tolerance dans la reli-
gion.* Londr. (Amst.) 1769. 12. mit einer Abhandlung
des Baron Holbach *sur l'intolerance*, herausgegeben
von Naigeon. *De spiritu sancto, qui fidelibus datur.*
1650. 8. *Catechesis ecclesiarum polonicarum refor-
mata et redacta primum per Faustum Socinum et
alios, nunc a J. Crellio, Jona Schlichtingio, M.
Ruaro et A. Wossowatio recognita.* Irenopoli, post.
1659; 1684. 8. oft, auch mit der *Ethica* 1681. Eine
teutſche Überſetzung des neuen Teſtaments, gemeinſchaft-
lich mit Joach. Stegmann, Rak. 1630. 8. und Commen-
tare über den Matthäus, die Briefe an die Galater, The-
ſalonicher, Hebräer ꝛc., die von eigener Forſchung zeugen:
Opera exegetica. Irenop. 1656. fol. Alle ſeine Werke

---

1) Von den verſchiedenen Ausgaben dieſes Buches ſ. Sandii
biblioth. Antitrinit. 116. Baumgartens Nachr. von einer Hall.
Bibl. 3. Bd. 213. Stäudlins Geſch. der chriſtl. Moral 686.
Ebend. Geſch. der theol. Wiſſenſch. 1. Bd. 521. 2) Zeltneri
hist. crypto-socinianismi, Altorfinae quondam acad. infesti,
arcana. Lips. 1729. 4. p. 360. Sandius l. c. 96. Baumgarten
a. a. O. 6. Bd. 172. Ebend. Nachr. von merkw. Büchern. 1. Bd.
419. Bock hist. Antitrinit. T. I. P. II. 992. Schröckhs Kirchen-
geſch. ſeit d. Ref. 5. Bd. 583. 3) Schröckh a. a. O. 310.

ſtehen auch im 3. und 4. Bde. der *Biblioth. fratrum Polonorum, quos Unitarios vocant.* Irenop. (Amst.) post annum 1656. Vol. VI. fol. [4]). — Sein Sohn

2) **Chriſtoph**, Prediger bei den Socinianern in Polen, verließ dieſes Reich 1657, weil der König Karl Guſtav von Schweden in demſelben den Meiſter ſpielte und die Einwohner hart bedrängte. Er begab ſich zuerſt nach Kreuzburg im Fürſtenthum Brieg in Schleſien, und als er von da vertrieben wurde, wandte er ſich nach Preußen, war der erſte ſocinianiſche Prediger zu Andreaswalde, und ſtarb auf einer Reiſe nach Polen, 2 Meilen von Krakau, im December 1680. Er ſchrieb eine Diſſertation *de virtute christiana et gentili*, die bei der Ethik ſeines Vaters abgedruckt iſt. Handſchriftlich hinterließ er Briefe über den Zuſtand der Unitarier in England, über ein Colloquium zwiſchen den Socinianern und Katholiken ꝛc. Einer ſeiner Söhne, ebenfalls **Chriſtoph**, eigentlich Chriſtianus, lebte und ſtarb als praktiſcher Arzt in London [5]). Sein Bruder, Chriſtophs Sohn, war:

3) **Samuel**, geb. zu Kreuzburg in Schleſien 1657, beſuchte die Schulen in Raſtenburg und Lick in Preußen, und das arminianiſche Gymnaſium zu Amſterdam, wo Philipp von Limborch und Joh. le Clerc ſich um ſeine wiſſenſchaftliche Ausbildung verdient machten. Nachdem er 10 Monate zu Leiden den akademiſchen Unterricht genoſſen hatte, begab er ſich zu ſeinem Bruder nach London, beſuchte Cambridge und Oxford, und hielt ſich mehre Jahre an verſchiedenen Orten in Holland und Teutſchland, unter andern in Berlin, auf. Seitdem die Socinianer 1660 aus Polen vertrieben worden waren, hatte der Kurfürſt von Brandenburg die Flüchtlinge in ſeine Staten aufgenommen und ihnen bei Frankfurt an der Oder, in dem Ort Neuendorf und dem Städtchen Königswalde, einen ſichern Aufenthalt gegeben. Bei der kleinen Gemeinde daſelbſt, die nur aus 72 Perſonen beſtand, verſah **Crell** mehre Jahre das Amt eines Lehrers und Predigers, allein da ſie zu arm war, um ihm ſeinen nothdürftigen Unterhalt zu verſchaffen, ſo mußte er ſich von ihr trennen. Er hielt ſich ſeit der Zeit öfters in England, dann wieder in Teutſchland, am längſten aber in Holland auf, und lebte von dem geringen Ertrag ſeiner literariſchen Arbeiten und der Unterſtützung ſeiner Freunde, zwar in beſchränkten Umſtänden, aber nicht in Dürftigkeit. Einige Jahre vor ſeinem Tode kam er mit dem Grafen von Zinzendorf und den Herrnhutern in Verbindung, und ſie rühmten ſich, ihn in Anſehung der Lehre von der Genugthuung auf andere Gedanken gebracht zu haben; ja er ſoll ſogar nicht abgeneigt geweſen ſeyn, nach Herrnhut zu ziehen. Davon abgehalten, habe er den Brüdern vor ſeinem Ende für alle ihre bewieſene Treue herzlich danken laſſen, und ſey, nach unaufhörlichem Flehen zu dem theuern Gotteslamm, mit den Worten aus der Welt gegangen: Da komt ein armer Sünder her, der gern fürs Lösgeld ſelig wär [6]). Andere, glaubwürdigere Nachrichten bezweifeln dieſe Behauptungen [7]); gewiß iſt es, daß Crell den 12. Mai 1747 zu Amſterdam ſtarb. Unter den Socinianern ſeiner Zeit war er der angeſehenſte und gelehrteſte, und viele berühmte Männer ſtanden mit ihm in freundſchaftlichem Verkehr: Locke, Cudworth, Shaftesbury, Newton und Garbe in England, Bayle in Holland und la Croze in Berlin, ohne deswegen ſeinen Meinungen zu huldigen. Da es ihm bei viel Gelehrſamkeit, Lebhaftigkeit des Geiſtes und Erfindungskraft an einer penetrirenden, ſcharfen Beurtheilung fehlte, ſo gerieth er auf ſonderbare Hypotheſen, und fand in willkürlichen und geſuchten Deutungen der Schrift und der Kirchenväter Beweiſe für ſeine Meinungen. Im Weſentlichen war ſein Syſtem ſocinianiſch, da er ihm aber mehre eigenthümliche Beſtimmungen gab, ſo wollte er kein Socinianer heißen, ſondern nante ſich auf mehren ſeiner Schriften Artemonius, nach einem Beſtreiter der Gottheit Chriſti im 2. Jahrhundert [8]). Mit Verwerfung der eigenthümlichen Lehren des Fauſtus Socinus, eines platoniſchen Logos, und der arianiſchen, beſonders aber der die Anbetung des Sohnes beſtreitenden, beharrte er bei der Lehre von einem Gott dem Vater, als auch bei der von Chriſti Erhabenheit über alle Propheten und ſeiner Theilnahme an Gottes Herrſchaft, ſo weit es möglich ſey, und der Verſöhnungslehre, wie ſie von den Arminianern gelehrt wurde. Nur die Worte Satisfaction und Verdienſt waren ihm theils als unbibliſch, ſo wie alle kirchliche Kunſtwörter, theils auch deswegen anſtößig, weil er meinte, daß ſie der Güte und Weisheit Gottes, welche ſeinen Tod veranſtaltet habe, nachtheilig wären. Der Tod Jeſu ſey nur die Bedingung geweſen, unter welcher die Menſchen von dem ewigen Tode befreit werden ſollten, nicht aber der Beweggrund, die Menſchen von demſelben zu befreien. Das meiſte Aufſehen unter ſeinen Schriften machten die beiden folgenden: *Cogitationum novarum de primo et secundo Adamo, sive de ratione salutis per illum amissae per hunc recuperatae compendium.* Amst. 1700. 8. und: *Initium evangelii S. Joannis apostoli ex antiquitate ecclesiastica restitutum indidemque nova ratione illustratum, per L. M. Artemonium. s. l.* 1726. 8. Widerlegungen erſchienen von Pfaff, Weismann, Bengel, Mosheim, Buddeus, Baratier u. A. Außer dieſen beiden Schriften hat man von ihm: *Duae considerationes vocum, terminorum et phrasium, quae in doctrina Trinitatis a theologis usurpantur.* Amst. 1684. 8. *Fides primorum Christianorum ex Barnaba, Herma et Clemente romano demonstrata, defensioni fidei Nicenae G. Bulli opposita.* Lond. 1697. 8. (unter dem Namen *Lucas Mel-*

4) Joach. Pastorii (ab Hirtenberg) vita J. Crellii vor deſſen Opp. in der bibl. fr. Pol. T. III. auch bei der Ethic. Aristot. J. F. Meyeri diss. de J. Crellio. Bock l. c. T. I. P. I. 116—158. König bibl. vet et nov. voc. Baillet Jugem. T. VI. 117. Crenii animadv. philol. P. V. 262. Fabricii hist. bibl. P. II. 74. P. VI. 379. Clement bibl. cur. T. VII. 324. Rich. Simon hist. crit. du V. T. 846. Walchs Religionsſtreit. 4. Th. 598.

5) Bock l. c. T. I. P. I. 158. Erharts Presbyteriale des evangel. Schleſiens. 2. Th. 469.

6) Alethophilus Tacitus (Richters) Gedanken über die vielen, die herrnhutiſchen Brüder betreffenden Schriften. 1749. 8. Cranz Brüderhiſtorie 259. und Spangenbergs Leben des Grafen Zinzendorf 946.

7) Bock hist. Antitrinitar. T. I. P. I. 168. Stoſch Fortſetz. der Jablonskiſchen Kirchenhiſt. 3. Th. 424.

8) Kapp diss. de hist. Artemonis et Artemonitarum. Lips. 1737. 4.

lierus, anagrammatiſch *Samuel Crellius*). *Defensio confessionis fidei Unitariorum impugnatae in berolinensibus actis.* 1720. 8. Kurze und einfältige Unterſuchung, ob und warum die reformirte evangeliſche Kirche die alſo genanten Socinianer mit gutem Gewiſſen dulden, oder auch in ihre Gemeinſchaft aufnehmen könne und ſolle. o. O. 1700. 4. Kurzer Unterricht in der chriſtl. Religion nach der Lehre der Unitariorum. (Hamb.) 1717. 8.; vorher von andern Unitariern in Preußen in polniſcher Sprache geſchrieben und zu Amſterdam gedruckt, von Crell mit Zuſätzen verteutſcht, weswegen er von den Geiſtlichen der herrſchenden Kirche mancherlei Verfolgungen erdulden mußte. Mehre Aufſätze und Abhandlungen von ihm, einzeln und in Journalen, z. B. in der *Bibliotheca Bremensi*, in dem von la Roche herausgegebenen *Literary Journal*, in dem haagiſchen *Journal literaire etc.* Der Styl in ſeinen Schriften iſt rauh, verworren und ohne allen Schmuck, und ſowol dies, als der Mangel an Licht und Ordnung, macht das Leſen derſelben unangenehm und erſchwert das Verſtehen [9]). (*Baur.*)

CREPIDULINA, *Blainville* (Mollusca). Eine Gattung einſchaliger Molluſken, meiſt nur im foſſilen Zuſtande vorkommend, auch iſt das Thier derſelben noch nicht bekant. Sie gehört nach Blainville zur Familie Cristacea, der Ordnung Polythalamacea. Die Kennzeichen ſind: die Schale eiförmig, in die Länge gezogen, mit ſehr kleinem Gewinde, die letzte Windung ſehr groß, eiförmig, in ihrer ganzen Ausdehnung faſt gerade; die Mündung ſehr weit, eiförmig, durch eine gleichgeſtaltete Scheidewand geſchloſſen. — Es ſind in dieſer Gattung Montforts Astacolus, Cancris, Periplus enthalten, und bilden in derſelben drei Abtheilungen mit den Typenformen. Cr. Astacolus (*Fichtel* testac. microsc. t. 19. f. g. h. i.) — C. auricula (ib. 2. fg. d. e. f.) — Cr. elongata (*Soldani* testaceol. var. 190. bb. 4. — Orbigny hat dieſe Gattung nebſt Lenticulina, Polystomella und Placentula Blainville's in ſeine Gattung Nonionina gebracht. Vergl. den Art. (*D. Thon.*)

CREQUI, Crequy, Kirchdorf in dem franzöſiſchen Departement Pas-de-Calais, Bezirk von Montreuil, iſt das Stammhaus einer hochberühmten Familie, die in frühern Zeiten auch die benachbarten Orte Torcy, Royon, Hémont, Freſſin, Raimboval, Sains-les-Freſſin, Planques, Awondance, Wambercourt, Lisbourg, ſamt dem Walde von Crequy und dem Gehölze von Freſſin, überhaupt ein wohl zugerundetes Gebiet beſaß. Arnold der Bärtige oder der Alte, der muthmaßliche Ahnherr des Hauſes, fiel 897 im Kampfe für Karl den Einfältigen. Ramelin II., Herr von Crequy und Freſſin, ſtiftete 986 die Abtei Ruiſſeauville, ſüdöſtlich von Crequy, für Mönche Auguſtinerordens. Sein Sohn Balduin erheirathete mit Margaretha, Gräfin von Löwen, die Freiherrſchaft Bierbeeck in Brabant, hinterließ ſolche aber ſeinem jüngern Sohne, Heinrich (deſſen Linie bis um die Mitte des 13ten Jahrhunderts blühte), während der ältere, Burkard, eben derjenige, der in ſeines Bruders Schenkungsbriefe für die Abtei Tongerloo vom 1. Auguſt 1052 vorkömt, die Hauptlinie fortſetzte. Burkards Urenkel, Balduin II., der in erſter Ehe mit einer Clementia, in anderer Ehe mit Alix von St. Omer verheirathet geweſen, wurde der Großvater von Philipp und Balduin. Letzterer, der 1241 als Eigenthümer von Torcy und Royon vorkömt, bildete die Nebenlinie in Royon, deren letzter Sprößling, Eduard (Oudart) von Crequy, Herr auf Royon und Waubercourt, im J. 1465 bei Montlhéry kämpfte und ſtarb. Philipp, der mit Alix oder Ida von Pecquigny verheirathet, ſtarb 1255. Sein jüngſter Sohn, Ingelram von Crequy, Kanonikus zu St. Walpurgis in Furnes, wurde im J. 1275 oder 1276 zum Biſchof von Cambray erwählt, reſignirte um 1292, wurde 1306 Biſchof von Therouanne und ſtarb 1326. Hugo, Philipps zweiter Sohn, erhielt in der brüderlichen Theilung vom Januar 1256 die Herrſchaften Annebroc und Planques mit den Hölzungen von Marquais-à-l'eau, die einen Theil des Waldes von Crequy ausmachen, ſpäter auch die Herrſchaft Raimboval, und wurde der Stammvater der Linien in Raimboval (ſie iſt zu Anfang des 17. Jahrhunderts erloſchen), in Rouverel, Langies, Saucourt, Frohans und Tillencourt. Philipps älteſter Sohn, Balduin IV., Herr von Crequy, Freſſin und Beaurain, war mit Alis, Frau von Heilly und Rumilly, verheirathet und Vater dreier Söhne, von denen der mittlere, Philipp auf Heilly, Namen und Wappen derer von Heilly annahm, und der Stammvater des neuen Geſchlechts Heilly wurde, aus welchem vornehmlich Jakob III. von Heilly, gewöhnlich der Marſchall von Guyenne genant, zu merken. Jakob III. war 1409 einer der vornehmſten Anführer des Heeres, welches der Herzog von Burgund zu Gunſten des Biſchofs Johann von Baiern gegen die aufrühriſchen Lütticher ausſendete, wurde 1411 von König Karl VI. nach Poitou geſchickt, um des Herzogs von Berry Feſtungen wegzunehmen, was ihm auch mit Poitiers, Niort, Chiſay glückte, und verrichtete 1412 bei der Belagerung von Bourges, ſtatt des von Boucicault, die Dienſte eines Marſchalls von Frankreich. Im J. 1413 wurde er als des Königs Generallieutenant nach Guyenne geſchickt; er konte jedoch, weil ihn die größten Barone des Landes, der Graf von Armagnac und der von Albret, wegen ſeiner Verbindungen mit dem Herzoge von Burgund tödtlich haßten, nur wenig gegen die Engländer ausrichten, und wurde endlich gar in einem Ausfalle der Beſatzung von Soubiſe ihr Gefangener. Er entwiſchte jedoch, wie es ſcheint, wenigſtens wurde er, nachdem er in der Schlacht bei Azincourt nochmals in Ge-

9) Götters jeztleb. gel. Europa. 3. Th. 277—304. Zuſätze dazu u. Verbeſſ. aus Crells eigener Feder, in Strodtmanns neuem gel. Europa. 1. Th. 200—227. Schmerſahls Nachr. v. jüngſtverſt. Gel. 1. Th. 35. Moshemi diss. de raptu Christi in coelum, quem Sociniani fingunt, contra S. Crellium seu L. M. Artemonium. Helmst. 1729. 4. und in deſſen Syntag. diss. ad sanct. disc. pertin. enthält eine Prüfung der Crelliſchen Schrift über den Anfang des Ev. Johannis, und Crells ausführliche Biogr. aus handſchriftlichen Nachrichten S. 333—403. Chaufepié Dict. T. II. p. 88. Walchs Religionsſtreit. 4. Bd. 616. Von ſeinen Schriften Deſſ. bibl. theol. T. I. 914. und Bocks Hist. Antitrinit. T. I. P. I. 168—203. Schröckh a. a. O. 9. Th. 456—460. v. Einem Kirchengeſch. d. 18. Jahrh. 2. Aufl. 2. Bd. 698—701. Schlegels Kirchengeſch. d. 18. Jahrh. 2. Th. 985—990. Fuhrmanns Handwörterb. d. Kirchengeſch. 2. Bd.

Digitized by Google

fangenſchaft gerathen, von den Engländern als wortbrüchiger Ausreißer behandelt und niedergeſtoßen. Mit ihm erloſch das neuere Haus Heilly, denn ſein Neffe, Johann III., war bereits 1413 vor Soubiſe umgekommen.

Balduin IV., älteſter Sohn Johann I., ſuccedirte dem Vater in Crequy und den übrigen Stammgütern. Sein Sohn, Johann II. von Crequy, der in dem Treffen bei St. Omer 1340 mit 5 Rittern und 32 Edelknechten ſeines Gefolges gefochten hatte, erheirathete mit Johanna von Pecquigny die Herrſchaft Canaples, unweit Doullens, und blieb 1348 in dem vergeblichen Unternehmen auf Calais. Johanns II. Urenkel, Johann V., Herr von Crequy, Freſſin, Canaples und Moltens, war Philipps des Gütigen Rath und erſter Kämmerer, leiſtete ihm auch in ſeinen Kriegen erſprießliche Dienſte, daher er gleich bei der Errichtung des Ordens des goldenen Vließes unter die Zahl der Ritter aufgenommen wurde. Im J. 1457 erkaufte er die Herrſchaft Pont-de-Remy, gewöhnlich Pontdormy genant, unweit Abbeville; im J. 1461 überbrachte er in großer Pracht dem Könige von Aragonien den Orden des goldenen Vließes; im J. 1464 ging er als Geſandter an den Hof Ludwigs XI. Er ſtarb im J. 1474, von ſeiner zweiten Gemahlin, Louiſe von la Tour-d'Auvergne, neun Kinder hinterlaſſend. Der dritte Sohn, Franz auf Dourier, Guerieu und Gueans, Statthalter und Seneſchall der Landſchaft Boulonais, ſtiftete 1480 zu Dourier an der Authie ein kleines Collegiatſtift und lebte in kinderloſer Ehe mit Margaretha Blondel. Der älteſte Sohn, Johann VI., war in erſter Ehe mit Franciska von Rubempré, Frau auf Bernieulles, bei Hesdin und Blequin, unweit St. Omer (verm. 1478), in anderer Ehe mit Maria von Amboiſe auf Ricey bei Bar-ſur-Seine († 1519), verheirathet. Der einzige Sohn dieſer zweiten Ehe, Georg von Crequy, beſaß Ricey und Bagneux, war mit Johanna von Humières verheirathet und durch ſie der Stammvater der Nebenlinie in Ricey, die jedoch mit ſeinem Urenkel, Urban von Crequy, der nach dem J. 1617 im Zweikampfe blieb, erloſchen iſt. Von Johanns VI. Kindern erſter Ehe ſind nur Johann VII., Anton und Philipp zu bemerken. Philipp, mit dem Zunamen der Weiſe, wurde mit den Baronien Bernieulles, Blequin und Wicquinhem abgefunden, vertheidigte als Gouverneur, Hauptmann und Amtmann von Therouanne im J. 1537 dieſe wichtige Grenzfeſtung mit Muth und Glück und ſtarb 1566. Von dem jüngern ſeiner Enkel, von Claudius, ſtamt die Seitenlinie in Hemont, oder der Marquis von Crequy und Hemont, die noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts blühete, ab, während die ältere Linie in Bernieulles, von einem andern Enkel Philipps des Weiſen, von Claudius II. abſtammend, bereits im J. 1702 mit Alexander, Grafen von Crequy-Bernieulles und Clery auf Combon und Champ-de-bataille, erloſchen war. Anton, Johanns VI. mittlerer Sohn, auf Pontdormy, erwarb ſich durch ſeine Unerſchrockenheit in 100 Gefechten den Beinamen der Kühne. In dem Treffen bei Bicocca führte er die Reſerve, und er bewahrte das geſchlagene Heer vor gänzlicher Vernichtung, indem er mit wenigen Cüraſſieren ein ſtarkes feindliches Corps, dem Proſper Colonna die Verfolgung aufgetragen hatte, in ſeine Verſchanzungen zurückwarf. Nach dem Verluſte der Schlacht war Cremona zunächſt bedroht, zumal da Beſatzung und Commandant gleich unzureichend; ohne zu überlegen, trat Pontdormy mit ſeiner Compagnie und einigen Freiwilligen den Marſch dahin mitten durch die feindlichen Quartiere an, und es gelang ihm, die Stadt zu erreichen, den Muth ihrer Vertheidiger neuerdings zu beleben und ſie bis zur Ankunft des eigentlichen Commandanten, des Marſchalls von Foix, zu erhalten. In dem folgenden Jahre, 1523, ſtand er an der niederländiſchen Grenze, wo er, beſonders während der Belagerung von Hesdin, die Belagerer, die Engländer, durch unaufhörliche Überfälle beunruhigte. Ihn dafür zu züchtigen, wollten ſie ſeines Bruders Eigenthum, das benachbarte Schloß Bernieulles, einäſchern; Pontdormy wurde noch zu rechter Zeit davon benachrichtigt, machte ſich ſogleich mit ſeiner Compagnie auf den Weg, dieſe häusliche Angelegenheit, wie er es nante, abzumachen, erreichte den zwei Mal ſtärkern Feind und vernichtete das ganze Detachement. Als im Spätſommer des nämlichen Jahres Englands geſamte Streitmacht auf dem Kriegsſchauplatze erſchien und alles vor ſich her trieb, warf ſich Pontdormy mit 150 Lanzen und 1500 Fußgängern in das ſchlecht verwahrte Bray-ſur-Somme, in der Meinung, der Feinde Marſch durch Zerſtörung der daſigen Brücke aufzuhalten. Er wurde aber ſo lebhaft verfolgt, daß die Brücke unverſehrt bleiben mußte, und ſein Fußvolk war umringt und verloren, hätte er nicht mit wenigen Lanzen gegen alle Angriffe der Engländer die Auffahrt zu einem Damme behauptet, bis mittelſt deſſelben auch der letzte Mann in Corbie geborgen war. Unaufhaltſam drangen jetzt die Feinde auf der pariſer Straße vor, die nur mehr durch das einzige Montdidier vertheidigt war, und in eben dieſem Montdidier lag nur eine geringe Beſatzung ohne Anführer. Pontdormy wußte auch hier zu helfen. In der nächſten Nacht brach er mit einer kleinen Schar, aus Reuterei und Fußvolk zuſammengeſetzt, von Corbie auf, und er erreichte Montdidier, ohne von dem Feinde bemerkt zu werden. Nachdem er eine hinreichende Beſatzung unter einem geſuchten Führer zurückgelaſſen, trat er mit nur 160 Lanzen den Rückweg an. Er war nicht weit gekommen, als ſich ihm eine Abtheilung von 500 Reutern entgegenſtellte; er brach in ſie ein und ſprengte ſie aus einander. Dicht hinter den Flüchtlingen zeigte ſich aber ein zweites Corps von 2000 Reutern, welches zu erwarten Thorheit geweſen ſeyn würde. Pontdormy zog ſich alſo zurück, ſtellte ſich aber an die Spitze des Nachtrabes, mit dem er vielfache Angriffe abſchlug und glücklich entkam, obgleich ſein Pferd getödtet und er ſelbſt nur durch die großmüthige Aufopferung ſeines Bruders Bernieulles und ſeines Neffen Canaples, die beide in Gefangenſchaft geriethen, gerettet wurde (1523). Er blieb, nachdem er noch oft genug die niederländiſchen Grenzen beunruhigt und beſonders 1525 den wichtigen Poſten von Neufoſſée bei St. Omer eingenommen, und ein ſtarkes, aus den Beſatzungen von Aire, Bethune und Lillers zuſammengeſetztes Armeecorps auf das Haupt geſchlagen, gelegentlich eines Anſchlags der Kaiſerlichen auf das Schloß von Hesdin. Sie wollten ſich hiezu eines ihrer Gefange-

Digitized by Google

nen bedienen, wurden aber von ihm verrathen: Pontdormy, von allem genau unterrichtet, fand nichts bequemer, als die Feinde, wenn ſie das äußerſte Thor, welches ihnen überliefert werden ſollte, zurückgelegt haben würden, in die Luft zu ſprengen, und traf zu dem Ende die nöthigen Anſtalten. Alles ging nach Wunſche, die Kaiſerlichen wurden eingelaſſen, ein Fallgatter ſchloß ſich hinter ihnen, aber dem Conſtabler, der das Feuerwerk anzünden ſollte, entfuhr ein Schwärmer, um an dem Fenſter, an welchem Pontdormy ſeinen Standpunkt gewählt hatte, zu platzen. Er hatte eben geſprochen oder Athem genommen, das Feuer drang ihm in den Mund und verbrante ſeine Eingeweide auf das Schrecklichſte, daß er am dritten Tage ſterben mußte (1525). Er hinterließ aus ſeiner Ehe mit Johanna von Saveuſe eine Tochter, Anna, die ſich ſpäterhin mit dem als Krieger, Statsmann und Schriftſteller gleich berühmten Wilhelm du Bellay verheirathete. — Antons älteſter Bruder, Johann VII., der Reiche, Herr von Crequy, Freſſin, Canaples und Dourier, war Gouverneur von Montreuil und Hauptmann über 50 Lanzen, und erheirathete mit Joſſina von Soiſſons die Herrſchaft Moreuil bei Montdidier, das Fürſtenthum Poix, wozu 12 Kirchſpiele und 9 Lehen gehörten, zwiſchen Aumale und Conty, die Herrſchaften Mareuil, Dompmart, Bernardville, Longroy, Preure, Verneuil, Beauval u. ſ. w. Von ſeinen ſechs Söhnen ward der zweite, Franz, Abt von Selincourt, zum Biſchof von Therouanne erwählt, er regirte aber kaum ein Jahr und ſtarb 1552. Der dritte, Ludwig, Malteſerritter, Comthur von Haute-Avesne und ſpäter von Codrieu, Herr von Pierrepont und Planques, theilte mit ſeinen Brüdern am 13. Mai 1545, überlebte ſie ſämtlich, wie auch ſeine Neffen und komt noch 1579 vor. Der vierte Sohn, Anton, Abt von Valoire, folgte ſeinem Bruder als Biſchof von Therouanne, hatte aber kaum Zeit, ſeine Bullen zu empfangen, denn Therouanne wurde 1553 von Karls V. Truppen eingenommen und zerſtört. Der fünfte Sohn, Karl, mußte der Mutter Namen und Wapen annehmen, wogegen ſie ihm die Herrſchaften Moreuil und Beauval zuwendete. Er beerbte auch im J. 1545 ſeine Muhme, Anna von Crequy, Frau auf Cagny und Langey, des tapfern Pontdormy Tochter, und war Hauptmann über 50 Lanzen, hinterließ aber keine Kinder aus ſeiner Ehe mit Magdalena Picart, ſo wenig als der ſechſte und jüngſte Sohn, Franz von Crequy, Obriſt in der Legion von Picardie, der mit Johanna von Clery verheirathet geweſen und die Herrſchaften Dourier, Flechin und Moliens beſeſſen hatte. Johanns VII. älteſter Sohn, Johann VIII., der bei des Vaters Lebzeiten nur den Titel eines Barons von Canaples geführt und denſelben durch mehre tapfere Thaten, an ſeines Oheims Pontdormy Seite vollführt, berühmt gemacht hatte, erhielt 1527 das Commando über die 100 Edelleute des königlichen Hauſes, führte auch bei verſchiedenen Gelegenheiten die franzöſiſchen und ſchottiſchen Garden. Außer Crequy, Freſſin, Canaples, Poix, Pontdormy beſaß er durch königliche Schenkung, doch nur für ſeine Lebtage, die Grafſchaft Mantes und Meulan. Er ſtarb, ziemlich jung, im J. 1555; ſeine Gemahlin, Maria von Acigné, die Erbin von Boisjoli in Bretagne, im J. 1558. Sein älteſter Sohn, Johann IX., Herr von Crequy, Prinz von Poix, Herr von Canaples und Mareuil, diente, nur 17 Jahre alt, namentlich als Cornett von des Herzogs von Guiſe Compagnie in der Belagerung von Metz, erhielt bald darauf eine eigene Compagnie von 50 Lanzen, wurde in dem Gefechte bei Doullens 1553 von den Kaiſerlichen gefangen und in der Schlacht bei St. Quentin getödtet. Er hatte ſich eben mit Henriette von Savoyen, des Grafen Honorat von Tende Tochter, die zuletzt den Herzog von Mayenne heirathete, verlobt. Sein Bruder, Anton, Biſchof von Nantes und Abt von St. Julien zu Tours, wurde 1561, durch Tauſch mit dem Cardinal von Pellevé, Biſchof von Amiens, und am 11. März 1565 Cardinal unter dem Titel von St. Tryphon. Er war auch Kanzler des St. Michaelordens, Abt von Valoire und Selincourt, beerbte ſeine Brüder, denn auch der jüngſte, Ludwig, Herr von Pontdormy, wurde in der Schlacht bei St. Quentin getödtet und ſtarb den 5. Juni 1574, nachdem er alle die großen Güter ſeines Hauſes dem Sohne ſeiner Schweſter Maria (verm. 1543 mit Gilbert von Blanchefort, geſt. 24. Decbr. 1610), dem Anton von Blanchefort zugewendet und ihn zugleich, mit des Königs Genehmigung, in den Namen und Wapen derer von Crequy ſubſtituirt hatte.

Die von Blanchefort entlehnen ihren Namen von dem Schloſſe Blanchefort, unweit Uzerche in Limoſin. Raymund von Blanchefort lebte 1154 und 1200. Guido von Blanchefort, Johanniterritter und Comthur zu Mortarols, komt 1496 als Großprior von Auvergne vor, übte unter ſeinem Oheim, dem Großmeiſter Aubuſſon, beinahe unbeſchränkten Einfluß auf den ganzen Orden, daher auch der unglückliche Flüchtling, der türkiſche Prinz Zem, lange unter ſeiner Aufſicht ſtand, wurde nach des von Amboiſe Tode zum Großmeiſter erwählt, ſtarb aber den 24. Novbr. 1513, indem er auf der Reiſe nach Rhodus begriffen. Gilbert von Blanchefort, der Maria von Crequy Gemahl, beſaß St. Janvrin, St. Severe, Targé und Mirebeau, wozu ſein einziger Sohn, Anton von Crequy, noch alle die reichen Güter ſeines mütterlichen Oheims fügte. Anton vermählte ſich durch Vertrag vom 19. Novbr. 1572 mit Chriſtiana von Aguerre, die nach ſeinem Tode mit Franz Ludwig von Agoult, Grafen von Sault, eine zweite Ehe einging, auch dieſen überlebte und als reiche Witwe, denn der von Agoult hatte ihr ſein ganzes Vermögen zugewendet, Jahre lang durch ihre Ränke die Provence beunruhigte. Als ſie aber ihren Fehler wieder gut machen und die Piemonteſer, die ſie in das Land eingeführt, wieder austreiben wollte, ließ der Herzog von Savoyen ſie, ſamt ihrem Sohne, Karl von Crequy, verhaften. Dieſer entkam jedoch als Page, und ſie als Schweizer verkleidet, und ſie beſchloß ihr unruhiges Leben im J. 1611, nachdem ſie durch Teſtament vom 13. April 1609 ihre Güter, und beſonders die ungemein wichtige Grafſchaft Sault, zum Nachtheile ihrer Tochter, Johanna von Agoult, ihrem Sohne erſter Ehe, dem von Crequy, gegeben. Karl I., Herr von Crequy und Canaples, Prinz von Poix, Herzog von Lesdiguieres [1]), Graf

1) Durch Erbſchaft von ſeinem Schwiegervater und durch eine

Digitized by Google

von Sault, Vicomte von Doullens, Baron von la Tour-Daiguen, Châteauregard, Carrou, Gonnault; diente zuerſt bei der Belagerung von Laon im J. 1594, in den folgenden Jahren aber, nachdem er ſich den 24. März 1595 mit des berühmten Lesdiguieres einziger Tochter erſter Ehe, mit Magdalena von Bonne, verheirathet, mehrentheils in Dauphiné und Savoyen, wo er ſich durch manche kühne That auszeichnete; doch 1598, als er zum Entſatze von Aiguebelle herbeieilte, von den Savoyarden geſchlagen und gefangen wurde. Der Frieden von Vervins löſete ſeine Bande, er mußte ſich aber, als er kaum in Freiheit geſetzt worden, mit Philippin von Savoyen, einem natürlichen Bruder des Herzogs, den er durch einige loſe Reden beleidigt hatte, ſchlagen. Philippin wurde beſiegt und genöthigt, um Gnade zu bitten, erſchien aber bald, weil der Herzog ihm, bis dahin er dieſe letzte Schmach getilgt haben würde, den Hof verbieten ließ, auch die Frauen ſeiner ſpotteten, neuerdings auf dem Kampfplatze, ſchlug ſich wie ein Raſender, erlag aber den Streichen ſeines Gegners, der einer der geübteſten Fechter (1599). In dem neuen Kriege mit Savoyen, 1600, nahm Crequy die wichtige Stadt Montmélian, in der er, nach dem Falle der Citadelle, als Gouverneur angeſtellt wurde; 1601 begleitete er den Marſchall von Biron in ſeiner Geſandtſchaftsreiſe nach England, und 1604 erkaufte er von Crillon um 30,000 Thaler die Stelle eines Meſtre-de-Camp in dem Garderegiment; der König wollte ihn nämlich dem Obriſten dieſes Regiments, dem herriſchen Epernon, entgegenſtellen. Im Octbr. 1609 verheirathete er ſeine älteſte Tochter, Franciſca von Crequy, mit dem Marquis von Rosny, Maximilian II. von Bethune, und konte die enge Verbindung mit dem großen Sully, welche durch dieſe übrigens nicht glückliche Ehe herbeigeführt wurde, nicht anders, als höchſt vortheilhaft für ihn ſeyn. Es ſcheint jedoch, daß Crequy ſich in dieſer ganzen Periode mehr mit Vergnügungen, beſonders mit dem Würfelſpiele, welches ihn unermeßliche Summen koſtete, befaßte, als mit Geſchäften. Unter der folgenden Regirung ſtritt er mit Auszeichnung in dem Gefechte bei der Brücke von Cé, 1620, gleichwie in den Kriegen mit den Reformirten, wofür er am 27. Decbr. 1621 den Marſchallsſtab empfing. Im J. 1625 diente er in Piemont gegen die Spanier; Aſti und Verua wurden durch ſeine treffliche Vertheidigung gerettet, und der Herzog von Feria erlitt auf dem Rückzuge von Verua eine nicht unbedeutende Niederlage. Im J. 1630 befehligte er unter des Cardinals von Richelieu oberſter Leitung die Armee, die Pignerol wegnehmen mußte, worauf er mit einem fliegenden Corps ganz Maurienne zur Unterwürfigkeit brachte. Im J. 1632 ernante der König ihn zu ſeinem erſten Kammerherrn, 1633 aber zu ſeinem außerordentlichen Geſandten an dem römiſchen Hofe, um dem Papſte Urban VIII. die Obedienz zu leiſten. Er zeigte ſich bei dieſer Gelegenheit, gleichwie in einer im folgenden Jahre in Venedig verrichteten Geſandſchaft, in der größten Pracht. Im J. 1635 befehligte er die Armee, die dem Herzoge von Savoyen zu Hilfe geſchickt worden; er gerieth aber bald in Uneinigkeit mit dem Herzoge, dem er als dem Generaliſſimus der combinirten Armee gehorchen ſollte, und die anfangs errungenen Vortheile wurden nur zu ſehr durch das Misgeſchick vor Valenza, mit deſſen vergeblicher Belagerung man 50 Tage verloren hatte, aufgewogen. Dagegen ſiegte Crequy am 23. Juni 1636 bei Tornavente über ein Corps Spanier, welches den Übergang über den Ticino ſtreitig machen wollte, und bei Montalban am 8. Septbr. 1637, gemeinſchaftlich mit dem Herzoge von Savoyen, über die geſamte Kriegsmacht des mailändiſchen Stats. Eine Kanonenkugel machte ſeinem Leben ein Ende, als er am 17. März 1638 das von den Spaniern belagerte Brema entſetzen wollte und im voraus ihre Werke in Augenſchein nahm; ſein Leichnam ruhet in der Schloßkapelle zu Lesdiguieres [2]). Von ſeiner erſten Gemahlin (die andere, Franciſca von Bonne, ebenfalls eine Tochter des Connétable von Lesdiguieres, aus ſeiner zweiten Ehe, mit Maria von Vignon, blieb kinderlos) hinterließ er, außer der Tochter Franciſca, noch eine andere Tochter, Magdalena von Crequy, die ſich, laut Heirathsbriefs vom 11. Juli 1617, mit dem Herzoge Nicolaus von Neufville-Villeroy (weshalb auch, ein Jahrhundert ſpäter, die Villeroy die mehrſten Güter des Hauſes Crequy erbten) verehelichte, dann zwei Söhne, von denen der jüngere, Karl, die Linie in Canaples pflanzte, von der unten. Der ältere, Franz von Bonne, Crequy, Agoult, Veſc, Montlaur und Montauban, Herzog von Lesdiguieres, Graf von Sault, Marquis von Ragny, des heil. Geiſtordens Ritter und Gouverneur von Dauphiné, mußte zufolge großväterlichen Teſtaments derer von Bonne Namen und Wapen annehmen und ſtarb, 77 Jahre alt, den 1. Jannar 1677, von ſeiner zweiten Gemahlin (die erſte, Catharina von Bonne, die jüngere Tochter des Connétable von Lesdiguieres und der Maria Vignon, vermählt durch Heirathsbrief vom 10. Frbruar 1619, ſtarb kinderlos im J. 1621), Anna von la Magdelaine, Marquiſin von Ragny bei Avalon in Burgund, zwei Söhne hinterlaſſend. Der jüngere, Karl Nicolaus von Crequy, Marquis von Ragny, Obriſter bei der Cavalerie und königlicher Generallieutenant in Dauphiné, ſtarb unvermählt in der Armee Turenne's den 28. Novbr. 1674; der ältere, Franz Emanuel von Bonne, Herzog von Lesdiguieres, Gouverneur von Dauphiné, den 3. Mai 1681. Er hatte ſich am 12. Mai 1675 mit Paula Margaretha Franciſca von Gondy, Herzogin von Retz, Gräfin von Joigny, Marquiſin von la Garnache, Frau auf Mortagne und la Hardouinaye († 21. Januar 1716) verheirathet und hinterließ einen Sohn, Johann Franz Paul von Bonne, Herzog von Lesdiguieres, Grafen von Sault, geb. 3. Octbr. 1678, der als Brigadier und Obriſter des Regiments von Sault bei der Armee von Italien diente, und zu Modena am 6. Octbr. 1703 verſtarb, ohne Kinder aus ſeiner Ehe mit Louiſe Bernhardine von Durfort, verm. 17. Januar 1696, zu hinterlaſ-

---

ganz beſondere Gnade des Königs, indem ihm gleich bei Errichtung des Herzogthums Lesdiguieres, im Mai 1611, die Nachfolge in demſelben zugeſichert wurde.

2) Vergl. Chorier histoire de la vie de Charles de Crequy de Blanchefort. Grenoble 1695. 2 vol. 12.

ſen. Er hatte ſeiner Mutter alles dasjenige, worüber er verfügen konte, vermacht; ſie ſelbſt wurde von den Neufville-Villeroy beerbt.

Karls I., des Herzogs von Lesdiguieres jüngerer Sohn, auch Karl genant, beſaß die Stammgüter des Hauſes Crequy, Crequy ſelbſt, Canaples und Poix, war Meſtre-de-camp bei der Garde-françoiſe und ſtarb den 15. Mai 1630 an den Folgen einer Wunde, die er in der Belagerung von Chambery empfangen. Seine Gemahlin, Anna de Beauvoir du Roure, hatte ihm fünf Kinder geboren, von denen doch nur Karl, Alfons und Franz, letzterer als der Ahnherr der Marquis von Crequy, zu merken. Der erſtgeborne, Karl III., Herzog von Crequy, Prinz von Poix, Ritter der königlichen Orden, erſter Kammerherr, ließ im Junius 1652 das Fürſtenthum Poix, unter dem Namen Crequy, zu einem Herzogthum und Pairie erheben, wurde im J. 1675 Gouverneur der Stadt Paris, war auch im J. 1662 außerordentlicher Geſandter an dem päpſtlichen Hofe, und eine Beleidigung, die er am 20. Aug. n. J. von der corſicaniſchen Leibwache des Papſtes empfangen, gab Ludwig XIV. Gelegenheit, auch in Rom ſeinen ganzen Übermuth an Tag zu legen. Karl III., zuletzt nur mit den Freuden der Tafel und dem unſinnigſten Spiele beſchäftigt, ſtarb den 13. Februar 1687, von ſeiner Gemahlin, Anna Armanda de St. Gelais de Lanſac, eine Tochter, Margaretha von Crequy, hinterlaſſend. Margaretha war Palaſtdame der Königin, vermählte ſich den 3. April 1675 mit Karl Belgicus von la Tremouille, Herzog von Thouars, und ſtarb den 12. Auguſt 1707. Crequy und Poix kamen mit der Hand ihrer Tochter, Maria Armanda Victoria von la Tremouille, an den Herzog Emanuel Theodoſius von Bouillon. Alfons, des Herzogs von Crequy Bruder, beſaß urſprünglich nur die Grafſchaft Canaples, wurde aber durch ſeines Vetters, des Herzogs Johann Franz Paul von Lesdiguieres, Tod Herzog von Lesdiguieres, worauf er als Pair von Frankreich am 11. Februar 1704 ſeinen Sitz im Parlamente nahm, verheirathete ſich am 12. Sept. 1702 mit Gabriele Victoria von Rochechouart und ſtarb, 85 Jahre alt, ohne Kinder, als der letzte Crequy-Blanchefort, den 5. Auguſt 1711. Franz, Karls II. jüngſter Sohn, hieß anfangs nur der Marquis von Crequy, ſpäter aber Marquis von Marines (bei Pontoiſe), widmete ſich den Waffen und diente zuerſt bei der Belagerung von Arras, 1640. Er wurde Generallieutenant im J. 1655, und General der Galeeren von Frankreich im J. 1661; verlebte einige Zeit im Exil, wurde aber 1667 zurückgerufen, um an der Spitze eines Armeecorps die Belagerung von Lille zu decken. Am 31. Auguſt n. Jahres ſchlug er an dem Kanal von Brügge den General von Marſin und den Prinzen von Ligne, die den Entſatz verſuchen wollten. Marſchall von Frankreich ſeit dem 8. Juli 1668, wurde er im J. 1670 beordert, an der Spitze von 18,000 Mann Lothringen wegzunehmen. Mirecourt und Pont-à-mouſſon ließ er ſogleich ihrer Feſtungswerke berauben; Epinal ergab ſich nach ſechstägiger, Chaté nach achttägiger Belagerung, Longwi ohne allen Widerſtand; die Eroberung des Landes war hiemit vollendet. Im J. 1672 ſollte Crequy unter Turenne als Generallieutenant dienen; er weigerte ſich deſſen, wurde exilirt, bald wieder zurückgerufen und in den J. 1673 und 1674 in Holland und den Niederlanden beſchäftigt. Im Mai 1675 nahm er Dinant und verſchiedene Schlöſſer in dem Luxenburgiſchen, als er aber im Auguſt das von den Alliirten belagerte Trier entſetzen wollte, und der mit dem Commandanten verabredete Ausfall, weil dieſer im Momente des Auszugs den Hals gebrochen hatte, unterblieb, erlitt er bei Conz, an der Mündung der Saar, eine vollſtändige Niederlage (11. Auguſt 1675), die in Frankreich um ſo ſchmerzlicher empfunden wurde, weil ſie ſeit dem Überfalle bei Duttlingen, 1643, das erſte Ereigniß dieſer Art. Auch verſuchte Crequy, der Spott und Tadel [3] mehr fürchtete, als den Tod, alles Mögliche, ſeinen Fehler wieder gut zu machen. Er war nach Saarburg entkommen, kehrte aber ſogleich zurück, täuſchte durch eine Verkleidung der Belagerer Aufmerkſamkeit und erreichte Trier mit dem Entſchluſſe, ſich unter den Ruinen der Stadt begraben zu laſſen. Beinahe vier Wochen hatte er ſie vertheidigt, da empörte ſich die Beſatzung, die ſeine Verzweiflung nicht theilte, und ſich durch ſeine Hartnäckigkeit bedroht ſah; ſie capitulirte ohne ſein Zuthun und übergab am 3. Septbr. die Stadt; Crequy aber warf ſich mit etwa 400 Mann in die Domkirche, dann in den Hauptthurm, wurde endlich aber doch am 6ten überwältigt, gefangen genommen und nach Coblenz abgeführt, wo der Kurfürſt ihn auf das Ehrenvollſte empfing. Er wurde auch bald gegen eine ſchwere Geldſumme freigegeben, ſchloß im April 1676 die Feſtung Condé ein, leitete im Mai die Belagerung von Bouchain, nahm im nämlichen Jahre auch noch Bouillon, erhielt 1677 das Gouvernement von Lothringen, ſamt dem Oberbefehl in dem Luxenburgſchen und dem Bisthum Metz. An der Spitze der Rheinarmee vereitelte er alle Verſuche des Herzogs von Lothringen, ſich in dieſem Lande feſtzuſetzen; dem jungen Herzoge, der bald ſo berühmt werden ſollte, blieb, als er alles Mögliche verſucht, ſeinen Gegner zu einem Fehltritte zu verleiten, nachdem er bis in die Gegend von Nancy vorgedrungen, nur der Rückzug nach dem Trierſchen übrig. Noch ſtand der Herzog von Sachſen-Eiſenach mit den Reichstruppen im Elſaß, dahin flog Crequy, und bald war der Herzog ſo weit gebracht, daß er um die Erlaubniß, über den Rhein zurückzugehen, bitten mußte. Nur die Annäherung des Herzogs von Lothringen, der auf weiten Umwegen den Elſaß zu erreichen ſuchte, konte ſie ihm erwirken. Nicht zufrieden mit dieſen Reſultaten, führte Crequy, nachdem er den Herzog von Lothringen durch das Gefecht bei Kochersberg eingeſchüchtert, ſeine Truppen über den Rhein, und die Einnahme von Freiburg, am 17. Novbr. 1677, krönte den mühſamen Feldzug. Auch der nächſte war für Crequy nicht minder rühmlich. Er ging am 24. Mai 1678 über den Rhein, ſchlug den Grafen von Ligneville, der ſein Gefangener wurde, ſchloß Rheinfelden ein, ſiegte am 6. Juli über die Kaiſerlichen, die zum Entſatze anrückten, konte zwar die Stadt, auch durch das hef-

---

3) Denn nicht jedermann urtheilte ſo mild, als der Prinz von Condé. „So iſt er denn", ſagte der Prinz, als die Schreckenspoſt eintraf, „einer der größten Generale der Welt geworden, denn ihm fehlte nur eine Niederlage."

Digitized by Google

tigſte Bombardement nicht zur Übergabe bringen, nahm aber dagegen Sekingen, Offenburg, das Fort Kehl, deſſen Feſtungswerke geſchleift wurden, und verbrante, Angeſichts des Herzogs von Lothringen, am 10. Auguſt ein Stück der Straßburger Rheinbrücke; zum Beſchluſſe mußte ſich auch das hanauſche feſte Bergſchloß Lichtenberg, nach einer Belagerung von acht Tagen, am 15. Octbr. an ihn ergeben. Der Nimweger Frieden mit Kaiſer und Reich war zum Theil das Reſultat dieſer Ereigniſſe, weil aber der Kurfürſt von Brandenburg es verſchmähte, demſelben beizutreten, mußte Crequy ſich in dem Cleveſchen ausbreiten, und nach mehrmals erneuerter Waffenruhe im Mai 1679 den Rhein, und im Juni die Weſer überſchreiten, bis endlich des brandenburgiſchen Generals von Spaën, der ſich hinter der Weſer zu vertheidigen ſuchte, Niederlage den Frieden von St. Germain herbeiführte. Er war eigentlich, gleich jenem von Nimwegen, nur ein Waffenſtillſtand, denn 1682 und 1683 erſchienen neuerdings franzöſiſche Heere auf dem Reichs-, namentlich auf dem luxenburgſchen Boden, und jedesmal wurde Crequy auserſehen, ſie zu befehligen, auch leitete er, vom 22. Decbr. 1683 an, das Bombardement der Hauptſtadt Luxenburg, welches ſich vom 8. Mai 1684 an in eine förmliche Belagerung verwandelte, worauf die Feſtung am 4. Juni dem Marſchall übergeben wurde. Er erlebte jedoch nicht mehr den Ausbruch des eigentlichen Kriegs und ſtarb zu Paris den 4. Febr. 1687, von ſeiner Gemahlin, Catharina de Rougé († 5. April 1743), zwei Söhne überlaſſend. Der jüngere, Nicolaus Karl, Marquis von Blanchefort, geb. 1669, Obriſter in dem Regiment von Anjou und Maréchal-de-camp, ein ausgezeichnet tapferer Officier, ſtarb unverehelicht zu Tournay den 16. März 1696; der ältere, Franz Joſeph, Marquis von Crequy, geb. 1662, erhielt 1678 das Regiment von la Fère, und im Mai 1680 das Regiment Royal; wurde den 10. März 1690 Brigadier, im April 1691 Maréchal-de-camp, den 3. Januar 1696 Generallieutenant und blieb in der Schlacht bei Luzara 1702. Seine Gemahlin, Anna Charlotte von Aumont, hatte ihm drei Töchter geboren, von denen doch keine das Kindesalter überſchritt. (*v. Stramberg.*)

CRESCENZAGO. Dieſe Congregation erhielt ihren Namen von dem unweit Mailand gelegenen Flecken Crescenzago, welcher ein anſehnliches, ziemlich reiches, der heiligen Jungfrau gewidmetes, im Jahre 1140 erbanetes Kloſter aufzuweiſen hatte, das ſich gleich anfangs, wie damals mehre Klöſter und kleine Congregationen, unter die Disciplin der verbeſſerten, regulirten Chorherren begeben hatte. Schon der erſte Prior dieſes vormals im Rufe guter Aufführung ſtehenden Kloſters, Otto von Morbi, aus Mailand gebürtig, führte jene Disciplin daſelbſt ein und hielt auf die Beachtung derſelben ſo ſorgfältig, daß ſich mehre andere Klöſter dem in Crescenzago anſchloſſen und ſich von ihm, als dem Haupte, eigenthümliche Einrichtungen vorſchreiben ließen und alſo mit ihm eine Congregation ausmachten. Alljährlich wurde daſelbſt Generalcapitel gehalten, obgleich das Kloſter nur den Titel einer Propſtei führte. Im J. 1502 brachte ſie der Cardinal von San Severino, dem das Kloſter als Commende gehörte, mit den regulirten Chorherren vom Lateran in Verbindung, jedoch ohne ihnen die Einkünfte, welche ſich auf 15,000 Thaler beliefen, zu überlaſſen, die ihm und ſeinen Nachfolgern und dem Kloſter verblieben. Damals waren dieſe Chorherren ſo in Anſehen gekommen, daß bereits mehre Klöſter ſich mit ihnen verbunden hatten und andere dem Beiſpiele der Congregation von Crescenzago folgten. (*G. W. Fink.*)

CRICETINI, *Desmarest* (Mammalia). Eine Familie der Säugethiere, welche die Gattungen Arctomys, Cricetus und Hypadaeus umfaßt. (*D. Thon.*)

CRICETUS, *Cuvier* (Mammalia) Hamſter. Dieſe Gattung der Nageſäugethiere ward von Linné zu den Mäuſen (Mus) gerechnet, Pallas bildete aus derſelben die vierte Abtheilung der eben genanten Gattung [1]) unter dem Namen mures buccati, andere Naturforſcher ordneten die hieher gehörigen Arten bald unter die Gattung Glis, bald, wie Blumenbach, unter die Gattung Marmota. In neuerer Zeit hat man zu derſelben einige von Rafinesque errichtete Gattungen gebracht, welche derſelben zunächſt zu ſtehen ſcheinen. Die Kennzeichen der Hamſter ſind folgende: in der obern und untern Kinnlade ſtehen zwei Schneidezähne, von welchen die obern meiſelförmig ſind, die untern eine zuſammengedrückte, ſpitzige Schneide haben, ſtatt der Eckzähne iſt eine Lücke vorhanden, Mahlzähne ſtehen in der obern und untern Kinnlade zu jeder Seite drei, ſie ſind einfach, zuſammengerückt, ſtumpfhöckerig und der erſte iſt der größte. — Die Schnauze iſt ſpitz und kurz, innen an den Seiten des Mundes befinden ſich Backentaſchen, die Ohren ſind eiförmig oder zugerundet und etwas behaart, der Körper iſt dick, die Füße ſind Gangfüße, die vordern haben vier Zehen und an der Stelle des Daumens meiſt nur eine warzenähnliche Erhöhung, die hintern haben fünf Zehen, die krallenförmigen Klauen haben eine mittlere Länge; an Bruſt und Bauch ſtehen ſechs bis acht Zitzen; der Schwanz iſt kurz, geringelt, mit wenigen Haaren beſetzt.

Was das Eigenthümliche des innern Baues dieſer Thiere betrifft, ſo hat Pallas zuerſt genauere Aufſchlüſſe darüber gegeben. Bei den von ihm unterſuchten Arten fand ſich der Magen dergeſtalt durch eine Einſchnürung in zwei Säcke getheilt, daß die Nahrungsmittel nur in den rechten derſelben gelangen können, wenn ſie vorher im linken ganz verarbeitet worden ſind. Hiezu kommen die merkwürdigen, bei einzelnen Arten ſehr vergrößerten Backentaſchen. Die Zahl der Rippen ſteigt von zwölf auf dreizehn, die der Lendenwirbel von ſechs auf ſieben. Das Skelett des gemeinen Hamſters weicht von dem der Waſſerratte (Arvicola amphibia), mit dem es ſonſt viel Ähnlichkeit hat, in mehrfacher Hinſicht ab. Mit demſelben komt es unter andern in der Größe des Riechbeines (os ethmoideum) überein, welches nach den Augenkreiſen eine dicke Scheidewand und bei der Gattung Arvicola eine große Höhle für die großen Hirnſchenkel bildet. Dieſe Höhle fehlt bei den Hamſtern in der Art, daß die Riechbeinplatte nicht wie bei Arvicola die Gelenkhöhle der äußern Knochenwand für den Kronfortſatz (processus

1) De son genre *Murinum* ſagt das Dict. class. d'hist. nat. !! — Auch in ein teutſches Werk ging dies über.

Digitized by Google

coronoideus) und Gelenkfortſatz (proc. condyloideus) trennt, ſondern ſich ganz gegen dieſe Gelenkhöhle erhebt, nur daß der Gelenkfortſatz, ſtatt wie bei Arvicola aufrecht zu ſtehen, faſt horizontal liegt oder doch die Richtung des Unterkiefers hat, wodurch die aufſitzenden Schläfemuskeln eine größere Wirkungskraft erhalten. Auch bildet der Gaumen bei den Hamſtern in ſeiner ganzen Länge eine einfache, ununterbrochene Wölbung, ſtatt wie bei Arvicola über den Gaumenknochen noch eine beſondere Vertiefung zu haben. — Einen eigenen Bau haben die Vorderarmknochen (ossa antibrachii), indem der Ellenbogenknochen (ulna) und die Speiche (radius) breit und ſchief von hinten nach vorn und von außen nach innen dergeſtalt abgeflacht ſind, daß die innern Ränder dieſer Knochen in ihrer ganzen Länge ſich berühren, wodurch die Vorwärts- und Rückwärtswendemuskeln (musc. pronatores et supinatores) einen feſten Anſatz bekommen, als wenn der Raum zwiſchen beiden Knochen nur durch ein Band ausgefüllt iſt, wie bei andern Nagethieren. Deswegen können auch die Hamſter beſſer graben, als die Arvicolae. — Der Oſophagus mündet gerade in die Einſchnürung des Magens, aber Pallas hat ſich bei Cricet. arenarius überzeugt, daß die Nahrungsmittel erſt in den linken Sack kommen und der rechte ſo lange zuſammengezogen bleibt, als ſie in jenem ſich befinden; auch fand er bei Individuen, welche eine kurze Zeit gefaſtet hatten, den linken Sack leer, den rechten dagegen mit Speiſebrei gefüllt. Eine ſolche Theilung des Magens in zwei Säcke findet ſich zwar auch bei andern Nagethieren, aber die Hamſter zeichnen ſich durch die Falten der innern Magenwandungen, ſo wie durch die gefranzten Ränder dieſer Falten aus, wodurch ſie in dieſem Bau einigermaßen den Wiederkäuern ſich nähern; daß aber bei ihnen ein Wiederkauen nicht ſtatt finden kann, zeigt die dieſem entgegenſtehende Klappe am Magenmund. Bei allen Arten, welche Pallas unterſuchte, fehlte die Gallenblaſe, doch ſind namentlich bei Cr. vulgaris allerdings Gallengänge zur Präparation der Galle vorhanden. — Wie bei andern Nagethieren ſind die Halbkugeln des Gehirns glatt und ganz faltenlos, und ſind bei dem gemeinen Hamſter eben ſo breit als lang. — Die Backentaſchen ſind, wenn ſie leer ſind, innen mit Falten verſehen.

Die meiſten Hamſterarten bewohnen den Norden des alten Continents, und dieſer ihr Bereich ſcheint weſtlich durch den Rhein begrenzt zu ſeyn, denn der gemeine Hamſter findet ſich zahlreich vom öſtlichen Ufer des Rheins bis an den Jeniſey. Weſtlich von dem erſtern dieſer Flüſſe hat er ſich noch nicht gezeigt. Die weiter unten vorkommenden, vorläufig zu den Hamſtern gezählten Nagethiere, welche in Amerika vorkommen, ſind ihrer ganzen Organiſation nach noch zu wenig bekant, als daß man mit Beſtimmtheit ſagen könte, daß die Hamſter auch Amerika angehören.

Die Thiere dieſer Gattung leben unter der Erde in Höhlen, die ſie zum Theil ſehr kunſtvoll graben, und nähren ſich im Allgemeinen von Sämereien und Wurzeln.

Zur Erleichterung der Überſicht und um ſogleich die Arten näher zu bezeichnen, welche künftig vielleicht eigene Gattungen bilden dürften, wollen wir die ſämtlichen Arten in mehre Abtheilungen bringen.

A) Eigentliche Hamſter.

1) Cr. vulgaris, Desmarest [2]. Der gemeine Hamſter, — Hamſter, Hamſtermaus, Amſter, große Feldmaus, Kornhamſter, Kornferkel, Kornfarle, Krietzſch, Grentſch, Grutſchel.

Die gewöhnliche Färbung dieſes Thieres iſt folgende: Der Mund iſt weiß eingefaßt; von der Mitte des Kopfs bis zu dem Hinterrücken iſt die Farbe haſengrau, indem die Seitenhaare lichtgrau, die einzelnen Stachelhaare ſchwarz ſind; Augen und Ohren ſind mit fuchsrothen Haaren umgeben, ebenſo gefärbte ſtehen inwendig an den Ohren, in den Seiten, an dem äußern Theil des Rückens, auswendig an den Schenkeln und am Schwanz; die Kehle, Füße und Schwanzſpitze ſind weiß, unter dem äußern Ohrwinkel ſteht ein großer, weißer Punkt und in den Seiten drei weiße, lichtgelbe, länglichrunde Flecken; die Bruſt, der Bauch und die innere Seite der Schenkel iſt ſchön ſchwarz. Hiedurch iſt der Hamſter auch in der Hinſicht merkwürdig, daß er zu den wenigen Säugethieren gehört, welche auf der untern Körperſeite dunkler gefärbt ſind, als auf der obern. Die Haare ſtehen übrigens dicht und feſt und bilden demnach einen guten Balg. — Das Weibchen iſt etwas kleiner als das Männchen, welches zehn bis zwölf Zoll lang wird und einen zwei Zoll langen Schwanz hat. Von den acht Zitzen des Weibchens, welche bei dem Männchen kaum bemerkbar ſind, ſtehen vier auf der Bruſt, zwei hinter dem Nabel und zwei in den Weichen.

Es gibt von dieſen Thieren mehre Farbenabänderungen. — A. Der ſchwarze Hamſter [3]. Er iſt ſchwarz, die Füße, die Spitze der Schnauze, der Ohrenrand ſind weiß, oft komt er auch ganz ſchwarz vor. Dieſe Abänderung findet ſich beſonders im ruſſiſchen Gouvernement Kaſan, ſüdlich vom Ural, namentlich bei Simbirsk und Ufa, aber auch in Thüringen. Nach Pallas begattet ſich dieſe Varietät mit dem gewöhnlich gefärbten Hamſter; die jungen aber, welche aus einer ſolchen Verbindung fallen, ſollen immer ſchwarz ſeyn. B. Der geſcheckte Hamſter. Er iſt ſchwarz mit weißen Flecken oder weiß mit ſchwarzen Flecken. Auch dieſer findet ſich in Rußland und in Thüringen. C. Der gelbe Hamſter, er iſt blaßgelb oder erbsgelb. Unter dieſer Abänderung kommen auch Kakerlaken, d. h. ſolche mit rothen Augen vor. D. Der weiße Hamſter erſcheint als reiner Kakerlak, gelblichweiß oder rein weiß, mit rothen Augen.

Von den drei Mahlzähnen hat der erſte der obern drei

2) Mus Cricetus, *L.*; Glis Cricetus, *Erxleben*; Marmota argentoratensis, *Brisson*; Marmota Cricetus, *Blumenbach*; Hamster commun, Marmotte de Strasbourg, franzöſ.; Hamster rat, *Shaw*; German marmot, *Pennant*; Chomeck, Karbusch, ruſſiſch; Skrzeczek, Mysz Ziemna wielka, polniſch. Monographie: Sulzers Naturgeſchichte des Hamſters. Göttingen 1774. 8. m. K. 3) Sulzer, auf dem Titelkupf. — Mus Cricetus niger. Schreber Säugthiere. t. 196. B — Hamster, variété noir de l'Ural. *Geoffroy* et *Cuvier* Hist. nat. des Mammifères.

Digitized by Google

Paar Wurzeln und drei Paar Höcker, welche durch Querfurchen gebildet werden, von den beiden folgenden hat der erſte zwei Paar Wurzeln und eben ſo viel Höcker, der zweite drei Wurzeln und drei Höcker. Der erſte untere Mahlzahn hat fünf Wurzeln und ebenſoviel Höcker, und von den beiden hintern, welche einander ganz ähnlich ſind, hat jeder vier Wurzeln und vier Höcker. Wenn bei zunehmendem Alter die Furchen ſich verwiſchen und die Höcker abgenutzt ſind, kann man beide noch an ihren Umriſſen erkennen, indem die Vertiefungen und die Vorſprünge den früher vorhandenen Furchen und Höckern entſprechen. Die ziemlich kleinen kugeligen Augen treten wenig hervor und haben eine runde Pupille, die Ohren ſind groß, zugerundet und zum Theil nackt, die offen ſtehenden Naſenlöcher ſtehen ſeitlich an dem nackten Schnauzenende, welches durch eine tiefe Furche in der Oberlippe dergeſtalt getheilt iſt, daß deshalb und wegen der kurzen, die Zähne ebenfalls kaum bedeckenden Unterlippe, der Mund immer faſt ganz offen erſcheint und die vier Schneidezähne ſichtbar werden. Der Nabel iſt kahl und in der Mitte deſſelben wird eine ſchmierige Feuchtigkeit abgeſondert. Bei allen Farbenabänderungen und wenn der Pelz auch noch ſo dicht iſt, findet ſich an jeder Seite in der Nierengegend ein nackter, langer, mit kurzen, braunen Borſten beſetzter Fleck, der mit dem Rückgrat parallel läuft und den Stellen zu entſprechen ſcheint, welche ſich in derſelben Gegend bei den Spitzmäuſen vorfinden und bei dieſen eine eigene Feuchtigkeit abſondern. Die Backentaſchen ſind wahre häutige Blaſen, in der Subſtanz den Schwimmblaſen der Fiſche ähnlich, von elliptiſcher Form. Sie liegen von den Schläfen längs des Halſes bis hinter deſſen Mitte und öffnen ſich vorn gegen die Mahlzähne. Ein Sack kann auf drei Loth Körner faſſen. Vom hintern blinden Ende eines jedes Sacks entſpringen Muskelfaſern, die ſich zu einem wahren Muskel vereinigen, der ſich von der vierten bis zur letzten Rippe anſetzt.

Der Hamſter iſt ein äußerſt zorniges Thier und lebt kaum mit ſeinem Weibchen, viel weniger mit ſeines Gleichen in Frieden. Er erſchrickt nicht vor größern Feinden und fürchtet ſich nicht vor denſelben, ja er wehrt ſich ſogar gegen Hunde, Pferde und Menſchen, wenn er von jenen oder dieſen, oder gegen Pferde, wenn er von einem Reiter angegriffen wird. Er beißt ſcharf genug mit ſeinen großen Zähnen, um tiefe und gefährliche Wunden zu machen, weshalb ſein Biß ſonſt auch als giftig galt.

Das Vaterland des Hamſters iſt der größere Theil von Teutſchland bis in das niedere Elſaß, wobei, wie ſchon bemerkt, der Rhein die Grenze zu machen ſcheint, außerdem findet er ſich in Polen, in der Ukraine, in dem ſüdlichen und gemäßigten Theile Rußlands und in Sibirien. Da er nur unter der Erde lebt, ſo trifft man ihn nur in Gegenden, welche einen für ſeine Gräbereien geeigneten Boden haben, auch vermeidet er allzu ſandiges und leicht überſchwemmtes Land. Seine Wohnung iſt eine Grube (nach der Jägerſprache *Bau*) unter der Erde in einer Tiefe von drei bis vier, im Winter von fünf bis zehn Fuß angelegt. Es führen zwei Öffnungen (*Röhren*) in dieſelbe, von welchen die eine ſenkrecht hinunter geht (*das Fallloch*), die andere ſchräg läuft (*der Auslauf*). Das Fallloch dient eigentlich dazu, den verfolgten (*flüchtigen*) oder mit gefüllten Backentaſchen heimkehrenden Hamſter aufzunehmen, doch benutzt er daſſelbe auch, um ſich vor ſeinen Ausgängen, oder wenn äußerliche Unruhe ihm Gefahr zu drohen ſcheint, vorher umzuſehen. Der Auslauf dient theils zum Ausgang aus ſeiner Wohnung, theils um die Erde und andern Unrath herauszuſchaffen. Beide Röhren ſind nur wenige Fuß von einander entfernt, und zwiſchen ihnen befinden ſich mehre Behältniſſe (*Kammern*), welche die Größe einer Rindsblaſe und darüber haben, inwendig ſchön ausgeglättet ſind, und von welchen eine zur eigentlichen Wohnung, eine andere für den Unrath, die übrigen größern zu Vorrathskammern dienen. Die Zahl der letztern ſteigt von drei auf fünf, je nachdem der Bewohner des Baues ein alter oder junger Hamſter iſt. Auch in dem Baue beider Geſchlechter findet ein Unterſchied ſtatt, denn beide leben außer der Begattungszeit getrennt. In dem Bau des Weibchens findet ſich die Neſtkammer, welche einen Durchmeſſer von mehr als einem Fuß hat und mit Stroh und Grashalmen ausgefüttert iſt, und außer dieſer iſt nur noch eine Nebenkammer vorhanden, weil das Weibchen während der Heckzeit keine Vorräthe einträgt, und der Bau ſelbſt ſpäter entweder von einem jungen Hamſter eingenommen, oder von dem Weibchen zu einer Winterwohnung eingerichtet wird. Ein ſolcher weiblicher Bau hat zwar auch nur einen Auslauf, dagegen aber mehre Falllöcher, welche acht bis zehn Fuß von einander ſind. Wenn ein Hamſter ſeine Wohnung in Gärten oder Weinbergen aufſchlägt, ſo bringt er ſie gern tief unter Baumwurzeln, alten Weinſtöcken oder unter Mauern an.

In dem Bau bringen die Hamſter auch den Winter ſchlafend zu. Bei Eintritt der erſten Kälte ziehen ſie ſich in denſelben zurück, verſtopfen die Eingänge, graben ſich tiefer ein und ſchlafen gegen Ende des Jahres ein. Ihre Erſtarrung hängt aber keineswegs blos von der Kälte ab, ſondern von dem Mangel an Luft und Licht, denn manchmal trifft man ſie auf dem Schnee an, und wenn man eingefangene einer großen Kälte, zugleich aber der Luft und dem Tageslicht ausſetzt, ſo ſchlafen ſie nicht ein. Der wachende Hamſter hat eine Blutwärme von 90—95° F. Im Winter ſinkt dieſe ſo weit herab, daß er eiskalt wird. Er liegt in ſeinem Bau auf der Seite, die Augen ſind geſchloſſen, der Kopf, von den Vorderfüßen umfaßt, iſt ſo weit unter den Bauch gebogen, daß die Hinterfüße vor den Mund zu liegen kommen. Alle Glieder ſind ſteif und ſchnellen, aus ihrer Lage gebracht, wieder zurück. Ob man gleich keine Athembewegung an den Schläfern bemerkt, ſo erſticken ſie doch, wenn ſie unter Waſſer gebracht werden, und daß die Athembewegung fortgeht, ergibt ſich auch aus dem fortdauernden Kreislauf, deſſen Gang jedoch ſo langſam iſt, daß, wenn man einen ſolchen ſchlafenden Hamſter öffnet, das Herz ſich in einer Minute nur funfzehnmal zuſammenzieht, während dies bei einem wachenden Thiere in derſelben Zeit hundert und funfzigmal geſchieht. Auch die Därme ſind in dieſem Zuſtande ohne Bewegung, nicht reizbar, kalt anzufühlen, und das

Digitized by Google

Fett iſt geronnen. Bei dem Erwachen iſt das erſte, daß er ſeine Glieder ausdehnt, dann öffnet er den Mund zum Gähnen, gibt knurrende Töne von ſich, öffnet blinzelnd die Augen, verſucht taumelnd ſich zu ſetzen, komt endlich mehr und mehr in Bewegung, putzt ſich und iſt in wenig Stunden munter genug, um ſeiner Nahrung nachzugehen. Das Männchen wacht ſchon in der Mitte des Februars auf, das Weibchen vier Wochen ſpäter, doch verlaſſen ſie den Bau nicht eher, als in der Mitte des Märzes, und verlaſſen denſelben dann überhaupt, um einen neuen zu graben, ob ſie gleich die Spelzen des ausgenagten Getreides aus dem alten herausſchaffen.

Der Hamſter ernährt ſich meiſtentheils von Früchten, darunter aber am meiſten von Gerſte und Hafer, weniger von Korn und Weizen, auch trägt er Bohnen, Erbſen, Mohnkapſeln, Leinknoppen ein, und frißt zu Zeiten, wo der Vorrath aufgezehrt iſt, allerlei andere Samen, Wurzeln, Kräuter, Gras, käferartige Inſecten, ja er ſoll ſogar Fleiſch freſſen, wenigſtens fallen Eingeſperrte einander in der Gefangenſchaft an und der Überwundene wird von dem Sieger aufgezehrt. Dieſe Thiere gehen ihrer Nahrung meiſtens in der Morgen- und Abenddämmerung nach, außerdem aber auch bei Tag und Nacht. Im Herbſt fangen ſie an, Nahrungsmittel in die Vorrathskammern einzutragen, welches mittelſt der Backentaſchen geſchieht. Sie ſtopfen dieſe ſo voll, daß man bei einem alten Hamſter oft zwei Hände voll Körner aus denſelben entleeren kann. Wenn der Hamſter die Backentaſchen ſo voll hat, ſo kann er ſich weder ſchnell bewegen, noch beißen, und iſt dann, wenn man ſchnell iſt, leicht zu fangen, ſo wie er aber Zeit gewint, ſo ſtreicht er mit den Vorderpfoten von hinten nach vorn den Inhalt aus und ſetzt ſich dann wie immer gegen den Angreifenden zur Wehre. Die Vorräthe ſelbſt preſſen ſie in ihren Kammern dicht zuſammen und beißen dem ausſproſſenden Getreide die Keime ab. Ihre Vorräthe greifen ſie aber nicht eher an, als bis ſie im Felde keine Nahrung mehr finden; ſie leben von jenen bis zur Erſtarrung und verzehren das dann übrig Bleibende nach dem Erwachen. Man ſchreibt dem Hamſter eine große Ordnung in Aufbewahrung ſeiner Vorräthe zu, indeſſen iſt dieſe nicht ſo groß, als man ſie angegeben hat und auch blos zufällig, indem der Hamſter das einträgt, was eben geerntet wird, werden nun nicht mehre Früchte zugleich vom Felde geräumt, ſo finden ſich auch in des Hamſters Kammern nur Früchte einer Art; bei dem Gartenhamſter z. B. aber findet man alles durcheinander eingetragen.

Bechſtein gibt auch an, daß man in ihrem Magen Stücke von Käfern und Fröſchen finde, und Götze behauptet ſogar, daß er auch Ratten, Mäuſe, junge Haſen, Kaninchen, Rebhühner, Wachteln und Lerchen verzehre.

Seine Nahrung nimt der Hamſter, meiſtentheils auf den Hinterfüßen ſitzend, zu ſich, indem er ſie, wie die Eichhörnchen, mit den Vorderfüßen zum Munde bringt. — Sie trinken wenig, ſollen ſich aber nach Bechſteins und Sulzers Angabe, wenn der Durſt heftig wird und es ihnen an Waſſer fehlt, ſelbſt ausſaufen. In der Gefangenſchaft frißt der Hamſter faſt alles, was man ihm darbietet, namentlich auch rohes und gekochtes Fleiſch, ſelbſt wenn man eine lebendige Ratte zu ihm bringt, beißt er ſie todt und frißt ſie bis auf das Fell auf.

Der Hamſter begattet ſich in der Regel des Jahres nur einmal, öfters aber auch zweimal, zuerſt im April und dann wieder zu Ende des Juni. Haben ſich vorher Männchen (Ramler) und Weibchen (Betze) ganz von einander abgeſondert gehalten, ſo leben ſie nun in der Zeit der kurzen Liebe ſo einig mit einander, daß ſie ſich ſogar einander vertheidigen. Männchen und Weibchen beſuchen ſich dann und bleiben auch wol einige Tage beiſammen. Manchmal halten zwei Weibchen zu einem Männchen, treffen aber zwei Männchen bei einem Weibchen zuſammen, ſo entſteht der heftigſte Kampf, der nur mit der Flucht oder dem Unterliegen des ſchwächern Theils endet. Sobald das Weibchen trächtig iſt, entfernt es ſich wieder vom Männchen, und beide Geſchlechter begegnen ſich nun wieder feindſelig. Nach ungefähr fünf Wochen gebiert ein junges Weibchen drei bis ſechs, ein altes bis zwanzig Junge, doch iſt eine ſo große Zahl eine Seltenheit. Die Jungen ſind nackt, blind, und bringen gleich Zähne mit zur Welt. Sie werden nur drei Wochen geſäugt und bei Gefahr von der Mutter keineswegs ängſtlich vertheidigt, ſondern leicht verlaſſen, indem ſie noch obendrein die Höhle verſtopft, ſo wie ſie ſich weiter vergräbt. Schon nach vierzehn Tagen fangen die Jungen, die neun Tage blind bleiben, an zu graben und werden nach drei Wochen ſchon von der Mutter verſtoßen. Die Jungen des erſten Satzes begatten ſich ſchon wieder in demſelben Jahr, wonach die ſtarke Vermehrung dieſer Thiere begreiflich wird.

Noch iſt der Hamſter hinſichtlich ſeiner Fortpflanzung im Betreff ſeiner Geſchlechtsorgane merkwürdig, indem dieſe die vollkommenſten in der ganzen Ordnung der Nagethiere ſind.

Die Hamſter haben eine Menge Feinde, unter welchen wol der Menſch obenan ſteht, wie wir weiter unten ſehen werden, außerdem ſind ſie den Verfolgungen der vierfüßigen Raubthiere und vieler Raubvögel ausgeſetzt. Auch lebt auf ihnen eine kleine Milbe, oft in ſo großer Anzahl, daß ganz räudige Stellen davon entſtehen (abgebildet bei Sulzer Taf. 2.) und in ihren Eingeweiden leben zwei Würmer (Echinorhynchus moniliformis und Taenia straminea). Nicht ſelten ſtellt auch die Natur ſelbſt ihrer Vermehrung Grenzen, indem ungünſtige Witterung ſie am Einſammeln verhindert oder ſie im Frühjahr länger in ihrem Bau zurückhält, als ihre Vorräthe dauern.

Der Nutzen dieſer Thiere iſt nicht ſehr bedeutend, ihr Balg wird als Pelzwerk benutzt und iſt im Frühjahr, wenn das Thier ſein Winterlager verläßt, am vorzüglichſten. Es wird jedoch nicht der ganze Balg von dem Kürſchner verwendet, ſondern nur der Rücken bis in die Seiten herab ſo, daß der ganze Bauch bis auf einen ſchmalen ſchwarzen Streif in den Seiten weggeſchnitten wird, ebenſo die Ohren und Borſtenflecken. Die nun faſt viereckigen Felle, je 60 Stück zuſammengenäht, bilden ſo eine Tafel, deren drei einen Sack ausmachen. Der Preis der Tafel iſt ſehr verſchieden, und ſteigt von 2 bis 7 Thaler und höher bei ordinairer Ware. Dunkler gefärbte Felle, ſogenante

Digitized by Google

ſchwarze, ſtehen höher im Preiſe als die blaſſen. Leipzig und Wien treiben damit groſſen Handel. Am theuerſten ſind die ruſſiſchen ſchwarzen Hamſter, Karbysch genant, welche man über Petersburg und Archangel bezieht. Die Hamſterfelle werden meiſtens zu Unterfutter benutzt und geben ein leichtes, aber dicht mit Haaren beſetztes Pelzwerk, welches deshalb, ohne ſehr zu erhitzen, doch ſehr warm hält. — Nächſt ſeinem Fell nutzt der Hamſter durch ſein Fleiſch, welches eßbar iſt, von den Hamſtergräbern aber auch den Schweinen gefüttert wird, ſo wie durch ſein Fett, welches zum Brennen in Lampen verwendet werden kann. — Unmittelbar wird dieſes Thier nützlich durch ſeine Nahrung, indem es manche Feldmaus und manche ſchädlichen Inſecten vertilgt, mittelbar aber, indem es für die ärmere Menſchenklaſſe, die ſogenanten Hamſtergräber, Nahrung einträgt. Der Hamſter wählt immer das beſte Getreide für ſeine Vorräthe, und da man nach der Ernte davon oft faſt einen Centner antreffen ſoll, ein Hamſtergräber aber in manchen Jahren leicht mehre Tauſend Stück ausgraben kann, ſo iſt der Gewinn nicht gering. Dabei darf jedoch nicht vergeſſen werden, daß die Obrigkeit ein wachſames Auge auf die Hamſtergräber führen ſollte, welche, trotz des Fanggeldes, welches für die Hamſter ſelbſt bezahlt wird, dieſe doch gern laufen laſſen, um ihrer Ernte im nächſten Jahre deſto ſicherer zu ſeyn.

Aus dem eben angeführten Nutzen ergibt ſich auch der Schaden, der für den Landmann deſto bedeutender ausfällt, je ſchneller dieſe Thiere, trotz aller Verfolgung, in manchen Jahren ſich vermehren, ſo, daß nicht ſelten um Gotha herum wol auf 80,000 Stück ausgegraben worden ſind.

Die gewöhnlichſte Art, der Hamſter ſich zu bemächtigen, iſt ſie auszugraben, wozu jedoch Gewandtheit und Eile gehört, indem ſie ſich ſonſt leicht durch Weitergraben oder Verwühlen ihrer Ausgänge und Falllöcher verſtecken. Außerdem fängt man ſie in eingegrabenen, mit einer niederfallenden Steinplatte bedeckten Töpfen, erſtickt ſie mit Schwefeldampf, den man mit einem Blaſebalg in die Löcher treibt, ſchwemt ſie durch eingegoſſenes Waſſer aus und vergiftet ſie auch wol. Letztere Vertilgungsweiſe iſt aber wegen des Schadens, den ſie den Menſchen bringen kann, verweiflich.

2) Cr. Accedula, *Pallas* [4]). Der Hagri. Unterſcheidet ſich vorzüglich durch ſeine ausgebuchteten Ohren und den oben grauen, unten weiſſen Körper. — Er iſt kleiner als die vorige Art, ungefähr vier Zoll lang, der Schwanz mißt acht Linien. Die Schnauze iſt zugerundet und etwas behaart, ſo wie die Oberlippe durch eine tiefe Furche getheilt. Die Unterlippe und die Mundwinkel ſind ſehr aufgeſchwollen, die ſehr groſſen Backentaſchen laufen unter der Halshaut bis an die Schultern. Die obern Schneidezähne ſind kürzer und gelb, die untern länger, weißer, mehr pfriemenförmig. Die vordern Schnurrhaare (Bartborſten) ſind weiß, die hintern länger und ſchwarz, die Gegend um den Mund, um die Naſe und oben auf den Backentaſchen iſt weiß. — Der übrige Körper iſt oben gelblichgrau, unten weißgrau, die Füße ſind weiß, der Schwanz oben braun, unten weiß. — Die Heimath iſt das Orenburgiſche Gouvernement am Fluſſe Jaik in Rußland.

3) Cr. arenarius, *Pallas* [5]). Der Sandhamſter. Kennzeichen: Grau, die Seiten und der Bauch weiß, Schwanz und Füße weiß, die Ohren eiförmig, ganzrandig. — Die Länge beträgt 3 Zoll 8 Linien, der Schwanz mißt 10 Linien. — Der längliche Kopf läuft in eine ſpitzige Schnauze aus. Die weißen Schnurrhaare ſtehen ſehr dicht und ſind länger, als der Kopf; die groſſen Ohren ſind eiförmig und gelblich, der Daumen der Vorderfüße iſt mit einem Nagel verſehen. Der ganze Körper iſt oben grau, unten und in den Seiten iſt weiß, dieſelbe Farbe haben die Füße und der Schwanz, ſo wie die Klauen. Die Heimath ſind die ſandigen Ebenen am Irtiſch. Das Männchen macht einen mehre Ellen groſſen Bau und darin ein Lager von den faſerigen Wurzeln des Elymus arenarius. Die Hauptnahrung beſteht in den Schoten des Astragalus Tragacanthus.

4) Cr. phaeus, *Pallas* [6]). Der Phé-Hamſter. — Dieſe Art unterſcheidet ſich beſonders durch ihren braungrauen, unten weißen Körper und Schwanz, ſo wie durch große, faltige Ohren. — Die Länge beträgt 3 bis 4 Zoll 2 Linien, der Schwanz mißt 9 Linien. Die Naſe iſt nackt und die Naſenlöcher ſind von einer Furche umgeben, deren oberer Rand behaart iſt. Die Schnurrhaare ſind länger als der Kopf, ſchwarz, mit weißen Spitzen. Die eiförmigen, an der Spitze haarigen Ohren ſind braun. Die Hauptfarbe des Pelzes iſt ein weißliches Aſchgrau, das auf dem Rücken mehr ins Braune, am Bauche mehr ins Weißliche übergeht, ſo wie auf der Stirne und an der Schnauze. Der Umkreis des Mundes und die vier Füße ſind weiß. — Pallas fand dieſe Art nicht weiter nördlich als in der Aſtrakaniſchen Steppe, von wo ſie bis nach Perſien und in die Bucharei ſich verbreitete. Dieſer Naturforſcher fand ihren Magen noch im December gefüllt, und Gmelin erzählt, daß ſie in Perſien im Winter ſehr häufig ſey und in die Wohnungen dem Reiſe nachgehe. Lichtenſtein (in Eversmanns Reiſe in die Krim S. 122) hält dieſe Art nur für ältere Individuen der vorigen.

5) Cr. Songarus, *Pallas* [7]). Der Rücken iſt grau, an jeder Seite des Rückgrats läuft eine ſchwarze Linie weg, die Seiten ſind weiß und braunbunt, der Bauch iſt weiß. — Dieſe Art wird nur 3 Zoll lang und der Schwanz mißt 4½ Linie. — Der Kopf iſt gedrängt, die Schnauze ſtumpf, die Schnurrhaare ſind kürzer als der Kopf, an der Spaltung der Lippe ſteht die Öffnung der Backentaſchen; die eiförmigen Ohren ſind faltbar. Der Daumen der Vorderfüße iſt nagellos, die Sohle der Füße behaart. An jeder Seite ſtehen vier weiße Flecken, deren oberer Umkreis roſtroth eingefaßt iſt, der erſte ſteht am Halſe, der zweite hinter der Schulter, der dritte vor dem

4) Mus Accedula, *Pallas* Glires t. 18. f. A. Cric. migratorius *Desmarest*.

5) *Pall.* Glir. pl. 16. A. 6) Glir. t. 15. A. — Franz. Le Phé, Rat bablis. 7) Glires t. 16. B. Glis oeconomicus, *Erxleben*.

Digitized by Google

Hinterſchenkel und der vierte auf dem Unterrücken. Die Füße, die ganze Unterſeite des Körpers und Schwanzes und die Spitze des letzteren ſind weiß. Dieſe Art ward von Pallas in den Barabenskiſchen Steppen am Irtiſch gefunden. Sie hat ihren Bau in einem unfruchtbaren, ſandigen, ſalzigen Boden. Sieben Junge fanden ſich, mit Vorräthen von Schoten des Alyssum montanum und von Körnern des Elymus arenarius, in einer mit Wurzeln und Kräutern ausgefütterten Kammer des Baues, von welcher eine Röhre noch tiefer ging, die wegen des harten Bodens nicht weiter verfolgt werden konte. Sie waren, obwol ſchon ziemlich groß, noch blind und lebten in der Gefangenſchaft von obigen Früchten und Brod, wühlten den ganzen Tag im Sande, ſchliefen des Nachts, wurden bald zahm, gaben öfters einen ſehr ſtinkenden Urin von ſich und ſtarben nach Verlauf von etwa acht Wochen wegen allzugroßer Fettigkeit.

6) Cr. Furunculus, *Pallas* [8]). Der Körper oben gelbgrau mit einem nicht bis zum Schwanze reichenden, ſchwarzen Rückenſtreif, nach den Seiten herunter nimt dieſe Farbe ab und zieht ſich ins Weiße, welches die Farbe des Bauches, des Randes der Ohren, der Wangen und der Vorderfüße iſt. Bei einer Varietät vom Oby iſt die Farbe dunkler, und die Füße ſind graubraun. Der Schwanz iſt ſehr dünn, unten weiß, oben ſchwärzlich. Der Daumen der Vorderhände iſt mit einem Nagel beſetzt. Die Schnurrhaare, länger als der Kopf, ſind braun und weiß. Die Länge beträgt drei Zoll, und der Schwanz mißt einen Zoll. Sie findet ſich in Taurien am Dalai-See, und Pallas fand ſie in den Ebenen vom Irtiſch und Oby bis zu denen vom Onon und Argun am Melaſſatn-See.

B. Von den folgenden Arten läßt ſich noch nicht mit Gewißheit behaupten, daß ſie zur Gattung der Hamſter gehören, da ihr Zahnbau u. ſ. w. noch nicht genügend bekant iſt.

7) Cr. anomalus, *Thompson* [9]). Die Farbe iſt oben braunroth, unten weiß, die Borſtenhaare des Rückens ſind ſtachelähnlich, platt, an allen Füßen fünf Nägel, der Schwanz hat faſt die Länge des Körpers, iſt faſt nackt, geſchuppt und ſchwarz. Geſtalt und Habitus der gemeinen Ratte (Mus Rattus), doch iſt die Schnauze ſpitziger, die mittelmäßig großen Ohren ſind nackt und zugerundet. Der ſehr kleine Mund ſteht in keinem Verhältniß zu der Größe der Backentaſchen, welche von den obern Schneidezähnen nach der Kehle herab und dann wieder an den Seiten des Kopfs bis zur Höhe der Ohren und Augen hinaufſteigen. Sie ſind in ihrer ganzen Tiefe mit wenigen, weißen Haaren beſetzt. — Dieſe Art lebt auf der Inſel St. Trinitatis. — Desmareſt hat, im Falle dieſelbe Typus einer eigenen Gattung ſeyn ſollte, für dieſe den Namen Heteromys vorgeſchlagen, Leſſon dieſen angenommen (Manuel de Mammalogie) und jene H. Thompsonii genant.

8) Cr. laniger, *Molina* [10]). Der Wollhamſter. Der Körper iſt mit langen, ſeidenartigen, ſehr weichen, aus grau, weiß und ſchwarz gemiſchten Haaren bedeckt. Bauch und Füße ſind weiß. Die ziemlich großen Ohren ſind zugerundet und häutig. An den vordern Füßen ſollen vier, an den hintern fünf Zehen ſtehen. Ob Backentaſchen vorhanden ſind, hat Molina nicht angegeben. Dies Thier lebt geſellig unter der Erde und bewohnt beſonders den nördlichen Theil von Chili. Das Weibchen bringt jährlich zweimal fünf bis ſechs Junge zur Welt. Es iſt dieſe Art von ſanftem Naturell und wird leicht zahm. Die alten Peruaner verfertigten aus ſeinem wolligen Haare verſchiedene Stoffe.

9) Cr. fasciatus, *Rafinesque* [11]). Roſtroth mit ungefähr zehn ſchwarzen Querſtreifen über den Rücken, auch an den Beinen ſtehen einige ſchwarze Streifen, der Schwanz, etwas kürzer als der Körper, iſt ſchwarz geringelt. Der Körper iſt von plumper Geſtalt, die Augen ſind ſehr klein, die Ohren kurz, eiförmig, etwas ſpitzig, die Backentaſchen herabhangend. — Lebt in den Ebenen und Wieſen von Kentucky.

Demnächſt dürften, ſo lange es an einer genauern Beſchreibung der wichtigen Kennzeichen mangelt, folgende Gattungen Rafinesque's zu Cricetus gezogen werden.

C. I) Geomys [12]). An allen Füßen fünf Zehen mit Krallen, welche letztere an den Vorderfüßen ſehr lang ſind. Die Backentaſchen öffnen ſich an dem Mundwinkel; der Schwanz iſt rund und nackt.

1) G. Pineti. Von der Größe einer Ratte, mäuſegrau, der Schwanz kürzer als der Körper, ganz nackt. In Georgien in der Fichtengegend einheimiſch, wo dieſe Art kleine Hügel aufwirft.

2) G. cinereus. Grau wie Eſchenrinde, der Schwanz ſehr kurz und faſt nackt.

D. II) Cynomys *Rafinesque* (a. a. O.). Backentaſchen, die Zähne gleichen denen der Eichhörnchen, an allen Füßen fünf Zehen, von denen die beiden äußern die kürzeſten ſind, der Schwanz mit auseinanderlaufenden (divergirenden) Haaren bedeckt. Sie ſind den Erdeichhörnchen verwandt, leben aber geſellig.

1) C. socialis. Der Kopf iſt dick, die Beine kurz, die Farbe oben ziegelroth, unten grau, die Länge ſechzehn engländiſche Zoll, wovon der Schwanz ein Viertel wegnimt. Dieſe Art lebt in den Ebenen von Miſſuri, wo ſie große unterirdiſche Höhlen gräbt, ſie kläfft wie ein kleiner Hund und nährt ſich von Kräutern und Wurzeln. Iſt Arctomys Missouriensis, *Warden*.

2) C. griseus. Ganz grau, mit feinem Pelz, die Krallen verlängert. Die Länge zehn Zoll vier Linien, der Schwanz mißt nur ein Drittheil. Lebt in denſelben Gegenden wie vorige Art, in weniger zahlreichen Geſellſchaften. Ihr Geſchrei iſt eine Art Pfeifen.

E. III) Diplostoma *Rafinesque* a. a. O.). Große Backentaſchen, welche ſich in den Mundwinkeln nahe bei den Schneidezähnen öffnen, welche letztere in beiden Kinnladen gefurcht ſind. Die Backentaſchen verlängern

8) Glires t. 15. A. Mus Barabensis, *ej.* Reiſe II, 704. — Furunculus myodes, *Messerschmidt* in Mus. Petropol. 343. — l'Orozo, *Vicq d'Azyr.* 9) In Transactions of the Linnean Society. XI. t. 10.

10) Histor. nat. Chil. 287. 11) Annals of Natural S. 1810. 12) American monthly Magazine 1817.

ſich bis an die Schultern. In jeder Kinnlade ſtehen auf beiden Seiten vier Mahlzähne. Der Körper iſt cylindriſch, und Schwanz und äußere Ohren mangeln. Die Augen ſind unter der Haut verborgen, an allen Füßen vier Zehen. In den Ebenen am Miſſuri gibt es zwei Arten dieſer Gattung, welche unter der Erde leben und ſich von Wurzeln nähren.

1) D. fusca. Die Länge zwölf Zoll.

2) D. alba. Die Länge ſechs Zoll. *(D. Thon.)*

CRINOLIN, Haarleinwand, nent der Franzoſe Oudinot-Lutel ſein neu erfundenes, waſſerdichtes Haargewebe zu Jagdkleidern, Pantalons ꝛc. Es ſoll der mannichfaltigſten Nuancen fähig ſeyn; die Probekarte weiſt deren 2500 nach. An Glanz und Leichtigkeit gleicht es dem Seidenzeug, und an Weichheit, Dauerhaftigkeit und ſchönem Anſehen übertrifft es die ſchönſten Stoffe aus Wolle und Linnen. In Paris ꝛc. ſoll es deshalb vielen Beifall und Abſatz finden. *(Th. Schreger.)*

CRIVELLI, Antonio, geb. zu Mailand den 2. Febr. 1783, ſtarb am 18. Auguſt 1829 zu Bergamo. Seine Bildung hatte er im erzbiſchöflichen Seminar ſeiner Vaterſtadt erhalten, und ſchon im Lyceum der Brera zeigte er Anlagen für Mathematik und Phyſik, die Ungewöhnliches verſprachen. Ein Preis der Mathematik, den er in Pavia davontrug, verſchaffte ihm einen Antrag zu einer Profeſſorſtelle an dem projectirten Lyceum in der Hauptſtadt des Frankreich einverleibten Dalmatiens, in Zara. Da aber die Kriegsereigniſſe ihm nicht geſtatteten, dorthin zu gehen, nahm er eine einſtweilige Anſtellung in Mailand an, die bald durch eine wirkliche, als Profeſſor der Phyſik in Trento, erſetzt ward, trat aber hierauf ins Geniecorps und wurde als Ingenieur beim Bergdepartement der obern Etſch angeſtellt, wo er zum erſtenmale vor den Augen der erſtaunten Trentiner Pulverſignale vor ihren Bollwerken gab. Mehr in ſeine wahre Sphäre führte ihn die öſtreichiſch-lombardiſche Regirung zurück, die ihn zum Profeſſor der Phyſik in Bergamo ernante, und recht eigentlich ſchien er in dieſer gewerbfleißigen Stadt an dem Platze, der ſeiner Eigenthümlichkeit zuſagte. Im J. 1817 erhielt er von der Regirung Urlaub zu einer Reiſe nach Perſien, welches er aber wegen eines Krieges gegen Rußland nicht erreichte. Er beſchränkte ſich daher auf einen Beſuch der Krim, ging nach Conſtantinopel und durchreiſte ganz Griechenland. Damals richtete er ſo eifrig ſeine Aufmerkſamkeit auf die berühmten Damaseenerklingen, daß er im Stande war, dieſen bisher in Europa noch nicht erlangten Induſtriezweig, ſelbſt mit weſentlichen Verbeſſerungen, ſeinem Vaterlande zuzuführen. Die k. k. Hofkriegskammer ließ Verſuche anſtellen, die den Vorzug der ſeinigen vor allen ähnlichen darthaten. Das Inſtitut der Wiſſenſchaften in Mailand beehrte ihn dafür mit der goldenen Medaille, und der Monarch ſelbſt mit noch entſchiedenern Zeichen ſeiner Gunſt. Der glückliche Erfolg ermuthigte, weiter zu gehen. Er verſuchte, Gußſtahl zu bereiten, machte gefährliche Experimente, Waſſerſtoffgas mit Sauerſtoffgas zu vereinigen, verbeſſerte das Löthrohr, gab ſich noch in den letzten Tagen ſeines Lebens mit Unterſuchungen über koniſche Brennſpiegel ab, und zuletzt mit Forſchungen über das Mumiſiren nach ägyptiſcher Weiſe. Das, was er ausſtellte bei den großen Induſtrieausſtellungen zu Mailand, wurde ſtets ſo ſcharfſinnig und zweckmäßig erfunden anerkant, daß ihm öfters die ſilbernen Ehrenpreiſe, außer dem erwähnten goldnen, zufielen, und er ſelbſt zu dem Ausſchuß erwählt ward, der über ihre Vertheilung entſchied. Die Klarheit ſeines Vortrags, die ihm auch in der ſchriftlichen Mittheilung eigen war, trug ſehr dazu bei, ſeine Belehrungen fruchtbringender zu machen. Selbſt in den ins Teutſche überſetzten Abhandlungen über die Damaseenerklingen, über die Unſicherheit der Combinationsſchlöſſer, welche die „Annalen des k. k. polytechniſchen Inſtituts" aufnahmen, hatte man dies rühmend anerkant. Er wurde aber bald ein Opfer ſeines Eifers. Die zum Theil gefahrvollen Verſuche, die er anſtellte, zogen ihm eine Verzehrung zu, der er nach 15monatlichem Leiden erlag. (S. Blätter für liter. Unterhaltung. Lpzg, 1830. Nr. 53. S. 212.). *(H.)*

CROCODILUS (Reptilia) κροκόδειλος[1]), Crocodil, Panzereidechſe; ein faſt in alle Sprachen der civiliſirten Völker unverändert aufgenommener Name, nur im Italieniſchen Coccodrillo. — Das Reptil, welches Linné (Syst. Nat. ed. XII.) unter dem Namen Lacerta Crocodilus aufführte, ward von dieſer Gattung zuerſt durch Gronov getrent, und gab in den neuern Zeiten nicht blos Cuvier Veranlaſſung, die ſchon früher von Laurenti (Synops. Reptilium p. 53.) begründete Gattung Crocodilus anzunehmen, ſondern ſie auch als eine eigene Familie Crocodiliens (Crocodilii — Crocodilini, *Oppel*) an die Spitze der Saurier (Eidechſen) zu ſtellen. Anderen Naturforſchern ſchienen aber dieſe Thiere ſo bedeutend von den Eidechſen abzuweichen, daß ſie dieſelben zu einer eigenen Ordnung oder Abtheilung der Reptilien erhoben, welche Blainville Emydosauri, Merrem (und nach ihm Fitzinger) Loricata (Panzer-Pholideten) nanten.

Die Kennzeichen dieſer Gattung mit ihren drei Untergattungen (oder mit andern Worten der Familie Crocodilii) ſind nach Cuvier (Regne animal. Ed. 2. t. II. p. 17.) im Allgemeinen folgende. Die hieher gehörigen Thiere erreichen in der Regel eine bedeutende Größe, der Schwanz iſt zuſammengedrückt, an den vordern Füßen fünf, an den hintern nur vier Zehen, von welchen an jedem Fuße nur die drei innern mit Klauen verſehen ſind, alle mehr oder weniger durch eine Schwimmhaut verbunden; in jeder Kinnlade nur eine Reihe ſpitziger Zähne; die fleiſchige, platte Zunge iſt bis nah an den Rand verwachſen, kann deshalb nicht vorgeſtreckt werden und hat aus dieſem Grunde den Alten Veranlaſſung zu der Fabel gegeben, daß ſie gänzlich mangele; die männliche Ruthe einfach, der After eine Längenöffnung bildend; Rücken und Schwanz ſind mit großen, hornartigen, ſehr ſtarken, in der Mitte kielförmig erhöhten Schildern bedeckt, und über den Schwanz läuft ein gezahnter, an der Baſis doppelter Kamm. Die Bauchſchilder ſind viereckig, dünn

1) Dieſer griechiſche Name kam urſprünglich einer in Griechenland einheimiſchen Eidechſe zu, ward aber ſpäter von den Griechen dem Nilcrocodil beigelegt. *Herodot.* lib. II.

Digitized by Google

und glatt. Die halbmondförmigen Naſenlöcher ſtehen am Ende der Schnauze auf deren Oberſeite, können durch Klappen geſchloſſen werden, und von ihnen geht ein langer, ſchmaler Kanal durch Gaumen- (os palatinum) und Keilbein (os sphenoideum), der ſich hinten in der Mundhöhle öffnet. — Die Unterkinnlade verlängert ſich nach hinten über den Schädel hinaus, und es gewint hienach das Anſehen, als ſey die obere Kinnlade beweglich, wie auch die Alten glaubten, doch bewegt ſie ſich nur mit dem ganzen Kopfe [2]). — Das äußere Ohr iſt durch zwei Klappen verſchließbar. Das Auge iſt außer den beiden Liedern, auch noch mit einer Nickhaut verſehen. Unter der Kehle finden ſich zwei kleine, zu Drüſen führende Öffnungen, aus welchen eine ſtark nach Moſchus riechende Fettigkeit abgeſondert wird. — Die Halswirbel ſtützen ſich durch kleine falſche Rippen auf einander, durch welche letztere die Seitenbewegung des Kopfs erſchwert wird. — Von allen Sauriern ſind die Crocodile die einzigen, denen die Schlüſſelbeine fehlen, aber die rabenſchnabelförmigen Fortſätze (processus coracoides) legen ſich, wie bei den andern an das Bruſtbein an. Außer den wahren und falſchen Rippen finden ſich noch andere, welche den Unterleib ſchützen, ſie reichen nicht bis an das Rückgrat herauf und ſcheinen durch eine Verknöcherung der Sehnen der geraden Bauchmuskeln entſtanden zu ſeyn. — Die Lungen erſtrecken ſich nicht bis in den Unterleib; Muskelfaſern, welche an dem Theile des Peritoneums ſitzen, welcher die Leber umhüllt, geben eine Art von Zwerchfell ab, durch welches, ſowie durch das dreikammerige Herz, in welchem das Blut, welches aus der Lunge komt, ſich mit dem des Körpers nicht ſo vollſtändig wie bei andern Reptilien vermiſcht, die Crocodile ſich in ihrer Organiſation einigermaßen den Thieren mit warmen Blute nähern. — Die Paukenhöhle (Cavitas tympani) und die apophyses pterygoides derſelben ſind, wie bei den Schildkröten, mit dem Schädel verbunden.

Die Crocodile waren ſchon den älteſten Schriftſtellern ziemlich genau bekant, denn das Nilcrocodil ward ja in Ägypten göttlich verehrt. Ob ſie aber wirklich ſchon zwei Arten unterſchieden, darüber ſind die Meinungen getheilt, und es iſt dies auch wirklich ziemlich gleichgiltig. Wichtiger für die Geſchichte der Gattung ſind die ſpätern Schriftſteller. Linné führte blos eine einzige Art auf, ſeine Lacerta Crocodilus, obgleich ſchon ſein Zeitgenoſſe Gronovius das eigentliche Crocodil, das amerikaniſche, das aus dem Ganges und ein viertes aus Ceylon unterſchied. Auch Laurenti führte vier Arten auf, vergaß aber des Gavials und Adamſon's ſchwarzen Crocodils zu gedenken. Gmelin (*Linnéi* Syst. Nat. ed. 13.) führte drei Arten auf, Lac. Crocodilus, Gangetica und Alligator (der Caiman), ebenſo viele zählte Bonnaterre. Auch Lacépède beſchrieb nicht mehr als vier Arten. Schneider bezeichnete neun Arten, von denen indeſſen einige doppelt aufgeführt. Erſt durch G. Cuvier kam Licht in das Chaos der Crocodil-Arten. Er unterwarf alle ihm zu Gebote ſtehenden Exemplare einer vergleichenden Unterſuchung (Annales du Museum d'hist. nat. X. p. 1. [1807]), berichtigte die eingeſchlichenen Irrthümer früherer Syſtematiker und zählte zwölf Arten auf, welche er in ſeinem neueſten Werke (Le regne animal. ed. 2. tom. II. p. 17. [1829]) nicht weiter vermehrt, ſondern nur die zweifelhaften Arten Geoffroy's und anderer um der Vollſtändigkeit willen mit angeführt hat. Bory de St. Vincent, dieſe alle annehmend (Dictionaire class. d'hist. nat. V. Art. Crocodile), ſteigert die Anzahl der Arten bis auf 16, ohne der neuen Art Spix's (fissipes) zu gedenken.

Die Crocodile ſind die größten Eidechſen-Arten, wie weiter unten erhellen wird, ſie zeichnen ſich von allen namentlich durch die Bekleidung ihrer Haut mit hie und da vereinzelt ſtehenden Schildern aus, deren Stand, Reihung und Zahl ſich als eines der wichtigſten Merkmale zur Unterſcheidung der Arten gezeigt hat. Zur Unterſcheidung der Gattungen dienen vorzugsweiſe auch die Zähne und namentlich die Eigenthümlichkeit, daß manche der Unterkinnlade dergeſtalt in Lücken der Oberkinnlade paſſen, daß ſie bei geſchloſſenen Kiefern gar nicht ſichtbar ſind. Wie bei den Reptilien überhaupt, ſo dienen auch bei den Crocodilen die Zähne blos zum Erfaſſen und Halten der Beute. Sie haben keine eigentlichen Wurzeln, vielleicht mit Ausnahme der jüngern, noch nicht gewechſelten (vergl. unten C. Sclerops), ſie ruhen mit der Baſis ihres Schafts auf dem Rande der Zahnhöhle, aus welcher ſie hervortreten, ſind im allgemeinen kegelförmig und ſitzen blos in den Kiefer- und Gaumenbeinen. Merkwürdig ſind ſie noch dadurch, daß zum Behuf des Wechſelns anfangs immer zwei, wie Tuten, in einander ſtecken, ja Retzius (Animadv. circa Crocod. Lund. 1797. p. 12.) will deren ſogar drei gefunden haben. Nach Cuvier (Annal. du Mus. d'hist. nat. XII. p. 11.) bleibt die Anzahl der Zähne ſich in jedem Alter gleich, d. h. das Junge aus dem Ei kriechende hat deren ebenſo viel, als das Erwachſene von zwanzig Fuß Länge, nur mit dem Unterſchiede, daß allenfalls die hintern etwas durch das Zahnfleiſch verdeckt ſind. Die Art, wie die Zähne ſich beim Wechſel erzeugen, weicht von der bei den Säugethieren in mehrfacher Hinſicht ab. Die Zahnkapſel nämlich, in der ſich die erſte kleine Schale des Wechſelzahns erzeugt, iſt nicht wie bei jenen, in einem eigenen Fache im Innern des Kieferknochens eingeſchloſſen, ſondern ſie ſproßt gewiſſermaßen aus dem Grund der Höhle desjenigen Zahns, den ſie erſetzen ſoll. Dieſe kleine Hülſe befindet ſich Anfangs an der innern Seite der Wurzel des bereits vorhandenen Zahns, ſie verurſacht hier eine Ausrandung, nimt immer an Ausdehnung zu, dringt endlich in die Höhlung des vorhandenen Zahns und zerſtört den in demſelben befindlichen markigen Kern, welchem jener ſein Wachsthum verdankte. Deswegen findet man bei den Crocodilen dergleichen mehr oder weniger entwickelte, junge Zähne auch in jedem Alter. Ein ſolcher Zahnwechſel ſcheint öfters ſtatt zu finden und iſt wol die Veranlaſſung, daß die Crocodile immer friſche und ſpitzige Zähne haben, welche bei den alten ebenſo wenig abgenutzt ſind, als bei den jungen. In Folge dieſer Art des Wachsthums ſieht man manchmal den jungen Zahn noch von Ringen des

2) Siehe die genauern Angaben dieſes Mechanismus weiter unten.

Digitized by Google

ältern, durch ihn abgeſprengten und verdrängten umgeben und findet dies ſogar bei foſſilen Schädeln.

Was die Skelettbildung der Crocodile betrifft, ſo gedenken wir nur des beſonders Merkwürdigen derſelben.

Der eigentliche Schädel iſt im Vergleich mit dem ganzen Kopfe unverhältnißmäßig klein, ſeine Höhle unmittelbare Fortſetzung des Wirbelkanals; das Hinterhauptloch, mit einem einfachen, untern Gelenkhöcker verſehen, liegt an der hintern, gerade abgeſtutzten Fläche des Hinterhauptes. Die Scheitelbeine (Stirnbeine! Geoffroy's) ſind zu einem Stücke verwachſen, und neben denſelben führen zwei runde Öffnungen zu den Schläfenhöhlen, welche durch einen Jochbeinfortſatz von den Augenhöhlen geſchieden ſind. Das Stirnbein iſt nur eine einfache Platte. Am Keilbein, deſſen vorderes Stück vom hintern geſchieden iſt und in die Augenhöhlen hereinragt, finden ſich große und kleine Flügelfortſätze, und ſeine Processus pterygoidei ſind ſehr breit, legen ſich an die vordern Gaumenbeine und bilden eine breite Platte, in welche ſich unten der ſehr lange Naſenkanal nach hinten öffnet. Von den Schläfenbeinen erſcheint auf der obern Schädelfläche nur ein kleiner Theil als Schuppenbein (pars squamosa), ein ebenſo kleiner umſchließt, als Felſenbein (pars petrosa), die Gehörknochen; der größere Theil, nach unten und hinten gerichtet, dient zur Aufnahme des Unterkiefers. Die Antlitzknochen ſind bei jüngeren Individuen kürzer, bei erwachſenern mehr in die Länge gezogen. Sie beſtehen aus folgenden einzelnen Knochen. Als Siebbein erſcheinen zwei Knochenſtücke unter der vorderſten Spitze des Stirnbeins, welche einen Ring für den Durchgang des Riechnerven bilden. An dieſen ſtoßen nach außen die Thränenbeine mit dem Thränenkanal. Nach vorn reihen ſich die breiten mit den Zähnen beſetzten Oberkiefer und Zwiſchenkiefer an, ſowie die Naſenknochen. An der Spitze des Oberkiefers oben ſteht die vordere Öffnung des engen und langen Naſenkanals, welcher etwas weiter nach hinten durch zwei dünne, röhrenförmige Knochen in zwei Kanäle getheilt wird, welche nach unten durch die Gaumenbeine geſchloſſen ſind, die nach hinten an die ſchon erwähnten processus pterygoidei (interni) ſtoßen. Die Jochbeine endlich umgeben nach unten die Augenhöhlen, verbinden ſich nach vorn mit dem Thränenbein, nach hinten mittelſt dreier Fortſätze mit dem Scheitel-, Schläfen- und hintern Gaumenbein. — Der Unterkiefer, welcher bei den erwachſenern Individuen faſt ſo groß iſt, als der Oberkiefer, beſteht aus zwei Äſten, die wieder aus mehren (6—7) Knochenſtücken zuſammengeſetzt ſind, und hat hinter ſeiner Gelenkfläche einen ſtarken, faſt hakenförmigen Fortſatz. — Der Knochenbau des Crocodilkopfs iſt beſonders auch noch in der Hinſicht merkwürdig, weil er in mehrem Betracht bedeutend von dem der andern Eidechſen abweicht. — Was das übrige Skelett der Crocodile betrifft, ſo zählt man an ihnen ſieben Halswirbel [3], zwölf Rücken-, fünf Lenden-, zwei Kreuz- und dreißig bis ſechsunddreißig Schwanzwirbel. Dieſe letztern haben an ihrer untern Fläche einen nur durch Knorpel angehefteten Dornfortſatz. Die breiten Querfortſätze der Kreuzwirbel dienen zur Unterſtützung der Hüftbeine. Von den zwölf Paar Rippen ſind die vier erſten mit zwei Äſten in zwei Querfortſätze der Wirbel eingelenkt. Die beiden erſten und letzten Paare ſind falſche Rippen, indem ſie nicht mit dem Bruſtbeine verbunden ſind, dies letztere dagegen verlängert ſich bis zu den Schambeinen, und hat fünf Paar cylindriſche Knorpelbogen, welche die Vorderfläche des Bauchs unterſtützen. — Der Oberarmknochen iſt faſt wie beim Menſchen gebildet, Handwurzelknochen ſind vier, Mittelhandknochen finden ſich fünf, der Daumen hat zwei, der zweite Finger drei, der dritte und vierte vier, der fünfte Finger nur drei Glieder. — Was das Becken betrifft, ſo legt ſich das Darmbein mit einem breiten Rande an die Kreuzwirbel; das Sitzbein, faſt wie ein Schlüſſelbein geſtaltet, ſchließt mit dem der andern Seite die Vorderwand des Beckens. Das Schambein aber, mit dem Sitzbeine nur beweglich verbunden, nimt das hintere Ende der knorpeligen Bauchrippen auf. — Als Fußwurzelknochen finden ſich außer dem Ferſen- und Springbeine noch drei Knöchelchen. An dem innerſten Mittelfußknochen ſtehen zwei, am zweiten drei, am dritten und vierten vier Zehenglieder. — Was das Gehirn und Nervenſyſtem der Crocodile betrifft, ſo fand Carus (Zootom. S. 215) ſie in einem jungen Crocodile bedeutend groß, das kleine Gehirn war mehrmals in die Quere gefaltet, und unter demſelben *zeigten* ſich deutliche kleine Ganglien am Urſprunge des *Hörnerven* zu beiden Seiten der vierten Hirnhöhle. Nach demſelben Anatomen ſcheint das Hirn bei den Crocodilen, wie überhaupt bei den Amphibien, früher zu wachſen aufzuhören, als der geſamte Körper, indem er auch bei ſehr großen Crocodilen die Schädelhöhle doch nicht bedeutend geräumiger fand, als bei kleinen, wo ſie das Hirn äußerſt genau umſchloß. — In Bezug auf die Sinneswerkzeuge iſt beſonders die Entwickelung des Gehörorgans zu bemerken. Es findet ſich nämlich an dem genau von Knochen umſchloſſenen, mit drei kreidenartigen Kronen verſehenen Labyrinth deutlicher, als in andern Eidechſen, ein unterer, vorwärts gebogener Anhang, deſſen Inneres durch eine Querwand in zwei Gänge geſchieden iſt, von welchen der eine in den Vorhof, der zweite mittelſt eines kleinen, durch Häute verſchloſſenen Lochs in die Paukenhöhle mündet; welcher Anhang nach Lage, Bildung und Öffnung als erſte Anlage einer Schnecke zu betrachten iſt. Das Trommelfell iſt aufwärts gerichtet. Beſonders ausgezeichnet iſt aber die Entwickelung einer Art von äußerm Ohr, in Geſtalt zweier fleiſchiger Lippen. — Das Auge der Crocodile iſt noch durch eine beſondere Nickhaut, oder drittes Augenlied, im vordern Augenwinkel befindlich, beſchützt, welches mittelſt eines beſondern, um den Augapfel laufenden Muskel über jenen gezogen werden kann. Die Pupille iſt eine ſenkrechte Spalte und die Ciliarfortſätze ſind ſchön entwickelt. — Was die Verdauungswerkzeuge (im weitern Sinne) der Crocodile betrifft, ſo finden ſich in dieſer Hinſicht manche Merkwürdigkeiten bei denſelben. Von den Zähnen und den Kieferknochen war

3) Vergl. hierüber die intereſſanten Nachweiſungen in Carus von den Urtheilen des Knochen- und Schalengerüſtes. Leipz. 1828. fol. S. 141 folg., und Huſchke in Iſis (Okens) 1825. S. 1105. — Davon hier ein Mehres beizubringen, würde zu weit führen.

Digitized by Google

ſchon oben die Rede, weshalb dieſe hier übergangen worden. Der Zungenknorpel iſt mit einem platten, ſchildförmigen Körper und zwei größern Seitenäſten verſehen, die Zunge ſelbſt iſt ſehr groß und füllt faſt den ganzen Raum zwiſchen den Äſten des Unterkiefers aus, iſt auf dem Boden der Mundhöhle aufgewachſen und mit einer derben, rautenförmig-gefurchten Haut überzogen, hinterwärts aber in einem freien, querlaufenden, die Stimmritze zum Theil bedeckenden Rändchen geendigt. Carus will auch eine Art von Gaumenſegel, doch ohne Uvula bemerkt haben (Zootomie S. 372). Beſonders merkwürdig iſt aber die Art, wie die Crocodile ihre Kiefern bewegen, obwol die Unterſuchungen darüber noch nicht als abgeſchloſſen betrachtet werden können Wir haben oben ſchon der Meinung der Alten über dieſen Gegenſtand gedacht, einer Meinung, welche, wie Geoffroy gezeigt hat (Annales du Mus. d'hist. nat. II. p. 40 folg.), von den Neuern ohne genügenden Grund ganz verworfen worden iſt. In der That iſt auch, wie dieſer Anatom bemerkt, der Kopfbau des Crocodils ganz paradox, im Vergleich mit dem Kopfbau anderer Thiere; denn die Theile, welche ſonſt ſeitlich zu liegen pflegen, wie die Wangen und die Organe, welche die Kiefern bewegen, ſind bei den Crocodilen ganz nach hinten gedrängt, und man kann mit einigem Rechte ſagen, daß ihr Schädel eigentlich nur aus zwei Kiefern beſteht. Weitere Abweichungen finden in der Hinſicht ſtatt, daß 1) die Unterkinnlade um ein Sechstheil länger iſt, als die obere mit dem Schädel; 2) daß die Unterkinnlade eine Gelenkhöhle mit doppelter Abflachung zeigt, in welcher die Fortſätze des Schläfenbeins gliedern; 3) daß der Gelenkkopf des Hinterkopfs mit den vier Gelenkköpfen der Schläfenbeine in einer Linie liegt, und daß 4) die beiden Kiefern gar keine Seitenbewegung haben. Was man endlich äußerlich für den eigentlichen Schädel zu halten meinen dürfte, auf die Wölbung achtend, welche bei andern Thieren den Schädel verräth, ſo beſteht dieſelbe nur in Muskeln, welche ſehr umfangreich ſind. Nun biegen aber die ſtarken, an der ſeitlich faſt unbeweglichen Halswirbelſäule befeſtigten Muskeln den Kopf in einen Winkel von 45° in die Höhe, und dieſe Biegung wird noch durch die ſehr dünne Haut unterſtützt, welche die Verbindungsſtelle des Schädels mit dem Halſe bedeckt und ausnehmend dünn und biegſam iſt, dagegen die Unterkinnlade von einer runzeligen, wenig biegſamen Haut umſchloſſen iſt. Wenn man aber nun auch eine Muskelkraft vorausſetzt, die im Stande wäre, die Unterkinnlade nach unten zu ziehen, ſo würde dabei doch ſchon die Haut hinderlich ſeyn. Außerdem iſt die Unterkinnlade auch in dieſer Bewegung noch durch ihren hintern Theil gehemt, denn ihr langer Fortſatz hinter dem Gelenke bewegt ſich dann in einem Bogen gerade an der Stelle, wo ein ſtarkes Schild das Aufſteigen des Fortſatzes dergeſtalt hindert, daß es faſt, obwol nicht ganz unmöglich wird. Übrigens ſind blos zwei ſchwache Muskeln zum Niederziehen der Unterkinnlade beſtimt. — Der Magen des Crocodils iſt groß und kugelich, und in der Gegend des nahe am Magenmunde befindlichen Pförtners läßt ſich eine eigene kleinere Abtheilung unterſcheiden. Der Dünndarm iſt, nach Cuvier, oberwärts auf ſeiner innern Fläche mit kleinen Zotten, unterwärts mit einer Drüſenſchicht bekleidet. — Was die Reſpirations- und Stimmorgane der Crocodile betrifft, ſo öffnet ſich der Kehlkopf in eine Längsſpalte, welche weit hinten liegt und vom Zungenrande etwas bedeckt wird. Vorn zeigt ſich am Kehlkopfe eine große, ſpitzige Knorpelplatte, als Spur eines Schildknorpels. Die Lungen, doppelte, zellige Säcke, liegen nicht ſo weit nach hinten, über die Leber herab, wie bei andern Gattungen der Reptilien, ſondern mehr im Thorax. Höchſt merkwürdig iſt aber noch ein eigenthümlicher Athmungsmechanismus. Aus der Peritonalhöhle gehen nämlich zwei Kanäle gerade in die Cloake, und da ſie keine Klappen haben, ſo kann durch ſie jede Flüſſigkeit aus der Bauchhöhle und in dieſe hinein treten. Bei dem männlichen Crocodile gehen von dieſen Kanälen noch zwei Zweige, jederſeits einer, an die Ruthe und endigen blind unter der Eichel. Über den Zweck dieſer Kanäle ſpricht ſich Geoffroy, der Entdecker derſelben [4]), folgendermaßen aus [5]): „Das Crocodil beſitzt eine Lunge, welche viel vollkommener iſt, als die irgend eines andern Reptils, indeſſen wird die Energie dieſes Thiers durch den Lungenathmungsprozeß nur wenig geſteigert. Auf dem Lande, wo nur dieſer ſtatt findet, iſt es furchtſam, ſeinen Kräften gleichſam mistrauend; es fühlt, daß dieſelben ſeiner Wildheit nicht entſprechen würden. Aber im Waſſer wird es ſogleich ein ganz anderes Thier; ſeine Energie iſt außerordentlich, ſein Schwimmen reißend. In dieſem Elemente entwickelt es das Feuer und die Kraft des Löwens, alle Energie eines Thieres, welches mit einer ſehr vollkommenen Reſpiration begabt iſt. Alle Lebenskraft, alle Muskelthätigkeit hängt aber vom Athmen und deſſen Wirkungen ab. Indeſſen kann das Crocodil eine ſolche Steigerung ſeiner Activität nicht durch den Lungenathmungsproceß erreichen, welcher eines Theils zu einem ſolchen Zwecke nicht vollkommen genug organiſirt iſt, auf der andern Seite aber im Waſſer eine Unterbrechung erleidet. Hier treten nun die Hilfsorgane in Function — und das Crocodil athmet im Waſſer mittelſt einer Organiſation, welche derjenigen der Holothurien ſehr ähnlich iſt, indem alle Blutgefäße des Unterleibes zu den Wirkungen des Athmungsproceſſes mit beitragen müſſen. Durch die gedachten beiden Kanäle tritt Waſſer in die Bauchhöhle. Wie wir ebenfalls oben ſchon geſehen haben, beſitzt das Crocodil, außer dem eigentlichen Bruſtbeine, auch ein anderes am Unterleibe, jeder dieſer Knochen mit ſeinen Muskeln wirkt aber ſeinerſeits bei dem Athmungsproceß, das eigentliche Bruſtbein auf dem Lande, das am Bauche liegende im Waſſer. Ohne die Entdeckung dieſer Kanäle konte man die Gewohnheiten des Crocodils nicht begreifen, es entwickelte im Waſſer die Activität eines warmblütigen Thieres, und bis jetzt wußte man doch nicht, wie dies zuging, da man eine Organiſation, bei welcher dies möglich, nicht kante. Die Peritonalkanäle vertreten hier gewiſſermaßen die Stelle einer zweiten Luftröhre, indem ſie das Reſpirationselement in eine andere Art von Reſpirationshöhle führen." — Offenbar

4) Annales des Sc. nat. XIII p. 151. 5) Cours de l'histoire naturelle des Mammifères. Paris 1829. Leçon III. p. 28.

wird auf dieſe Weiſe der Zweck des Athmens erfüllt, und man darf annehmen, daß hier ſchon eine Art von Waſſerathmung ſtatt findet und das Blut den nöthigen Sauerſtoff aus dem Waſſer aufnimt. (Vergl. auch Carus Zootomie S. 562). — Die Leber iſt, der Form nach, der menſchlichen ähnlicher, als die anderer Reptilien; die Gallenblaſe liegt an der concaven Fläche derſelben, und Gallenblaſengang und Lebergang ſenken ſich theils getrent, theils verbunden, in den Darmkanal; die kleine längliche Milz liegt am Grunde des Magens. — Die Bauchſpeicheldrüſe fand Carus zwiſchen den Blättern des Gekröſes an der erſten Krümmung des Darmkanals, und den Ausführungsgang bemerkt Cuvier als doppelt. — Die Nieren ſind, wie bei den Schlangen, doch in weniger deutliche Lappen getheilt. — Was das Gefäßſyſtem betrifft, ſo iſt das Herz am Herzbeutel durch ein ſehniges, von der Spitze ausgehendes Band befeſtigt. Die Herzkammer iſt, nach Cuvier, in drei anaſtomoſirende Zellen getheilt, dergeſtalt, daß das Blut der Hohlvenen aus der rechten Herzkammer in die zwei rechten, untern, verbundenen Herzzellen trit, aus welchen die Lungenarterie und die linke abſteigende Aorte entſpringt, dagegen das Lungenvenenblut aus der linken Vorkammer in die linke obere, von den vorigen mehr abgeſonderte Herzkammer ſich ergießt, aus welcher der rechte Aorten-, Karotiden- und Axillararterienſtamm entſpringe. — Den Chylus ſah Hewſon weiß, da er bei andern Reptilien waſſerhell angetroffen wird. — Hinſichtlich der Geſchlechtsorgane findet man Nebenhoden und eine einfache Ruthe. — Über die Entwickelung der Crocodile im Ei ſind noch keine Unterſuchungen vorhanden, doch bemerkt Carus, daß er bei einem jungen, wahrſcheinlich erſt aus dem Eie geſchlüpften Crocodile den Dotterſack noch ſehr groß und gefüllt in der Bauchhöhle liegend und deutlich mit einer Darmwindung verwachſen fand. —

Die Crocodile leben im Allgemeinen nur am und im Süßwaſſer, ob man gleich behauptet, daß ſie auch ins Seewaſſer gehen. Sie halten ſich an großen Bächen, Flüſſen, Strömen, Seen u. ſ. w. auf, und bringen die meiſte Zeit im Waſſer zu, meiſt ſo darin liegend, daß nur die Schnauzenſpitze und die Augen über den Waſſerſpiegel hervorragen. Außerdem ruhen ſie auch am Ufer auf trocknen Stellen, oder auch auf Steinen und Felſen über der Waſſerfläche. Beſonders ſonnen ſie ſich gern nach eingenommenem Fraß. In der heißen Zone und in weniger menſchenreichen Gegenden ſind ſie oft ſo zahlreich, daß man kaum begreift, wo ſie ihre Nahrung hernehmen. In den kältern Zonen, oder in denjenigen, welche eine Art von Winter, die ſogenante Regenzeit, haben, ſollen die Crocodile während deſſelben ſchlafen, wenigſtens verſichert Humboldt dies vom Crocodil am Orinoco. Auf dem Lande ſollen die Crocodile, wenigſtens die erwachſenen, langſam und unbehilflich ſeyn, und ſchon den Alten war es bekant, wie ſchwer ihnen das Umwenden wird. Ihre Verbreitung beſchränkt ſich auf die heißen Zonen, zwiſchen den Wendekreiſen und nur wenige Grade weiter nördlich. Sie ſollen im Allgemeinen in den bewohnten Gegenden weniger wild und gefährlich ſeyn, ob es gleich viele Ausnahmen von dieſer Regel geben möchte.

Die Nahrung der Crocodile iſt animaliſch, doch verſchlingen ſie auch Kieſel und andere Steine in Menge, vielleicht zur Beförderung der Verdauung. Sie ſind ungeheuer gefräßig und raubſüchtig, und verſchonen ſelbſt den Menſchen nicht, der ihnen nicht ſelten zur Beute wird. Außerdem werden ſie den Säugethieren gefährlich, welche die von ihnen bewohnten Waſſer zu durchſchwimmen haben oder in denſelben tränken. Sie verſchmähen aber auch todte Thiere und deren Theile nicht. Nähere Angaben hierüber kommen bei den einzelnen Arten vor.

Was die Fortpflanzung der Crocodile betrifft, ſo ſoll bei der Begattung das Weibchen auf dem Rücken liegen. Es legt dann ſeine Eier an ſonnige Stellen, ſcharrt ſie etwas ein und bewacht ſie, wie Rüppell wenigſtens vom Nilcrocodile, Audubon vom Alligator erzählt. Zur Zeit der Brunſt erhöht ſich der Moſchusgeruch der Männchen. Eier und Junge ſind vielen Gefahren ausgeſetzt; jene werden von mehren Thieren aufgeſucht und ausgeſoffen, auch von Menſchen benutzt; dieſe werden von größern Fiſchen u. ſ. w. verfolgt. Sie ſollen ſehr langſam wachſen, ſo, daß gefangene in zwei Jahren von 6 Zoll erſt zu 20 Zoll heranwuchſen. Man ſchreibt deswegen dem Crocodile ein ſehr langes Leben zu. Wenn eigentlich ſein Wachsthum in Bezug auf Fortpflanzung vollendet, iſt noch unbekant; ebenſo weiß man nicht, ob es nach dieſer Periode noch fortwächſt, was faſt annehmbar ſcheint, wenn die Angabe der Alten von 50 Fuß langen Crocodilen richtig iſt, wie wohl zu glauben, denn da es von dieſer Größe jetzt keine mehr gibt, ſo müßten die jetzigen, im gedachten Sinne, lauter unausgewachſene und alſo zur Fortpflanzung untüchtig ſeyn, was nicht der Fall iſt.

Von dem Nutzen der Crocodile iſt wenig zu ſagen. Von den alten Ägyptern wurden ſie göttlich verehrt (ſiehe den Art. Suchus). Der König von Saba, in Afrika, ſoll zur Pracht Crocodile in Teichen ernähren. Unter Kaiſer Auguſt wurden ſie mit bei den Thiergefechten gebraucht. In ihren Eingeweiden will man auch Bezoare gefunden haben. Die Berber und die ſüdamerikaniſchen Wilden eſſen ihr Fleiſch, deswegen und wegen ihres Schadens wird überall auf dieſe Thiere Jagd gemacht. Der letztere ergibt ſich aus ihrer Nahrung und wird deſſen, ſowie des Fangs bei den einzelnen Arten gedacht werden.

Zu leichterer Überſicht und bei den auffallenden Verſchiedenheiten der einzelnen Arten hat Cuvier dieſelben in drei allgemein angenommene Untergattungen zuſammengeſtellt.

I. Gavials (Gavialis *Oppel*.). Die Schnauze iſt dünn und ſehr in die Länge gezogen; die Zähne faſt gleich groß; die vierten der Unterkinnlade liegen bei geſchloſſenen Kiefern nicht in Höhlen des Oberkiefers, ſondern nur in Ausrandungen deſſelben; die hintern Füße ſind am äußern Rande gezähnelt, und die Schwimmhaut derſelben reicht bis an die Zehenſpitzen; in dem Schädel ſtehen hinter den Augen zwei große Löcher, deren Vorhandenſeyn man durch die Haut hindurch bemerkt. Die Arten finden ſich nur auf dem alten Continent.

Digitized by Google

II. Eigentliche Crocodile (*Crocodilus, Cuvier, Oppel. Champse, Merrem*). Die Schnauze iſt länglich und platt, die Zähne ſind ungleich, die vierten der untern Kinnlade liegen bei geſchloſſenen Kiefern in Ausrandungen der obern Kinnlade; übrigens kommen ſie in allen Kennzeichen mit den Arten der vorigen Untergattung überein und finden ſich ſowol auf dem alten als neuen Continent.

III. Caimans (Alligator, *Cuvier* et aliorum). Die Schnauze iſt breit, ſtumpf, die Zähne ſind ungleich und die vierten der Unterkinnlade treten bei geſchloſſenen Kiefern nicht in Ausrandungen, ſondern in eigentliche Zahnhöhlen der Oberkinnlade; die Füße ſind nur halbe Schwimmfüße und am Rande ungezähnt. Mit Sicherheit kann man ſie nur in Amerika verbreitet annehmen. — Wir laſſen nun nach dieſer Eintheilung die Arten folgen.

I. Gavials.

1) C. gangeticus *L.* [6]. Das Gangescrocodil, der große Gavial. — Kennzeichen: der Schwanz iſt ſo lang als der Körper, im Genick ſtehen ſechs Schilder, im Nacken drei Reihen Querſchilder, eine große knorpelige Vorragung umgibt die Naſenlöcher, nach hinten ſich ziehend. — Dieſe Art iſt nicht die einzige im Ganges, wie der Name vermuthen läßt. Es gibt in dieſem Fluſſe auch andere, welche dem gemeinen Crocodile ähnlich ſind, was ſchon die Alten wußten, denn Älian (Lib. XII. cap. 41.) ſagt: „der Ganges ernährt zweierlei Arten von Crocodilen, von denen die eine ſanfter, die andere grauſamer Natur iſt.“ Und wirklich lebt der Gavial nur von Fiſchen, und ob er gleich eine bedeutende Größe erreicht, ſo wird er doch den Menſchen nie gefährlich. Von Fichtel [7], welcher beide Arten im Ganges beobachtete, verſicherte dies, wenigſtens Cuvier, als Thatſache. Der Gavial ſcheint ſich aber nicht blos im Ganges, ſondern auch in den benachbarten Flüſſen aufzuhalten. — Die Schnauze deſſelben iſt faſt cylindriſch, gegen das Ende etwas aufgeſchwollen, an der Baſis erweitert. Dieſe Erweiterung findet noch ganz eigenthümlich am Kopfe, beſonders nach hinten ſtatt; der Querdurchmeſſer iſt 2 und $\frac{2}{3}$ Mal in der ganzen Länge enthalten, aber die Länge des Schädels, vom vordern Rande der Augenhöhlen gemeſſen, iſt 4 und $\frac{3}{4}$ Mal in der ganzen Länge enthalten. Die obere Knochenplatte, hinter den Augenkreiſen, bildet ein rechtwinkeliges Viereck, welches um $\frac{1}{5}$ breiter, als lang iſt. Die Augenhöhlen ſind mehr breit als lang, und der Raum, welcher ſie trent, iſt breiter, als ſie ſelbſt. Die Löcher im Schädel ſind größer, als an irgend einer andern Art, ſelbſt größer als die Augenhöhlen, und wie dieſe mehr breit als lang. Sie werden ſelbſt gegen den Grund kaum enger. Die Länge der Schnauze verhält ſich zum Körper wie 1 zu 7$\frac{1}{2}$. Cuvier zählt im Unterkiefer auf jeder Seite 25 Zähne, im obern 28, im Ganzen alſo 106. Hinter dem Kopfe befinden ſich nur zwei kleine Schilder, dann kommen vier Querreihen, welche in die des Rückens übergehen. Alle dieſe Schilderreihen finden ſich ebenſo bei der folgenden Art [8].

Über das Gangescrocodil gibt Abel Clarke einige eigenthümliche Bemerkungen (Edinburgh Journal of Science. Avril 1828. p. 339). Er hatte Gelegenheit, ein ſchon einige Tage todtes Exemplar von 18 Fuß Länge zu unterſuchen. Die Eingebornen nanten es Cummeer. Die Beſchreibungen der bis jetzt bekanten Arten wollten nicht recht paſſen. Die zwei innern Zehen der Vorderfüße waren ganz frei, ſowie die innere Zehe der Hinterfüße. Iſt Clarke's Beobachtung richtig und nicht vielleicht dieſer Umſtand ein Werk des Zufalls (die Fäulniß könte die Schwimmhaut zerſtört haben), ſo hätten wir nicht allein eine neue Art, ſondern die Kennzeichen der ganzen Familie unterlägen einer Veränderung. — Übrigens fanden ſich im Magen dieſes Individuums die Reſte des Körpers einer Frau mit einigem Putze, eine ganze Katze und die Reſte eines Hundes und eines Schöpſes.

2) C. tenuirostris *Cuvier* [9]; der kleine, der dünnrüſſelige Gavial. — Kennzeichen: Der Schwanz mißt nur drei Viertheile der Körperlänge, im Genick und im Nacken zwei Paar Schilder. — Der Schädel iſt in Beziehung auf die Schnauze länger und ſchmäler, als beim großen Gavial. Die Länge des Schädels, von den vordern Rändern der Augenhöhlen gerechnet, iſt blos 3 und $\frac{1}{3}$ Mal in der ganzen Länge enthalten. Die obere Platte des Schädels hinter den Augenhöhlen iſt ſo lang als breit; die Augenhöhlen ſind mehr lang als breit, im Verhältniß zum Kopfe größer, als bei der vorigen Art und durch einen ſchmälern Raum, als jede von ihnen, getrent. Die Löcher im Schädel ſind mehr lang, als breit und in ihrem Grunde ſehr verengt. — An Zähnen findet ſich ein Paar mehr oder weniger, oben und unten bei verſchiedenen Exemplaren, ihre wahre Anzahl mag aber wie bei voriger Art ſeyn. Die Länge der Schnauze verhält ſich zu der des Körpers wie 1—7; ſie iſt folglich länger, als bei dem großen Gavial. Dieſer Punkt widerſpricht der, ſonſt nicht ganz abzuweiſenden Annahme, daß dieſer Gavial nur Altersverſchiedenheit der vorigen ſey; denn die Schnauze verlängert ſich mit zunehmendem Alter durch die Entwickelung der Zähne. Hinter dem Schädel ſitzen zwei Paar ovale Schilder, dann kommen vier Querreihen; die erſte von zwei großen, die zwei folgenden von zwei großen und zwei kleinen, die vierte von zwei großen Schildern; dieſe ſtößt unmittelbar an die Rückenreihen. Alle Schilder haben gleichförmige, wenig erhabene Keile. Die

---

6) Ed. *Gmelin*, Lacerta gangetica p. 1057, mit Ausſchluß der Syn. von Adamſon und Seba. — Lac. Crocodilus, *Edwards* Philos. Trans. t. 49. pl. 19. — Gavial *Lacépède* Quadr. ovip. pl. 15. (mittelmäßig). — Dieſer Schriftſteller hat zuerſt den indiſchen Namen Gavial in die Wiſſenſchaft eingeführt. — Crocodile du Ganges. *Faujas de St. Font* Hist. nat. du mont St. Pierre. t. 46. 47 (ſehr gut). — Croc. longirostris, *Schneider* Hist. Amph. II. 160. — C. gangeticus, *Cuvier* Ann. d. Mus. d'hist. nat. X. pl. 1. f. 2. 10. (grand Gavial, pl. 2. f. 11. (grand Caiman). — *Oppel etc.* Naturgeſchichte der Amphibien. S. 14.

7) Reiſender für das öſtreichſche Naturalienkabinet; ein ſehr thätiger Samler, deſſen man doch, außer dieſem Anführen Cuviers, kaum irgend erwähnt findet.

8) Dieſe Angabe Cuviers ſtimt indeſſen keineswegs mit der von ihm gegebenen Abbildung, nach welcher im Genick deutlich ſechs Schilder, im Nacken drei Querreihen, jede von zwei Schildern, ſtehen.

9) Annales du Museum. l. c. pl. 1. f. 1. 11. pl. 2. f. 12. *Faujas* l. c. pl. 48. *Oppel* l. c. t. 15. C. longirostris. *Daudin.*

Digitized by Google

Zahl der Rückenreihen iſt 18. Die doppelten Schwanzkämme reichen bis zur 19ten Schilderreihe. Cuvier iſt nicht gewiß, ob dieſe Art wirklich eigene Art iſt; Merrem hält beide für eine, ob er gleich die letztere aufführt, deren Vaterland nach ihm Indien iſt, da ſich doch nach Cuvier hierüber Beſtimtes noch nicht ſagen läßt.

II. Eigentliche Crocodile.

8) C. niloticus [10]). Das Nil-, gemeine, gewöhnliche Crocodil. — Kennzeichen. Die Schnauze ohne Leiſten, im Nacken ſechs Schilder und ebenſo viele in jeder Rückenſchilderreihe. — So genau auch dieſe Art, das Crocodil vorzugsweiſe genant, ſchon den Alten bekant war, ſo viel es auch in Samlungen vorkam, ſo lieferte doch erſt Geoffroy (a. a. O.) eine gute Abbildung davon und eine genaue Beſchreibung, der wir hier folgen. Der Kopf des gemeinen Crocodils iſt halb ſo breit als lang. Die Augen ſtehen mehr aus einander, als an andern Arten, und der Raum zwiſchen ihnen iſt riemenförmig ausgehöhlt, ohne Spur einer Erhöhung. Auch die Schnauze iſt nach vorn vollkommen flach, die zwei letztern Schilderreihen auf dem Halſe ſind einander mehr genähert, und die Schilder ſind mehr breit als lang; die der erſten Reihe ſtehen ziemlich in gleicher Weite von einander. Auf dem Rücken ſtehen ſiebenzehn Schuppenreihen, auf dem Schwanze, ſoweit er zwei Kämme hat, achtzehn und auf der hintern Hälfte ein und zwanzig. Die Schilder des Rückens ſind durch die Gleichheit ihrer Größe merkwürdig, ſo wie durch ihre genau viereckige Form und ihre wenig und gleichförmig erhobenen Kiele. Die Farbe iſt broncegrün, ſchwarz verbreitet ſich ſtrahlenweiſe vom Mittelpunkte der Kiele aus, es macht auf der Oberſeite der Beine und in den Seiten nur Nüancirungen und der Bauch iſt ganz grün. — Was die Zähne betrifft, ſo ſagt Cuvier (Recherches sur les ossem. foss. V, 2. p. 30.), daß die erſtern Zähne der Unterkinnlade in einem gewiſſen Alter die obere durchbohren. Dagegen ſtreitet aber Wiegmann (Iſis. XXII. S. 622.) mit folgenden Worten: „Dies iſt aber wol nicht gut möglich, da bereits bei kleinen, folglich jüngern Exemplaren der Crocodile und Caimane die vordern Zähne des Unterkiefers den Zwiſchenkiefer durchbohren, wenigſtens durchgehende Löcher im Zwiſchenkiefer vorhanden ſind, in welche die beiden Unterkieferzähne eindringen, während oft bei ſehr großen Exemplaren derſelben Art äußerlich ſolche durchgehende Löcher im Zwiſchenkiefer nicht zu ſehen ſind. Bei einem Exemplare des Crocod. niloticus unſeres (Berliner) Muſeums von acht Fuß Länge finden ſich durchgehende Löcher im Zwiſchenkiefer, ja bei einem viel kleinern von 3¾ Fuß ebenfalls, während ſie bei dem größten Exemplare unſerer Samlung von zwölf Fuß Länge ſich nicht vorfinden. Verhältnißmäßig iſt bei letzteren die Schnauze breiter, als bei den beiden andern. Bei einem Exemplare des C. niloticus Var. (Sachus Geoffroy) von drei Fuß Länge iſt der Zwiſchenkiefer ebenfalls undurchbohrt. Ein Gleiches findet bei einem fünf Fuß langen Exemplare des C. biporcatus ſtatt, während ein anderes Exemplar derſelben Art von mehr als zehn Fuß Länge die Durchbohrung des Zwiſchenkiefers in hohem Grade zeigt. — Bei einem C. Lucius von ſieben Fuß Länge iſt es nicht der Fall, ſo auch bei einem C. sclerges von gleicher Größe. Dagegen ſind bei einem Exemplare der letztern Art von fünf Fuß Länge nicht nur die vordern Löcher im Zwiſchenkiefer durchgehend, ſondern auch die erſten ſeitlichen, welche den vierten Zahn des Unterkiefers aufnehmen. Es ſcheint demnach nicht mit dem Alter des Thiers in Bezug zu ſtehen und kann nur eine ſexuelle oder individuelle Verſchiedenheit ſeyn. Da über das Geſchlecht unſerer Exemplare keine weiteren Notizen vorhanden ſind, ſo ſehe ich mich außer Stande, hierüber eine beſtimtere Meinung auszuſprechen, hoffe aber, daß die Pariſer Naturforſcher, denen bei einer größern Anzahl von Exemplaren, gewiß auch ſichere Notizen über das Geſchlecht derſelben nicht mangeln, dieſen noch zweifelhaften Punkt einer genauern Unterſuchung werth halten werden." — Über manche Dunkelheiten in der Naturgeſchichte dieſes Thieres geben die Beobachtungen Aufſchluß, welche Blainville (Journal de Physique 1823. Mai) an einem lebenden anzuſtellen Gelegenheit hatte, welches Exemplar, ungeachtet er es nicht genau beſchreibt, ſchon nach der Angabe des Vaterlandes zu dieſer Art gehörte. Es war etwa ſechs Fuß lang. Man hielt es mit einer mäßigen Menge Waſſer in einem Kaſten. Die Wärme des Waſſers war 10 — 12 Grad über 0 und dieſe Temperatur ſchien auch die des Thieres zu ſeyn. Sein Gang war langſam, und ſeine Bewegungen beim Schwimmen beſtanden in einer abwechſelnden Bewegung der Füße, auf die Art, wie man ſie bei den Schildkröten und Salamandern bemerkt. Es war durchaus nicht bösartig und ſchien Gefallen daran zu finden, wenn man ihm die Kehle ſtrich. Sein Athmen war langſam, unregelmäßig, und ſchien manchmal 20 — 40 Minuten lang aufgehoben. Die Bewegung der Naſenlöcher und der faſerig knorpeligen Erhöhung, welche denſelben als Deckel dient, waren mit denen der Reſpiration iſochroniſch. Der Mechanismus dieſer Function ſchien von dem, wie man ihn bei den eigentlichen Eidechſen beobachtet, abzuweichen, und in gewiſſer Hinſicht eher dem der Chelonier (Schildkröten) ähnlich zu ſeyn. Die Zuſammenziehungen, ſtatt unter der Kehle oder am Thorax ſich zu zeigen, hatten an den Wänden des Unterleibs, etwas vor den Beckengliedern, ſtatt. Der Sinn des Geſichts ſchien gut zu ſeyn, die Iris war graulich, die mehr rhomboidale Pupille ſtand vertikal und behielt ihre Form wenn ſie ſich zuſammenzog, was oft geſchah, ohne daß eine Veränderung des Lichtes ſtatt hatte. Die Nickhaut ward oft bewegt, aber langſam, wenn das Thier gereizt war. Die Ohren waren meiſt genau durch die Deckel geſchloſſen. Die Zähne hatten eine Art von Halbdurchſichtigkeit, kreuzten ſich beim Schluß der Kiefern und waren mit Ausſchluß der Spitze, außen vollkommen ſi[...] Von den Lippen kann man ſagen, daß ſie gänzlich ma[...]

10) *Seba* Theſaur. I. t. 104. f. 12. *Cuvier* Annales du Muſ. X. pl. 1. f. 5. 12. pl. 2. f. 7. — *Geoffroy* ib. pl. 3. f. 1. — *Oppel* a. a. O. t. 8. — Croc. palmatus? *Schneider* H. amph. II. 166. — Croc. (Champſe) *vulgaris*. *Merrem* Crocod. Chamſes, *Bory de St. Vincent*, nicht *Brongniart* wie im „Wörterbuch der Naturgeſchichte" ſteht. Diction. claſſ. d'hiſt. nat. V. 105. Crocod. niloticus *Auct.*

Digitized by Google

geln. Die Körperhaut war weicher und biegſamer, als man glauben mochte, und nur die Nacken- und Rückenſchilder waren wirklich hart. Dies Thier ward mit Ochſenherz gefüttert. Wenn es den Rachen öffnete, ſo ſahe man die Bewegung des Zungenſchildes, Behufs des Schlingens, es war gelb und hatte einige Querrunzeln. Der Gaumen und das Zungenſchild berührten ſich hinten, wobei man weder die Öffnung des Kehlkopfs, noch die des Schlundes bemerken konte. — Das Nilcrocodil erreicht eine bedeutende Größe, und die Alten ſprechen von funfzig Fuß langen Exemplaren. Man findet es wahrſcheinlich in den meiſten, wenn nicht in allen großen Flüſſen Afrika's, ſicherlich aber, außer dem Nil, noch im Senegal, Zaire und Iſaliba. Sonſt war es bis in das Delta herunter ſehr gemein, iſt aber durch die beſtändigen Verfolgungen ſo vermindert, daß man den Nil ziemlich weit aufwärts verfolgen muß, wenn man es finden will. — Man hat ihm eine ungeheuere Gefräßigkeit und Raubgier Schuld gegeben, es ſcheint indeſſen, daß dies Übertreibung iſt und nur der Hunger es zuweilen zum Menſchenraub treibt. Meiſt lebt es von andern Thieren, die ſich im Waſſer finden oder an dieſes kommen. Daß es nicht ſo ganz unzähmbar, beweiſet, daß die alten Ägypter es in ihren Tempeln hielten, wenn dies nicht etwa, wie Geoffroy behauptet, eine andere Art (C. Suchis) war. — Das Nilcrocodil legt an die Ufer in den Sand gegen hundert Eier, welche etwa die Größe eines Gänſeeies haben. Die Jungen ſchliefen etwa nach einem Monat aus und ſind dann gegen 9 Zoll lang. Viele Eier werden durch die Ichneumons (Viverra Ichneumon) zerſtört, auch von einer Art Eidechſe (Varanus Dracaena *Merr.*) aufgefreſſen.

Von dem Nutzen des Nilcrocodils iſt nicht viel zu ſagen, man müßte denn das ſonſtige Heiligſeyn[11] mit darunter begreifen, deswegen wollen wir dies und den Fang hier zugleich abhandeln. — Das Crocodil, berichtet uns Herodot, war in einigen Gegenden Ägyptens geehrt, und in andern war es ein Gegenſtand des Abſcheues und des Schreckens. Halbgott bei den Arſinoiten, beſaß es einen Tempel, am Geſtade des See Möris erbaut; eine Geſellſchaft von Prieſtern beſtrebte ſich, über ſeine geringſten Bedürfniſſe zu wachen; für die Bewohner des Nilufers war es aber nichts, als ein wildes und furchtbares Thier, der gemeinſame Feind der geſammten Bevölkerung. Dort war die Tödtung eines Thieres eine abſcheuliche Entheiligung; hier eine rühmliche That, und faſt eine Wohlthat für die Bewohner der ganzen Umgegend. Dieſe Erzählungen der griechiſchen Geſchichtſchreiber wälzen auf die alten Ägypter den Vorwurf eines ungereimten und abergläubiſchen Widerſpruchs, dieſer war aber nur in Worten und nicht in der That vorhanden. Die Ägypter waren nur billig und folgerecht in ihren Geſinnungen, denn ſie verabſcheuten und verfolgten das Crocodil t'Emſah wegen des Schadens, welchen dieſe Thiere ihnen verurſachten, und ſie gaben einer ganz natürlichen Regung von Dankbarkeit nach, wenn ſie das Crocodil Suk verſchonten, welches die Griechen auch Suchus nanten. Was das größere, das t'Emſah betrifft, welches beſtändig ſich erneuernde Bedürfniſſe, eine unerſättliche Gefräßigkeit wild gegen die Ruhe der Völker aufregten, ſo befahl die Religion, nach welcher ein böſer, den Oſiris verfolgender Genius ſich in dieſen Thieren verbarg, deren Verfolgung. Das andere Crocodil, der Suchus (ſ. dieſen Art.), iſt eine ſchwache unſchuldige Art, welche wegen ihrer Kleinheit vor den andern im Innern des Landes anlangen muß, wenn die überſchwemmenden Waſſer austreten. Die Ägypter betrachteten dieſe Gewohnheit wie eine Quelle des Wohls für ſie, und ſo entſtand die Urſache einer Erkentlichkeit, welche ſie durch öffentliche Ehrenbezeugungen ausdrückten. Die zeitige Erſcheinung des Suchus an den entfernten Orten traf mit der größten Begebenheit für das Land zuſammen, dem wunderbaren Ereigniß der Befruchtung des Bodens. Alljährlicher Vorläufer der Gewäſſer der neuen Überſchwemmung ſchien er den ſein Bett verlaſſenden Nil auf die brennenden und dürſtenden Gefilde zu führen, oder um in theogoniſcher Sprache zu reden, der Suchus kam alle Jahre, um der ſchmachtenden Iſis die Annäherung eines mit Anmuth und ewiger Jugend geſchmückten Gemahls anzuzeigen. Mehr war zur Heiligung nicht erfoderlich. Nur in den vom Fluſſe entfernten Städten, wie Ombos, Arſinoë, Coptos, hatte man dem Suchus Tempel errichtet, weil nur dort ſeine Sendung einen Charakter von Nützlichkeit hatte. Sie war natürlicher Weiſe den Menſchen vorzüglich angenehm, welche durch die von den Hochebenen, welche das Nilthal umſchließen und begrenzen, zurückprallende Hitze gegen die beſtändige und unerträgliche Wirkung der brennenden Sonne viel empfindlicher waren, als die Bewohner des mittleren Landes. Dieſe konten das Steigen des Fluſſes aus eigends dazu gewidmeten Anſtalten, den Mequias, kennen; der Suchus erſetzte dieſelben der Bevölkerung der entfernteren Gegenden; wandernde Mequias, war er ſelbſt der Überbringer der großen Neuigkeit. Langte er früher als gewöhnlich an, ſo nahmen ihn die Völker mit Feſtlichkeiten auf, mit großen Freuden- und Dankbezeugungen; denn dies Ereigniß war eine ſichere Anzeige von einer bedeutenderen Überſchwemmung und alſo einer reicheren Ernte. Seine Abweſenheit oder verzögerte Ankunft, Vorbedeutung eines trocknen Jahres und einer Hungersnoth, wurden im Gegentheil Urſache einer allgemeinen Trauer, weil die Reiſe des Suchus und die Ankunft der Gewäſſer nur eine und die gleiche Begebenheit für einfache und in entfernten Gegenden wohnende Menſchen war. Wirklich gehen die Crocodile, gezwungen, von Zeit zu Zeit die Erde zu betreten und zwiſchen hohe und ſenkrechte Ufer verſetzt, nothwendigerweiſe etwas vor dem Gewäſſer her, ſie ſind demnach ſeine Vorläufer, wenn es ſich über das Land ergießt; eigentlich hängen ſie davon ab, obgleich ſie daſſelbe nachzuziehen ſcheinen. Alle dieſe ſonſt dunkeln, von keinem Commentator begriffenen Thatſachen ſind nun aufgeklärt. Wir wiſſen nun, daß es blos der Suchus war, welcher in mehren Städten Ägyptens feierlich verehrt wurde, er iſt es allein, welchen man mit ſo vieler Sorgfalt und Liebe in den Tempeln erzog, welchen man mit reichen Armbändern und Angehängen zierte, den man mit dem

11) Wir folgen hiebei Geoffroy in Revue encyclop. Mai 1828.

Fleiſch der Schlachtopfer nährte. Aber war er es auch allein, welchem nach dem Tode die Ehre des Einbalſamirens zu Theil wurde? Beſtattete man ihn nur allein in geheiligten Zellen? Die Unterſuchungen, welche Geoffroy an den in den ägyptiſchen Grabdenkmälern aufbewahrten Crocodilmumien anſtellte, haben darüber Aufſchluß gegeben. Nicht nur das geheiligte Crocodil, der Suchus, war es, welchen die Ägypter nach ſeinem Tode zur Erde beſtatteten, ſondern auch ohne Unterſchied alle fünf Arten der Crocodile des Nils. Herodot berichtet noch, wenn das Crocodil das Land betrete, ſey es den Angriffen ſehr kleiner Thiere ausgeſetzt, welche ſich auf der ganzen Ausdehnung ſeines Gaumens anzuſetzen wiſſen, um ſich von ſeinem Blut zu ernähren. Indeſſen wage es ein kleiner Vogel, von dem Erzähler Trochilus genant, dieſe Inſecten, von denen er ſich vorzüglich nährt, bis in den Rachen des Crocodils zu verfolgen, welches dafür dankbar ihm kein Leid anthut. Geoffroy überzeugte ſich an Ort und Stelle von der Wahrheit dieſer Erzählung, er ſah den Rachen der Crocodile von dieſen ſchnackenartigen Inſecten, wie mit einer ſchwärzlichen Kruſte bedeckt, ſah wie die Vögel die Inſecten ablaſen. Dieſer Vogel iſt Haſſelquiſt's Charadrius aegyptius (Cursor charadrioides *Wagler*). — Wir kommen nun zur Jagd oder dem Fang des Nilcrocodils [12]). Eine eigene Kaſte, in der berberiſchen Sprache Hauauit genant, beſchäftigen ſich außer dem Fiſchfang und der Hippopotamus-Jagd auch mit der auf Crocodile. Die günſtige Jahreszeit hiezu iſt der Winter, wo das Thier gewöhnlich auf ſandigen Strecken in der Sonne ſchläft, oder der Frühling nach der Begattungszeit, wenn das Weibchen regelmäßig die Sandinſeln bewacht, wo es ſeine Eier eingeſcharrt hat. Der Hauauit merkt ſich den Ort; auf der Südſeite deſſelben, d. h. unter dem Winde, gräbt er ſich ein Loch in den Sand mit einem Erdaufwurf nach der Seite, wo man das Crocodil erwartet. Der Jäger verbirgt ſich dort; bleibt er unbemerkt, ſo komt das Crocodil an ſeinen gewöhnlichen Lagerplatz, wo es bald bei der Wärme der Sonnenſtrahlen einſchläft. Nun wirft der Jäger mit kraftvollem Arme das Thier mit einer Harpune an; das Eiſen muß, um den Zweck zu erreichen, wenigſtens vier Zoll tief eindringen, damit der Widerhaken gehörig faſſen kann. Das angeworfene Crocodil eilt ins Waſſer und der Jäger nach ſeinem Kahn, mit welchem ihm ein Gehilfe zueilt. Ein an der Harpune durch ein langes Seil befeſtigtes Holz ſchwimt auf dem Waſſer und zeigt den Weg, welchen das Crocodil nimt; man faßt den Strick und zieht das Thier an die Waſſerfläche, wo es bald ein zweiter Wurfſpieß verwundet. Die Geſchicklichkeit bei dieſer Jagd beſteht darin, der Lanze die gehörige Kraft zu geben, um die harte Panzerhaut zu durchbohren. Das verwundete Crocodil bleibt nicht müſſig, es gibt derbe Schläge mit ſeinem Schwanze und ſucht den Strick der Harpune zu zerbeißen. Um letzterem vorzubeugen, beſtehet dieſer Strick aus etwa dreißig neben einander liegenden einzelnen Strickchen, die alle in einer Entfernung von zwei Fuß zuſammengebunden ſind. Dieſe dünnen Stricke legen ſich nun in die Lücken der Zähne. Sehr oft reißen die Harpunen beim Ausziehen aus dem Waſſer aus der Fleiſchmaſſe aus, und das Crocodil entweicht. Hätte ich es nicht mit eigenen Augen geſehen, erzählt Rüppell (a. a. O.), ſo würde es mir unglaublich vorkommen, daß zwei Menſchen ein vierzehn Fuß langes Crocodil aus dem Waſſer ſchleifen, ihm dann zuerſt die Schnauze zubinden, dann die Füße über dem Rücken zuſammenknebeln, endlich mit einem ſcharfen Eiſen in den Nacken des Thieres ſtoßen und es durch die Theilung des Nervenſtranges der Wirbelſäule tödten. Die zur Crocodiljagd übliche Eiſenharpune iſt ſpannenlang, nach der Spitze zu iſt ſie ſcalpellenförmig, am Ende und an der einen Seite zugeſchärft; ein ſtarker Widerhaken iſt gleich hinter der Schneide, und am andern Ende iſt ein Vorſprung zur Befeſtigung des Seils. Dieſes Eiſen ſteckt man an eine acht Fuß lange hölzerne Wurflanze. — Das Fleiſch und Fett der Crocodile wird von den Berbern gegeſſen und gilt ſelbſt für einen Leckerbiſſen, beides hat immer einen moſchusartigen Geruch. So oft Rüppell es koſtete, mußte er es immer wieder wegbrechen, vermuthlich wegen dieſes Geruchs. Die vier Moſchusdrüſen des Crocodils ſind mit ein Hauptgewinn bei dieſer Jagd. Zwei derſelben öffnen ſich am Unterkiefer zu Seiten des Zungenbeines und zwei an der Mündung der Cloake. Die Berber unter ſich bezahlen für dieſe vier Drüſen oft zwei Speciesthaler und bedienen ſich derſelben zur wohlriechenden Einreibung für das Haupthaar.

4) C. Suchus, *Geoffroy* [13]). Das Suchuscrocodil. — Es unterſcheidet ſich von dem vorigen eigentlich nur durch einen etwas platteren, mehr in die Länge gezogenen Kopf. Überhaupt nähert es ſich mehr dem Crocodil von St. Domingo durch ſeine ſchlankere Form und die Verhältniſſe ſeines Schädels. Vor den Augen fehlen die Erhöhungen, und die Oberſeite der Schnauze iſt weder gefurcht noch abgeplattet, dagegen komt es in der Form und Stellung der Schilder mehr mit dem Nilcrocodil überein. Sie finden ſich auch in gleicher Anzahl und mit eben ſolchen Kielen verſehen, nur die Schilder auf dem Halſe ſind viel breiter, und hinſichtlich der Farbe weicht es darin ab, daß das Schwarz in kleinen Flecken auf einem hellgrünen Grunde ſteht. — Dieſe Art, ſowie die folgenden, nämlich C. marginatus, welches im Genick hinter dem Schädel ſechs Schilder hat, und im Nacken ſechs bis acht; C. lacunosus, mit zwei Schildern im Genick und ſechs im Nacken; C. complanatus, welches ſich vom Nilcrocodil nur durch einige Abweichungen des Schädelbaues auszeichnet, hält Cuvier (regne animal. ed. 2. Tom. II. p. 21.) durchaus nur für Varietäten des Nilcrocodils, ob ſie gleich Geoffroy als eigene Arten betrachtet. Dieſer letztere, welcher den Suchus zuerſt nach dem aus einer Mumie gezogenen Schädel beſtimte, ſagt darüber: Wenn ich nur den Mumienſchädel gehabt hätte, ſo würde ich es nicht gewagt haben, dieſe Art als eine ſolche zu beſtimmen, befürchtend, daß die angegebenen Verſchiedenheiten individuell oder vom Alter abhän-

12) Rüppell Reiſen in Nubien ꝛc. Frankf. a. M. 1829. S. 50.

13) Ann. d. Mus. X. p. 84. pl. 3. f. 2. 3. 4. — Cr. vulgaris Par. B. *Merr.* Sept. 37.

gig ſeyen, aber ich habe Gelegenheit gehabt, einen noch zweimal längern Schädel zu ſehen, der übrigens dem Mumienſchädel vollkommen ähnlich iſt, und in unſern Samlungen befindet ſich ein ſehr gut präparirtes Exemplar dieſer Art. — **Cuvier** bemerkt noch im Allgemeinen que rien n'est plus fugitif que les formes des Crocodiles. Wir haben aus dieſen Gründen die **Geoffroy**'ſchen Arten nur genant.

5) C. oophulis, *Schneider* 14). Im Genick zwei große Schilder, im Nacken ſechs. — Man kent nur ein Exemplar dieſer Art im vormals **Blochiſchen**, jetzt königl. Muſeum in Berlin. Obwol es noch den Nabelſtrang beſitzt, iſt es doch größer, als die vorhandenen Exemplare von carenatus und trigonatus. Die Geſtalt des Kopfs hat viele Ähnlichkeit mit dem des C. vulgaris in gleichem Alter. Obgleich das Thier noch ſehr jung, ſo ſind doch die Poren drr Bauchſchilder kaum ſo deutlich, als bei dem ganz jungen Nilcrocodil. Die Schilder des Rückens ſtehen in ſiebenzehn Querreihen, die beiden mittleren jeder Querreihen ſind faſt quadratiſch mit zugerundeten Ecken, die äußern oval. Bei allen treten die Kiele nicht bedeutend hervor. In der erſten Querreihe ſtehen 4 länglich ovale, in der zweiten ebenfalls 4 breitere, dann folgen zwei aus 6 Schildern beſtehende Reihen; die drei darauf folgenden haben nur 4 ſehr breite Schilder, dann folgen wieder vier Reihen mit 6 Schildern und die letzten fünf der das Kreuz bedeckenden beſtehen wieder aus 4 Schildern. Faſt in gleicher Höhe mit der 4ten Querreihe (von oben) begint an jeder Seite eine Längsreihe aus 7 hinter einander ſtehenden, länglich ovalen Schildern, welche mit den Querreihen freilich in ziemlich gleicher Höhe ſtehen, aber in weitem Abſtande von ihnen getrent ſind. — Das Vaterland iſt unbekant.

6) C. biporcatus, *Cuvier* 15). Zweileiſtiges Crocodil. — **Kennzeichen.** Auf der Schnauze ſtehen zwei parallele, erhabene Längsleiſten, im Nacken ſtehen ſechs Schilder, auf dem Rücken acht Reihen ovaler Schilder. — Dieſe Art iſt das eigentliche Crocodil Indiens und des aſiatiſchen Archipels. Es bewohnt die Ufer der Sechellen-Inſeln, Ceylons, Java's und Timors, wo es indeſſen keine großen Flüſſe gibt. Auch geht es manchmal in die See, ohne ſich jedoch zu weit vom Ufer zu entfernen. **Leſſon** erzählt (Annales des Sc. nat. XIII. p. 387.), daß ſich dieſe Art häufig auf der Inſel Baru (im indiſchen Archipel) findet. Der Abbofluß, ſagt er, welcher im Norden von Cajéli fließt, iſt mit halb im Waſſer verſunkenen Savanen (Wäldern) begrenzt, wo in großer Anzahl Crocodile leben, von der Art, wie man ſie auf Java und Borneo findet und von denen **Péron** in ſeiner Reiſe ſpricht, die an der Mündung des Fluſſes Kupang, auf Timor, ſo gefährlich werden. Einer unſerer Officiere, von einem Radjah und einigen Eingebornen begleitet, durchſtreifte die hier und da mit Binſen beſetzten Sümpfe, und es gelang ihm, ein junges, über vier Fuß langes Exemplar zu tödten. Die Einwohner, welche das Thier **Oudaya** nennen, haben den größten Abſcheu dafür. — **Labillardière** gibt an, daß man auf Java glaube, dies Thier verſchlinge ſeine Beute nie auf der Stelle, ſondern laſſe ſie erſt einige Tage auf dem Grunde faulen, eine Gewohnheit, die man auch an andern Arten beobachtet haben will. Die Farbe dieſer Art iſt übrigens dunkler als an andern, und die ebenfalls dunklern Flecken der Seiten treten auf dem Rücken in ſchwärzliche Binden zuſammen.

7) C. intermedius, *Graves* 16). Das mittlere Crocodil. **Kennzeichen.** Die Schnauze vorgeſtreckt, faſt cylindriſch, im Nacken ſechs Schilder, die Rückenſchilder ziemlich rund, in ſechs Reihen ſtehend, alle Schilder porenlos. — Die ganze Länge 8 Fuß 7 Zoll 9 Linien, wovon der Kopf 1 Fuß 5 Zoll 1 Linie wegnimt. Die Schilder der zwei mittelſten Rückenreihen ſind faſt viereckig, die der andern Reihen mehr oval und rundlich, je näher ſie den Seiten ſtehen, alle haben einen ſehr ſtarken Kiel. Unabhängig von den 6 Hauptreihen ſteht eine andere, von jenen drei Zoll entfernt, nur aus 6 ovalen, von einander entfernten Plättchen beſtehend. Die Hauptfarbe iſt hell gelblichgrün, alle Kielſchilder ſind mit braunen Punkten bedeckt; die Leibesſeiten ſind gelblich, der Bauch ganz gelb, der Schwanz grün, unten marmorirt. — Dieſe Art unterſcheidet ſich von allen andern durch die ſonderbare Form der Schnauze, die zuſammengeſchnürt und an ihrem untern Drittheil wie ein Cylinder verlängert iſt. Durch dieſe Bildung erſcheinen die Seiten des Kopfs wie eine concav einwärts laufende Seitenfläche. Vaterland unbekant.

8) C. acutus, *Cuvier* 17). Das ſpitzrüſſelige Crocodil; d. C. von St. Domingo. — **Kennzeichen.** Die Schnauze iſt lang, an der Baſis gewölbt, die Rückenſchilder ſtehen in vier Reihen, die mittleren ſind viereckig, die äußeren ſtehen zerſtreut und haben vorſpringende Kiele; im Nacken ſtehen ſechs Schilder. — **Geoffroy** hat zuerſt dieſe Art genauer beſtimt, welche auf den Antillen, beſonders auf St. Domingo einheimiſch iſt und dort den Namen **Caiman** führt. Es iſt in allen Flüſſen und Sümpfen dieſer großen Inſel ſehr gemein, und man hielt es lange für identiſch mit dem Nilcrocodil. Die Breite des Kopfs bei Einlenkung der Kiefern ſteckt $2\frac{1}{4}$mal in der Länge. Die Länge des Schädels beträgt nur $\frac{1}{3}$ von der des ganzen Kopfs; doch ſind alle dieſe Verhältniſſe beim Männchen kürzer als beim Weibchen; welche letztere ſich etwas denen des Nilcrocodils nähern, beſonders im jüngern Alter. Die Kieferränder ſind mehr ausgebogen, als bei allen andern Arten. Die Genick- und Nackenſchilder ſind denen des Nilcrocodils ähnlich, dagegen weichen die des Rückens ſehr ab. Die Schuppen auf der untern Seite des Körpers ſind mit Poren verſehen. Die

14) Hist. Amphib. II. p. 165. — *Merrem* p. 37. — *Wiegmann* in Isis. XXII. p 619 seq. 15) Annales d Mus X. pl 1. f. 4. 13. 18. 19. pl. 2. f. 8. XII. p. 33. — C. porosus, *Schneider* h. amph. II. 159. C. pentonix, id. ib — Le Crocodile *Cuvier* in **Wiedemanns** Archiv II. t. 3. f. 12. 5. C. terrestris, *Laurenti.* Syn. rept. p. 54. *Seba* Mus. I. t. 103. f. 1. t. 104. f. 12.

16) Isis VIII. p. 538. Annales gener. d. Sc phys. II. 348. — C. Journei, *Bory de St. Vincent* im Dictionaire classiq. d'hist nat. V. III. Planch. 17) Ann d. Mus. X. pl 1. f. 8. 14. pl 2. f. 5. — *Geoffroy* ib. p. 79. II. pl. 27. f 1. *Seba* Mus. I. pl. 104. f. 19. **Fitzinger** Naturg. d. Amph. t 13.

Farbe iſt oben dunkelgrün, ſchwarz gefleckt und marmorirt, unten blaßgrün. Man verdankt Descourtils genauere Beobachtungen über dieſe Art. Nach ihm gibt es viel weniger Männchen als Weibchen, und jene liefern ſich hartnäckige Kämpfe. Die Begattung findet im Waſſer, in einer Seitenlage, ſtatt und dauert etwa fünf und zwanzig Sekunden. Die Männchen ſind zehn Jahre, die Weibchen acht bis neun Jahre zur Fortpflanzung tüchtig, doch dauert die Fruchtbarkeit dieſer letzteren ſelten über vier oder fünf Jahre. Die Weibchen graben in den Sand an eine etwas erhöhte Stelle ein zirkelförmiges Loch. In dieſes legen ſie acht und zwanzig mit einer klebrigen Feuchtigkeit befeuchtete Eier in mehren Lagen über einander, welche durch Zwiſchenlagen von weniger Erde getrent und mit etwas geſchlagenem Schlamme bedeckt ſind. Die Eier werden im März, April und Mai gelegt, die Jungen ſchliefen nach Verlauf eines Monats aus. Sie ſind beim Auskriechen nur neun bis zehn Zoll lang, wachſen aber bis in ihr zwanzigſtes Jahr und erreichen überhaupt eine Länge von wenigſtens 16 Fuß. Wenn ſie ausſchliefen, ſo kratzt die Mutter die Erde auf, um ſie frei zu machen, führt, vertheidigt und ernährt ſie während dreier Monate, das letztere, indem ſie ihnen den Fraß vorſpeit. Die Vertheidigung iſt beſonders gegen das Männchen gerichtet, welches in dieſer Zeit den Jungen nachſtellt. Wie die andern Crocodile, ſo kann auch das von St. Domingo nicht unter dem Waſſer freſſen, ohne zu erſticken, wol aber zieht es ſeinen Raub unters Waſſer, gräbt ihn dort für einige Tage in den Schlamm und verzehrt ihn erſt, wenn er anfängt zu faulen. Das Fleiſch der Neger iſt dieſem raubſüchtigen Thiere lieber, als das der weißen Menſchen. Nach der Angabe des obigen Naturforſchers iſt dieſe Art auch gelenkiger als ſeine Gattungsverwandten, indem es die Schwanzſpitze bis an den Mund bringen kann.

9) C. rhombifer, *Curier* [18]). Das rautige Crocodil. Kennzeichen. Die Schnauze iſt gewölbt (hinter dem zweiten großen Zahn), zwei ſtumpfe, erhöhte Leiſten gehen von den Augenwinkeln aus und vereinigen ſich nach vorn, im Genick ſtehen vier, im Nacken ſechs Schilder, die viereckigen Rückenſchilder ſtehen in ſechs Reihen, die Schuppen der Gliedmaßen ſind dick und gekielt. — Die Farbe iſt grünlich, oben braun gefleckt. Das Vaterland iſt Mexico, wo es im Fluſſe Alvarado von Deppe gefunden ward. Im Berliner Muſeum befindet ſich ein acht Fuß langes Exemplar. — Die beiden gedachten Leiſten ſcheinen mit vorgerücktem Alter zu verſchwinden.

10) C. galeatus, *Curier* [19]). Das gehelmte Crocodil. Kennzeichen. Auf dem Scheitel ein erhabener, zweizähniger Kamm, im Nacken ſechs Schilder. — Dieſe Art iſt noch ſehr unvollſtändig bekant und häufig mit dem Nilcrocodil verwechſelt worden. Das a. a. O. beſchriebene Exemplar war zehn Fuß lang.

11) C. biscutatus, *Curier* [20]). Das zweiſchildrige Crocodil. Kennzeichen. Im Nacken ſtehen zwei Schilder, die mittleren Rückenſchilder ſind viereckig, die äußern unregelmäßig und zerſtreut ſtehend. — Die Schnauze iſt ſchwach erhaben, etwas mehr in die Länge gezogen als am Nilcrocodil, an der Spitze wulſtig. Die Farbe iſt dunkler als an andern Arten. — Auch dieſe iſt noch nicht genau bekant. Ihr Vaterland iſt Ceylon.

12) C. planirostris, *Graves* [21]). Das flachſchnauzige Crocodil. Kennzeichen. Die Schnauze glatt, an der Baſis flach, im Nacken ſtehen ſechs Schilder, alle übrigen Schilder ſind höckerig, in jeder der ſechsfachen Rückenreihen ſtehen fünf Schilder, die Beine ſind mit keinem Kamme beſetzt. — Die Länge beträgt 3 Fuß 10 Zoll 6 Linien, wovon der Kopf 5 Zoll 9 Linien wegnimt. Dieſe Art iſt beſonders merkwürdig wegen der Dicke des Leibes und der Glieder, wodurch es ein ſtämmiges Anſehen erhält und ſo ſchwerfällig ausſieht, wie keine andere Eidechſe. Die Rückenſchilder ſind mit Knötchen beſetzt, wovon einige in Nagelkuppen, andere in etwas zurückgebogenen Spitzen, noch andere in ſcharfe Klingen auslaufen. Die Kämme auf dem Schwanze ſind wenig bemerklich. Die Hauptfarbe iſt dunkelbraun, oben ſchwärzlich, unten dunkelgelb. Das Exemplar, wonach Graves ſeine Beſchreibung machte, ſchien, nach der Dicke der Knochen und der Stärke der Knoten zu urtheilen, ſehr alt. Nach dem Catalog der Samlung (es befindet ſich in Bourdeaux) kam es aus Afrika. Es ſcheint faſt eine neue Gattung bilden zu müſſen.

13) C. cataphractus, *Curier*. Dieſe, durch ihren gepanzerten Nacken ſich auszeichnende Art iſt in der neuen Ausgabe der Ossemens fossiles. Tom. V. 2. pl. 5. f. 1. u. 2. abgebildet, wohin wir verweiſen müſſen.

III. Caimans oder Alligators.

14) C. sclerops, *Schneider* [22]). Der Brillen-Caiman; das Jacaré. Kennzeichen. Vor den Augenhöhlen eine vorſpringende Querleiſte der Haut; oberes Augenlied in eine kleine Kegelſpitze verlängert; auf dem Nacken vier knöcherne Binden. — Dieſe Art iſt uns am genaueſten durch die Nachrichten bekant geworden, welche der Prinz von Neuwied davon gegeben hat, weshalb wir denſelben auch hier folgen. — Der Charakter, welchen das obere Augenlied zeigt, beſteht darin, daß die rauhe, warzige Haut dieſes Theils in der Mitte des äußern Randes in eine kegelförmige, etwas nach hinten geneigte Spitze von vier bis fünf Linien Länge ausgedehnt iſt. Dieſe kegelförmige Verlängerung fehlt indeſſen bei jungen Thieren gänzlich und verſchwindet bei den ausge-

18) Ann. d. Mus. X. p. 51. 65. XII. p. 5. pl. 1. f. 1. 2. 3. 4. 5. Oppel Naturg. t. 10. 19) Ann. d. Mus. X. pl. 1. f. 9. — Memoires de l'Academie de Paris 1694. t. 1. 2. 3. *Faujas de St. Fond* hist. d. l. Mont. d. St. Pierre. pl. 43. 20) Ann. d. Mus. X. pl. 2. f. 6. — Oppel Naturgeſch. t. 12. Croc. carinatus, *Schneider* hist. amph. II. p. 164. 21) Graves Ann. general. d. S. ph. II p. 348. — Crocodilus Gravesii *Bory de St. Vincent.* in Dictionaire classique d'hist. nat. V. p. 108. Abbildungen in den planches dieſ. Diction. Isis VIII. 340. 22) Jacare, *Marcgraf* Brasil. p. 342. — Surinam. Crocod. *Merian* Surin. t. 69. *Seba* Thes. I. t. 104. f. 10. Caiman femelle. *Cuvier* in *Wiedem.* Arch. II. 2. p. 166. t. 2. f. 3. 4. Cr. Caiman. *Daudin* rept. II. 399. — C. Sclerops *Schneider* hist. amphib. II. 162. — *Cuvier* Ann. d. Mus. X. t. 1. f. 7. 16. t. II. f. 3. — Oppel Naturgeſch. d. Amph. t. 5. — Maxim. v. Neuwied Beiträge z. Naturgeſchichte von Braſilien I. S. 69. — Deſſ. Abbild. Heft 12. *Spix.* nov. Spec. Lacert. t. 2. Jacaretinga punctulatus.

Digitized by Google

ſtopften Exemplaren der Muſeen. Das Genick und der Nacken ſind mit einer weichen, lederartigen Haut bedeckt, auf welcher folgende Schilder ſich zeigen. In der erſten Querreihe ſtehen an jeder Seite zwei gekielte Schilder, in der zweiten drei größere an jeder Seite, zwei kleinere in der Mitte; dann kommen vier Querbinden, die erſte mit zwei, die zweite mit vier, die dritte mit zwei und die vierte mit zwei noch kleinern, welche letztere mehr abgeplattet erſcheinen und den Anfang zu einer Längsreihe machen, welche über den ganzen Rücken hinabläuft; dieſen bedecken ſechzehn Querbinden, deren erſte und letzte aus vier, alle übrigen (einige Abweichungen von fünf und ſieben Schildchen ausgenommen) aus ſechs Schildern beſtehen. Alle dieſe Schilder haben nur ſchwache Längskiele. Von der Schwanzwurzel an erhöhen ſich dieſe Kiele, werden mehr ſcharf zuſammengedrückt und am hintern Ende abgeſchnitten, und bilden ſo zwei ſägeförmig gezähnte Kämme, welche ſich auf der Mitte des Schwanzes vereinigen, wodurch alsdann auf dieſen ein hoher, tief eingeſchnittener, ſehr zuſammengedrückter Kamm entſteht. Der Schwanz iſt überhaupt an ſeiner ſpitzigen Hälfte zuſammengedrückt. Übrigens variiren die Zahlen der Schilder, doch bleiben ihre Hauptverhältniſſe beſtändig. — Die männliche Ruthe trit bei einem Drucke ſogleich hervor; ſie iſt etwa drei Zoll lang, aufwärts gekrümt, mit verdickter, oben geöffneter Eichel, welche an ihrer untern oder vordern Seite einen zugeſpitzten, wenig abſtehenden Fortſatz hat (Beiträge Taf. I. Fig. 5.). — Die Pupille des Auges bildet eine längliche, ſenkrechte Spalte; die Iris iſt hellgrünlich, fein grau punktirt, die Pupille ſchwarz, ſehr fein gelblich eingefaßt. Alle untern Theile des Thieres haben eine grün-gelblich-weiße Farbe, unter dem Kopfe und an den Seiten grau marmorirt. Alle obern Theile haben eine dunkle, olivengraue Farbe, auf dem Rücken mit vier undeutlichen, ſchwärzlichen Querbinden. Alle Schilderſtücke ſind, wenn man ſie genau betrachtet, graugelb und fein ſchwarz marmorirt, wodurch eben im Ganzen die olivengraue Farbe entſteht. Auf dem Schwanze zeigen ſich neun bis zehn undeutliche, ſchwarze Querbinden, welche an den Seiten mehr in die Augen fallen. Die vier Beine ſind grau und gelblich fein marmorirt und mit runden, ſchwarzen, größern Flecken beſetzt. Auf dem Halſe ſind die Schilder ſchwärzer gefärbt, als an dem übrigen Obertheil; die Seiten ſind mit undeutlichen, dunkeln Flecken bezeichnet. — Was die innern Theile anbelangt [23]), ſo fand der Prinz von Neuwied die Lunge klein und aus großen Gefäßzellen zuſammengeſetzt; die Leber in zwei längliche, beinahe dreieckige Lappen getheilt; die Gallenblaſe groß und lang; der Magen war ein ſtarker, häutiger Sack; das Herz klein mit ſehr großen Ohren und mit geräumigem Herzbeutel verſehen. Merrem unternahm die Zergliederung eines jungen Thieres dieſer Art (Beiträge Taf. I. Fig. 1—4.) und fand unter andern Folgendes. Die Zunge iſt mit feinen Geſchmackkörnern bedeckt und kann zum Schmecken, aber ihrem übrigen Baue nach, nicht zum Kauen dienen. Wenn die Ohrenklappe weggenommen iſt, ſo erblickt man den äußern Gehörgang, welcher länglich-keulenförmig iſt und ſich mit dem Trommelfelle endigt. Dieſes iſt unten am Rande der Gehöröffnung befeſtigt, oben aber, beſonders nach vorne hin, ragt der Hinterhauptsknochen ſtark über daſſelbe hervor. Es iſt doppelt und an der innern Seite ſeiner innern Haut iſt der Hammer befeſtigt. Dieſer hat zwei Schenkel, von welchem der am obern Rande des Trommelfells befeſtigte platt, dünn und linienförmig iſt. Von dieſem ſenkt ſich der andere Schenkel in das Innere der Pauke. Zwiſchen beiden Schenkeln iſt eine dünne Haut ausgeſpant. Der zweite Schenkel gliedert mit einem Stück des zweiten Knochens, welcher die Stelle des Amboßes und des Steigbügels vertrit, und mit ſeinem elliptiſchen, nach außen etwas erhabenen Kopf, der wie eine Platte darauf befeſtigt iſt und ihm das Anſehn des Gehörknöchelchens bei Vögeln gibt, das eiförmige Fenſter anfüllt. Die innere Höhle der Pauke wird durch eine knöcherne mit dem Trommelfell gleichlaufende Platte in zwei Höhlen abgetheilt. Dieſe Platte hat hinten einen halbkreisförmigen Ausſchnit, welcher beide Höhlen, oder die Pauke und das Labyrinth verbindet, welches alſo die Stelle des eiförmigen Fenſters vertrit. Das Labyrinth iſt durch Scheidewände in drei Abtheilungen getheilt, in der oberſten derſelben befindet ſich ein Loch, durch welches vielleicht die Höhlen beider Ohren zuſammenhängen. In der zweiten iſt das Fenſter und in der dritten ein anderes Loch, wodurch das innere Ohr mit den Schlafbeinzellen in Verbindung ſteht. Die Aorta hat über dem dicken Herzbeutel eine Erweiterung. Das Herz hat ein einziges großes Herzohr und eine einzige Kammer, in die Fleiſchmaſſe ſcheinen aber einige walzenförmige Höhlen einzutreten, die mit der Herzkammer in Verbindung ſtehen. Der Zwölffingerdarm verliert ſich in den ſtark verſchlungenen, ziemlich engen Dünndarm, welcher ſich in den weiten Maſtdarm endigt. Dieſer hat noch zwei Erweiterungen, eine kleinere an ſeinem Anfange und die große Cloake. Vor der Vereinigung der Schamknochen endigt ſich die Cloake in einen kleinen Hügel, der ein äußerſt feines Loch in ſeiner Mitte hat, durch welches indeß die von Merrem eingebrachte Borſte nicht eindrang. Auf der andern Seite des Afters liegt hinter dem Schamknochen eine andere, noch größere Warze ebenfalls mit einer Öffnung. Der Raum zwiſchen beiden, aufgeſchnitten, zeigte demnach einen engen Kanal mit vielen Längsfalten, mit einer halbmondförmigen Klappe vor der hintern Öffnung.

Der Brillen-Caiman lebt in dem größten Theile von Südamerika, geht bis zum 31° der Breite hinab, findet ſich in Braſilien und geht nördlich bis Guiana, Surinam und Cayenne herauf. Er findet ſich in den meiſten Flüſſen und Landſeen, und liebt beſonders ruhiges Waſſer. In dieſen auf Raub lauernd, liegt dies Thier mit Naſe und Augen über dem Waſſerſpiegel; hat es aber ſeinen Fraß erfaßt, ſo würgt es denſelben ganz mit aus dem Waſſer gehobenem Kopf hinab. Geſättigt ruht es am Ufer, oder noch lieber auf ſonnigen Felsſtücken im Waſſer; durch Menſchen geſtört, taucht es ſchnell unter. Die Nahrung beſteht in Vögeln, Fiſchen und kleinen vierfüſ-

23) Wir bedauern, die anatomiſche Beſchreibung des Croc. sclerops von Vrolick in Bijdragen to te natuurkund. Wetenschappen. I. 153. nicht haben benutzen zu können.

Digitized by Google

ſigen Thieren, man findet auch größere und kleinere Steine im Magen. Braſilianiſche Fiſcher behaupteten, daß es auch Menſchen angreife, indeſſen fand der Prinz von Neuwied, daß dieſe Thiere ſehr ſchüchtern waren und ſchon bei einer Annäherung von 30 bis 40 Schrit die Flucht ergriffen. Auf dem Lande aber blieben ſie ſelbſt bei einem Angriffe unbeweglich und unbehilflich, junge Thiere aufgenommen, welche gewandt und wild ſind, geneckt, Bauch und Kehle aufblieſen, wie eine gereizte Gans ziſchten, den Rachen weit aufriſſen, ſcharf biſſen, auch mit dem Schwanze ſchlugen. Mit dieſem ſollen alte Thiere ſogar ein Canoë umwerfen können. Dies mag allerdings möglich ſeyn, da dieſe Art eine Länge von 14 Fuß erreichen ſoll. Einige Neger und die beaſiliſchen Wilden eſſen das weiße, fiſchartige Fleiſch, beſonders das der Schwanzwurzel, erhalten es aber nicht leicht, da dieſe Thiere im Waſſer eigentlich nur mit Haepunen gefangen werden können, und die Gelegenheit, ſie auf dem Lande todt zu ſchlagen, ſich ſelten findet.

15) *C. Lucius*, *Cuvier* [24]). Der hechtrüſſelige Caiman; Alligator. Kennzeichen. Die platte Schnauze iſt paraboliſch, im Genicke ſtehen zwei Schildchen, im Nacken vier Schilder. — Auf dem Rücken ſtehen 18 Querreihen gekielter Schilder; die erſte Reihe enthält zwei, dann folgen zwei mit viee, drei mit ſechs, ſechs mit acht, zwei mit ſechs und in den übrigen ſtehen viere, ohne die überzähligen zu rechnen, die ſich manchmal an den Seiten finden. Die Farbe iſt oben ein dunkeles Braungrün, nach Spix mehr ſchwärzlich mit lichtern und gelben, Binden ähnlichen Flecken; die Unterſeite iſt weiß, ins Grüne fallend und die Seiten ſind aus beiden Faebrn geſtreift. Dieſe Art erreicht eine Größe von 14 Fuß. — Die Naturgeſchichte dieſee Aet iſt ziemlich genau bekant. Audubon und Bosc haben ſie hauptſächlich aufgekläet. Der eeſtere [25]) gibt beſonders Folgendes an. Dieſes Thier, welches er namentlich im Miſſiſippi und in deſſen Nebenflüſſen beobachtete, iſt bei weitem nicht ſo wild und gefährlich, als die Reiſenden es ſchildern. Seine Bewegungen ſind langſam, gleichſam faul; ein Menſch kann ihm ſehr nahe kommen, ohne Furcht, angegriffen zu werden, und ohne daß es entflöhe. Seine größte Kraft beſitzt es im Schwanze und in den Kiefern. Um dieſe Thiere zu tödten, muß man ſie von vorn angreifen und ihnen eine Kugel in das Auge oder etwas darüber ſchießen, was ſchnell ihren Tod herbeiführt, indeſſen ſie den ſchwerſten Verletzungen an andern Körpertheilen nicht erliegen. In Louiſiana tödtet man ſie in großer Anzahl, um ihr Fett zu gewinnen, das man zum Einſchmieren der Maſchinenräder beaucht. Im Herbſte, wenn es kalt wied, ſuchen ſie ihre Winterquartiere, werden dann ſehr ſchwerfällig und die Neger tödten ſie, ohne Gefahr dabei zu laufen, indem ſie ihnen mit einem Beile den Schwanz abhauen. Auf dieſe Weiſe tödtet ein einziger Menſch oft ein Dutzend und mehr in einem Abend. Das Fett gewint man duech Ausſieden der zerhackten Thiere im Waſſer. Es gibt indeſſen eine Zeit, wo es gefährlich iſt, ſich ihnen zu nahen, und das iſt im Frühjahr die Zeit der Brunſt. Die Männchen liefern ſich dann wüthende Kämpfe, und die Jäger hüten ſich ſehr, ſich unter ſie zu begeben. In den erſten Tagen des Juni bereitet das Weibchen in einiger Entfernung vom Waſſer das Neſt; es legt zehn Eier hinein, welche mit allerlei Pflanzenreſten und Schlamm bedeckt werden, worauf wieder eine Lage Eier folgt und ſo fort, bis fünfzig oder ſechzig gelegt ſind. Das Ganze iſt ſehr ſorgfältig mit langen Grashalmen bedeckt, die dergeſtalt in einander gedreht und geflochten ſind, daß es ſchwer hält, ein ſolches Neſt zu öffnen. Das Weibchen behält das Neſt immer im Auge. Die Eier ſind ſo groß wie Gänſeeier, aber länger, und ihre äußeee Hülle hat die Beſchaffenheit von Peegament und iſt keineswegs kalkartig, wie Bosc angegeben hat. Nach dem letztern werden ſie von den Einwohnern gegeſſen, dienen aber nach Audubons Angabe den Geiern nicht zur Nahrung. Die Jungen weeden von der Mutter in kleine, entlegenere Sümpfe geführt, wo ſich keine erwachſene Männchen finden, welche ſie hundertweiſe veeſchlingen würden. Ohne dies ſind ſie vielen Feinden ausgeſetzt und werden beſonders von großen Sumpfvögeln verfolgt. Nach Bosc ernähren ſie ſich im eeſten Jahre nur von Inſektenlarven und ganz kleinen Fiſchen. Er beobachtete fünfzehn Stück, welche er erhielt, mehre Monate lang. Sie fraßen nur lebendige Inſecten und auch dieſe mußten ſich erſt bewegen, wenn ſie ſich auf ſie ſtürzen ſollten, was aber dann mit großer Heftigkeit geſchah und oft nicht ohne Streit abging. Übeigens ſuchten ſie ihm auf keine Weiſe zu ſchaden, wenn er ſie in die Hand nahm, und überhaupt erhalten ſie ihre furchtbaeen Zähne und einen ſtarken Schädel, der ſie gegen Veeletzungen ſichee ſtellt, erſt im Verlauf des zweiten Jahees. Im Allgemeinen ſcheint ihr Wachsthum ſehr langſam vorzurücken, und Audubon iſt der Meinung, daß es wol fünfzig Jahre bedürfe, ehe ſie ihre vollſtändige Geöße eeeeicht hätten. — Nach Bosc leben ſie an dem Ufer großer Flüſſe, noch lieber aber in ſumpfigen Seen, wo ſie hinlängliche Nahrung an Fröſchen, Fiſchen, Waſſervögeln finden, und überhaupt an allen Thieren, deren ſie habhaft werden können. So ſtellen ſie Hunden, Schweinen ꝛc. nach, und ſelbſt die Ochſen ſollen nicht ſicher ſeyn für ihnen, wenn ſie zur Tränke kommen, indem ſie dieſelben erfaſſen und unters Waſſer ziehen, um ſie zu erſäufen. Bosc erzählt, daß er ſich oft das Vergnügen machte, ſie aus ihren Schlupfwinkeln dadurch herbeizulocken, daß er ſeinen Jagdhund am Ufer bellen ließ. Er ſchoß dann meiſtentheils ſeine beiden Flintenröhre auf ſie ab, oft aber ließ er ſie nahe genug kommen, um ihnen einige Stockſchläge zu ertheilen, aus denen ſie ſich indeſſen nicht viel machten. Nie ward er von ihnen angegriffen, und ſie zogen ſich ernſthaft zurück, wenn ſie ſahen, daß da nichts für ſie zu holen war. Er fand oft von den Negern getödtete Exemplare, denen man, wie oben angegeben, den Schwanz abgehauen hatte, und wünſchte ſehr, dieſe Äſer zu unterſuchen, beſonders weil er hoffte, manche Inſecten an denſelben zu finden; es war ihm jedoch nie möglich, ſich dieſen Äſern zu nähern,

24) Ann. d. Mus. X. pl. 1. f. 8. 15. pl. 2. f. 4. — *Seba* Thes. I t. 103 f. 11. — Naturg. d. Amph. t. 4. — Crocodilus mississipiensis. *Daudin* hist. nat. d. Rept. II. 412. — Caiman niger. *Spix* nov. spec. Lac. t. IV. 25) Edinburgh new philos. Journ. 1827. Jan. — März p. 270.

Digitized by Google

weil ſie einen ganz unausſtehlichen, ammoniakaliſchen Fäulnißgeruch verbreiteten. Selbſt die Geier, welche mit Begierde faules Fleiſch aufſuchen, rühren dieſes nicht an, wenn es erſt einen gewiſſen Grad der Fäulniß erreicht hat. Bartram verſichert in ſeinen Reiſen, daß er dieſen Alligator in dem Waſſer einer Vitriolquelle gefunden habe, welches einen ziemlichen Wärmegrad hatte.

Wir theilen nun noch die Beobachtungen mit, welche Heuß und Harlam in anatomiſcher Beziehung bei dieſer Art gemacht haben, da ſie die genaueſten ſind, welche wir bis jetzt beſitzen und ſich auf die Unterſuchung mehrer Individuen verſchiedenen Alters und zu verſchiedenen Zeiten angeſtellt, gründen [26]. — Der Öſophagus iſt ſehr dick und großer Erweiterungen fähig, der Magen hat eine länglich-runde Form. An der Seite dieſes Eingeweides, nahe der Mündung des Öſophagus, findet ſich die des Zwölffingerdarms, welcher einen Zoll vom Pförtner entfernt, eine Einſchnürung hat, dann mit einer Krümmung die Pancreas umgibt. Durch dieſe geht der Gallengang durch und öffnet ſich in den Zwölffingerdarm, nahe am Ende der zweiten Krümmung. Nahe am Ende des Dickdarms finden ſich manchmal an jeder Seite zwei Blinddärme. Die Schleimhaut des Magens iſt glatt. In den Därmen finden ſich keine Klappen, wol aber zellenähnliche Einſchnürungen, die ihre Stellen vertreten. Die Muskeln ſind nicht ſehr zahlreich, aber ſtark, ſie zeigen ſich zu Ende des Winters weiß und ſchlaff, im Sommer roth, feſt und denen der warmblütigen Thiere ähnlich. An den Seiten des Afters ſtehen drei Drüſen, welche eine dicke, gelbe, ſtark nach Moſchus riechende Flüſſigkeit enthalten. Cuvier ſpricht von drei Öffnungen ähnlicher Drüſen an den Seitentheilen des Halſes, Heuß aber hat nur einen ſehr kleinen offenen Beutel an der Wurzel des Kiefers auffinden können. Er enthielt etwas Sand, der Grund war durch eine weiße, ſcheinbar drüſige Subſtanz geſchloſſen, welche ſich mit zwei Verlängerungen bis an die Äſte des Zungenbeins erſtreckte. Bei der Zergliederung dieſes Gewebes war jedoch keine Aushöhlung ſichtbar, auch fehlte der Geruch und nur bei einem jungen Exemplare fand ſich eine nach Moſchus riechende Materie in demſelben. Die herabſteigende Hohlader folgt in ihrem Verlauf eine Strecke der rechten Schlüſſelknochenvene, trit in den obern Theil des Herzbeutels ein und verbindet ſich mit der innern Haut deſſelben, bis dahin, wo ſie mit der aufſteigenden Hohlvene zuſammenkomt. Dieſe ſteigt an der rechten Seite der Rückenwirbel bis zum innern und untern großen Leberlappen herab, dringt in dieſes Organ ein und verläuft in einen ganz geraden Kanal, welcher durch die Subſtanz dieſes Eingeweides gebildet wird, nimt eine große Anzahl Venen auf und trit etwas oberhalb der rechten Gallenblaſe aus der Leber, worauf ſie in Begleitung von fünf oder ſechs Lebervenen in den Herzbeutel heraufſteigt. Eine andere Vene bringt das Blut aus der linken Achſelgegend und trit geſondert in das rechte Herzohr, welches, etwas weiter als das linke, oben an der rechten Herzſeite liegt. In der rechten, weitern Herzkammer finden ſich an der Mündung des Herzohrs zwei Klappen, welche den Rücktrit des Bluts verhindern. Dieſe Kammer ſteht mit zwei Arterien in Verbindung, die eine iſt die linke oder Bauchſchlagader und hat an ihrer Öffnung zwei entgegengeſetzte, halbmondförmige Klappen, die andere iſt die Lungenſchlagader am Urſprunge der linken Schlagader. Die Lungenvenen gehen unter dem Äſte durch, durchbohren den Herzbeutel von hinten, vereinigen ſich und treten in das linke Herzohr, welches am obern Hintertheile der Baſis des Herzens liegt. Die linke Herzkammer hat ebenfalls zwei Klappen vor der Öffnung des Ohrs und der Verbindung mit den Arterien, die erſte mit der Bauchſchlagader. Sie iſt von der Öffnung der rechten Herzkammer in dieſe nämliche Arterie nur durch die knocherne Scheidewand des Herzens getrent und eine Klappe ſchließt ſie faſt vollſtändig. Die andere Schlagader-Verbindung öffnet ſich in ein röhriges Gefäß, welches ſich in drei Äſte theilt, nämlich in die eigentliche oder allgemeine Schlagader, in die rechte Schlüſſelknochen-Schlagader und die Carotis, welche, ſchnell zur linken biegend, die linke Schlüſſelknochenſchlagader abgibt, und vor ihrem Eintrit in den Schädel in zwei Äſte ſich theilt. Dieſer gemeinſchaftliche Stamm bildet mit der linken einen weiten, oberhalb des Herzens liegenden Sack, der indeſſen, wie dieſes, mit im Herzbeutel eingeſchloſſen iſt und mehr Blut zu faſſen vermag, als das Herz mit allen ſeinen Höhlen. Die linke Schlagader, wenn ſie den Unterleib erreicht hat, gibt, bevor ſie ihre Zweige an die Eingeweide vertheilt, einen bedeutenden Aſt an die rechte, abſteigende Schlagader ab. Wenn das Thier atmoſphäriſche Luft athmet, ſo empfangen die beiden Herzkammern eine faſt gleiche Quantität Blut, das, welches aus dem Körper komt, geht zum Theil in die Lungenſchlagader, zum Theil in die Bauchſchlagader; andererſeits bringen die Lungenvenen das Lungenblut in das Herzohr und in die linke Herzkammer, welche es in die rechte Schlagader, Schlüſſelknochenſchlagader und Carotis treibt. Wenn die Triebkraft beider Herzkammern im Gleichgewicht iſt, ſo geht kein Blut durch die Klappen, welche die Verbindung der linken Herzkammer mit der linken Schlagader ſchließen; dieſe Theile empfangen faſt reines rothes Blut und die Lunge läßt keins zu, welches nicht ſeinen Lauf durch dem Leib des Thieres gemacht habe. Aber während dem Ausathmen, wenn die Lunge zuſammengedrückt iſt, was bei dem Untertauchen des Thieres unter Waſſer ſtatt findet, ſtellt die Lunge zum Theil ihre Function ein, es geht weniger Blut durch ihe Gewebe, die rechte Herzkammer ſchickt deswegen eine größere Quantität in die linke Schlagader, und da dieſe überſchüſſige Menge nun weniger Widerſtand findet, ſo trit ſie, den Widerſtand der Klappen überwältigend, geradezu von der Bauchſchlagader in die eigentliche Schlagader. Dieſe Anordnung des Blutumlaufs wird nicht blos durch die Lage und Verbindung der Theile, ſondern auch durch Einſpritzungen bewieſen, über welche wir bei der Enge des Raums uns hier nicht weiter verbreiten können. Wir bitten nur noch mit dieſer Darſtellung dasjenige zu vergleichen, was oben über die eigene Athmungsweiſe des Crocodils im Waſſer und Geoffroy's desfallſige Entdeckung geſagt wurde.

26) Transactions of the Americ. Philos. Soc. 1825. vol. II. p. 216.

16) C. palpebrosus, *Curier* [27]). Der knochenbraunige Caiman. Kennzeichen: Die Augenbraunen beſtehen aus drei Knochenplatten, im Genick ſtehen eine oder zwei, im Nacken vier oder fünf Querreihen Schilder. — Die Naturgeſchichte dieſes Thieres iſt noch ſehr im Dunkeln, man kent es, aus Amerika kommend, gewiß; nach einem von Adanſon bezeichneten Exemplare im pariſer Muſeum wäre es aber vielleicht auch im Niger einheimiſch, wenn beide wirklich eine Art ſind.

17) C. fissipes, *Spix* [28]). Kennzeichen: Oben grünlich, die Hinterfüße ohne Schwimmhaut, die Nackenſchilder etwas flach, die Genickſchilder in drei, breit auslaufenden Reihen ſtehend, die mittleren Nackenſchilder vier Reihen bildend, von welchen die erſtern vier-, die übrigen zweiſpitzig ſind; der Kopf oben zwiſchen den Augen rinnenförmig ausgehöhlt und mit einem Querkamm verſehen. Die Kehle gelblich. — Die Farbe hier und da ſchwarz geſtellt. — Länge fünf Fuß fünf Zoll. Wird im St. Franciscusſtrome in Braſilien gefunden und von den dortigen Einwohnern Jacquaré com poppo amarello genant.

18) C. Cuvierii, *Leach.* Im Dictionaire classiq. d'hist. nat. Tom. V. p. 104, von Bory de St. Vincent Alligator Cuvierii genant, iſt von dem erſtern Schriftſteller t. 102 ſeiner Zoological Miscellany abgebildet und auf der Prinzeſſininſel des ſüdamerikaniſchen Archipels (ile Dauphine) einheimiſch. Vielleicht nur Varietät. (*D. Thon.*)

CROMFORD, eine Anlage zur Baumwollenſpinnerei, welche nahe bei der Stadt Ratingen an der Anger, zwei Stunden von Düſſeldorf liegt. Sie zeichnet ſich nicht allein durch ihre Größe aus, da ſie gegen 500 Menſchen beſchäftigen kann, ſondern beſonders dadurch, daß ſie die erſte Baumwollenſpinnerei in Teutſchland war, welche engländiſche Spinnmaſchinen hatte und in Teutſchland verbreitete. Sie wurde in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts von dem Kaufmann J. G. Brügelmann gegründet. Dieſer thätige und unternehmende Mann wagte ſein ganzes Vermögen daran, um die Baumwollenſpinnerei nach Teutſchland zu verpflanzen. Er hatte mit unſäglichen Schwierigkeiten zu kämpfen, ehe es ihm gelang, die Kunſt der Engländer einheimiſch zu machen, und als er endlich ſo weit gekommen war, da ſtellte ſich ihm die kurzſichtige Selbſtſucht der einheimiſchen Fabrikanten entgegen, ſo daß er zuerſt gezwungen war, ſeine Garne ſelbſt weben und färben zu laſſen. Indeſſen ſiegte ſeine Ausdauer; die Anlage, die er gemacht hatte, erweiterte ſich mit jedem Jahre, und er nante ſie Cromford, wozu ihm das in England liegende Cromford, wo der berühmte Arkwright die erſten Spinnmaſchinen angelegt hatte, Veranlaſſung gab. Der Kurfürſt von Baiern, Karl Theodor, dem damals das Herzogthum Berg gehörte, ertheilte ihm ein Privilegium auf 30 Jahre, und ehrte die Verdienſte dieſes ohnehin durch Gemeinſinn und Wohlthätigkeit ausgezeichneten Mannes dadurch, daß er ihn zum Commerzienrath ernante. Brügelmann ſtarb im J. 1802. Das von ihm geſchaffene Cromford liegt in einer angenehmen Gegend; es beſteht aus etwa zehn zum Theil großen Gebäuden, und die Umgebungen deſſelben ſind von den Beſitzern auf mannichfache Weiſe verſchönert worden. Der Induſtrie und dem Handel des Vaterlandes hat es einen unberechnenbaren Vortheil gebracht. (*v. Oven.*)

CROMWELL, Thomas, war als der Sohn eines armen Grobſchmidts in einem Stande geboren, der ihm wenig Ausſicht auf politiſche Bedeutung eröffnete. Die Kirche war damals der einzige Weg, auf welchem man ſich aus untergeordneten Verhältniſſen in die Höhe bringen konte, allein ſtatt der geiſtlichen Laufbahn hatte Cromwell die militäriſche gewählt, ohne jedoch weder im einheimiſchen, noch im ausländiſchen Kriegsdienſte ſein Glück machen zu können. In dem Dienſte des Cardinals Wolſey dagegen, welchen er mit den Waffen vertauſchte, fand er Gelegenheit, eine Fähigkeit nach der andern zu entwickeln, und an ſeinem Herrn ſelbſt einen Mann, der Talente zu erkennen, ſie gehörig zu benutzen, und wenn ſie ihm nicht gefährlich waren, auch zu belohnen verſtand. Wolſey hob den ihm ergebenen und unter ſeiner Leitung in Statsgeſchäfte eingeweihten Diener empor. Cromwell war ſchon ein angeſehenes Mitglied im Unterhauſe des Parlaments, als im Jahre 1529 die Gunſt des Königs Heinrich VIII. ſich von Wolſey abwandte und die zahlreichen Feinde dieſes mächtigen Günſtlings ſich zu ſeinem Verderben wider ihn erhoben. Wolſey war nämlich durch die von Heinrich mit Ungeſtüm gewünſchte und betriebene Eheſcheidung von ſeiner Gemahlin Katharina in eine Lage gekommen, die ihn entweder mit den Intereſſen des heiligen Stuhls oder mit den Begierden des Königs in einen Conflict brachte. Er wollte ebenſowenig dem päpſtlichen Hofe, der die Eheſcheidung einige Jahre lang hinzog und endlich verweigerte, als dem Könige, deſſen Geduld erſchöpft war, misfallen; er ſuchte ſich daher durch eine parteiloſe Stellung gegen die Nothwendigkeit zu ſichern, entweder den Papſt oder den König beleidigen zu müſſen. In einer Sache aber, die ihm ſo ſehr am Herzen lag, hatte der König von ſeinem Günſtling den größten Eifer erwartet; Wolſey fiel daher in des Königs Augen und Gunſt. Das Reichsſiegel wurde ihm abgenommen und er ſelbſt wurde vom Hofe verwieſen. Die Folge der königlichen Ungnade war, daß ſeine Feinde ſich gegen ihn erhoben und ſeine Freunde ihn verließen. Cromwell hatte dem Cardinal ſeine Erhebung zu verdanken, und mußte fürchten, in ſeinen Fall verwickelt zu werden. Wäre er blos eine Creatur des Cardinals und eine gemeine Natur geweſen, ſo würde er ſein Schickſal von dem des gefallenen Miniſters getrent und ſeine frühere Verbindung mit ihm durch Theilnahme an der herrſchenden Stimmung gegen denſelben in Vergeſſenheit gebracht haben, allein er übernahm im Unterhauſe die Vertheidigung Wolſeys mit ebenſo viel Geiſt als Muth. So wenig Heinrich VIII. Widerſpruch vertragen konte, ſo hatte er doch Gefühl für ein edelmüthiges Benehm-

27) Caiman mâle *Cuv.* in Wiedem. Arch. I. c. p. 168. — Annal. d. Mus. X. t. 1. f. 6. 17. t. 2. f. 1. 2. — Oppels Naturg. d. Amph. Th. 6. 7. — Croc. trigonatus *Schneider.* II. 161. — *Seba* Thes. I. t. 105. f. 3. — Jacaretinga moschifer. — *Spix* l. c. t. 1. 28) Novae spec. Lacert. t. 3. p. 4. Caiman fissipes.

Digitized by Google

men [1]). Cromwells Vertheidigungsrede erregte daher, ſtatt des Königs Unwillen, ſeine Aufmerkſamkeit; ſie ließ ihm Cromwell in dem Lichte eines talentvollen und edeln Mannes erſcheinen und nahm ihn ſo für denſelben ein, daß er die dem Cardinal entzogene Gunſt nach und nach auf deſſen Freund und Vertheidiger übertrug. Ein König, der wie Heinrich VIII. ſeine verfaſſungsmäßig beſchränkte Gewalt überſchreitet und willkürlich regirt, wählt ſeine Werkzeuge am liebſten aus einem Stande, der keine angebornen Rechte zu vertheidigen hat; er ſucht ſeine Günſtlinge unter Männern, die ihm ihre Erhebung allein zu verdanken haben und daher ihm allein ergeben ſind. Cromwell vereinigte Eigenſchaften genug in ſich, um ihn, nachdem er einmal die Aufmerkſamkeit des Königs erregt hatte, demſelben werth zu machen; er wurde Statsſecretär und hatte als ſolcher Gelegenheit, auf die in England neu ſich bildende Ordnung der Dinge einen großen Einfluß auszuüben.

Durch ſeine wider den Willen des Papſtes vollzogene Eheſcheidung und durch die von dem römiſchen Hofe nicht anerkante Vermählung mit Anna Boleyn hatte ſich Heinrich VIII. von dem heiligen Stuhle losgeriſſen, allein er war weit davon entfernt, ſich zu den von ihm ſelbſt bekämpften Grundſätzen Luthers zu bekennen. Der Anfang der Reformation wurde indeſſen damit gemacht, daß im Jahre 1534 der König in Übereinſtimmung mit dem Parlamente die Autorität und Gewalt des Pabſtes in England für erloſchen erklärte, und für ſich und ſeine Nachfolger die Rechte und Einkünfte des Papſtes in Anſpruch nahm. Obgleich Heinrich nicht weiter in kirchlichen Neuerungen gehen wollte, ſo hatte doch die der Reformation ergebene Partei an des Königs Unwillen gegen den Papſt einen Anhaltpunkt, um durch Erweiterung des Bruches mit dem römiſchen Hofe die engländiſche Kirche in demſelben Grade dem Proteſtantismus näher zu bringen, als ſie dieſelbe von dem Gehorſam gegen den heiligen Stuhl entfernte. Cromwell war der Sache der Reformation günſtig, und er benutzte ſeinen Einfluß auf den König, um ihr zu dienen. Dies mußte aber äußerſt vorſichtig geſchehen, weil der geringſte Widerſpruch Heinrichs Zorn und Leidenſchaft aufzuregen pflegte; eine dem Anſcheine nach blinde Ergebung in ſeinen Willen, um ſich unter dieſer Maske ſeines Willens zu bemächtigen und ihn zu leiten, vermochte allein etwas über ihn. Cromwell ſchlug in Verbindung mit dem Erzbiſchof Cranmer von Canterbury dieſen Weg ein. Er wurde im Jahre 1535 unter dem Titel eines **Generalvicars** (vicar-general, vicegerent) als Stellvertreter des Königs mit der abſoluten Gewalt über die Kirche bekleidet, welche Heinrich vom Papſte auf ſich übertragen hatte. Das erſte, was Cromwell in dieſer neugeſchaffenen Würde that, war die Aufhebung der Klöſter. Für dieſe Maßregel ließ ſich der König um ſo leichter gewinnen, da ſie ſeinem Schatze eine anſehnliche Bereicherung verſprach und ihn zugleich von den Mönchen befreite, die ihn einen zweiten Ahab, deſſen Blut die Hunde lecken würden, nanten und das gemeine Volk auf jede Art wider ſeine Regirung aufhetzten. Cromwell ernante eine Commiſſion zur Unterſuchung der Klöſter. Dieſe Unterſuchung führte zur Entdeckung von Laſtern und religiöſen Betrügereien, die ſchon an und für ſich groß genug waren, die aber bei der Bekantmachung noch übertrieben wurden, um die Aufhebung der Klöſter nicht blos zu rechtfertigen, ſondern auch als eine Pflicht zu gebieten. Das im Februar 1536 zuſammen berufene Parlament gab ſeine Einwilligung dazu und wies die Kloſtereinkünfte dem Könige an. Obgleich bald darauf die Königin Anna, welche Cromwell und ſeinen reformatoriſchen Beſtrebungen günſtig war, der Neigung des Königs zu einem andern Frauenzimmer aufgeopfert wurde, ſo verlor doch Cromwell von ſeinem Anſehen ebenſo wenig, als Heinrich geneigt war, die dem Papſte abgenommene geiſtliche Gewalt jetzt, wo ſich dieſer ihm wieder zu nähern ſuchte, demſelben zurückzugeben. Es wurde vielmehr noch in der Mitte deſſelben Jahres zugleich mit dem Parlamente das Nationalconcilium verſammelt, um die Angelegenheiten und die Glaubenslehre der engländiſchen Kirche feſtzuſtellen. Als Generalvicar führte Cromwell dabei den Vorſitz. Von dem hohen Clerus waren der Erzbiſchof von Canterbury und die Biſchöfe von Worceſter, von Salisbury, von Rocheſter, von Hereford und von St. David auf ſeiner Seite; als Gegner traten der Erzbiſchof von York und die Biſchöfe von London, von Durham, von Wincheſter, von Lincoln, von Chicheſter, von Norwich und von Carlisle auf. Obgleich die niedere Geiſtlichkeit im Allgemeinen der Reformation abgeneigt war, ſo hielt ſie doch die Furcht vor dem Könige von einer Oppoſition zurück; ſie erklärten vielmehr, daß ſie nicht die Abſicht hätten, etwas zu thun oder zu reden, was dem Könige misfallen möchte, daß ſie ihn als ihr oberſtes Haupt betrachteten und ſeinen Befehlen zu gehorchen entſchloſſen wären. Die Beſchlüſſe der Verſamlung waren eine bunte Miſchung aus katholiſchen und proteſtantiſchen Lehrſätzen, und befriedigten weder die eine noch die andere Partei. Die Proteſtanten verlangten mehr, als die feſtgeſetzten Artikel bewilligten, während den Katholiken jede Abweichung von dem alten Glaubens- und Kirchenſyſtem zu viel nachgegeben ſchien. Am unzufriedenſten war die Geiſtlichkeit über die Unterjochung der Kirche durch die weltliche Macht; die neue Gewalt eines Generalvicars war ihr unerträglich und doppelt, da ſie in den Händen eines aus dem Staube emporgeſtiegenen, und aller wiſſenſchaftlichen Bildung ermangelnden Günſtlings, wie Cromwell, war, und von ihm mit Energie und ohne Rückſicht auf die Privatintereſſen des Clerus ausgeübt wurde. Cromwell entſchied über die wichtigſten Kirchenverhältniſſe durch Ordonnanzen, die er im Namen des Königs ohne Mitwirkung des Parlaments oder der Geiſtlichkeit erließ. Er ſchaffte auf dieſe Art viele Feiertage ab und hob Einrichtungen auf, die durch langes Beſtehen geheiligt und außerdem den Geiſtlichen einträglich waren, wie Wallfahrten, Bilder und Reliquien; er griff endlich den Pfarrern ſelbſt an ihre Einkünfte, indem er einen Theil derſelben für die Armen jedes Kirchſpiels zurückzulegen befahl. Die Folge davon war, daß die Prie-

1) Camden beurtheilt Heinrichs VIII. Charakter richtig und treffend, wenn er ſagt: Princeps erat magnanimus, in cujus maximo ingenio inerant confuso quodam temperamento virtutes magnae et vitia non minora.

ſter das ihnen aufgelegte unwürdige Joch der weltlichen Willkür mit Hilfe von Volksaufſtänden abzuſchütteln ſuchten, und das Volk war auch über die neue Ordnung der Dinge misvergnügt genug, um ihren Anreizungen Gehör zu geben, und auf ihre Auffoderungen in verſchiedenen Provinzen die Waffen zu ergreifen. Der König ließ ſich jedoch durch dieſe Empörungen, welche mit leichter Mühe unterdrückt wurden, gegen Cromwell ſo wenig einnehmen, daß er ihn vielmehr zum Zeichen ſeiner Gunſt und Zufriedenheit im Jahr 1538 in den Pairſtand erhob. Der ſchwankende und halbe Zuſtand der Kirche erzeugte indeſſen immer mehr abweichende Meinungen und Secten; der König dagegen beharrte ſo feſt auf ſeinem Syſtem [2]), daß er alle, die es angriffen oder ſich davon losſagten, mit Feuer und Schwert verfolgte. Im April 1539 berief er ein Parlament, um durch daſſelbe alle Meinungsverſchiedenheit in Religionsſachen ausrotten zu laſſen. Das unterwürfige Parlament faßte zur Begründung und Erhaltung der Einigkeit des Glaubens das Geſetz der ſechs Artikel oder, wie es von den Proteſtanten genant wurde, das Blutgeſetz (bloody bill) ab. Die ſechs Artikel ſtellten nämlich die Lehre von der leiblichen Gegenwart Chriſti im h. Abendmahle, das Verbot des Laienkelchs, die Unverbrüchlichkeit der Keuſchheitsgelübde, die Zweckmäßigkeit der Privatmeſſen, den eheloſen Stand der Geiſtlichkeit und die Nothwendigkeit der Ohrenbeichte als Grundgeſetze der engländiſchen Kirche auf. Wer dieſe Grundgeſetze nicht anerkante oder dagegen fehlte, wurde mit dem Scheiterhaufen oder dem Strange beſtraft. Dieſes Geſetz gab die Katholiken und Proteſtanten auf gleiche Art dem Tode und der Verfolgung Preis. Obgleich Cromwell alles that, um die Vollziehung des Blutgeſetzes zu mildern, ſo zwang ihn doch ſeine Stellung, ſich als ein gehorſames Werkzeug des Königs zu benehmen. Er verdarb es dadurch mit allen Parteien. Der Adel haßte in ihm den Emporkömling und ſah mit Neid, daß ihm als Generalvicar der Vorrang vor allen übrigen Statsbeamten zugeſtanden wurde; dem Adel kam es eben ſo unerträglich vor, den Sohn eines armen Schmids der königlichen Familie zunächſt geſtellt zu ſehen, als der Geiſtlichkeit, einen ungebildeten Mann an der Spitze der Kirche zu erblicken. Die Katholiken betrachteten ihn als einen Feind ihrer Religion und die Proteſtanten ſeit dem Blutgeſetz als ihren Verfolger. Cromwell hatte daher blos an dem Könige eine Stütze und mußte fallen, wenn ihm dieſe entzogen wurde. Heinrich war ſeit dem Tode ſeiner dritten Gemahlin, Johanna, Witwer und ſah ſich nach einer neuen Vermählung um. So gefährlich es war, ſich bei dem delicaten Geſchmacke des Königs in dieſen Punkt einzumiſchen, ſo glaubte doch Cromwell, ſich in der Gunſt ſeines Gebieters zu befeſtigen, wenn er ſeine Wahl ſo leiten könte, daß er zugleich die Neigung und die politiſchen Intereſſen deſſelben befriedigte. Er ſchlug ihm daher die Prinzeſſin Anna von Cleve vor, und ein ſchmeichelhaftes Bildniß derſelben bewog den König, in dieſen Vorſchlag einzugehen und ſich mit Anna zu vermählen. Unglücklicherweiſe für Cromwell fehlten aber der Prinzeſſin die Reize, welche ihr der Maler in dem Bilde geliehen hatte. Er ſah mit Schrecken, daß der König von dem erſten Augenblicke an, wo er ſeine Braut erblickte, eine unüberwindliche Abneigung gegen dieſelbe empfand, und daß er die am 6. Januar 1540 vollzogene Ehe als ein ſchweres, ihm aufgelegtes Joch betrachtete. Er hoffte vergebens, daß die Brautnacht eine Veränderung in den Gefühlen des Königs hervorbringen werde; als er ſogleich am Morgen nach der Hochzeit zu dem Könige eilte, fand er denſelben noch bei weitem unzufriedener mit der neuen Ehe, als vorher. Heinrich erklärte ſeinem Günſtlinge, daß er entſchloſſen wäre, ſich mit ſeiner Gemahlin gar nicht abzugeben, da ihm ihre Perſon widerlich ſey. Es war natürlich, daß des Königs Widerwillen gegen ſeine Gemahlin ihm auch einen Widerwillen gegen den Unterhändler dieſer Ehe beibrachte. Wie er indeſſen gegen Anna höflich blieb, ſo ſetzte er auch ſeine Gunſt gegen Cromwell fort; er erhob ihn ſogar im April 1540 zum Grafen von Eſſex und zum Ritter des Hoſenbandordens. Allein er ſchmückte damit ſein Opfer zum Tode. Die Neigung, welche der König zu der Nichte des Herzogs von Norfolk, Katharina Howard, faßte, vermehrte ſeine Ungeduld, die Ehe mit der Prinzeſſin von Cleve zu trennen; ſie gab zugleich dem Herzoge den Einfluß auf den König, welchen bisher Cromwell ausgeübt hatte, und Norfolk benutzte ihn ſogleich, um dieſen Günſtling des Königs zu ſtürzen. Cromwell wurde verhaftet, und auf die Anklage des Hochverraths und der Ketzerei von dem Oberhauſe, das ihm noch kurz zuvor aufs niedrigſte geſchmeichelt und ihn für würdig erklärt hatte, Generalvicar der ganzen Welt zu ſeyn, ohne Prozeß, ohne Verhör und Beweis zum Tode verurtheilt. Er ſuchte vergebens den König zum Mitleiden zu bewegen; Heinrich glaubte, allen Haß gegen ſeine Regirung auf Cromwell wälzen und durch die Aufopferung deſſelben die Zuneigung ſeiner Unterthanen wieder gewinnen zu können. Cromwell unterwarf ſich daher ſeinem harten Schickſale ohne Murren; er ſuchte wenigſtens ſeinen Sohn dem Unwillen des Königs dadurch zu entziehen, daß er ebenſo wenig auf der Betheuerung ſeiner Unſchuld beſtand, als ſich über das gegen ihn geſprochene Urtheil beſchwerte. Seine Hinrichtung erfolgte

2) Heinrich VIII. that ſich auf ſeine theologiſche Gelehrſamkeit etwas zu Gute, und wurde durch die Schmeichelei ſeiner Höflinge und Creaturen in der Meinung beſtärkt, daß er ein Licht der Kirche ſey. Im Jahre 1538 disputirte er ſelbſt über die Lehre vom h. Abendmahle mit einem Calviniſten. Cromwell hat dieſe Disputation in einem Briefe an Sir Thomas Wyat, der damals engländiſcher Geſandter in Teutſchland war, beſchrieben, und die Bewunderung, mit welcher er dieſes that, gibt uns eine Vorſtellung, mit welchen Augen Cromwell den König betrachtete, und mit welchen Künſten er ſich in ſeiner Gunſt behauptete. Es heißt in dieſem Briefe: It was a wonder to see, how princely, with how excellent gravity and inestimable majesty his highness exercised there the very office of supreme head of the church of England; how benignly his grace essayed to convert the miserable man, how strong and manifest reasons his highness alledged against him I wish the princes and potentates of Christendom to have had a meet place to have seen it. Undoubtedly they should have much marvelled at his majestys most high wisdom and judgment and reputed him no otherwise after the same, than in a manner the mirror and light of all other kings and princes in Christendom. Wenn Cromwell an einen entfernten Freund ſo ſchreiben konte, wie muß da erſt das Lob erklungen haben, welches er dem König perſönlich ertheilte! S. *Collier* ecclesiast. hist. Vol. II. p. 152.

Digitized by Google

am 28. Juli 1540. Cromwell war ein Mann von großen Fähigkeiten und von einer feſten und würdigen Geſinnung; er vermied den Hochmuth, der ſich ſo leicht eines Emporkömmlings bemächtigt, ohne jedoch dem Neide über ſein ſchnelles und glänzendes Glück zu entgehen. Das einzige, deſſen man ihn beſchuldigen kann, war ſeine blinde Ergebung in den Willen des Königs; es war eine Art von gerechter Vergeltung, daß er als ein Opfer der Tyrannei fiel, deren Werkzeug er geweſen war [3]). *(Fr. Lorentz.)*

CRYPTOCEPHALA, *Latreille* (Mollusca). In den familles naturelles du regne animal. Paris 1825, führt die zweite Familie der Ordnung Megapterygia (der erſten der Pteropoda) dieſen Namen. Sie umfaßt nur die Gattung Hyalaea und ihre Kennzeichen fallen mit den dieſer Gattung zuſammen. Vergl. Hyalaea. *(D. Thon.)*

CRYPTOCOCHLIDES (Mollusca) (κρυπτός verborgen, κόχλος Schale). Latreille belegt (famill. d. regn. anim. 1825) mit dieſem Namen die zweite Abtheilung der Gaſtreopoden. Kennzeichen: Schale im Mantel des Thiers verborgen; dieſer groß, vorn mit einem Ausſchnit und Kanal ſtatt der Athmenröhre; Schale wenig gewunden, ohrförmig; der Deckel fehlt. — Nur eine Familie Macrostoma mit den Gattungen Sigaretus, Cryptostoma, Lamellaria. *(D. Thon.)*

CRYPTODIBRANCHIATA (Mollusca). Blainville *) hat unter dieſem Namen eine Ordnung der Weichthiere aufgeſtellt, welche nach ſeiner eigenen Angabe der Gattung Sepia *L.* und ſomit der neuern Abtheilung Cephalopoda entſpricht, weßhalb auch hier die Kennzeichen übergangen werden können und nur die Eintheilung anzuführen iſt. Sie zerfällt in die Familien: Octocera, mit acht Tentakeln und Decacera, mit zehn Tentakeln. Jene enthält die Gattungen Octopus (Eledone *Leach*, Ocythoë *Rafinesque*), dieſe Loligo (Sepiola *Leach*, Cranchia *ej.*, Onychotheutis *Lichtenstein*, Pterotheutis *Blainv.*, Sepiotheutis *id.*) und Sepia. *(D. Thon.)*

CRYPTODON (Mollusca). Eine aus Tellina von Turton geſonderte Gattung mit folgenden Kennzeichen: Die Muſchel iſt dreieckig, kugelig, gleichſchalig, faſt gleichſeitig, geſchloſſen; das Schloß hat einen einzigen, undeutlichen, durchgehenden Zahn, mit ſchmaler Seitengrube, die Seitenzähne fehlen, das Band iſt außen. Typus der Art, C. flexuosus (Tellina flexuosa, *Montagu*, *Pennant*, *Wood*, *Dillwyn*; Venus sinuosa *Donovan*). *Turton* Conchylia insularum Britannicarum. London 1822. 4. tab. 7. f. 9. 10. *(D. Thon.)*

CRYPTOGENA (Animalia microscopica). Die erſte Klaſſe derjenigen Thiere, welche Latreille (familles naturelles du regne animal. Paris 1825) Agastrica genant hat. Als Kennzeichen der Cryptogenen gibt er nur das an, daß ſie im Innern verſchiedener Thierkörper leben und es ihm ſcheine, daß ſie auf die Entozoen (Helmintha) folgen müſſen! — Es umfaßt dieſe Klaſſe die Samenthierchen und vielleicht die Gattung Acephalocystis Lännec's. *(D. Thon.)*

CRYPTOPETRA (Radiaria fossil.). Bei Mercati eine Art verſteinerter Seeigel aus der Gattung Spatangus. *(D. Thon.)*

CRYPTOPHTHALMUS, *Rafinesque* *) (Crustacea). Dieſe Gattung wird von ihrem Begründer in deſſen Familie Palaemonea geſetzt, gehört ſonſt zu der Abtheilung Macroura und zwar zu der Section der Salicoquen, nach Latreille's neueſter Eintheilung in die Zunft Carides. — Sie hat mit Aglaope drei Fäden an den innern Fühlern gemein, unterſcheidet ſich aber durch folgende Kennzeichen: die zwei vordern Füße ſind ſcheerenförmig, das zweite Paar iſt weniger dick, zweifingerig, elfgliederig; die andern ſind einfach, die Schuppe der äußern Fühler iſt gezähnelt, die Augen liegen unter zwei Verlängerungen des Bruſtſchildes verborgen. — Die Gattung ſelbſt iſt aber im Allgemeinen zu wenig charakteriſirt, um ſie als vollſtändig beſtimt anzunehmen. — Die einzige von Rafinesque angeführte Art: C. ruber, iſt glatt, röthlich, das Bruſtſchild iſt ganzrandig, der Kopf iſt vorn in einen eindornigen, ſchnabelförmigen Fortſatz verlängert, die Scheeren der Füße ſind platt, ſeitlich mit borſtigen Haaren beſetzt; die größte iſt unten dreikantig; das Schwanzende iſt vierzähnig und gefranzt. — Das Vaterland iſt das Meer um Sicilien. *(D. Thon.)*

Cryptoplax, *Blainville* (Mollusca) ſ. Chiton.

CRYPTOPODA, *Latreille* (Crustacea). Die vierte Zunft der zehnfüßigen, kurzſchwänzigen (decapoda brachyura) Krebſe. Sie unterſcheidet ſich von allen übrigen bekanten Cruſtaceen dadurch, daß bei den zu ihr gehörigen Thieren die hintern Winkel des Bruſtſchildes ſich erweitern und eine Wölbung bilden, in die ſich die Füße, mit Ausnahme der Scheeren, wenn ſie die Thiere einziehen, zurückziehen und verbergen; die Scheeren ſind ſehr groß, zuſammengedrückt, kammförmig; das Bruſtſchild iſt faſt dreieckig oder quereiförmig; der Raum zwiſchen der Mundhöhle und dem Urſprunge der mittleren Fühler iſt kaum etwas breiter, als lang. Es gehören hieher nur die beiden Gattungen Calappa und Aethra (unrichtig Oethra geſchrieben.) *(D. Thon.)*

CRYPTOPS, *Leach* (Myriapoda). Eine Gattung der Myriopoden, aus der Familie Chilopoda, nach Linné zu Scolopendra gehörig. Kennzeichen: Fühler kegel-borſtenförmig; ſiebenzehngliederig; die Glieder kugel-, faſt kegelförmig; 46 Füße, das hintere Paar länger, das erſte Glied innen unbewaffnet; das zweite Fußpaar mit blattförmigen Schenkeln, die vorn ſchwach ausgerandet und unbewaffnet ſind; die Augen undeutlich. Leach führt [1]) zwei Arten auf: C. hortensis, ziegelroſtroth, der Rücken dunkler, die Füße etwas behaart; etwas über einen Zoll lang. In den Gärten des weſtlichen Englands. — C. Savignii, ziegelrothgelb, der Kopf blaßroſtfarben, die Füße, beſonders die hintern, mit kleinen Stacheln beſetzt. Im Garten des brittiſchen Muſeums. *(D. Thon.)*

---

3) *G. Burnet*, the hist. of the reformation of the church of England. *The first part*: of the progress made in it during the reign of King Henry VIII. Lond. 1679. fol.

*) Manuel de Malacologie. Paris 1815. p. 364.

*) Précis de découvertes et de travaux semiologiques. Palermo. 1818. 8.

1) Zoological Miscellany. Tom. III. London 1817. p. 42. t. 139.

CRYPTOPUS, *Latreille* (Crustacea). Der Begründer dieſer Gattung hat die Kennzeichen derſelben nicht angegeben, ſtellt ſie jedoch in die Zunft Schizopoda (Ordnung Decapoda, Familie Macroura), und in die erſte Section derſelben, welche dadurch charakteriſirt iſt, daß der Hinterleib in eine fünfblätterige Floſſe endigt. Es iſt nur eine Art bekant, bei welcher das Bruſtſchild an den Seiten erweitert und nach unten ſo umgebogen iſt, daß es eine Art Büchſe bildet, welche die Füße umſchließt; das Vordertheil ſtellt einen Kopf vor, mit einem gebogenen Schnabel und zwei Hörnern oben darauf. (*Latreille* familles naturelles du regne animal. Paris 1825. 8. p. 282 u. 567.) (*D. Thon.*)

CRYPTOSTOMA, *Blainville* (Mollusca). Dieſe zuerſt im Supplement zur Edinburger Encyclopädie aufgeführte Gattung ſtellt der Errichter in die Ordnung Chismobranchiata, zwiſchen Sigaretus und Oxinoë; Feruſſac unter die Adelodermae und in die Familie Sigareteae, welche ſämtlich zu den Gaſtropoden gehören; Cuvier hat ſie übergangen. Die Kennzeichen, wie ſie der erſtere angibt *), ſind folgende: Der zungenförmige Körper beſteht meiſt in einem ſehr langen und ſehr dicken Fuß, der nach vorn ſchmäler und an den Seiten mit einer Furche verſehen iſt, überall aber weit über die zuſammengedrehte Maſſe der Eingeweide vorragt, welche ſehr klein und oben wenig gewölbt zum mittlern Drittheil durch eine innere Schale bedeckt wird, die in jeder Hinſicht der ganz ähnlich iſt, welche man bei Sigaretus findet; die Mundöffnung iſt ſehr klein, verbogen unter dem vordern und obern Rande des Fußes, gegen welchen die erwähnten (vier) Furchen zuſammenſtoßen; die beiden Tentakeln ſind zuſammengedrückt und an der Baſis mit Anhängſeln verſehen; es iſt nur ein einziger großer Kiemenkamm vorhanden und der After liegt an der rechten Seite des freien Mantelrandes. — Bei dieſer Thiergattung iſt die ungeheuere Größe des Fußes beſonders auffallend, welcher den eigentlichen Körper vier oder fünf Mal an Umfang übertrifft. Der vordere Theil deſſelben iſt länger, als der hintere und läuft in eine ſtumpfe Spitze aus. An ihm findet ſich auf jeder Seite eine Furche oder Halbkanal, welcher etwas nach hinten und näher an der rechten Seite anfängt. Dieſe zwei Furchen führen in eine große Querſpalte, in welcher der Mund und die Tentakeln liegen, die zum größern Theil durch den ſtark vorragenden Rand der Schale verdeckt werden. Zwei andere ähnliche Furchen am Rande des hintern, dünnern Fußtheiles gehen ebenfalls in jene Querſpalte. Der vordere Rand dieſer letztern wird von einem ſcharfen, freien Saum gebildet, der faſt in der Mitte und noch tiefer nach dem linken Rande hin ausgerandet iſt. Wenn man dieſen Saum von hinten nach vorn aufhebt, ſo ſieht man darunter den etwas trichterförmigen Mund und nach hinten ein querliegendes, ſcharfes, mit dem vordern Rande angewachſenes Band, auf deſſen beiden Enden ein kurzer, kegelförmiger, an der Baſis mit einem Anhang verſehener Tentakel ſteht, rechts liegt unter dieſem dünnen Saume des Fußes das Ende des männlichen Geſchlechtstheiles. Wenn man dagegen den Saum des Mantels, welcher den hintern Theil der Querſpalte bildet und durch die Schale verdeckt iſt, aufhebt, ſo ſieht man 1) die etwas ſchiefe Querſpalte, welche in die Kiemenhöhle führt, an deren Boden ſich ein einziger, ſchiefer, unregelmäßiger Kiemenkamm findet; 2) das Ende des Afters, welches als freiſchwebender Kanal von der linken nach der rechten Seite gerichtet iſt, und 3) am Vereinigungspunkt des Mantels mit dem Fuße an der rechten Seite eine trichterförmige Öffnung für die weiblichen Geſchlechtstheile. Der eigentliche Körper, oder die Eingeweide zuſammengenommen, bildet auf dem fünften Theil des Fußes (von vorn nach hinten) eine kleine, etwas platte und ſpiralförmig gewundene Maſſe. Dieſe iſt ganz in eine ſehr flache, niedergedrückte Schale mit großer, ganzrandiger Öffnung, deren Hinterrand in eine Spalte eingeſchloſſen iſt, welche der vordere Rand des hintern Fußtheiles bildet, aufgenommen. Die Schale zeigt ſich ganz mit einer dicken Haut bedeckt, die offenbar in die Körperhaut fortſetzt, ſo daß die Schale als eine innere betrachtet werden kann, um ſo mehr, als ſie ungefärbt iſt. Die Maſſe der Eingeweide beſteht aus zwei Theilen. Der obere enthält die Organe der Reſpiration und der Circulation und iſt durch die Schale bedeckt; der untere iſt durch eine Einſchnürung, in welcher der Rand der Schalenöffnung liegt, von dem obern getrent, liegt in einer Aushöhlung des Fußes und enthält die Verdauungsorgane. Der Magen iſt doppelt, der hintere groß und häutig; die Leber iſt ungetheilt; der Mundtheil (Masse buccale in der franzöſiſchen Terminologie) iſt von mittlerer Größe; die Höhle, welche er enthält, ſowie der erſte Magen und das Zungenband, ſind von dem der Leber durch eine Haut (diaphragme) getrent. Das Centralnervenſyſtem beſteht aus einem unten liegenden, vierſeitigen Ganglion, iſt von einer körnigen Maſſe umgeben und gibt auf jeder Seite vier Äſte ab, von denen der eine vordere für den vordern Theil des Fußes, die andern für die Seiten und hintern Theile beſtimt ſind. — Es ſind bis jetzt nur zwei Arten dieſer Gattung bekant, welche ſich im britiſchen Muſeum befinden und aus Indien herſtammen ſollen. Sie ſind: 1) C. Leachii **). Faſt drei Mal ſo lang als breit, der vordere Theil des Fußes länger als der hintere; die Tentakeln kleiner, als an der folgenden Art, kegelförmiger, weiter aus einander ſtehend, die Anhängſel kleiner. 2) C. breviculum. Der Körper breiter als die Hälfte ſeiner Länge, weshalb er flacher, kürzer und breiter erſcheint; der vordere Theil des Fußes faſt ſo groß, als der hintere; die Tentakeln viel größer, breiter, platter, einander mehr genähert, die Seitenanhänge des Bandes, worauf ſie ſtehen, größer. — Die Schale der letztern Art ward nicht beobachtet, doch muß man ſchließen, daß ſie wenigſtens in der Größe von der der vorigen Art abweicht.

(*D. Thon.*)

*) Manuel de Malacologie p. 467.

**) *Blainville* Manuel Planches. pl. XLII. f. 3.

Ende des einundzwanzigſten Theiles.

Erklärung der Kupfer in Theil XX. und XXI.

1. CHOREGRAPHIE,

2. CRUSTACEA.

(Zu den mathematiſchen Zeichnungen und den Notentafeln ſehe man die betreffenden Artikel.)

Zu CHOREGRAPHIE.

Fig. I. A. Stellt den Tänzer vor. B. Die Tänzerin: a. die Richtung des Geſichts; b. die rechte Seite des Körpers; c. die linke Seite; d. den Rücken. — Fig. II. Die Linien der Tanzſchritte: a. die gerade Schrittlinie vor oder rückwärts; b. die Seitenlinie rechts und links; c. die ſchiefe oder Diagonallinie vom Körper ausgehend. — Fig. III. a. Die Kreislinie der Schritte; b. die Schlangenlinie; c. die ſogenannte Achte, oder zwei in einander laufende Kreiſe. Alle Tanzſchritte und Tanztouren werden durch Hilfe dieſer Linien gezeichnet. — Fig. IV. Zeichen der Füße: A. der linke; B. der rechte, und zugleich die Vorſtellung der erſten von den fünf Poſitionen, aus welchen alle möglichen Schritte des regelmäßigen ſchönen Tanzes zuſammengeſetzt werden. Die darunter ſtehenden Zeichen a und b befinden ſich nach der Erfindung in den alten Choregraphien. Die Zeichen aber, welche die Form des Fußes mehr verſinnlichen, unterſcheiden ſich beſſer von den Schrittlinien, und ſind deshalb gewählt worden. — Fig. V. Die zweite Poſition. — Fig. VI. Die dritte Poſition: a. mit dem rechten Fuße vorn; b. mit dem linken Fuße vorn. — Fig. VII. Die vierte Poſition: a. mit dem rechten Fuße vorn; b. mit dem linken Fuße vorn. — Fig. VIII. Die fünfte Poſition: a. mit dem rechten Fuße vorn; b. mit dem linken Fuße vorn. Man hat auch fünf falſche Poſitionen angenommen, die zu National- und komiſchen Tänzen gebraucht werden. — Fig. IX. Die erſte falſche Poſition. — Fig. X. Die zweite falſche Poſition: a. der linke, b. der rechte Fuß. — Fig. XI. Die dritte falſche Poſition: a. der linke, b. der rechte Fuß. — Fig. XII. Die vierte falſche Poſition: a. der linke, b. der rechte Fuß. — Fig. XIII. Die fünfte falſche Poſition: a. der linke, b. der rechte Fuß. — Fig. XIV. Gewöhnlicher Schritt, wie man geht (*pas marché*): a. der Punkt bedeutet den Ort, wo der Fuß vor der Bewegung geſtanden hat; b. die Schrittlinie; c. das Ende des Schrittes und Niederſetzen des Fußes. — Fig. XV. Gewöhnliche Schritte rückwärts. — Fig. XVI. Runde Schritte in auswärts gebogenen Linien rückwärts. — Fig. XVII. Runde Schritte in auswärts gebogener Linie vorwärts. — Fig. XVIII. Seitenſchritte rechts und links. — Fig. XIX. a. Eine Kreisbewegung (*tour de jambe*) mit dem rechten Fuße auswärts geführt; b. eine Kreisbewegung einwärts. — Fig. XX. Geſchlängelte Bewegung des Schrittes (*pas tortillé*): a. vorwärts, b. ſeitwärts, c. rückwärts. — Fig. XXI. Battirte Schritte (*pas battu*): a. vor dem Fuße; b. neben dem Fuße; c. hinter dem Fuße; d. in der Luft, ohne den andern Fuß zu berühren. — Fig. XXII. Elemente der Schritte: a. das Zeichen zum Biegen; b. zum Heben; c. zum Hüpfen; d. zum Springen; e. zum Fallen im Schritt; f. der geſtrichene Schritt; g. der Fuß in der Luft; h. der Punkt zeigt an, daß die Spitze des Fußes auf die Erde geſetzt wird; i. die Ferſe aufgeſetzt. — Fig. XXIII. Wendungen des Körpers: a. ein Viertelskreis auf der Schrittlinie zeigt an, daß der Körper während des Schrittes eine Viertels-Wendung macht; b. eine halbe Wendung; c. eine Dreiviertels-Wendung; d. eine ganze Drehung des Körpers um ſeine Achſe. Der beigefügte Punkt zeigt an, auf welcher Seite die Drehung angefangen wird, und darf nicht fehlen; e. bedeutet eine Achttels-Wendung. Der kleine Bogen darf die Schrittlinie nicht berühren und muß frei abſtehen. — Fig. XXIV. Bezeichnung mehrer Bewegungen während eines Schrittes: a. erſt gebogen, dann gehoben; b. erſt gehoben, dann gebogen; c. gebogen, dann gehüpft; d. gehüpft und dann gebogen; e. gebogen, gehüpft und wieder gebogen; f. gebogen und geſprungen; g. gehoben und gefallen; h. gebogen, gehoben und geſtrichen; i. gebogen, gehoben und den Fuß in die Luft geſtreckt; k. gebogen, gehüpft und während des Hüpfens eine halbe Wendung; l. gebogen, gehoben und den geſtreckten Fuß mit der Spitze aufgeſetzt; m. gebogen, gehüpft und die Ferſe auf die Erde geſetzt. — Fig. XXV. Art und Weiſe, die Zeichen zu ſetzen, ob die Bewegung zu Anfang, in der Mitte oder zu Ende des Schrittes geſchehen ſoll: a. zu Anfang des Schrittes gebogen; b. während des Schrittes gebogen; c. zu Ende des Schrittes gebogen; d. zu Anfang des Schrittes gehoben; e. in der Mitte des Schrittes gehoben; f. zu Ende des Schrittes gehoben; g. gebogen und gehoben zu Anfang des Schrittes; h. gebogen und gehoben in der Mitte des Schrittes; i. gehoben und gebogen zu Ende des Schrittes; k. gebogen zu Anfang und gehoben in der Mitte des Schrittes; l. gebogen zu Anfang und gehoben am Ende des Schrittes; m. in der Mitte des Schrittes gebogen und am Ende gehoben. — Fig. XXVI. Wo ein Punkt angebracht iſt, wird der Fuß geſetzt. Steht der Punkt auswendig, ein zweiter inwendig, wird der Fuß in zwei Tempo auf die Erde geſetzt, und allezeit zuerſt, wo der Punkt auswendig ſteht. a. Erſt die Spitze des Fußes, dann die Ferſe auf die Erde geſetzt; b. erſt die Ferſe, dann die Spitze niedergeſetzt; c. hier ſind zwei Punkte, keiner auswärts noch einwärts, und bedeutet, daß der Fuß platt, mit Spitze und Ferſe zugleich aufgeſetzt wird. — Fig. XXVII. Zwei Punkte neben einander bezeichnen den Ort, worauf der Schwerpunkt des Körpers gebracht wird; a. der Schwerpunkt des Körpers ruht auf der

Digitized by Google

Spitze des Fußes; b. der Schwerpunkt iſt auf der Ferſe. — XXVIII. Der Punkt bedeutet, ob auf der Spitze oder Ferſe gebogen, gehoben, geſtrichen, geſprungen wird; a. auf der Spitze biegen; b. auf der Ferſe biegen; c. auf dem platten Fuße biegen; d. auf der Spitze gehoben; e. auf der Ferſe gehoben; f. auf dem platten Fuß gehoben; g. auf der Spitze gehüpft; h. auf der Ferſe gehüpft; i. auf dem platten Fuße gehüpft; k. auf der Spitze geſtrichen; l. auf der Ferſe geſtrichen; m. auf dem platten Fuße geſtrichen. — Fig. XXIX. Bewegungen der Füße auf der Stelle, ohne einen Schritt zu thun. Die Zeichen dazu werden an die Figur des Fußes gemacht: a. gebogen mit einem oder beiden Füßen; b. gehoben; c. gehüpft; d. geſprungen; e. auf den Spitzen ſtehen; f. auf den Ferſen ſtehen; g. den Fuß gehoben und wieder auf die Spitze geſetzt; h. auf den Spitzen links gedreht; i. auf den Ferſen rechts gedreht; k. ein Fuß auf der Spitze, der andere auf der Ferſe gedreht; l. erſt biegen, dann hüpfen; m. erſt hüpfen, dann biegen; n. Sprung auf beiden Füßen; o. im Hüpfen eine Viertels-Wendung links; p. im Hüpfen eine halbe Wendung rechts; q. im Hüpfen eine ganze Wendung des Körpers um ſeine Achſe (*Salto rondo*). — Fig. XXX. Wenn ſich beide Füße zugleich bewegen, wie bei dem pas echappé, ſo werden die Schrittlinien mit einem gebogenen Strich verbunden: a. biegen und mit beiden Füßen zugleich in die zweite Poſition hüpfen; b. biegen und mit beiden Füßen zugleich in die vierte Poſition hüpfen; c. mit beiden Füßen zugleich geſtrichen in die zweite Poſition gehen; d. mit beiden Füßen zugleich geſtrichen in die vierte Poſition; e. mit beiden Füßen geſtrichen aus einander und in der zweiten Poſition in die gebogenen Knie gefallen; f. das nämliche in die vierte Poſition. — Fig. XXXI. Das Drehen der Füße: a. auf den Spitzen ſtehen und die Ferſen auswärts drehen; b. auf den Ferſen ſtehen und die Spitzen einwärts drehen; c. auf den Spitzen ſtehen, die Ferſen auswärts und ſogleich wieder zurückdrehen; d. auf den Ferſen ſtehen, die Spitzen einwärts und wieder auswärts drehen; e. den Fuß in der Luft mit der Spitze ein- und auswärts gedreht; f. den Fuß in der Luft mit der Ferſe aus- und einwärts gedreht; g. auf den Spitzen beide Ferſen rechts gedreht; h. auf den Spitzen beide Ferſen links drehen; i. auf den Ferſen beide Spitzen links drehen; k. auf den Ferſen beide Spitzen rechts drehen. — Fig. XXXII. Sprünge mit beiden Füßen zugleich: a. vorwärts aus der erſten in die zweite Poſition; b. rückwärts; c. ſeitwärts aus der erſten Poſition wieder in die erſte; d. vorwärts als Kreuzſprung (*Saute croisé*) aus der erſten in die fünfte Poſition; e. rückwärts oder vorwärts aus der fünften wieder in die fünfte Poſition; f. ſeitwärts aus der fünften wieder in die fünfte Poſition geſprungen. — Fig. XXXIII. Battements der Füße: a. mit dem rechten Fuße aus der zweiten Poſition mehrmals vor und hinter dem linken battirt, und den rechten Fuß wieder in die zweite Poſition ſetzen; b. mit dem linken Fuße um dem rechten battirt, und in der fünften Poſition vor dem rechten Fuße geſchloſſen. — Fig. XXXIV. Ein Entrechat. Mit beiden Füßen zugleich in die Höhe geſprungen und in der Luft ſo oft verwechſelt, als es die kleinen Zeichen anzeigen. Am Ende zeigt die fünfte Poſition mit den Punkten, daß der Tänzer blos auf die Spitzen herabfallen ſoll. — Fig. XXXV. Wenn die Schrittlinie einfach, doppelt oder dreifach iſt, zeigt es das Langſame, Geſchwinde und Schnelle an: a. langſamer Schritt; b. geſchwinder Schritt; c. ſehr ſchneller Schritt. Die größere Geſchwindigkeit der Schritte durch vermehrte Linien anzuzeigen, hat man von der Unterſtreichung der Noten entlehnt. — Fig. XXXVI. a. Ein Menuet-Pas ſeitwärts; b. Menuet-Pas vorwärts; c. Menuet-Pas rückwärts. — Fig. XXXVII. Eine kleine Zuſammenſetzung von figurirten Tanzſchritten als Exempel. 1) Der rechte Fuß battirt, biegt und macht einen geſtrichenen Pas rechts in die zweite Poſition. 2) Der linke Fuß macht mehre Battements um den rechten, biegt, ſtreicht gegen die vierte Poſition, hebt ſich in die Luft und ſetzt ſich dann mit der Spitze nieder. 3) Der rechte Fuß battirt einmal leicht vor dem linken, macht einen geſtrichenen Pas vorwärts und ſetzt ſich auf den platten Fuß. 4) Der linke Fuß hebt ſich in die Luft, battirt hinter dem rechten und ſpringt leicht ſeitwärts. 5) Der rechte Fuß biegt, ſtreicht und ſtreckt ſich in die Luft, macht eine Kreisbewegung (*tour de jambe*) rechts und ſpringt auf die Spitze in die fünfte Poſition vor dem linken Fuß, welcher den Sprung mit macht, ohne ſeinen Platz zu verändern. 6) Der rechte Fuß hebt ſich ſogleich wieder, es folgt auf dem linken Fuße eine ganze Wendung des Körpers links um (ganze *pirrouette*), der rechte Fuß ſetzt ſich in die fünfte Poſition hinter dem linken, welcher ſich vor dem rechten anſchließt. 7) Das Anſchließen und Nachfolgen des linken Fußes. 8) Der linke Fuß battirt vor dem rechten und ſetzt ſich rückwärts in die vierte Poſition. 9) Der rechte Fuß battirt vor dem linken und ſetzt ſich hinter demſelben in die fünfte Poſition. 10) Beide Füße hüpfen zugleich in die zweite Poſition. 11) Beide Füße ſpringen leicht in die Höhe, während dem der rechte vor und hinter demſelben battirt, und ſich beim Niederfallen wieder in die zweite Poſition ſetzt. 12) Der linke Fuß battirt vor dem rechten und ſpringt in die zweite Poſition. 13) Der rechte Fuß biegt und macht einen geſtrichenen Pas, der ſich mit Heben endet, in die fünfte Poſition hinter dem linken. 14) Der linke Fuß hebt ſich ſeitwärts in die Luft, und ſchließt hüpfend wieder vor dem rechten, welcher zu gleicher Zeit mithüpft und ſich hinten anſchließt. Die Linie, welche beide Punkte verbindet, welche den Anfang des Pas bezeichnen, zeigt an, daß beide Füße ſich zugleich bewegen. — Fig. XXXVIII. Zeichen für die Bewegungen der Arme und Hände. 1) Der ausgeſtreckte Arm; a. die Schulter; b. der Ellenbogen; c. die Hand. 2) Arm mit gebogener Hand. 3) Der gebogene Arm. 4) a. Der Arm in die Höhe gehoben; b. hängende Arm. 5) Beide Arme gehoben. 6) Ein Arm geſtreckt, der andere aufwärts gehoben. 7) a. Handwegung von unten aufwärts; b. Handbewegung von oben abwärts. 8) a. Bewegung des Ellenbogens von unten aufwärts; b. Bewegung des Ellenbogens von oben abwärts. 9) a. Kreisbewegung des ganzen Armes von unten aufwärts; b. Kreisbewegung des ganzen Armes von oben abwärts. 10) Zeichen zum Hände geben und loslaſſen: a. die rechte

Hand geben; b. die linke Hand geben; c. beide Hände geben; d. der ſenkrechte Strich durch das Handzeichen bedeutet, daß die Hände losgelaſſen werden. (*Roller.*)

Zu CRUSTACEA.

Taf. I. Man verdankt dem franzöſiſchen Naturforſcher Desmareſt die Beobachtung *), daß die Vertheilung der Erhöhungen und Vertiefungen, welche man auf der Rückenſchale (clypeus, franz. carapace) der Cruſtaceen bemerkt, nicht unregelmäßig, ſondern beſtimten Geſetzen unterworfen iſt. — Die Maſſen nämlich, oder Vorſprünge, welche die erſteren bilden, entſprechen genau jenen der unter ihnen liegenden Eingeweide, und die Grenzen dieſer Maſſen ſind durch vertiefte Linien angedeutet.

Dieſe Entdeckung verſpricht für die genauere Beſchreibung der Kruſtenthiere nicht unbedeutende Vortheile, indem nach derſelben der innere Bau nach dem äußern, wenn auch nicht ganz genau, doch ziemlich ſicher beſtimt und dadurch unterſcheidendere Kennzeichen gewonnen werden können. Um aber auch ſogleich die Terminologie (Kunſtausdrücke) gehörig feſtzuſtellen, hat Desmareſt jene Erhöhungen u. ſ. w. „Gegenden" (regiones) genant und bezeichnet ſie auf folgende Weiſe: Magengegend (regio stomachalis) heißt ein vorn auf der Mittellinie liegender Raum, unter dem im Innern der Magen ſeinen Platz hat; Zeugungsgegend (regio genitalis) heißt eine, ebenfalls auf der Mittellinie, hinter der erſtern liegende, kleinere Stelle, unter welcher ſich die Geſchlechtsorgane des Männchens ſowol als des Weibchens befinden; die Herzgegend (regio cordicalis) liegt hinter jener zweiten und bezeichnet die Stelle des Herzens; die Kiemengegenden (regiones branchiales) haben einen ziemlichen Umfang zu beiden Seiten der Mitte und bedecken die Kiemen; vor ihnen zur Seite der Magengegend liegen die vordern Lebergegenden (regiones hepaticae anteriores), und hinten an der Mitte des hintern Randes der Schale befinden ſich die hintern Lebergegenden (r. h. posteriores), und beide zuſammen bezeichnen die Stellen, wo die Leber ſichtlich hervortrit; ein Organ, welches bei allen kurzſchwänzigen Cruſtaceen ſehr umfangreich iſt, und ſich faſt auf der ganzen innern Seite ihres Körpers ausbreitet.

Dieſe Gegenden haben bei den kurzſchwänzigen Cruſtaceen eine verſchiedene Größe. Bei den Gattungen Leucosia, Dromia, Pinnotheres und Corystes ſind ſie kaum zu unterſcheiden, während ſie bei Parthenope, Inachus, Dorippe und vielen eigentlichen Krabben ſehr deutlich hervortreten. Andere Krabben: Portunus, Orypode, Gonoplax u. ſ. w. halten das Mittel zwiſchen dieſen beiden Extremen. Bei den meiſten dieſer Cruſtaceen iſt die Magengegend ſehr entwickelt und liegt mit den vordern Lebergegenden in einer Querlinie. Bei einigen Gattungen aber, z. B. Inachus, Maja, Macropodia, Leptopodia, Dorippe, trit ſie nach vorn vor und gibt dadurch dem Körper eine ziemlich dreieckige Form. Die Zeugungsgegend iſt im Allgemeinen ſehr entwickelt und verlängert ſich faſt immer in der Mitte der Magengegend in eine Spitze, welche dieſe letztere gleichſam in zwei Hälften theilt. Ebenſo iſt die Herzgegend immer ſichtbar und liegt auch immer an derſelben Stelle, nämlich etwas hinter dem Mittelpunkte des Rückenſchildes, und nur bei Dorippe ſtößt ſie an deſſen hintern Rand an und verdrängt die hintere Lebergegend. Am meiſten ändern die Kiemengegenden ab, die bei den eigentlichen Krabben (Cancer) und Portunus nichts Ausgezeichnetes haben; dagegen bei den Gattungen Dorippe, Inachus, Maja u. ſ. w. ſehr deutlich hervortreten und ſtark gewölbt ſind. Bei den beiden letztern Gattungen iſt dies in der Maßen der Fall, daß ſie hinten zuſammentreten und die Stelle der hintern Lebergegend mit einnehmen. Bei den Gattungen Ocypode, Gelasimus u. ſ. w. ſind ſie oben flach und helfen die viereckige Geſtalt dieſer Cruſtaceen bilden. Bei der Gattung Grapsus zeigen ſie ſich ebenſo, haben aber bei mehreren auf der Oberfläche ſchiefe vorſpringende Linien, welche den unter ihnen liegenden Kiemenbündeln zu entſprechen ſcheinen. Bei den meiſten derjenigen Cruſtaceen, bei welchen die Seitenwinkel des Rückenſchildes ſehr deutlich gebildet ſind, z. B. bei den Gattungen Portunus, Podophthalmus und Lupa, geht von dieſen Winkeln eine Querlinie aus, welche den vordern Rand dieſer Kiemengegenden bezeichnet. Bei Gegarcinus, wo der Kopf herzförmig und hinten ſtark abgeſtutzt iſt, ſind die Kiemengegenden ſo ſtark nach vorn gewölbt, daß ſie an die Stelle der vordern Lebergegenden treten. Endlich bilden ſie bei Ixa auf jeder Seite des Körpers eine cylindriſche oder kegelförmige Verlängerung.

Was die Lebergegenden anbetrifft, ſo ſpringen ſie nie bedeutend vor, ja ſie unterſcheiden ſich von den andern ſogar durch ihre flache Bildung. Die beiden vordern ſind meiſt bei denjenigen Cruſtaceen, deren Rückenſchild viereckig oder halbzirkelförmig iſt, ziemlich deutlich, verſchwinden aber faſt ganz bei denjenigen, bei welchen es dreieckig iſt. Faſt auf gleiche Weiſe verhält es ſich mit der hintern Lebergegend.

Die langſchwänzigen Cruſtaceen haben zwar auch ein Rückenſchild, das in der Regel halb cylindriſch, wie bei den Gattungen Astacus, Palinurus, Palaemon, doch mitunter auch mehr oder weniger platt, wie bei Scyllarus, Ibacus, Eryon u. ſ. w. iſt. Oft iſt dieſes Rückenſchild oben mit einer tiefen, nach hinten bogigen Querlinie verſehen, durch welche gleichſam die Trennung eines Kopfs von einem Bruſtſtück angezeigt wird. In der Mitte und hinter dieſer Linie finden ſich zwei andere, einander parallel laufende, doch etwas getrente Längslinien. Der Theil, den man nun als den Kopf anſehen kann, enthält nicht allein die dieſem zukommenden Organe, ſondern auch die Magen- und vordere Lebergegend. Zwiſchen den hintern Furchen liegen die Zeugungsgegend, die Herzgegend und die hintere Lebergegend mehr oder weniger in einander übergehend, und zu jeder Seite der Längsfurchen und hinter der Querlinie liegen die Kiemengegenden.

Bei der Gattung der Flußkrebſe iſt die Magengegend mit den vordern Lebergegenden, und die andern drei, wel-

---

*) Deſſen et Brongiart Histoire nat. des Crustacés fossil. Paris 1822. 4. p. 73.

che nach derſelben kommen, unter einander verfloſſen. Die Gattung Galathea hat eine Magen-, eine Herz-, zwei Kiemen- und zwei Lebergegenden, welche ganz, wie bei den Krabben, auf der Seite liegen. Bei der Gattung Scyllarus iſt die Magengegend dreieckig und nach vorn ſehr breit, zwei kleine Lebergegenden liegen ſeitlich, die Zeugungsgegend iſt ſehr gewölbt und ſtachelig, die zwei Kiemengegenden ſind ſchmal. Bei der Gattung Palinurus bemerkt man einen mehr zuſammengeſetzten Kopf, die Zeugungsgegend iſt deutlicher und bei einigen Arten bilden die Kiemengegenden auf jede Seite einen ſehr auffallenden Vorſprung. Der weiche und ſcheinbar verbildete Kopf der Pagurus-Arten zeigt doch die Magen- und vordern Lebergegenden, welche von der Herz- und den Kiemengegenden durch eine Querfurche getrent ſind.

Dieſe verſchiedenen Gegenden werden bei den langſchwänzigen Cruſtaceen, deren ſehr dünner und biegſamer Kopf doch noch ein hornartiges Anſehen behält, wie bei den Gattungen Palaemon, Peneus, Crangon u. ſ. w. undeutlich, und ſind deswegen ſchwerer zu bezeichnen.

Unſere Tafel I. iſt nun beſtimt, dieſe Verhältniſſe bildlich darzuſtellen.

Fig. 1. zeigt das Rückenſchild von Carcinus maenas L., einer der gewöhnlichſten Krabben der nordteutſchen Meere; aa. die Magengegend; b. die Zeugungsgegend; c. die Herzgegend; dd. die hintere Lebergegend; ee. die Kiemengegenden; ff. die vordern Lebergegenden.

Fig. 2. zeigt denſelben Krebs, jedoch das Rückenſchild oben abgenommen; aaaa. iſt der Magen; bb. ſind die Zeugungsorgane; c. das Herz; dd. die Kiemen; eff. die Leber.

Fig. 3. Astacus fluviatilis, der Flußkrebs, mit Wegnahme der Gliedmaſſen, wie in voriger Figur, ſo weit ſie zur Erläuterung des Gegenſtandes nicht erfoderlich ſind: a. die Magengegend; b. die Zeugungsgegend; c. die Herzgegend; d. die hintere Lebergegend; ee. die Kiemengegend.

Fig. 4. zeigt dieſelbe Figur nach Wegnahme des Rückenſchildes: aaaa. iſt der Magen; b. die Zeugungstheile; c. das Herz; ddddd. die Leber; ee. die Kiemen; ff. ſind Muskeln der Kiefern.

Fig. 5. ſtellt Telphusa fluviatilis in etwas geringerer als natürlicher Größe vor, indem bei dieſer der Quer- und Längsdurchmeſſer des Rückenſchildes zwei Zoll beträgt. — Dieſe Figur, als Maßſtab angenommen, wird ſich auch ergeben, in wiefern die folgenden Figuren mehr oder weniger vergrößert, oder auch in natürlicher Größe abgebildet ſind. Zugleich mag dieſer Krebs als Typus der kurzſchwänzigen Cruſtaceen dienen.

Fig. 6. ſtellt den äußern rechten Kieferfuß (pied machoire) vor: A. iſt ſein innerer Stamm, abcdef ſind ſeine Glieder; B. iſt der äußere Stamm, oder die geiſelförmige Fühlſpitze (Freßſpitze, palpe).

Fig. 7. iſt ein Kiefer des vierten Paares mit der Fühlſpitze.

Fig. 8. ein dergl. des dritten Paares.

Fig. 9. ein dergl. des zweiten Paares.

Fig. 10. ein dergl. des erſten Paares.

Fig. 11. eine Kinnlade (mandibula) mit Palpe.

Fig. 12. die obere —

Fig. 13. die untere Lippe oder Zunge.

Fig. 14. ein hinterer Fuß: a. die Hüfte, b. der Gelenkkopf, c. der Schenkel, d. das Schienbein, e. der Metatarſus, f. der Tarſus oder die Klaue.

Fig. 15. eine Scheere: a. der bewegliche Finger; b. der unbewegliche (die Hand); c. der Arm, (franz. carpe).

Fig. 16. äußerer rechter Fühler (antenna).

Fig. 17. desgl. der innere.

Fig. 18. Untere Anſicht eines weiblichen Thieres, nach Wegnahme einiger Glieder: abcde. die zum Bruſtſtück (untere Seite des Rückenſchildes) gehörigen Theile; fghi. die dieſen Stücken zur Seite liegenden Theile; kk. Öffnungen der weiblichen Geſchlechtstheile; llll. die ſogenanten falſchen oder Schwimmfüße; n. ein dergl. einzelner.

Fig. 19. das Bruſtſtück des Männchens mit den Zeugungsorganen.

Fig. 20. a. eine der männlichen Ruthen, nebſt b. einem falſchen Fuße.

Taf. II. Fig. 1. zeigt als Typus der Stomapoda, Squilla scabricanda *Latr.*, männliches Exemplar, von unten geſehen: aa. ſind die mittleren Fühler; bb. die äußeren Fühler (antennae); cc. die Augen; dd. die Kiefernfüße des erſten; ee. des zweiten Paares, oder die Scheeren; ff. gg. hh. Kiefernfüße des 3ten, 4ten und 5ten Paares; ii. die Freßſpitzen (palpi) der Mandibeln; ii. das Bruſtſtück; kk. ll. mm die eigentlichen Füße; nn. eigenthümliche, fußähnliche Anhängſel des Männchens; o. letztes Körperſegment; pp. Seitenfloſſen; q.q.q.q. Floſſenfüße oder Schwimmfüße. — Hauptfigur natürliche Größe.

Fig. 2. Cyamus Ceti, die Wallfiſchlaus. Sehr vergrößert. Die natürliche Größe beträgt etwa 3 Linien.

Fig. 3. Bopyrus squillarum *Latr.* Monoculus crangorum *Fabr.*, Weibchen (?) von der Seite geſehen, vergrößert. Die natürliche Größe iſt etwa ¼ Zoll.

Fig. 4. deſſelben als Männchen angenommenes Exemplar von unten; ſehr vergrößert. Natürliche Größe 2 Linien. — Gehört mit Fig. 2. zu der Abtheilung Entomostracea.

Fig. 5. Limulus (Monoculus *L.*) Polyphemus, von unten geſehen, das Schwanzende abgeſchnitten, ebenfalls noch zu den Entomoſtraceen gehörig: — aa. ſcheerenförmige Anhänge (nach Cuvier Palpen, nach Savigny Anhangs-Mandibeln); b.c.d.e.f.g. Füße, am Ende mit Scheeren, deren ſtachelige Hüften Kiefernſtelle vertreten; k. die untere Lippe; l. der Kehlkopf; m. n. Platten, welche die Kiemen bedecken.

Fig. 6. Apus cancriformis *Latr.* Schäffers fiſchförmiger Kiefenfuß. — Weibliches Exemplar, von unten geſehen, natürliche Größe: b. das Rückenſchild; cc. die Fühler (antennae); ii. die Mandibeln; kk. die äſtigen Füße des erſten Paares; ll. die Kiemenfüße; mm. die Schwanzfäden (um Raum zu ſparen in der Figur abgekürzt); o. Kiefer des zweiten Paares; p. die geſpaltene Zunge, an welcher ein gefranzter Kanal gerade in den Magenmund führt.

Fig. 7. Cyclops vulgaris *Leach*, Monoculus quadricornis *Linn*. Weibchen, von oben geſehen, ſehr vergrößert, natürliche Größe $\frac{1}{12}$ Linien; aa. Fühler; cc. die äußern, d. die innern Eierbehälter.

Fig. 8. Junges Exemplar von C. vulgaris.

Fig. 9. Polyphemus stagnorum *Lamarck*, Monoculus Pediculus *L*. Stark vergrößerte Seitenanſicht; natürliche Größe $\frac{1}{4}$ Linie. Mit den vorigen und den nachfolgenden zu den Entomoſtraceen gehörig.

Fig. 10. Daphnia Palex, von der Seite geſehen, ſtark vergrößert; die natürliche Größe beträgt nur eine Linie.

Fig. 11. desgl. nach Wegnahme der Schale: a. das Auge; b. der ſchnabelförmig verlängerte Kopf; c. der Rückenabſatz; dddd. die Körperſegmente; e. das Körperende mit ſeinem Haken; f. der After; g. der Mund; h. der Magenmund; i. der Magen; kk. der Darm; l. das Herz; m. der Blinddarm; nnnn. der rechte Eierſtock; o. die Höhle auf dem Rücken, in welcher die Eier liegen; pppp. die untern Gliederpaare.

Fig. 12. Cypris fusca, *Strauſs*; ſtark vergrößert, mit weggenommenen Schalen; natürliche Größe $\frac{1}{12}$ Linien: aa. der Umriß, welchen die Schalen bilden; b. Urſprung der ſie verdoppelnden Haut; c. das Auge; dd. Fühler, jedoch mit Weglaſſung der Borſten; e. erſtes, f. zweites, g. drittes Fußpaar; h. der Schwanz; i. die Lefze; k. die Mandibel; l. die Freßſpitze; m. Kiefer des erſten, n. des zweiten Paares; o. Kieme; pp. hinterer Theil des linken Eierſtocks; r. Einfügung des Gefäßes, welches als Teſtikel betrachtet wird.

Fig. 13. Cypris ornata, von der Seite geſehen. Natürliche Größe $\frac{1}{12}$ Linien.

Fig. 14. Cypris unifasciata, von der Rückenſeite. Natürliche Größe $\frac{1}{4}$ Linien.

Fig. 15. Branchipus stagnorum. Männchen, von der Seite geſehen; natürliche Größe 1 Zoll: a. die netzförmigen Augen; b. die Fühler; cc. die mandibelförmigen Hörner; dd. die rüſſelartigen Tentakeln, welche beweglich und ſpiralförmig eingerollt ſind; e. das kleinere, nicht netzförmige Auge; fff. die Schwimmfüße; g. die Ruthen; hh. der Schwanz; ii. die Endfaden deſſelben.

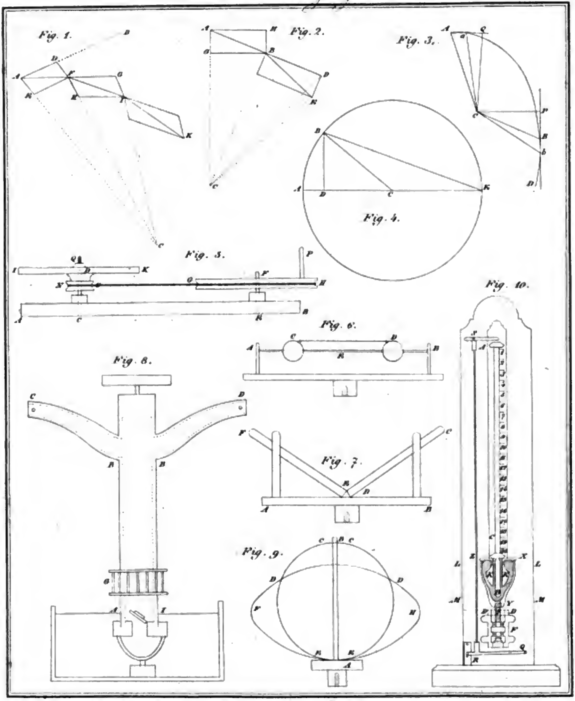
Fig. 16. Ein junger Branchipus, nach der erſten Häutung, um die große Verſchiedenheit deſſelben vom erwachſenen zu zeigen. (*D. Thon*.)

Halle, gedruckt bei Friedrich Ruff.

Digitized by Google

Digitized by Google

Centralbewegung.

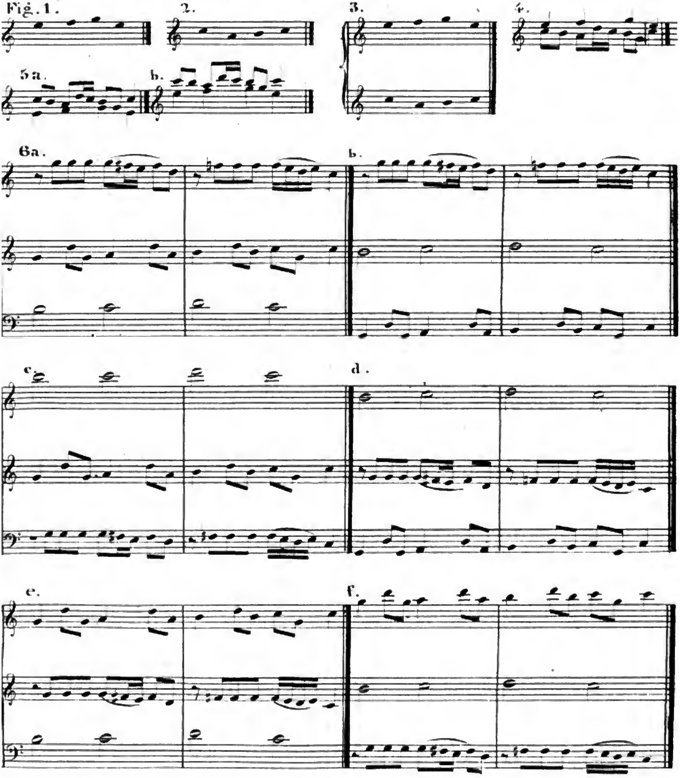


Zur Allgem. Encyclopädie v. Ersch u. Gruber gehörig.

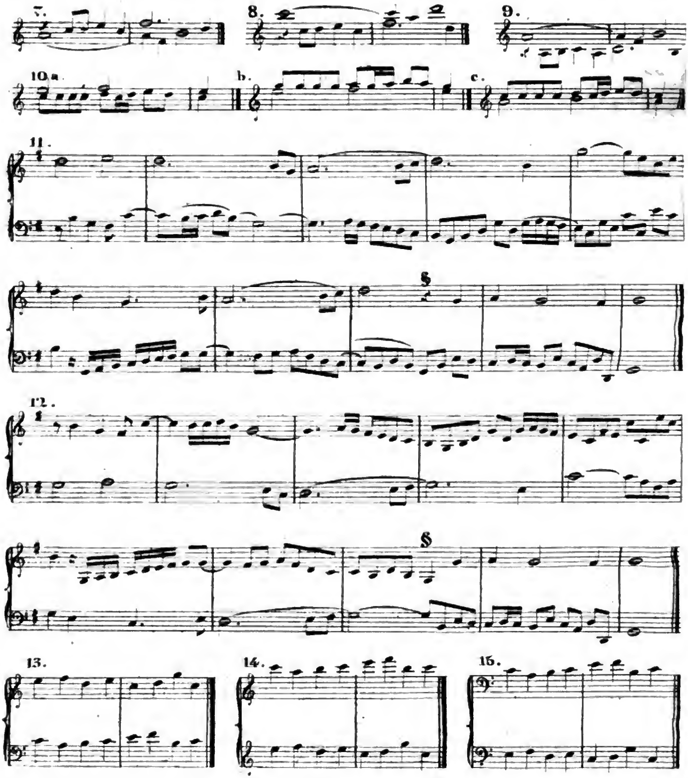
Digitized by Google

Digitized by Google

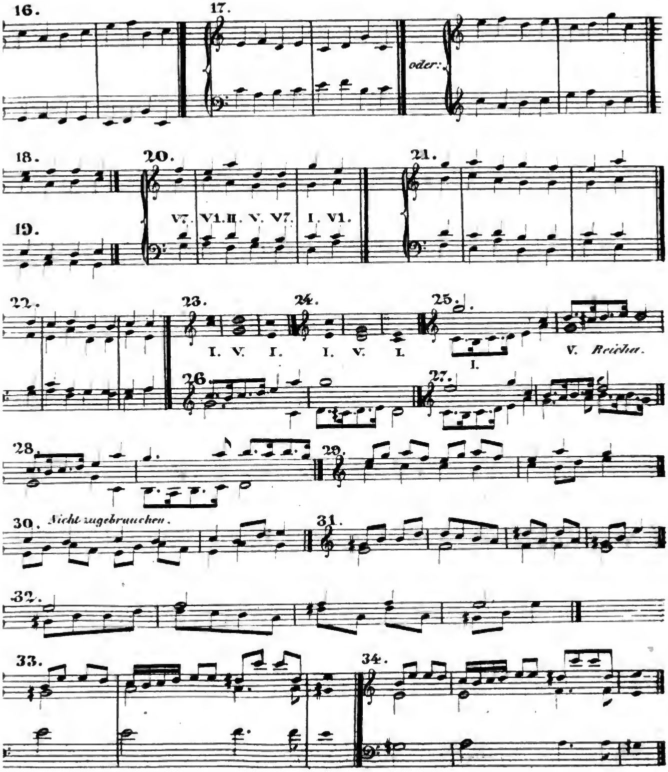
Zu dem Artikel: Contrapunkt.



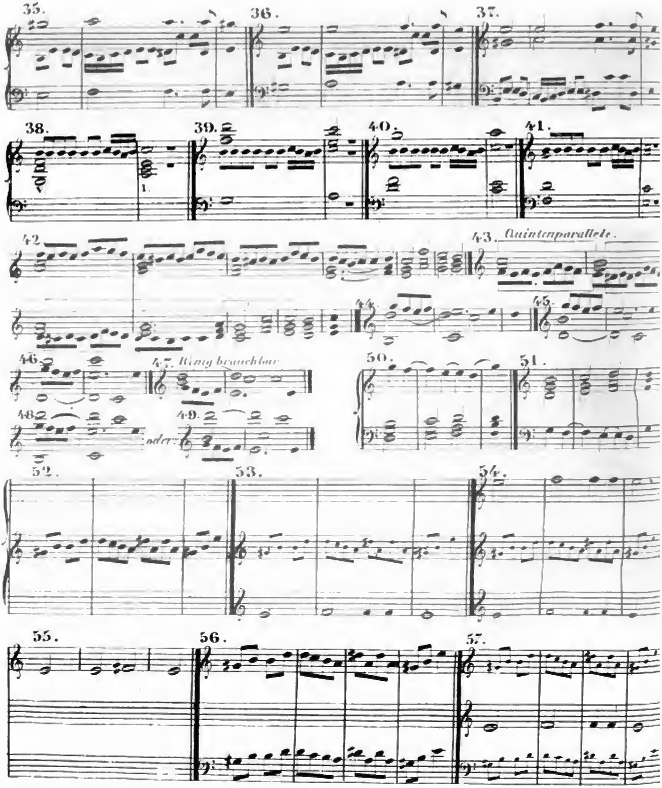
Digitized by Google



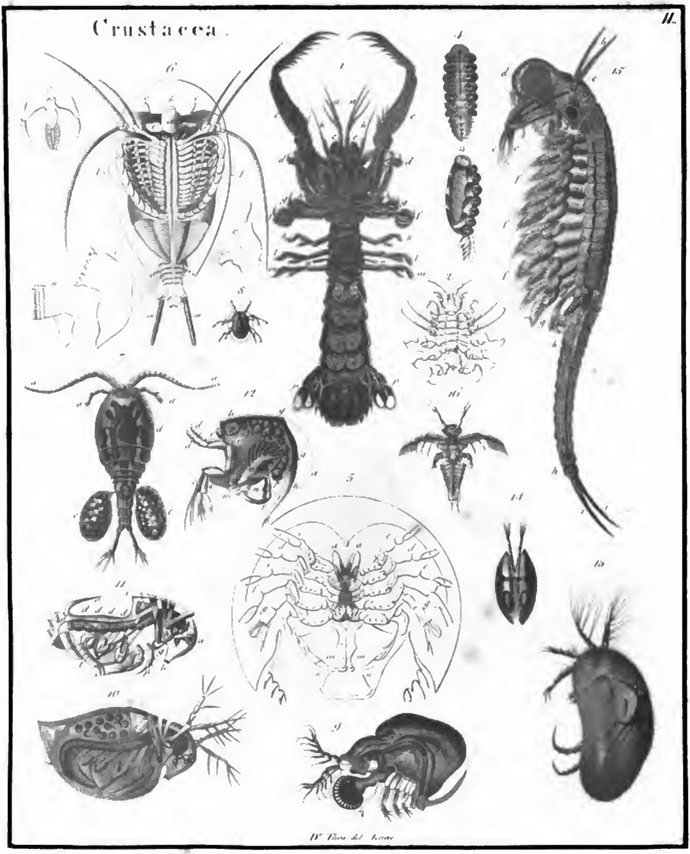
Digitized by Google



Digitized by Google



Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

ogle